Digitized by Google

<36602746270010

<36602746270010

<36602746270010

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 3.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 3.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte, Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

---

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Nro. 20.

gestellt von A. Wendt. — Vorzügliche Glasgemälde und Limosins 2c. (Beschl.) — Leipzig. Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur in Leipzig vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden.

Nro. 21.

Kunstliteratur. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte 2c. (Forts.) — Neue Kupferwerke. Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Lange 2c. —

Nro. 22.

Johann Adam Klein's Gemälde, Handzeichnungen und radirte Blätter in der Hertelschen Kunstsammlung zu Nürnberg. — Kunstliteratur. Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte 2c. (Beschl.) — Toulouse. — Paris.

Nro. 23.

Neueste Kunstunternehmungen in München. — Johann Adam Klein's Gemälde 2c. (Forts.) — Danneckers Christus in der Kirche zu Neresheim.

Nro. 24.

Ueber altgriechische Baukunst. — Johann Adam Klein's Gemälde 2c. (Beschl.) — Paris.

Nro. 25.

Wandmalereien des Kapitelsaales im Kloster St. Francesco zu Pisa von Niccolo Petri. — Ueber altgriechische Baukunst. (Beschluß.)

Nro. 26.

Kunstliteratur. Mittheilungen aus Wien: Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften 2c., herausgegeben von Franz Pietznigg. — Restauration des Theaters in Bordeaux. — Bayern. — Kunstanzeige.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Romane. 1) Scipio Cicala. (Beschl.) — 2) Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt, von Bronikowski. — 3) Die Frauen von Neidschütz. Novelle von Bronikowski.

Nro. 24.

Romane. 3) Die Frauen von Neidschütz. (Beschluß.) — 4) Die Irrwische des Tags. Ein Roman aus der neuesten Zeit, von O. L. B. Wolff. — 5) Die lezten Zapolya, von Francisca v. Stengel. — 6) Angela. Eine Geschichte in Briefen, von Agnes Franz. — 7) Die Palme. Roman aus der bayrischen Geschichte, von Adeline von D. — 8) Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des 16ten Jahrhunderts, von W. v. Oertel.

Nro. 25.

Romane. 9) Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von Sagoskin. Aus dem Russischen übersezt von E. Göring. — 10) Atar-Gull, von Eugène Sue. Aus dem Französischen.

Nro. 26.

Romane. 11) Cabanis. Roman in sechs Bänden, von W. Alexis. — 12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verf. des Hadschi Baba, von Sporschill.

Nro. 27.

Romane. 12) Zohrab, der Geißel. (Beschl.) — 13) Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades, von Herloßsohn. — 14) Die Geschwister. Ein Roman von Adeline v. T. — 15) Freundes-Treue. Historisch-romantische Erzählung von Coralli. — 16) Erzählungen: Die Vielgeprüfte. Der Doppelgänger, von A. v. Schaden. — 17) Der Dorfpfarrer von Wakefield, ein Roman von Olivier Goldsmith, in drei Sprachen (englisch, französisch und deutsch) und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Winterling. — 18) The Vicar of Wakefield by Dr. Goldsmith. — 19) Sammlung ausländischer Romane. Peregrine Pickle von Smollet. Aus dem Englischen übers. von Vogt, und die Geschichte des Guzman d'Alfarache von Matheo Aleman. Nach Lesages Bearbeitung aus dem Französischen von Gleich. — 20) Ultime lettere di Jacopo Ortis. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche, von Ghezzi.

Nro. 28.

Staatswissenschaft. 1) Code diplomatique. Par le baron Charles de Martens. — Vermischte Schriften. 1) Sphynx. Räthselalmanach auf 1833 von Freimund Ohnesorgen. — 2) Zeitvertreib für Sprachfreunde, von Giftschütz. — Bücherkunde. Kritisches Verzeichniß höchst seltener Incunabeln und alter Drucke in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg, von Merkel.

Nro. 29.

Staatswissenschaft. 2) Geschichte der Staatswissenschaft, von Weitzel. — 3) Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters, von Hüllmann. — Genealogie. Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte, von Damberger.

Nro. 30.

Staatswissenschaft. 4) Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsres Jahrhunderts, von Murhard. — 5) Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt 2c., von Murhard. — 6) Staatswissenschaftliche Vorlesungen 2c., von Pölitz. — Italienische Literatur. 1) Il Parnasso Italiano continuato etc. — 2) Teatro classico Italiano antico e moderno.

Nro. 31.

Staatswissenschaft. 7) Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von F. v. Raumer. — 8) Worüber streitet man jezt? Auszug aus einer Rede von dem schwedischen Bischof Dr. Tegner.

Nro. 32.

Staatswissenschaft. 9) Konstitutionelle Phantasien eines alten Steuermanns im Sturm des Jahrs 1832. — 10) Niccolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von Ziegler.

Nro. 33.

Staatswissenschaft. 11) Anselms von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. — 12) Ueber das Revolutioniren des Rechtsbestandes, von Baader. — 13) Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein. Ein liberaler Katechismus für sehr viele Servile. — 14) Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, von Vollgraff. — 15) Das revolutionäre und konstitutionelle Treiben oder der Liberalismus unsrer Zeit von Hönicke. — 16) Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst Einleitung von Dr. Rust. — 17) Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung, von Mundt. — 18) Ueber Preßfreiheit, Protestantismus 2c. — 19) Versuche zum Sehen, oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft, von Distling. — 2) Encyklopädie der Staatswissenschaften, von Lübau.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählung.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Nro. 28.

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 45.

Literatur-Blatt.

der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt" . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Januar 1833.

Da führtest du aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht.
Schiller.

Den Manen Goethe's.
Beim Erscheinen des zweiten Theils vom Faust.

Es ist vollbracht! — In frühster Zeit begonnen,
Als ahnungsvoll die Welt noch vor ihm lag,
Gewebt im Lauf von mehr als fünfzig Sonnen,
In Lust, in Schmerz, wie's höchste Kraft vermag,
Geheimnißvoll im Innern fortgesponnen,
Doch streng verhüllt dem irdisch trüben Tag,
Vollendet nun und zehnfach eingesiegelt,
Es hat's der Tod — ach und so schnell! — entsiegelt.

Wie, wenn die Abendsonne schon entschwunden,
Ihr reinster Strahl noch durch den Aether schwebt
Und Purpurgluth den Horizont umwunden,
Sich jede Brust zu höh'rer Ahnung hebt,
So wird es nun mit heil'ger Scheu empfunden:
Es ist Sein Geist, der magisch uns umwebt,
In dieser Dichtung tief geheimstem Leben
Hat Er sich selbst der Welt zurückgegeben.

„Sie hörten nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen er die ersten sang,“
Als Jubelruf aus der entzückten Menge
Zu jedem Ohr, zu jedem Herzen drang:
Nun hört Er selbst nicht seine lezten Klänge,
Vernimmt nicht unsers Dankes Hochgesang,
Wenn seiner Schöpfung zaubrische Gestalten
Sich Bild an Bild vor unserm Blick entfalten!

Sanft fließt der Bach durch heit're Blumenauen,
Sein Spiegel strahlt der Unschuld Bild zurück;
Gesellt zu vielen, mächtig anzuschauen,
Schon schwillt er auf, schon schreckt er unsern Blick;
Urplötzlich überfluthend nun die Gauen,
Zerstörend wild des Landmanns friedlich Glück,
Am starren Felsen brechen sich die Wellen,
Um brausend in der Tiefe zu zerschellen.

So malt Er uns der Leidenschaft Gewalten,
Des blinden Triebes grausenhaftes Ziel,
Des Lügengeistes schlau bethörend Walten,
Der Phantasien kühnstes Gaukelspiel.
Sie dringen vor; gespenstische Gestalten,
Uralter Zeit dämonisches Gewühl,
Die Erde bebt, aus ihren tiefsten Schluchten
Steigt Berg zu Berg dort an des Meeres Buchten.

Und in der Mondnacht zweifelhaftem Lichte
Dampft größter Tage frisch vergoßnes Blut,
Und Stimmen hörst du wie vom Weltgerichte,
Unheimlich wird den Teufeln selbst zu Muth. —
Da macht ein Wink den Zauberspuk zu nichte
Und Faust erwacht zu edler'm Lebensmuth;
Nach würdigem Besitz geht nun sein Trachten
Und siegreich kämpft er seines Kaisers Schlachten.

Schon ist's gescheh'n! — Dem Meere abgewonnen,
Entblüht dem Fleiß ein fruchtbar friedlich Land,
Und Schiffe fliegen, von den fernsten Sonnen
Naht köstlichstes Erzeugniß seinem Strand. —
Umsonst! schon haben sie ihn schlau umsponnen,
Die grauen Schwestern mit dem dunkeln Band,
Die Glocke schlägt — das Wort entschlüpft dem Munde —
Sie ist vorbei die schicksalsvolle Stunde!

Wer zählt sie all', die Räthsel dieses Lebens?
Sie aufzulösen, gibt's ein Zauberwort?
Am späten Ziel des edelsten Bestrebens
Zeigt uns das Herz allein den sichern Port. —
Die dunkeln Mächte kämpften doch vergebens,
Allmächtig tönt es durch Aeonen fort:
„Nur Liebe kann den bangen Traum verschönen,
„Nur Liebe uns die Himmlischen versöhnen."

Der Schleier sinkt, aus den verborg'nen Tiefen
Der eignen Brust ringt Glaube sich empor,
Gebilde, die verhüllt im Keime schliefen,
Sie drängen kühn in's Leben sich hervor,
Und jene Stimmen, die nach Jenseits riefen,
Verschlingen sich mit sel'ger Engel Chor:
Nach schwülem Kampf ist ew'ger Sieg beschieden,
Und mild umfängt uns heil'ger Gottesfrieden.

Da kommt auch uns ein unbezwinglich „Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,"
Und der Bewunderung mischen sich die Thränen,
Das arme Herz, es fühlt sich wieder reich.
In's Unermeßne darf der Blick sich dehnen,
Und Hochbeglückten achten wir uns gleich:
In Glorie verschwimmt sein irdisch Leben,
Unsterbliches hat uns sein Tod gegeben!

Friedrich von Müller.

Voltaire in Ferney.

Eine Novelle.

Ein Brief Voltaire's an die Schauspielerin Mademoiselle Gaussin.

Ferney, 1760.

Ich weiß, schöne Freundin, wie gerne Sie etwas Wunderbares erzählen hören; kommen Sie hieher, ich verspreche Ihrer Neugier eine besondere Ergötzlichkeit und Ihrer Phantasie eine Nahrung, welche sie bis jezt vielleicht nur im Gebiete des Mährchens gefunden hat. Kommen Sie, und lockt Sie nicht der Wunsch, einen Freund wieder zu sehen, der sich um Ihre Neigung und Achtung stets unermüdet beworben, so erröthen Sie nicht, dießmal von der bloßen Neugier Ihre Schritte lenken zu lassen. Seit einigen Wochen befindet sich auf meinem Landgute die Gräfin von Belleson mit ihrem Gemahl. Sie ist eine Dame voll Geist und Schönheit, der Mann ein gewöhnlicher Mensch, ihr Reichthum, so wie ihre sonstigen Glücksumstände entsprechen, so viel mir bekannt, durchaus ihren Wünschen, und dennoch — sollten Sie es glauben, daß diese Dame sich höchst elend fühlt? Sie wird verfolgt von einem Gespenste, von einem hartnäckigen, bösartigen Unholde, der ihr über die Alpen nachgewandert ist und ihr bis an den Eispol nachwandern wird, wenn sie sich entschlossen, bis dorthin vor dem Entsetzlichen zu fliehen. Ich habe noch nie eine so fürchterliche Verfolgung gesehen, der Gedanke daran raubt der schönen Frau die Ruhe ihrer Nächte, das Feuer ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen. Das Ungethüm hat keine Zeit bestimmt, wo es sein Opfer erfassen will, doch wir fürchten, daß es unser Schloß zum Schauplatz einer so tragischen Handlung ersehen hat. Ihre Phantasie, meine Theure, bildet sich gewiß schon die Gestalt dieses Gespenstes so entsetzlich wie möglich; doch erfahren Sie, daß seine ganze Fürchterlichkeit in seiner Liebenswürdigkeit besteht; es hat die Bedingung gemacht, von der Gräfin selbst eingeladen zu werden; sie soll es rufen, zu sich bitten, der glühendste Wunsch ihrer Seele soll seyn, den in ihre Arme zu schließen, den sie wie den Tod flieht, den mit den süßesten Tönen der Zärtlichkeit zu locken, vor dem sie sich in den Schooß der Erde verbergen möchte. Fassen Sie diese Widersprüche und den Zustand der armen Frau? Sie werden erwidern: welche Macht kann mich zwingen, das glühend herzuwünschen, was ich mit Abscheu fliehe? und doch, Mademoiselle, es gibt seltsame Verhältnisse im Leben, Sie sollen wissen, daß — Doch still, Sie kommen selbst; ich will nicht, wie ein schlechter Taschenspieler, vor der Zeit ausplaudern, womit ich meine Gäste zu überraschen gedenke. Die Herzogin von St. Martin, unsere Freundin, ist mit meinen Wünschen vollkommen einverstanden, ihre muthwilligen Einfälle verspotten meine Gräfin und mich, ich brauche eine Verbündete, und die sollen Sie seyn. — Seit einem Monat steht meine kleine Bühne schon errichtet; doch der Altar der Musen wird ohne Opfer bleiben, so lange die freundlichen Göttinnen ihre Gespielin missen. Man hat mich überredet, ein Schäferspiel zu dichten, oder vielmehr meine eigene Thorheit gab mir zu diesem Zweck die Feder in die Hand, denn ich kann es nicht lassen, Ihrem glänzenden Talent meine geringen Schöpfungen anzuschließen, damit Sie auf diese Weise in den Tempel des Nachruhms einziehen; noch einmal, ich zähle auf Ihr Erscheinen.

*

Mademoiselle Gaussin, eine fünfzigjährige Schöne, die durch ihr Spiel dem großen Poeten vielfache Triumphe

verschafft hatte, wußte, was sie auf eine solche Einladung zu thun hatte; sie verließ Paris und gelangte, in Gesellschaft des Schauspielers Lecain, nach ununterbrochener Reise in der Einsiedelei zu Ferney an. Der Glanz jenes Aufenthalts, den der verbannte größte Mann der Nation um sich zu verbreiten wußte, bildete einen vortheilhaften Kontrast zu dem Begriff von Strafe, Elend, schwerer Verbannung, über die der Dichter stets klagte. Hier in den Gemächern, an deren glänzenden Wänden das Lichtmeer von tausend Kerzen niederfloß, wo die verfeinerten Genüsse aus den Pariser Salons dem Mann, der an ihnen hing, gefolgt waren, hier unter den zahllosen Erinnerungen aus einem eiteln Leben voll Triumphen, hier sah man den bescheidenen Bewohner dieser Säle wandeln, hier empfing der arme, einfache und unglückliche Einsiedler von Ferney die lieben guten einfachen Landleute, die aus der Umgegend ihn zu besuchen kamen, und die zufälligerweise aus lauter Herzogen, Grafen, Marquis, Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche es zur Gründung ihres Rufs von Frivolität und gutem Geschmack für nöthig hielten, dem großen Mann ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Es war spät am Abend, als die Schauspielerin mit ihrem Gefährten anlangte und schon unten in der Schenke erfuhr, daß die Gesellschaft oben im Schloß, dessen Fensterreihe hellerleuchtet niederblinkte, heute ganz besonders zahlreich sey, ja daß man sogar noch Gäste aus Genf erwarte. Marie Gaussin drängte es, ihren alten Liebling zu sehen, sie hoffte ihn im Dunkel des Sommerabends vielleicht träumend im Garten zu finden, und durchschritt eiligst dessen geraden, starren Taxusgänge. Doch der Dichter der Merope mußte oben im Salon weilen, von wo eben die raschen, hellen Töne einer Tanzmusik in den stillen, duftenden Garten niederschwammen. Sie stieg hinauf, beseitigte das Heer der Diener, die das Vorgemach anfüllten, und trat mit dem sichern Schritt einer antiken Clytemnestra in den Saal; ihrem blöden Auge das Glas vorhaltend, musterte sie das Gewimmel der rothen, gelben, grünen Atlasröcke, der breiten, wehenden Staatsroben, der nickenden Federbüsche und der duftenden Fächer; da stand der Mann ihres Herzens, da stand er am Ende des Saals — ja, er war es, die rothen Strümpfe, der bescheidene schwarze Anzug mit der stolzen Spitzenkrause, die Perrücke, die mit ihrem weißen glänzenden Lockensturz die schmalen Schultern, die dürftige Brust des Eremiten einschloß, die kleinen, scharfblickenden Augen, die mächtige Nase, der Mund mit dem runzelvollen Zug von Lächeln und die gebückte und dennoch überlegene Haltung. Als der Poet seine Freundin bemerkte, rief er ein Witzwort, das den ganzen Kreis in ein erschütterndes Gelächter brachte. „Sieh da!“ rief er; „Mademoiselle, Sie beweisen, daß Sie Ihr Stichwort nicht vergessen haben, indem Sie zur rechten Zeit auf den Brettern erscheinen; wohlan, Sie sollen sehen, auch ich kenne meine Rolle.“ Hiermit ergriff er den Arm der Dame, und die zurückweichende Menge bildete dem Paar eine Straße, durch die es wie im Triumphe schritt; oben im Saal blieb Voltaire stehen, und nachdem er seine Begleiterin auf die in einiger Entfernung an einem Spieltisch sitzende Gräfin von Belleson aufmerksam gemacht hatte, sagte er halblaut: „Haben Sie ein schöneres Profil gesehen? Diese Augen, wie voll Feuer! dieser Mund, wie zart und edelgeformt! Die Gräfin sah sich bei diesen Worten um. Die Diamanten an Ohr und Hals umspielten sie blitzend, sie erröthete und Voltaire lachte mit einem zufriedenen Lächeln vorüber. „Und die Geschichte dieser Dame, auf die Sie mich so neugierig gemacht?“ fragte die Schauspielerin. „Später, Mademoiselle, später; jetzt wird man von uns verlangen, daß wir die Zaire lesen.“

Dieses Wort war kaum seinen Lippen entflohen, als sogleich eine Menge junger Herren, die darauf gelauscht hatten, in den Saal stürzten und laut aussprengten: „Zaire! Zaire! auf die Plätze, meine Herrn und Damen!“ Eine magere alte Dame, eigentlich ein wandelndes Gebirge von Fischbein, Blonden, Federn, Bändern, sah mit rother Nasenspitze durch die Thür und näselte: plait-il? An den Spieltischen erhob man sich lärmend, die Musik hörte auf, es bildete sich eine lange Gasse, durch welche paarweise die Herrn und Damen zu ihren Plätzen gingen. Diener liefen hin und her, Voltaire war verschwunden: er änderte seine Toilette; bald darauf erschien er wieder, an einem Arm die Gräfin Belleson, am andern eine kleine gelehrte deutsche Prinzessin, die seit längerer Zeit in Ferney wohnte und von der man behauptete, daß sie Voltaire den Pantoffel küsse; die Witzlinge im Salon bemerkten, daß Voltaire dießmal die Stelle der Erde einnehme zwischen der großen strahlenden Sonne und dem kleinen, häßlichen, vernarbten Mond. „Hier ist,“ rief der Poet, indem er Mademoiselle Gaussin den Damen vorstellte, „hier ist Jemand, dem ich meinen ersten Ruhm verdanke; es war zur glorreichen Zeit, als der Einsiedler noch am Hofe seines Königs lebte, als bei der Aufführung der Merope Mademoiselle durch ihr Spiel so entzückte, daß das Publikum für die paar elenden Verse den Eremiten herausrief und ihn mit Geschrei zwang, in der Loge der Frau Marschallin von Villars zu erscheinen; ja es forderte sogar, die Herzogin, ihre Schwiegertochter, sollte öffentlich mit einem Kuß den Verfasser der Tragödie belohnen, was auch geschah — ja wahrhaftig meine Damen und Herrn, es geschah!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Wahl des Direktors der Singakademie. Literatur. Raumer.

Große und wichtige Wahlangelegenheiten beschäftigen das Publikum, nämlich das singende, und von diesem auch nur das klassisch singende. Reden werden nicht gehalten, aber doch Intriguen [illegible] großen Wahlschlacht angesponnen, welche entscheiden soll, [illegible] Direktor der Singakademie wird. Von den vielen genannten Kandidaten sind schon die meisten wieder zurückgetreten, oder sie waren auch wohl nur versuchsweise in Vorschlag gebracht, um bedeutende Namen zu erhalten. Spohr zum Exempel, der wirklich Lust gehabt haben soll [illegible] aber nicht recht begreiflich scheint, da die 600 Thaler [illegible] ihm doch nie eine Entschädigung für das, was er in Ka[illegible]opferte, hätten werden können. Spontini, Reissiger, Marx, Löwe sind sämmtlich zurückgetreten, da die Berliner Stimmen, oder die stimmenden Berliner sich schon ziemlich deutlich zwischen Zelters Vicedirigens, dem praktisch tüchtigen Rungenhagen, und dem Komponisten Felix Mendelssohn theilten. Indessen verlangt das Statut einen dritten Mitbewerber, und Anfangs trat der Ritter von Neukomm ziemlich ernsthaft in die Schranken, jedoch schnell wieder ab, um den Verlust einer Wahlschlacht, wenn sie auch nicht so theuer ist, als eine Londoner, zu vermeiden. Nun hat man, um doch einen namhaften Tertius dem Namen nach zu haben, Herrn Reissiger in Dresden wieder citirt, dem indessen Niemand es verargt, daß er seinen Namen nicht hergeben will. Die alten Herrn streiten für die Anciennität, also für Rungenhagen; von den alten Damen will man wissen, daß sie mit Leidenschaft für den jungen Felix Mendelssohn werben. Da wir in unserm unkonstitutionellen Staate in Wahlangelegenheiten noch zu unerfahren sind, so läßt sich noch gar nicht voraussehen, wie dieser wichtige Streit ausschlagen wird. Eine vorgeschlagene Theilung, daß Rungenhagen die Geschäfte und das Gehalt, Felix Mendelssohn den Namen und die Ehre haben sollte, ist nicht zu Stande gekommen, weil jener nicht auf die Ehre, dieser nicht auf das Geld renonciren wollen.

Außermusikalisch studirt man den Plan von Antwerpen. Nach Griechenland will von hier aus zur Zeit noch Niemand; dem jungen Könige ist man aber gut gesinnt, interessirt sich lebhaft für sein offenes, unschuldvolles Gesicht, wie es vor unserm genealogischen Kalender steht, und wünscht ihm zu seinem Griechenzug das beste Glück. — Aufsehen in der Literatur macht Preuß's Geschichte Friedrich des Zweiten, und W. Alexis schon seit Jahren angekündigter und jezt endlich erschienener Roman Cabanis. Ein Roman von sechs Büchern und eine Regentengeschichte, die wenigstens eben so dick ausfallen wird (denn das Preuß'sche Werk ist noch im Erscheinen), sind schon an sich Seltenheiten in unserer Broschürenzeit; eben so selten ist, daß beide in einem Augenblicke Aufsehen machen, wo nichts, das nicht politisch, Aufsehen erregt, und aus allen Organen nur günstige Beurtheilungen erfahren; um die Kuriosität aber schlagend zu machen, behandeln beide Werke, als Geschichte und als Dichtung, ein und denselben Helden, Friedrich den Großen, ohne daß eine Verabredung zwischen dem Historiker und Romandichter stattgefunden hätte: beide Werke, an denen ihre Autoren viele Jahre gearbeitet, zu gleicher Zeit und gerade in diesem Augenblicke in die Welt zu sezen. Doch wenn auch blos Zufall, ist es immer charakteristisch, daß das Preußenthum gerade jezt in der Verherrlichung der Zeit des zweiten Friedrich gesucht wird, in der ein sichtbares Vorwärts! und Empor! als Motto jeder Handlung gedacht wurde. Indessen möchte das andere Charakteristicum etwas zur Aufklärung des Seltsamen beitragen: daß man es nämlich von anderer Seite her nicht allzugern sieht, wenn Friedrich der Große zu oft genannt und als Muster citirt wird. — Von Friedrich Förster ist ein fünfaktiges Drama: „Gustav Adolph," zur zweihundertjährigen Todtenfeier des Schwedenkönigs, hier erschienen, eigentlich nur zusammenhängende historische Scenen. Leichte Arbeit, doch hie und da mit poetischen Strichen, zur Aufführung nicht wohl geeignet, aber als eine aus unmittelbaren historischen Studien des dreißigjährigen Krieges und jener Zeit kommende Schrift wohl der Beachtung werth. — Der allgemeinen Beachtung möchte in einem andern Felde eine eben erscheinende neue Uebersezung des Aeschylus von Droysen zu empfehlen seyn, welche die stricteste Treue mit einer deutsch verständlichen und poetischen Sprache zu verbinden sucht. Einer solchen richtigen Mitte entbehren leider noch sämmtliche griechische Tragiker. Man kann sie gar nicht lesen, oder sie sind mit solcher poetischen Freiheit, wie bei Stolberg, aufgefaßt, daß das Original verloren geht. Was ich von der Droysenschen Uebertragung gelesen, verspricht viel.

Herr v. Raumer arbeitet an seiner neuern Geschichte, die schneller gefördert werden dürfte, als die seiner Hohenstaufen. Von seinen strittigen Angelegenheiten war es lange still. Zu einer Entscheidung konnte es auch füglich nie kommen; sie mußte sich endlos hinziehen, und zu einem juristischen Resultat kann die sogenannte Untersuchung niemals führen. Eben verlautet aber, daß die Sache eine für Raumer durchaus günstige Wendung nehme, wie sich nicht anders erwarten ließ, sobald die empörende Art, wie der anonyme Denunciant Facta zusammenwürfelte, von der Einsicht der höchsten Behörden erkannt war. Interessant wäre aber dabei ein anderes Resultat, das sich durch Erörterung, aber nicht durch eine Untersuchung gewinnen ließe, nämlich: wie weit ein Historiker durch seine Anstellung als Professor gehindert ist, die geschichtliche Wahrheit auszusprechen. Ehedem, in den Zeiten der Ruhe für Deutschland, fiel es keiner Seele ein, daß der deutsche Gelehrte solche Rücksichten zu nehmen habe. Es streitet auch ebenso gegen die Grundprinzipien der germanischen Universitäten, wie gegen die preußischen Verwaltungsgrundsäze. Ein deutscher Universitätsprofessor ist oder war ein Monarch in seiner Ideenwelt, und fast ebenso unabhängig in seinen Meinungen stand bis jezt und sollte bis jezt der preußische Beamte dastehen. Er ist ein durch seine Prüfungen und schwer errungenes Patent Berechtigter, nicht der Bureaubediente seines Bureauchefs, der, mit diesem steigend und sinkend, seine Meinungen theilen muß. Dieses moralische Fundament hat bisher erhalten und erhält auch jezt die preußische Verwaltung auf der Höhe, die auch Feinde anerkennen, und die den Segen des Landes ausmacht. Wenn man die englischen und neufranzösischen Grundsäze bei uns in Anwendung bringen wollte, so würde damit der ganze kunstvoll feste Bau, dessen Grundsteine schon vor Friedrich dem Zweiten gelegt sind, zusammenstürzen. Doch das will man auch nicht: seine Pfeiler sind zu stark. Die einzelnen Versuche, so loyal sie scheinen, doch aus revolutionärem Prinzip hervorgegangen, sind meist nur Ausflüsse persönlich gereizter Eitelkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Januar 1833.

Eröffne du dieß Eiland meinem Schritte,
Und laß mich schauen, was sein Inn'res hegt,
Die Völker schaun und ihre Glaubenssitte.

Tasso.

Ein Besuch auf Malta.

La Valette, November 1832.

Unsere Fahrt von Livorno ward ziemlich vom Winde begünstigt. Zu Ende des dritten Tages sahen wir Marittimo, die kleine Insel an der Westspitze Siziliens, und am Morgen darauf die ganze weitausgedehnte Südküste dieses mächtigen Insellandes mit ihren hohen Gebirgen und am Ufer liegenden Städten, unter denen Sciacca, von den Sonnenstrahlen erleuchtet, weiß schimmerte. Wir befanden uns in der Gegend des jezt wieder verschwundenen Seevulkans, dessen Erscheinen im verflossenen Jahre so viel Aufsehen machte, und um dessen Besitz England und Neapel beinahe in Streit geriethen. Nach sechs-und-dreißig Stunden lagen Malta und Gozzo wie eine Hochebene mit drei Berggruppen zur Rechten vor uns.

Wenn man in den schönen und sichern Hafen von La Valette einlauft, so erstaunt man über den Umfang und die Menge der Forts und Bastionen, welche übereinandergethürmt ihn auf allen Seiten einschließen. Man hat vor sich die Forts St. Elmo und La Vittoriosa, zum Theil aus den Felsen selbst gehauen, wo der tapfere Großmeister, welcher der Stadt seinen Namen gab, der ungeheuern Ueberzahl der Türken in der berühmten, von Vertot gut, aber nicht immer wahr beschriebenen Belagerung, die Stirne bot. Der Anblick der Stadt, wenn man den geräumigen Quai verlassen hat und durch das Marinethor, einen gewaltigen Felsendurchgang, in dieselbe tritt, ist überraschend. Sie liegt auf dem Abhange eines steilen Hügels, und viele ihrer, zum Theil ziemlich engen Straßen bestehen aus fortwährenden Treppen, denen Lord Byron in seinem Adieu to Malta, mit wenig gemessenen Worten: „ye cursed streets of stairs“ zuruft. Die Häuser haben durchgängig eine gelbe Farbe und sind aus dem Sandstein erbaut, den dieß Felseneiland in außerordentlicher Menge liefert und der allmählig eine bedeutende Härte erlangt. Fast alle sind mit großen schwarzgefärbten und verschlossenen Balkonen versehen, und die ganze Stadt, sehr reinlich gehalten, zeigt im Aeußern einen Wohlstand, der mit den zahlreichen Armen, welche die Straßen füllen, nicht recht stimmen will. Die Perspektive vieler Straßen, die oft zum Hintergrunde das dunkelblaue Meer haben, ist überraschend und eigenthümlich; die Menge der zum Theil lebensgroßen Statuen von Heiligen, die sich an den Ecken finden, deutet auf die ehemalige Existenz des geistlichen Ritterstaats. Der beliebteste unter diesen Heiligen ist, neben St. Johann, dem Patron des Malteser- (Johanniter-) Ordens, St. Paul, von dem die Bewohner behaupten, er habe auf seiner Fahrt von Cäsarea nach Rom in einem Hafen der Insel, den man noch Porto St. Paolo nennt, Schiffbruch gelitten und den Maltesern das Evangelium gepredigt, worauf ich später zurückkommen werde. Man würde sich täuschen, wenn man in La Valette etwas Alterthümliches aus den Ritterzeiten zu finden glaubte. Es ist eine Stadt des späten sechzehnten und des siebzehnten Jahr-

hunderts, deren Kirchen und sonstige Gebäude die Periode des gesunkenen Geschmacks und des Perrückenstyls nicht verläugnen. Als der Großmeister Villiers de l'Isle Adam, welcher im December 1522 Rhodus, wo der Orden beinahe 220 Jahre lang seinen Sitz gehabt, nach mannhafter Vertheidigung den Türken hatte übergeben müssen, am 26ten Oktober 1530 an dieser nackten Felseninsel landete, fand sich kaum ein Haus, wo er einkehren konnte, und die ihn begleitenden Ritter mußten elende, am Strande liegende Fischerhütten in Besitz nehmen. Dies war die Schenkung, welche Karl V. dem Orden, der sich doch durch fortwährende Bekämpfung der Sarazenen so manches Verdienst erworben, nach langem Hin- und Herreden am 23sten März des genannten Jahres gemacht hatte, mit der Aussicht, daß die Ritter Modon in Morea erwerben könnten und zugleich seinen Reichen Sicilien und Neapel eine Vormauer bildeten. Der Hauptort, noch jezt Cittàvecchia genannt und im Innern gelegen, hatte etwa 1300 Schritte im Umfang. Und auf diesem öden Strande der alten Melita, die, in den Träumen der Alterthümler für einen Ueberrest der Insel der Calypso gehalten, nach einander Fäaken, Phönizieru, Carthagern, Griechen, Römern, Vandalen, Gothen, Arabern, Byzantinern, Normannen, Aragonesen gehörte, erhob sich kein halbes Jahrhundert darauf eine ansehnliche, starkbefestigte Stadt, die, so oft bedrängt, keinem Eroberer ihre Thore öffnete, bis auch sie dem Mann des Jahrhunderts unterlag und der erste deutsche Großmeister der lezte des Ordens zu werden bestimmt war.

Zu den ansehnlichsten Gebäuden gehören die Ritterwohnungen (Auberge) von Provence und Castilien, und vor allen die ehemalige Wohnung des Großmeisters, welche gegenwärtig die des englischen Gouverneurs ist. Auf dem Platze vor derselben, von wo man eine schöne Aussicht auf das Meer und den neuerbauten Leuchtthurm hat, befindet sich die Hauptwache, deren Inschrift, unter dem großbritannischen Wappen, besagt, Europas Stimme und der Malteser Liebe habe England im Besitze dieser Inseln bestätigt. („Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat A. D. MDCCCXIV.") Des Volkes Liebe mag man dabei wohl wenig um Rath gefragt haben, aber im Ganzen muß man doch gestehen, daß die Malteser den Engländern nicht eben abgeneigt sind und sich der ganz militärischen Verwaltung zu fügen scheinen, während auf den ionischen Inseln, die, ihrer fast nur zum Spotte bestehenden republikanischen Verfassung zum Troß, einem soldatischen Despotismus unterworfen sind, beinahe allgemeine Unzufriedenheit herrscht. La Valette ist schon halb englisirt: überall sieht man englische Waaren, überall schallt Einem verdorbenes Englisch entgegen, was mit dem Maltesischen und dem Italienischen ein wahre Sprachverwirrung bildet. – An allen Ecken sieht man Rothröcke, unter denen sich das schöne Regiment der Bergschotten auszeichnet, die in ihrem Nationalkostüm, mit der Dudelsackmusik, und mit ihrer hellen Gesichtsfarbe und dem blonden Haar einen auffallenden Kontrast mit dem Volke bilden. – Gute Ordnung halten die nordischen Herrn auf Malta, das muß man ihnen lassen; auch kommt durch sie ziemlich viel Geld in's Land und einige Lebhaftigkeit in Handel und Gewerbe; aber diejenigen unter den Einwohnern, welche noch den Ritterstaat gekannt, können sich über dessen Untergang nicht trösten.

Die Hauptkirche (zu St. Johann) ist ein stattliches Gebäude und wurde unter der Regierung des Großmeisters Jean L'Evesque de la Cassière, eines Auvergnaten, errichtet. Sie bildet ein lateinisches Kreuz, und das mittlere Schiff hat eine bedeutende Bogenwölbung; im Ganzen ist sie aber höchst geschmacklos und bunt, und kann auf architektonische Schönheit keinen Anspruch machen. Der Fußboden besteht aus den Grabsteinen einer großen Menge von Rittern, von Marmormosaik, aber im schlechtesten Geschmack. In den Kapellen zu beiden Seiten sieht man die Denkmäler der Großmeister, bis auf den vorlezten derselben, Emanuel von Rohan, aus der bekannten lothringischen Familie, aber in Spanien geboren, der 1797 starb und Herrn von Hompesch zum Nachfolger hatte. In derselben Kapelle, wo Rohan liegt, und welche als die französische mit den Lilien und dem L mit einer Krone verziert ist, befindet sich auch das Grab des Bruders des jezigen Königs der Franzosen, des Prinzen von Beaujolais. Es besteht aus einem Basrelief von weißem Marmor, eine weibliche Figur darstellend, welche sich weinend zu einem Aschenkruge hinbeugt, oben die französischen Lilien, und ist eine mittelmäßige Arbeit von Fortin in Paris. Man liest darunter die folgenden Worte:

Fratris carissimi Lud. Caroli de Beaujolais
Desiderata patria exulis
Ad salutem propitiore sole restituendam
A solicito fratre ex Anglia avulsi
In hoc littore protinus extincti
Reliquias huic marmori mörens credidit
Lud. Phil. d'Orleans anno MDCCCVIII.

In einer unterirdischen Marmorkapelle sieht man die Gräber der ersten Großmeister des Ordens während seines Bestehens auf Malta, u. a. das des heldenmüthigen La Valette. Auf dem Sarkophage, der seine Asche enthält, befindet sich seine Bildsäule in Bronze: er ist liegend mit gefalteten Händen im Ritterkleide dargestellt. Eine Inschrift in zwei lateinischen Distichen gedenkt seiner Thaten und seines Ruhmes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Man lächelte über diese bekannte Anekdote aus dem Jugendleben des großen Mannes; die Herzogin von St. Martin, jene Dame mit der spitzen Nase, hüstelte auffordernd, Alles ließ sich nieder, und eine tiefe Stille herrschte. Voltaire stand frei da, das Haupt mit der wallenden Perrücke stolz zurückgebeugt, das Buch, in das er nur flüchtige Blicke that, in der rechten Hand haltend. Das Gespräch zwischen Zairen und Fatimen begann, und alles lauschte gespannt, als die reinen, seelenvollen Töne den schönen Lippen der reizenden Gräfin, Klänge wie Musik, entflossen. Girard, der junge Porträtmaler, stand in der Menge und faßte die Züge der Leserin auf, welches Bild später in Paris, theils durch die Schönheit des Gegenstandes, theils durch dessen seltsames Schicksal, von dem diese Blätter sprechen, ein ungemessenes Interesse fand. Ihr gegenüber, als Fatime, saß Mademoiselle Gaussin; den jungen Franzosen, den feurigen, verliebten Chatillon, las der junge Travenol, ein Offizier und Begleiter der Gräfin; die Herzogin näselte die beiden Trabanten des Sultans ab. Gleich nach dem ersten Gespräch zwischen Fatime und Zaire ertönte jezt Voltaires Stimme, der mit Pathos, dessen Eleganz und Würde die Gesellschaft staunen machte, die wohlklingenden Verse des Orosmane sprach:

— — En tous lieux, sans manquer de respect,
Chacun peut désormais jouir de mon aspect.
Je vois avec mépris ces maximes terribles,
Qui font de tant de rois des tyrans invisibles!

Ein allgemeines Geräusch entstand, man klatschte und die kleine Prinzessin warf Voltairen Küsse zu. Die Stelle, wo der edle Nerestan die Worte spricht:

Seigneur, il est bien dur, pour un coeur magnanime,
D'attendre des secours de ceux qu'on mésestime:
Leurs refus sont affreux, leurs bienfaits font rougir.

wiederholte der ganze Chor der Zuhörer. Die Erkennungsscene zwischen dem alten Lusignan und Zairen war ein Wettstreit zwischen Schönheit und Kraft, der die Zuhörer außer sich brachte; ein Theil der Damen schwamm in Thränen, als die schöne Gräfin folgende Worte wie aus der Tiefe des zerrissenen Herzens hervorrief:

Je ne puis vous tromper: sous les lois d'Orosmane —
Punissez votre fille — — elle étoit musulmane.

Als der Akt zu Ende war, rauschte der Beifall unaufhaltsam dahin; die kleine Prinzessin erhob sich, indem sie sagte: „Nicht wahr, man darf in diesem Falle das französische Publikum nachahmen und dem größten und liebenswürdigsten Mann des Jahrhunderts einen Kuß anbieten, der ihm die Verehrung und Zärtlichkeit seiner Getreuen zeigt?“ Sie trat auf den Dichter zu, der ihr mit einer galanten Wendung zuvorkam und sich herabbeugte, um seine kleine Verehrerin zu küssen; Travenol, der junge Offizier, konnte ein Lächeln nicht verbergen, das Voltaire bemerkte und ihm nie verzieh; darauf umarmte die Prinzessin auch die Gräfin und sagte: „Erlauben Sie, schöne Zaire, daß man bedauert, Sie nicht im Besitz des alleinseligmachenden Glaubens zu sehen, da man Sie im Besitz der höchsten Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit sieht.“ Man klatschte diesem Kompliment Beifall zu, doch die Herzogin von St. Martin schrieb in dem Moment ein beißendes Epigramm auf die Prinzessin nieder, das später ganz Versailles und Paris lachen gemacht hat. Nach Beendigung des dritten Akts begann der vierte, da ereignete plötzlich ein seltsamer Auftritt. Bei den Worten Zairen's:

Où suis-je malheureuse? o tendresse! o douleur!

schlägt die Gräfin den Blick auf, und dieser trifft einen jungen Mann, welcher vor nicht langer Zeit in den Saal getreten; sie wiederholt die Verse fast schreiend, ihr Blick bleibt starr auf jene Erscheinung gerichtet, mit einem dumpfen Seufzer fällt sie in den Sessel zurück und liegt ohnmächtig da. Man kann sich den Lärm denken, der jezt die Stille der Zuhörer unterbrach; die Damen stürzten mit Riechflaschen herbei, alles rannte im Tumult durcheinander. Als die Kranke sich wieder erholt hatte, wünschte sie, unverzüglich in ihre Wohnung gebracht zu werden. Die Gesellschaft blieb beisammen, allein sie entbehrte ihrer schönsten Zierde; die Vorlesung ward nicht beendet. Kein anderer Stoff zum Gespräch kam auf, als die Schicksale der Gräfin, ihr seltsames, im Dunkel schwebendes, sie ewig verfolgendes Verhängniß, und Jedermann, der nichts davon wußte, glaubte sich doch berechtigt, dem wunderbaren Räthsel immer noch einen neuen abentheuerlichen Zusatz aufzubürden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Die dramatische Musik.

Mit Ablauf des Theaterjahrs zu Ende Oktobers ist es gerade ein Jahr, daß das Comité, welches sonst die Theater-Angelegenheiten leitete, einem Intendanten gewichen ist, und man wird mich nicht der Voreiligkeit zeihen können, wenn ich aus den vor mir liegenden Resultaten seiner Thätigkeit einen Schluß auf die Richtung, die Tendenz und den Werth seiner Geschäftsführung ziehe. Graf Leiningen hatte die öffentliche Stimme beim Antritt seiner neuen Stelle für sich; es war jene Stimme, die einer Veränderung entgegenjauchzt, wo keine Verschlimmerung möglich ist, die den ersehnten Nachfolger eines unwürdigen Fürsten empfängt. Ob er die Erwar-

tungen erfüllt hat, wird eine einfache Darlegung der Handlungen seines ersten Regierungsjahres am sichersten zeigen. Es wird sich darin mehr oder weniger die Richtung des allgemeinen Geschmacks in der dramatischen Kunst, der musikalischen und rezitirenden, aussprechen und das Urtheil allgemein machen; auf der andern Seite mag die Karlsruher Intendanz aus der weiten Verbreitung der Fehler einen Trost ziehen, und wir Sterblichen, die ja auch dem Einzelnen am leichtesten die Fehler der Menschheit, die Erbsünde, verzeihen, mögen gestimmt werden, die allgemeine Krankheit des Theaters keiner einzelnen Bühne als Sünde aufzurechnen. Aber die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

An einem gemeinschaftlichen Theater, wo alle Arten der darstellenden Kunst friedlich neben einander hausen, erfreut sich die Oper vorzugsweise der Liebe des Publikums. Man darf den Grund dazu nicht etwa in dem ausgebildeten musikalischen Sinn des Volkes suchen, wie in Italien, wenn man weiß, daß in der Oper stets die größte Pracht und äußerliche Ausschmückung angewendet wird und werden kann, in Dekorationen, Gewändern, Aufzügen ꝛc. und besonders in dem damit verknüpften Ballet. So zieht der weiter noch als auf Ohr und Auge ausgedehnte Sinnenkitzel vielleicht die Mehrzahl des Auditoriums herbei, während der geringere Theil die Aufgabe der Musik in etwas Höheres sezt, als in einen augenblicklichen Ohrenschmauß. Aus dieser vorwaltenden Art der Musikauffassung von Seiten des Publikums geht theilweise die Richtung der jezigen Opernmusik und Musik überhaupt hervor. Wenn in der ernsten Kritik eine Stimme ausreicht, die unerschütterlich ihr caeterum censeo über die leichtgeflügelten Sangwerke verdammend ausspricht, so kommt sie im Parterre mit ihrem Urtheile kaum in Betracht; denn hundert Hände übertäuben eine mißbilligende Zunge, die überdies in Hoftheatern aus angeborener Artigkeit sich kaum flüsternd vernehmen lassen darf. Dazu noch das schlimme Verhältniß, daß auch bei gleich getheilter Ansicht immer zwei Werkzeuge des Beifalls auf eines des Tadels kommen, und daß zwei Hände leichter Nahrung finden als ein Kopf, und leichter gerührt werden als ein Herz. Ohnehin sind wir in der Kunst noch nicht so weit, daß die Mehrzahl die Vernünftigen sind, und doch, da der sogenannte Kunstgenuß Allen für Geld offen steht, haben sie das Recht, ein Wort mitzusprechen, und da sie die Oberhand haben, ein lautes. Beifall ist aber die Nahrung eines Theaters. Wie das Herz Blut, das Mühlrad Wasser braucht, damit es nicht stille stehe, so braucht ein Theater Beifall; klatschende Hände sind seine Dampfapparate; weiß es diese nicht in Gang zu bringen, so stockt die ganze Maschine. Kein Wunder also, wenn es das Material wählt, das, gut oder schlecht, dauerhaft oder vergänglich, diesen Zweck am schnellsten und sichersten verbürgt. So arbeitet es den Unvernünftigen in die Hände, und wenn es auch nicht blüht, so vegetirt es doch. Schlimm ist es, daß in unserm Nachbarlande, bei dem sich unser Opern-Repertoire beständig rekrutirt, der Autor oder Komponist von jeder Aufführung seiner Stücke vom Theater eine gewisse Abgabe erhält. So sieht er mit jedem Paar klatschender Hände sein Einkommen vermehrt, denn je mehr geklatscht wird, desto häufiger wird das Stück gegeben, und je öfter es gegeben wird, desto mehr trägt es ihm ein; fröhnt er also der Menge, so wird er ein reicher Mann, und sie versezt ihn noch dazu auf ihren französischen Parnaß, und er dünkt sich auf dem wahren, und geht auch sein Pegasus unterwegs unter der Last der Geldsäcke drauf, so läßt eine Equipage ihn diesen nicht vermissen. — So verbreitet sich der Geschmack für die leichte, seichte, tändelnde, kokettirende, pikante Musik immer weiter, und wer in die Speichen dieses Rades fallen will, quetscht sich die Finger und wird ausgelacht, oder, was noch schlimmer ist, man gibt ihm ganz Recht, wiegt aber doch behaglich lächelnd den Kopf nach dem Takte der süßlichen Lieder und gähnt innerlich bei Harmonie und ächt dramatischem Gesang. — Das Theater soll aber keine Mühle seyn, die nicht mehr mahlen kann, wenn das Rad stille steht, oder die Esel kein Korn mehr herzutragen; die Kunst ist keine Maschinerie.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsezung.)

Abschaffung des Lattenarrests. Die pommerschen Papiere.

Angenehm wurde jüngst der Freund der Humanität durch die königliche Erklärung überrascht, daß die in ihren Wirkungen oft furchtbare Strafe des Lattenarrestes für das Militär abgeschafft sey. Auch ohne parlamentarische Anträge und Debatten, ohne Berathung und Abstimmung der Repräsentanten hatte sich hier die öffentliche Meinung so entschieden ausgesprochen, daß dieses Gesez sich von selbst machte. Und diese Mitwirkung der Allgemeinheit (um nicht Nation zu sagen) ist hier häufiger bei wichtigen Angelegenheiten, als man im Auslande meint; nur sind die Organe feiner. Man denke, welchen Widerstand seit langen Jahren ein ähnlicher Gegenstand im hochgebildeten englischen Parlamente gefunden, und noch unter allen Ministern, Torys und Whigs, ist es keine Bill geworden, sondern eine Frage geblieben: ob der englische Soldat nicht mehr geprügelt werden soll?

Einigen Schreck verursachte dagegen die Weigerung unserer Banquiers, die pommerschen Bankscheine, welche wie baares Geld seit ihrer Creirung kursirten, für voll anzunehmen. Der natürlichste Grund lag darin, daß die beiden zur Realisirung autorisirten Wechsler an einem Schreckenstage dermaßen überstürmt wurden, daß sie es ihrem Vortheil angemessen fanden, ein Procent zu nehmen, um ihr baares Geld zu nutzen. Kaum ward dies bekannt, als andere Kaufleute zwei, drei nahmen, um, die Papiere aufkaufend, sie jenen ersten, die nur Ein Procent nehmen, wieder zu verkaufen, um ein Paar zu machen. So wurden die Bankscheine eine Waare, mit der man viele Geschäfte machte; im Handel und Gewerbe wurden sie aber bis 5 Procent Verlust herabgedrückt. Die Sache hat sich wieder reparirt und gehört zu den vielen Schreckschüssen, die unser Nervensystem seit zwei Jahren erschüttern und abstumpfen.

Daß es jezt keine Lustspieldichter gibt und kein einigermaßen freies Theater! Ich meine nur eines, wo die Censur etwas weniger ängstlich wäre, ich denke dabei weder an ein revolutionäres, noch an ein altgriechisches Theater mit aristophanisch politischen Masken und Geißelhieben; nur an eines, wo man die grandiosen Thorheiten grandios auf die Scene brächte. Wie Frankreich allwöchentlich Stoff liefert zu Melodramen (zu Tragödien ist die Zeit vorüber), die allerpikantesten Situationen, so fehlt es nirgends an großen komischen Zügen, die, groß gehalten, die vortrefflichsten Lustspiele gäben. Freilich müßten sie aus dem Kreis der Familie hinaus — und da droht die Censurscheere. Wie sind z. B. die Papierspekulationen noch gar nicht in ihrer ganzen Bedeutung aufgefaßt! Eine Welt in Papier aufgegangen, und Papier zu einer Welt geworden! Man begnügt sich, da das Theater nichts ist und nichts will, mit — Witzen. Deren sind denn in den lezten Wochen nicht weniger als sonst geboren worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Januar 1833.

— Ein weibliches Gehirn,
Kann es so riesenhafte Dinge zeugen,
So äthiop'sche Worte, schwärzern Sinns,
Als wie sie aussehn?

Shakespeare.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages ließen sich Voltaire, die Prinzessin und Mademoiselle Gaussin zum Lever bei der Gräfin melden; sie wurden vorgelassen und das Gespräch kam sogleich auf die Kranke selbst, die sich noch immer von gestern unwohl fühlte. Das erste Wort, das sie sprach, enthielt eine Frage an Voltaire: ob er jenen Mann bemerkt, der sich gestern plötzlich gezeigt und dessen Anblick ihr die Ohnmacht zugezogen? „Madame,“ erwiderte der Dichter, „es war der Marquis Rosier, ein reicher Privatmann, der mir aus Paris empfohlen worden; weiter weiß ich nichts von ihm.“ — „Unmöglich!“ rief die Gräfin, „er ist weder Marquis, noch heißt er Rosier — aber,“ unterbrach sie sich selbst, „o Himmel! was sage ich! — meine Sinne, von Neuem durch das Entsetzen gelähmt, welches sich in mein Leben stiehlt, drohen mir den Dienst zu versagen! Ach, mein Leiden wird sich nur mit dem lezten Athemzuge enden!“ — „Zaire!“ rief die Prinzessin, indem sie die Hand der Gräfin ergriff, „Zaire, was fehlt Ihnen? — Ich begreife Sie nicht: kann ein schöner Mann, wie der Marquis, Ihnen ein Entsetzen einflößen, wahrlich, so muß ich glauben, daß dieses durch die Stärke seiner Leidenschaft erregt wird; denn er hat Sie mit Blicken angesehen, mit Blicken, schöne Zaire, die Ihr Orosmane nicht glühender auf den Gegenstand seiner Wahl hätte heften können; er liebt Sie, schöne Frau, und Sie hassen ihn?“ Die Gräfin bat, dieses Gespräch abzubrechen, indem sie versicherte, daß dergleichen Worte ihr wie Schwerter in den Busen schnitten. „Nun wohl!“ rief die Prinzessin, „ich schweige, doch nur unter der Bedingung, daß Sie uns die Ursache jenes Entsetzens mittheilen, das uns alle gestern für Ihr schönes Leben zittern gemacht hat.“ Voltaire und die Schauspielerin vereinigten ihre Bitten mit diesem Wunsche, und obgleich die Gräfin wiederholt versicherte, ein solcher Bericht habe nächst den Schmerzen, den er ihr verursache, nur für sie selbst ein lebendiges Interesse, andern möge die Erzählung nur geringfügig erscheinen, nahm sie endlich das Wort und sprach:

„Es werden jezt sechs Jahre, daß ich mich mit meinem Gemahl in Neapel aufhielt, um in dieser paradiesischen Gegend einen Sommer zuzubringen. Ich war zwanzig Jahr alt. Die Gunst des Himmels hatte mir unverdient ein eben so glänzendes, als an innerer Zufriedenheit reiches Loos bescheert. Während die Gespielinnen meiner Kindheit darbten, tausend bessere und edlere Geschöpfe ihr Leben verwaist und der Glücksgüter beraubt zubrachten, durfte ich mit einem Herzen, das der Himmel offen und empfänglich geschaffen, den Blick frei in die Welt richten, und sah Reichthümer und Schönheiten zu meinen Füßen hingebreitet, über welche der unbefangene, heitere Sinn der Jugend noch zahllose Reize mehr ausgoß. Mit einem Worte, ich war glücklich, und als eine Glückliche übermüthig. Die Welt war mein, und

ich ging mit diesem geschenkten Gut wie mit einer Puppe um, die ich nach Gefallen behandelte, je nachdem die augenblickliche Laune es mir eingab. Es konnte nicht fehlen, daß ich auf diese Weise zahllose thörichte Einfälle ausführte und mir Verstöße gegen bestehende Gesetze der Gesellschaft zu Schulden kommen ließ, die man zwar geneigt war, meiner Jugend zu verzeihen, deren Folgen aber spät oder früh auf eine höchst empfindliche Weise sich zu rächen pflegen. Obgleich ich mir dieser Fehler wohl bewußt war, so habe ich doch nie darnach gestrebt, sie zu verheimlichen, und diese Offenheit meines Charakters und meiner Gesinnung war vielleicht gerade eine Eigenschaft, auf die ich, als auf die einzige gute, hätte stolz seyn dürfen; doch der Himmel fügte es, daß gerade diese Freimüthigkeit jenes Ereigniß herbeiführte, von dem sich mein Elend und meine jetzige Unruhe herschreibt, und welches ich jezt mit kurzen Worten Ihnen, mein verehrter Freund, und den beiden Damen eröffnen will."

„Mein Gemahl und ich bewohnten eine Villa, die nah am Meere lag und uns die Aussicht auf das göttliche Panorama des Golfs mit seinen Inseln eröffnete. Gab es etwas, was die günstige Lage dieser Besitzung uns verkümmerte, so war es der Umstand, daß der Galeerenhof nahe daran stieß und daher unsere Blicke, ohne es zu wollen, öfters auf Gemählde trafen, die das menschliche Elend, die Verworfenheit und tiefste Erniedrigung mit grellen Farben in unsere Seele prägten. Wer beschreibt das Leben dieser Unglücklichen, ihre Existenz, die kaum eine zu nennen ist; denn eine taube Gefühllosigkeit, eine gräßliche, durch die lange Dauer des Unglücks hervorgerufene Lethargie bemeistert sich dieser Schlachtopfer. Sind die Armen von der Galeerenbank befreit, auf der sie, mit Ketten gefesselt, gefühllosen Automaten gleichen, so bringen sie die wenigen Augenblicke, die ihnen zur Erholung gegönnt werden, mit rohen thierischen Genüssen zu, die dann auch jeden noch keimenden Funken edler menschlicher Kräfte in ihnen ersticken. Die Elemente, die freigebornen Söhne der Schöpfung, die nur da zu seyn scheinen, um das Leben des Menschen auf das Mannigfaltigste zu verschönen, für jene Unglückliche bilden sie eben so viel Martern. Das Licht brennt mit seinem Strahl ihre Haut zur Farbe des Negers und zerstört durch seine Gluth die Bildung ihres Körpers; das Meer, dessen Anblick uns beseligt und erfrischt, ihnen ist es eine endlose Marterbank, wo sie jede Welle der ungeheuren Fläche mit einem Seufzer messen; in ihr enges Gefängniß strömt die Luft nur sparsam ein, und selbst die Erde, ein Tummelplatz der Freuden und Genüsse für eine Welt glücklicher Menschen, wird für sie nur ein frühes Grab. O entsetzlich, meine Freunde! was haben wir gethan, daß uns ein günstiges Geschick mit seinen Liebkosungen überhäuft, uns geboren werden ließ in einem Lande, das sich mit dem reichsten Schmuck der Kultur ziert, zu einer Zeit, wo unsterbliche Geister durch ihre glänzenden Verdienste ein ganzes Jahrhundert adeln und beglücken!"

Die Gräfin warf hier einen Blick auf Voltaire und fuhr dann in ihrer Erzählung fort. „Ich muß erwähnen, daß mein Leichtsinn, den ich öfters hier anklagen muß, sich so weit verging, mir den Plan in den Kopf zu setzen, einen jungen Grafen, der schon mehrere Siege gefeiert hatte, und den eine Anzahl Damen, in einer nicht zu billigenden Schwäche, für unüberwindlich erklärt hatten, in mich verliebt zu machen. Wirklich erreichte ich meinen Zweck, doch ehe ich Zeit gewann, über meinen Triumph zu frohlocken, mußte ich leider bemerken, daß der Gegenstand meiner unwürdigen, kindischen Bewerbungen nicht der Zeit werth war, die ich damit hingebracht hatte, ein Ziel zu erreichen, welches mir so wenig Ehre machte. Der eitle Jüngling, das für wahre Flamme haltend, was nur Spielerei meiner Eitelkeit war, fing jezt alles Ernstes an, mich mit seiner Zärtlichkeit zu bestürmen, und ich war in der That bestraft genug, denn ich wußte nicht, wie ich den albernen, zudringlichen Laffen wieder los werden sollte. Eines Tages, wo mein Widerwille gegen ihn, so wie seine Dreistigkeit gegen mich auf's Höchste gestiegen waren, befand ich mich gerade mit ihm auf einem Spaziergang am Gestade des Meeres; vor uns lag eine Gruppe jener Elenden, die ich beschrieben habe, und wurde von ihren grausamen Wächtern gehütet; einige stießen Flüche und Verwünschungen aus, andere sprachen uns um eine Gabe an, einer jedoch aus der Gesellschaft lag unbeweglich, in seine Lumpen gehüllt, am Wege abwärts, und schien sich nicht darum zu kümmern, daß die Wellen des Meers sein Haupt von Zeit zu Zeit nezten; er schien, unter der Last seines martervollen Daseyns bis zur äußersten Gefühllosigkeit abgestumpft, halbtodt da zu liegen, ein wahrhaft fürchterlicher Anblick, der mich jezt in der Erinnerung noch auf's Aeußerste ergreift. Ich weiß nicht, wie ich auf den mehr als wahnsinnigen Einfall gerieth, dem Grafen, der kurz vorher mich auf's Aeußerste gebracht hatte, im Zorn und mit dem Lächeln eines giftigen Spottes zuzurufen: „Ehe ich mich so weit vergesse, Ihre Liebe zu erwidern, ehe soll jenes Scheusal, das an den äußersten Grenzen der Menschheit zu Hause ist, der Gegenstand meiner Wahl seyn." Kaum waren die Worte ausgestoßen, als in dem Moment die Gestalt, auf die sie gingen und die ich im tiefen Schlafe begraben meinte, sich langsam aufrichtete, und indem sie einen Laut ausstieß, der wie der gräßliche dumpfe Ton eines zum Tode getroffenen Thiers klang, sich auf den rechten Arm stüzte und jezt einen Blick auf mich richtete, der mein Blut in allen seinen Pulsen erstarren machte. Es lag in diesem Blick, meine Freunde, ach! wie soll ich es beschreiben! alles, alles zusammengedrängt, was in der Seele eines

Menschen sich nur von Schmerz, tief verhaltener Wuth, unsäglicher Wehmuth und kaltem Grimm findet. O Himmel, rettet mich — ich sehe es vor mir, das hohle, bleifarbene Antlitz mit dem tiefen, brennenden Auge — mich trifft der Blick!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Malta.

(Fortsetzung.)

Ich machte einen Ausflug nach dem ehemaligen Hauptorte, der schon genannten Città-vecchia oder notabile, um sowohl diese, als das Innere der Insel kennen zu lernen. Sie liegt 7½ italienische Meilen von La Valette entfernt, auf der Spitze des Inselfelsens, und man gelangt in einem gewöhnlichen maltesischen Fuhrwerk, das einem französischen Coupé nicht unähnlich ist, aber nur zwei Räder hat und von einem Pferde gezogen wird, während der Kutscher fortwährend im Trabe nebenher läuft, in anderthalb Stunden hin. Der ganze Umfang der Werke der Hauptstadt zeigt sich erst recht auf der Landseite, wo es mit den Bastionen, Mauern und Gräben fast kein Ende nimmt. Sie stammen fast alle aus den Zeiten der Ritter, während auf der Seeseite mehreres von den jetzigen Besitzern gebaut worden ist. Nachdem man mehrere Kirchen hinter sich gelassen hat, deren Form meist an St. Sulpice in Paris erinnert, gelangt man durch fast ununterbrochene Reihen von Wohnungen und andern Gebäuden, die sich längs der Straße hinziehen, an die Wasserleitung, deren Bogen sich mehrere Meilen weit erstrecken und die La Valette mit Trinkwasser versieht: ein großartiges sowohl als nützliches Werk des Großmeisters Alof de Vignacourt, eines Picarden, der dasselbe im Jahr 1616 errichten ließ. Von nun an gewinnt man eine freiere Aussicht auf das Land, das sich öde, nackt und hüglicht, aber ohne irgend eine schöne Formation, nach allen Seiten erstreckt. Noch jezt im November glühte die Sonne; alles ist verbrannt und gelb, ein schöner Baum eine Seltenheit. Von ferne nehmen sich die niedrigen Baumgruppen, die man hie und da sieht, wie dunkle Flecke aus. Aus den Steinwällen hervor wächst in großer Menge die indische Feige, sonst findet man bisweilen gewöhnliche Feigenbäume und Dattelpalmen, kurz eine ganz südliche, nur sehr karge Vegetation. Früher verlegte man sich viel auf die Kultur der Baumwolle, und schon unter den Griechen und Carthagern war Malta in dieser Hinsicht berühmt und trieb starken Verkehr mit Sicilien, namentlich mit Syrakus und Agrigent. Diese Baumwolle hat eine röthliche Farbe und ist sehr fein. In neuerer Zeit hat die Kultur derselben sehr abgenommen, weil man es vortheilhafter findet, an deren Stelle Getreidefelder anzulegen, indem das Getreide, welches zum Verbrauch der Insel eingeführt wird, eine Abgabe von 50 Procent zahlen muß, obgleich La Valette sonst ein Freihafen ist (seit 1802). In neuerer Zeit hat man sich mit Erfolg auf den Seidenbau verlegt, und eine Manufaktur an einem Orte, den man Boschetto nennt, liefert geschäzte Stoffe. Im Uebrigen ist der Gewerbfleiß gering. Die Marmorbrüche auf Gozzo geben einen schönen gelben Stein, andere Arten findet man hie und da auf Malta, woraus man in der Hauptstadt Tischblätter und andere Sachen verfertigt.

Doch ich muß auf meinen Weg zurückkehren, wo ich einer Menge von Landleuten begegnete. Der Malteser unterscheidet sich in der Gesichtsbildung sehr vom Italiener; mehr soll er dem Bewohner der Südküste Siciliens ähnlich sehen, was sich schon durch die gemeinsame Vermischung beider Völker mit den Arabern, welche diese Länder lange in ihrer Gewalt hatten, erklären läßt. Die jetzigen Malteser mögen wenig reines Blut mehr in sich haben, da ihre Insel immer die Beute von Fremden gewesen ist. Der Landmann hat etwas Wildes in seinem Blick. Halb unbekleidet und der glühenden Sonnenhitze ausgesezt, die mit Gewalt von seinem Felsenboden zurückprallt, ist seine von Natur schon dunkle Haut häufig bis zum tiefen Braun geschwärzt. Das Auge ist blitzend, das Haar schwarz und gewöhnlich halb lang, die Form scharf. Er geht meist in Hemdärmeln und baarfuß und trägt eine lang hinunterfallende schwarze Mütze. Auf seinem Pferde oder Esel sizt er nicht wie der gewöhnliche Reiter, sondern wie die Frauen zu reiten pflegen. Von dem Charakter des maltesischen Volkes macht man im Ganzen keine sehr anziehende Schilderung; man mißt ihm viele der Eigenschaften bei, welche die Mehrzahl der Bewohner Nordafrikas gehaßt und gefürchtet machen. Das Kostüm der Frauen, auf dem Lande sowohl als in der Stadt, erhält etwas Eigenthümliches durch die schwarze Mantilla, welche aber von der spanischen sehr verschieden, und eine Art von Rock ist, der, gewöhnlich von Seide, schief über den Kopf geworfen wird, an einer Seite Gesicht und Hals frei läßt, und den größten Theil des Anzugs, der gleichfalls meist schwarz ist, verdeckt. Es liegt schon ein Vorschmack der orientalischen Sitte in dieser in mancher Hinsicht malerischen Tracht, die reizender seyn würde, wenn die Zahl darunter hervorblickender hübscher Gesichter größer wäre. Aber die Züge sind im Allgemeinen zu scharf markirt und zu wenig anmuthig, und die Gesichtsfarbe zu gelblich. Die orientalische Abstammung oder Stammvermischung zeigt sich auch in der Volkssprache, die arabischen Ursprungs, aber mit fremden Elementen, wahrscheinlich größtentheils mit der Sprache der alten Bewohner der Insel, sehr vermengt ist. Ueber die maltesische Sprache, welche allgemein im Lande üblich ist, indessen auch sehr häufig italie-

nisch gesprochen wird, sind neuerdings zwei Grammatiken erschienen, die eine von Vassalli (Malta, 1827), die andere von F. Vella (Livorno, 1831). Zu London wurden vor einigen Jahren die Evangelisten, mit beigefügtem lateinischem Text, in derselben gedruckt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsetzung.)

Das Volk und die Kunst.

Die Kunst kann bei der jezigen Bildungsstufe des Volkes keine Volkssouveränität, höchstens seinen Einfluß anerkennen; ihr Reich ist reine Aristokratie, Herrschaft der Besten, ohne ängstlich vorgeschriebene Geseze, Herrschaft des Genies. Geseze sind nur für den Schwachen, für den Kunstpöbel; „wozu Fechtkunst für einen Riesen?“ Fallbausche sind gut für Kinder, die gehen lernen, der Erwachsene wirft diese Vorsicht weg. Der Kreis, in dem ein Volk sich dreht, ist nicht die geschlossene Bahn für seine großen Geister; seine Bildungsstufe, sein Geschmack, sein Sinn ist nur der Boden, der das Genie gebar und nährt, nicht der Himmel, der es begeistert. — Ist die einzige Richtung eines Theaters der Geschmack der Menge, und wir wissen, wer die Menge ist, so ist es keine Kunstanstalt mehr, sondern ein Erwerbszweig. Denn Athen liegt in Trümmern, wo die Size der Zuschauer der Areopag des Geschmacks waren. Das Theater sey also eine Kunstakademie, wenn es nicht zum Conversationshaus herabsinken will.

Die Bühne einer kleinen Residenzstadt Deutschlands kann ihren Zuschauern unmöglich alle neuen Erzeugnisse versezen, die das Publikum in Paris und London, in Wien und Berlin, in Mailand und Neapel eine kleine Zeit ergözen, um dann wieder neuern Vergänglichkeiten Plaz zu machen. Darum muß eine kunstverständige Intendanz eine vernünftige Auswahl treffen aus dem Schwarm der Neuigkeiten, der die Theater überfluthet. Wird hier nicht nach einem gewissen Plane und gediegenen Urtheile verfahren, und findet auch das Schlechteste Eingang, wenn es nur neu ist, so kann ich mit demselben Rechte jedes neue Stück verlangen, und die Intendanz hat keine Entschuldigung, mit irgend einem im Rückstand zu bleiben. Das ältere Klassische, das wahrhaft Gediegene, von der Nation und ihren großen Geistern als solches Anerkannte muß aber immer die Basis, den Grund der Bühne bilden; es sey ihre alte Garde, worauf die Anstalt selbst stolz seyn soll, und auch das Publikum soll und wird es erkennen und schäzen, wenn es nur erst recht erkannt hat. Daran reihen sich die Erscheinungen des Tages, die in kritischer Parade vorgeführt werden, und nach ihrem Werthe salutirend vorüberziehen oder aufgenommen werden und sich erhalten in dem Kreis des Würdigern. Sie erfüllen somit ihre Bestimmung, nur die Stunde zu vertreiben oder bleibenden Genuß zu bereiten; der Zweck der Kunst aber ist höher als nur Unterhaltung. Wo der Sinn für das Gediegene, Wahre erwacht ist, wird das Publikum Gericht halten, wie das Volk zu Athen, über alle Erscheinungen in der Welt der Bretter, und wird die Keuschheit seiner Kunsthalle eifersüchtig wahren, und alles wägen mit kritischer Waae, und was zu leicht gefunden worden, verwerfen, und das Unedle, Falsche und Lügenhafte zurückweisen. Bis es dahin kommt, ist dies die Aufgabe der Kritik, der reinen, unpartheiischen, und ihr Amt wird noch nicht so bald zu Ende seyn.

Wenn ich das Repertorium des jüngstvergangenen Theaterjahres durchblättere, so finde ich, daß mehr als der dritte Theil desselben aus Opern besteht. Ich zähle 65 Opern, die Singspiele nicht gerechnet. Die Anzahl der französischen und italienischen Produkte ist 42, die der deutschen nur 23. Es mag nicht unmerkwürdig seyn, da der Geschmack der Zeit sich so ziemlich allgemein in diesen Verhältnissen zeigt, beide Theile zu analysiren. — Unter den französischen Opern sahen wir 3 neue (Fra Diavolo, Liebestrank und W. Tell) 12 mal, und eine ältere, neu einstudirte (Wasserträger) 3 mal aufführen, dazu 8 schon bekannte 18 mal, und 5 italienische 10 mal. Von diesen 43 Opernabenden nimmt Auber 16, Rossini 15, Boeildieu nur noch 6, Mehül gar nur 3 ein. Dalayrac figurirt gar nicht mehr. Nach einer Reihe von Jahren wird Auber, jezt der erste, vielleicht Mehüls Plaz einnehmen, während das drehende Glücksrad einen andern seiner Ritter an seine Stelle sezt.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, December.

(Beschluß.)

Berliner Wize. Schwere Verbrecher.

Die Staatsexamina sind schwer und werden noch schwerer. Ein junger Diplomat aus angesehener Familie hat das seinige nicht bestanden, ein Beweis, daß hier Konnexionen nicht helfen. Aber eine liebenswürdige Prinzessin, die davon keinen Begriff hat, daß man durch ein Examen fallen kann, empfängt ihn in der Soiree mit dem Glückwunsch zum glücklich überstandenen Tage. Ihr hoher Gatte fällt lächelnd ein: „Ja, der Graf hat es so gut gemacht, daß alle Examinatoren geklatscht und gerufen haben: „Noch mal machen!“ — Von Don Pedro und Don Miguel will der Berliner Wiz, daß beide sich ernsthaft mit dem Postwesen beschäftigen, denn jener will alles frei machen, dieser aber durchaus Porto. — Bendemann, nachdem er die trauernden Juden gemahlt, will, wie die Berliner meinen, nun die frohen Juden mahlen und hat dazu drei Komponisten und Virtuosen, die ich nicht zu nennen brauche, obgleich die nomina nicht odiosa sind, ausgewählt. Wer empfängliche Laune zum Auffassen mitbringt, mag für jeden Tag einen solchen Wiz auflesen.

Sonst spricht man viel von drei schweren Verbrechern, die mit Trenkscher Kunst aus dem Gefängniß ausgebrochen sind. Mit den Eisenringen ihres Wassereimers haben sie die Mauer durchbrochen, sich an Laken u. s. w. herabgelassen, dicht über dem Kopf der Schildwacht, diese eingeschüchtert und durch Drohungen zum Schweigen gebracht. Ein Wildschüz und ein entsezlicher Raubmörder beschäftigen nun die Phantasie und die Gensdarmen; eben hört man indessen, daß der leztere wieder aufgefunden ist und nach verzweifelter Gegenwehr sich ergeben hat. — Befragt, ob es denn ganz unmöglich sey, eine Gefängnißmauer so zu bauen, daß kein Ausbruch denkbar, soll neulich ein Käsebier der Zweite geantwortet haben: „Ich will durch jede Mauer, und sey sie noch so dick. Aber man richte zwei, wenn auch nur dünne Mauern auf und fülle den Zwischenraum mit leichtem, trockenem Sand; habe ich die eine Mauer durchbrochen, so stürzt aller Sand beim Arbeiten durch das Loch und hindert mich, an die zweite Mauer zu gehen. Jedenfalls muß der Schließer den Sand bemerken, wenn er nicht blind seyn will.“ Ob solche Mauern aufzuführen sind, hat der erfahrene Spizbube nicht gesagt. Da man bis jezt noch selten neue Gefängnisse erbaut, sondern alte Gebäude dazu nüzt, so möchte die praktische Nuzbarkeit seines Vorschlages noch einige Zeit problematisch bleiben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Januar 1833.

— Dein Orgelstreich und deiner Harfen Klang
So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren,
Daß, wer sinnreich mit mir erforschet ihren Zwang,
Der kann nichts denn dein Werk und Werth zum Herzen führen.

Rodolph Wetherlin.

An Justinus Kerner.

Dort spricht von Treu der Frauen
Die Burg: an ihrem Fuß
In Weinsbergs grünen Auen
Dem Sänger meinen Gruß!
Wie regt dein Lied die Saiten
Der Brust mit süßem Klang,
Nachhall aus grauen Zeiten
Von alter Minne Sang!

Du singst vom Weh der Liebe,
Von Frühlings Lust und Leid,
Von Jahren, lang und trübe,
Die trennten Liebe so weit.
Nicht stolz die Töne klingen,
Doch innig, stark und mild;
Tief in das Herz zu dringen,
Es aus dem Herzen quillt.

Ein zauberisches Eisen,
Berührt von deinem Mund,
Macht himmlischer Geister Weisen
Entzückten Ohren kund.
Will sanft ihr Hall verschweben,
Und quillt das Lied dir nicht,
Ist doch dein ganzes Leben
Ein wundersam Gedicht.

Aus Trümmern, die das Wüthen
Der Zeiten hinterließ,
Da zauberst du voll Blüthen
Hervor ein Paradies.
Neu winkt, durch dich verschönet,
Von Frauentreu das Mal;
Von Aeolsharfen tönet
Es nieder in das Thal.

Wie dort aus grüner Hülle
Dein kleines Haus erglänzt,
Mit goldner Trauben Fülle
Die Thüre schön bekränzt!
Darinnen freundlich waltet
Der Jugend Liebe dir,
Und herrlich sich entfaltet
Der holden Kinder Zier.

Nach deinem Hause wallen
Der Pilger viele hin,
Da wird so heimisch allen,
So innig froh der Sinn.
Denn jedem an der Pforte
Entgegen kommt dein Gruß,
Des Mundes liebende Worte,
Des Herzens Ueberfluß.

Du riefst auch mir: willkommen!
So herzlich und so warm,
Hast liebend oft genommen
Den Jüngling in den Arm.
Daß lang dein Leben glühe,
An Lust und Liedern reich,
Und mir dereinst erblühe
Ein Loos, dem deinen gleich!

Julius Krais.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Die Erzählerin schwieg, ihr Gefühl, auf's Aeußerste gereizt, verstattete ihr keine Worte mehr, sie lag mit heftig arbeitendem Busen in die Polster zurückgelehnt, das Taschentuch vor's Antlitz gepreßt; beide Frauen bemächtigten sich ihrer Hände und überhäuften sie mit Liebkosungen und Bitten, in ihrer Erzählung fortzufahren. Als die Gräfin sich erholt hatte, schien ein anderes beengendes Gefühl die Oberhand über's Entsetzen zu gewinnen, sie heftete den Blick wie in Gedanken auf den Boden, eine heftige Röthe färbte ihre Wangen und sie erhob sich von ihrem Sitz, wobei es den Anschein gewann, als wolle sie ihre Erzählung gerade in dem Moment unterbrechen, wo sie die Aufmerksamkeit der beiden Zuhörerinnen auf's Höchste gefesselt hatte. „Madame!“ rief die Prinzessin, „was wollen Sie? uns verlassen? — Unmöglich! wir wollen wissen, was geschah, was der entsetzliche Mensch unternahm.“ — „Ich kann meinen Bericht nicht vollenden,“ stammelte die Dame, noch heftiger erröthend; „Sie, Herr von Voltaire, Sie kennen mein Unglück, befriedigen Sie die gütige Theilnahme dieser Damen und sprechen Sie aus, was meine Lippen nie nennen sollen.“ Mit diesen Worten hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und verschwand in ein Seitengemach.

Kaum war sie fort, als die beiden Damen mit Leidenschaft über den Dichter herfielen, der sie auch nicht länger warten ließ. „Meine Damen!“ rief der vorsichtige und galante Mann, „was ich jezt zu sagen im Begriff stehe, sind die rohen Worte eines beleidigten Galeerensklaven, die ich Ihnen treu wieder gebe. — „Elende!“ rief die aus den schwarzen Lumpen sich emporarbeitende Gestalt; „Elende, die Du es wagst, eines so tief Gedemüthigten noch zu spotten, wisse, daß du einst in meinen Armen ruhst und daß dann diese Nacht die lezte Deines Lebens ist!“ — „Ah ciel!“ schrie die Prinzessin, „das Ungeheuer!“ Mademoiselle Gaussin schwieg, indem sie den Blick ihrer großen geistreichen Augen auf den Dichter heftete, dessen Antlitz ein ungewöhnlicher Ernst beschattete und der an der Erfüllung jener seltsamen, fürchterlichen Prophezeihung, die er eben mit tönender Stimme ausgesprochen, nicht zu zweifeln schien. Der Graf trat eben in's Gemach, und der Dichter konnte nur noch die Worte hinzusetzen: „Seitdem glaubt sich die unglückliche Dame ewig von jenem Ungethüm verfolgt; nirgends ist sie sicher, denn unter jeder Verkleidung kann er ja verborgen seyn, und so glaubte sie auch gestern ihn im Marquis Rosier erkannt zu haben, was denn nun ganz gewiß ein großer Irrthum ist, denn der schöne Mann, wenn er auch ein Italiener wäre, hat doch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem Scheusal, welches sie uns eben mit so lebendigen Farben geschildert hat.“ — „Und dennoch,“ fügte der Graf hinzu, „läßt es sich nicht läugnen, daß der Marquis ein ächt italienisches Gesicht hat, besonders seine tiefliegenden, schwarzen Augen —“ — „Ich bin ganz außer mich selbst gesezt!“ rief die Prinzessin. „Fürwahr! die Geschichte ist schrecklich und pikant. Man sehe nur, wie schwierig die Lösung der Aufgabe ist, die der Unhold sich gesezt. Er zählt erstens darauf, daß die Gräfin ihn nicht erkennt, und dieses ist am wahrscheinlichsten, denn ein in Schmutz und Lumpen daliegender Bettler kann wohl durch sorgfältige Bemühungen sich im Zeitraum von ein paar Jahren zum Marquis umwandeln; zugleich aber will er das Herz der Dame gewinnen, die er so grausam strafen möchte, er will, als Liebhaber zur höchsten Gunst im Tempel der Liebe eingelassen, die Stätte seines Triumphs zur Gerichtsstätte machen, wo er ein Opfer hinschlachtet, das nichts weiter verbrochen hat, als im Leichtsinn einige unvorsichtige Worte ausgestoßen. Entsetzlich! man mache mir nicht weiß, daß hier irgend eine Befürchtung sich gegründet finde, und gäbe ich auch Alles zu, so muß schon deßhalb der schwarze Anschlag scheitern, weil er gegen eine Dame gerichtet ist, die eben so sehr durch Schönheit, wie durch die strengste Tugend glänzt.“ Diese Worte wurden lauter ausgesprochen, weil sie halb an den Grafen gerichtet waren, dem man etwas Angenehmes sagen wollte, obgleich Jedermann wußte, daß der Graf eben so schläfrig und indifferent, als seine junge, feurige Gattin schön und lebenslustig war. Die Herzogin pflegte, wenn man ihr von dieser Geschichte sprach, zu erwidern, sie sehe hier ein ganz gewöhnliches Kunststückchen eines eifersüchtigen und dennoch bequemen Ehemanns, der sich nicht anders vor gefährlichen Nebenbuhlern zu retten weiß, als indem er sich hinter einen durchtriebenen Schelm steckt, der der Schönen weiß machen muß, daß ihr bei der nächsten Uebertretung ihrer ehelichen Treue das Messer eines Bravos in den Busen fährt, wobei sie leichtgläubig genug ist, das Mährchen für Wahrheit zu nehmen. „Nun ja, ich habe nichts dagegen und wünsche dem Grafen Glück zu seiner treuen Gattin, denn

das Schreckbild ist klug genug gewesen, keine Zeit zu bestimmen, und so wird sich die Dame bis in ihr spätestes Alter in Acht nehmen."

Ein Theil der Gesellschaft stimmte unbedingt dieser, durch den bekannten Witz der Herzogin unterstüzten Ansicht bei, ein anderer Theil, und zwar die Anhänger romantischer Verhältnisse, denen Mademoiselle Gaussin und die Prinzessin beitraten, entschied sich für die unbedingte Wahrheit der Thatsache, wie die unglückliche schöne Frau sie erzählt hatte. Auf jeden Fall war hier ein weites Feld für die interessanteste Intrigue eröffnet. Alle Blicke der Gesellschaft waren auf den maskirten, entsezlichen Galeerensklaven gerichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Malta.

(Beschluß.)

Wenn man sich Città vecchia nähert, so werden die Wohnungen, die zerstreut liegende Gruppen bilden, deren mehrere zusammen man einen Casal nennt und wovon die Insel über zwanzig zählt, wieder häufiger. Die alte Stadt ist mit schönen Mauern und Wällen umgeben und hat große gewaltige Thore; in dem Innern aber, wo einige schmale Straßen mit verödet scheinenden Häusern den Raum einnehmen, sieht und vernimmt man kaum einen Menschen, einige Bettler ausgenommen, die auf dem Platze der Kathedrale lagern. Dieses Gebäude ist schwerfällig und mit bunten Malereien und Vergoldungen überladen; man feierte eben das Hochamt, wobei der Priester und Diaconen bei weitem mehr waren, als der Betenden. In der Vorstadt, wo man eine weit ausgedehnte Fernsicht über den größten Theil der Insel, auf deren höchstem Punkte man sich befindet, und über das Meer nach verschiedenen Seiten hat, zeigt man in einer Kirche die Höhle, wo der Apostel Paul drei Monate verweilt haben soll, als er den Bewohnern Malta's die Lehre Christi predigte; indessen behaupten viele, er sey niemals auf dieser Insel gewesen und man habe sie mit einer andern an der dalmazischen Küste verwechselt, wovon natürlich die Malteser durchaus nichts wissen und sich ihren Patron nicht nehmen lassen wollen. Dort sah ich auch eine aus Holz geschnitzte Bildsäule des Heilands, welche von der Insel Rhodus dahin gekommen war. In der Nähe befinden sich Catacomben, aus dem Felsenboden ausgehauene geräumige Gewölbe, hie und da durch Pfeiler gestüzt, der Begräbnißort der Todten, vielleicht zu Zeiten auch der Zufluchtsort der Lebenden. — Nach Alterthümern fragte ich in dieser Stadt, deren Gründung die Sage bis in's sechste Jahrhundert vor Christus verlegt, ohne Erfolg. Was Malta und Gozzo sonst in antiquarischer Hinsicht, namentlich an Münzen und Inschriften geliefert haben, ist von Bres in seiner zu Rom erschienenen Malta antica illustrata zusammengestellt und erläutert worden. Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß deutsche Kunst sich bis zu diesem entlegenen, schon halb außereuropäischen Winkel unseres Erdtheils einen Weg habe bahnen können; und doch fand ich in der Osterie zu Città vecchia, wo einige, mit einer Fregatte aus dem Archipel angekommene junge nordamerikanische Seeleute sich über das „Land ohne Bäume" beklagten, einen Kupferstich mit Unterschrift in deutscher Sprache, eine alte, in Augsburg herausgekommene Parforce-Jagdscene, und während des Frühstücks spielten uns drei bettelhafte Musikanten den Jägerchor aus dem Freischützen vor.

Nach diesem Ausfluge in die Gegend kehre ich wieder zur Hauptstadt zurück, auf welche die Hügel um Città-vecchia, den größten Theil der beinahe sechszig italienische Meilen im Umfang haltenden Insel überschauend, eine ausgedehnte und schöne, wenn auch, des Mangels an großartigen Massen wegen, nicht besonders malerische Aussicht darbieten. Die Summen, welche der Johanniterorden auf La Valette sowohl, als das Land verwendet hat, müssen ungeheuer gewesen seyn, und sind ein redender Beweis seines Reichthums. Dabei erstreckten sich die Befestigungen nicht auf Malta allein, sondern auch auf das nahe Gozzo, das, aus einer großen Felsenmasse bestehend, 30 Meilen im Umkreise hat und neben seinem Hauptorte Rabbato noch sechs Casali oder Dörfer zählt. Hat Malta seit dem Untergange des Ordens seine politische Bedeutung verloren, so bildet es nun das Mittelglied der gewaltigen Kette, womit England das Mittelmeer von Gibraltar bis Korfu beherrscht, und seine mächtigen Wälle werden gegenwärtig von dreitausend Mann bewacht, während man immerfort mit dem Bau von Lazarethen und ähnlichen Werken beschäftigt ist. Der Verkehr zwischen der Levante und dem Westen, und die durch die lezten Kriege und die griechischen Angelegenheiten nöthig gemachte Anwesenheit bedeutender Flotten im Mittelmeer sind der Insel natürlich sehr vortheilhaft. Uebrigens scheint Großbritannien Malta nur aus ganz materiellem Gesichtspunkte als eine Kolonie zu behandeln. Die Presse ist hier ein Monopol der Regierung, was der Verbreitung von Kenntnissen eben nicht sehr vortheilhaft seyn mag, und sie gibt wöchentlich eine offizielle Zeitung in englischer und italienischer Sprache heraus. Die öffentliche Bibliothek, ein altes Institut des Ordens, hat etwa 60,000 Bände, meist italienische und französische Werke, und darunter sehr vieles Werthvolle.

Außerdem ist für die neuere Literatur (namentlich die englische) durch eine Garnisonsbibliothek, und für die Journallektüre durch den Offiziersklubb gesorgt. Das italienische Theater, wo man meist Melodramen aufführt, erhebt sich nicht über das Mittelmäßige; bisweilen geben die Offiziere englisches Schauspiel, um die Langeweile des gewöhnlichen Garnisonslebens in etwas zu verscheuchen. Der gewöhnliche Spaziergang sind die Wälle, wo man hie und da Baumgruppen trifft, und die Arkaden des Gartens, welchen der vormalige Gouverneur Maitland an einem der vortheilhaftesten Punkte hat anlegen lassen. Hier schweift das Auge von den gewaltigen Felsenmassen hinab, auf denen diese Bauten ruhen, über den schönen Hafen, in dem gerade jezt das majestätische Flaggenschiff St. Vincent liegt, der mit seinen hundertundzwanzig ehernen Schlünden bei Navarino donnerte. Auf einer weit in den Hafen hinein sich erstreckenden Landzunge erhebt sich das Fort La Vittoriosa mit der Vorstadt Isola; alle Höhen tragen stattliche Gebäude, und über die Ferne breitet sich der gewaltige Spiegel des mittelländischen Meers. Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Statistik der Oper.

Die deutsche Oper in Paris und London hatte wohl mehr Auswahl aufzuweisen, als die hiesige; unsere Bescheidenheit gönnt dem Fremden den Vortritt. Neu war uns nur Macbeth von Chelard, der sogar nur halb zu den Deutschen zu rechnen ist (dreimal); ältere Werke wurden drei wieder hervorgeholt und sechsmal gegeben, Figaro's Hochzeit, Doktor und Apotheker und Adrian von Ostade; auf dem Repertoire gebliebene kamen sechs zehnmal zur Aufführung. Darunter waren drei von Mozart, mit der obigen also vier in sieben Darstellungen, eine von Weber (Freischütz), eine von Spontini (Cortez), eine von Weigl (Schweizerfamilie) und Beethovens Fidelio. Wenn ich den Dorfbarbier und das Neusonntagskind noch dazu zählen wollte, hätte ich freilich zwei deutsche Opern mehr. Webers Oberon ist noch nicht bis zu uns gedrungen. Spohr kennen wir nur aus wenigen dunkeln Erinnerungen, die neuen deutschen Komponisten, Marschner, Lindpaintner, Wolfram rc., kaum dem Namen nach. Das Alte stockt und kein neuer Zufluß, das sind die Bedingungen zum Sumpfe. Von Mozart nur vier Opern! ich will nicht aufzählen, von wem alles keine; nur Feska's großartige Kompositionen, nur seine Cantemire will ich nennen. Diese Schöpfungen, die wir unter unsern Augen entstehen sahen, die einen Schock Auberscher Tändeleien aufwiegen, sollten auf unserer Bühne ein lebendes Denkmal ihres so früh dahingegangenen Schöpfers bilden, und es würde an Gemüthern nicht fehlen, sie zu verstehen, und an Händen nicht, sie zu empfangen und zu bekränzen. An die Grundpfeiler der deutschen Musik wage ich kaum zu denken, besonders da ich weiß, daß die geschriebenen Stimmen zu Glucks Armida in alte Koulissen verpappt wurden. Doch neulich mochten unsern Kapellmeister entweder Gewissensskrupel plagen, oder in einer begeisterten Stunde seines jezigen Standes — denn es gibt im Menschenleben Augenblicke rc. — ein Strahl aus höhern Regionen in seine Brust gefallen seyn: er ließ die Partitur zu Glucks Iphigenia von Mannheim kommen und wollte einen Anlauf zur Klassicität nehmen. Sie kam an, man steckte die Köpfe hinein, aber da Alles so weiß aussah, so fand man sie viel zu leer und schickte das Buch wieder zurück.

Ein Hauptgrund der gehäuften fremden Opern in diesem Jahre — ich will keine mögliche Entschuldigung unberührt lassen — war die vierteljährige Anwesenheit der Sabina Heinefetter an unserm Theater. Es war auf der einen Seite schlau, aber auf der andern zugleich sehr kühn, uns gleich Anfangs mit solch ausgezeichneter Künstlerin bekannt zu machen, denn so etwas ist nicht ohne Consequenzen. Wir sahen das in Paris; seitdem in der großen Woche die Freiheit selbst aufgetreten war, wollte der sonst so beliebte Casimir Perier in dieser Rolle gar nicht mehr gefallen. Das Beste ist der Feind des Guten, hören wir täglich. Sie ist ein Blättchen des deutschen Sängerinnen-Kleeblatts, das in den lezten Jahren in- und ausländische Blüthen verdunkelte, Sontag, Schröder-Devrient und Heinefetter, wo jedes Land sich glücklich schäzte, sie bewundern zu dürfen, deren Stimmen nichts an Umfang übertraf, als ihr Ruhm, nichts an Geläufigkeit, als die Zungen, die ihn verbreiteten, nichts an Lieblichkeit, als die Lippen, über die sie flossen, nichts an Fülle und Kraft, als der Beifall, der ihnen entgegenrauschte. Von uns weg zog sie nach Mailand, wo sie auch diesen Winter wieder engagirt ist; kein besseres Mittel, um den Italienern die politischen Grillen zu vertreiben. In der deutschen Oper ist sie weniger hervorleuchtend, als in der italienischen, was auch schon die Wahl ihrer Rollen bestätigt, da sie nur drei aus jener wählte, und zwar drei Mozartsche. Hievon nehme ich jedoch Figaro's Hochzeit aus, worin sie eine eben so vortreffliche Susanne, als im Barbier eine liebliche Rosine ist. Jene Oper ist seit Susannens Verschwinden auch nicht mehr zum Vorschein gekommen, während wir diesen so oft zu hören kriegen, daß uns das Finale noch in den Ohren klingt, wenn schon wieder die Ouvertüre anfängt. Es ging dem armen Figaro, wie manchen Leuten: vor lauter Geschäften, tollen Streichen und Unterhandlungen für seinen Patron konnte er selbst nicht einmal zur eigenen Hochzeit kommen. Ein weiterer Grund des Ultramontanismus und Gallicismus im Repertorium der Oper ist vorzüglich auch unser Tenor Haizinger, der seine ganze Kunst in der leichten italienischen Manier besizt und die deutschen Parthien theils des Satzes, theils des Charakters wegen lieber vermeidet, und einen andern Tenor, einen dramatischen Sänger, besitzen wir nicht. — Ein erfreuliches Zeichen von dem doch nicht so gar ungesunden Geschmack des Publikums, das gänzliche Durchfallen des Auberschen „Liebestranks," dürfte den Herrn im Rathe ein Fingerzeig seyn, mehr Auswahl mit der französischen Küche für deutsche Magen zu treffen. Unter der Hand eines französischen Kochs wird manches seiner Gerichte, wenn auch nicht sehr schmackhaft, doch pikant und angenehm, das dem deutschen Koche nach dem nämlichen Recepte stets zu plump ausfällt. So ging es dem Liebestrank. — So weit für heute von der Oper.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Januar 1833.

So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.

Goethe.

Studien über das Negligé.

„Viel Glück in Rom und Griechenland!“ sagte so eben das kleine Wesen, das mich nun doch so weit gebracht hat, mit ihm den ersten Versuch in den Flitterwochen zu machen. Jezt sind es gerade zwei Tage und drei Nächte, seit sie den ersten schüchternen Tritt über meine Schwelle sezte, da sie bittend und lächelnd an mir aufsah und die ganze Herrlichkeit ihrer neuen Lage nur in dem gewohnten Spiegel meines Auges sehen wollte. Du Gute! wie bald hast du dich mit deinen neuen Sphären vertraut gemacht, wie sicher ist deine Kenntniß aller Ecken und Winkel, deren Räthsel sich dir bald aufschlossen, mit welcher Zuversicht blickt dein ordnendes Auge, waltet deine schöpferische Hand durch die kleinen Räume, von denen ich früher nie geglaubt hätte, daß es nur chaotische Anarchie sey, die da einen Stuhl, hier einen runden, dort einen langen Tisch hinstellte! Und hätten meine staubigen, schweinsledernen Civilisten, dieses dintengesprenkelte Schreibepult, diese zusammengebundenen Hunderte von Schreibfedern jemals geahnt, daß an die Stelle ihres mürrischen Herrn eine weibliche Hand treten könnte, die die ersten von ihrem gelehrten Puderstaube reinigen, das zweite zu einem erträglichen Möbel umschaffen und die lezten endlich der Fahnen berauben würde, von denen sie erfahren hat, daß sie mir beim Schreiben immer so hinderlich sind? Ich selbst werde Zeit brauchen, mich an diese Neuerungen zu gewöhnen. Ist es mir doch, als hätten meine Perioden, ja selbst meine Gedanken an Schwung verloren, seitdem meine Schreibfedern ihrer Flügel beraubt sind. O, wie ironisch klang dieses: viel Glück in Rom und Griechenland! Die Theure hat mir selbst den Kiel zugespizt, noch einmal einen zärtlichen Abschiedsblick zugeworfen, ich kehre ihr meinen halben Rücken zu und erstaune, daß selbst mein vor mir liegender Papierbogen, dessen weiße, öde Leere mich zur Eile mahnt, von ihrer geschäftigen Hand schon zusammengelegt ist. Jezt denkt sie mich hundert Meilen von hier entfernt. Sie glaubt sicher, ich steige allmählig heraus aus der Gegenwart, eile durch den sieben-, durch den dreißigjährigen Krieg, es thun sich mir die hohen Portale des Mittelalters auf, ich ziehe meine Landstraße durch das Interregnum, hier einem Wegelagerer, dort dem verführerischen Saitenspiel eines Minnesängers ausgesezt; vielleicht glaubt sie mich jezt schon an Artus Tafelrunde oder turnierend vor Karl dem Großen, begierig nach dem schönen Preise ihrer Lieblingsfarben. Wie seufzt sie, daß ich noch nicht inne halte! Die Pforten des Alterthums rauschen auf, im eroberten, von wilden Völkern zertretenen Italien wird es heller und lichter, die zertrümmerten Statuen richten sich empor, die Tempel steigen mit ihren Säulen in die blaue, freundliche Luft, die von dem Rufe siegreicher Römer wiederhallt. Sie weiß es, daß man mich auf dem Forum erwartet, daß ich die Edikte der Prätoren erklären soll und mit bündigen Schlüssen darlegen will, wie sich Spuren zu der später gegebenen Le-

Papia Poppäa schon um die Zeiten der Scipionen und Gracchen finden. Die Quellen fließen rings um mich her, sämmtliche Historiker der Griechen und Römer und alle römischen Juristen mit ihren langen, häßlichen Namen, ihrer Weisheit und ihren kleinen Albernheiten liegen um mich ausgebreitet, die Beweisstellen sind mit rother Dinte unterstrichen und auf kleine weiße Zettelchen von ihrer eigenen Hand, dieser weichen, runden Hand so sauber und elegant kopirt, daß schon vor diesem Argumente die, wie jeder andre, menschlichschwachen Ritter, Hugo und Mackeldey, erröthen müßten. Wenn sie aber wüßte, welcher Gedanke mich in diesem Augenblicke beschäftigt! Warum mußte sie nur heute ihr Haar in diese reizende Form bringen? warum die Schleife ihres blauen und goldnen Perlennetzes in jene verfängliche Gegend zwischen dem Scheitelstriche der Locken und der linken Schläfe verlegen? warum gerade dieses Juste Milieu der Schnallenlöcher ihres Leibgürtels wählen, daß ich zweifeln muß, ob sich ihr Kleid eng oder nur lose an die plastische Fülle ihres Leibes schmiegt? Mit einem Wort, ich werde den Gajus und den Tribonian an den Nagel hängen, wenn ich nicht bald von dem Zauber dieses Negligés befreit bin.

Die Kunst hatte alle ihre Epochen durchgemacht, ehe ein Winkelmann und Lessing die Grundsätze, nach denen die ausgezeichnetsten Geister aller Zeiten verfahren sind, zusammenstellten und in eine Art System brachten. Die Kunst der weiblichen Toilette hat sich bis jezt noch vergeblich nach ihrem Theoretiker umgesehen. Welch reiche Materialien liegen nicht vor uns! Wie viel Erfahrungen sind in dieser Hinsicht nicht gemacht worden! wie viel neue Seiten könnte ein feiner Blick für diesen Gegenstand auffinden, welch räthselhafte Wege des menschlichen Geistes ein lauschender Blick hinter einer Gardine nachzeichnen! Man hat die Kunst, dem menschlichen Angesichte durch weiße und alle Nüancen rother Farben einen täuschenden Schein der Schönheit und Jugend zu geben, für die darstellende Kunst des Mimen benuzt. Man hat die Beine der Menschen und ihre Bewegungen in ein System gebracht, die Schritte nach einigen abstrakten Schönheitsregeln auf Zolle und Linien ausgemessen, die Sprünge nach dem Takte einer gewissen Methodik auf Intervallen und Distancen berechnet und die Bühne mit einer Kunst bereichert, die so bedeutsame Folgen für die Theorien der Aesthetiker, für die Leidenschaften der Großen, für die Kassen des Staats und die Tendenzen unsrer Zeit nach sich gezogen hat. Dieß ist für die Kunst aber noch immer erst eine sehr tiefe Stufe. Die Wissenschaft und das Herz gewinnen dabei wenig. Die unmittelbare Richtung auf das Praktische der Anwendung störte die Tiefe der Untersuchung. Man machte aus der Theorie eine Technik und würdigte die Lehrsätze jener zu Handgriffen dieser herab. Wo ist hier das alte Räthsel gelöst worden, dessen Ahnung nur selten einer erleuchteten Stunde gelang, das Räthsel des Zusammenhanges zwischen den todten Gesetzen der Kunst und dem lebendigen Hauche der Natur? das Räthsel des Uebergangs aus einem Reiche des Ideals in das andere? das göttliche Räthsel des ersten Anfangs und des lezten Zweckes? Hier geht der Weg nach Rhodus! Hier tanze man!

(Die Fortsezung folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsezung.)

Die Verehrer der Gräfin, deren eine große Anzahl war, fingen an, sich unter einander mit mißtrauischem Auge zu betrachten, so wie sie wiederum der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge waren. Wer ein paar schwarze Augen hatte, war und blieb verdächtig; das zweite Merkmal, das die Gräfin genannt hatte, das schwarze Haar, konnte nicht gelten, denn eine Perrücke sah aus wie die andere; dagegen untersuchte man die Gestalt, und viele schmalschultrige, dünnbeinige Leute waren froh, daß man sich darüber vereinigte, bei ihnen sey durchaus nicht die Gestalt eines handfesten Galeerensklaven zu finden; sie fuhren daher dreist in ihren Bewerbungen fort, indeß mancher schöne Knabe, dem die Natur einen kräftigen Wuchs und feurige Augen gegeben, durch das Urtheil der Menge seine Hoffnungen schwinden sah. Der Marquis Rosier, den man sorgfältig beobachtete, spielte, ob mit oder ohne Grund, den Unbefangensten; ja er äußerte sogar, als man über jene Begebenheit in Neapel sprach, er bezweifle die Richtigkeit der Thatsache nicht einen Augenblick, denn es sey ihm nur zu bekannt, wie rachsüchtig seine Landsleute seyen, und daß es gar wohl Charaktere gebe, die den Plan einer so raffinirten Rache fassen könnten; doch glaubte er der Gräfin, nächst dem Schirm, den ohnedieß ihre Tugend ihr gebe, die Versicherung ertheilen zu können, daß, da sechs Jahre bereits dahingegangen, jener Elende entweder nicht mehr lebe, oder wenn er aus der Haft freigesprochen worden, wohl indeß auf andere Gedanken gekommen sey und seinen Vorsatz aufgegeben habe. Diese Worte, ohne das mindeste Zeichen von Befangenheit ausgesprochen, nur vom warmen Gefühl für die Dame eingeflößt, löschten einen Theil des Verdachtes aus, und man fing an, daran zu denken, daß es, auch außer dem Gefürchteten, Italiener geben könne mit dunkeln Augen und einer gelben Gesichtsfarbe. Waren die schwarzen Augen in so schlechtem Rufe, so schienen die blauen dagegen dazu bestimmt, ohne Schwierigkeit zu siegen; allein auch hier drohte der Schönen Verderben; denn konnte man wohl so genau die Farbe von ein paar schönen Augen untersuchen, ohne sich in die

Gefahr zu begeben, so tief in sie hineinzusehen, daß gerade dadurch ein Unheil herbeibeschworen wurde, das man zu vermeiden die Absicht hatte? Es blieb darum kein anderes Mittel, und die Witzlinge gingen so weit, es hinter dem Rücken der Gräfin laut auszusprechen, als das Gelübde gänzlicher Weltabsonderung zu thun. Allein durfte man einen solchen Rath einer Dame geben, die wie eine Rose blühte und ein Heer von Schmetterlingen um sich sah?

Inzwischen gab sich der Eremit von Ferney Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich und seine Poesieen zu lenken; das Schäferspiel, von dem er seiner Freundin geschrieben, war fertig und die Rollen ausgetheilt. Es schilderte das Leben Apolls unter den Hirten. Der Eremit hatte, von seinen Freundinnen verführt, sich überreden lassen, mitzuspielen und die Rolle des als Hirten verkleideten Götterjünglings zu übernehmen. Die Rolle einer spröden, träumerischen Hirtin hatte die schöne Gräfin erhalten, der Marquis bekam eine kleine Heerde, die er weidete, Mademoiselle Gaussin wurde auch beschäftigt, und für die Prinzessin war der Anzug einer Flußnymphe fertig, ein Reifrock von wasserblauem Atlas, mit Schilfrosen garnirt; oben auf der gepuderten Frisur à la belle Gabrielle sollte ein kleiner Kranz von Schilf prangen, und für den Busen hatte die Prinzessin eine schimmernde Wasserlibelle aus Diamanten machen lassen, die an einer Zitternadel befestigt werden sollte. Jedermann freute sich auf die Aufführung, besonders auf die Figur, die die kleine häßliche Person als Flußnymphe zum Besten geben würde. Vor der Aufführung hatte sich jedoch das Mißgeschick verschworen, Voltairen einen häßlichen Streich zu spielen. Eine Bande Puppenspieler hatte sich in Genf niedergelassen; gelockt durch die Menge der Gäste, die in Ferney sich vereinigt hatten, waren sie mit einer Truppe von Affen und Hunden herübergezogen, und der Wirth des Hotels, in dem die schöne Gräfin wohnte, räumte zu den Spielen einen Vorsprung am ersten Geschoß ein, der eine Art von Balkon bildete und von dessen freistehender Erhöhung ein paar Affen und eine Anzahl Hunde, die Akteurs dieser Bühne, sich dem unten versammelten Publikum am günstigsten zeigen konnten. Es war am Abend des Tages, da im Schlosse die Aufführung des Singspiels vor sich gehen sollte, als Voltaire, der seine Toilette für die Bühne vollendet hatte, vom Kitzel getrieben wurde, sich in seinem Kostüm dem Auge der schönen Gräfin zu zeigen. Seine Kleidung bestand aus einem Rock von rosenrothem Atlas; Weste und Kniehosen weiß, die Strümpfe jedoch wieder roth mit hoch hinaufgehenden goldgestickten Zwickeln, auf den Schuhen Rosetten nebst goldenen Schnallen; in der Rechten hielt er einen Schäferstab, über die Schulter lief ein rothes Band, an dem eine zierliche kleine Hirtentasche befestigt war, aus der ein paar Blumensträuße und Virgils Bucolica, in Marroquin gebunden, hervorguckten, ein dritter Blumenstrauß prangte an dem Busen, der Schäferhut war mit einem Lorbeerkranz geschmückt und in jeder Locke der Perrücke steckte ein Lorbeerblatt, in der Linken ruhte eine goldene Leier. In diesem Kostüm schlüpfte der Dichter durch den verbindenden Gang, der aus seinem Schlosse zum Hotel der Gräfin führte, und erschien mit einem leichten, tänzelnden Schritt in dem Zimmer derselben. Es war leer; behutsam steigt er in den ersten Stock herab und begegnet einer Zofe, die ihn versichert, ihre Dame habe sich eben erst hier gezeigt; Voltaire tänzelt weiter und trifft in einem Gemach, von dem eine Thüre auf den Balkon führt, den jungen Travenol, der müßig und träumend auf einem Stuhl liegt, und der jezt aufspringt, da sich der gepuzte Puderkopf des Poeten langsam in die Thüre steckt. Der muthwillige Jüngling verbeißt das Lachen, das bei diesem Anblick in ihm aufsteigt; er erkundigt sich, was der gnädige Herr befehle, und da Voltaire seinen Wunsch gesteht, die Gräfin zu sehen, öffnet jener, ob aus Muthwillen, oder weil er wirklich glauben mochte, die Dame befinde sich dort, die Thüre auf den Balkon, und das Mißgeschick will, daß der Dichter gerade unter die spielenden Hunde tritt, als der Direktor der Truppe eben mit lauter Stimme ausruft: „Hier, meine geehrten Zuschauer, tritt nun der große Affe als Schäfer auf!“ — Man kann sich das Erstaunen, den Zorn des Dichters denken, der, Anfangs die Worte des Direktors für unerhörten, dreisten Spott haltend, ihn auf's Heftigste zur Rede stellen will, bald aber aus dem Befremden desselben und aus dem Umstand, daß dicht hinter ihm das angekündigte Thier erscheint, merkt, daß hier ein unglücklicher Zufall sein Spiel treibe. Schnell sich zurückziehend, konnte er glauben, daß keiner der unten versammelten Zuschauer ihn in der Kleidung erkannt habe, und wirklich war der größte Theil zweifelhaft gewesen, für was sie die plötzlich hervortretende abentheuerliche Gestalt halten sollten; Andere aber hatten Voltairen erkannt, und man kann sich denken, daß schon nach einer Stunde die lustige Anekdote im ganzen Schlosse erzählt wurde. Die alte Herzogin von St. Martin wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, als sie das Histörchen vernahm. „Man sehe!“ rief sie, „nicht zufrieden mit dem Ruhm, der beste Kopf in Europa zu seyn, treibt ihn die Eitelkeit so weit, sogar einem armen Affen den Rang ablaufen zu wollen.“ Die Witzlinge konnten sich über diesen Vorfall nicht zufrieden geben; aber die Verehrer des Eremiten, er selbst an der Spitze, schäumten vor Wuth, und man ging so weit, dem jungen Travenol die ganze häßliche Intrigue zuzuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Le Roi s'amuse.

Der geniale Victor Hugo ist neulich nach einem ziemlich langen Stillschweigen mit seinem dritten Theaterstück aufgetreten, und hat dießmal mehr Aufsehen erregt, als zuvor, aber nicht auf der Bühne, sondern außerhalb derselben. Sein Hernani hatte ihn zum erstenmale als Theaterdichter gezeigt. Dieses Stück war eine wahre Rebellion gegen die bestehende dramatische Gesetzgebung. Anstatt sich die klassischen Muster des französischen Theaters zu Gemüthe zu führen, schien Victor Hugo sie wie Götzen zertrümmern und dagegen den Dienst der alten spanischen und englischen Meister wieder einführen zu wollen. Nie war etwas Verwegeneres auf dem Théâtre français gesehen worden. Es war gut, daß der junge Dichter viele Freunde hatte, denn diese kämpften muthig für ihn, und kaum konnten seine Gegner einen Platz im Theater bekommen. Marion Delorme, auf der Bühne des Porte St. Martintheaters, ging ruhiger durch; auf den Boulevardstheatern hat das Klassische kein Privilegium, hier geht das Nichtklassische Hand in Hand mit demselben. Marion Delorme war ein kühnes Gemälde der Zeit, wo ein Kardinal Minister und beinahe der Herr seines Herrn, des Königs, war, und das Publikum nahm dieses Gemälde gar nicht ungünstig auf, obschon darin Sitten geschildert wurden, welche den Parisern sehr fremdartig und gar nicht zart schienen. Nach diesem glücklichen Versuche ließ V. Hugo das Theater eine Zeitlang ruhen; dann wandte er sich wieder an das Théâtre français und ließ vor vierzehn Tagen seinen le Roi s'amuse geben, ein Stück, dessen Titel schon ganz im Geschmacke der alten spanischen Stücke ist. Der sich belustigende König ist der galante Franz I., den der Dichter noch viel galanter dargestellt hat, als er wirklich war, und dessen Hauptbelustigung darin besteht, Weiber zu verführen. Sein Hofnarr Triboulet, ein gegen die Großen erbitterter Mann, hilft ihm, die hohen aristokratischen Familien durch seine Sittenlosigkeit elend machen, und rächt sich dadurch an ihnen wegen der Verachtung, womit sie ihm begegnen. Aber nun verführt der König Triboulets eigene Tochter, und der Hofnarr, welcher einen Mörder dingt, um den König zu ermorden, bekommt den Leichnam seiner eigenen Tochter in die Hand, die durch eine Fügung des Schicksals an des Königs Statt ermordet worden ist. Historisch ist in diesem Stücke nichts, als die Verführungssucht Franz I.; alles Uebrige ist Erfindung des genialen Dichters, der sich über alle Rücksichten hinausgesezt und das Konzept seines Geistes mit kühner Hand auf das Papier geworfen hat. Ein Theaterkritiker hat versucht, den Gang dieses Geistes historisch darzustellen. Er behauptet, Victor Hugo habe damit angefangen, sich an die Aristokratie anzuschließen. Deßhalb habe er während der Restauration den Herzog von Bordeaux und Karls X. Krönung besungen; am Bourbonschen Hofe habe er aber wenig Anklang gefunden, sich unmuthig von den Großen ab- und dem Mittelstande zugewendet. Diesem habe er die Bürger der Vorzeit in Marion Delorme vorgeführt; allein die Pariser Bürgerfamilien haben ihn eben so wenig verstanden; nun werfe er sich voll Grimm in die Arme des Volks, und sein Hofnarr Triboulet sey der Dichter selbst, der in seinem Menschenhasse sich an den ihn verachtenden Großen räche. Ich weiß nicht, ob dieß wirklich die Richtung ist, die Victor Hugo's Geist genommen hat; ich möchte aber daran zweifeln. Seine ersten royalistischen Versuche waren gar nicht gleichgültig aufgenommen worden; allein der Dichter konnte es sich nicht verhehlen, daß der Hof Karls X. mit der französischen Nation gar nicht im Einklange stand, und daß die Großen dieses Hofes meistens eitle Menschen waren, welche den Geist ihres Jahrhunderts ganz verkannten, die Wünsche und Gesinnungen der Bürger mißachteten und veraltete, längst verworfene Dinge wieder in Aufnahme bringen wollten. Er mochte fühlen, daß er als Hofdichter nicht höher werde geachtet werden, wie etwa der englische Poeta laureatus Southey. Er verließ also diese unfruchtbare und unpoetische Laufbahn und begann eine andere, die ihn der Nation näher bringen konnte, und in dieser wandelt er seitdem mit mehr oder minder Glück, je nachdem seine Versuche besser oder schlechter ausfallen. Eine Poetik hat er sich offenbar selbst gemacht; aber er muß die Schwierigkeit fühlen, dieselbe einem strengen und bei den klassischen Meisterstücken auferzogenen Publikum, wie das des Théâtre français ist, genehm zu machen. Besser würde er sich an das Theater der Porte St. Martin wenden, denn hier lassen sich dergleichen kühne Versuche ungestraft anstellen. Uebrigens scheint dieser neue Versuch abermals einen Beweis zu liefern, daß Victor Hugo nicht für das Drama geschaffen ist. Man erkennt weder tief tragisches, noch ächt komisches Gepräge daran, und das Ganze hat wenig dramatischen Effekt. Als lyrischer Dichter wird er gewiß immer höher stehen, es wäre denn, daß sich nach einigen unglücklichen Versuchen sein dramatisches Talent auf unerwartete Weise entwickelte. Bei der ersten Aufführung des le Roi s'amuse hatten seine Freunde (denn er selbst kann nicht Theil daran genommen haben) ein sonderbares Publikum zusammengebracht, so daß, als das zahlende Publikum eingelassen wurde, bereits ein nichtzahlendes dasaß, das sich langweilte, auf's Fürchterlichste polterte, die Marseillaise sang u. s. w. Dieses gemiethete oder zusammengeraffte Publikum beklatschte das Stück unbändig, und kaum durften die mißbilligenden Stimmen sich hören lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Meine Wampums.

Ein Knoten, welcher Sinn enthalten soll,
Gehört nicht eben zu den seltnen Dingen:
Du wirst ihn selbst, ist dein Gedächtniß voll,
Zuweilen dir am Taschentuch anbringen.

Der Indianer, in der edeln Kunst
Des Wörterschreibens völlig unerfahren,
Kann seines Schicksals Ungunst, seine Gunst
Allein in stummen Wampums aufbewahren.

Auch meine Wampums liegen da so still,
Ob eine Seele selbst in ihnen schliefe;
Nicht Jeder liest sie, der sie lesen will,
Doch wer sie lösen kann, an ihn sind's Briefe.

Ich flocht bisweilen feine Fäden ein;
Hast du sie bei der Lösung nicht zerrissen?
Darüber möcht' ich wohl beruhigt seyn;
Doch leider muß ich deine Antwort missen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Januar 1833.

Narrheit erscheint an Thoren nicht so hart,
Als an dem Weisen, ist er erst vernarrt;
Denn der verwendet allen Witz daran,
Daß er die Thorheit Weisheit nennen kann.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Als die Gräfin ihren jungen Freund entschuldigen wollte, sagte der Dichter gereizt: „Madame, es bedarf hier keines Wortes; Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich Feinde habe, hartnäckige, bösartige Feinde, Feinde, deren Wuth und Rachsucht desto höher steigen, je weniger ich ihre Bosheit bemerke, und je wirkungsloser bis jezt ihre giftigen Pfeile an dem Panzer meiner Klugheit und dem der Thätigkeit meiner Freunde abgeglitten sind. Und nun besonders dieser Travenol stammt von einer Familie ab, Madame, die sich vereinigt hat, mich auf's Gröblichste zu beleidigen. Sie kennen meinen Prozeß mit dem Musiker Travenol und seinem Vater, die beide nachher auf meine Veranstaltung im Bicêtre saßen; diese Ungeheuer hatten den Muth, Schmähschriften gegen mich in's Publikum zu streuen, welche man sogar über's Meer nach England brachte; zum Glück endigte sich die ganze Angelegenheit auf eine Weise, die da zeigte, daß, wenn einige Unwürdige einen großen Mann zu kränken wagen, er dieses dadurch rächt, daß er verzeiht und großmüthig schweigt. Jezt aber erwächst mir in jenem unruhigen Blondkopf, dem Sie, Theuerste, ganz ohne Grund ein so zärtliches Vertrauen schenken, ein neuer Feind, der Lust zu haben scheint, die Händel seiner saubern Verwandten fortzusetzen; allein es soll ihm übel bekommen. Sein Einfall ohne Zweifel war es, mich auf jene boshafte und schimpfliche Weise der Menge vorzuführen, und jenes Lächeln bei der Vorlesung der Zaire ist mir ebenfalls nicht entgangen; doch er soll es büßen, der Hohlkopf, der Gelbschnabel, der Geck!" Die Gräfin legte dem Dichter die schönen Finger auf den Mund, indem sie lispelte: „Still! dürfen dergleichen Ausdrücke über Lippen, die noch vor wenig Tagen uns so unsterbliche Verse gespendet haben?" Voltaire küßte ihre Hand, bestand aber darauf, daß Travenol auf irgend eine Weise von ihr bestraft werden müsse. Als die Gräfin darauf erwiderte, sie könne Niemand bestrafen, über den sie keine Autorität ausübe, sagte der Dichter mit boshaftem Lächeln: „Madame, ganz Ferney weiß, daß der junge hübsche Mensch keine andere Gebieterin hat als Sie, und daß er sich von diesen Fesseln um so weniger befreien wird, je mehr Sie darauf bedacht sind, das Daseyn derselben zu läugnen." Die schöne Gräfin lachte, ihre schönen Augen sahen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Schalkheit den schmunzelnden Poeten an, und das Köpfchen auf die Seite gebogen, lispelte sie: „Glauben Sie? — Nun wohl, man straft nicht, was man liebt." Sie stand auf, und mit einer lächelnden Verbeugung war sie verschwunden. Voltaire blieb sitzen, er nahm langsam eine Prise aus einer Dose, die sein eigenes Bild als gekrönten Dichter zeigte und welche die Marquise du Chatelet ihm verehrt hatte; dann erhob er sich und in seinem Innern reifte der Plan, wie er sich rächen könne für die abschlägige Antwort, die er so eben erhalten.

Am andern Morgen wußte es das ganze Schloß, daß der junge Genfer Offizier, Hyppolit Travenol, der erklärte Liebling der schönen Gräfin sey; doch Voltaires hämische Tücke ging noch weiter, er verband sich mit der Prinzessin, der Herzogin von St. Martin und der Mademoiselle Gaussin, um eine Farçe einzuleiten, die die meisten Gäste für das unterbliebene Schäferspiel schadlos halten sollte. Die Hauptintrigue war auf die Entzweiung der Dame mit ihrem Geliebten gerichtet; dieser Zweck sollte erreicht werden, indem man einen jungen Bildhauer, der sich in Genf seit einiger Zeit aufhielt und dessen Anblick, wie man bemerkt hatte, der Gräfin nicht gleichgültig gewesen, auf irgend eine Weise, gleichsam wie zufällig, mit der Dame zusammenbringen wollte. Voltaire, der den jungen Mann schon in Italien kennen gelernt, und der wußte, wie auch jener sich in der Stille für die gefeierte Schöne interessirte, nahm die Ausführung dieses Theils des Anschlags ganz auf sich; die vereinigten Damen versprachen dagegen, des jungen Travenols Treue in den Augen seiner Geliebten verdächtig zu machen, und so durch die Eifersucht und Rache die Kraft der Triebfeder zu verstärken, die Voltaire in Bewegung sezte. Außer daß man den jungen Travenol stürzte, gewann man noch durch dieses Kunststückchen den Vortheil, die Gräfin von ihrer abergläubischen Furcht zu heilen; ja um den Scherz zu vollenden, sollte sich der neue Geliebte im Augenblick seines zärtlichen Empfangs als Galeerensklave zu erkennen geben; Strafe genug wäre alsdann der Schreck, den die Schöne empfinden mußte. Alle vier Verbündeten klatschten sich Beifall zu, als dieser Plan so weit gediehen war; nun aber trat die Prinzessin mit der Bemerkung auf, daß die Furcht der Belleson vor ihrem Rächer erst gänzlich entfernt werden müsse, ehe man hoffen könne, daß sie in die gelegte Falle gehe, und hiezu schien kein passenderes Mittel, als den Marquis, der indeß in seinen Bewerbungen um die Gunst der Dame aufs Eifrigste fortgefahren war, als den fürchterlichen Maskirten anzugeben; auch dieser Aufgabe unterzog sich der Dichter, und die Damen ließen ihm vollkommen freie Hand.

Indeß diese Maschinerie nun von allen Seiten in Bewegung gesezt wurde, ahnete der Gegenstand derselben nicht die mindeste Gefahr. Die Gräfin schien das drohende Gespenst ziemlich vergessen zu haben. Sie war die Heiterkeit, der Muthwille selbst. Auf einer Fahrt nach Genf, die sie in Gesellschaft der Prinzessin und der Herzogin unternahm, sprang die erste Mine der Verbündeten. In einem artigen Hause, in dem man einkehrte, erblickte die Dame den jungen Offizier, wie er eben in einer ziemlich vertraulichen Stellung einem jungen hübschen Mädchen Unterricht in der Musik gab; dieses Mädchen war Niemand anders als das Kammermädchen der Prinzessin, die ihre Rolle meisterlich spielte und, von ihrer Gebieterin unterrichtet, als die Damen sie zur Rede stellten, einen recht artigen Roman erzählte, ja zulezt mit verstellter Unbefangenheit einen Ring zeigte, den man dem jungen Travenol geschickt entwendet hatte und der ein Geschenk der Gräfin war, wie man wohl wußte. Diese hörte den Bericht mit verstellter Gleichgültigkeit an, im Innern jedoch verwirrt und entrüstet, nicht wissend, was sie zu einem so schlagenden Beweise von Untreue denken solle. So fuhr sie mit bekümmertem Herzen weiter, nachdem die verbündeten Damen eine Unterredung mit dem Offizier zu hintertreiben verstanden hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Studien über das Negligé.

(Fortsetzung.)

Will man die große Aufgabe erreichen, zwischen den einzelnen Musen die vollkommene Harmonie einer Idee der Schönheit herzustellen, so darf man vor allen Dingen diese nicht länger als Sklavinnen behandeln. Die Eine darf nicht die Magd der Andern seyn, die Dichtkunst z. B. nicht dazu dienen, nur den Effekt der Mimik zu erhöhen. Ja, so lange dieses System einer wechselseitigen Assekuranz unter den Künsten bestehen wird, vermag sich keine derselben zu einer großartigen Selbstständigkeit, keine zu jener Vollkommenheit, die man den Mikrokosmus des Ideals nennen dürfte, zu verklären. Hier ist der Ort, wo eine als System so bescheidene, in ihrer Anwendung aber allerdings gigantische Kunst aus ihrer bisherigen Vernachläßigung hervortritt. Das ganze Lehrgebäude der weiblichen Toilette, wie es sich aus den einleitenden Vorbemerkungen über die Geschichte der Moden und Trachten, aus den einzelnen Kapiteln der Frisur, des Kleiderschnitts, aus den Unterabtheilungen über Locken, Touren, Taillen, endlich aus den Korollarien und andeutenden Winken über silberne oder goldene Haarnadeln, über Form der Ohrringe, Verknüpfung der Schuhbänder zusammensetzen ließe, vermag die meisten der hier einschlagenden Fragen sehr einleuchtend zu beantworten. Wie entsteht die Kunst? Was dachte man an der Wiege der Menschheit von ihr? Was meinte Hegel darüber? Die Menschen, sagte er, wollten heraus aus ihrer thierischen Haut, sie hatten eine abstrakte Idee des Außersichseyns; unstreitig gerieth der erste Künstler außer sich. Was lehrte Plato darüber? Er nannte die Kunst den Ausfluß der göttlichen Liebe, er war es, der dem Entzücken des Künstlers die ersten Worte lieh, er zeigte die Erde in ihrer süßen Umarmung mit dem Himmel. Was sagte Aristoteles? Er nannte die Künstler die Vollender der Schöpfung, er wies nach, daß der siebente

Tag der Schöpfung das Entzücken Gottes, das ewige Entzücken der Kunst war. So urtheilten die Weisen. Ihre Erklärer verstanden niemals ihren Sinn, wenn sie die Antiquitäten für die ausreichenden Belege dieser Ansichten hielten. Die symbolischen Nachbildungen der Natur, welche die religiöse Scheu zur Beruhigung ihres geängsteten Gewissens versuchte, sind eine unendlich spätere Stufe der Kunst, obschon sie Jedermann für die älteste hält. Der erste Blick, den die gute Großmutter des Menschengeschlechts in den Spiegel eines paradiesischen Sees warf, ließ sie das süße Gift der Schmeichelei kosten. Wie entzückt mag sie nach ihrem zitternden Busen gegriffen haben! Wie sehnsüchtig mußten ihre Arme sich öffnen, um das reizende Abbild ihrer Schönheit zu umfangen! Jezt sieht sie eine Rose; warum erröthet sie, als der Gatte eilt, sie zu brechen, und sie in ihre zögernde Hand legt? Sie ist noch kindisch, sie will das Geschenk immer vor Augen haben, und heftet es vor ihren Busen. Jezt vergleicht sie die Farbe der glänzenden Haut mit dem dunkeln Haare, das ihr auf die Schultern wallt, sie zittert bei der Ahnung des schönen Verhältnisses, das wir jezt Folie nennen, und bringt das schwellende Roth der Blume auf den glänzendschwarzen Grund ihres Haares. So hat die Toilette angefangen; so ist die Kunst an der Hand der Natur groß geworden, so hat ihre Harmonie in Jahrtausenden Erstaunliches geleistet.

Aber ich vergesse, daß ich von der Lex Papia Poppäa, ich meine vom Negligé meiner Frau sprechen wollte. In jeder Wissenschaft finden sich Begriffe und Verhältnisse, die der Ordnung des Systems Hohn zu sprechen scheinen. Wie vortrefflich man die verschiedenen Gattungen der Pflanzen ihren Merkmalen nach geordnet hat, so hat doch selbst Jussieu für manche Erscheinungen keinen allgemeinen Begriff aufstellen können. Ueber denselben Mangel beklagen sich die Mineralogen, die Physiologen und vor Allen die Theoretiker der Kunst. Dieselbe Schwierigkeit scheint das Negligé in seinem Verhältnisse zu den allgemeinen Gesetzen der weiblichen Toilette zu veranlassen. Welche Stellung soll eine Tracht, die man regellos nennt, unter den Gesetzen der Bekleidung einnehmen? kann man die Gesetzlosigkeit zur Regel erheben? kann man die Anarchie zu einer Nothwendigkeit machen? Ich will die Sonderbarkeit dieser Fragen zu mildern suchen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts ist die Reaktion des englischen Geschmacks auf den französischen. Während Montesquieu den Geist der Gesetze entfesselte und die Verfassung des englischen Reichs zur Grundlage seiner politischen Ideale machte, während die großen Rechenkünstler Albions auf die Verlegenheiten der französischen Finanzen und die Finsterniß der Unwissenheit, wie man ihnen abhelfen sollte, ein aufklärendes Licht warfen, nahm auch die Sitte des Lebens und die Regel der Bekleidung die Veranlassungen zum Nachdenken über ihre Vervollkommnung aus England. Die Stelle des Festkleides Ludwigs XIV., das erst kurz vorher durch die Idee der langen Westen auffallende Beschränkungen erlitten hatte, vertrat der lange englische Oberrock; man fand die Stülpen an den Stiefeln schön, und befolgte den Vorgang, den der Herzog von Orleans mit vieler Kühnheit in den Neuerungen gemacht hatte. Die Frauen blieben hinter diesem Beispiele nicht zurück. Die Stunde der Emanzipation von ihrer alten Garderobe hatte geschlagen. Jezt warfen sie die lästigen, tausendfaltigen, bleigestützten Röcke ab, zerstörten mit muthwilliger Laune die Klassizität ihrer alten Coiffüren, und die entfesselten, schönen Leiber athmeten bei der Nähe der spielenden Luft freier und ungebundener. Zur Grazie gesellte sich die Melancholie. Man fing an, von dem interessanten Ausdruck des Gesichts zu sprechen, fand einen leidenden, blassen Anhauch desselben reizender als jene rosenfarbnen Wangen, deren Mangel so lange der Schminktopf, die Schönheitspflästerchen und die Maske verdeckt hatten. Den alten Regeln der Toilette drohte eine fürchterliche Vergessenheit. Die Mittel zur Schönheit vereinfachten sich, man suchte sich mit einer gewissen Oekonomie zu behelfen und fing an, darüber nachzudenken, ob die Quellen der Reize auf dem Grund und Boden des eigenen Körpers nicht ergiebiger flössen, als in fremden Hülfsmitteln. Seitdem ist man aufmerksamer geworden auf die geheime Sprache, die in den menschlichen Formen liegt, man hat auf die Bewegungen des Körpers gelauscht, ihn unter tausend Beleuchtungen gestellt, und alle die Entdeckungen an ihm gemacht, die nur der Scharfblick des weiblichen Auges und ihr natürlicher Geschmack auffinden konnte. Die scheinbare Unordnung der neuen Kostüme mußte die Männer bezaubern, die Männer, die seitdem nicht mehr aus der schönen Illusion gerissen wurden, ihre Begegnung mit dem zweiten Geschlechte sey eine ewige Ueberraschung bei den heimlichen Anfängen der Toilette. Wie die damals so viel Aufsehen erregende Verschwörung von Cellamare nur ein blinder Lärm war, ich weiß nicht, um welche Zwecke zu erreichen, so rief man im Gebiet der Toilette den Zustand einer künstlichen Anarchie hervor. In einem scheinbar regellosen Aufzuge nahmen die Schönen ihre Morgenbesuche an; dieselbe Leichtigkeit auf ihren Spazierfahrten, dieselbe Nachlässigkeit in den Logen des Theaters. Die Locken, der durchsichtige Flor, der kurze Schleier, das Busentuch sind die Erfindungen, die wir diesem Zeitraume verdanken. Der Zauber des Versteckten, die Willkühr des Faltenwurfs, die Beherrschung der körperlichen Form durch die Lage des Gürtels, das sind die ästhetischen Ruhepunkte, die für die Untersuchun-

gen des denkenden Künstlers seitdem so entscheidend geworden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Victor Hugo's Prozeß.

Diese Leute waren indessen wohl nicht so sehr zum Klatschen zusammengebracht worden, als vielmehr, um zu verhindern, daß die klassische Parthei das neue Stück nicht zum Falle bringe. Dieß gelang ihnen auch; indessen ließ sich nun die Mißbilligung in den Tageblättern vernehmen, und bei den folgenden Darstellungen würde es wahrscheinlich zu einem bedeutenden Skandal gekommen seyn; aber nun mischte sich die Regierung darein. Schon am Tage nach der ersten Aufführung wurde in einer Sizung des Ministerraths beschlossen, die weitere Aufführung des Stücks zu verbieten, oder dasselbe zu suspendiren, was freilich kein eigentliches Verdammungsurtheil ist, aber für den Verfasser dieselbe Wirkung hat. Schon unter der Regierung Karls X. kam etwas Aehnliches bei des Dichters Marion Delorme vor, und obschon Victor Hugo in einer Audienz beim Könige sich über das Verfahren der Minister beklagte, so blieb das Stück nichts destoweniger vom Theater ausgeschlossen, bis zur Julirevolution; seit der Zeit wird es ungehindert gegeben, ohne daß der Staat deßhalb in seiner Ruhe gefährdet würde. Vermuthlich kommt auch eine Zeit, wo sein le Roi s'amuse ungehindert wird gegeben werden können, obschon man es nie loben wird, daß der Dichter die schlechten Sitten am Hofe König Franz I. vor einem Publikum ausgemalt hat, das so etwas leicht mißverstehen kann. Victor Hugo's verbotenes Stück ist schon im Drucke erschienen, also dem Publikum bekannt. Der Dichter aber gehört zu dem genus irritabile vatum; er hat im ministeriellen Suspendiren seines Dramas einen Staatsstreich gesehen und seinem Stücke eine geharnischte Vorrede beigefügt, worin er sich bitter über das ihm angethane Unrecht beklagt und sein Vorhaben ankündigt, sich vor den Gerichten Recht zu verschaffen. Auch hat er in der That eine Klage gegen das Théâtre français vorgebracht. Er hält sich an dieses, weil er die Minister selbst nicht belangen kann. Das Théâtre français befindet sich nun in der sonderbaren Lage, daß es wünschen muß, den Prozeß zu verlieren und vom Gerichte zur Darstellung von Victor Hugo's Drama angehalten zu werden. Im Grunde hat Hugo das Recht auf seiner Seite. Das Theater ist in Frankreich jezt ganz frei, und kein Gesez berechtigt die Minister, sich zwischen Schauspieler und Dichter zu stellen. Das einzige Recht, worauf sie sich stüzen können, ist die der Polizei obliegende Pflicht, öffentliche Verlezung der Sittlichkeit zu verhindern. Sie können also vorgeben, der Dichter habe durch die Darstellung schlechter Sitten dem Anstand öffentlich zuwider gehandelt; es sey daher ihre Schuldigkeit gewesen, dem fernern Skandal vorzubeugen. Dann würde aber der Dichter berechtigt seyn, zu verlangen, daß sich das Polizeigericht über die angebliche Unsittlichkeit seines Dramas ausspreche; und hat der Dichter wirklich gegen die Sittlichkeit öffentlich gehandelt, so muß er sich der im Strafgesezbuche dafür angesezten Strafe unterwerfen. — Der Prozeß hat am 19ten dieses Monats vor dem Handelsgerichte begonnen, und zwar mit außerordentlichem Aufsehen und unter einem so starken Zulaufe von Menschen, daß mehrere Personen beinahe erdrückt wurden, und die erbärmlichsten Klagen der Erstickenden mehrmals die Verhandlung unterbrochen haben. Zulezt hat sich der Präsident genöthigt gesehen, einen Theil des Saales durch die Nationalgarde räumen zu lassen, um den Uebrigen Luft zu schaffen. Die Pariser sind nun einmal von der Neugierde geplagt, und je größeres Gedränge irgendwo entsteht, desto eifriger eilt man hin, um sich rühmen zu können, man habe einer Handlung oder einer Begebenheit beigewohnt, während welcher das Publikum fast erstickte. Das Sonderbare bei diesem Prozesse war, daß die wichtige Frage der Theaterfreiheit hier vor Richtern verhandelt wurde, vor welchen gewöhnlich nur von Wechseln und Kontrakten die Rede ist. Am 19ten wurde der Gerichtssaal auf einmal in ein Forum verwandelt. Was Odilon Barrot und Victor Hugo zu Gunsten der Theaterfreiheit vorgebracht, ist in den Zeitungen umständlich zu lesen. Odilon Barrot hat als Anwalt des Klägers und Dichters zu beweisen gesucht, daß die Polizei der Theater nicht der Regierung, sondern der Stadtobrigkeit zustehe. Leider kommt dieß jezt auf eins hinaus; denn die Stadtobrigkeit besteht aus nichts als aus Regierungsbeamten, oder aus Stadträthen, die von der Regierung eingesezt worden sind. Bis also die Bürger das Recht bekommen, selbst ihre Vorgesezten zu wählen, und bis die Stadtobrigkeiten von der Regierung unabhängig sind, ist es so ziemlich gleich, ob die Theaterpolizei von den Ministern oder von den Maires gehandhabt wird. Es kam hier aber auf ein Recht an, und da nach Gesezen aus der Revolutionszeit die Theaterpolizei dem Stadtmagistrate gehört, so konnte sich auch der Anwalt ganz füglich darauf berufen und dem Minister d'Argout das Recht bestreiten, ein Theaterstück nach Willkühr zu verbieten. In einem freien Staate ist Alles erlaubt, was die Geseze nicht untersagen. Um also ein Theaterstück verbieten zu können, muß ein Urtheilspruch vorhergehen, der dasselbe als unsittlich verdammt; folglich muß die Klage zuerst vor die Gerichte gebracht werden. Dieß ist aber bei der Victor Hugo'schen Sache nicht geschehen. Der Dichter ging in seiner Vertheidigung viel weiter, als sein klügerer Anwalt. Nach Victor Hugo ist gar keine Freiheit mehr vorhanden; die Minister wollen den Franzosen alle geistigen Güter rauben u. s. w. Der Regierungsanwalt ermangelte nicht, aus diesem Ausbruche des dichterischen Unmuthes schnell Vortheil zu ziehen und zu zeigen, daß der Kläger und sein Anwalt in ihren Meinungen nicht einig seyen. Besser hätte Victor Hugo geschwiegen und seinen Anwalt reden lassen; allein der beleidigte Dichter konnte eine so schöne Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, seine Beredsamkeit zu zeigen und seinem Unmuthe Luft zu schaffen. Er sprach in der That mit vieler Wärme und mit hinreißender Beredsamkeit, weßhalb die Zuhörer, besonders seine Freunde, tüchtig klatschten, als ob sie einer akademischen Rede oder einer theatralischen Darstellung beiwohnten. Der Präsident hatte viele Mühe, den Beifallsbezeugungen Einhalt zu thun. Das Urtheil ist auf vierzehn Tage verschoben worden; wahrscheinlich bedürfen die Richter so viel Zeit, um mit ihren Gedanken ins Reine zu kommen. Unterdessen wird le Roi s'amuse nicht gegeben, und Victor Hugo, welcher schon eine bedeutende Entschädigung dafür verlangt hat, daß man das Stück jezt nicht aufführt, fordert vielleicht später das Doppelte. Ich wüßte aber kein Gesez, welches ein Theater verpflichtet, ein Theaterstück aufzuführen, es sey denn ein schriftlicher Kontrakt. Auf einen solchen scheint sich in der That Hugo zu berufen; doch muß es wohl nur eine mündlich eingegangene Verbindlichkeit seyn, da kein Aktenstück in diesem sonderbaren Prozesse vorgelegt worden ist; aber eine solche Verbindlichkeit hat vor Gericht wenig Kraft. Alles dieses läßt vorhersehen, daß Hugo vor Gericht nicht Victor seyn wird.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Januar 1833.

Wißt ihr nicht, daß Amors Waffe
Ein gefährlich Spielzeug ist?

Wieland.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

In Genf angelangt, stellt sich Voltaire plötzlich von dem Einfall begeistert, die Büste der schönen Frau zu besitzen, um sie in seinem Salon in Ferney aufzustellen; die Prinzessin äußert ihren Beifall, und troß der Weigerungen der Belleson, fährt man zu Herrn Sinelli und dort wird alles in Richtigkeit gebracht; die Gräfin entschließt sich, ihm zu einer Büste in Marmor zu sitzen; der junge Künstler zeigt sich theilnehmend, liebenswürdig, gesprächig, die Frauen hören ihm mit Begeisterung zu, und als man heimfährt, will Jede bemerkt haben, daß der schöne Mann Eindruck auf das Herz ihrer Freundin gemacht habe. Bei der Gelegenheit erzählt Voltaire ein glänzend erfundenes Mährchen, das er mit allem ausstattet, was nur die Phantasie aufbieten kann, um dem Herzen einer schönen und geistreichen Frau Interesse einzuflößen. „Ich kenne diesen jungen Mann," sagte er, „schon aus Italien her; doch ach! wie ganz anders waren damals seine Verhältnisse; er ist wohlhabend, unabhängig, der Neffe eines reichen Prälaten, des Kardinals Sinelli, und so schienen seine Ansprüche auf eine ausgezeichnete Lebensstellung durchaus begründet; er gehörte zu den seltenen Menschen, die ich gekannt." — „Der Neffe des Kardinals Sinelli!" rief die Gräfin; „ists möglich? und was hat ihn seines Namens und Glücks beraubt?" — „Eine unglückliche Liebe," erzählte der Dichter; „er lernte ein Mädchen kennen, das, wie er mich damals glauben machen wollte, nichts besaß, als ein zärtliches, edles Herz und einen unbescholtenen Namen, Schätze, deren Werth ein Mann wie der Kardinal nicht anzuerkennen vermochte. Der junge Mann verließ sein Vaterland, sein Vermögen, und verband sich mit dem Mädchen, welches diese Opfer dadurch vergalt, daß sie bald nach der Hochzeit mit einem schändlichen Freunde entfloh und ihn der Verzweiflung Preis gab, vor der jedoch seine große Seele ihn bewahrte. Ja, als nach wenigen Jahren der treulose Freund mit der Entführten in die tiefste Armuth versank, so unterstüzte der Edle sie mit dem, was er durch die Arbeit seiner Hände erwarb, ohne zu leiden, daß jene ihren Wohlthäter kennen lernte."

Die Prinzessin und die Herzogin waren entzückt über so viel Edelmuth, die schöne Belleson neigte ihr Haupt, und indem sie vor sich hin sprach: „Armer Betrogener!" entrollte eine Thräne ihren schönen Augen. Die Prinzessin warf Voltairen einen Kuß zu, den dieser mit einem triumphirenden Lächeln beantwortete, indem er ihr zu schweigen winkte. Am Morgen darauf fährt die Gräfin allein zu Sinelli, denn die beiden Damen haben eine Menge Gründe, warum sie sie nicht begleiten konnten. So werden die Besuche eine Woche lang alle Morgen fortgesezt, auch die zweite Woche geht so hin. Voltaire ist indeß in Ferney gewesen; als er zurückkommt, findet er zwar die Büste

lange noch nicht vollendet, dagegen macht er eine Entdeckung, die er nicht anders als unter vier Augen seiner Freundin mittheilen will. Als er bei ihr eintritt, ruft er laut: „Um Gott, Madame, was haben Sie gemacht? Der Graf Sinelli liebt, liebt schwärmerisch, kaum habe ich ihn wieder erkannt, so sind seine Züge verändert.“ — „Voltaire!“ rief die Gräfin, „warum sagen Sie mir das?“ — „Warum? schöne Seele! weil Ihre Unbefangenheit auf Kosten eines unglücklichen Jünglings, meines Freundes, sich den Schein der Unschuld gibt. Sie wollen von nichts wissen, indeß jener am Rande des Grabes schwebt? Undankbare! so vergelten Sie meine reine Absicht, die Züge eines Antlitzes auf die Nachwelt zu bringen, die eben so gefährlich und tückisch als schön sind?“

Ein schwärmerisches Lächeln zog über das Antlitz der reizenden Frau, sie antwortete mit keiner Sylbe, allein sie verließ Genf, um ihren Gemahl, der ihre Rückkehr wünschte, in Ferney zu sehen. Indeß hatten die verbündeten Damen den jungen Travenol gegen seine Freundin einzunehmen verstanden; er verließ Ferney, noch ehe die Gräfin zurückkehrte; statt seiner erschien Sinelli, um die Probearbeit seiner Büste der Versammlung zu zeigen. So zurückhaltend und den Gesetzen einer ritterlichen, ehrerbietigen Ergebenheit gemäß auch sein Betragen gegen die Gräfin war, so entging einem nur im mindesten scharfblickenden Auge nicht, daß jene Gluth, die Voltaire geschildert, wirklich sein Inneres durchtobe; oft sah man ihn stundenlang, wenn er sich unbemerkt glaubte, den Blick seiner schwarzen blitzenden Augen auf die Gräfin richten, mit einem Ausdruck, der, wie die Herzogin von St. Martin bemerkte, eben so viel von der verderblichen Eigenschaft des Feuers, als von seinem Glanz hatte. Doch je lastender das Gewicht eines leidenschaftlichen Schmerzes auf der Seele des unglücklichen jungen Mannes zu liegen schien, desto mehr schien im Gemüth seiner schönen Geliebten ein finsterer Schatten aufzusteigen, der sie daran zu mahnen schien, daß für sie über jeder üppig erschlossenen Blüthe ein bleicher, mahnender Todesengel schwebe. Sey es, daß dieser Gedanke für eine schöne, von der höhern Romantik der Liebe begeisterte Frau mehr Anziehendes als Abstoßendes hatte, sey es, daß zum erstenmal Gefühle in ihrem Herzen keimten, deren Stärke und Gluth jede andere Rücksicht verschlangen, genug, die von ihrer Stirn geschiedene Heiterkeit, das entflohene Lächeln ihres Auges und die Einsamkeit, die sie suchte, waren für die Verbündeten Zeichen genug, daß der Pfeil, mit dem sie gespielt hatten, das Opfer, wider ihren Willen, bis ins Herz verwundet hatte. Die Gräfin glaubte, indem sie sich mit ihrem Platz am Krankenbette ihres Gemahls vor der Gesellschaft, rücksichtlich ihrer Trennung von derselben, entschuldigte, sich vollkommen vor Nachreden sicher gestellt; es kam ihr nicht in den Sinn, zu vermuthen, daß ihr Schicksal jezt gerade die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf's Lebhafteste fesselte. Es war ausgemacht, daß es jezt zur Katastrophe kommen mußte, und Voltaire arbeitete darauf hin, indem er einen Brief dichtete, in welchem er sich melden ließ, daß der Marquis Rosier ein Mensch niedern Standes sey, der wegen eines Verbrechens einige Jahre auf der Galeere gesessen habe. Diese Verläumdung, die blos der Gräfin mitgetheilt werden sollte, wurde durch eine seltsame Fügung des Zufalls unnütz gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Studien über das Negligé.

(Beschluß.)

Es kann zweifelhaft scheinen, ob das Negligé die Erfindung der Koketterie, oder Folge einer Begeisterung für die Natur ist. Die Gründe für beide Behauptungen richten wenig aus, weil zulezt immer die Aufnahme des Negligés, die Einführung dieser Idee in die Wirklichkeit der Gesellschaft, von der Ueberzeugung muß abgehangen haben, ihre Adoption könne den frühern Wirkungen keinen Abbruch thun, müsse ihnen vielmehr eine größere Wahrscheinlichkeit geben. Dennoch bleibt die Hauptfrage übrig: welches ist der Grundsatz des Negligés? und die noch wichtigere: was hat durch diesen die Idee der Kunst gewonnen? Ich begnüge mich, zur Lösung dieser Fragen einige Winke zu geben.

Zuerst ist es merkwürdig, daß die Erfindung des Negligés, wie die der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, der neuen Zeit vorbehalten war. Man lese Hartmanns Hebräerin am Putztische, Böttigers Sabina, und man wird die Schönheiten des Alterthums (von denen des Mittelalters kann in Hinsicht auf Schönheit der Tracht keine Rede seyn) überall nur ängstlich bemüht finden, sich mit Zierrathen zu überladen, niemals, ihre natürlichen Reize mit den künstlichen auszugleichen. Ja, man mußte erst so weit gekommen seyn, alle möglichen Trachten versucht, man mußte die Unnatur bis zu diesem Gipfel getrieben haben, daß sich der Wulst der Bekleidung gleichsam als ein zweites Ich an den Körper anlegte, ehe man die Sprache Rousseaus und des Jahrhunderts verstehen lernte, ehe man die Vorzüge des Nackten zu schätzen wußte. Das Negligé ist gleichsam die zum Bewußtseyn gekommene Tracht, das Negligé ist die konkrete Tracht. Das Negligé hat uns gelehrt, daß es eine Philosophie des Kostüms geben muß. Es wird keine Mode mehr den Lauf um die Welt machen, wenn ihre Grundlage nicht das Negligé ist. Man wird sich nie spanisch, nicht italienisch, schottisch,

polnisch kleiden, wenn alle diese Kostüms mehr zu seyn vorgeben wollten, als eine interessante Modifikation des Negligés. Eine Wienerin wird nie so sehr Türkin werden, daß man an dem Turban, an dem langen Faltengewande, dem kostbaren Schleier nicht merken müßte, sie wolle damit nur gewisse Schönheitslinien ihres Negligés schärfer bestimmen und hervorheben. Alle Moden müssen zu den unbestimmten zehn Geboten des Katechismus für das Negligé gleichsam das erklärende: Was ist das? seyn. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Negligés.

Manche Theoretiker, das heißt einige unliebenswürdige Pedanten und Ehemänner, wollen sich zu der neuen Lehre des Negligés noch nicht bekennen. Ich will gegen sie gerecht seyn und darin noch keinen Beweis eines mangelnden Sinnes für das Schöne finden. Ich will glauben, daß sie für die mürrischen Anforderungen, die sie an die Toilette ihrer Frauen machen, nur moralische Gründe haben. Ich will jene kompakten, zugeknöpften, unausstehlichen Bekleidungen einer falschen Schlußfolge zu Gute halten. Sie berufen sich nämlich auf die erste Anwendung, die man vom Negligé gemacht hat: sie reden von der französischen Revolution. Allerdings gingen die tollen Weiber jener Zeit in paradiesischer Nacktheit vor den Augen aller Welt einher, der Sansculottismus hatte sich der Unter- und Oberröcke bemächtigt, man mußte gestehen, daß das Negligé hier über die Grenzen eines gewissen Anstandes hinaus getrieben wurde. Es war die falsche Anwendung einer Wahrheit, die dem richtigen Gebrauch derselben immer vorangeht. Ja, man kann sagen, daß jene unverschämte Nacktheit nicht einmal in der Sittenlosigkeit, sondern allerdings in der Consequenz eines Systems seinen Grund hatte. Warum entblößte man die Schultern? warum zog die Ehrbarkeit den Vorhang von ihren Mysterien? Um ein lüsternes Auge auf sich zu ziehen? um eine Eroberung zu machen? Keineswegs; man wollte offenherzig seyn, und löste das Gürtelband. Man wollte der Wahrheit die Ehre geben, und warf die Lüge der Unterröcke von sich. Man wollte Republikanerin, Griechin und Römerin seyn, und bediente sich nur eines einzigen Gewandes, das zum Schutze gegen die Luft hinreichend schien. Darin erkennt man eine Ahnung jenes Grundsatzes, den ich vorhin für das Negligé aufgestellt habe. Die Klassizität des antiken Republikanismus war an der Tagesordnung. Man wollte in dem Palais d'Egalité nur Erinnerungen an die Freiheit, auf dem Revolutionsplatze nur römische Tugenden, in den Theatern für griechische Schauspiele auch griechische Zuhörer. Die Männer bekleideten sich mit der römischen Toga, sie trugen römische Schuhe, warfen römische Mäntel um ihre stolzen Nacken; die Frauen nicht anders. Es war Begeisterung für die Freiheit, nicht Schamlosigkeit, die hier den Ton angab. Ja, es war der erste große Triumph, den das Negligé feierte, und das erste schlagende Beispiel, das ich für meinen Satz brauchte. Wann werden sich also die Männer belehren lassen? Wann werden sie einsehen, daß ihr Widerwille gegen eine so reizende Tendenz unserer Zeit, gegen das Negligé, nur ein unbegründetes Vorurtheil ist?

Wie froh bin ich aber, daß ich mich in der That wieder den Römern genähert habe! Mein Ehegemahl fragt mich so eben, ob ich denn meine Gegner noch nicht bald vernichtet habe? Ich kann sie jezt dessen mit bestem Gewissen versichern und ihr sorglos meine Heimkehr aus Rom ankündigen. Sie will mich dafür küssen, daß ich die Lex Papia Poppäa aufgeklärt habe. Habe ich diese Belohnung nicht verdient?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Bevölkerung. Witterung. Das Alexandrinentheater.

Die hiesige Zeitung enthält eine Uebersicht der Bevölkerung dieser Hauptstadt, die insofern höchst merkwürdig ist, als sie die ganz eigenthümliche Physiognomie Petersburgs ausspricht. Dieses enthielt am 1sten September 1832, beide Geschlechter zusammengerechnet: geistlichen Standes 1770 Personen; adligen Standes 42.768; Kaufmannsstandes 11.440; zur Bürgerschaft Gehörende 40.703; Ausländer 14.662; Handwerker 11,085; Dienstleute 102,937; Bauern 111.726; verschiedenen (?) Standes 57.691; gemeine Militärs 55.207. Die ganze Bevölkerung betrug 479.993 Menschen; darunter waren weiblichen Geschlechts nur 140.747, und unmündigen Alters nur 30.589. Seit dem 1sten August hatte die Bevölkerung um 11.222 zugenommen.

Auf einen sehr traurigen, nassen und kalten Sommer, der kaum acht schöne Tage zählte, folgte ein trockner und beständiger Herbst. Der schöne, heitere Himmel konnte aber, wegen der vorgerückten rauhen Jahrszeit, in unserer nordischen Region keinen Ersatz für den verlornen Sommer gewähren. Die Witterung blieb milde bis zum 26sten October a. St., wo sich Frost einstellte, dessen gorgonischer Zauber die Natur erstarren machte, so daß bereits am 30sten Abends schleunigst alle Brücken abgenommen werden mußten, und die Kommunikation zwischen den durch die Newa getrennten Stadttheilen bis Dienstag Mittag nur mit großer Mühe und Gefahr auf Böten stattfinden konnte. Bis zum Sonnabend, wo die Wassili-Ostrowsche Brücke wieder aufgestellt war, hörte nun jede Verbindung auf, ausgenommen daß hin und wieder Einzelne sich zu Fuß über das noch dünne und unsichere Eis wagten, das an einigen Orten mit Brettern belegt werden. Wie unangenehm und störend diese, sich jährlich zweimal, im Herbst und Frühling, wiederholende Unterbrechung jeglichen Verkehrs für Petersburg ist, läßt sich leicht denken. Jedoch bietet die Errichtung einer aus einem einzigen Bogen bestehenden Brücke, über den breiten Newastrom, dessen Ufer so flach und niedrig sind, so große Schwierigkeiten dar und ist mit so ungeheuern Kosten verknüpft, daß bis jezt alle, dieserhalb eingereichten Projekte nicht zur Ausführung gekommen sind. Kaum stand die erwähnte Brücke, so trat Thau- und Regenwetter ein, welches sechs Tage ununterbrochen anhielt, so daß die Besorg-

niß, den Fluß wieder offen und die Kommunikation abermals gehemmt zu sehen, nicht ungegründet war. Am 11ten November Abends regnete es bei 2° Wärme, und den folgenden Morgen hatten wir 18° Kälte — welch außerordentlich rascher Wechsel der Temperatur! — bei einem so hohen Barometerstande, wie sich dessen hier Niemand zu erinnern weiß. Auch ist ein so frühes starkes Frostwetter etwas ganz Ungewöhnliches; denn meistens wird erst Ende Novembers oder Anfangs und Mitte Decembers der Strom mit Eis bedeckt, was in diesem Jahre, wie gesagt, schon Ende Oktobers geschah. Schade nur, daß wir bei diesem anhaltenden Frost keinen Schnee haben; das Fahren auf Droschken ist bei so strenger Kälte und heftigem Winde, wie er hier in dieser Zeit fast täglich herrscht, sehr unangenehm.

Ich habe Ihnen vor Kurzem die Riesensäule zu Kaiser Alexanders Andenken beschrieben. Ein anderes imposantes Werk der neuern Baukunst ist das sich auf einem großen freien Platze, neben der Newsky-Perspective, zwischen dem kleinen Garten des eigenen Pallastes Seiner Majestät und dem schönen Gebäude der kaiserlichen Bibliothek erhebende große, neue Theater, welches den Namen Alexandrinentheater führt. Wie Alles, was hier von der Regierung unternommen wird, den Anstrich von Großartigkeit an sich trägt, so ist auch dieses Gebäude, dessen Ausführung in jeder Hinsicht gelungen zu nennen, mit seinen Umgebungen, in neuerer Zeit wohl einzig in seiner Art. Es ist von dem hiesigen Architekten de Rossi erbaut und massiv in allen seinen Theilen. Zur Verhütung von Feuersgefahr ist, außer dem Maschinenboden, gar kein Holz daran verwandt, wodurch der Bau wenigstens um eine Million Rubel vertheuert wurde. Alle Treppen, Gänge und Corridors sind von Stein oder Eisen, alle Fußböden mit Quadersteinen gepflastert und das Dach von Eisen. Der Saal enthält, außer den Baignoirs, fünf Reihen Logen, welche mit der Schräge des Parterres parallel laufen, sich also nach dem Proscenium senken. In neun Reihen stehen im Parterre 242 Lehnsessel, hinter denen sich 182 numerirte Plätze bis zu den Logen des ersten Ranges amphitheatralisch erheben und so vortrefflich eingerichtet sind, daß man überall mit größter Bequemlichkeit die Bühne übersehen und hören kann, was auf derselben vorgeht. Höchst nachahmungswerth und bequem ist überhaupt die Einrichtung der Plätze in diesem sowohl, als in allen hiesigen Theatern. Bediente in kaiserlicher Livree führen einen Jeden zu seinem Sitz, und man ist nicht, wie in so vielen andern Städten, genöthigt, eine ganze Reihe Zuschauer zu stören; man läßt sich auf bequemen, mit Sammt gepolsterten Lehnstühlen nieder, zwischen denen hinreichend Raum gelassen ist, damit Jeder frei zu dem seinigen gelangen kann. Stets herrscht hier in den Theatern die vollkommenste Ruhe und der größte Anstand; nie werden mehr Billette vertheilt, als wirklicher und bequemer Platz vorhanden ist. — Die Kaiserloge im Alexandrinentheater, der Scene gerade gegenüber, ist auf's Reichste und Prachtvollste ausgeschmückt, aber von den zu beiden Seiten anstoßenden Logen des ersten Ranges weder durch Scheidewände, noch Säulen getrennt, und die kaiserliche Familie befindet sich daselbst, im wahren Sinne des Worts, im Kreise des Publikums. Auf gleiche Weise sind die Seitenlogen geschmückt, die des Kaisers links und die des Ministers des kaiserlichen Hofes rechts von der Scene. Die übrigen Logen bilden Gallerien, ohne Zwischenwände und Säulen, welche den Saal überfüllen und die freie Aussicht auf die Bühne benehmen würden, wie das in den andern Theatern hier der Fall ist. Die Brüstungen und Wände derselben sind mit reichen Vergoldungen geschmackvoll verziert. Die Beleuchtung ist vortrefflich: außer dem großen Lüstre von einigen 70 Lampen befinden sich noch an jeder Loge, deren 108 sind, vergoldete Bronzearme, auf deren jedem drei Wachskerzen brennen. Der Plafond, in der Art altitalienischer Kirchenkuppeln, mit vielen Figuren in Oel gemalt, stellt den Olymp und den Parnaß dar, und ist ein wahres Kunstwerk. Die Dekorationen sind großentheils von dem Berliner Maler Gropius gemalt, und die Maschinerie ist von einem andern Berliner, Roller, auf das Zweckmäßigste und Sinnreichste eingerichtet. — An die hintere Fronte dieses Prachtgebäudes schließt sich eine neue, schöne, schnurgerade Straße, deren beide Seiten ein Palais imperial begrenzt, welches hier das Palais royal in Paris ersetzen soll, dieses aber durch die Großartigkeit der Anlage bei weitem übertrifft. Der Bau ist noch nicht beendigt; erst die eine Seite ist so weit fertig, daß sie bewohnt werden kann. Ist das Ganze aber vollendet und geordnet, so wird auch diese Anlage ihres Gleichen in der Welt vergebens suchen.

Was an andern Orten für unmöglich gelten würde, ist hier eine Kleinigkeit. Auf Befehl des Kaisers sollte nämlich das neue Schauspielhaus am 31sten August a. St. eröffnet werden, und noch war die innere Einrichtung desselben nicht ganz vollendet und der weitläuftige Theaterplatz, von der Größe des Berliner Lustgartens, noch mit Baumaterialien, Steinen, Schutt und Barraken ganz überfüllt; aber in vierzehn Tagen hatte Alles ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Jemand, den sein Weg während dieser Zeit nicht in jene Gegend geführt hatte, mußte in der That erstaunen über die Veränderung, die damit in so kurzer Zeit vorgegangen war. Nicht blos war der ganze Platz gereinigt, gepflastert und ringsum mit breiten Trottoirs von Quadern versehen, sondern in der Mitte desselben erblickte man einen großen Garten; englische Parthien waren angelegt, die schönsten Kieswege gleich einer Diele gestampft, Hunderte blühender Sträucher und Blumen gepflanzt, der ganze geräumige, länglich runde Garten mit einem höchst geschmackvollen eisernen Gitter umzäunt, einige dreißig eiserne Laternenpfähle aufgestellt und Alles mit glänzender Oelfarbe angestrichen in — kaum vierzehn Tagen.

Das Alexandrinentheater ward an dem von Sr. Majestät festgesetzten Tage mit einem vaterländischen Trauerspiel: „Pusharski von Moskau“ und mit einem Divertissement eröffnet. Das Haus war von oben bis unten mit Zuschauern angefüllt. Der Schimmer der russischen und fremden Uniformen, der gewählte und anmuthige Putz der Damen bei der blendend hellen Erleuchtung des durch Schönheit und Frische der Farben bezaubernden Saales gewährte einen entzückenden Anblick. Nach der rauschenden Ouvertüre aus der russischen Oper „Iwan Susanin“ hob sich der Vorhang und man sah die Umgebungen Moskaus, gemalt von Gropius Meisterhand. Die Schauspieler spielten mit ungewöhnlicher Wärme und Kunst; mit hinreißender Beredtsamkeit sprach Karatygin die Gefühle des treuen russischen Feldherrn und Bürgers aus, der Gott und dem Kaiser innig ergeben ist; voll tiefer Empfindung spielte seine Gattin die Scene, in welcher die Vaterlandsliebe über ihre Liebe zum Manne und Sohne siegt. Die Worte: „Vom schwachen Weibe lerne, wie der Russe für Kaiser, Vaterland und Glauben glüht!“ entlockten dem Publikum einen lauten, einstimmigen Beifallsruf.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Januar 1833.

Daß ich vergessen könnte, was ich war,
Oder nicht gedenken, was ich nun muß seyn!

Shakespeare.
Richard II.

Die Gefangenen in Ham.

Graf Peyronnet ist als Mitarbeiter an dem bekannten Werke aufgetreten, das der Pariser Buchhändler Ladvocat unter dem Titel: „Le Livre des cent-et-un herausgibt; namentlich steht im siebten Bande dieser Sammlung ein Artikel des berühmten Staatsgefangenen, le château de Ham betitelt. Ladvocat fühlte sich dadurch zur Dankbarkeit verpflichtet, und den Mann, der Jouy in St. Pelagie, Beranger und Cauchois-le-Maire in der Force, Genoude im politischen Arrest, Chateaubriand auf der Polizeipräfektur besucht hatte, mußte dasselbe Gefühl, die Dankbarkeit, auch nach Ham zum Exminister Karls X. führen. Der gewandte Mann weiß aber sogar die Erfüllung einer Pflicht für sein Unternehmen zu nützen, und so stellt er sich selbst in die Reihe der Schriftsteller, die ihn mit ihrem Talent unterstützen, und beschreibt im neunten, vor Kurzem erschienenen Band seiner Sammlung, unter dem Titel: „zehn Stunden im Schloß Ham,“ was er daselbst gesehen und beobachtet hat, und zwar mit großer Diskretion, jedoch nicht frei von politischer Sentimentalität.

Diese Art von Empfindsamkeit, die Liebhaberei der Franzosen, behagt selten deutschen Ohren; im vorliegenden Falle zumal würde sie, jenen Unglücklichen in Ham gegenüber, uns fast wie Ironie klingen; wir lassen daher Alles der Art weg und beschränken uns auf das, was er von den Umgebungen der Gefangenen und ihrer Lebensweise erzählt.

Nachdem der Reisende, mit einem Erlaubnißscheine vom Kriegsminister und dem Minister des Innern versehen, allen den zahlreichen Formalitäten Genüge geleistet hatte, nachdem er durch doppelte Verschanzungen, über zwei Zugbrücken, durch drei Thore gekommen war, stand er endlich an der Thüre des Mannes, der jetzt leider Muße genug hat, als Schriftsteller jene Sentimentalität spielen zu lassen, die ihm wahrscheinlich als Staatsmann sehr fremd war. Lassen wir Ladvocat sprechen.

„Der Gefangene empfing mich höchst gütig und freundschaftlich. Er trat mir entgegen und seine ersten Worte waren: „Wir kennen uns schon lange, und haben uns doch noch nie gesprochen; aber im Canzellariat zu Paris hätten Sie mich besuchen sollen, nicht hier.“ Im Arbeitszimmer, in dem ich Herrn v. Peyronnet traf, befinden sich vier kleine Bücherschränke mit sämmtlichen französischen Historikern, vielen juridischen Büchern und andern wissenschaftlichen Werken. Im Schlafzimmer sieht man nur Froissards Chronik und die Memoiren über die Geschichte Frankreichs. Jenes Zimmer ist äußerst einfach möblirt. Die Hauptstücke sind ein großer Tisch mit grünem Teppich und ein Lehnstuhl à la Voltaire. Eine Uhr und ein Spiegel zieren das Kamin, und über demselben liest man, von Peyronnets eigener Hand geschrieben, jenen Wahlspruch, der unter den jetzigen Umständen so sonderbar

charakteristisch erscheint: Moult me tarde. Die Fenster sind mit Blumentöpfen besezt, wahrscheinlich, um die Gitter zu verstecken. Vier Familienbilder hängen dem einsamen Bewohner dieses Gemachs gegenüber, die Porträts seiner vier Kinder . . .

„Ich habe Herrn von Peyronnet Sonntags den 25ten Juli 1830 gesehen, wie er eben nach St. Cloud ging. Ich fand ihn weniger verändert, als ich nach dem, was seither über ihn ergangen ist, erwartet hatte. Seine Lebensweise ist äußerst regelmäßig; er steht frühe auf, rasirt sich jeden Morgen, liest die Zeitungen und arbeitet bis um Mittag; dann werden bis fünf Uhr die Besuche angenommen. Die Abnahme seines Gesichts erlaubt ihm nicht, Abends zu arbeiten. Peyronnet ist immer höchst reinlich gekleidet, seine Schuhe sind elegant und er trägt gewöhnlich um den Leib, über den Beinkleidern, einen Gürtel, den ihm sein Sohn Julius aus Algier mitgebracht hat. Sein Frühstück besteht blos aus einer Tasse Kaffee, den er sich selbst bereitet; er speist täglich um halb sechs Uhr, ohne Appetit, wie er sagt, und einsam und körperlich unthätig, wie er ist, begreift sich dieß leicht.

„Man wird erwarten, daß ich auch etwas von den andern Gefangenen sage. Die Herrn v. Chantelauze und v. Guernon-Ranville bewohnen das Erdgeschoß, die Herrn v. Polignac und v. Peyronnet das erste Stockwerk. Die Eintheilung ist bei sämmtlichen Wohnungen dieselbe. Sie liegen neben und über einander, jede besteht aus einem Arbeitszimmer und einem Schlafzimmer und zwischen ihnen läuft ein Gang, durch dessen bei Tage offene Thüre die Gefangenen in das Speisezimmer und auf die Plattform des Schlosses gelangen können. Abends wird diese Thüre geschlossen und damit alle Kommunikation mit einem andern Theil des Geschosses bis zum folgenden Morgen aufgehoben. Die vier gefangenen Minister sind in ihrer Lebensweise sehr verschieden. Am Niedergeschlagensten unter allen scheint Herr v. Chantelauze zu seyn; freilich ist er auch wohl am meisten zu bedauern, denn neun Monate im Jahr ist er gänzlich verlassen. Drei Monate opfert sich ein Bruder für ihn auf; die übrige Zeit scheint er allen irdischen Gedanken entrückt, und so tiefsinnig, daß er meist sogar sich anzukleiden vergißt. Herr von Guernon-Ranville ist ein positiverer Kopf, die Wiederaufnahme alter Studien machte ihn der Last einer so trübseligen Existenz, in der sich der Gelehrte eine eigene Welt schaffen kann, gewachsener, und so theilt er seine Zeit zwischen der Physik und der Mathematik. Wenn er nicht algebraische Aufgaben löst, macht er sich an der Luftpumpe zu schaffen; die meiste Zeit aber steht er in unordentlichem Anzuge, das Gesicht halb bedeckt mit einem dicken Barte, an den, seit er im Gefängniß ist, kein Scheermesser gekommen, vor einer großen schwarzen Tafel voll Kreidefiguren, und seinem Aeußern, seinem zerstreuten Wesen nach könnte man ihn für Galilei halten, der die Lösung seines Problems sucht. Herr von Polignac dagegen ist ganz der Alte geblieben. Hier, wie einst zu Paris, ist er der elegante, der fashionable Mann, ruhig, resignirt, fast unbekümmert, aus Philosophie oder Frömmigkeit, oder aus Frömmigkeit und Philosophie; kaum scheint ihm die Zeit länger zu werden, als einst in seiner Loge in der Oper, und er ist und bleibt der geschliffene, lächelnde, liebenswürdige große Herr. Nun, sieht er doch Frau und Kinder um sich; für sie ist er nicht todt, wie für die bürgerliche Gesellschaft, und aus seiner Familie hat er sich ein Vaterland geschaffen, aus seinem ewigen Gefängniß ein Schloß. Die Zeit vertreibt er sich mit Zeichnen und Musik. Herr von Polignac kleidet sich immer äußerst sorgfältig, und wenn er beim gemeinschaftlichen Spaziergang auf einer sechzig bis achtzig Fuß langen und nur fünf Fuß breiten Plattform Luft schöpft, hielte man ihn in seinem Aufzuge für einen der feinsten Londoner Dandys, der zum Spaß eine Festung besieht, bevor er in die Welt ausfliegt. Um sieben Uhr Morgens bei jeder Witterung kommt er hieher; und sey es nun, daß er eine starke Bewegung seiner Gesundheit für zuträglich hält, oder will er seine strenge aufpassenden Wächter ärgern, dieser sein wunderlicher Spaziergang ist immer ein athemloses Umherrennen, wobei ihm kein Mensch nachkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Ehe Voltaire jenen Brief zu Stande brachte, erschien ein Polizeibeamter aus Lausanne, der in Auftrag des päbstlichen Geschäftsträgers ein Schreiben überbrachte, in welchem die Auslieferung eines durch mannigfaltige begangene Verbrechen den Gesetzen anheimgefallenen Menschen an die Polizeibehörde von Lausanne anbefohlen wurde, da man in Kenntniß gebracht, daß der Flüchtling unter dem Namen eines Marquis Rosier sich auf dem Schlosse zu Ferney aufhalte. Man kann sich den Schreck und die Verwunderung des Dichters denken, als er jezt den Steckbrief las, der die genaueste Beschreibung der Gestalt des Marquis enthielt. „Ich war,“ schrieb er in einem Briefe an den Schauspieler Lecain, „wie vom Donner gerührt, als ich einen Menschen dem Gerichte übergeben sah, in dem Moment, als ich, vom Geiste einer wunderbaren Ahndung getrieben, ihm das Verdammungsurtheil schreiben wollte, blos um auf eine, vielleicht etwas leichtsinnige Weise ein gutes Werk zu stiften und eine junge, liebenswürdige Dame, ihr über

einen kleinen Skrupel hinweghelfend, in die Arme der edelsten Freundschaft zu führen."

Die Nachricht von des Marquis Verhaftung und endlich von seiner Flucht erfüllte das ganze Schloß mit Schreck und Entsetzen. Niemand zweifelte jezt, den furchtbaren Galeerensklaven vor sich gesehen zu haben; man verglich einzelne Züge, das Betragen und Wesen des Flüchtlings, Aeußerungen, welche ihm entschlüpft waren, und jeder dieser Pinselstriche trug dazu bei, das entsetzliche Gemälde zu vollenden, welches die volle Gefahr schilderte, in der die unglückliche Gräfin bis jezt geschwebt. Man überhäufte sie mit Glückwünschen, und da nach einigen Tagen die Ergreifung und Verhaftung des Marquis bekannt wurde, baten sie die ängstlichsten Leute, sich jezt aller Sorge und Angst zu entschlagen, da der fürchterlich drohende Begleiter ihres Lebens verschwunden sey. Diese Worte und mehr noch dasjenige, was vor ihren Augen vorgegangen war, blieben auch nicht ohne Wirkung auf die Dame; sie wurde wieder heiterer und Jedermann hielt eine Angelegenheit für beendigt, mit der so lange die Köpfe einer so angesehenen und auserlesenen Gesellschaft sich beschäftigt hatten; ja die Verbündeten gingen so weit, ihre Stellen förmlich niederzulegen. Die Prinzessin machte sich wieder an die unterbrochene Uebersetzung der Poesien des großen Dichters, die Herzogin von St. Martin schickte sich an, nach Paris zurückzureisen, und Mademoiselle Gaussin wollte Ferney verlassen, da die Jahreszeit, schon merklich vorgerückt, sich dem Herbst näherte und man eben zu Versailles beschäftigt war, eine neue Darstellung des Mahomet zu veranstalten. So schien die Farçe beendet, die Voltaire entworfen, die Schauspieler entledigten sich ihres Theaterkostüms und traten wiederum ins prosaische Leben. Aber ach! wer hätte es geglaubt, daß die tragischen Götter selbst im finstern, verhüllenden Gewölk sich droben versammeln würden, um mit drohendem Ernst die leichtfertige Posse zu beschließen, die ein paar müßige, eitle Menschen unten angelegt! Als Voltaire sich in Genf ein paar Tage aufgehalten hatte, empfing er folgenden Brief, dessen Inhalt ihn mit Entsetzen erfüllte:

„Wenn Sie diese Zeilen empfangen, großer Mann, so ist die That schon vollbracht, die ich, dem heiligsten Eidschwur folgend, zum Inhalt meines Lebens gemacht hatte. Vor einer Stunde erhielt ich ein Billet, dessen Inhalt einen Andern an meiner Stelle zum Glücklichsten auf der Erde gemacht hätte; mich ruft es zur Rache. Wenn das leuchtende Gestirn des Orion, den ich in den Tagen meines tiefsten Elends herableuchten sah in die Wellen des Golfs, während mein starres Auge über meine dahingelagerten unglücklichen Gefährten dahinglitt, wenn dieses segensreiche Gestirn am nächtlichen Himmel die schlafmüde Welt zur Ruhe ladet, dann, o Freund, schleiche ich sichern Fußes in den Tempel der Liebe, um dort mein Opfer zu erspähen. Sie erschrecken, Sie wissen nicht, wie Sie diese Worte nehmen sollen, und Ihr geschwinder Witz hilft Ihnen sogleich, sie für einen übeln Scherz zu erklären. Zu früh! Seelenmaler, der Sie seyn wollen, werfen Sie den Pinsel weg, erklären Sie, daß Sie es nie verstanden, Charaktere zu malen, die, auf das Entsetzlichste von den Menschen mißhandelt, sich jezt mit der ganzen Kraft ihres Wesens rächend entgegensetzen; erklären Sie dieses, wenn Sie meinen Entschluß für unmöglich halten. Wahrlich, Ihre Tyrannen, Ihre Wütheriche haben kein Leben! Hauchen Sie Ihnen ein den Athem eines Busens, der, wie der meinige, von zwei mit einander kämpfenden Flammen, von Haß und Liebe, durchglüht wird. Ja, ich liebe die Gräfin; doch weil ich sie liebe, so muß die tückische Verrätherin sterben; auf sie ist meine Wahl gefallen, sie möge büßen, was das Geschlecht an mir verschuldet, und wer könnte besser zu diesem Opfer dienen, als eine Seele, die in der reizendsten, einschmeichelndsten Hülle so kalten, tödtlich verwundenden Spott birgt! Die Worte, die ich jezt noch aufsetze, betrachte ich als ein Vermächtniß an Sie, mein Herr, das ich Ihrem Eifer, mir zu dienen und meine Plane zu fördern, schuldig zu seyn glaube; wären Sie nicht gewesen, ich stände vielleicht noch weit von meinem Ziel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Das reformirte Parlament. Literarisches.

Der große Versuch, welcher mit der Parlamentsreform in der Theorie gemacht wurde, ist so eben in einer allgemeinen Wahl verwirklicht worden. Da die verfallenen Flecken das Recht verloren haben, Deputirte ins Unterhaus zu schicken, und dieses Recht an die größern Städte und Grafschaften übertragen worden ist, so haben die Deputirten, mit wenigen Ausnahmen, ihren Platz im Parlament ihrem Ruf oder ihrem Reichthume zu verdanken. In einigen Städten, namentlich zu Bristol und Norwich, soll sich ein großer Theil der Wähler haben bestechen lassen; aber dieß scheint blos eine Ausnahme gewesen zu seyn. An manchen Orten, besonders solchen, wo das Wahlrecht erst ertheilt worden war, verschmähten es die liberalen Kandidaten, nach altem Brauch von Haus zu Haus zu gehen und um Stimmen anzuhalten, da sie sich auf ihren Ruf verlassen konnten, und es heutzutage viel leichter ist, seine Gesinnungen durch den Druck bekannt zu machen, als ehemals durch persönliche Mittheilung, und das Resultat war, daß sie dennoch gewählt wurden. In den Grafschaften, so wie in den Landstädtchen mußte natürlich der Einfluß der Grundherrn vorherrschen, so daß die meisten der daselbst gewählten Deputirten den aristokratischen Grundsätzen huldigen werden. Da andernseits in den größern Städten die Aristokratie nur wenig Einfluß hat, und im Gegentheil die Mehrheit der Stimmenden ärmere Bür-

gersleute sind, so hätte man wohl voraussetzen dürfen, daß unter denen, welche sich bereit erklärten, Kirche und Staat zu reformiren, immer die Meistbietenden, d. h. die Republikaner gewählt werden würden. Aber zum Beweis, daß das englische Volk nur nach Verbesserung, nicht nach Umwälzung strebt, verwarf es, wie es diejenigen abwies, welchen alles Alte und Veraltete für heilig gilt, auch die, welche Alles für verwerflich halten, das nur einigermaßen den Stempel des Geschichtlichen an sich trägt. Auch ging es, besonders in London, sehr ruhig her, und wenn nur unter den Gewählten — was man noch nicht wissen kann — die Dissenters nicht das Uebergewicht erhalten haben, das sie leicht zur Zerstörung der Staatskirche gebrauchen dürften, so sehen wir einem höchst segensreichen Parlamente entgegen.

Bei so großer politischer Thätigkeit muß indessen die Literatur leiden, und man sieht daher auch wenig neue Erscheinungen in derselben. Größere Werke sind überhaupt selten bei uns, in schöner Literatur, wie in der Wissenschaft, da jeder Alles im Kleinen, compendiös und wohlfeil haben will. Auch gestehen jezt ächt wissenschaftliche Männer, daß ohne die Kenntniß des Deutschen heutzutage kein Heil mehr für sie ist.

Zu den wichtigsten wissenschaftlichen Werken gehört eine Geschichte der hängenden Brücken, unter dem Titel: A Memoir on suspension-bridges, by Charles Stewart Drewry, 1832. — Dieses Werk, die Arbeit eines jungen, aber in seinem Fache sehr unterrichteten Civilingenieurs, enthält, nebst der Geschichte des Ursprungs, der Ausbildung und Anwendung der hängenden Brücken zu bürgerlichen und militärischen Zwecken, Beschreibungen der wichtigsten Brücken dieser Art, namentlich der von Menai, Berwick, Neuhafen, Brighton, der Insel Bourbon, Hammersmith, Bath, Marlow, Schoreham, Jarnac, Tournon, Genf u. a. m. Was aber für den Sachverständigen den meisten Werth hat, ist die Zusammenstellung aller über die Stärke des Eisendrahts und der eisernen Stangen gemachten Versuche, nebst Regeln und Tabellen zu Erleichterung der Berechnungen. Dem Werk ist eine Menge von Holzschnitten und Steindrucken beigegeben. Unter den neuen Planen befindet sich einer zu einer Brücke über den Avon bei Clifton, von Brunel, welche 700 Fuß lang, mit einer Biegung der Ketten von 70 Fuß, und 30 Fuß breit werden soll. Das Gewicht der Brücke ist auf 1116 Tonnen berechnet, und das der größten Masse, welche sie zu tragen haben könnte, auf 1268 Tonnen, so daß der Druck auf die Hängepunkte zu Zeiten das ungeheure Gewicht von 2381 Tonnen, oder 47,680 Centner erreichen könnte. Da aber deren Tragfähigkeit auf 89,280 Centner berechnet ist, bleibt jede Gefahr entfernt. Eine 281 Fuß lange und 23½ Fuß breite Brücke wird jezt zu Neu-Shoreham auf Kosten des Herzogs von Norfolk gebaut.

Durch einen Zufall verspätet, habe ich eines interessanten Werkes von Thomas Bell noch nicht erwähnt, wovon vor etwa zwei Monaten eine Lieferung erschienen ist, nämlich eine Beschreibung der Schildkröten unter dem Titel: A Monography of the Testudinata. Diese Lieferung enthält doppelte Darstellungen (der obern und untern Seite) dreier Schildkröten, sehr schön und naturgetreu illuminirt. Ein Werk dieser Art von einem praktischen Forscher, wie Bell, verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde der Naturgeschichte. Die Beschreibung ist in lateinischer Sprache.

Ein anderes interessantes Buch ist: Slade's Records of Travels in Turkey, Greece etc., and of a Course in the Black Sea, with the Caputan-Pasha, in the years 1829, 30 and 31. London 1832. — Ich theile daraus folgende Beschreibung des Sklavenmarkts zu Konstantinopel mit. Die Cirkasserinnen und Grusierinnen, welche gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, sind Opfer der Habsucht ihrer Eltern, aber gutwillige Opfer, indem sie von den Ihrigen von Kindesbeinen an mit dem Gedanken befreundet werden, einst in einem Harem ihr Leben zu verbringen. Sind sie als Mohamedanerinnen geboren, so bleiben sie es; sind sie Kinder christlicher Eltern, so erzieht man sie in gar keinem Glauben, damit sie, wenn sie einen Herrn bekommen, ohne Gewissenszwang den Glauben ihres Gebieters annehmen können. Sie leben in Verborgenheit, werden von ihren Verwandten sehr streng behandelt und bekommen keines Fremden Gesicht zu sehen, so daß sie keine Bande der Liebe oder Freundschaft knüpfen können und keine Erinnerung an die Heimath behalten, welche ihre Sehnsucht zu wecken vermöchte. Ihre Bestimmung wird ihnen beständig vor Augen gehalten, und zwar mit so glühenden Farben, daß sie der Zeit, wo sie nach Anapa oder Poti gebracht und nach Stambul verschifft werden sollen, mit der Ungeduld entgegensehen, womit eine französische oder italienische Klosterkostgängerin ihrer Erlösung aus dem heiligen Gefängnisse entgegenharrt. Im Bazar sind sie in besondern Zimmern verschlossen und von Niemanden zu sehen, außer in der Geschäftszeit, nämlich zwischen zehn und zwölf, wo sie von den lüsternen Herren, die sich nach dergleichen Waare umsehen, besucht werden dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Das Alexandrinentheater. Industrieausstellung.

Mit gleichem Enthusiasmus wurden die Verse aufgenommen, mit denen Pesharski, um Rußlands Rettung willen, Moskau zum Opfer weiht, und die, mit denen er die Russen durch Darstellung der Heiligkeit des Fürstenberufs und die Verbindlichkeiten, die auf ihm ruhen, bewegt, zum Heil des Vaterlandes einen Sprößling des Hauses Romanow auf den Thron zu erheben. Die Ausbrüche der allgemeinen Theilnahme unterbrachen oftmals die Vorstellung und wiederholten sich beim Schlusse derselben mit neuem, stürmischem Beifall. Mehrere Abende hinter einander ward dieses Stück gegeben.

Bekanntlich fand im Mai 1829 hier die erste Ausstellung russischer Manufakturprodukte statt. Der glänzende Erfolg derselben erwies auch bei uns das Nüzliche einer solchen Veranstaltung und entsprach vollkommen der Erwartung der Regierung. Die Ausstellung erhöhte den Unternehmungsgeist der Fabrikanten, erweckte den Wetteifer und die Hoffnung fernerer Fortschritte, machte das Publikum mit der Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit unserer einheimischen Fabrikate bekannt, und zeigte zugleich auch die Mängel und Hindernisse, welche die Nationalindustrie noch zu beseitigen hat. In der Verordnung über die erste Ausstellung war gesagt, daß die folgende nach drei oder vier Jahren stattfinden solle, und unterdessen eine solche Ausstellung in Moskau veranstaltet werden könne. Dieß geschah, und die Ausstellung in Moskau hatte einen nicht minder günstigen Erfolg. Bereits im März dieses Jahrs wurde nun allgemein bekannt gemacht, daß im Mai 1833 in Petersburg eine zweite Ausstellung vaterländischer Manufakturprodukte gleich der von 1829 stattfinden solle. Diese Zeit wird deßhalb für die zweckdienlichste gehalten, weil alsdann den Kaufleuten und Fabrikanten noch Zeit genug bleibt, nach Beendigung derselben die im August in Nischney-Nowgorod stattfindende Messe zu beziehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Januar 1833.

Gefunden ist's! Was Höll' und Nacht gesponnen,
Soll frei hervorgehn an das Licht der Sonnen!

Shakespeare.
Othello.

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

„Die Geschichte meiner Leiden," fährt der Briefsteller fort, „die Sie der Gräfin wieder erzählt haben, ist nicht erdichtet, wie Sie es glauben. Das Geschick fing damit an, daß es mir einen Vater gab, den ich verachten, den ich hassen mußte; es vergiftete somit die frühe Quelle, aus dem die keimende Jugend Unschuld, Liebe und Erbarmen trinkt; ich lernte an denen, die mir am nächsten standen, was Schande, Laster und Verbrechen heißt. Doch wie fürchterlich die Schule war, die ich durchgemacht, einem Weib kam es zu, mein Elend auf's Aeußerste zu bringen. Genug, mein Herr! ich will keine jener Bitterkeiten noch einmal durchkosten; gestürzt, tief gesunken, von Stufe zu Stufe durch Laster und Verbrechen getrieben, reifte meine Jugend der Verzweiflung zu, und wäre dem gewissen Tode anheim gefallen, wenn nicht jener Augenblick, da ich jene verhängnißvollen Worte vernahm, mich plötzlich dem Daseyn wiedergegeben hätte; ich klammerte mich mit ganzer Kraft wieder an die Menschheit an, und jener Plan einer ausgesuchten Rache wurde der Lebensathem in meiner Brust. Mein Blick verfolgte jezt oft heimlich sein Opfer mit stiller Genugthuung; ich wußte es, sie war mein; keinen Moment zweifelte ich, mein Ziel zu erreichen, nur auf welchem Wege ich hinstreben wollte, diese Betrachtung wurde jezt der Inhalt meiner schlaflosen Nächte. Ich wußte, daß nach einem Jahre meine Befreiung mir bevorstand, und nun ging ich im Geist alle Verhältnisse durch, welche dazu dienen konnten, meinen Zweck zu erreichen; freilich konnte ich damals nicht ahnen, daß mir Frankreichs berühmtester Geist die Hand bieten würde, um mit Einem Schritte mich ans Ziel zu führen. Als meine Befreiung erfolgt war und ich erfahren hatte, daß die Gräfin Italien verlassen, folgte ich ihr nach Frankreich, hoffend, sie am glänzenden Hofe Ihres Monarchen zu finden; doch sie war nicht dort. Niemand fand ich, der mir über ihren Aufenthalt hätte Auskunft geben können; endlich folgte ich einer dunkeln Spur und ging nach Wien. Hier fand ich sie; unter verschiedene Masken versteckt, suchte ich ihr zu nahen, doch meine studiertesten Plane scheiterten, und ich mußte bemerken, wie die schöne, sonst als freidenkend bekannte Frau von innerer Furcht zurückgehalten wurde, sich mir sowohl als irgend einem zu nähern; dennoch tröstete mich die Gewißheit, von ihr nicht erkannt zu seyn. Sie verließ Wien und begab sich zu Ihnen nach Ferney, auch ich folgte; doch es war mein Plan, mich zuerst beobachtend in ihrer Nähe niederzulassen; darum wählte ich Genf und erneuerte, in der Stille meine Bekanntschaft mit Ihnen. Wie der Zufall später meinen Wünschen zuvorgekommen, die Verhaftung jenes Mannes, den ich nie gekannt, noch von seinen Schicksalen etwas gewußt — alle diese Dinge fügten sich, die Katastrophe herbeizubringen. Ich bin da, wo ich seyn wollte. Mann des Entsetzens, ich sehe, wie Sie

erbleichen; doch fürchten Sie nichts, ich komme nicht, um Sie ins Komplott zu ziehen, Ihre gepuderte Perrücke, Ihr Atlasrock könnten nur auf einem solchen Gange verdorben werden; denn mein Weg führt mich in eine schaurige Gegend, in eine Gegend, wo Ihresgleichen nie zugelassen werden. Ich aber liebe jene Plätze, und meine Seele athmet frei. Dort, in kühler Nachtluft, zwischen moderndem Gebein stehe ich und werfe immer neu jene Fragen gen Himmel, vor denen das Antlitz verflossener, wie kommender Jahrhunderte erbleicht und zurückbebt. Ja, mein Herr, von der Leiche der Gräfin gehe ich in den Gerichtssaal, um mich selbst anzugeben. Ich bin der Welt überdrüßig, denn ich sehe, daß ich sie zu lenken im Stande bin. Ich fordere nicht, daß Sie mit mir übereinstimmen; dem Sänger der Pucelle wird eine That ewig unbegreiflich bleiben, die nicht den Witz des Salons, nein, den Witz der Hölle in sich trägt, eine That, die man nicht bespötteln kann, weil mitten im Spott ein kalter Schauder unsere Seele übermannt. — Mir ist's genug, mitten in Ihr lüsternes, perfides Spiel gedrungen zu seyn, auf den Schauplatz Ihrer modernen Alltäglichkeit meine großartige That hingesezt zu haben, einen Koloß unter Puppen. Eine Seele hat sich gezeigt, wo früher nur Larven gingen, eine erwünschte Erscheinung für Sie, wenn Sie das wären, was Sie nicht sind — ein Dichter."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen in Ham.

(Beschluß.)

„Herr von Guernon geht später aus, Herr v. Chantelauze so gut wie nie, Herr v. Peyronnet gar nie. In zwei-und-zwanzig Monaten ist Peyronnet nicht aus dem Zimmer gekommen. Er möchte gerne spazieren gehen, sagte er; aber spazierenführen will er sich nicht lassen. Er behauptet, das im vorigen Jahr erlassene Gesetz, das dem Staatsgefangenen eine Feste als Gefängniß anweist, ihn aber der beständigen Anwesenheit eines überlästigen Zeugen überhebt, sey hinsichtlich seiner verlezt worden. Er behauptet, man habe so wenig das Recht, den Gefangenen auf seinem Spaziergange zu begleiten, als sich an seinem Kamin niederzusetzen oder in sein Bett zu legen.

„Die Gefangenen frühstücken jeder für sich, speisen aber zusammen, Herrn v. Peyronnet ausgenommen, dem man das Essen aus der Stadt bringt. Polignac, der sich schon früher in eilfjähriger Gefangenschaft an die Gefangenkost gewöhnt hatte, schickte sich leicht darein. Sey es Demuth oder Laune, seinen Koch, denselben, den er im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten hatte, läßt er unbeschäftigt und lebt, wie man eben im Schloß Ham lebt. Der Speisesaal der Minister wird jeden Sonntag zur Kapelle; wo sie alle vier Messe hören, der außer dem Kommandanten Delpire und dem Meßknaben Niemand beiwohnt.

„Im Schloß liegen zwei Elitenkompagnien Fußvolk und eine Kompagnie Artillerie, zusammen etwa vierhundert Mann. Erst nach acht Uhr Abends werden die Zugbrücken aufgezogen; sonst ist Alles in der Festung wie in andern Kriegsplätzen. Peyronnet scheint fest bei sich beschlossen zu haben, nichts zu verlangen. So litt er voriges Jahr vier Monate lang an einem Hüftweh, wobei er von seinem Lehnstuhl in sein Bett nur mittelst Stühlen kommen konnte, die hintereinander gesezt waren; sogar ärztliche Hülfe verlangte er nicht. — Bei unserer ersten Unterredung drehte sich das Gespräch ganz um seine Studien und die Eintheilung des Werks, an dem er arbeitet. Ich bemerkte unter seinen Manuscripten ein Heft, das nach Schrift und Papier älter schien als die andern, und er sagte mir, es sey eine Abhandlung über die Todesstrafe, die er in Vincennes aufgesezt ....

Am folgenden Tage besah sich Ladvocat, bevor er Peyronnet einen zweiten Besuch machte, Stadt und Schloß Ham. Als er beim Kommandanten Delpire wieder seinen Erlaubnißschein visiren ließ, sagte dieser zu ihm: „Sie glaubten mich, als Sie Paris verließen, gewiß in Untersuchung; alle Ihre Zeitungen waren ja voll von des Fürsten-Polignac Entweichung." Ladvocat antwortete, wenn er dieß in Paris geglaubt habe, so scheine es ihm in Ham eine Unmöglichkeit. Von der Plattform aus, wo die Gefangenen spazieren gehen, und die über sechzig Fuß über dem Boden liegt, sah er stark an neuen Festungswerken arbeiten, und am jenseitigen Rande des Kanals der Picardie ein neuerbautes Wachhaus, das ohne Zweifel zu Beobachtung der Gefangenen bei ihren Spaziergängen dient. — Er kam dießmal mit Peyronnet auf die Rolle zu sprechen, die Lezterer vor und in der Revolution des Jahrs 1830 gespielt; wir erfahren aber dadurch nichts von Belang und erzählen nur noch die Geschichte von Peyronnets Flucht und Verhaftung dem discreten Herausgeber des Livre des cent-et-un nach.

Peyronnet war am 30ten Juli von Rambouillet in Schuhen und seidenen Strümpfen Chartres zu gegangen, um daselbst den König zu erwarten, der, wie es allgemein hieß, sich dahin wenden wollte. Peyronnet verirrte sich unterwegs und kam erst den folgenden Tag früh nach Chartres, so erschöpft und hungrig — er hatte seit zwei Tagen nichts genossen — daß er sich genöthigt sah, in einem Gasthaus einzusprechen, obgleich ein Aufstand auch hier, wie in Paris, der Herrschaft Karls X. ein Ende gemacht hatte. Man pflegte seiner, ohne ihn zu kennen, versah ihn mit Speise und Trank, wusch ihm die blutenden Füße und brachte ihn zu Bette. Der Mann, den

vor wenigen Monaten ein König mit Bitten bestürmt, war in die Hand eines Schenkenaufwärters gegeben. — Kaum hatte er drei Stunden geschlafen, so meldet man ihm einen Offizier. Großer Gott! ein Offizier fragt nach dem Flüchtling in einer Stadt, wo die weiße Fahne nicht mehr weht! Man müßte selbst vor der Wuth der Partheien flüchtig gewesen seyn, um ganz zu fühlen, was es heißt, so zu erwachen. Es war indessen nichts, als daß der Offizier von einem armen Flüchtling gehört hatte, und ihm nun seinen Rath, einen Aufenthaltsort, vielleicht eine kleine Geldunterstützung anbieten wollte. Peyronnet hörte ihn an; „bevor Sie," sagte er dann, „Ihre ganze Existenz wegen einer menschenfreundlichen Handlung auf's Spiel setzen, müssen Sie wissen, wer ich bin. Ich bin nicht gewohnt, Zweifel in die Ehre eines Mannes zu setzen, der einen Degen trägt, und mein Geheimniß ruht sicher im Herzen eines französischen Offiziers; aber Ihre Theilnahme für mich könnte Ihnen leicht gefährlich werden. Ich heiße Peyronnet." Der Offizier drückte ihm die Hand und rief: „Gut, schön! aber die Zeit drängt, und ich will Sie retten!" Eine würdige Dame wurde in das Geheimniß gezogen; Abends war ein Fuhrwerk für Peyronnet gekauft, und das gute Geschick führte ihm einen Paß en blanc zu, den er mit eigener Hand ausfüllte und dabei wohl überrascht und lächelnd daran dachte, wie eine Fälschung sogar unter der Feder eines ehemaligen Siegelbewahrers ein unschuldiger Betrug werden kann.

Seine Verhaftung war wahrscheinlich eine Folge einer Gefälligkeit von seiner Seite. Kaum war er von neun Uhr Abends an eine Stunde mit Postpferden unterwegs, so holte er einen Mann auf einem stätigen Pferde ein; dieser bat, ihn bis zu der nächsten Post in das Cabriolet zu nehmen. Es war ein armer Handelskourier, der sich verspätet hatte und, wie er versicherte, verloren war, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Bordeaux ankam. Peyronnet gewährte freundlich die Bitte, ließ ihn bei der nächsten Post nicht fort und fuhr so mit ihm ruhig weiter bis oben an den Berg vor Tours, von wo er eine große Menschenmenge auf der Straße erblickte, die man von da bis an den Berg gegenüber vor sich sieht. Er hielt es für gerathener, zu Fuß durch die Menge zu gehen, um weniger Verdacht zu erregen, stieg ab und durchschritt zuversichtlich die durch die Pariser Ereignisse aufgeregten Haufen; schon hatte er sie im Rücken, ja er hatte mit mehreren Wachen gesprochen, schon war er außerhalb der Stadt, nahe dem Orte, wo er wieder einsteigen sollte, da hörte er Reiter von der Nationalgarde hinter sich Halt! rufen. Er ging ruhig weiter, als ob ihn der Ruf nicht anginge, und die Reiter holten ihn ein. — Sein Reisegefährte war von der Menge angehalten worden und hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß er nicht allein reise. Peyronnet war gerettet, wenn der Mann die unschuldige Lüge brauchte, die sein Amt und seine Papiere ganz glaubhaft machten; ja, dieß wäre wohl auch geschehen, hätte der Mann gewußt, was man ihm aus zu weit getriebener Vorsicht verhehlt hatte. So aber beschäftigte der fehlende Reisende die Einbildungskraft der aufgeregten Menge, und die Nationalgarde fand ihn und brachte ihn auf das Stadthaus. Nicht lange, so war dort und ringsumher großer Lärm. Der geheimnißvolle Mann, der aussteigt und zu Fuß durch eine mit Volk in Aufruhr gefüllte Stadt geht, das muß Polignac, das muß Peyronnet seyn! Aber des Gefangenen zuversichtliche Sprache, seine Kaltblütigkeit, die Ruhe in dem sanften, ernsten Gesicht, die scheinbare Richtigkeit seines Passes, dieß Alles sprach gegen den schlechtbegründeten Verdacht. Schon war davon die Rede, den Fremden loszulassen, schon fing man an, sich gegen ihn zu entschuldigen; ein Dutzend Personen, welche die Minister gut kennen wollten, hatten ihn nicht erkannt, und Peyronnet will gerne glauben, daß sie ihn nicht kennen wollten; man wartet nur noch, bis sich die Volksmenge etwas verlaufen habe, da verlangt ihn auf einmal Jemand zu sehen. Der Mann kommt herein, stellt sich vor den Fremden hin, kehrt sich zum Offizier und sagt: „Herr v. Polignac? nein! aber Herr v. Peyronnet? ja!" und somit war die Sache entschieden.

Es läßt sich denken, daß ein Mann von Peyronnets Charakter unter Umständen, wo ihm nichts übrig blieb, als sein Selbstbewußtseyn im Unglück, jetzt keinen Hinterhalt mehr hatte. Er steht rasch auf und spricht: „Genug, ihr Herrn; ich will nicht länger heucheln, das ist meine Sache nicht. Ich bin Graf Peyronnet, Minister des Königs von Frankreich," und zu seinem Angeber sich wendend: „Ich vergebe Ihnen, mein Herr; mögen Sie glücklicher seyn als ich." — Diese wenigen Worte rührten alle Umstehenden aufs Tiefste; denn großherzige Gefühle finden immer Anklang und die Partheisucht tritt davor in den Hintergrund. Die vielen Zeugen dieses Auftrittes gaben freiwillig ihr Ehrenwort, des Gefangenen Namen zu verschweigen; denn noch brüllte der Aufruhr, und Peyronnet hauchte sein Leben auf dem Pflaster aus, wenn sein Name auskam. Das Geheimniß, um das so viele Menschen wußten, die in ihm einen Feind erblickten, wurde treu bewahrt.

An mich selbst.

Ich jauchze, daß mein Geist mich zieht nach oben;
Und ob die Welt um mich in Trägheit sänke,
Ob sie mein Selbstgefühl durch Schlaffheit kränke,
Kenn' ich mein Ziel, was gilt der Menge Toben?

Ermunt'rung, Stärkung quillt mir reich von droben,
Ich fand den Bronn, aus dem das Herz ich tränke;
Arglist'ge Welt, ich lache deiner Ränke!
Wer buhlte, daß um Gold ihn Schmeichler loben?

In Gottes Werke kann ich still versinken,
Der Muse Mund läßt neu sie mir erstehen,
Und an der Freundin Brust kann ich genesen.

Wen lässest, Welt, du gleiche Wonne trinken?
Und mag auch meines Wortes Hauch verwehen,
Neu wird der Geist den Kämpfer sich erlesen.

Märker.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Der Sklavenmarkt. Die Indianer am Mississippi.

Es bedarf keines Schleiers, um die Verhandlungen, die bei diesen Gelegenheiten vorfallen, zu verhüllen; denn Alles geht mit Zucht und Anstand vor sich. Es ist dem Liebhaber nur erlaubt, das Gesicht der Schönen zu beschauen, und so viel von den Schultern, als man in Europa beim Walzen unbedenklich zeigt. Natürlich läßt sich der Handelnde Garantie dafür leisten, daß Alles seinen Wünschen entspricht, und hierauf hauptsächlich wird der Kauf geschlossen. Der gewöhnliche Preis eines ansehnlichen Mädchens ist 100 Pfund Sterling. Manche aber sind viele Hunderte werth, und zwar sowohl wegen ihrer Fertigkeiten, als wegen der Schönheit. Diese aber werden meistentheils vom Kislar Aga erstanden. Eine gröbere Art Waare aus Nubien und Abyssinien wird auf Gerüsten vor den Kammern „des weißen Porzellans“ öffentlich zum Verkaufe ausgestellt. Ein Völkchen mit weißen Zähnen, dicken Wangen, hellen Augen, voll Lachen und Scherz, und oft hört der Vorübergehende ein „kauf: mich!“ Sie werden ohne viele Umstände losgeschlagen und meistens von Frauenzimmern als Mägde erstanden. Das Mädchen erhebt sich vom Boden, rafft seine groben Kleider zusammen, sagt seinen Gespielinnen Lebewohl und folgt baarfüßig und in bloßem Kopf munter der neuen Gebieterin, die sie sogleich türkisch kleiden läßt und ihre Schwärze unter weißen Schleiern verbirgt. Der Preis einer solchen Negerin ist ungefähr sechszehn Pfund.

So eben ist ein höchst anziehendes Werk über die Geschichte und Geographie des Mississippithales unter dem Titel erschienen: The History and Geography of the Mississippi Valley; to which is appended a condensed physical Geography of the Atlantic United States, and the whole American Continent, by J. Flint, welches ich zwar noch nicht ganz gelesen habe, woraus aber folgender Auszug Ihren Lesern gewiß willkommen seyn wird.

Die Indianer. — Der Stamm, welcher bei der Ankunft der Europäer dieses herrliche Thal bewohnte, war sehr zahlreich und belief sich auf sechzig Völkerschaften; aber Krieg und der Genuß geistiger Getränke haben schrecklich unter ihnen aufgeräumt. Die Umgebung gesitteter Menschen hat indessen nur wenig Einfluß auf ihre Lebensweise geübt, und sie scheinen nur dann glücklich, wenn sie eine ungeheure Ebene vor sich haben, wo sie ungestört der Jagd obliegen können. Ihre Farbe ist dunkler als die des reinen Kupfers, und nähert sich am meisten der Farbe des geräucherten Specks. Ihre Stirne ist breit und weicht etwas rückwärts. Die Nase ist hervorragend und an der Oeffnung der Nasenlöcher besonders breit; auch ist sie bei den Männern sehr oft gebogen. Die Lippen halten sich in der Mitte zwischen den gewöhnlichen dünnen der Europäer und den dicken der Neger. Die Backenknochen treten stark hervor, das Gesicht unterhalb der Augenlinie ist daher sehr breit, und der eigenthümliche Typus des indianischen Gesichts ist darin besonders stark ausgeprägt. Die Augen sind ohne Ausnahme schwarz, tiefschwarz. Ihr Gang hat etwas so ganz Besonderes, daß man, auch abgesehen von ihren krummen Beinen, ihrer Kleidung und der eigenthümlichen Art, ihre Füße vor einander zu setzen, einen nahenden Indianer aus großer Ferne erkennt. — Die Weiber sind in ihrem Bau, den Männern gegenüber, verhältnißmäßig noch zärter, als bei uns. Dieß scheint die Theorie jener Philosophinnen auf einmal über den Haufen zu werfen, die behauptet haben, der zärtere Bau unserer Weiber rühre daher, daß sie nicht so sehr der Witterung ausgesezt sind und weniger Leibesübung haben. Denn es ist bekannt, daß bei den Indianern die Weiber von Kindheit an die schwersten Arbeiten zu verrichten haben und als Lastthiere gebraucht werden. Troz dem ist ihr Gliederbau so weiblich zart, sind ihre Formen so rund, ihre Hände und Füße so klein, als wären sie im Schooß des Luxus und Müßigganges erzogen. Ihre Beine sind ebenso gekrümmt, wie bei den Männern; ihre Nase ist flach, kaum je gebogen und gleicht meistens der Negernase. In dieser Hinsicht gleichen sich ihre Gesichter weit mehr als die der Männer.

Der Gesichtsausdruck dieser Stämme ist meistens düster, ernst, brütend. Es herrscht bei ihnen entweder trübsinnige Schweigsamkeit, oder wilder Taumel. Hört man einen Indianer lachen, so darf man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er betrunken ist. Er scherzt selten, spricht gewöhnlich leise und verhalten, und Geschwätzigkeit gilt ihm für ein Zeichen des Flattersinns und daß der Sprecher weit mehr Worte als Thaten hat. Doch sind die Weiber hierin anders und haben Vieles mit den weißen Weibern gemein. Sie sind empfindlicher und werden leichter aufgeregt, und wenn Gatte oder Eltern aus dem Wege sind, welche dergleichen streng rügen würden, schwatzen und lachen sie mit großer Behaglichkeit.

Die Männer haben nicht das bewegliche Gefühl und den Scharfsinn, wie die meisten andern Raçen. Die äußere Natur macht selten einen Eindruck auf sie, und nur das Ungeheure vermag sie zu bewegen. Es muß Jedem auffallen, welch geringe Verwunderung Neues und Ungewöhnliches bei ihnen zu erregen scheint. Ihr beständiges Leben in Wäldern, unter Felsen, beim Brüllen der Stürme und Wasserfälle, in der Einsamkeit und Langenweile der Wüste, ihre Abgeschnittenheit von gesellschaftlicher Verbindung, der Wechsel von Uebermaß und Hunger, die Gefahren, denen sie beständig ausgesezt sind, die Ungewißheit ihres Daseyns und ihr ewiger Kampf mit der Natur, dasselbe zu erhalten, ihre Gleichgültigkeit gegen das Leben — Alles dieß hat den Stempel unveränderlichen Trübsinns auf ihre Gesichter geprägt. Findet sich auch hie und da ein Jüngling, welcher das Feuer der Jugend zu empfinden und zu genießen scheint, der die Munterkeit zeigt, welche ja auch den Thieren in dieser Lebenszeit eigen ist, so wird er, möchten sonst auch seine Gaben noch so groß seyn, als ein flatterhaftes Wesen verachtet und der stille, trübsinnige junge Wilde wird ihm vorgezogen. Sie scheinen dazu geboren, sich so unabhängig als möglich von der äußern Natur und allen gesellschaftlichen Verhältnissen zu machen, und so viel nur immer möglich ein Daseyn in sich selbst zu führen, das sie jeden Augenblick hinzugeben bereit sind.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Januar 1833.

Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Goethe.

Drei Tage in Lima.

Ich zog durch das südliche Thor von Buenos-Ayres, begleitet von fünf kräftigen, muthigen Peons oder Bauern, geradezu in die Pampas, die eigentlichen Steppen Amerikas, hinein. Diese unermeßlichen Sandebenen haben mit den Savannen Nordamerikas, so wie auch mit den Landstrichen um den Missisippi, Parana und Amazonenstrom, wo sich eine herrliche Vegetation wallender Gräser ausbreitet, lediglich nichts gemein; man sieht dort weit und breit nichts als Zwergsträucher und Büschel von Salzpflanzen, dazwischen Sandhügel, deren Gestalt der Wind beständig verändert. Unsere Reise durch diese Einöde, welche zwei kleine Flüsse, der Colorado und der Negro bewässern, war sehr beschwerlich; doch war dieß noch nichts gegen die Strapazen und Schwierigkeiten aller Art, mit denen wir beim Uebergang über die Anden zu kämpfen hatten. Wir gelangten indessen glücklich nach Valparaiso und schifften uns, nachdem wir uns erholt hatten, auf einer Brigg ein, welche nach Callao unter Segel ging.

Mit Hülfe eines starken Südwindes bekamen wir am zwölften Tag unserer Fahrt die nackte, dürre Küste von Peru zu Gesicht und gewahrten in weiter Ferne die ungeheure Kette der Anden, deren riesige Gipfel sich in den Wolken bargen. Man erwartete, um sich der Küste zu nähern, den Tagesanbruch, und unsere Brigg lief glücklich in den Hafen von Callao ein. Der Gouverneur der Stadt, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, ließ mich die Festung sehen; sie ist sehr bedeutend und dreihundert Feuerschlünde beherrschen die Stadt, den Hafen und die Landenge, auf welcher man in den Platz gelangt. Den andern Tag bei guter Zeit verschaffte man mir Pferde und ich schlug den Weg nach Lima ein, das etwa neun Meilen von Callao liegt. — Zwischen den beiden Städten ist das Land sandigt und, wie mir schien, durchaus unfruchtbar. Der gänzliche Mangel an Regen ist daran Schuld, denn merkwürdigerweise donnert und regnet es in diesem Theile von Peru nie. Als ich aber näher gegen Lima kam, sah ich die Gefilde im vollen Herbstschmuck prangen, besonders längs des Flusses Rimac, an dessen Ufern Lima, eine der reichsten Handelsstädte Südamerikas, liegt. Auch sonst bemerkte ich hin und wieder eine schöne Vegetation. Künstliche Bewässerung, die dichten Nebel, der starke Thau und unterirdische Wasser werden hier Vermittler der Fruchtbarkeit.

Etwa eine Meile von Lima sah ich die neue Alameda, den öffentlichen Spaziergang. Er besteht aus hübschen Alleen von sehr hohen Weiden und Orangebäumen; dazwischen stehen Bänke zur Bequemlichkeit der Spaziergänger. Der erste Gegenstand, der in der Alameda meine Aufmerksamkeit fesselte, waren zwei Damen, welche rittlings zu Pferde saßen. Silberne Sporen glänzten an den kleinsten Füßen, welche mir je vorgekommen; dieß wunderte mich, ohne mich unangenehm zu berühren, denn die Frauenzimmer saßen äußerst zierlich zu Pferde und der hellfarbige Sayo y Manto stand ihnen vortrefflich.

Ich ritt rascher zu, um sie einzuholen; aber wie schmerzlich war meine Ueberraschung, als ich sah, daß die Damen, beide waren jung und sehr wohlgebildet, Cigarren im Munde hatten und Rauchwolken von sich bliesen. Nicht lange indessen, so erreichte ich die aus getrocknetem Thon erbaute, mit vier-und-dreißig Bastionen und sieben Thoren versehene Mauer, welche Lima kreisförmig umgibt, und wir hielten unsern Einzug in die Hauptstadt der Republik Peru durch das Thor de las Maravillas, das mir in einem sehr auffallenden Styl gebaut schien.

Diese Stadt, welche der Spanier Pizarro gründete, ist seit den Tagen ihres Glanzes immer tiefer gesunken. Längst ist sie vorüber jene Zeit des Ueberflusses und der Größe, wo die Kaufleute, als der Vicekönig Herzog de la Plata seinen feierlichen Einzug hielt, den ganzen Weg in der Stadt, auf dem er sich in seinen Pallast begab, mit massivem Silber pflastern ließen. Die Straßen sind durchaus gerade, und sehr viele mögen fünf-und-zwanzig Fuß breit seyn; durch die meisten laufen kleine Kanäle aus dem Rimac. Die Häuser sind aus, an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut und geweißt; sie liegen an einem großen Hofe, an den sich häufig prächtige Gärten anschließen. Von Außen nehmen sich die Häuser nichts weniger als gut aus; wegen der häufigen Erdbeben haben bei weitem die meisten nur Ein Geschoß und in den wenigsten Fensteröffnungen sieht man Glasscheiben; die Häuser der Reichen haben indessen zwei Stockwerke und sind sehr reich möblirt. Trotz der kleinen Bäche, die in ihnen fließen, sind die Straßen äußerst schmutzig und voll Unrath aller Art. Immer sieht man Dienstboten, meistens Sklaven, am Bache beschäftigt; sie waschen hier Fische und alle möglichen Gegenstände, weiden Geflügel aus und lassen die Eingeweide am Rande liegen, die nun in der Sonne faulen, bis sie die Weihen holen, deren Schwärme glücklicherweise die Straßen von allem Aas reinigen.

Durch die große Straße kam ich auf die Plaza-major, wo eine eherne Fontaine steht; aus dem großen kreisrunden Becken, in das vier Löwen Wasser speien, erhebt sich eine eherne Säule, auf der eine bronzene Fama in die Trompete stößt. Die Metropolitankirche steht auch an diesem Platze, dem Pallaste des Gouverneurs gegenüber. Eine Menge Volks, Männer, Weiber und Kinder, drängte sich auf dem Platze; es war Markttag und die Glocken läuteten eben den Angelus. Ich ergötzte mich an den seltsamen Trachten der Bauern und den noch seltsamern ihrer Weiber, und der Kontrast zwischen dem Gewimmel auf dem Platze mit den einstockigen Häusern und den himmelhohen Bergen, die den Horizont begrenzten, machte mir Vergnügen. Alles ging mit Kaufen und Verkaufen, Handel und Wandel aller Art bunt durcheinander, der Lärm, der Wirrwar waren ungeheuer, da schwiegen auf einmal die Glocken. Mit einem Male warf sich jetzt die Menge, jedes Alters und jedes Geschlechts, auf die Kniee, und ich blieb allein mitten auf dem Platze stehen. Da beugte auch ich unwillkührlich das Haupt. Alles hatte seine irdischen Geschäfte aus der Hand gelegt; jeder murmelte, in brünstige Andacht versunken, mit den Knieen im Staub und mit gefalteten Händen, sein Gebet her. Wer gute Kleider hatte, brauchte indessen die Vorsicht, vorher sein Schnupftuch auf den Boden zu breiten. Soldaten, welche eben über den Platz zogen, machten gleichfalls Halt und warfen sich mitten in der schweigenden, so eben noch so lärmenden Menge nieder. Wer eben zu Pferd saß, stieg ab und beugte das Knie. Kaum drei, vier Minuten, so war das Gebet zu Ende, und alle erhoben sich wieder, nachdem sie andächtig das Kreuz geschlagen. Alsbald fuhren die Wagen weiter, die Soldaten setzten ihren Marsch fort, die Reiter stiegen wieder auf, und in einem Augenblicke war der Platz wieder so malerisch lebendig wie zuvor.

Ceremonien der Art sind die vornehmsten Religionsartikel der Bewohner von Lima. Die höhern Stände machen sie nicht sehr eifrig mit, denn, wie man mich versichert, sieht man nur selten einen Mann comme il faut in einer Kirche; die Frauen dagegen besuchen sie sehr fleißig. Eine sechzigjährige Dame beichtet einmal des Monats, während ihre zwanzig bis dreißigjährige Tochter nur einmal im Jahre zur Beichte geht. Die höhern Stände sind überhaupt jetzt im Punkte der Religion sehr gleichgültig und höchst tolerant; bei den untern Ständen aber ist es ganz anders, und ich glaube, die noch sehr fanatischen Bauern würden es nimmermehr zugeben, daß man ein ketzerisches Gotteshaus errichtete.

(Der Beschluß folgt.)

Voltaire in Ferney.

(Fortsetzung.)

Voltairen, den dieser Brief traf, als er eben beim Buchhändler Grpot zu Abend speiste, schien eine Ohnmacht anzuwandeln; er sank in seinen Sessel zurück, und als sich die Familie um ihn versammelte, den Inhalt jenes unglücklichen Briefes zu erfahren, bat der Dichter, man möchte vor allen Dingen seinen Wagen vorfahren lassen. In diesen wirft sich der Entsetzte, und als eben der Mond seine stille Wanderung am nächtlichen Himmel beginnt, fliegen die gepeitschten Rosse in stäubender Eile mit dem Dichter die Straße nach Ferney hin. Er langt an, und, o des Kontrastes! die Ruhe der Unschuld, der sichere Schlaf eines ungetrübten Friedens liegt über die Gegend hinverbreitet; kein Laut regt sich, nur das Geräusch des einfahrenden Wagens tönt in der Einsamkeit wieder.

Der Dichter läßt vor dem Hotel der Gräfin halten; es ist in tiefe Ruhe begraben, er fährt vor sein Schloß, steigt aus und geht mit einem Licht, allein und mit fast bebenden Knieen, in die Gemächer der Gräfin hinüber. Ueberall tiefe Ruhe, der Mond wirft seine langen Lichtstreifen in die verlassenen Zimmer — jezt ist er am Schlafgemach — er lauscht, kein Athemzug rührt sich — der Dichter weiß sich vor Entsetzen nicht zu lassen, er glaubt noch die Tritte des Mörders zu hören, der sich so eben fortgeschlichen hat — endlich öffnet er behutsam die Thür; „Madame!“ ruft er leise, dann etwas lauter: „Madame!“ Keine Antwort; jezt fällt es ihm ein, daß es besser wäre, das Kammermädchen aufzuwecken, doch seine Unruhe läßt ihm keine Ueberlegung; er will gehen, bleibt dennoch, und endlich kommt es ihm vor, als stöhne Jemand im Kabinet; schnell reißt er die Thür auf und — das Licht droht seinen Händen zu entsinken: auf dem Sopha ruht die Gräfin, ihr Gewand, ein Theil der Polster mit Blut bespritzt! Der Dichter bleibt regungslos stehen, da tönt eine schwache Stimme: „Sind Sie es, Freund, Retter!“ Voltaire stürzt zu ihren Füßen nieder, die Dame erhebt sich, ihr leichenblasses Gesicht ist von feuchten schwarzen Locken umflossen, noch perlt die kalte erstarrte Thräne der Todesangst ihr auf der Wange. „Sie leben, Theure, Sie leben!“ ruft der Dichter; „dem Himmel Dank! die Wunde, welche die bewaffnete Faust des Wahnsinns schlug, ist nicht tödtlich gewesen!“ Der Schmerz der Gräfin löst sich in Thränen auf, sie sinkt wieder zurück und der Freund entfernt sich, um einen Arzt zu suchen. Dieser erscheint und bestätigt, was Voltaire versichert hat; dieser ist wie ein Kind vergnügt, und indem er sich unzählige Mal über die Hand der Schönen küssend beugt, versichert er, für diese Augenblicke, wenn es so seyn müßte, sogar die Ehre hingeben zu wollen, der Verfasser der Henriade zu seyn. Die Kranke lächelt milde und verzeihend auf ihn herab; jezt kommt der Gemahl herbei, der sich verwirrt mit seinem festen Schlaf entschuldigt; Voltaire lacht ihm in's Gesicht und entfernt sich, um mit dem Polizeibeamten zu sprechen, der im Vorgemach wartet. Er findet in ihm einen würdigen Mann, der die Achtung des Publikums besizt. Der Dichter liest ihm jenen unglückseligen Brief vor, unter dem Lesen entfällt er ihm und er ruft einmal über's andere aus: „O Himmel! ist eine solche That je erhört! entsetzlich, fürchterlich!“ Der Beamte zeigt ihm an, daß er schon Maaßregeln getroffen habe, sich des Sinelli zu versichern. „Der Wahnsinnige!“ ruft Voltaire. „Erklären Sie mir, Victoire, erklären Sie mir, theurer Mann, was ich höre und sehe; ich meine, wir sind im Traume!“ — „Wüßten Sie keine Mitschuldigen dieses unerhörten Verbrechens?“ — „Ich?“ rief der Dichter, „ich weiß von nichts. Wie Spot, der dem rasenden Roland Rede stehen soll, kann ich sagen: Herr, mein kleiner Finger weiß mehr von dieser Geschichte, als ich.“ — „Und doch,“ entgegnete Victoire, „Sie kannten, Gnädigster, den Sinelli —“ — „Kannten?“ schrie der Dichter und fuhr mit Lächeln zurück; „und wen kenne ich nicht? und wer kennt mich nicht? Um Gotteswillen, Freund, nicht diesen Vorwurf! Kann ich etwas dafür, daß eine Million Menschen täglich meinen Namen nennt? Bin ich nicht der Erste, der immer wieder sich die Mühe gibt, zu beweisen, daß an einem gewissen Herrn von Voltaire, der sich einen Dichter und Philosophen nennt, nichts gelegen sey? Glaubt man mir aber? Ich habe es jedoch gleich gesagt, so lange sich der allerchristlichste König so weit vergißt, jenen unbedeutenden Versemacher zu verfolgen, ihn aus dem Lande zu verbannen, so können wir durchaus nichts gegen ihn ausrichten und sein Ruhm wächst von Stunde zu Stunde.“

(Der Beschluß folgt.)

Lied.

Wenn Winter kommt mit trüben Tagen,
Dann sing' ich Frühlings Sonnenscheinen,
Wenn Stürme wild an's Fenster schlagen,
Sing' ich von Blüth' in grünen Hainen.

Wenn trübe Leiden mich umfangen,
Sing' ich: wie süß warst du, mein Leben!
Zurück, du Jezt, mit deinem Bangen!
Laß alte Träume mich umschweben!

August Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Opernbälle. Das englische Schauspiel und die komische Oper. Fetis historische Konzerte.

Indessen die französischen Truppen vor der Citadelle von Antwerpen stritten und arbeiteten, und das Ingenieurwesen die so seltene Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen, ging es in Paris sehr friedlich, ja sogar lustig her; es hat den Anschein, als ob der Winter ganz in den Genüssen des Friedens verstreichen und mit vielen Lustbarkeiten bezeichnet werden sollte. Die Theaterbälle, die sonst erst nach Neujahr anzufangen pflegen, beginnen dießmal schon im December, und es wird Alles aufgeboten, um ihnen mehr Glanz zu geben, als sonst. Der thätige Veron, der auf seinen Lorbeern als Operndirektor keineswegs ausruht, versucht, das Ballet mit einem Balle zu vereinigen, das heißt, erst soll auf der Bühne von den Theatertänzern, dann im Saale vom Publikum getanzt werden, oder zuerst sollen sich die Bezahlten und dann die Zahlenden zur Schau stellen. Erstere sollen wahrscheinlich leztere in Bewegung setzen und ihnen Eifer einflößen. Das macht Dr. Veron gut. Vor ihm, das heißt, ehe er die Leitung der Oper hatte, gab es an derselben stattliche und theure Bälle; es wurde von einem zahlreichen Orchester fleißig aufgespielt, aber Niemand tanzte; es hieß ein Ball, weil nicht getanzt wurde, lucus a non lucendo. Dieß hat nun Dr. Veron geändert; seitdem er Direktor ist, wird auf dem Opern-

balle wirklich getanzt; eine ähnliche Umwälzung hatten zehn Direktoren, seine Vorgänger, nicht bewirken können. Leider aber gerieth Veron, wie Victor Hugo, mit dem Minister d'Argout in Streit, der sich, wie manche andere Minister, gern in Alles mengt und seine Macht fühlen lassen will. Es ist nämlich diesem Minister eingefallen, es dürfe zur Weihnachtszeit kein Ball gegeben werden, und überhaupt dürfe die Oper ihre Bälle nicht eher anfangen, als bis die alterthümliche Ballzeit begonnen habe. Diesemnach hat er der Operndirektion so eben sein Verbot kund gethan, und wird deßhalb von den unabhängigen Zeitungen scharf getadelt. Die tanzende Welt wird sich wahrscheinlich bis nach Neujahr gedulden müssen, weil es dem Minister beliebt, wofern nicht ein Urtheilspruch dazwischen kommt und den Theatern verstattet, früher tanzen zu lassen. Zum Glück gibt es noch eine Menge öffentliche Tanzsäle in Paris, um welche sich kein Minister bekümmert, die jedoch nicht von den Reichern besucht werden, weil es hier zu vertraulich hergeht und die Gesellschaft ein wenig zu bunt aussieht. Die Pariser wollen aber nun einmal von keinem Minister in ihrem Vergnügen gehindert werden; sie behaupten, d'Argout habe kein Recht, ihnen ein Ballreglement vorzuschreiben. Er ist aber vor der Hand der Stärkere und wird wahrscheinlich per interim Recht behalten. — Eine englische Truppe ist nach Paris gekommen, um die schon so beträchtliche Zahl der Schauspiele zu vermehren. Es ist aber nur eine einzige Schauspielerin dabei, welche ihren Darstellungen einen besondern Reiz geben kann, die gefühlvolle, zu allen leidenschaftlichen Rollen vortrefflich geeignete Miß Smithson, welche sich früher bei den Parisern beliebt gemacht und hier einen größern Ruf erworben hat, als in ihrem eigenen Vaterlande. Wohl deßhalb ist sie mehrmals von England herübergekommen, und dießmal hat sie sich zur Anführerin der kleinen Truppe aufgeworfen, aber dabei etwas zu sehr auf ihr eigenes Talent gerechnet. Mit einer einzigen vortrefflichen Schauspielerin kann sich unmöglich ein Schauspiel lange halten. Als Jane Shore in dem Rowe'schen Trauerspiele hat man die Smithson so oft gesehen, daß das Publikum durch diese Rolle nicht mehr gelockt wird. Die Theaterkritiker haben bemerkt, diese Schauspielerin treibe ihre Leidenschaftlichkeit auf der Bühne so weit, daß sie sogar häßlich werde, wozu sich eine französische Schauspielerin wohl nie verstehen würde. Das englische Schauspiel hat dießmal wenig Erfolg. Desto besser steht es mit der italienischen Oper, in welcher jezt auch eine deutsche, aus Madrid kommende Sängerin, Dlle. Carl, auftritt. Aber seit der Dlle. Sontag haben die deutschen Sängerinnen auf dieser Bühne nicht besonders geglänzt und sich auch nicht lange darauf gehalten. Vielleicht gelingt es der Dlle. Carl besser, wiewohl ihr kein glänzender Ruf vorhergegangen ist. — Die komische Oper ist nun in vollem Gange und hat auch endlich eine große Operette in drei Aufzügen, Text von Planard, Musik von Herold, aufgeführt; dieses Stück ist ganz in dem Geschmacke von „Zampa oder die Marmorbraut." Planard weiß solche Gegenstände für die Operettenbühne gut zuzurichten, obschon seine Stücke eben nicht von Geist und Witz übersprudeln, wie Scribe's seine. Lezterer ist unterdessen auch nicht müßig gewesen und hat das Gymnase dramatique mit einem neuen Vaudeville beschenkt, dessen Handlung dießmal auf englischem Boden vorgeht. Es ist wieder von Geld, von Renten, von Aussteuer die Rede. Seitdem das Geld dem flinken Scribe so reichlich zufließt, spricht er auch gern in seinen Stücken davon. Man beschäftigt sich ja am liebsten mit dem, was einem Vergnügen macht. Scribe scheint sich künftighin auf Vaudevilles und Opern beschränken und die Ansprüche auf höhere Gattungen der Dramatik aufgeben zu wollen. Um im musikalischen Fache den Parisern etwas Neues und Pikantes zu liefern, hat Fetis, einer der besten Theoretiker in der Musik, die es in Frankreich gibt, obschon seine eigenen Kompositionen nicht viel Glück gemacht haben, der Herausgeber der Revue musicale und der Verfasser der musikalischen Theaterkritiken im Temps, historische Konzerte angefangen. Eines dergleichen gab er schon vor einigen Monaten. In diesem Monate suchte er es noch besser zu machen und lieferte ein wahrhaft systematisches Konzert aus dem 16ten Jahrhundert, oder ungefähr aus diesem Zeitalter, denn mit der Chronologie nimmt er es, glaube ich, nicht ganz genau, was auch die Pariser nicht sehr bekümmert. Er hatte nämlich sein Konzert in drei Theile getheilt: Kirchenmusik, weltlichen Gesang, Tanzstücke, und jede Abtheilung mit dem Resultate seiner Forschungen bevorwortet, so daß die aufgeführten Stücke gleichsam zum Belege seiner Behauptungen dienten und die Urkunden zu seinen Beweisführungen abgaben. Der Mann kennt sein Publikum und hat seine Gelehrsamkeit in ein heiteres Gewand gekleidet, auch dieselbe so eng als möglich zusammengedrängt. Die alte Musik erschien zum Theil ganz neu, und einige Stücke gefielen so sehr, daß sie wiederholt werden mußten; es sollte mich nicht wundern, wenn sie auf eine Zeitlang wieder ins Leben gerufen würden und nach drei Jahrhunderten zum zweitenmale in Umlauf geriethen. Andere Stücke erregten durch ihre jezt grotesk scheinenden Passagen, welche vielleicht den Urgroßvätern und Müttern erhaben geschienen und sie lange entzückt hatten, ein mitleidiges Lächeln und gingen wieder in ihr Grab zurück. Diese Produkte werden wahrscheinlich nie wieder zum Leben kommen. Fetis hatte auch einige alte Instrumente wieder hervorgesucht und dieselbe bei seinem Konzerte angewendet. An dieser getreuen Darstellung eines alten Konzertes nahm jedoch das Publikum wenig Antheil. Ihm war es um Belustigung zu thun, und diese konnten ihm die ältern, unvollkommenen Instrumente auch nur unvollkommen gewähren. Uebrigens ist Fetis nicht der Erste, welcher in Paris die alte Musik wieder hervorsucht. Choron, bekanntlich der Begründer einer Schule für geistliche Musik unter der vorigen Regierung, hat oft in seinen Gesangkonzerten von seinen jungen Schülern vortreffliche alte Gesangstücke, besonders von italienischen Meistern, aufführen lassen. Zur Abwechslung und zum Vergleiche sind diese Aufführungen recht gut; auch wird Fetis wahrscheinlich die seinigen wiederholen; für die Tonkünstler würden sie aber nützlicher werden, wenn er weniger Lärm damit machte und mehr Instrumentalmusik gäbe. Uebrigens erregt es ein sonderbares Gefühl, wenn man diese im Geschmacke vergangener Jahrhunderte und für längst vermoderte Geschlechter geschriebenen Musikstücke vor einem jungen, neumodischen Publikum aufführen hört, dem dieß veraltete Wesen zur Kurzweil dienen soll. Es ist beinahe, als wenn die Urväter selbst in ihren alten Kleidungen vorüberzögen. Es ist jezt überhaupt eine Zeit, wo man Vergnügen daran findet, zur Unterhaltung die alten Sitten, Gebräuche und Geschichten wieder als Schauspiel hervorzuziehen. Gibt es doch fast keine Bühne in Paris, auf welcher nicht historische, oder doch historisch seyn sollende Gemälde aus dem Mittelalter dargestellt würden, und zwar mit der jenem Zeitalter eigenen Derbheit und Rohheit. Gerade dieses behagt jezt den übersatten Zuhörern, weil es doch etwas Neues ist. Die Dichter und Schauspielunternehmer werden, wenn diese Gattung ebenfalls abgenuzt seyn wird, um etwas noch Pikanteres in Verlegenheit seyn. Freilich können sie noch ziemlich lange in dem geöffneten Schachte arbeiten, ohne ihn zu erschöpfen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Januar 1833.

Fuis, méchand, loin de nos yeux,
Avec ton squelette odieux,
L'orgueil, l'envie et le scandale.

Piron.

Voltaire in Ferney.

(Beschluß.)

Der Beamte lächelte und sagte nach einer Pause: „Sollten nicht vielleicht Personen hier im Schlosse —" — Voltaire schüttelte das Haupt. „Unmöglich!" rief er; „doch, da fällt mir ein Name ein, gewiß, ein recht widriger Name: der junge Travenol, ein naseweiser, nichtsbedeutender Bursche, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in eine Uniform gesteckt; er ist der Gräfin nachgegangen — es könnte seyn, daß, erbittert durch Hintansetzung —" — „Sie meinen also?" sagte der Präfekt. „Ich meine nichts!" rief der Dichter verstimmt; „der ganze Handel geht mich nichts an; Sie sind Diener der Gerechtigkeit, ich bin Herr von Voltaire, der sich Ihnen hiemit freundlichst empfiehlt." Er stand auf und ließ den Gerichtsrath allein, der ihm mit einem Lächeln nachsah. „Travenol! armer Travenol! so sollst Du noch büßen! O, die Geschichte ist mir bekannt, wie Sohn und Vater im Gefängniß schmachten mußten, blos weil es Ihnen gefiel, großer Mann, eine lose Verläumdung gegen sie auszustreuen. Wie hämisch! nur zu sicher bin ich, daß der Jüngling unschuldig ist." Er erhob sich und trat vor das große Wandgemälde, das die Versammlung der Musen darstellte, in deren Mitte Apoll die Henriade aus den Händen Clio's empfängt. „Schmählicher Hochmuth!" rief der würdige Mann vor sich; „wie erscheinst du mit einem so glänzenden Talente gepaart!"

In drei Wochen war die Gräfin fast ganz hergestellt; Voltaire schrieb darüber an die Schauspielerin Gaussin: „Hier, meine Freundin, schicke ich Ihnen mit einigen Papieren alle jene schwarzen Stunden, die wir erlebt haben, vereinigt zu; gewiß ein Stoff für die Tragödie, oder, lassen Sie es mich gestehen, eher für die Komödie. Ein zerlumpter Sklave, der am Ende ein Duc ist, ein paar leichtfertige Worte von den Lippen einer schönen Frau, darauf ein Rendezvous, ein Brief, in dem man mir schnöde Dinge sagt, die ich höchst komisch finde, und endlich, um den Wirrwarr vollständig zu machen, ein Dolchstoß! Hat Ihnen jemals etwas Phantastischeres geträumt? — Doch ich sitze am Bette einer schönen Frau, deren Brustwunde eben jezt erst geheilt ist, es ist darum kein Traum. Ich schicke Ihnen die Briefe und alle nähern Umstände; gehen Sie damit durch die Straßen von Paris und machen Sie ein öffentliches Geheimniß daraus; die Sache läßt sich doch nicht verschweigen; bald vielleicht ist's mir vergönnt, mit der schönen Geretteten nachzufolgen. Sinelli wird seine Strafe empfangen; ich hoffe, daß man ihn als einen Wahnwitzigen milde behandeln wird, und so wäre die Geschichte aus. Ich endige diese Zeilen, denn so eben läßt sich ein junger Mann bei mir melden, der wichtige Dinge mit mir zu besprechen haben soll."

Dieser junge Mann war Niemand anders als Hippolit Travenol, der auf das gegebene Zeichen mit einer militärischen, raschen Bewegung in's Kabinet trat, wo er den befremdeten Dichter sich so eben vom Schreibtisch erheben sah. „Was steht zu Befehl, mein Herr? womit kann ich dienen?“ Bei diesen Worten erschrack der feine Mann über die rothe, wilde Jugend, die auf den Wangen des Jünglings wie Zorn brannte; die ganze schlanke Gestalt, in die blitzende Uniform gespannt, schien von einem raschen, bebenden Nerv gelenkt; er rief: „Sie haben sich, Herr von Voltaire, wie mir mein Oheim St. Bruce gestanden, gegen den Polizeibeamten Aeußerungen erlaubt in Betreff meiner, die Sie jezt verfechten sollen.“ — „Verfechten?“ wiederholte der Dichter mit einem trüben Lächeln, „fechten? Junger Mann, Ihr Oheim und ich sind in dieselbe Fechtschule gegangen, und er wird sich zu erinnern wissen, wie wenig ich damals Vortheil gezogen von den Lehren unsres guten alten Maitres.“ — „Sie sind ein Unwürdiger!“ rief der polternde Knabe, „hier ist ein Degen! Die Ehre eines trefflichen Mannes haben Sie gemordet, eine Familie haben Sie in's Elend gestürzt, und,“ sezte er hinzu, indem seine Stimme brach und eine Thräne über seine vollen Wangen rann, „einem ehrlichen Knaben das Herz seiner Dame gestohlen. Ziehen Sie, vertheidigen Sie sich, oder zittern Sie vor dem Ausgang dieser Stunde!“

Voltaire sah zu Boden, sein Auge hing an seinen Schuhschnallen, er machte eine Bewegung, um die Klingel zu ergreifen, doch der Offizier versperrte ihm den Weg. „Hier ist der Degen!“ rief der Jüngling. Der Dichter griff darnach, doch indem sich Travenol zum Kampf bereit stellte, schlüpfte jener an die Klingel und zog aus Leibeskräften daran. Zwei Diener traten herein und waren Zeugen der Scene; der Dichter trieb sie an, seinen Dränger zu entfernen; eine hohe Zornröthe überflammte das Antlitz des Jünglings, er warf einen langen und verachtenden Blick auf den Zurückbleibenden, steckte ruhig seine Waffe ein und schritt mit festem Tritt an den Schergen vorüber.

Freiherr v. Sternberg.

Drei Tage in Lima.

(Beschluß.)

Die Alameda hatte ich schon gesehen, ich ließ mich daher in die Vorstadt San Lorenzo führen, welche in den schönen Sommerabenden der Vereinigungspunkt der höhern Klassen der Gesellschaft ist. Wir gingen über die schöne Brücke von fünf Bogen, welche zum südlichen Ende der Stadt führt. Die elegantesten Damen hatten sich auf dem Spaziergang eingefunden; da konnte ich mir nun mit Muße das malerische, originelle Kostüm betrachten, in dem sie Grazie und Koketterie in so reichem Maaß entwickeln. Diese Tracht heißt Sayo y Manto und ist dem Frauenzimmer von Lima eigenthümlich. Sie besteht in einem elegant gefalteten, mit Seide gefütterten Unterrock von Atlas oder Bombazine; die Falten daran sind sehr breit, elastisch und schmiegen sich sehr hübsch an Brust, Taille und Hüften an. Ueber demselben tragen sie ein offenes Kleid, das an der Taille eng schließt und, sich immer erweiternd, bis auf die Knöchel niederfällt. Dieses Kleid ist gewöhnlich schwarz oder braun, bei den eleganten Damen aber häufig hellfarbig, mit Gold, Silber und Seide gestickt und mit Spitzen besezt; ja man sieht auf manchen Kleidern sehr kostbare Perlen. Aber das eigentlich malerische Stück der Tracht ist ein in unzählige Falten gelegtes Mäntelchen von Atlas oder dichter Gaze, das um den Gürtel gebunden wird, den Rücken und einen Theil der Brust bedeckt und sich von hinten, wie die Kapuze an unsern Dominos, über den Kopf wölbt; vermittelst einer Schnur kann man es noch dazu ganz über das Gesicht ziehen, so daß nur ein Auge frei bleibt. Man hat keinen Begriff davon, mit welcher Grazie und Koketterie die Frauenzimmer in Lima dieses originelle Kleidungsstück spielen lassen. Dieses Mäntelchen, wenn man es so nennen darf, wird, wie die Pelze der europäischen Damen, über das Kleid angezogen und thut völlig den Dienst einer Maske; denn nur schwer, um nicht zu sagen unmöglich, kann ein Vater oder Ehemann die Tochter oder die Frau erkennen, wenn sie ihren Manto übergezogen hat. Auch behaupten manche Reisende, die Damen in Lima gehen in dieser Vermummung bei Nacht, wohin sie nur wollen, und die Sittenverderbniß habe unter allen Ständen den höchsten Grad erreicht. Selten sieht man in den Straßen Frauen in Begleitung von Männern und nie geben sie einem Cavalier den Arm. Ihr Gang ist meistens majestätisch, und einen ganz seltsamen Eindruck machen die so wunderlich verhüllten Gesichter und das einzige Auge, das sich aus einer rautenförmigen Oeffnung im Manto im Vorübergehen auf einen richtet.

Es gibt in Lima sehr viele Kirchen; die meisten sind sehr reich und der Gottesdienst darin ist äußerst pompös; die Wände sind häufig mit Gold und Silber bedeckt und Leuchter, Kelche, heilige Gefäße aller Art von massivem Silber und Gold im Ueberfluß vorhanden. Vorzüglich auffallend war es mir, daß in verschiedenen Kirchen an den Pfeilern des Hochaltars eine Menge silberner Käfige voll Vögeln hingen, deren Gezwitscher sich mit den ernsten, feierlichen Tönen der Orgel mischt. Die Kirche Nuestra Senora de Merced und die Klosterkirche zur Empfängniß schienen mir die merkwürdigsten und reichsten. Ich besuchte auch das Pantheon außerhalb der Stadt,

so heißt seltsamerweise der öffentliche Gottesacker, den Cirkus zu Stiergefechten, der Lieblingsbelustigung des Volks, dessen weiter Umkreis gegen zwanzigtausend Menschen faßt, und das Hospital zu St. Andreas, in dessen großen Sälen sich viele hundert Betten befinden.

Ich machte immer Morgens Ausflüge auf das Land, und da hatte man meinem Bedienten dringend empfohlen, mich nie zu verlassen und immer Waffen bei sich zu führen. Man hatte mich auch vor nächtlichen Ausgängen in der Stadt gewarnt, denn Mordthaten sind nichts weniger als selten in der Hauptstadt von Peru, und der Diebstähle kommen vollends eine Menge vor. Gerade am Tage meiner Ankunft war ein Reisender in der Alameda beraubt und durch drei Dolchstiche, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt, dem Tode nahe gebracht worden. Ein Mann, der mittelst seiner Stellung kompetenter Richter in Dingen der Art ist und in den ich das größte Zutrauen setze, sagte mir, die große Menge der Verbrechen rühre allein von der Schwäche der Richter her, und der einzige Zügel, den die niedern Volksklassen kennen, sey die Furcht vor dem Beichtstuhl. Die Straflosigkeit der Verbrechen empört dabei die öffentliche Meinung so wenig, daß man es im Gegentheil unverzeihlich fände, wenn der Richter das Gesetz streng vollziehen wollte. Daß in einem Lande, wo die Begriffe von Pflicht und Sittlichkeit so höchst lose sind, in sämmtlichen Zweigen der Verwaltung die größte Unordnung herrscht, kann einen nicht wundern. Dieses Volk, das seine Freiheit zu erobern gewußt hat, ist für die Segnungen einer weisen, aufgeklärten Regierung noch gar nicht empfänglich, denn es fehlt überall an Grundsätzen, an Kraft und Halt; was ihm bevorsteht, ist ein militärisches Regiment, das Alles unter das Gesetz beugt und die Uebertreter desselben streng bestraft. Indessen ist es nicht zu läugnen, die ersten Keime sind aufgegangen in diesem Boden, und mit Gottes Hülfe mag der Waizen gedeihen und das Unkraut ersticken.

Den Tag nach meiner Ankunft in Lima spürte man Abends ein sehr starkes Erdbeben, als just die Straßen voll Menschen waren. Nie in meinem Leben hatte ich ein schauerlicheres Gefühl. Auf den ersten Stoß folgte in kurzer Frist der zweite; es war erst ein unterirdisches Tosen gleich dem Rollen des Donners, dann schwankte der Boden und es war, als wollte er sich jeden Augenblick aufthun. Diese Naturerscheinung, von der ich bis jezt keinen Begriff gehabt, erfüllte mich mit Entsetzen, und was ich vor meinen Augen vorgehen sah, war eben nicht geeignet, mich zu beruhigen. Männer, Weiber, Kinder, Alles stürzte voll Schreck aus den Häusern und floh nach allen Seiten in der größten Verwirrung, mit dem gräßlichen Geschrei: el temblor! el temblor! Die Einen stürzten platt auf den Boden nieder, Andere fielen auf die Kniee und beteten mit gefalteten Händen laut zu Gott und allen Heiligen. Die Kinder schrieen erbärmlich, und die Hunde stießen ein klägliches Geheul aus. Selbst die Pferde zitterten vor Angst, und neben ihnen lagen ihre Herrn betend auf den Knieen. Das Geheul der Thiere wurde immer fürchterlicher, und jezt ließen sich auch die Glocken hören. Nach dem dritten Stoß trat eine dumpfe Stille ein, Alles verhielt sich ruhig, alle Häupter waren entblöst, und dieser Auftritt, wie die Einen standen und weinten, Andere auf den Knieen beteten, machte einen tiefen, mir ewig unvergeßlichen Eindruck auf mich. Dieses Erdbeben ereignete sich am 30sten September, und so stark es gewesen war, so wurden auffallender Weise die Gebäude doch nur unbedeutend beschädigt und Niemand kam ums Leben.

Bei dem ersten Stoße eines Erdbebens bleibt man in diesen Ländern ziemlich ruhig; beim zweiten aber schickt man sich zur Flucht an und beim dritten thut Jeder gut, sich fern von Mauern und Dächern zu halten, die jeden Augenblick über ihm einstürzen können. Jedermann flüchtet sich dann in die Höfe hinter den Häusern, wo man ganz sicher ist. Es ist bemerkenswerth, daß bei dem Gefühl von Gefahr, das man bei dieser Erscheinung hat, die Angst unaufhörlich steigt. Wer keinen Begriff von einem Erdbeben hat, mag wohl neugierig seyn, einen Stoß zu fühlen; hat man aber einmal einen derben empfunden, so wird man sich gewiß nie den zweiten wünschen.

Meinen einzigen Genuß fand ich in der herrlichen Natur dieses Landes. Ich kannte keine Familie so genau, daß mir ihre Tertulias hätten Vergnügen oder Unterhaltung gewähren können, und so brachte ich denn fast die ganze Zeit, wo ich nicht schlief, auf dem Lande zu. Mein Zimmer ging auf einen mit Orangenbäumen bepflanzten Hof, und da ich keine Fenster hatte, genoß ich beständig des köstlichen Duftes. Die tödtende Hitze in Buenos-Ayres, die gräßliche Einöde der Pampas, der Schnee und das Eis der Anden lagen hinter mir, und jezt genoß ich mit Lust Limas köstlicher Temperatur und seines entzückenden Herbstes. Meine Seele war voll Dank, wenn ich der überstandenen Gefahren gedachte, und ich verlangte nach keinen Genüssen, als denen, welche mir die Natur so verschwenderisch bot.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery; December.

Zustand der Literatur.

Ich habe Ihnen das vorigemal etwas über unsere Literatur versprochen; da läßt sich nun freilich nicht viel berichten, und das Folgende ist so ziemlich Alles, was Erwähnung

verdient. Unsere Akademie hat den fünften Theil ihrer Memoiren herausgegeben, und daraus geht recht erfreulich hervor, daß die savoyische Akademie dem Zweck ihrer Stiftung immer näher tritt. Dazu half zuerst eine ansehnliche Gabe des verstorbenen Königs Karl Felix und dann die Unterstützung ihres verstorbenen Präsidenten de Boigne. Dadurch sieht sie sich im Stande, ihren Bemühungen mehr Ausdehnung zu geben. Zuerst suchte sie alle Männer in Savoyen zu vereinigen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen, Untersuchungen und nützliche Arbeiten oder durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet; hernach aber hätte sie gern wissenschaftliche Preisaufgaben gemacht und dadurch ihrem Wirken eine größere Ausdehnung gegeben. In einer der lezten Sizungen wurde über die eingegangenen Preisschriften, den „Eloge historique“ des Generals v. Boigne betreffend, erkannt, wovon wir hernach ein Wort sagen wollen. In vorliegendem Band sind einige auch für das Ausland interessante Abhandlungen enthalten, z. B. des Dr. Gouverts scharfsinnige Beobachtungen und Bemerkungen über den Einfluß der drei lezt vergangenen Jahre auf den Ackerbau und seine Verrichtungen. Der General Graf de Loche hat sich gründlich mit neuen Untersuchungen über die alten Bäder von Aix beschäftigt und Bemerkungen über alle antiken römischen Monumente dieser Stadt damit in Verbindung gesezt; darauf folgt die Beschreibung einer erst neuerlich entdeckten Piscina. Von jenem Dr. Gouvert liest man auch eine treffliche Abhandlung über die Einheit und Untrennbarkeit der Kenntniß des menschlichen Körpers und dessen Krankheiten. Hier wird die vorzüglich in Frankreich gebräuchliche Trennung der Chirurgie von der Medizin angegriffen und ihre Unzweckmäßigkeit und Gefahr dargethan.

Von dem Grafen de Boigne aus Chambery, der sich in Indostan ein ungeheures Vermögen erwarb, dann in sein Vaterland zurückkehrte und seinen Reichthum zur Gründung oder Unterstützung nützlicher Anstalten verwendete, von diesem für Chambery so wichtigen Manne habe ich Ihnen schon voriges Jahr bei Gelegenheit seines Todes gesprochen. Es ist also ganz in der Ordnung, daß von der Akademie ein Preis von sechshundert Franken für den besten éloge historique — wie sie es nennen — auf de Boigne ausgesezt wurde. Der erste Konkurs im vorigen Jahre führte zu keinem Resultat, denn keine von den eingegangenen Schriften wurde für preiswürdig erkannt, wiewohl ein — wie es die Akademie nennt — Ossianisches Gedicht in italienischer Sprache treffliche Stellen enthielt. Der Konkurs wurde bis zum 31sten August d. J. erneuert und dann der Preis unserm Professor der Philosophie, dem Abbé Turinaz, zuerkannt.

So hat die Akademie auch einen Preis von achthundert Franken für das beste historische Gemälde von des verstorbenen Königs Karl Felix Regierung ausgesezt. Dieß ist aber gar nicht so streng gemeint, das historische Gemälde soll und darf nichts seyn, als ein wohlgesezter Panegyrikus.

Eine hier ganz neue Erscheinung war die erste öffentliche Sizung unserer Akademie in vergangenem Sommer. Sie war öffentlich — ein fürchterliches Wort im hiesigen Lande; aber diese Oeffentlichkeit war gemäßigt und undeutlich gemacht durch ausgetheilte Eintrittskarten, und diese waren nur an Angestellte, Adelige und Militärs, wie an ihre Frauen und Töchter geschickt worden. Bei der ganzen Sizung war auch unstreitig der Puz unserer darin bekanntlich excellirenden Damen das Merkwürdigste. Einige Duzend schöne Frauen und Mädchen, geschmackvoll angethan, ließen mich den Eröffnungsdiskours überhören. In der Rede wurde abgehandelt der segensreiche und schüzende Einfluß der monarchischen Regierung auf die Entwickelung und die Fortschritte des Genies, der Talente in Wissenschaft, Kunst und Industrie, die alle des freundlichen Wohlwollens der Herrscher zu ihrem Gedeihen und Blühen bedürfen.

Unser neuester Almanac du Duché de Savoie ist bei unserer Armuth nicht nur ein bedeutendes Literaturerzeugniß, er ist auch wirklich durch die Menge von Anstalten merkwürdig, die nach ihm unsere kleine Stadt (12,000 Einwohner) besizt. Davon wollen wir nur Einiges anführen. Wohlthätige Stiftungen: Hôtel-Dieu; Hülfshospital für die Kranken, die in den Hospitälern kein Unterkommen finden können; Charitéhospital für die Armen, welche an unheilbaren chronischen Uebeln leiden, für Irren und Findelkinder; Waisenhaus; St. Benediktsspital, Arbeitshaus für Bettler; Dames de Charité. Auch für Wissenschaft und Unterricht fehlt es nicht an Anstalten: öffentliche Bibliothek und Museum; königliche Akademie; Kammer für Ackerbau, Industrie und Handel; Diöcesanseminarium; kleines Seminarium; königliches Kolleg mit Pensionen, worin folgende Gegenstände gelehrt werden: lateinisch, Humaniora, Rhetorik, intellektuelle (!) und Moralphilosophie, Physik, Theologie, bürgerliches und kanonisches Recht, Chemie, Botanik, Medizin, Chirurgie, mathemathische Wissenschaften, astronomische Geographie (?), Zeichnen und Malen; ferner Schule der christlichen Lehre; Pensionnat du sacré coeur für junge Mädchen; Pensionnat der Heimsuchung; Schule und Pensionnat der St. Josephsschwestern; mehrere Privat-Erziehungsanstalten. Auch an Fabriken fehlt es uns nicht, denn Tücher aller Qualitäten, wollene Decken, Baumwollengarn und Zeuge durch Dampfmaschinen, Gaze, Tapeten, Florentiner Strohhüte, Bänder und Spizen, künstliche Mineralwasser, weltberühmte Blumen und Baumschulen sind hier zu finden, und daneben noch viele hundert Fabriken verschiedener Art im Innern Savoyens. Der bei weitem größte Theil dieser Industrieanstalten und alle bedeutenden sind seit der Restauration entstanden, die überhaupt in industrieller Hinsicht unverkennbare Verdienste um das Land hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:

Meine Räthsel.

Charade.

1.

Das Feuer, das die Seufzer kocht,
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

2.

Der Freund, der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeigt und schafft euch manches Gut
Mit starkem Arm und Geisteslicht.

1. 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So siedelt sich das Ganze an;
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Januar 1833.

> In Paris gibt es Häuser, wo man den Kaffee dergestalt zubereitet, daß die Trinkenden Geist bekommen; wenigstens kommt keiner heraus, der nicht glaubte, viermal mehr zu haben, als da er hinging.
>
> Montesquieu.
> Lettres persanes.

Das Pariser Kaffeehausleben.

Bevor wir den Leser mit dem Leben im Kaffeehause unterhalten, sprechen wir ein paar Worte von den Kaffeehäusern selbst. Diese Anstalten verdrängten die Weinhäuser, welche unter Ludwig XIV. noch die elegante Pariser Jugend besucht hatte. Das Zeitalter war bigott, war kriegerisch, die Künste blühten, der französische Hof war der glänzendste, der geschliffenste in Europa, und zu Paris betrank sich die Jugend, Männer und Frauen! Ein französischer Gesandter in Spanien, eine Art Lucullus im Kleinen, hatte unter der vorigen Regierung ein Produkt Westindiens, den Tabak, eingeführt; ein anderer Diplomate, ein armenischer Gesandter, brachte den Kaffee nach Frankreich, der seit Jahrhunderten im Orient stark im Brauche war. Das erste Haus, wo man zu Paris den neuen Trank schlürfte, ward, der Sage nach, in der Nähe des Pont-neuf, auf dem rechten Seineufer, von einem Dienstmann des wohlthätigen Armeniers eröffnet; dieser Mann, dessen Andenken bei der dankbaren Nachwelt in Segen steht, hieß Pascal.

Sein Haus wurde Anfangs nur von wenigen feinen Herrn aus den höchsten Kreisen besucht. Hier gab es nun keine schweren Köpfe, und der Weindunst that der Unterhaltung keinen Eintrag. Der Kaffee bringt die Säfte in raschern Umlauf und befruchtet die Gedanken; der Wein reizt nur den Magen und macht die Sinne stumpf und das Hirn lahm. Nicht lange, so vertauschte man allgemein die Schenke mit dem Kaffeehaus. Schon Mercier schätzte zur Zeit, da er sein Tableau de Paris schrieb, die Zahl dieser Häuser auf sechs- bis siebenhundert; jezt sind ihrer mehr als dreitausend. Vor Einführung der Kaffeehäuser im alten Paris gab es daselbst der müßigen Schlemmer, die ein eigentliches Wirthshausleben führten, genug; da fehlte es nicht an Zänkereien, plumpen Redensarten, tollen Streichen aller Art. Die gesegnete Caprice, welche den Kaffee in die Mode brachte, machte diesem ganzen Unwesen ein Ende. Man blieb jezt in den Gesellschaften, wobei geistiger Genuß doch der Hauptzweck ist, bei gesundem Verstande, und damit zogen Ruhe und Anstand ein; man lernte jezt bei der Unterhaltung aufmerken, man mußte zusammenhängend, und was die Hauptsache ist, gewählt sprechen, weil man nicht blos vor Vertrauten, sondern zu Fremden und vor Fremden sprach. Ja, fast möchte ich behaupten, mit der Eröffnung der Kaffeehäuser zu Paris habe die rasche Entwicklung des politischen Sinns in Frankreich ihren Anfang genommen; „man verhandelt daselbst über die Zeitung,“ sagt schon Mercier. — Welche Bedeutung die Kaffeehäuser in den verschiedenen Phasen der Revolution hatten, ist allgemein bekannt. Nach dem Beispiele der Hauptstadt richteten sich die Provinzialstädte eilends dergleichen Orte zur geselligen Unterhaltung ein; die neuen Ideen verbreiteten sich auf diesem Wege schnell und die öffentliche Meinung bildete sich. Das Kaffeehaus ist jezt längst ein wohlerworbenes, unveräußerliches Besitzthum des Volks.

Und man stelle ja in dieser Beziehung das Lesekabinet nicht auf Eine Stufe mit dem Kaffeehaus. In der dumpfen Luft, der harpokratischen Schwüle des Lesekabinets ist von Gedankenaustausch keine Rede, der sich im Kaffeehaus von selbst macht. Ist ein Aufstand im Werke, riecht ihn ein geübter Beobachter in der Luft, noch bevor man das erste Rollen des Donners hört, so läuft er in kein Lesekabinet, um sich seiner Neuigkeit zu entledigen; er läuft nicht nach Hause, nein, in ein Kaffeehaus eilt er, in sein Kaffeehaus, wo er sicher ist, seine Bekannten zu treffen, in sein Kaffeehaus, wo er seine Journale liest, wo er als Wähler und Nationalgardist seine Umtriebe macht. Wo sammelt man sich beim ersten Trommelwirbel? wo bespricht man sich, wo holt man Muth, wo zählt man sich? im Kaffeehaus. Von den dreißigtausend Bürgern, welche General Pajol nach Rambouillet führte, trat nicht Einer in Reih und Glied, der nicht gerade aus dem Kaffeehaus kam; dort hatten alle militärisch ihre Flasche Bier oder ihr Glas Extrait d'Absynthe geleert. In den Salons macht man Kandidaten zur Volksvertretung, Minister, Präsidenten des Ministerraths, kurz das ganze laufende politische System; geben aber die Kaffeehäuser zu diesen Anordnungen ihre Sanktion nicht, so ist Alles umsonst geschafft; in den Kaffeehäusern keimen und reifen jene Krisen, welche die ganze gesellschaftliche Ordnung umkehren.

Die Kaffeehäuser dachten gering vom Direktorium, und so machte sich der 18te Brumaire ganz leicht. Marengo, so wenig dieser Tag gegen die bei Montenotte, Arcole, Rivoli ein Wunder zu nennen war, Marengo strahlte so mächtig, daß es den Kaffeehäusern die Augen blendete, und da ward die Republik eingepackt und in einen Winkel des Garde-meubles der Nation gestellt, und es fiel keiner Seele ein, dem kecken Soldaten etwas in den Weg zu legen, der sich die Krone der Despoten auf die freche Stirne sezte. Aber der Zucker wird theuer, die halbe Tasse kostet noch einmal so viel als früher; macht sich einer über das Rübensurrogat für das Rohr von Martinique und St. Domingo lustig, so wird der Unvorsichtige flugs vor den Herrn Staatsrath Polizeipräfekten geladen; die naiven Herzensergießungen werden gefährlich, man ist nicht mehr sicher im Kaffeehaus; es ist ruhig wie im Grabe, aber die Schlauköpfe wittern den Sturm. Der Brand von Moskau bringt die Soldaten mit unerwartetem, ungewohntem Frost in Conflikt; der Kaiser hat kein Heer mehr! Das 29ste Bulletin wird in den Kaffeehäusern gelesen; Alles ist starr vor Entsetzen. Da fallen einige schüchterne Aeußerungen über das harte Loos so vieler braven Vaterlandsvertheidiger und den tollen Ehrgeiz ihres Führers. Ein paar Tage, und er ist selbst da; am späten Abend, verstohlen hält er seinen Einzug in die Hauptstadt. Am folgenden Tage weiß ganz Paris, daß er zurück ist, und so ganz anders, als sonst. Da läuft ein Wortspiel durch die Kaffeehäuser; „c'est la première fois, heißt es, qu'il revient de la boucherie sans réjouissance,“ *) und dieser platte Spaß wird zum Verdammungsurtheil des Eroberers. Mag er immerhin neue Wunder thun, die Welt noch einmal durch noch wundervollere Geistesblize in Erstaunen setzen, als die waren, die ihn zum größten Manne aller Jahrhunderte gemacht, er ist dem Witze des Kaffeehauses verfallen, er ist gestürzt, um nicht wieder aufzustehen. — Die Kaffeehäuser sahen mit dem Hut auf dem Kopf Periers Leichenbegängniß vorüberziehen und schlossen sich solenn an Lamarques Sarg an. Es kam sie die Laune an, die Barrikaden umzustürzen, kaum einen Tag, nachdem sie die Errichtung derselben gar nicht ungern gesehen. Hätten sie es anders beschlossen, wer weiß, wie es jezt in Frankreich aussähe? Die St. Simonisten gaben eine Zeitung heraus, errichteten eine Anstalt, worin sie sich zur Fabel der Welt machten und Unmögliches thun wollten; sie laufen in die Schenken, trinken, essen, tanzen mit den Handwerkern; sie machen schlechte Geschäfte: die Kaffeehäuser sind nicht für sie. Die neue französische Kirche ist dort besser angeschrieben; die französische Kirche könnte leicht Glück haben. Ja, die hohe Bedeutung der Kaffeehäuser unterliegt keinem Zweifel. Was ist nun aber eigentlich das Kaffeehausleben? Gibt es wirklich Leute, die im Kaffeehause leben? und wie leben sie dort? Auf diese Fragen habe ich studirt und will meine Beobachtungen mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Réjouissance heißt in der Sprache der Fleischbank eine Zugabe.

Sizilianische Skizzen.

Noch etwas über Sizilien zu schreiben, nachdem so viele vortreffliche Schriftsteller, um nur einiger deutschen zu erwähnen, Bartels, Münter, Goethe und Stollberg, der Neuern zu geschweigen, alles erschöpft zu haben scheinen, was sich über diese Insel sagen läßt, könnte, zum Mindesten gesagt, überflüßig scheinen. Aber mehr als ein Menschenalter ist seit jenen verflossen, und Vieles hat sich in dieser Zeit verändert, besonders nach dem langen Aufenthalt der Engländer auf dieser Insel. — Ferner sind noch immer einige Irrthümer und falsche Ansichten zu berichtigen, denen, wie wir in der Folge sehen werden, selbst jene Coryphäen unserer Literatur nicht entgehen konnten. Endlich sind, bei einem so interessanten Stoffe, individuelle Auffassungen vielleicht nicht unwillkommen, selbst wenn sie sich nur auf Kleinigkeiten er-

strecken sollten, welche die meisten derer, die über Sizilien geschrieben, da sie sich hauptsächlich mit den Alterthümern des Landes oder seiner Geschichte beschäftigten, nicht zu berücksichtigen brauchten. Auch hat man, meines Wissens, Messina und seinen Umgebungen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, vielleicht weil hier für Antiquare am wenigsten zu schaffen ist; da dieser Punkt mich ganz vorzüglich angezogen hat, werde ich Manches darüber nachtragen können, und so mögen denn diese Skizzen einen, wiewohl nur geringen Beitrag zu dem Bilde liefern, das man sich von dieser schönen Insel zu machen hat.

Die Reise. — Von dem bekannten Grundsatz ausgehend, daß man den Norden im Winter und den Süden im Sommer besuchen müsse, um den wahren Charakter des einen sowohl, als des andern kennen zu lernen — und dieß gilt von dem leztern vielleicht noch mehr, als von dem erstern — ließ ich mich von der in Neapel so sehr verschrieenen Hitze Siziliens nicht abhalten, diese schöne Insel in den Monaten Juni und Juli zu besuchen.

Die 170 Miglien (42½ deutsche Meilen) machten wir auf dem Dampfschiffe bei immer conträrem Winde in 27 Stunden, also gegen 6¼ Miglien, über 1½ deutsche Meilen, in der Stunde. Es waren nicht zu viele Passagiere, aber gute Gesellschaft und die Reise sehr angenehm. Sobald man die Insel Capri aus dem Gesichte verloren, sieht man kein Land mehr, bis man die Insel Ustica erblickt, welche noch 40 Miglien von Palermo abliegt. Sobald man diese rechts liegen gelassen, wird die Küste Siziliens, vom Cap Gallo bis zum Cap Zaffarano, zwischen welchen Palermo liegt, immer deutlicher, und es erscheint auch der Monte Pelegrino, welcher diese Stadt bis ganz zulezt verdeckt. — Die Einfahrt in den Hafen ist schön, wenn man nicht an den Golf von Neapel denkt.

Palermo. — Da das Dampfschiff nicht volle zwei Tage hier verweilte, so werde ich wenig über Palermo sagen können, und mich auf den Eindruck, den es im Allgemeinen auf mich gemacht hat, beschränken müssen. So schön und reich an üppiger Vegetation die Ebene ist, auf welcher es, rund um von hohen Bergen und der See eingeschlossen, liegt, so weiß ich doch nicht, wie es zuging, es wollte mir hier, bei dem besten Willen, nicht recht gefallen. Indem ich gern gestehe, daß ich vielleicht ungerecht gegen diese so sehr und nur zu sehr gepriesene Stadt bin, will ich wenigstens mein Vorurtheil vertheidigen. Was die Stadt selbst anbelangt, so besteht die größte Schönheit derselben in zwei sehr langen, schnurgeraden Straßen, Toledo, auch il Cassaro genannt, und Maquedo, die sich just in dem Mittelpunkte derselben durchkreuzen. Hier auf dieser Stelle, die man i quattro Cantoni nennt, ist der Anblick nach allen vier Seiten wirklich überraschend, indem das Auge hier das Meer, dort die Berge am Ende der langen Häuserreihen erblickt. Leider wird das Stillestehen an diesem Flecke durch die unerfreuliche Nachbarschaft der Gefängnisse, die, auffallend genug, gerade hier sich befinden und, wie man leicht denken kann, immer überfüllt sind, nicht eben angenehm gemacht. Auch die Balkons verunstalten diese beiden schönen Straßen nicht wenig. Geht man nun aber rechts oder links von ihnen in das Innere, so stößt man auf nichts als auf schmale, schmutzige, schlechte Gassen und noch schlechtere Häuser. Es gibt in der großen, von 150,000 Menschen — man spricht hier sogar von 200,000 — bevölkerten Stadt nur einen einzigen großen Platz, den der Marine, am äußersten Ende der Seeseite, der mit einigen Bäumen bepflanzt, aber übrigens ganz unregelmäßig ist. Der nackte Felsen von Pellegrino wird, ob man ihm gleich großartige Formen nicht absprechen kann, am Ende zu einem traurigen Anblick, den der Gedanke, daß er der Stadt jeden erfrischenden Luftzug von Norden her abschneidet, noch drückender macht. Die Marine ist zwar schön, aber nicht sehr lang, und der Geruch von faulen Fischen dort unerträglich. Warum dieß gerade nur hier und sonst nirgends am Ufer von Sizilien der Fall ist, konnte ich nicht erfahren. — Dieß die Schattenseite von Palermo. Aber ich würde mehr als ungerecht seyn, wenn ich die hohe Schönheit der mit allen Reizen einer südlichen Kultur geschmückten Ebene nicht anerkennen wollte. Ich hatte Gelegenheit, sie von einem der vortheilhaftesten Standpunkte zu betrachten, indem ich Monreale besuchte. Dieser nicht unbedeutende, eine kleine deutsche Meile von Palermo entfernte Ort liegt auf einer bedeutenden Anhöhe, und ist wegen seiner Cathedrale berühmt, die aus der ersten Zeit der Normannen herstammt. Der neu angelegte Weg ist überaus reizend und man übersieht von der Höhe die ganze Ausdehnung der reichen Ebene.

La Bagueria, eine zwei deutsche Meilen entfernte Gegend, wo eine Menge Gärten und Landhäuser liegen, sah ich nur aus der Ferne, und war weder in Zisa, noch in Cubba, zwei sarazenischen Schlössern, wovon das leztere in eine Kavalleriekaserne verwandelt ist. — Ueberhaupt sind die Spuren der Sarazenen in Palermo noch sehr kenntlich, und dabei muß man auch nicht vergessen, daß es nie eine griechische, sondern eine phönizische oder kartaginensische Stadt war, troz seines griechischen Namens.

Bei Gelegenheit dieses Namens, Panormos, sagt Stollberg, daß die Stadt ihn mit Recht geführt habe, weil sie einen so großen und schönen Hafen habe. Im Gegentheile aber ist es bekannt, daß er einer der schlechtesten ist, eigentlich nur eine Rhede, die aber wenig Sicherheit darbietet, so wenig als der eigentliche kleine Hafen am Molo.

Die Wirthshäuser entsprechen einer Hauptstadt nicht und sind schlechter, als die in den andern von mir besuchten Städten.

Es war gerade Pfingstsonntag, als wir ankamen. Gegen Untergang der Sonne war daher an der Marine ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen, obgleich die Militärmusik die Menge auch an einen andern Ort gelockt hatte. Die Anzahl der Equipagen war so groß, daß man nur mit Mühe sich ihren Reihen anschließen konnte. In der Mitte fuhr der königliche Prinz und Statthalter, und man begegnete ihm so oft, daß das Grüßen zulezt lächerlich wurde und Niemand mehr Notiz von ihm nahm. — Die andern Städte haben eben nicht Ursache, Palermo um den Vorzug eines solchen halben Hofes zu beneiden, welcher durch die Residenz eines königlichen Prinzen, der zugleich Statthalter ist, gebildet wird; denn es scheint mir, daß sich hier alle Nachtheile eines wirklichen großen Hofes vereinigen, ohne einen einzigen der Vortheile, die ein solcher darbietet.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Fortsezung.)

Das Siuxvolk.

Anders ist es in anderer Beziehung. Zwar haben wir eine Studienreformkommission, sie hat aber bisher nichts reformirt, so viel auch Veranlassung dazu zu finden ist. Weit größere Aufmerksamkeit wird auf die Vervollkommnung der Stutereien im Lande verwendet und auf den Hebammenkurs. — Zu den Wenigen unter uns, die gut denken, sprechen und schreiben, gehört der Graf de Maistre, jezt sardinischer Gesandter in St. Petersburg, an den in Lamartine's poetischen und religiösen Harmonieen ein so schönes Gedicht steht.

Ich habe Ihnen das vorigemal Einiges aus den Briefen unserer Missionäre in China mitgetheilt. Das Folgende ist dem Briefe eines andern savoyischen Missionärs entnommen, den er aus St. Paul, dreizehn Meilen von der Behringsstraße, an unsern Bischof geschrieben hat, und der manches Anziehende über diese Stämme enthält, was deutlich auf den frühern Zusammenhang Nordamerikas mit Asien und auf die aus der asiatischen Welt übergegangenen Welt- und Religionsmythen hinweist. Wir bleiben der einfachen Darstellung des frommen Mannes ganz treu. „In der Nähe des St. Petersforts, des festesten der Vereinigten Staaten gegen die indianischen Stämme, wohnt das Siuxvolk, das aus fünf Stämmen besteht und ungefähr 50,400 Seelen zählt, mit etwa 10,000 streitbaren Männern und 30,000 Frauen. Für sie hat Jesus Christus so gut sein Blut vergossen, als für uns. Möge ihnen der Herr würdige Prediger seines Glaubens schicken. Ihre jezige Religion erinnert hie und da stark an das alte Testament. Im Anfang, sagen sie, schuf Gott nur Männer; da sich diese aber sehr allein fühlten und langweilten, so gab er einem Manne den Gedanken ein, sich eine Rippe auszuschneiden und daraus eine Frau zu machen; Andere versichern, der Mann habe aus heißer Asche und Wasser die erste Frau gemacht. Durch mächtige Ueberschwemmungen kamen alle Bewohner der Erde um, ausgenommen ein einziger Mann mit seiner Frau. Sie flüchteten sich Beide auf einen hohen Berg; das Wasser blieb jedoch nur zwei Tage auf der Erde. Der Herr des Lebens sah aber gleich ein, daß es ihnen auf dem kalten und feucht gewordenen Land nicht mehr so wohl sey, wie ehemals auf der schönen, warmen Erde, und daß sie des Feuers bedürften. Darum sendete er ihnen einen weißen Raben, der sich aber unterwegs aufhielt, um Aas zu fressen, dabei das Feuer erlöschen ließ und in den Himmel zurückkehrte, um anderes zu holen. Der große Geist jagte ihn gleich fort, strafte ihn aber dadurch, daß er ihm seine bisherige schöne Farbe nahm und ihn schwarz machte. Dafür sandte er einen kleinen grauen Vogel mit Feuer auf die Erde, welches dieser auch richtig den Menschen überbrachte und dann gleich in den Himmel zurückkehrte, um den großen Geist von dem richtig ausgeführten Auftrag zu benachrichtigen. Dieser belohnte ihn dadurch, daß er ihm zwei kleine schwarze Striche an jedes Auge machte, die der Vogel bis auf den heutigen Tag trägt. Die Wilden betrachten daher diesen Vogel wie einen Engel, tödten ihn nie und untersagen ihren Kindern streng, auf ihn zu schießen. Um ihm zu gleichen, tatowiren sie sich zwei kleine Striche an beiden Seiten der Augen. — Um dem großen Geiste zu gefallen, stellen sie Hundopfer an, wobei sie mehrere Hunde lebendig spießen und auf einer dreißig bis vierzig Fuß langen Stange aufstellen. Je mehr und je länger die armen Thiere bei dieser Marter leiden, desto größer ist das Wohlgefallen des großen Geistes an ihnen. Sie opfern auch Pferde, Bären, Rehe u. s. w. Sie fasten ganze Monate, d. h. so lange, als ein zwei oder drei Fuß langer Stab dauert, von dem sie täglich ein Stückchen verbrennen, um Kohle daraus zu machen; mit dieser schmieren sie sich täglich das Gesicht. Sie essen nie, ohne sich vorher das Gesicht zu waschen. An anhaltendes Fasten und Hungern sind sie von Jugend auf gewöhnt, und sie ertragen es daher ohne Mühe. Nie sammeln sie Mundvorrath für den folgenden Morgen, denn ihr Mahl hängt immer an der Mündung ihrer Flinten, mit denen sie auf das Genaueste schießen. Das lange Fasten hat auch noch den Zweck, gut zu träumen und die heilenden Eigenschaften gewisser Pflanzen und Wurzeln zu entdecken. Die benachbarten Amerikaner kommen oft, wenn sie ihre Aerzte als unheilbar aufgegeben haben, herüber zu den Wilden, und mehr als einmal hat sich's getroffen, daß sie da durch die Anwendung einfacher Pflanzensäfte geheilt wurden. Ihre Kriege sind grausam und fürchterlich. Vor Allem suchen sie darin ihre Feinde plözlich zu überfallen; da mezeln sie denn Alles unerbittlich nieder, und selbst Frauen, um ihr Haupthaar zu haben; denn wer das Haupthaar eines Mannes, einer Frau oder selbst eines Kindes aufweisen kann, wird für einen Tapfern gehalten, und dann wird zu Ehren des Haupthaars zwanzig Tage hindurch getanzt und dabei schreckliches Geschrei mit Todesdrohungen ausgestoßen. Bei Landplagen oder großen öffentlichen Unglücksfällen treten mehrere Krieger zusammen, um den Sonnentanz zu tanzen; dieser dauert drei Tage und drei Nächte lang unaufhörlich, wobei die Tänzer immer den Himmel anschauen. Ein Tänzer nach dem andern stürzt vor Ermüdung zur Erde, was jedoch die Andern nicht entmuthigt. Dieser wüthende Tanz hat die Versöhnung des großen Geistes zum Zweck.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Januar 1833.

— Ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? Ein Stein.

Lessing.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Der vollendete Mensch.

Menschenseele, welch' ein Schlafen
Dich befing,
Als der Hirt mit seinen Schaafen
Noch zur selben Tränke ging,
Als sich noch der Hügel senkte
Ungenuzt,
Keine Hand die Rebe lenkte
Angebunden, zugestuzt!

Traurig hing der Mensch am Bodem
Festgeleimt,
Denn ihm war von Gottes Odem
Noch kein Flügelpaar gekeimt;
Schlich einher in blödem Jammer
Unbewegt,
Weil der Bildner seinen Hammer
Aus der Hand zu früh gelegt;

Strich nur wie ein wehnder Schatte
Ueber's Feld:
Denn noch kein Odysseus hatte
Ihm den Becher hingestellt,
Daß er mit begier'gen Lippen
Kraft und Muth,
Sinn und Leben möchte nippen
Aus der blutig rothen Fluth.

Bis er sah mit einem Male,
Was sie meint,
Wenn mit langem warmen Strahle
An den Berg die Sonne scheint;
Bis er unversehns die Rose
Auch belauscht,
Wie sich eines Tags die Lose
Gar in kühlem Thau berauscht.

Als er nun die Höh'n bepflanzte,
Als die Fluth
Um den Fuß des Keltrers tanzte
Stark und freudig, kühn und gut,
Als im Becher schwamm der milde,
Süße Seim:
Da erst ward zum Menschenbilde
Dieses Bild von Staub und Leim.

Das Lebenslicht.

Ich trag' in mir ein Lämpchen hier,
Das kann so lieblich leuchten:
Das muß ich fein Jahr aus Jahr ein
Mit Oele wohl befeuchten.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Sein Oel kommt von der Rebe.
Ich lebe, weil ich durstig bin,
Und durste, weil ich lebe.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Mit Weine muß ich's tränken.
Nur seinethalben sieht man mich
Tagtäglich in den Schenken.

Das Lämpchen ist mein Lebenslicht,
Drum meid' ich auch das Wasser;
Und ist der Wein nicht gut und rein,
So brennt es gleich viel blasser.

Und kommt der lezte Krug daran,
So brennt es schon viel trüber,
Und ist der lezte Zug gethan,
So ist es gar vorüber.

Der Becher.

Ein Rosenblättchen fliegt vor dem West davon
Und dreht und wirbelt leicht sich in lauer Luft,
Und fällt herab und senkt sich nieder,
Wo mit Geplätscher ein Bach dahinfließt.

O nippe, nippe, du mit dem Rosenmund,
Vom Rand des Bechers, den du mit Wein gefüllt,
Vom Rand des Bechers, den sich eben
Zitternd die Hand mir zu reichen anschickt.

Dann siz' und freu' ich stille mich solches Glücks
Und schaue selig lächelnd den Becher an,
Der Wein und Lenz und Kuß, der drei zusammen beschließt in der engen Ründe.

Das Pariser Kaffeehausleben.

(Fortsetzung.)

Außer den zufälligen Kunden, den Zugvögeln, hat jedes Kaffeehaus seine eigentlichen Insaßen; einige derselben kommen Morgens und trinken in der Geschwindigkeit ihren Milchkaffee oder ihre Chokolade, die meisten aber nach Tisch zum Zuspitzen, zum régal, wie es der Franzose nennt. Es besteht dieß in der kleinen Tasse schwarzen Kaffees und dem Gläschen mit gebranntem Wasser, die entweder jedes für sich genossen oder zusammengemischt werden, was dann eine Gloria heißt. Die Morgenkunden haben einen flüchtigen Blick auf den offiziellen Theil des Moniteurs geworfen; denn wie die Zeiten sind, ist Keiner sicher, daß er sich nicht plötzlich als Pair von Frankreich oder Ritter der Ehrenlegion liest, und dann muß sich ja jeder kluge Mann vorsehen, daß er keinen Glückwunsch verabsäumt. Die Nachmittagsgäste reißen sich um die übrigen Journale; sie belegen dieselben zum voraus, bestellen sie bei den Aufwärtern aus der zweiten, ja aus der dritten Hand. Es gibt welche, die keines hinauslassen, ja heldenmüthig Messager, Gazette und alle andern Abendblätter abwarten, um einen Vorschmack von dem zu bekommen, was den andern Tag im Constitutionnel, in den Debats, in der Quotidienne, der Tribüne ꝛc. zu lesen seyn wird. Und diese Leute finden noch Mittel und Wege, nebenbei die klassische Dominoparthie zu spielen, und keiner unterliegt, und jeder geht regelmäßig vor Mitternacht weg und hat noch Sinn und Verstand genug, um den Weg nach Hause zu finden; es sind starke Konstitutionen.

Von diesem Schlage kann man aber eigentlich noch nicht sagen, sie leben im Kaffeehause; dieß gilt von einer andern Raçe, und nicht in allen Kaffeehäusern wird gelebt in dem Sinne, wie wir es verstehen; so wird nur in denen gelebt, wo man speist, wo man à la fourchette frühstückt. Liest man an den Scheiben eines Kaffeehauses angeschrieben: „Eis, Sorbet, Punsch, Frühstück, warm und kalt," so darf man sicher seyn, daß hier eine Coterie, ein Kern von Lebemännern haust, die daselbst den ganzen Tag wenigstens von einigen der Ihrigen repräsentirt werden, von Morgens, bis das Haus geschlossen wird, und oft noch weit später; denn in dergleichen Kaffeehäusern, welche warmes und kaltes Frühstück ankündigen, wird auch zu Mittag und zu Nacht gespeist. Die Leute nun, welche in solchen Häusern ihr Lager aufgeschlagen haben, sind meistens Herrn von der Feder: dramatische Schriftsteller, Romandichter, Journalisten; dazu kommen gelegentlich ein paar Buchhändler. Ihre interessante, lebendige Unterhaltung, der Kontrast zwischen ihrer Sprache hinter dem Wirthstisch und dem Ton in ihren Schriften haben für manche Personen großen Reiz, und manchmal wird es einem so gut, sich an sie anschließen zu dürfen. Der Ton, der unter ihnen herrscht, ist höchst liebenswürdig: theoretische Altklugheit und die Intoleranz des Partheigeists sind verbannt; mancher Witz über den ältern Zweig der Bourbonen kommt hier aus einem karlistischen Munde, manche derbe Kritik des Justemilieu aus dem Munde eines Besoldeten. Der Republikaner ist vielleicht in Punkten, welche sein Glaubensbekenntniß berühren, weniger unbefangen; aber er hat unter den Seinigen keinen Triumphator, und er weiß, besser als die beiden andern, aus Erfahrung, daß die Polizei nicht selten im Kaffeehause frühstückt und zu Nacht speist; er hält sich indessen anderweitig schadlos. Die Leute sind nicht alle jung, aber alle lustig und ohne Sorgen. Diesen Eindruck machen sie wenigstens nothwendig auf Jeden, der sie blos hier sieht. Daß sie unverheirathet sind, versteht sich; Ehemännern stände eine solche Lebensweise schlecht an.

„Mancher," sagte einst Mercier, „kommt um zehn Uhr Morgens ins Kaffeehaus, und geht vor eilf Uhr Abends nicht wieder weg; eine Tasse Milchkaffee ist sein

Mittagessen und eine Bavaroise sein Abendbrod." Da leben nun unsere Leute besser. Allerdings gibt es auch jezt arme Teufel, welche ihren ganzen Tag im Kaffeehaus zubringen, weil sie kein Heimwesen haben, wo sie etwas Anderes treiben könnten, als schlafen. Der Milchkaffee, die Bavaroise und der dickgekochte Reis, das ist auch ihr ganzer Speisezettel. Sie lesen die Journale, um die Zeit hinzubringen, wärmen sich in den langen Winterabenden den Rücken und sehen beim strahlenden Gaslicht den Schach=, Dominos=, Trictracpartheien zu: lauter kleine Dramen, denen es an Verwicklung und Interesse nicht fehlen mag, wenn man nicht dazu verurtheilt ist, wie zu der Galeere. Aber Tag für Tag immer dasselbe und nichts anderes, immer und ewig derselbe Hergang, dasselbe Geschwäz, dieselben albernen Redensarten, die, seit sich die Sprache fixirt hat, stereotyp sind — wahrlich, troz Milchkaffee und Reisklösen, das heißt nicht im Kaffeehaus leben, das heißt darin austrocknen, absterben. Nein, da ist es bei unsern Leuten ganz anders.

(Der Beschluß folgt.)

Sizilianische Skizzen.

(Fortsezung.)

Seereise von Palermo nach Messina. — Am andern Abend, mit Untergang der Sonne, ging das Dampfschiff wieder nach Messina ab. So kurz der Aufenthalt war, so hätte ich ihn doch, selbst wenn ich gekonnt, nicht verlängern mögen, denn es trieb mich unaufhaltsam nach dem unvergleichlichen Messina, welches mir immer in der Idee als viel schöner wie Palermo vorgeschwebt hatte, wovon ich nun bald durch die Wirklichkeit überzeugt werden sollte. Die Reise zur See dahin, an der nördlichen und bekanntermaßen schönsten Küste von Sizilien, ist von hohem Interesse. Man sieht Termini, Cefalù und viele andere, größere und kleinere Städte und Flecken, theils dicht am Ufer, theils in den es umgürtenden Gebirgen liegen. Weiter, gegen die Spitze der Landzunge von Milazzo hin, ist der schönste Punkt. Links liegen die Liparischen Inseln: erst Alicuri, dann Felicuri, Lipari, welches aber fast gänzlich von der südlicher gelegenen Insel Vulcano verdeckt wird, und Salina. Gegen Osten macht Stromboli, dieser nie ruhende Vulkan, den Beschluß. Rechts streckt sich die Erdzunge von Milazzo mit ihrem Kastell weit in die See hinein, und gerade aus liegen die hohen Gebirge Kalabriens und der dunkle Felsen von Scilla, über ihm das Städtchen gleichen Namens, an seinem Ufer. Bald erblickt man auch den Faro, und die Spitze, auf welcher dieser liegt, umschiffend, befindet man sich in einer der schönsten Meerengen der Welt. Nur der Bosphorus bei Konstantinopel mag vielleicht noch schöner seyn. Hinter dem Faro steht ein kleiner, aber wohl erhaltener Tempel des Neptun, und es kann nicht geläugnet werden, daß, wenn irgendwo, hier der Ort war, den mächtigen Gott der Meere zu verehren. Nahe am Eingang in den Hafen trifft man die ehemals so berühmte Charybdis. Es ist weiter nichts, als ein ganz gefahrloser Wirbel oder Strudel, der, von einer entgegengesezten Strömung hervorgebracht, hie und da entsteht, und über den man mit dem kleinsten Kahn ganz sicher hinüberrudern kann. Läßt man aber die Ruder völlig ruhen, so wird der Kahn langsam im Kreise herumgedreht.

Messina. — Bald darauf fährt man in einen der schönsten Häfen von Europa ein. Eben so geräumig als sicher, hat er nur einen Fehler, welcher den meisten andern Häfen zu wünschen wäre: man klagt nämlich über seine große Tiefe. Nur eine Schiffslänge vom Ufer (und näher kann man doch den Anker nicht werfen) beträgt sie schon 100 bis 150 Fuß, an manchen Stellen 200 Fuß und darüber, gegen die Mitte zu noch weit mehr.

Dieser Hafen wird durch eine schmale, niedrige Erdzunge gebildet, die ihn in Form einer Sichel umschließt, daher der alte Name Zancle. Das Ufer nimmt ein schöner und sehr breiter Kay ein, geziert mit einem grossen Springbrunnen nebst mehreren Statüen, und besezt mit einer Reihe von Pallästen, die vor 1783, wo sie sämmtlich einstürzten, einen großartigen Anblick gewährt haben sollen. Sie sind zwar jezt wieder aus ihren Ruinen erstanden, aber nur der erste Stock ist ausgebaut, da sie sonst drei bis vier Stock hoch waren, und das über jenen provisorisch angebrachte Dach gibt ihnen das Ansehen, als ob sie noch im Bau begriffen wären, und wirklich sind sie auch meistens noch nicht völlig ausgebaut, indem man unschlüssig zu seyn scheint, ob man es wagen soll, sie höher aufzuführen oder nicht. Ein einziger Pallast, und zwar der lezte dieser sogenannten Palazzata, an dem Thore, welches das kleine Fort Posto real basso bildet, liegt noch, gleichsam als ein Ecce, in Ruinen, und doch war er der einzige, dessen erster Stock stehen geblieben war, welcher nun aber auch gänzlich verfallen ist. An diesem Kay bilden die hier ankernden, ein= und ausladenden Schiffe mit den gegenüber stehenden Pallästen gleichsam eine Straße, wo daher den ganzen Tag über eine große Geschäftigkeit herrscht; zugleich ist er aber auch des Abends der öffentliche Spaziergang, auf welchem weder Reiter, noch Equipagen fehlen. Die Aussicht ist überall entzückend. Der schöne Hafen und jenseits der Erdzunge die nie von Segeln leere Meerenge, von den hohen Küsten Kalabriens begrenzt, die deutlich erscheinenden Ortschaften derselben, von St. Giovanni, dem Faro gegenüber, bis hinunter nach der bedeutenden Stadt

Reggio, die Lebendigkeit, welche die beständig ein- und auslaufenden Schiffe in das Gemälde bringen — Alles dieß gewährt einen Anblick, dessen hohe Schönheit nicht aus dem Gedächtniß schwinden kann. Von einem etwas höhern Standpunkte, z. B. den Balkons der Palazzata, gewinnt die Aussicht noch mehr, weil, je höher man steht, die Meerenge immer breiter wird.

Die Stadt selbst ist freundlich und gut gebaut. — Von der Catbedrale, von welcher übrigens nichts zu bemerken ist, führt die schöne Strada Austria bis an die Porta nuova, und zwei lange Straßen laufen mit der Palazzata parallel, aber in gerader Linie fort, erst die schöne Straße Ferdinanda, und dann der Corso. Erstere wird noch fortwährend verlängert, und man baut noch immerfort neue Häuser in der Richtung nach Norden hin, wo sie, wie es scheint, bis zu den nahen bepflanzten Hügeln, die sie bald erreichen muß, fortgesezt werden wird. Diese mit Weinreben, Obstbäumen und aller Pracht einer südlichen Vegetation besezten Hügel; auf welchen hin und wieder noch alte Burgen und Kastelle stehen, umgeben die Stadt von der andern Seite, so daß Land und See zu wetteifern scheinen, um sie zu verschönern. Erst hinter ihnen erheben sich die hohen Berge in zweiter Linie; aber auch diese sind nicht ganz so kahl, wie die bei Palermo, und viele sind mit Bäumen, wenn auch spärlich, besezt. Unter ihnen erhebt die Antennamare, der höchste Gipfel, ihr Haupt bis zu 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser Berg, vier Stunden von Messina, verhindert, daß man den Aetna von dort sieht, welcher aber schon von der See aus, in der Mitte der Meerenge sichtbar wird. Die Aussicht von oben soll über alle Beschreibung schön seyn. Ich war leider nicht dort, wohl aber auf einem nähern Berge, auf welchem der Telegraph steht, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Exkursion dahin näher zu beschreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Beschluß.)

Das Siuxvolk.

„Stirbt einer von diesen Wilden," heißt es in dem Briefe des savoyischen Missionärs weiter, „so schreitet seine Frau vor der Beerdigung sechsmal über das Grab; dann verbirgt sie sich den ganzen Tag im Gehölz; darauf löst sie den Körper ihres Mannes ein, indem sie den Wilden seine Waffen dafür gibt und Alles, was er hinterläßt. Dieß wird auf das Grab getragen und da theilen sich die Männer darein. Die Wittwe darf sich nicht eher kämmen, als bis ihre Verwandten es ihr erlauben; diese Erlaubniß bleibt oft Monate lang aus. Oft kömmt man, um auf dem Grab des Verstorbenen zu weinen, ihm Lebensmittel, Rauchtabak, ja brennende Pfeifen zu bringen. Man steckt ihm auch Feuer an, auf daß er klar sehe, um über einen sehr breiten Fluß zu setzen, dessen Brücke aus nichts besteht, als aus einer schmalen, runden Stange. Jenseits dieses Flusses setzen sie eine große und herrliche Wiese, wo der Todte Reh- und Bärenfleisch, besonders aber Branntwein, Rhum und alle Arten von geistigen Getränken findet; diese lieben sie gewöhnlich noch mehr, als ihren großen Geist. Dieß Schlaraffenland, diese große und von Allem überströmende Wiese ist ihr Paradies, das den alten Mythen von den elysäischen Feldern nicht wenig gleicht. Um von dem Schischimantu oder Gott die Gnade eines glücklichen Uebergangs über den breiten Fluß auf der schwankenden Stange zu erhalten, treiben sie sich dreißig bis vierzig Pfeile in die Arme, Beine und Schenkel, stoßen dabei ein fürchterliches Geheul aus und bleiben unter dieser Marter die ganze Nacht sitzen. Am folgenden Morgen ziehen sie nicht etwa die Pfeile wieder aus, sondern stoßen sie noch weiter ins Fleisch, so daß sie auf der andern Seite wieder herauskommen. Und warum ertragen sie diese furchtbaren Schmerzen? damit sie die Ehre haben, Tapfere genannt zu werden, was bei ihnen ein eigener Titel und eine große Auszeichnung ist. Dabei ist zu bemerken, daß Jeder über die gefährliche Stange Gehende von einer Menge böser Geister, oft in reizender Frauengestalt, angegriffen wird, die sich alle Mühe geben, um ihn schwindelig oder auf seinen Weg unaufmerksam zu machen, auf daß er in den Höllenfluß falle, aus dem keine Rettung ist. Die todtgebornen Kinder bleiben, da sie das Licht der Welt nicht gesehen haben, diesseits des ewigen Flusses, wo sie sich von dem Schaum nähren, den die immer schwankende Brückenstange im Wasser schlägt. Dieser Fluß hat mit dem alten Styx einige Aehnlichkeit. Wenn die Frauen und Mädchen ihren Schmerz über einen Todesfall oder sonst ihr Leid über etwas recht ausdrücken wollen, so schreien und heulen sie fürchterlich, daß es einen Stein erbarmen möchte, und mit einer Art von Feuerstein machen sie sich tiefe Einschnitte auf den Schenkeln, den Oberarmen, auf der Brust und den Wangen, und verstümmeln sich so oft für ihr ganzes übriges Leben. Sie behaupten, daß neun Mädchen lebendig in den Himmel gekommen seyen und daß diese Mädchen so oft Hunger haben und zu essen verlangen, als der Himmel im Westen roth sey; dann setzen sich gleich die jungen Männer mit den Mädchen zu einem Gastmahl, bei dem es sehr lustig hergeht, Alles zu Ehren der neun Mädchen im Himmel. Sie sind fest überzeugt, daß der Bär und die Katze ehemals Menschen waren, daß sie aber vom großen Geist verflucht und in Thiere verwandelt wurden. Unter ihnen gibt es eine Art von Hexenmeistern oder Wahrsagern, die sehr geachtet und gefürchtet werden. Sie entdecken verlorne Sachen und unterscheiden auf ein Haar, ob eine Frau mit einem Knaben oder mit einem Mädchen schwanger geht; im ersten Fall bringen sie Bogen und Pfeile, im leztern Nadeln, Zwirn und einen Sack ins Haus. Sie beten die Schlangen an und tödten sie nie; begegnen sie einer, so machen sie ihr eine Reverenz, reden sie mit Verehrung an und streuen ihr dann Tabak hin. Sie zählen ihre Zeit von einer Sonne zur andern; Stunden haben sie nicht. Ihren Monaten geben sie wunderliche Namen; die Jahre zählen sie nach Wintern 2c."

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Januar 1833.

Euch ist kein Maaß und Ziel gesetzt; —
Bekomm euch wohl, was euch ergetzt.

Goethe.

Das Pariser Kaffeehausleben.

(Beschluß.)

Vor eilf Uhr Morgens kommen unsere Leute nicht leicht in das Kaffeehaus. Eine Cotelette, ein Stück Geflügel, gebackene Eier, ein Bissen Roqueforter Käse, etwas Obst, eine halbe Flasche Beaune, das ist ungefähr das Frühstück. Im Hause, wo man ißt, darf die Tasse Kaffee nicht wegbleiben, und hinterdrein kommt das gebrannte Wasser, Rhum, Kirschwasser, Weingeist in allen möglichen Gestalten. Jezt erschließen sich die Herzen, der Strom der Unterhaltung fließt behaglich dahin und der Hausherr weiß immer am rechten Fleck eine Neuigkeit, ein „man sagt,“ einen Skandal dazwischen anzubringen. Man wundert sich, lacht; macht uns doch nichts selbstzufriedener als die böse Nachrede, die Anderer Werth verkleinert, und der Wirth weiß, daß er seine Rechnung dabei findet. Daß von diesen Herrn jeder ganz pünktlich bezahlt, läßt sich eben nicht behaupten, aber die Rechnungen sind so eingerichtet, daß der Wirth, wenn er auch ein Drittheil einbüßt, immer noch seine Miethe, den Lohn seiner Dienerschaft, seinen Tisch, seine eigene Haushaltung, sein ganzes Wesen bestreiten, sich eines Tags, nachdem er Wirthschaft und Kundschaft aus freier Hand verkauft, auf ein hübsches Landhaus zurückziehen und daselbst mit den Seinigen ruhig und zufrieden und, wie er es heißt, angesehen leben kann.

In jeder geordneten Lebensweise folgt nach der gehörigen Frist auf das Frühstück das Diner. Nach jenem eben beschriebenen, so exemplarisch frugalen ersten Mahle spielen unsere Leute um das zweite, und zwar mit Dominos, und dann geht man auseinander. Der eine lungert nun auf den Boulevards herum, ein anderer tödtet die Zeit in der Börse oder im Zelt im Palais royal, noch andere gehen nach Hause an die Arbeit, dichten, komponiren, schreiben zu unserer Unterhaltung. Zum Speisen findet man sich eben nicht sehr pünktlich ein, indessen bleiben wenige ganz aus, und ehe die Theater beginnen, ist so ziemlich Alles beisammen. Im Allgemeinen speist man im Kaffeehaus sehr schlecht und sehr theuer. Der Wirth weiß, daß ein Zufall, ein einziges Wort ihn um alle seine Gäste bringen kann, und so versieht er sich nicht mit Vielem und nicht auf lange; bei ihm darf man daher nicht verlangen, was man will, sondern muß sich mit dem begnügen, was er hat. Indessen ist sein Wein vortrefflich und sein Koch ein ausgezeichneter Mann, und ohnehin ist ja hier das gastronomische Element ein untergeordnetes, geistige Nahrung ist die Hauptsache, und dergleichen hat kein Restaurateur auf seiner Speisekarte. „Les morceaux caquetés, die Bissen, wozu man schwazt, werden am besten verdaut,“ sagt Piron, und in diesem Sinn ist keine Kost verdaulicher als die im Kaffeehause.

Bald geht man wieder auseinander: man muß die Sängerin hören, die in der Mode ist, bei einem historischen

Drama gähnen, oder sich über ein Vaudeville aus den causes celèbres ärgern. Wer ernste Arbeiten hat, nützt diese Zeit wieder zu Hause, das versteht sich. Zwischen eilf und zwölf Uhr trifft man sich dann noch einmal im Kaffeehaus; da bringt jeder an öffentlichem und Privatscandal sein Deputat mit; das Alles wird nun umgerührt und gibt ein noch pikanteres Gebräude, als den Tag über geflossen ist, und zwar wird jezt bei verschlossenen Thüren verhandelt. Gespeist wird wenig mehr oder nicht; dagegen wird Punsch gemacht, und der Champagner fließt.

Scenen der Art werden für den aufmerksamen Beobachter wahrhafte Thermometer des sittlichen Zustandes unserer Zeit. Galante Geschichten kommen geisteskräftigen Menschen, wie diese, nicht leicht in den Mund; dergleichen Abentheuer stehen in zu grellem Widerspruch mit unserer Sittenstrenge; denn daß die Sitten ungleich besser sind, als früher, unterliegt keinem Zweifel. Zügellosigkeit in erotischen Dingen war der Charakter der Regentschaft und des Zeitalters Ludwigs XV.; die Wüstlinge jener Zeit kannten keine Schaam, aber es war, als käme ihre Schaamlosigkeit just aus einem innern Bedürfniß, die Schande abzuschütteln, die sie tief fühlten und die schwer auf ihnen lastete; sie glichen dem Missethäter, der am Pranger den Mund zum Lachen verzieht. Ja, damals, wo die Familiensitten so furchtbar verdorben waren, gab es eine öffentliche Schaam; heutzutage dagegen, wo jene Sitten ohne Vergleich besser erscheinen, sind die allgemeinen sittlichen Grundsätze auffallend lax. Unter Ludwig XV. machte sich der Unwille des Volks auf der Straße und zwischen vier Wänden Luft. Die elsäßischen Milizen riefen einer Chateauroux auf deutsch das derbe Wort nach, das sie verdiente, und die Pariser Austerweiber sagten nicht anders als: la Pompadour, la Dubarry. Seht dagegen unsere jungen Leute hier, Menschen von Geist und Gemüth: sie sprechen von Känstlichkeit, Schlechtigkeit, Verrath, und lachen dazu. Es kommt im Gespräch die Rede darauf, wie dieser oder jener seinen Freunden einen schlimmen Streich gespielt, wie er jezt gerade gegen sie auftreten werde; meint ihr da, das Blut steige den Leuten ins Gesicht, sie springen auf von den Stühlen, die Fäuste ballen sich, und man höre Wehe! schreien über den Verräther? Nichts weniger: man hält das Glas unter die Mündung der Champagnerflasche oder unter den Punschlöffel, und fragt schlürfend, was diesem oder jenem sein Seitensprung eingetragen, und ist die Summe honett, so fällt es Niemanden ein, zu behaupten, die Handlung sey es nicht. Man schreibt gegen den Mann; begegnet man ihm aber, so reicht man ihm die Hand. Auch Lob und Tadel, auf Menschen und Dinge angewandt, fließen weder aus einem bessern Prinzip, noch aus einem höhern Grade von Ueberzeugung.

Das Kaffeehausleben ist an alle dem nicht Schuld, nein, es gab mir nur Gelegenheit, auszusprechen, was wohl schon hundertmal gesagt worden ist. Der Eimer, den Einer herbeischleppt, löscht den Brand nicht; aber der Träger thut doch seine Schuldigkeit.

Sizilianische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Aussicht vom Telegraphen. — So schön überall die Aussichten bei Messina über die Meerenge und Kalabrien sind, so werden sie doch alle bei weitem von der übertroffen, die man von diesem Berge aus genießt. In weniger als zwei Stunden steigt man, dem Wege nach Milazzo folgend, der aber nicht fahrbar ist, auf diese beträchtliche Anhöhe, die wohl 2000 Fuß über dem Meere liegen kann. Der Weg windet sich zwischen den reichbebauten Thälern der ersten Hügelreihe hin, die wild durch einander liegen. Je höher man steigt, desto schöner und malerischer liegt die Stadt und der Hafen mit seiner sonderbar geformten Sichel zu den Füßen, die Meerenge erscheint immer breiter, und Kalabrien mit seinen hohen Bergen sieht man von hier, in der obern Region, obgleich man ferner ist, noch deutlicher. Dieser Anblick wäre schon allein werth, daß man hinaufstiege; und doch ist dieß nur die eine Seite des unvergleichlichen Panoramas; denn wenn man nun endlich den Bergkamm erstiegen hat, so dehnt sich auf der andern Seite ein zweites, nicht minder schönes aus, und man ist unschlüssig, welchem man den Vorzug geben soll. Zu den Füßen des Berges sieht man sehr malerisch im Vorgrunde die Stadt und das Kastell von Milazzo auf seiner Erdzunge liegen. Weiterhin breitet sich die Liparische See aus, und man erblickt deutlich alle die hohen Inseln, mit denen sie wie besäet ist. Rechts verfolgt der Blick die Küsten Kalabriens, bis zu dem hohen Berge Cucuzzo bei Amantea, fünfzehn deutsche Meilen entfernt, links die schöne nördliche Küste von Sizilien bis Cap Orlando. — Unbeschreiblich sind diese Schönheiten, die sich von allen Seiten den trunkenen Sinnen darstellen, und nie sah ich eine Aussicht, dieser zu vergleichen, außer der von dem Theater von Taormina, welcher sie aber nicht nachsteht. Nur Eines fehlte, was man in Sizilien ungern vermißt, der Anblick des Aetna, der, in dicke Wolken verhüllt, unsichtbar blieb; wenigstens versicherte man mit Bestimmtheit, daß, wenn dieß nicht der Fall ist, er von hieraus gesehen werden kann. Wirklich glaubte ich auch unterhalb der Wolken die bekannten Formen seiner Basis zu erkennen. Nur die einbrechende Dunkelheit konnte uns bewegen, von dieser Scene zu scheiden, die Alles übertrifft, was sich die Einbildungskraft Schönes vorstellen kann.

Contessa. — Was man sonst nur in der Nähe der größten Hauptstädte von Europa sieht, das findet man hier gegen Catania zu. In der Ausdehnung nämlich von mehreren Stunden auf der Straße nach Catania ist Haus an Haus und Garten an Garten von der Vorstadt an gereiht. Gazzi, Contessa, Mili u. s. w. heißen die hierdurch gebildeten Ortschaften. Contessa besonders ist sehr bedeutend. Hier haben die begüterten Messineser ihre Landhäuser, deren Lage äußerst reizend ist. Hinten an ausgedehnte Gärten sich anschließend, die über die Hügelreihe weg und durch die Thäler derselben bis fast an die höhern Berge des Hintergrundes sich erstrecken, sind sie nur durch die Landstraße, von welcher auf jähem und kurzem Abhang sich kleine Obst- und Gemüsegärten bis ans Ufer ziehen, von der Meerenge getrennt. Jene größern Gärten nach den Bergen hin verdienen einer besondern Erwähnung, und ich will einen der schönsten, den Garten Bisignani, wählen, um ein Bild davon zu geben. Man kann es eigentlich keinen Garten nennen, sondern es ist ein Wald von Citronbäumen. Obgleich auch noch andere Agrumi, z. B. Orangen und auch Feigen- und Oelbäume, selbst Weinberge darin befindlich sind, so machen doch jene die Hauptsache und den Reichthum der Besitzung aus. Unzählige, bald mit Ordnung gepflanzte, bald regellos, wie in Wäldern, den Boden bedeckende Bäume dieser Gattung bilden die schönsten Gruppen und erreichen eine Dicke und eine Höhe, wie die größten und stärksten Obstbäume in unserm Klima. Es gab deren sehr viele, die der größte Mann nicht umspannen konnte, und deren Höhe im Verhältniß zu ihrer Dicke stand. Dennoch wird man sich vielleicht wundern, wenn man hört, daß ein einziger von diesen Riesen unter den Citronbäumen jährlich 15,000 bis 16,000 Stück Früchte trägt. So wohlfeil diese daher auch seyn mögen, so bringt doch ein solcher Baum mehr ein, wie manches Haus. Alle Agrumi, besonders aber die Citronen, bedürfen zu ihrem Gedeihen sehr viel Wasser. Dieser Garten hatte daher auch in verschiedenen Höhen zwei bis drei teichähnliche, große Wasserbehälter, die von den nahen Bergen sehr reichlich immerfort mit Wasser versehen werden. Leider ist aber hier die wohlthätige Wirkung von der zerstörenden unzertrennlich; denn wenn man nur an Orten, wo beständiger Zufluß von Wasser ist, solche Gärten anlegen kann, so muß man sie auch nothgedrungen den Verheerungen der Fiumaren aussetzen, gegen welche die höchsten und stärksten Mauern oft kein hinlängliches Abwehrungsmittel bilden. Fiumaren heißt man die Berg- und Gießbäche, die von den Wolkenbrüchen — solches sind hier die meisten winterlichen Regen — plötzlich angeschwellt, zu reißenden Strömen werden, zu jeder andern Zeit aber blos das trockene, steinigte Bette derselben darstellen. Erst im September des v. J. 1851 hatte eine Fiumara hier in der Nachbarschaft große Verwüstungen angerichtet, und eine Menge massiver Häuser des Orts so gänzlich weggerissen, daß man kaum eine Spur mehr von ihnen sah. Zum Glück kam der Strom, dessen Wuth immer nur ganz kurze Zeit dauert, bei Tage, so daß kein Mensch dabei verunglückte. In der Nacht hätte er vielen Hunderten das Leben gekostet.

Handel. — Messina ist der Versendungsort dieser und aller andern Früchte, so wie überhaupt der Stapelplatz des ganzen Handels dieser Insel. Bis 1828 genoß die ganze Stadt des Privilegiums eines Freihafens. Da aber die Stadt nicht überall von Mauern eingeschlossen ist, so mochte freilich starke Contrebande ins Innere stattfinden. Dieß hat wahrscheinlich die Regierung bewogen, der Stadt in jenem Jahre diese Bevorrechtigung zu entziehen und sie auf den Hafen einzuschränken, so wie es auch in Genua der Fall ist. Es wurden daher damals in aller Eile aus den Trümmern des Palazzo reale, im Hintergrunde des Hafens gelegen, eine Menge Magazine für die Kaufleute errichtet, wo die Waaren von der Seeseite frei ein- und ausgeladen werden können. Sobald sie aber auf der Landseite aus diesem, gleich einer Festung verschlossenen Bezirke herausgebracht werden, müssen sie den Zoll bezahlen. Jener Zeiten erinnert man sich noch mit Wehmuth und pflegt zu sagen: „Prima, quando tutto era porto franco, Messina era un gran Cariò;“ als noch alles Freihafen war, war Messina ein wahres Schlaraffenland. — Im porto franco und in den großen Magazinen, über hundert an der Zahl, erhält man einen deutlichen Begriff von der Bedeutsamkeit der Waareneinfuhr, und als Preuße freute es mich, zu erfahren, daß seit einiger Zeit die Elberfelder und Neufchateller Fabriken hier einen sehr großen Absatz haben. Außer einem Elberfelder Hause treiben auch andere hier ansäßige deutsche Kaufleute diesen großen Handelszweig.

Der taubstumme Architekt. — Das Straßenpflaster ist hier vortrefflich, und das so berühmte neapolitanische steht ihm weit nach. Freilich fahren auch hier nicht so viel Karren und noch weniger Kutschen. Ein Theil des Corso wurde eben neu gepflastert und dabei erhöht. Mein Begleiter machte mich auf den Mann aufmerksam, der diese Arbeiten mit großem Eifer dirigirte. Es war ein Taubstummer, der als Architekt im Dienst der Stadt steht. Man konnte nicht ohne rührende Theilnahme den Stolz sehen, mit welchem er auf sein schon bald vollendetes Werk hinsah, wie sich seine ganze Figur erhob, um uns zu zeigen, wie der übrige Theil erhöht werden sollte, und wie er mit Gesten, die ohnehin bei jedem Taubstummen äußerst lebhaft sind, aber vollends bei dem Sizilianer es im höchsten Grade würden, seine Arbeiter anfeuerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

Die Lerche fliegt noch einmal auf
Und singt den lezten Abendpsalm,
Und steigt herab und legt ihr Haupt
Zur Ruh im Nestlein unter'm Halm.

Wie lieblich ruhest du im Nest!
Wie trägst du Halm so schwere Frucht!
Wie stattlich schreitet dort nach Haus
Der Rinder und der Schafe Zucht!

Mir reift kein Korn, mir färbt sich nicht
Die Traub' am Stock, die Frucht am Ast,
Mir raucht kein Herd, mir deckt kein Dach
Allnächtlich meines Bettes Rast.

In frommer Leute milde Hand
Ist all mein Hab' und Gut gelegt;
Wo sich ein Herz erbarmt, das ist
Der Acker, der mir Früchte trägt.

Und find' ich auch kein Haus, in dem
Mein müder Leib sich niederstreckt,
Herr Gott, dein Himmel stehet fest,
Der sie und mich und Alles deckt.

Und deine Sonne wandelt heut
Und wandelt morgen, die mich wärmt,
Bis du in deinen Himmel nimmst
Die Seele, die sich ausgehärmt.

Da klopfen, wie die Bettler hier,
Verzagend einst die Reichen an:
Und selten wird den Reichen dort,
Und oft den Armen aufgethan.

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

Der Weihnachtsmarkt.

Die Weihnachtszeit erinnert an den tiefsten, heiligsten Frieden. Die Leute überlassen sich wieder der Lust und Sorglosigkeit. Unter „Leute" sind nicht die Berliner Faineants, sondern die Bürger verstanden; auf jene kommt es hier nie an, sie sind immer dieselben, auf diese, wie überall, sehr viel, und gerade diese scheinen überdrüssig, länger zu warten und zu sorgen. Die Handwerker und Kleinkrämer sind mit diesen Weihnachten außerordentlich zufrieden; es sey seit Jahren nicht so viel gekauft worden: Waarenlager von Spielsachen sind ausgekauft, die Arme haben nicht gereicht, alle Bestellungen zu fertigen. Selbst eine sehr alte Handlung mit Nürnberger Tand, die der Familie Kirchmeier aus Augsburg, welche seit fast einem Säculum unsere Schuljugend mit Bilderbogen und Soldaten von Prinz Eugens Zeiten bis auf Napoleon versorgte, hat, weil sie es an der Zeit gefunden, ihre Firma zu schließen und jüngern Konkurrenten den lange behaupteten Plaz zu überlassen, gute Geschäfte mit dem Ausverkauf gemacht. Ganze Böden und Keller voll uralter, verlegener Spielsachen gehen zu Preisen ab, wie sie eben nur eine Zeit stellen kann, die wieder nach Spielen dürstet. Es ließen sich übrigens bei der Auction erbauliche Betrachtungen anstellen, wie Alles seine Zeit hat, auch Spielsachen, wie Nürnberg im Laufe eines Jahrhunderts überflügelt ist, daß seine Drechslerwaaren weder im Preise, noch im Geschmack mit dem konkurriren können, was jezt jeder Patentdrechsler zu Markt bringt. Aber die alte Lustigkeit auf dem Weihnachtsmarkte war, troz des günstigen Wetters, nicht recht zu bemerken, und das könnte ein schlimmes Zeichen seyn, denn in unserm Volksleben ist Weihnachten Fasching, Johannistag, Corso, Alles in Einem. Darauf hofft der Verkäufer und spart der Käufer; selbst die Knabenlust erwartet hier einen Tummelplaz für ihren Muthwillen, und es wurden ehedem hinter den Buden recht blutige Ehrenschlachten zwischen den Gymnasien ausgefochten. Wenn nun dießmal Alt und Jung einem Paar blasser Mädchengesichter nachsah und über den Worten: „das sind die Elslers!" selbst die Gassenjungen, Trommeln, Pfefferkuchen und Blechharnische im Stich lassend, ihnen nachliefen, so scheint mir damit von selbst ausgesprochen, daß das alte Lustre des alten Marktes einer neuen Zeit, die ihr Licht und ihre Lust anderswoher will, gewichen ist. Man findet es auch nicht mehr so hell da, was seinen sehr einfachen Grund in der Gasbeleuchtung der Straßen hat. Wie sollen gegen die Gasflammen die Lichtstümpfchen hell brennen oder gar strahlen! Wenn Rom erst mit Gas beleuchtet ist, wird auch die Herrlichkeit des Moccoliabends verschwinden. Es ließen sich da noch viel erbauliche Betrachtungen über die Spielbuden des Weihnachtsmarktes anstellen.

Die industriösen Gebrüder Gropius haben im Diorama einen Weihnachtsmarkt auf ihre Art angelegt, einen eingeschachtelten, controllirten Weihnachtsmarkt unter Dach und Fach. Es kostet Entré, aber für das gelöste Billet kann man noch etwas kaufen. Da man nicht versäumt hat, eine Auswahl hübscher Mädchen, nett gekleidet, als Verkäuferinnen in die Buden zu stellen, darf es nie an Besuchern fehlen, auch wenn die Waaren selbst nicht zögen. Ob indeß der andere Calcul eben so richtig ist, daß kein „honetter" Mann mit den schönen Verkäuferinnen handeln, sondern, was gefordert wird, unbedenklich zahlen muß, steht sehr zu bezweifeln, indem die Mehrzahl sich mit dem Sehen begnügt und zu jenen reellen Geschäften lieber in die Werkstätte oder auf den wirklichen Weihnachtsmarkt geht, wo auch ein „honetter" Mann handeln kann, und Jedermann, so heißt es, um die Hälfte kauft.

Mit dieser Anstalt ist eine Ausstellung verbunden, deren Gemälde, Aussicht auf die sächsische Schweiz von den Rathener Felsen herab, eben nichts Ausgezeichnetes ist, die aber in ihrer Einrichtung viel Ansprechendes hat. Ein geräumiger Saal ist so eingerichtet, daß man unter grünen Bäumen auf einem der hohen Felsen selbst zu sizen glaubt, und nach Bequemlichkeit aus einer Küche in der Felsgrotte Erfrischungen fordern oder zum höhern Genuß der Natur sich an den schwindelnden Abgrund stellen kann. — In der Regel hat jeder Konditor eine Ausstellung, aber weder in der Malerei, noch im Mechanismus der beweglichen Figuren sind eben Fortschritte gemacht worden; auch lohnt es sich nicht, denn diese Ausstellungen sind meist nur glänzende Schilder, um Gäste zu den süßern und reellern Genüssen der reich ausstaffirten Laden anzulocken. Einer, Teichmann unter den Linden, backt alljährlich in Kraftmehl, oft mit täuschender Porträtähnlichkeit, die bekanntesten public characters, in Berlin nur Pflastertreter genannt; auch dießmal sieht man auf der Berliner Wachtparade bei ihm wieder eine große Anzahl befreundeter Gesichter und Gestalten. Darin ist die Censur nachsichtig.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Januar 1833.

Reçois mes complimens, charmant roi de la Chine;
Ton trône est donc placé sur la double colline?

Voltaire.

Der Schi-king.

Stimmen des chinesischen Volkes, von Confucius gesammelt.

Erster Artikel.

Seitdem Herder zuerst die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die Volkslieder wandte und den Eifer für die Sammlung derselben anregte, hat man bei allen Völkern, die Reisenden zugänglich sind, nach Liedern und Melodieen geforscht, und wir sahen nach und nach eine reiche Literatur des Volkslieds entstehen. Eine Fülle von Liedern aus allerlei Volk ist dem Deutschen bekannt geworden, der sie nach seiner allempfänglichen Art, wie fremd die Kinder auch aussehen mochten, mit Liebe aufnahm und sie in ihren vaterländischen Tönen sowohl, als der Muttersprache angeeignet, gerne sang. Was in Europa vom hohen Norden bis zur Südspitze hinunter, was vom äußersten Westen bis zum Osten aus dem Munde des Volkes als Poesie klang, wir haben es an uns genommen, haben uns mit Liebe und Lust in die fremden Töne hineingesungen und hineingefühlt, und wenn Reisende aus den andern Welttheilen zurückkamen, sahen wir ihnen in die Reisetaschen, ob nicht auch poetische Blüthen in ihnen zu finden seyen. Mit der Freude am Volksliede ist uns der Sinn für die fremde Poesie überhaupt aufgegangen; wie wir uns der amerikanischen Lieder aus Nord und Süd erfreut und uns an türkischen Liedern erquickt haben, so hat uns auch die reiche Poesie des Hafis, die gewaltige und süße Dichtung der Indier lieblich berührt. Ueberall erfreuten wir uns des Menschlichen, das im fremdesten Tone uns anklang, und hörten gerne den reinen, unverkümmerten Klang der Menschenbrust in Leid und Freude, in Ernst und Scherz austönen. Wenn wir in dieser Fülle von Tönen herumhorchten, in dieser Liedergeographie von Land zu Land gingen, nahmen wir mit einigem Befremden wahr, daß nur ein Land seinen Theil zu dieser allgemeinen Liedersteuer nicht beigetragen hatte. Aus dem großen Reiche China waren keine Laute der Poesie zu uns gedrungen und wir schienen darauf verzichten zu müssen, Stimmen des chinesischen Volks in das große Konzert volksthümlicher Töne einzureihen; ja, noch heute wird es dem deutschen Leser wunderlich vorkommen, wenn ihm auf einmal, gleichsam um ihn für die lange Entbehrung zu entschädigen, eine reiche Fülle chinesischer Lieder geboten wird. Denn, was wir noch von unsern Knabenjahren her von diesem verschlossenen Lande im Gedächtnisse haben, scheint alle Poesie verbannen zu müssen. Wir wissen von dieser Heimath des Thees, die unser Silber verschlingt, ohne es wieder zu geben, fast nur, was an dem Hafen von Kanton zwischen handelnden Europäern und verschmitzten Chinesen vorgeht, und was oben in Kiachta in gleicher Weise geschieht; die strengorganisirte Despotie, die Herrschaft steifer Formen, das vollständige System der Standeseintheilung und des Ceremoniels, die vorzugsweise Richtung auf's Praktische, die Regelmäßigkeit der mit Marmor gefaßten Kanäle, über welche

unzählige Brücken geschlagen sind, die Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, selbst was uns von Confucius praktischer Tendenz bekannt geworden ist, alles schien auf ein unpoetisches Volk hinzuweisen. Auch was uns von bildender Kunst von dorther zu Gesichte kam, diese steifen Figuren auf ihrem Porzellän, und was sich aus ihrer Vorliebe für Wohlbeleibtheit und für die künstlich hervorgebrachte Kleinheit der Füße der Frauen und aus der Steifheit ihrer Kleidung schließen ließ, führte die Erwartung weit von aller Poesie hinweg, so reizend auch die ungemeine Fruchtbarkeit und Kultur, besonders des südlichen Theils des Reichs, die Menge übervölkerter Dörfer und Städte und das wimmelnde Leben des Verkehrs erschienen. Freilich hätte es tieferem Nachdenken befremdlich erscheinen sollen, daß in diesem weiten Lande, unter dem gesegnetsten Himmelsstrich, mit dem großen Wechsel von Gebirgen, Hügeln und Thälern, See'n und Flüssen, bei einer reichen Geschichte und einer Bildung, die viele Stufen überstiegen haben muß, allein die Blüthe der Poesie nicht habe gedeihen sollen, die sich doch überall über die Erde hin entfaltet, die in dem nachbarlichen Indien in hohe Wälder aufgeschossen ist, in Persien vielfältigen Duft verbreitet und selbst die Steppen der Mongolen nicht verschmäht hat. Es hätte nahe liegen können, zu denken, daß wir von dem verschlossenen Lande doch nur einzelne Punkte kennen, daß nur einige Hauptstrassen von europäischen Gesandtschaften und Missionären unter argwöhnischer Bewachnug bereiset sind, und daß wir diesen Lezten fast unsere gesammte Kunde von China verdanken. Und wirklich ist uns, seit englische, französische und deutsche Gelehrte sich der chinesischen Sprache bemächtigt haben, die früher für unbezwinglich gehalten wurde, und vor allem, seitdem Abel Remusat uns den Roman von den beiden Cousinen übersezt hat, das Herz für chinesische Familienverhältnisse und Herzensangelegenheiten etwas aufgegangen. Wir sahen da rein menschliche Verhältnisse, zarte Empfindungen, feine Gefühle, eine anmuthige Darstellung reizender Verwicklungen. Wir fühlten uns in diesen Kiosks und Gärten, unter diesen zierlichen Gedichten und Schreibzeugen, bei dem Wohl und Wehe der Entsagungen und der Gewinnste der Liebe, unter diesen fremdartigen und doch so anziehend geschilderten Charakteren fast wie zu Hause. Aber die Lieder, die uns in diesem Roman geboten wurden, konnten kaum die Lust nach einem größern Vorrathe von ihres Gleichen erwecken. Wenn wir dann zu dem alten du Halde, und zu den „erbaulichen Briefen" der Missionäre zurückgingen, um uns, so viel möglich, eine anschaulichere Kenntniß von jenen Verhältnissen zu verschaffen, so konnten wir auch in den prosaischen Uebersetzungen einiger chinesischen Oden in du Haldes zweitem Bande die Ahnung des lyrischen Reichthums noch nicht gewinnen, welcher in dem Buche Schi-king, aus dem jene Oden übersezt sind, wirklich enthalten ist. Die Uebersetzung von diesem Reichthum uns zu geben, war zwei Deutschen vorbehalten, deren einer die lateinische Uebertragung des Schi-king durch einen Jesuiten vor zwei Jahren dem gelehrten Publikum gegeben hat, das bis jezt nicht sonderlich darauf merkt. Diese Aufmerksamkeit wird der andere Deutsche anregen, der mit der Macht des dichterischen Genies in der lateinischen Prosa des übersetzenden Jesuiten den himmlischen Laut der Dichtkunst zu ahnen wußte, der schon so manchen fremden Gesang in der reichsten Form dem deutschen Volke aufgeschlossen und, wir hoffen, zur Lust und Freude gewidmet hat. Diese Deutschen sind Julius Mohl und Friedrich Rückert.

Dr. Julius M o h l, seit Jahren in Paris mit den umfassendsten orientalischen Studien beschäftigt, fand auf der Bibliothek der Pariser Sternwarte eine vollständige handschriftliche Uebersetzung des Schi-king, welche der Jesuite Lacharme in Peking vom Jahre 1733 an verfaßt hatte, und die früherhin ein Eigenthum Delisle's gewesen, späterhin in die Bibliothek des Seeministeriums und von da zur Sternwarte gekommen war. Nur einige Stücke waren früherhin aus dem Schi-king, in europäische Sprachen übersezt, bekannt geworden: acht Lieder durch du Halde in seiner Beschreibung von China, andere zehn und ein Bruchstück eines eilften durch den Pater Cibot in seinen Memoiren über die Chinesen, französisch; Fragmente dreier Lieder hat Jones englisch im zweiten Bande der Researches gegeben; in Morrisons chinesischem Wörterbuche finden sich mehrere Stellen aus Liedern des Schi-king, chinesisch und englisch; einige sind von Landresse, lateinisch und französisch, im Journal asiatique, und sieben von Brosset in seinem Versuch über den Schi-king (Paris 1828) französisch gegeben worden. Die erste vollständige Uebersetzung in eine europäische Sprache ist die erwähnte, von Lacharme durch Dr. Mohl herausgegebene, und erst dadurch ist ein Urtheil über den Schi-king selbst möglich geworden. Der Leser wird erwarten, daß wir ihm über dieses merkwürdige Buch etwas Näheres berichten. Wir können uns diesem Berichte um so weniger entziehen, da ohne denselben die Bearbeitung Rückerts, von der wir insbesondere zu reden haben, nicht verständlich werden könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

S i z i l i a n i s c h e S k i z z e n.

(Fortsetzung.)

C i g a r r e n f a b r i k e n. — Da die Einfuhr und der Anbau des Tabaks keinen Einschränkungen unterliegt, so herrscht eine große Thätigkeit in diesem Zweige. Die meisten Läden in der Palazzata sind Tabaksläden, wo

besonders eine unglaubliche Menge Cigarren verfertigt werden. Gewöhnlich sieht man dort ein Dutzend junger Mädchen, meistens Malteserinnen, an einem großen Tische mit der Arbeit beschäftigt. Diese Cigarren sind zwar nicht vorzüglich, aber auch unglaublich wohlfeil, indem man bis an acht Stück für einen Kreuzer erhält.

Borgo S. Leone. — Die Bevölkerung Messinas, alle Vorstädte mitgerechnet, beträgt gewiß nicht viel unter 80,000 Menschen, ob sie gleich sehr verschieden angegeben wird. Unter den Vorstädten ist der Borgo San Leone besonders merkwürdig.

Als ich einst mit einem Bekannten nach dessen Garten, dicht unter dem Kapuzinerberg gelegen, ging, kamen wir durch diesen Borgo, der mit einer unzähligen Menge ganz kleiner und niedriger Häuser, oder vielmehr Hütten bedeckt ist, die aber mit Weibern und Kindern vollgepfropft sind. Männer wohnen wenige hier, kaum ein Viertel der auf 16,000 Seelen sich belaufenden Bevölkerung. Diese besteht nämlich größtentheils aus den Frauen und Wittwen der Seeleute, die mit Kindern über alle Maaßen gesegnet sind. Sie finden ihren Unterhalt meistens durch Verfertigung von Bändern und Fransen. — Ein andermal sah ich hier (von dem Kapuzinerberg aus, welcher die ganze Vorstadt beherrscht) einem Streit zwischen mehreren Weibern zu. Obgleich von dem Schauplatz entfernt, betäubte mich doch das gräßliche Geschrei, und ich muß gestehen, daß mir die Pariser Poissarden fast wie sanftmüthige Kreaturen vorkamen, wenn ich sie mit diesen wüthenden Sizilianerinnen verglich.

Klima. — Das Klima ist eines der anmuthigsten in der Welt. Hier wird man selten oder nie etwas von der sizilianischen Hitze gewahr, die im Innern und auch in Palermo so lästig ist. Stollberg hat das Klima der östlichen Küste sehr treffend geschildert, und wenn das, was ich davon sagen werde, vielleicht paradox scheinen möchte, kann ich mich auf sein Zeugniß berufen, das um so gültiger ist, als er in derselben Jahrszeit hier war. Von Sonnenaufgang bis gegen neun oder zehn Uhr des Morgens ist die Zeit der größten Hitze. Zwischen neun und zehn Uhr aber fängt der frische Wind, den man hier Gregale nennt, zu wehen an, und der Mittag, weit entfernt, der heißeste Moment des Tages zu seyn, ist im Gegentheil beinahe der kühlste. Dieser Wind, der dem Nordost entspricht, bleibt in der Meerenge selten oder nie aus. Der Scirocco, im Sommer seltener, als im Winter, ist weder heftig, noch anhaltend. Zuweilen gibt es Schnee im Winter, aber höchst selten bleibt er mehr als einige Stunden liegen.

Nachtscenen. — Die ganze Nacht durch hört man Musik und Gesang in Messina. Wenn auch die eine und der andere meist nicht sonderlich sind, so ist es doch wenigstens angenehmer, als die gellenden Töne des Gebets der Bettler und ihr Brüllen um ein Almosen, welches, je später, desto lauter wird. Was mich aber einmal mitten in der Nacht höchst unangenehm überraschte, war das gleichzeitige fürchterliche Zusammenläuten aller Glocken der Stadt am 16ten Juni. Es schien mir außerdem noch, als wenn viele Menschen hin und herliefen, deren verworrene Stimmen ich zu hören glaubte, und so bildete ich mir denn nichts Geringeres ein, als daß der Stadt ein zweiter Untergang bevorstehe. Ich stand schnell auf, um zu sehen, was es gebe, konnte aber weiter nichts herausbringen, als daß es üblich sey, einigemale im Jahre um dieselbe Zeit mit allen Glocken zu läuten.

Die italienische Uhr. — Sie ist leider auch in Sizilien im Gange, und hier ist es noch viel schwerer und unbequemer, die Stunde nach unserer Uhr zu bestimmen, als auf dem festen Lande. Das kommt daher, weil man konsequent in einem fehlerhaften System seyn will. Hier zählt man nämlich — wie es dieses System wirklich mit sich bringt — 24 Uhr gerade eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang; also tritt die 24te Stunde jeden Tag zu einer andern Minute unserer Uhr ein. In Rom, Neapel u. s. w. springt man dagegen alle acht, vierzehn Tage und noch länger, je nach der Jahreszeit, immer um eine Viertelstunde, so daß die beiden Uhren zu jeder Zeit genau verglichen werden können.

Ankunft des Dampfschiffes. — Als ich von meiner Reise nach Catania und Syrakus zurückkehrend, wieder einige Tage in Messina verweilte, um auf das Dampfboot zu warten, welches mich nach Neapel zurückbringen sollte, hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, welch ein Leben ein einziges dieser Schiffe in einem Hafen hervorbringen kann. Dadurch, daß Alles bei den Dampfschiffen auf Tag und Stunde berechnet werden kann, entsteht eine gänzliche Verschiedenheit von den Segelschiffen, die vom Winde abhängen.

Durch den Telegraphen wußte man gleich, wann das Dampfboot in Palermo angekommen war; den Tag darauf erfuhr man die Stunde, in welcher es von dort abgegangen, dann mehrere Stunden vor seiner Ankunft hörte man, daß es noch dreißig Miglien von Milazzo sey, und da viele dabei interessirt waren, so drehte sich Alles um diesen Punkt. — Als es nun endlich in den Hafen hineinfuhr, so strömte Alles ihm entgegen, um erwartete Freunde zu bewillkommen oder Neuigkeiten zu erhaschen, denn schon die Zeitungen, die es mitbringt, sind fünf bis sechs Tage neuer als die mit der Post ankommenden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

(Fortsetzung.)

Schaustücke. Vorlesungen. Konzerte. Die Oper.

Ein Herr Gregoronius aus Danzig hat ein optisches Theater aufgestellt, das günstig besprochen wird. Es ist aber doch nicht sehr viel mehr als die gewöhnlichen Ausstellungen, und hält sich in denselben Bedingungen der Entfernung, Größe und Bewegungen. Die landschaftlichen Gemälde sind zum Theil besser, als die bisherigen, wollen aber doch in Vergleich zu dem, was die Landschaftmalerei als Kunst jezt leistet, nicht viel bedeuten. Ausgezeichnet ist nur der Mechanismus in seinen Seestürmen. Hier ist die Täuschung groß, der Wellenschlag meisterhaft, das Schäumen, der Silberblick wirklich schön. Auch das Aufspritzen der Brandung ist gelungen, und die allmählige Calmirung beim Aufgange des Mondes gewährt in der That ein befriedigendes Bild. Zu rügen wäre nur, daß das Gewitter sich noch von oben herabsenkt, als käme es über dem Horizonte her. Es müßte doch nicht schwer seyn, von dieser alten theatralischen Routine abzugehen und die Wolken seitwärts und aus der Ferne heranziehen zu lassen. Auch will das alte Spiel, einen Schiffbrüchigen an einem Seile in schräger Richtung den Fels hinaufzuziehen und ihn zum Spaß ein paarmal wieder ins Wasser plumpen zu lassen, sich zu der künstlerischen Vervollkommnung des Schauspiels nicht mehr recht schicken. — Unter den Vorstellungen der Art bleiben die „malerischen Reisen im Zimmer“ von Enslin noch immer die gelungensten. — Das treffliche Pariser Neorama will noch nicht nach Deutschland kommen; das Pleorama der Gebrüder Grepius (die Umschiffung im Golf von Neapel) wollte troz der Neuheit der Erfindung nicht recht rentiren.

Es war einmal eine Zeit, wo die Taschenspieler sich über den Besiz von Berlin stritten; jezt treibt ein Einziger mit Mühe ein kleines Publikum zusammen, obgleich es Herrn Döblern nicht an gewissen Gaben fehlt, die sonst das Glück dieses Metiers machen. Es sind unter den Zuschauern jezt zu viel in der Bildung Vorgerückte, die ihm in die Karte blicken, als daß man noch von Wundern eines Philadelphia und Pinetti hören könnte; es glaubt es Niemand. Und deßhalb, weil man ihm die Wunder erklärt, gibt er lieber selbst Unterricht, wie man Wunder thun kann, und statt Unglaubliches zu erfinden, erfindet er das Allernatürlichste — Menschen. Mit einer ganzen Portion wohl ausstaffirter kleiner Wesen von zwei Fuß Größe, die man sonst Marionetten genannt hatte, die er aber Automaten betitelt, unterhält er sonn- und feiertäglich sein Publikum. Von den ungeheuern Thaten eines Einzelnen, wie etwa von Beireis Ente, die nicht allein aß, sondern auch, was sie gegessen, verdaute, ist nicht die Rede, denn er bildet nur die Menschen nach, wie er sie trifft, und die nivellirende Generation will nicht große Aristokraten, sie verlangt uniformirte Kleine, und schnell Genossenes verdauen, liegt ebensowenig in der Zeit. Seine automatischen Menschen springen und schwingen sich auf dem Seile und halten sich dabei in einer gewissen löblichen Entfernung, was ihnen freilich kein Lüstre gibt, sie aber davor sichert, daß es ihnen verloren geht. Sehr bescheiden nennt der Künstler diese neu gemachten Menschen nur wieder aufgefundene; denn schon vor ihm soll ein großer Wiener sie zum erstenmal erfunden und dann in die Welt gesezt haben; als er aber unglücklicherweise starb, verschwanden sie wieder daraus, ehe sie noch das Bürgerrecht erhalten, und die Welt wäre um diese neuen Bewohner ärmer, wenn Döblers Scharfsinn die Palingenesis nicht geglückt wäre.

Während dieser solch harmlose Menschen in die Welt sezt, erklärt ein Anderer, der aber kein Taschenspieler, sondern ein Philosoph ist, was eigentlich der Mensch ist. Dr. Butte, bekannt durch mehrere Werke, zum Beispiel seine Biotomie, hielt über diese Frage öffentliche populäre Vorlesungen, die sehr besucht waren. Namentlich schienen die Damen begierig, zu erfahren, wer sie eigentlich seyen. Dr. Butte erklärt aber seine Menschen weder für das Werk eines Taschenspielers, noch mit Steffens für die Urenkel des Granits und Feldspaths, die sich nur durch verschiedene Bildungsprozesse durch die Erd-, Pflanzen- und Thierwelt aufgeschwungen hätten, sondern er hebt den Menschen von Anfang an über Steine, Pflanzen, Thiere weit hinaus, vindicirt für ihn eine höhere Sphäre und sieht in ihm ein kleines Organon des Universums. Aber die eigentliche Zeit der populären Vorlesungen ist auch vorüber, wenn sie nicht einen praktischen Zweck haben, zum Beispiel zur Unterstützung von Armensuppen, wie die eben angekündigten Holteischen. Gelesen wird übrigens erstaunlich viel, über Generalbaß, Gewerbfleiß, und was dazwischen liegt, nur nicht über Politik.

Mit den Konzerten steht es vielleicht am schlimmsten. Die meisten werden nur durch Brand- und Bettelbriefe zu Stande gebracht. Man kommt und hört Schande und Ehren halber. Selbst namhafte Matadore müssen mit Verlust abziehen, und fremde Künstler können nicht genug gewarnt werden, hier keinen lockenden Markt zu sehen. Außer den bringendsten Kosten sind schon die bestimmt angewiesenen Wohlthätigkeitsabgaben (z. B. die Miethe des großen Konzertsaals zum Besten des Pensionsfonds) so bedeutend, daß nur im günstigsten Falle etwas übrig bleibt. Zu den Konzerten gehören Faiseurs, die an Ort und Stelle die Lieblingsneigungen und Schwächen des zahlungsfähigen Publikums kennen.

Uebrigens ist ja auch die Zeit der zweiten Talente gekommen, die nur ergänzen und füllen; von ersten ist es in der musikalischen Welt ganz leer. Unsere große Oper, die noch vor wenig Jahren für den Verfall des Theaters entschädigte, ist so herunter, daß Sänger und Sängerinnen dritten Ranges die Rollen der Prime Donne u. s. w. besetzen. Man macht schon Lärm, wenn ein Talent zweiten Ranges sich zeigt, verdirbt aber die wenigen durch übertriebene Anstrengung, daß sie bald in den dritten Rang zurücksinken. So wird allgemein Spontini vorgeworfen, daß er mehrere gesunde, vielversprechende Stimmen total ruinire, indem er sie zu den Kunststücken und Forcepartbieen in seinen Opern appretirt. Eine Choristin ist gegenwärtig, wie der Berliner sagt, „in der Mache“ bei ihm, und er hat bereits eine Marionettensängerin fertig, welche verschiedene Lücken in seinen Opern ziemlich füllt, aber, ohne selbstständige Kraft und Thätigkeit, für alles Andere verdorben bleibt. Es ist mehr als kläglich, wenn eine so große, einst so blühende Kunstanstalt zu diesen Treibhausmitteln ihre Zuflucht nehmen muß. Die großen Opern, welche gefallen sollen, werden durch den Tanz gehalten, und die beiden Elslers scheinen sich immer mehr hier domiciliren zu wollen. Der Wiz legt ihnen zwei Dichternamen bei: Langbein und Streckfuß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Januar 1833.

Voll Qual und Angst ein' schrecklich schwarze Nacht
Mein Herz, Seel und Gesicht beschweret,
Die dann mit meines Schmerzens Macht
Den Weg des Tods mich lehret.

Rodolf Weckherlin.

Die Sterbekassierer.
Bambocciade.

Drei, vier, fünf! Fünf Uhr, und der spindeldünne, schwarze, gespenstige Küster zur St. Bethlehemskirche im Ostsüdostende von Berlin tritt mit einem klirrenden Schlüsselbunde aus dem kleinen Sakristeipförtchen an die großen Kirchenthüren, um sie aufzuschließen, und die Orgel beginnt ein schwellendes Recitativ, und der Tempel des Herrn speit allmählig die Kinder der Gerechtigkeit aus. Da wanken sie her, diesen begnadigten Gestalten, mit ihren verzückten Augen, ihren wiedergebornen Leibern, ihren gerechtfertigten Kleidern der Unschuld, und blicken schmerzhaft in die Straßen dieser sündevollen Welt, der sie auf den Flügeln der gotttrunkenen Rede ihres Seelenhirten kaum entrückt waren, und sie drücken einander die Hände und geben sich den Kuß der Bruderliebe und fangen an, noch vor den Kirchenthüren die verklungenen Reden zu kritisiren. „Das waren heute Worte des ewigen Lebens!“ sagt hier eine Schwester zu einem geistlichen Bruder, der ihr seine bescheidene Tabatiere von Nußholz offerirt, und Jener erwidert: „Ach! es war wie das liebliche Rauschen der Weiden am Bache Kidron!“ und ein Anderer sieht in die blaue Luft und spricht: „So stieg ich empor, wie die girrende Taube von Naphthali!“ und ein Lezter sieht auf die Pflastersteine und seufzt mit einem kolossalen Gleichnisse: „So wankte mein Gebein, daß ich niedersinken mochte, wie ein Opferstier, dem der Priester den Hirnschädel einschlägt!“

Doch noch stecken die jubelnden Seelen in ihren irdischen Leibern und Leibröcken, noch ruft des Tags geschäftiger Lärm einen Jeden zu den Kreisen seiner Thätigkeit oder, da es heute Sonntag ist, seiner mäßigen Erholung. Allmählig lösen sich die einzelnen Gruppen, die leibliche oder himmlische Verwandtschaft zusammengeführt hatte, auf, man drückt sich noch einmal die Hände, fragt nach der Uhr, bittet um eine Abschiedsprise, und bald ist man allein mit seinen Wünschen, seinen Rührungen, seinen Pflichten. Die vornehmen Kinder Gottes, die mystischen Generale und Kammerpräsidenten, sind schon längst nach Hause geeilt, ängstlich sich umblickend, ob wo ein höherer Chef, oder ein Subaltern, oder ein witziger Bekannter diesen seltsamen Gang bemerkt habe; sie treffen daheim vielleicht schon die älteste Tochter im Ballstaate und den Wagen vor der Thür, um sie in Robert den Teufel abzuholen; sie werfen einen erbärmlichen Blick auf die weltliche Mutter und schleichen in ihr Kämmerlein, um sich in der Langmuth und Duldung zu stärken. Andere sind auf dem Wege, ihre weitläuftigen Verwandten zu besuchen, oder einen einsamen Spaziergang zu entdecken, oder einen wasserleeren Graben, wo sie, von den sinkenden Sonnenstrahlen und den Mücken gestochen, ihr anspruchsloses Abendmahl verzehren. Einigen aber, die sich zur großen Friedrichsstraße wenden, dann in die Kochstraße links, in die Charlottenstraße, den Foyer der Conventikel,

rechts und endlich halbrechts in die anmuthige, schattige Lindenstraße lenken, folgt die Muse, sie belauscht ihre Gespräche und gibt uns Rechenschaft über ihre Absichten.

Es sind schlichte, einfache Bürger in blauen Oberröcken oder schwarzen Fräcken, von denen jene immer das zu lang, was diese zu kurz sind; es ist ein bescheidenes Juste milieu der geistlichen Kindschaft, das ihnen aus den Augen sieht; sie unterhalten ihre Frauen, vor denen sie nach der sonderbaren Galanterie dieser Leute immer zwei Schritte voraus sind, zuweilen noch von zeitlichen Dingen, von dem bankerotten Besitzer dieses Hauses, der neuen Anstellung jenes Miethers im dritten Stock, von dem großen Loose, von der neuen Fontaine, von der unglücklichen Niederkunft einer Prinzessin, kurz, sie scheinen allmählig aufzuwachen aus ihren mystischen Träumen und die Sprache, in der die Dinge dieser Welt reden, wieder zu verstehen. Doch jezt nahen sich die zärtlichen Ehepaare dem Kammergericht, sie werden schweigsamer, indem sie um die Ecke biegen, ihre Blicke hören auf, unbewacht umherzuschweifen, die Gatten halten fester zusammen, sie mäßigen ihre Schritte und versinken auf's Neue in einen dämmernden Zustand. Wovor erschrecken sie? warum diese Leichenbittermiene? sehen sie Gespenster? Allerdings; es ist ein Grabesfrösteln, das sie plötzlich überkömmt. Sie fühlen ihre Lippen bleicher werden, sie hören das grausame Oktoedron, Sarg genannt, mit hohlen Schlägen zimmern, sie erblicken sich im weißen Sterbemusselin, eine Citrone in der Hand und ein Leichentuch vor dem Mund, die Stricke rasseln an dem sinkenden schwarzen Holze und die Erdschollen fallen polternd in die frostige Grube. Leise frägt der Gatte sein zitterndes Weib: „Sophie, Du hast das Quartalbuch nicht vergessen?" — „Nein, Gottlieb!" Und nach einer ängstlichen Pause fährt Gottlieb fort: „Sophie, Du hast die sechzehn Groschen im Beutel?" — „Ja, Gottlieb," sagt die arme Sophie, „ich habe sie in Papier und dann in mein Taschentuch gewickelt." Und Gottlieb nickt beifällig und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.

Im Schattenreich kann man auf den Nachen des Charon nicht so ängstlich warten, als die liebevollen Ehepaare, deren Gespräche und Mienen wir so dreist belauscht haben, vor einem kleinen Häuschen stehen, an dessen Eingange zwei breitlaubige Linden ihren süßen, würzigen Duft verbreiten. Wie schneidend sind die Kontraste im Leben! Während hier die Hinfälligkeit sich die Hände drückt und zwei Wesen, die sich in manchem Jahre den sauern Lebensschweiß von der Stirn getrocknet haben, in Todesgedanken versunken stehen, rauscht nur hundert Schritte weiter das tolle Gewühl der lebensfrohen Spaziergänger zum Thore hinaus, um sich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Ein Wagen sucht dem andern den Vorrang abzugewinnen, Stutzer, auf den besten englischen Rennern, lorgnettiren die Schönen, die in den herrlichen Equipagen vorüberfliegen und vergebens ihre Reize unter dem verführerischen Gazeschleier verbergen. Wird heute im Tivoli ein Eskamoteur das Becherspiel des genialen Bosko produziren? werden die Alpensänger vielleicht die beliebten Variationen auf den Schweizerbuben trällern? wird eine Ventriloquistin aus dem Bauche Komödien aufführen, oder soll gegen Nacht eine Citadelle erstürmt und mit bengalischem Feuer in die Luft gesprengt werden? Welche Erwartungswonne, welche Lebenslust auf allen Gesichtern! und welch sonderbare Kontraste auf einem Raum von hundert oder, wenn man sie länger nimmt, von achtzig Schritten!

Was sind aber nun Sterbekassierer? was hat die Mystik mit ihnen und die Lindenstraße mit beiden zu schaffen? wozu dienen die sechzehn Groschen, die Sophie in ein Papier und in ihr Taschentuch gewickelt hat, wozu das Quartalbuch, wonach Gottlieb so ängstlich fragte? Der Erfahrne wird es längst errathen haben, den Uneingeweihten aber sollen die nachfolgenden Erläuterungen aufklären.

Saturn verschlingt seine eigenen Kinder. Der Zauberkreis der Heiligkeit und Ehrfurcht, der um die Schöpfungen grauer Jahrhunderte gezogen war, hat sich aufgelöst. Die Achtung vor diesen alten Institutionen ist mit dem Glauben an sie untergegangen. Wenn feindliche Lehren sich damit begnügten, die morschen, verfallenen Seiten dieser ehrwürdigen Gebäude aufzudecken, so glaubte der Uebermuth und die Keckheit den Beruf zu haben, sie ihrer Stützen zu berauben und bis auf den Grund zu zerstören. Das ist das Schicksal unzähliger Sitten und Einrichtungen gewesen, in denen Völker und Zeiten ihre Lust und ihr Glück gefunden haben, das ist die Aussicht, die noch vielen Resten unsrer alten Zustände droht. Haben sie dazu gedient, irgend eine Mühe der menschlichen Existenz zu erleichtern, so sind zwar die Bedürfnisse dieselben geblieben, aber die Art ihrer Befriedigung hat sich mannigfach geändert. An die Stelle der alten Ueberlieferungen sind neue Einrichtungen getreten, die zwar selten das Zeugniß der Erfahrung, immer aber das Vorurtheil der Neuheit für sich haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schi=King.

(Fortsetzung.)

Wir verdanken die Sammlung des Schi=King dem berühmten Reformator Chinas, Confucius. Dieser Zeitgenosse des Pythagoras hatte von früher Jugend an Sinn und Gemüth im eifrigen Studium der alten Weisen gebildet, und als er die Wahrheit des Besten und Aechtesten, was von ihnen überliefert worden war, in sich selbst erprobt hatte, trieb ihn jener Drang, der alle großen

Männer beseelt, das Ideal ihres Innern in ihrer äußern Umgebung darzustellen, der verdorbenen Zeit als ein bessernder Prophet zu erscheinen. Die damalige Lage des chinesischen Reiches schien die Ausführung seines Entwurfes zu erleichtern. Das große Reich wurde zwar von einem Kaiser beherrscht, aber in fast gänzlicher Unabhängigkeit von ihm regierten Unterkönige die vielen Provinzen des weiten Landes. Confucius unternahm zuerst, der Verderbniß der kleinen Höfe dieser Unterkönige zu steuern. Der Umfang seines Wissens, die Reinheit seiner Tugend, die einnehmende Gewalt seiner persönlichen Erscheinung machten ihn bald berühmt und schienen seinen Einfluß auch bei den Höfen zu sichern. Er sezte dem Geiz und der eitlen Hoffahrt der Höflinge, ihrer trüglichen Politik, ihrer schwelgerischen Verfeinerung, die einfache Lehre, das überzeugende Beispiel der Mäßigkeit, der Wahrhaftigkeit, der Billigkeit und der uneigennützigen Tugend und Reinheit entgegen. Da die Ränke der Höfe ihn vertrieben, wandte er sich an das Volk. Als einfacher Missionär, mit der spärlichsten Kost, mit der einfachsten Kleidung begnügt, unausgesezt lehrend und die goldnen Sprüche der weisen Altväter wiederholend und im Leben ausprägend, sammelte er bald einen edlen Kreis von Schülern um sich her. So ist er mit den einfachsten Mitteln ein praktischer Weiser, durch sein Leben und durch die Predigt von dem Grunde, auf den er es gebaut, der Heilige seines Volks geworden und bis auf diesen Tag geblieben.

Einem Mann wie Confucius, der von der Erbschaft des Besten, was die Alten gedacht, sein Leben ausgestattet hatte, konnte nicht entgehen, was von Alters her an Gesang und Melodie im Vaterlande zu Tage gekommen war. Wie er in einem eigenen Buche, dem Y-king, alles dasjenige aus den alten Ueberlieferungen sammelte, was sich auf die Lehre bezog; wie er die Traditionen über die Geschichte und Staatsverwaltung in dem Schu-king und Tschun-tsieou, und alles, was die Ceremonien betrifft, in dem Buche Li-ki zusammenstellte, so hat er in dem Schi-king die Blüthe der lyrischen Poesie seines Volks zu einem bestimmten sittlichen Zwecke gesammelt. Diese Sammlung wurde ihm leicht, denn sie war längst vorbereitet. Der erste Kaiser aus der Familie Tscheou, Wen-wang, und seine Söhne wandten (im zwölften Jahrhundert vor Christi Geburt) ihre Aufmerksamkeit der Poesie zu. Sie selbst dichteten neue Lieder für öffentliche und häusliche Feiern und für die sittliche Bildung des Volks. Sie befahlen überdieß, um den Zustand der Provinzen kennen zu lernen, daß die Statthalter alljährlich mit dem Tribute dem Kaiser die Lieder einsenden sollten, die das Volk vorzugsweise gerne singe. Wen-wangs Nachfolger sezten dieß fort, und so entstand allmählig eine große Liedersammlung in den kaiserlichen Archiven. Confucius fand dreitausend solcher Lieder vor. Er wählte dreihundert-und-eilf davon aus und vereinigte sie in einem eigenen Buche. So entstand der Schi-king. Er besteht gegenwärtig nur aus dreihundert-und-fünf Liedern. Sechs Liedertexte sind verloren gegangen, und nur die Aufschriften und Melodieen derselben sind erhalten.

Die lateinische Uebersetzung des Schi-king, die vor uns liegt, zerfällt in vier Theile. Der erste Theil gibt in fünfzehn Kapiteln Lieder, in den verschiedenen Reichen Chinas gesungen; jedes Kapitel enthält die Lieder aus einem besondern Reiche und führt darnach seinen Titel. Das Kapitel Chao-Nan z. E. enthält Lieder aus der südlichen Provinz Chao. Im Ganzen umfaßt dieser erste Theil einhundert-und-sechzig Lieder. Der zweite Theil führt den Titel Siao-ya und gibt in acht Kapiteln vier-und-siebenzig Lieder. Den Titel erklären die Anmerkungen durch: „das kleine Rechte," weil in diesem Theile zwar richtige Sitten beschrieben wurden, die aber doch in etwas von dem vollkommen Richtigen abwichen. Diese Lieder wurden vorzugsweise bei kaiserlichen Gastmahlen, so wie die des folgenden Theils bei Volksversammlungen und Opfern gesungen. Dieser dritte Theil führt den Titel: das große Rechte (Ta-ya), und hat in drei Kapiteln ein-und-dreißig Lieder. Der vierte Theil, Song überschrieben, gibt Leichengesänge, was auch die Ueberschrift bedeutet, und zwar im ersten Kapitel in drei Artikeln ein-und-dreißig Trauerlieder auf Personen aus dem Hause Tscheou, im zweiten Kapitel vier Leichengesänge aus dem Reiche Lu, und im dritten Kapitel fünf für Personen aus der Dynastie Schang.

Wir überlassen Andern das Geschäft einer kritischen Sonderung dieser Lieder nach der Zeit und dem Orte ihrer Entstehung, und achten zu unserm Zweck auf die Gegenstände, welche diese verschiednen Dichter, wer sie nun auch gewesen seyn mögen, zu ihren Liedern begeisterten. Da kommt uns zuerst die Liebe entgegen, deren Leid und Lust, deren Gewinn und Entsagen in den mannichfaltigsten Tönen erklingen. Je weniger wir den zarten, gefühlvollen Ausdruck dieser Leidenschaft in China erwarteten, desto freudiger überrascht es uns, wenn wir jene süßen und schmerzlichen Verhältnisse, in deren Schilderung die Poesie aller Völker sich ermüdet, auch bei dem Volke von schwarzen Augen und schwarzen Haaren (wie sich der Chinese selbst rühmend nennt) in empfindungsreicher Zartheit wiederfinden. Wir vergessen schnell den unangenehmen Eindruck, den jene steifen Porzellanbilder auf uns gemacht haben, und die Scheu, die uns von diesem Eindruck vor chinesischen Liebesliedern geblieben seyn mag, wenn wir nun auch in diesen Liedern den verliebten Fischer am Stromufer die Sehnsucht nach der Geliebten ausdrücken sehen; wenn ein zärtlicher Pflanzensammler bei jeder Pflanze, die er pflückt, der fernen Geliebten denkt; wenn um den fernen, tapfern

Geliebten die Jungfrau trauert und in seiner Schilderung Trost findet.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende December.

(Beschluß.)

Zustand des Theaters. Raupach. Devrient.

Beim Theater geht es nicht schlimmer und nicht besser, als bei der großen Oper. Es geht vielmehr gar nichts, es steht Alles. Diejenigen, welche noch die Hoffnung genährt, daß es einmal besser gehen könnte, haben sich längst zur Ruhe begeben und daran am besten gethan. Untergehen kann das Institut nicht, so lange von oben Geld fließt und es Müßige gibt, die am Abend die Langeweile vertrieben haben müssen. Nun richtet sich Jeder, der dabei mitarbeitet, so bequem ein, wie möglich, und thut wohl daran. Kann er Gehaltszulage erlangen, so ist dieß das höchste und gewiß ein reelles Ziel seines Strebens. Noch reeller freilich ist lebenslängliche Anstellung und eine Pensionszusicherung. Den meisten Schauspielern ist das schon gelungen, und sie ruhen nun in Abrahams Schooß. Der Intendant Graf Redern hat wenigstens Hoffnung auf Zulage. Unter den übrigen Mitarbeitern steht es mit einem der vorzüglichsten, nämlich Raupach, noch nicht so gut. Er muß noch keine Zusicherung auf Pension haben, denn er arbeitet noch sehr thätig. Wer weiß aber, ob sie ihm nicht auch einmal wird, denn wer möchte diesem fleißigen Manne, der doch nun auch in die Jahre kommt, nicht die verdiente Ruhe wie den Andern wünschen? Vor der Hand hat er noch einige große fünfaktige Stücke hervorgebracht (denn er arbeitet kontraktmäßig nach Akten), zum Beispiel nach dem Coley Grattanschen Romane „Jacobine von Holland" eines desselben Namens, in dem viel gehauen, gestochen, verwandelt und gesprochen wird. Auch zeigte sich Mad. Crelinger, für die das Stück, wenn gleich nicht zu einer günstigen Epoche, geschrieben worden, sehr brillant darin. Hiesige Blätter haben an der Jacobine viel auszusetzen; ganz mit Unrecht, denn das Stück erfüllt seinen Zweck, indem es dem Theater Gelegenheit gibt, seine Rittergarderobe zu zeigen und seine beste Schauspielerin in glänzenden Situationen zu präsentiren. Was will man mehr? Setze ich noch hinzu, daß das Publikum sich nicht langweilt und, wenigstens die ersten Male, vollzählig gekommen ist, so wäre es lächerlich, mehr zu fordern. Ob die Aesthetiker es für ein schlechtes oder ein gutes Stück erklären, ist ganz gleichgültig, und was braucht Raupach sich zu kümmern, ob er dadurch seinen Ruf als dramatischer Dichter aufs Spiel sezt, da er, was mehr als guter Ruf ist, seine Pflicht erfüllt? Er macht für sein Theater ein Stück, das den Abend füllt, der Kasse genügt, höchsten Orts kein Mißfallen erregt und die darin beschäftigten Akteurs und Aktricen zufriedenstellt. Mehr kann man von einem rechtschaffenen Theaterdichter nicht fordern, und über die Anforderungen des leeren, unbestimmten Begriffes **Kunst** muß ein verständiger, erfahrener Mann hinaus seyn.

Indem ich dieß schrieb, kam eine Neuigkeit, die zu anderer Zeit zu den traurigen gehörte. Deutschlands erster Mime, **Devrient**, ist eben gestorben. Für die Kunst war er schon längst todt, wenn auch der Schatten seines ehemaligen Glanzes, der Nachhall seines Namens noch hie und da entzückte. Spielte er auch selten, so kamen doch die Jüngern, um zu sehen, was von dem Manne übergeblieben, der einmal unser Roscius, unser Garrick genannt wurde. Es blizte auch unter dem Dahingegangenen, Verstörten und Verzerrten zuweilen etwas auf, das an einen Genius mahnte, von dem seit ihm die deutsche Bühne keinen Besuch erhielt. Er schließt eine ältere Epoche, und gewiß eine bessere. Seine lezten Momente möchten für den Psychologen merkwürdig seyn. Er ließ sich nichts vorlesen, als aus seines Freundes Hoffmann Schriften. Die diabolischen Gestalten, die dieser so oft in seiner Gegenwart beschworen, erschienen ihm. Er verkehrte mit ihnen, besonders mit einigen, die, später auf die Bühne gebracht, von ihm dargestellt warden. Aus dem Don Juan ließ er sich auf dem Klavier vorspielen und accompagnirte — so starb er. Relata refero. Daß er selbst, weil er das Leben aus zu reellen Zügen genossen, an seinem Tode Schuld ist, unterliegt keinem Zweifel. Mehrmals hofften seine Freunde und Verehrer, er werde das Verlorne wieder gewinnen, weil er es zu wollen schien. Er konnte wohl nicht mehr. Einigemal genas er, um wieder zurückzufallen. Sein freundliches Gemüth, sein weiches Herz wird von Allen, die ihm näher standen, gerühmt. Seiner Leiche werden die Schauspieler beider Theater folgen.

Paris, December.

Versuche zu Verbesserung des Zustands des Volks.

Mit dem St. Simonismus geht es schlimm, und diese Sekte oder diese Parthei, wie man sie nennen will, hat wahrscheinlich ihre Rolle ausgespielt; nicht als ob es keine St. Simonisten mehr gäbe, sondern weil ihr Ansehen dahin ist, weil es ihnen an aller Unterstüzung fehlt und weil ihr Versuch, den Zustand der Menschheit zu verbessern, gescheitert ist. Denn daß einige junge Leute in blauem Ueberrocke und mit Sammtkäppchen im Garten graben, das Hausgeschirr scheuern und die Zimmer ausfegen, trägt nicht viel zur Verbesserung der Lage der untern Klassen bei. Ihr Zweck war löblich; sie wollten zeigen, daß keine Arbeit verächtlich ist und daß sich keiner scheuen darf, die in der Haushaltung nöthigen Geschäfte zu verrichten. Allein die Mittel, die sie anwandten, haben zu nichts gefrommt, als sie lächerlich zu machen, und jezt ist ihr ganzer Einfluß verschwunden. Aber in Frankreich wie in England herrscht jezt ein unablässiger Eifer, die untern, das heißt die ärmern Volksklassen aus dem elenden, prekären Zustande, worin sie sich in ganz Europa befinden, herauszureißen und ihnen zu einem bessern zu verhelfen. In Ländern, wo Vorrechte der Geburt und der Kasten die Stände scheiden und wo die Presse sich nicht frei über den Zustand der Dinge, so häßlich er auch ist, aussprechen darf, würden solche Versuche nur zu geringen Hoffnungen berechtigen und zu keinem Resultate führen. Nicht so in Frankreich und England, wo jeder Bürger frei und unverholen seine Ansichten und Vorschläge bekannt machen und die Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft ohne Scheu aufdecken kann; daher denn auch in beiden Ländern häufige Versuche angestellt werden, um das Volk glücklicher zu machen, als es jezt leider in Europa ist. Owens Versuche sind bekannt; seine Anstalt zu Lanark hat einen nicht unbedeutenden Erfolg gehabt. Die Operative Societies haben den Engländern bewiesen, was das Volk dabei gewinnen kann, wenn es seine Ersparnisse zusammenlegt und gemeinschaftlich seine Zwecke verfolgt. In Frankreich wollte St. Simon das ganze Staatswesen umgestalten und allen Klassen der Gesellschaft zu einem sicherern und freiern Zustande verhelfen. Man hat gesehen, wie seine Schüler das Ding angegriffen haben und wie der Erfolg ausgefallen ist. Jezt tritt ein Mann auf, der denselben Zweck hat, wie St. Simon, eben so kühn denkt und reformirt, als er, und wie St. Simon lange in der Einsamkeit seine Plane ausgebrütet hat. Dieser Mann heißt Fourrier.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Januar 1833.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie,
Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poesie.

Goethe.

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

Wie zierlich werden sinnvolle Liebesgaben geschildert und auf den Geliebten oder die Geliebte gedeutet, wie anmuthig spricht die Sittsame aus, daß sie den Jünglingen nicht entgegen gehen, sondern deren Kommen erwarten wolle. Es erinnert an den Stoff unzählicher europäischer Romane, wenn die Jungfrau den Drohungen der Mutter zum Trotze in standhafter Treue an dem Geliebten festhält und nur ihn und keinen andern zum Gatten begehrt. Die Sehnsucht, die die Jungfrau in der Abendstille nach dem Geliebten empfindet, wird ergreifend geschildert; in einem andern Liede wird der Schmerz der Entfernung und der Sehnsucht nach strengem Zeitmaaße gemessen. Wir finden ein Lied, das uns an die Wächterlieder der Minnesänger erinnert, da Hahnenruf und Morgenstern die widerstrebenden Liebenden scheiden heißt. Der ferne Geliebte stellt sich der Erinnerung in seiner Schönheit dar; die Geliebte schildert ihn, wie er gekleidet ist, und erfreut sich an der Schilderung; oder sie rühmt seine Kühnheit, sein Jägergeschick, um ihre Liebe zu rechtfertigen. Auch der Schmerz der verkannten, der verschmähten Liebe fehlt nicht, so wenig als die Aengstlichkeit der heimlichen Liebe, die verrathen zu werden fürchtet. Der Geliebte wird zur Vorsicht ermahnt, daß er nicht Aufsehen errege und der stillen Liebe schade; die Liebende besorgt, daß feindselige Nachreden ihr bei dem geliebten Jünglinge schaden möchten. Es klagt eine Jungfrau den Sternen, daß kein Jüngling für sie kommen wolle, da der Krieg alle hinweggerafft habe. Die verkannte, die verstoßene Liebe klagt; vergeblich geht die verschmähte Liebende dem Geliebten nach und bittet ihn, von seinem Grolle zu lassen; es klagt eine andere über eine verfehlte Zusammenkunft. Dagegen vernehmen wir auch den Freudenausbruch des Wiedersehens; der Jüngling, den die Jungfrau geliebt hat, begehrt sie als Mann zum Weibe, und damit auch der heiterkomische Zug nicht fehle, so lesen wir die Schilderung einer gepuzten Kokette.

Einige Proben der deutschen Bearbeitung werden diese Uebersicht deutlicher machen; wir werden überhaupt bei jeder der Klassen, in welche wir sämmtliche Lieder getheilt haben, einige als Probe geben. Vorerst also einige Liebeslieder.

Sehnsucht.

Hat sie nicht den Fels erstiegen,
Späht sie nicht entgegen mir?
Ach, was muß mein Roß erliegen,
Das mich tragen soll zu ihr!
Einzuwiegen
Meine Sorgen,
Trink' ich eins aus goldnen Flaschen.
Statt dich heut zu überraschen,
Soll ich erst dich grüßen morgen.

Ist sie auf den Berg gestiegen,
Späht sie dort herab nach mir?
Ach, was kann mein Roß nicht fliegen!
Keine Sehnsucht spornt das Thier.

Zu besiegen
meine Schmerzen,
Leer' ich dir die goldne Schaale;
Siehst du's nicht im Abendstrahle,
O so fühl's in deinem Herzen!

Hat sie nicht das Dach bestiegen,
Um noch einmal hinzusehn?
Schlummernde Gefährten liegen,
Und die müden Rosse stehn.
Könnt' ich fliegen,
meine Wonne,
Mit dem Nachtwind durch die Strecken!
Schlafe wohl, ich will dich wecken
Morgen mit dem Strahl der Sonne.

Standhafte Treue.

Ich schwöre meinen höchsten Eid:
Verbunden bleib ich meinem Leid,
Und eh'r werd' ich den Tod erwählen,
Als einem andern mich vermählen.

Die Mutter hat mir Gut's erwiesen,
Ihr dankbar seyn, ist meine Pflicht.
Sie sey gesegnet und gepriesen;
Doch meinen Sinn versteht sie nicht.

Ich schwöre meinen höchsten Eid:
Verbunden bleib ich meinem Leid,
Und eh'r werd' ich den Tod erwählen,
Als einem andern mich vermählen.

Das Ohngefähr.

Die Pflanzen sich besaamen
Im Feld und trinken Thau.
Ich nenne nicht den Namen
Der allerschönsten Frau.
Wir fanden uns zusammen,
Es war ein Ohngefähr;
Doch waren längst vorher
Geschüret unsre Flammen,
Und mir geschah mein Herzbegehr.

Im Walde stehn die Eichen
Und tragen herbe Frucht.
Ich nenne nicht das Zeichen
Des Mannes fein von Zucht.
Wir haben uns gefunden,
Und waren nicht bestellt.
Wenn es dem Glück gefällt,
Ist bald ein Paar verbunden.
O sey das Glück mir unvergällt!

Die Erscheinung.

Wie sie fährt auf hohem Wagen,
Dünkt es mir ein Frühlingstraum,
Gleich als sey vom Wind getragen
Durch die Luft ein Blüthenbaum.

Um ihr Angesicht die Ringel
Ihres Haars in lichtem Schwung,
Und des goldnen Schmucks Geklingel
Tönet von der Schütterung.

Zeitmaaß.

Blüthen brech' ich von dem Hage,
Aber wenn ich dich, mein Licht,
Seh' an einem Tage nicht,
Dünkt der Tag mir sieben Tage.

Gras und Laub hab' ich gebrochen,
Aber bleibst, o Freudenstern,
Du mir eine Stunde fern,
Wird die Stunde mir zu Wochen.

Blumen flecht' ich in die Haare,
Aber darf ich mit Vertrau'n
Dir nicht in die Augen schau'n,
Wird der Augenblick zum Jahre.

Verwandlung.

Der um's Haupt wie eine Krone
Seine Locken trug gewunden,
Niemals hat mein Busen ohne
Regung seinen Blick empfunden.

Heute statt in Knabenlocken
Tritt er auf im Männerhut.
Soll ich mit der Antwort stocken,
Wenn er mir den Antrag thut?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterbekassierer.

(Fortsetzung.)

Alle Kreise des menschlichen Daseyns mußten diese Krisis überstehen. Den großartigen Veränderungen, die die Wissenschaft, die Kunst, das gesellschaftliche Leben, ja selbst der Glaube an die Gottheit erlitten, entsprachen die neuen Begriffe über die Stellung der bürgerlichen Stände, ihrer Vorrechte, ihrer Ansprüche, ihrer wechselseitigen Beziehungen. Der Staat, die Regierung, die Verfassung des Gelehrtenstandes sind nach neuen Lehren gemodelt worden, und selbst die Zunfteinrichtung der Handwerke ist auf dem Punkte, als ein hülfloses Gebäude zusammenzustürzen. Tausend Dinge haben sich vereinigt, um hier die entschiedensten Folgen nach sich zu ziehen. Die Zünfte, schon lange nicht mehr mit einem nach Außen gerichteten, einflußreichen Ansehen bekleidet, vermögen nur noch, einige unwesentliche Vorschriften ihrer innern Verfassung aufrecht zu erhalten. Wie könnte auch am Tage ihrer gänzlichen Vernichtung den Zerstörern die Freude entzogen werden dürfen, daß sie wohl gar nichts mehr zu zertrümmern vorfänden? und doch wird man auch hierin täglich lässiger. Das Wandern der Zunftgenossen ist nichts mehr, als entweder bei den Armen ein ehrbarer Schein für die Betteluden, oder bei den Vermögenden das Studium neuer Vorrichtungen, die mit Dampf und Maschinenwerk ihr eigenes Metier zu Grunde richten. Ueber all die erbaulichen Sprüchlein, die sich sonst die Innungsverwandten

zum Gruß in fremden Oertern zurufen mußten, über diese ehrwürdige Tabulatur der handwerksmäßigen Conversationssprache lachen jezt die aufgeklärten Glaser, die freilich mit dem Zeitalter der Revolution und den zertrümmerten Julilaternen Alles gewonnen haben, lachen die Kleiderkünstler, die schon längst an der Spitze der Civilisation stehen, lachen selbst die ergrimmten Weber, die mit den Maschinen, mit der Aufklärung Alles verloren haben. Und so sind der Bindemittel immer weniger geworden, der Dilettantismus hat die Autoritäten gestürzt, und nur für einen Zweck ist die Verfassung der Altmeister und Altgesellen noch in Ehren geblieben, für die Sterbekassen. Man resignirte auf die gemeinsamen Güter, die das Leben hätte bieten können, und begnügte sich, nach seinem Tode eine Hand zu wissen, die sich aus dem Geschäft des christlichen Begräbnisses eine heilige Pflicht machte.

Zur Zeit der französischen Revolution, als man mit dem Menschenleben ein so lustiges, leichtfertiges Spiel trieb, begann man namentlich in Deutschland an eine Sicherstellung seines Leichnams und derer, die an ihm weinten, zu denken. Von diesem Augenblicke und diesen Besorgnissen an wurde eine unglaubliche Sorgfalt auf Wittwen- und Sterbekassen verwandt. Man pries sich glücklich, sein geliebtes Weib mit fünfzig Thalern in die königl. preußische Offizierswittwenkasse, auch ohne Offizier zu seyn, einschmuggeln zu können, und ehe man noch auf den Gedanken kam, größere Privatgesellschaften zu einem solchen, Tod und Leben garantirenden Zwecke zu vereinigen, warf man sich den Gewerken in die Arme, die zwar nur für ihre eigenen siechen oder verstorbenen Körper ein bestimmtes Vermögen verwalteten, dennoch aber die Uneigennützigkeit besaßen, dieß Kapital auch von fremden Personen vermehren und sie an den Zinsen desselben Theil nehmen zu lassen. Auf diese Weise war in der norddeutschen Hauptstadt vor Napoleons Invasion eines jeden Familienvaters Begräbniß durch vierteljährliche Beiträge versichert, und die hinterlassene Wittwe war gewiß, von den Schornsteinfegern oder den Klempnern oder den Töpfern das zu dem wehmüthigen Geschäft des Einscharrens nöthige Geld zu erhalten, ohne daß sie je mit diesen Leuten anders in Berührung gekommen, als durch die monatliche Reinigung ihres Rauchfanges, durch eine löcherige Kasserole, oder einen schlecht verkitteten Ofen. Doch die Leiden der Invasion und der spätern Kriegsjahre brachten den meisten dieser menschenfreundlichen Institute den Untergang. Die Tyrannei griff ihre Kapitalien an, die ansteckenden Fieber und die feindlichen Kanonenkugeln verwirrten ihre Rechnungen, man brauchte mehr, als man einnahm, kurz, man schloß die Kassen zu, zeigte die leeren Hände und erklärte sich für bankerot. Nur einige wenige Gewerke konnten noch einige Thaler aufweisen. Da hielten die Kassierer zusammen einen Rath, zählten die Mitglieder und den Rest des Vermögens, schlugen Alles auf gleiche Theile, zogen sich schwarze Kleider an und trugen einem Jeden seine wenigen Groschen ins Haus, die Hände faltend und sich alle Beileidsbezeugungen und Vorwürfe verbittend. Die lustigern Gewerke sezten noch einen bessern Vorschlag durch. Sie mietheten einen Saal, ließen ihn anständig dekoriren, bestellten einige Trompeter von der Garde, luden sämmtliche Sterbekassenmitglieder mit ihren Weibern und Töchtern ein und vertanzten und verjubelten das Geld, womit sie gewollt hatten, daß man einst ihre Leiber begrabe.

Jezt sind wir in die Lindenstraße zurückgekommen. In diesem niedrigen Häuschen mit den zwei breitlaubigen Linden war seit Jahren die Sterbekasse des löblichen Webergewerks, und welches Wunder! sie war die einzige, die die Stürme der Zeit überstand. Welcher Zufall rettete sie? Ich schweige von einer Sage, die schon lange unter den mystischen Webern kanonisches Ansehen erhalten hat, als habe ein Engel jede Nacht die Summen wieder ersezt, die am Tage von den Kontributionskommissären geholt worden, und erwähne nur, daß einige Rationalisten das unläugbare Faktum der Zahlungsfähigkeit auf einem menschlichern Wege erklären wollen. Man weiß, wie Rothschild zu seinen Reichthümern gekommen ist. Man weiß, daß er als Hofjude Sr. Hoheit des höchstseligen Kurfürsten von Hessen die ihm während der Usurpation anvertrauten Gelder seines hohen Gönners an heimlichen und sichern Orten versteckt hielt und dafür einen ewigen, klingenden Dank einerndtete. Denselben Kunstgriff soll der Hauptkassierer aus der Lindenstraße befolgt haben. Er dachte an die Heiligkeit des fremden Eigenthums, an die Thränen derer, die es gesammelt und nun so schmählich vermissen würden, wenn der Todesengel am Kopfkissen ihres Hausvaters die Fackel senkte; er kannte einige gefahrlose Schlupfwinkel, und barg dorthin die Summen, die sich freilich auf diesem Wege nicht verinteressiren konnten. Doch der größte und für die nächsten Zwecke hinreichende Theil wurde erhalten, und seither sind die Chatoullen reichlich gesegnet und trösten viele Hunderte in bangen und verzweifelten Stunden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Fourriers Phalanstère.

Schon im Jahre 1808 war Fourrier mit einer Ankündigung seiner Plane aufgetreten; der Zeitpunkt war aber übel gewählt. Es war die Zeit der Eroberungen, des Napoleonschen Polizeiunfuges und seines Militärdespotismus; was hätte

es geholfen, die schönsten Utopien für das Menschengeschlecht auszusinnen, da die Konscription die jungen Geschlechter in den Krieg führte und ein Wort des Polizeiministers einen Verdächtigen in den Kerker werfen konnte? Im Jahr 1822 trat er mit einem zweiten Werke auf; auch dieses ward nicht so beachtet, wie er hoffen durfte. Allein jezt ist der günstige Zeitpunkt zu Vorschlägen der Art erschienen, und auch Fourrier erfreut sich jezt der verdienten Aufmerksamkeit; seine kühnen Ideen werden besprochen, bestritten und belächelt, und man geht damit um, sein Lieblingsprojekt, das berüchtigt gewordene Phalanstère, welchen Namen auch eine, seinen Ideen gewidmete Zeitschrift führt, ins Werk zu setzen. Ich vermuthe, daß dieses Phalanstère den deutschen Lesern noch ziemlich unbekannt ist, und bitte also um die Erlaubniß, zur Erklärung desselben ein wenig in die sonderbaren, aber doch höchst humanen Ideen Fourriers eingehen zu dürfen; denn seine Zeitschrift ist bis jezt noch so wenig im Auslande verbreitet, als seine Werke, und manche Leser hören den Namen dieses zweiten Owen vielleicht zum erstenmale. Freilich erlaubt es der Raum nicht, seine ganze Utopie hier auseinanderzusetzen; nur einige Züge daraus kann ich hier anführen, um begreiflich zu machen, was es mit der künftigen Anlegung der Phalanstères für eine Bewandtniß habe.

Fourrier geht, wie gesagt, von dem unbezweifelten Grundsatze aus, daß in unserm alten Europa das Volk erbärmlich lebt, und daß nur Wenige die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, oder, nach seinem Ausdrucke, den innern und äußern Luxus führen können. Unter dem innern Luxus versteht er die Gesundheit und unter dem äußern den Reichthum. Die Gesundheit zum Luxus zu rechnen, ist ein sonderbarer Einfall. Man hatte bisher geglaubt, sie sey das Unentbehrliche und keineswegs ein Luxus; allein auf die Worte kommt es nicht an. Fourriers Aufgabe ist nun, Jedermann das zu verschaffen, was er innern und äußern Luxus nennt, das heißt, er will Jedermann zu Gesundheit und Reichthum verhelfen. Gott segne den Mann für ein so löbliches Unternehmen! Gesund ist man gewöhnlich, wenn man das, was uns Krankheit zuziehen kann, vermeidet; reich wird man am sichersten durch eine ersprießliche Arbeit. In unserm gesellschaftlichen Zustande in Europa muß sich der Arme ganz erbärmlich abquälen, um nur das Nothdürftige zu gewinnen, und wie oft ereignet es sich, daß ihm das Glück zuwider ist und er mit seiner Familie darben muß, so fleißig und gesund er auch seyn mag. Da hat denn Fourrier gedacht: „Wie, wenn man es dahin bringen könnte, daß Jedermann gern und leicht arbeitete, viel gewänne und glücklich wäre? Diese Aufgabe hat noch Niemand gelöst; ich aber will es versuchen. Die Leidenschaften sind die Haupttriebfedern jedes großen Unternehmens; ich will mich ebenfalls der Leidenschaften bedienen, um das Wohl der Menschheit zu befördern." Dieß soll nun durch seine attraction passionnée, „leidenschaftliche Anziehung," geschehen. Die, welche eine und dieselbe Beschäftigung treiben, sollen beisammen leben und zusammen wirken. Ihre Arbeit soll dadurch leicht werden; sie soll immer nur einige Stunden dauern und mit Ruhe und Vergnügen abwechseln. Eine solche Vereinigung von Haushaltungen, die einen und denselben Zweck haben, bewohnt ein gemeinschaftliches Gebäude, verfolgt gemeinschaftlich ihr Ziel und erzieht gemeinschaftlich ihre Nachkommenschaft. Zu einer solchen Gruppe kann sich eine andere gesellen, die ein anderes Gewerbe treibt; drei, sechs, ja zwölf Gruppen können beisammen wohnen, gegenseitig ihre Produkte austauschen und zusammen fröhlich und glücklich seyn. Eine solche Gruppenvereinigung hieße eine Serie; in der Folge könnten die Serien auch zur Verfolgung ihres gemeinschaftlichen Zwecks, des Glücks, in Verbindung treten; dann würden Phalangen aus den Serien, und die Phalangen könnten abermals sich unter einander verbinden, so daß zulezt die Bevölkerung des gesammten Erdbodens verbrüdert würde. Bis es aber dahin kommt, muß man bei der untersten dieser Verbindungen anfangen, nämlich bei der der Haushaltungen. Eine dergleichen Verbindung der untersten Stufe nennt Fourrier ein Phalanstère, was eigentlich das Gebäude bezeichnen soll, das die Haushaltungen bewohnen sollen, nach Art der mährischen Brüder. Denn obschon Fourrier glaubt, etwas Nagelneues erfunden zu haben, und die Revue encyclopédique seinen Plan als neu und originell gerühmt hat, so stößt man doch überall auf Reminiszenzen aus den Herrnhutschen Anstalten, aus Rapps Harmony in Nordamerika, aus Owens tanzlustiger Harmony daselbst, aus den Operative Societies in England u. s. w. Fourrier hat sich die Mühe gegeben, den Plan und die Statuten der Phalanstères gänzlich auszuarbeiten, so daß man schon morgen eines beginnen oder eröffnen könnte. Es soll ein erhaben schönes Gebäude werden; statt der Straßen bedeckte und geheizte Gänge, die indessen doch im Sommer sehr lästig werden möchten. Fourrier hat aber nur an die Kälte gedacht, und es ist ihm hauptsächlich vor Erkältungen bange gewesen, aus denen in der That manche Krankheiten erwachsen. Deßhalb soll im Phalanstère Alles hübsch geheizt seyn und die Volksmenge in einer neapolitanischen Temperatur leben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 11:

Wehmuth.

Räthsel.

Nahe bleibe der Gott, den sie entfernt.

Tiedge.

Jüngst hab' ich euch von einer Fee erzählt,
Die niemals euch mit einem Bild betrübte;
Heut hab' ich eine andre mir gewählt,
Die euch und mich schon oft im Sinnen übte.

Sie soll wohlthätig seyn; mir ist sie's nicht,
Sie ist es Keinem, der es wagt, zu lieben;
Wie ist der Nebel, den sie wirkt, so dicht!
Kein Strahl der Sonne weiß sich durchzuschieben.

Wie ist der Nebel, den sie wirkt, so kalt!
Wie hält er warme Herzen, ach, so ferne!
Wie macht er mich, der eben jung war, alt,
Wie trübt er mir die hellen Augensterne!

„Du sagst ja, habest sie dir selbst gewählt."
Ach ja, weil sie zuvor mich schon umgeben;
Es weiß, wen sie zu ihren Sklaven zählt,
Nichts Besseres zu thun, als ihr zu leben.

Was, außer mir, mich störte, hält sie fern,
Will stillen auch mein Herz mit ihrer Stille;
Das gäb' ich hin an solche Ruhe gern,
Allein mir fehlt dazu sein eigner Wille.

O Liebe! kehrtest du nur mir zurück:
Wie schnell die stumme Fee verschwinden würde!
Die heitre bliebe, bis ein selig Glück
Auf ewig mich mit dir verbinden würde.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Januar 1833.

Nackt kam ich und nackt geh' ich einst unter die Erde;
Nackt von hinnen zu gehn, braucht es wohl Kummer und Leid.

Herder.

Die Sterbekassierer.

(Beschluß.)

Schweigend, wie die Todtenrichter der Unterwelt, sitzen drei geisterhafte Gestalten an dem obern Ende eines langen Tisches, in einem niedern, von Lampenruß schwarz gefärbten Zimmer. Drei mächtige Folianten liegen vor ihnen aufgeschlagen, und sinnend und forschend schwebt eine leichtbeschwingte Feder über dem weißen, nur hie und da von rothen Rubrikatlinien durchzogenen Raum des steifen Notenpapiers. Der erste dieser männlichen Parzen hat vor sich das Buch des Lebens, der Zweite das des Todes, und der Lezte das des Begräbnisses. Und nun rechnen sie still und kombiniren die Möglichkeiten der Erkrankten, oder Genesenen, oder Dahingegangenen, der Zahl, dem Alter und der Zeitdauer nach, und sie setzen von Hunderten, die so eben ausrufen mögen: zwanzig Jahre denk' ich es noch mit anzusehen! und von aber Hunderten, die in diesem Augenblicke sich lebensfroh an die Brust schlagen, und auf ihre Gesundheit an die Zeit trotzige Wechsel ausstellen, den grausamen, aber gewissen Fall, daß im Nu die Kette ihrer Lebensuhr gesprengt seyn könnte. Die Phantasie dieses Triumvirats erschöpft sich in den Annahmen plötzlicher, kassengefährlicher Zufälle, imaginirt sich die schrecklichsten Plagen aus Pandorens Büchse, Pestilenz, hitzige Fieber, Cholera, und doch erschrecken die Sichern nicht; denn Alles stimmt in den Rechnungen, die Hülfsmittel sind für tausend unvorhergesehene Fälle berechnet, und man wird es diesen Repräsentanten der Gewissenhaftigkeit und Zahlungsfähigkeit nicht verargen, wenn sie zuweilen stolz ihr Haupt emporrichten, und den schwarzen Sammtdeckel darauf lüften, als wollten sie vor sich selbst salutiren.

Es klopft. Herein! Welche Komplimente! welche Artigkeit! man sollte das diesen Altmeistern des löblichen Mousselin- und Leinwebergewerks nicht zutrauen. „Sie wollen Ihr Vierteljährliches berichtigen? dürfen wir Sie gefälligst um das Quartalbuch ersuchen? wie befindet sich dero werthe Gesundheit?“ Verteufelte Frage! Im Munde dieser Todtenmänner wird jede Artigkeit zur Ironie. „Was geht sie meine Gesundheit an? Ich denke noch zehn Jahre zu leben, ich will noch für meine jüngste Tochter ein Heirathsgut erwerben, ich hoffe, in Jahren noch nicht pensionirt zu werden. Das ist ja unverschämt, mich nach meiner Gesundheit zu fragen.“ Natürlich werden diese Ausrufungen nicht laut; es sind nur werdende, nur Duodezgedanken, die vor Beklommenheit sehr schwach im Bewußtseyn auftauchen. Man zahlt seinen Beitrag, versichert mit einigem Nachdruck, daß man, Gott sey Dank! noch recht munter sey, nimmt die Schmeicheleien der Rhadamanthe wegen seines vollen, runden, blühenden Aussehens mit lächelndem Triumphe an, wirft noch einige Groschen in die Armenbüchse des Gewerks und empfiehlt sich unter vielen Verbeugungen zu geneigter Vergessenheit.

Diese Scene wiederholt sich an den Quartalsonntagen zu unzähligen Malen; aber man glaube nicht, daß in diesem

einfachen, nur auf Höflichkeiten und Geldannahme beschränkten Geschäftsgange die ganze Thätigkeit der Vorsteher enthalten sey. Die auswärtigen Angelegenheiten sind weit schwieriger. Da sind in einer Woche drei Gichtbrüchige, eine Schwindsüchtige, kurz eine reiche Anzahl Preßhafter zu besuchen, die das Recht haben, von der Kasse eine Unterstützung zu verlangen, gleichsam schon auf Abschlag für die Ewigkeit. Dieß ist ein wehmüthiges Geschäft. Man muß der trauernden Gattin, den weinenden Kindern Trost zusprechen, man muß zuweilen behaupten, der Kranke habe ein weit beruhigenderes Aussehen, als in der vergangenen Woche, und muß zulezt dennoch der Frau heimlich zuraunen, sie möchte sogleich in der Lindenstraße Anzeige machen, falls das selige Ende wirklich kommen sollte. Unter diesen Umständen tritt nämlich vor der Beerdigung die Todtenschau ein, gleichwie die egyptischen Priester um die Leichen Gericht hielten; nur mit dem Unterschied, daß diese die Beerdigung nur zuließen um der anerkannten Tugend des Verblichenen willen, die Kassierer aber das Geld nur in dem Fall herausgeben, wenn der wirkliche, reelle, leibhaftige Tod konstatirt ist. In den Vorstädten hat man sich in dieser Hinsicht schon arge Späße erlaubt. Karls V. Pseudo-exsequien finden hier zuweilen Nachahmer, doch mit dem Unterschiede, daß jener Kaiser diese Komödie aus Ueberdruß am Leben aufführte, unsere Vorstädter jedoch aus Lust, noch länger zu leben. Dem Verhungern nah, griffen sie zu dieser lezten Auskunft, die ihnen nicht selten geglückt ist. Bei aller Armuth dennoch der Sterbekasse einverleibt, glaubten sie dem Schicksal zuvorkommen zu können, wenn sie versuchten, sich die Vortheile des Todes schon für das Leben anzueignen. Blaß, hager, gelb vor Hunger und Elend, hatten sie nicht nöthig, die Farbe eines Todten erst zu affektiren. Sie hüllten sich in ein weißes Sterbehemd, streckten ihre Glieder, so lang sie gewachsen, auf hartem Stroh von sich und schickten schleunigst zu den Todtenschauern, um sie mit ihrem klingenden Beutel zu citiren. Wie oft gelang die List! Vier Treppen zu steigen, ist für einen steifen Weber sehr beschwerlich, daher machten die Deputirten sehr gern ihr Geschäft schon unten in der Hausthür mit der weinenden Gattin ab; oder man behauptete, es dufte bereits in der Kammer, und hielt sich die Nase zu, und der Thalermann begnügte sich, durch die kaum geöffnete Thüre zu lauschen und sie, schauernd vor der Kälte und dem blassen Angesichte, rasch wieder anzulehnen. Ach! dann freuten sich die armen Spitzbuben, bezahlten ihre Schulden, fristeten noch ein paar Monate ihr Leben und starben endlich wirklich, aller Aussicht beraubt, auf eine erträgliche Weise unter die Erde zu kommen.

Dir aber, unscheinbares Häuschen, mit deinen zwei breitlaubigen Linden, lächle eine ewige Frühlingssonne! Möchten dir nie deine Kapitalien aufgekündigt werden, nie die Häuser, auf die du die erste Hypothek hast, ohne Miether stehen! Möge die Pest und die Cholera nie mehr zwischen deinen Dividenden wüthen! Deine Solidität wird dir ewigen Nutzen bringen; denn fern von dem Wucher der Spekulation, fern von den jüdischen Wirren der Börse und des Papiermarktes ist nur die allgemeine Wohlfahrt dein Glück, und wo Thränen fließen, schickst du die Männer, die sie trocknen. O ihr schwarzen Leute! steckt noch Tausenden, die am Sarge eines Geliebten leidtragend und beflort stehen, heimlich eure silbernen Thaler in die Tasche und seyd versichert, daß ihr damit feurige Kohlen auf euer Haupt sammelt.

D e r S c h i - k i n g.

(Fortsetzung.)

Die Verhältnisse der Brautleute und der Gatten haben fernern reichen Stoff zu Liedern gegeben. Wir finden Regeln über die Brautwerbung; wir sehen den Bräutigam, der sehnsüchtig seiner Braut zueilt; in herrlichen elegischen Bildern wird die Sehnsucht der Braut nach dem fernen Bräutigam dargestellt. Die sittsame, einfache, eingezogene Hausfrau wird der blendenden Schönheit von freien Sitten vorgezogen; die schöne und zärtliche Hausfrau wird mit der Sonne und dem Monde zierlich verglichen. Die ängstlich erwartende Sehnsucht nach dem abwesenden Gatten spricht sich in Bildern aus; der Zwang des Hofes wird verwünscht, der den Mann von der Seite der liebenden Gattin reißt; die Königin weckt den König zu seiner Pflicht vom Lager der Liebe; zweimal täuscht sie sich, weil sie den Hahn zu hören, den Morgen zu sehen glaubte. Aber häufiger als diese stillen Bilder ehelichen Glückes sehen wir die Leiden der Ehe geschildert. Es klagt die Fürstin um den gefangenen Gatten; wir vernehmen die Klage der Verstoßenen; es fehlt nicht an Betrachtungen über den Mangel an Liebe von Seiten des Gatten. Wir hören auch das Sehnsuchtslied einer verstoßenen Kaiserin. Auch verbrecherische Neigung, und selbst Gattenmord hat Stoff zu Liedern gegeben. Wir wählen zur Probe aus dieser Klasse nur ein Lied, aber eines der herrlichsten der ganzen Sammlung aus.

Klage einer ungeliebten Gattin.

Auf dem Wasser schwankt der Nachen,
Geht nicht, wie und wo er will,
Sondern wie es treibt den Schwachen,
Folget er und seufzet still.
Also fühl' ich mich getrieben
Von dem Manne, den ich lieben
Muß, wiewohl er kund mir gibt,
Daß er selber mich nicht liebt.

Soll ich's meinen Brüdern klagen,
Wie der Gatte mich verlezt?
Meine Brüder werden sagen:
Deines Gatten bist du jezt.

Ach, den Brüdern ist entrissen,
Und die Eltern muß vermissen
Eine Arme, die den Mann,
Nicht den Freund in ihm, gewann!

Mein Gemüth ist nicht ein Spiegel,
Offen lachend in den Tag,
Noch ein Stein, den man vom Hügel
Wälzen kann, wohin man mag,
Noch ein Teppich, nach Behagen
Auf und nieder zuzuschlagen;
Nach der Richtschnur strenger Pflicht
Leb' ich, nur zu Dank ihm nicht.

Um das Loos der armen Frauen
Klag' ich, nicht um meines blos.
Auf ein lieblos Herz zu bauen
Herzenslieb', o hartes Loos!
Die verschmähte, die gekränkte,
Schweigend in sich selbst gesenkte,
Fühlt erwachend ihren Schmerz,
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Leuchtend wechseln Mond und Sonne
Golden, silbernes Geschmeid,
Doch mein Gram, mit keiner Wonne
Wechselnd, wechselt nur mit Leid.
Seh' ich gleich in Seufzerhauchen
Ganz das Leben mir verrauchen,
Wird es doch so leicht kein Duft,
Zu verschwimmen in der Luft.

Von den Klagen und dem Jauchzen der Liebe weg rufen uns die Töne der Jagd ins Blachfeld und in die Gebirge. Da erscheint ein tapferer Mann als erster Jäger, Zecher und Trinker; dann derselbe als Wagenlenker und Tigerjäger; eine kaiserliche Treibjagd wir uns vorgeführt; in dreifacher Steigerung der Kühnheit der Jagd wird uns ein kecker Jäger geschildert, dessen freudiges Entzücken über die Anerkennung durch einen Würdigen und Sachverständigen wir sogleich als Probe dieser Jagdlieder vernehmen wollen.

Der Jäger.

Ich bin dem gewaltigen Jäger begegnet
Am Berge von Nio;
Wir jagten zusammen und waren gesegnet
Vom Glücke, jo jo!
Wir haben zusammen zwei Hirsche geschossen,
Er nannte mich einen besondern Genossen;
Nie freute ein Titel mich so.

Ich habe den mächtigen Waidmann gefunden
Am Berge von Nio;
Wir zogen zusammen, wir jagten verbunden,
Und nichts uns entfloh.
Es glückt' uns, zusammen zwei Eber zu stellen,
Er nannte mich einen beherzten Gesellen;
Wie freute der Name mich, ho!

Ich habe den muthigen Schützen getroffen
Am Berge von Nio;
Und was wir da wünschen nur mochten und hoffen,
Erreichten wir froh.
Wir haben zusammen bestanden zwei Tiger,
Er nannte mich einen verwegenen Krieger;
Wie freute der Lobspruch mich, o!

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Reise nach Catania. Man kann die ganze Welt durchreisen und man wird kaum eine zweite Straße finden, wo in einem Raum von fünfzehn deutschen Meilen in der Länge so viel Schönes zusammengedrängt wäre, als auf dem Wege von Messina nach Catania. Links die immer breiter werdende Meerenge, die zulezt in das jonische Meer ausläuft, rechts die üppigste Kultur; über diesen paradiesischen Thälern hohe Berge, mit Burgen und größern und kleinern Städten besezt, endlich der Aetna. Man braucht dieß Alles blos zu nennen, um einen hohen Begriff von der Schönheit dieses Wegs zu erwecken. Alte und neue Thürme, denn die Engländer haben manche Punkte an der See neu befestigt, stehen auf Felsen am Ufer, die weit ins Meer hineinlaufen, wie bei Nisi und an mehrern Orten; der schönste aber steht bei Capo S. Alessio. — Aber nicht nur von Schönheiten wird das Auge gefesselt, auch grause Naturmerkwürdigkeiten gibt es hier zu beobachten, in den Spuren der Verwüstungen, die die beiden fürchterlichen Elemente, Wasser und Feuer, hier angerichtet haben. Gleich von Messina aus stößt man überall auf Fiumaren. (Was man hierunter versteht, ist schon früher gesagt worden.) Sonderbar nehmen sich diese größtentheils ganz trocknen Bette von gewaltigen, aber kaum stundenlang sich ergiessenden Bergströmen zwischen der reichsten Vegetation aus, die gerade in ihrer Nähe den höchsten Flor erreicht. Große und kleine Steine bedecken schichtenweise den Boden der Fiumaren und bezeichnen ihre Grenze. Von weitem, wie z. B. von den Küsten Kalabriens, sehen sie daher wie große Chausseen aus, deren Zerstörer sie im Gegentheile sind; denn so schön auch die neue, am Ufer angelegte Straße zwischen Messina und Catania ist, so muß sie doch in der Regenzeit wegen Mangel an Brükken nicht zu passiren seyn. Man muß es wohl auch, um nicht unbillig zu seyn, der Schwierigkeit, Brücken über solche Fiumaren anzulegen (wie wir z. B. eine bei Airò sahen, deren Bett so groß wie das des Mittelrheins war), zuschreiben, wenn es bis in die neueste Zeit keine Fahrstraßen in Sizilien gab. Auch muß es viel schwerer seyn, eine Brücke über eine Fiumara zu schlagen, als über einen Fluß, dessen Ufer in den meisten Fällen hoch, wenigstens immer bedeutend über seinem Niveau erhaben sind. Das Bett der Fiumaren dagegen ist völlig mit der Chaussee sowohl, als dem anliegenden Lande in gleichem Niveau, so daß man wahrscheinlich erst damit anfangen müßte, ihnen ein künstliches Ufer zu geben. An mehrern Orten werden jezt in Sizilien Chausseen gebaut, oder sind theilweise schon fertig, aber überall fehlen die Brücken und werden auch wohl so bald nicht erbaut werden.

Taormina. — Man bleibt gewöhnlich die Nacht in Giardini, einem kleinen Orte am Ufer, weil es der halbe Weg ist, besonders aber auch, weil gerade darüber auf dem hohen Berge Taormina liegt, das kein Reisender unbesucht läßt. So stiegen auch wir am andern Morgen mit Tagesanbruch hinauf, und kamen durch das schlechtgebaute, aber nicht unbedeutende Städtchen nach dem Ziel unserer Wünsche, dem Theater von Taormina. Nachdem wir den Zank der beiden Ciceronen, von denen ein jeder sich selbst das Privilegium gegeben hat, es zu zeigen, und die sich daher um uns stritten, geschlichtet hatten, führte uns der Sieger in diesen Zauberort ein. Kein Theater in der Welt hat eine solche Lage, wie dieses. Bekanntlich war es auch das am besten erhaltene antike Theater, ehe man das in Pompeji ausgrub, und es war daher die erste und damals einzige Quelle der Kenntniß aller wesentlichen Theile, aus denen jene bestanden. Nachdem uns unser Cicerone diese gehörig erklärt hatte, führte er uns auf den höchsten Punkt, wo die von der Scene entferntesten Sitze waren, stieg dann zu jener hinab und fing an zu deklamiren. Nicht nur verlor man keine Sylbe von dem, was er sagte, sondern wenn er auch nur das leiseste Geräusch, z. B. durch Knittern eines Papiers, machte, hörte man es in dieser großen Entfernung so deutlich, als wenn man neben ihm gestanden hätte. Das Schönste bei diesem Theater ist aber die Aussicht, die nach allen Seiten hin entzückt und die ihre große Berühmtheit vollkommen verdient. Eine Lücke in der obern Mauer des Theaters ist in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet. Im Rücken hat man das Meer und vor sich die ungeheure Masse des Aetna von der Basis, die sich hier deutlich von der Fläche gleichsam ablöst, bis zum Gipfel. Man kann nur anstaunen und bewundern; wiedergeben läßt sich der Eindruck nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Fourriers Phalanstère.

Auf kurze Arbeiten, oder, wie der Erfinder sagt, auf kurze Sitzungen hält Fourrier vorzüglich; deßhalb soll jede Arbeit höchstens zwei Stunden dauern; die Mahlzeiten sollen ganz köstlich seyn, um auch durch den Reiz des Gaumens die attraction passionnée zu befördern. Im Uebrigen soll, wenn ich nicht irre, etwas von der spartanischen Lebensart eingeführt werden, besonders was die Ehen betrifft; jedoch scheint mir dieser Theil des Plans sehr dunkel; vielleicht hat es Fourrier nicht gewagt, frei mit demselben hervorzutreten. Die attraction passionnée führt jedoch auf dergleichen Vermuthungen. Er kann es nicht genug wiederholen, die Menschen sollen durch das Vergnügen zu ihrem Glücke gelangen. In dem Phalanstère soll sich ein Raum für die Kinder, ein anderer für die Eheleute, ein dritter für die Greise, ein vierter für die Fremden befinden u. s. w. Die geräuschvollen Gewerbe sollen in einem abgesonderten Flügel des großen Gebäudes betrieben werden. In demselben Theile, wo sich die Fremdensäle befinden, sollen auch Ball- und Konzertsäle eingerichtet werden; denn natürlich darf Musik und Tanz nicht fehlen; sogar an die Oper hat der Alles vorhersehende, Alles besorgende Fourrier gedacht. Also auch ein Opernsaal soll vorhanden seyn und, wie sich von selbst versteht, eine vortreffliche Truppe und herrliche Stücke. Lust und Freude sollen im Phalanstère ihren Wohnsitz haben, und es soll den Bewohnern nichts zu wünschen übrig bleiben. Die Erde soll ein Paradies werden, und Fourrier hat ein noch weit reizenderes geschaffen, als Mahomed, und sezt es nicht jenseits des Erdenlebens hinaus, sondern verspricht es uns baar, hier auf diesem Erdboden, wofern wir nur seine Phalanstères errichten. Der ärmste Mann, wofern Armuth in einem solchen Paradies angenommen, ja nur gedacht werden kann, steigt in einer geheizten Vorhalle in seinen Wagen, oder er besucht die Werkstätten, die Ställe, ohne daß es ihm einfällt, zu fragen, was es für Wetter sey? denn überall befindet er sich in einer warmen, heitern Luft. Man wird natürlich fragen, auf welche Art denn die Kosten einer solchen Anstalt für 1500 bis 1800 Einwohner bestritten werden sollen; denn dadurch unterscheiden sich die irdischen Paradiese von den himmlischen, daß sie theuer zu stehen kommen. Fourrier hat Alles im Voraus berechnet. Eine halbe Million Franken ist nach seinem Anschlage zu den ersten Auslagen hinreichend, und der Gewinnst ist so bedeutend, daß die Leute Alles vollauf haben und Alle reich werden. Da sie nämlich ganz enthusiastisch zur Arbeit gehen, vermittelst der Attraction passionnée, so leisten sie Erstaunliches, und ihre Ausgaben werden dadurch verringert, daß sie Alles gemeinschaftlich haben. Wie wird aber der gemeinschaftliche Gewinnst ausgetheilt? Die St. Simonisten sagen: Jedem nach seinen Werken und seiner Fähigkeit. Im Phalanstère gibt es nur enthusiastische Arbeiter, folglich kann jeder auf eine hohe Belohnung Anspruch machen. Besizt ein Bewohner des Phalanstères aber mehrerlei Fähigkeiten, so kann er sich auch in mehrere Serien aufnehmen lassen und bekommt daher in jeder seinen Antheil. Ein vielwissender Mann wird daher ein steinreicher Mann, denn von allen Serien her fließt ihm der Gewinn zu. Noch einem Einwurfe ist Fourriers Vorsicht entgegengekommen. Wie sollen die Armen mit den Reichen leben, da die beiden Klassen eine so verschiedene Erziehung erhalten und so verschiedene Sitten haben? Hierauf antwortet Fourrier: gebt allen Klassen dieselbe Erziehung, laßt ihre Kinder zusammen aufwachsen, so wird nur eine Sprache, ein Ton unter denselben herrschen. — Blieben diese Träume auf dem Papiere, so wäre es kaum der Mühe werth, sich mit denselben abzugeben; allein sie sollen im März des folgenden Jahrs verwirklicht werden. Ein Volksdeputirter, heißt es, gibt 500 Hektaren Landes und ein Kapital von 300.000 Fr. dazu her, um zu Condé-sur-Vesgre, im Arrondissement von Mantes, im Seine- und Oisedepartement ein Fourriersches Phalanstère errichten zu lassen, wo also die Arbeit durch leidenschaftliche Anziehung vor sich gehen soll. Ich fürchte aber, die „leidenschaftliche Anziehung" wird von der Polizei nicht geduldet werden. Die Frauen sollen nämlich in zwei Klassen oder Grade getheilt werden, Vestalinnen und emanzipirte Korporation. Lezteres scheint ein Surrogat der Ehen zu seyn. Ein solches Phalanstère wird in einem christlichen Staate ein großes Skandal seyn, und ich sehe schon voraus, daß Fourrier, sein Phalanstère und seine „leidenschaftliche Anziehung" die Pariser eben so sehr belustigen werden, als die Väter der St. Simonisten, ihr Cölibat und ihre Bärte.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Januar 1833.

Eine glänzende Entdeckung wirft vorwärts, gleich einem Meteor, einen blendenden Schein auf ein weites Feld menschlichen Wissens; aber nur zu oft ist sie wirklich ein Meteor.

Laplace.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir werden uns in diesem Artikel, wie bisher, bemühen, den Lesern eine Uebersicht der wichtigsten Erweiterungen der Naturwissenschaften zu erhalten, und dabei namentlich auch den praktischen Gesichtspunkt, die lebendige Anwendung auf Kunst und Gewerbe nicht ausschließen, da die Forschung nie würdiger erscheint, als wenn sie sich wohlthätig zum unmittelbaren Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens herabläßt. Wie schön und erhaben es ist, den Kreis des Wissens selbst für die Geister zu erweitern, so fragt die Welt doch zunächst nach der praktischen Ausbeute, und die Wissenschaft bewegt sich auf einem weitern und fruchtbaren Felde, wenn sie neben dem Gelehrten zugleich den Menschen befriedigt.

Die Kunst, sehr kräftige Magnete darzustellen, ist ganz kürzlich, und zwar durch ganz verschiedene Methoden, in Nordamerika und Norddeutschland vervollkommnet worden; die neue Welt hat aber, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, rücksichtlich der dabei erzielten Wirkung vor der alten den Sieg davon getragen, was sich leider noch öfter ereignen dürfte. — Zwei amerikanische Gelehrte nämlich, Henry und Ten Eyk, haben die Einwirkung der Elektricität, und zwar, was die meiste Bewunderung verdient, verhältnißmäßig nur sehr schwacher elektrischer Kräfte aufgeboten, um fast unglaubliche magnetische Erfolge hervorzubringen. Ich muß hier aber zuvörderst daran erinnern, daß die Wechselwirkung zwischen Elektricität und Magnetismus eine Entdeckung der neuern Naturforschung ist, welche dem Dänen Oersted, Professor der Physik zu Kopenhagen, angehört, der dieselbe gegen Anfang des vorigen Jahrzehnts machte und sie damals der Welt sogleich in einer eigenen Schrift *) ankündigte. Die Entdeckung dieses merkwürdigen Wechselbezugs zwischen der elektrischen und magnetischen Materie, welchem zufolge Magnetismus durch Elektricität, und umgekehrt auch Elektricität durch Magnetismus erregt werden kann, ist hernach von den Naturforschern weiter verfolgt und in der Darstellung auf die einfachsten Formen zurückgeführt worden. Läßt man nämlich nur zwei Platten heterogener Metalle, z. B. Zink und Kupfer, etwa einige Quadratzolle groß, zusammenlöthen und taucht ein so verbundenes Plattenpaar in ein Becken mit Wasser, zu dem man etwas Schwefelsäure getröpfelt hat, so entsteht schon dadurch in dieser Verbindung verschiedener Metalle eine elektrische Spannung, welche man sofort zur Erregung sehr wirksamer magnetischer Kräfte benutzen kann. Um Letzteres zu bewirken, läßt man ferner an jeder der Platten Häkchen anbringen, an welche ein Draht von

*) Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam. Kopenhagen, 1820. 4.

beliebigem Metalle befestigt werden kann, und umschlingt mit diesem Drahte zuvörderst ein Stück weichen Eisens, dem man, wie den armirten Magneten, gern eine Hufeisenform gibt. Hängt man nun den Draht in die Häkchen der beiden verbundenen Platten und taucht dann dieß Plattenpaar in das gesäuerte Wasser, so theilt sich dadurch die in den Platten erregte Elektricität dem Drahte mit und erregt nun in dem davon umwundenen Eisen magnetische Kraft, welche so lange, als die Einwirkung der Elektricität auf das Eisen, fortdauert.

Dieses einfachen Verfahrens nun bedienten sich auch die beiden obengenannten amerikanischen Naturforscher, um wirklich bewundernswürdige magnetische Kraftäußerungen zu erzeugen, von denen sich bei weiterer Ausbildung dieser merkwürdigen Entdeckung vielleicht noch ganz ungeahnte Anwendungen auf Kunst und Gewerbe machen lassen werden. Es hielten jene Gelehrten dabei das Prinzip fest, die mit dem elektrisirenden Drahte zu umwindenden Eisenmassen möglichst zu vergrößern, die Zahl der Drahtumwindungen aber, welche man spiralförmig gestaltete, so viel als immer thunlich zu vermehren und den Draht selbst, z. B. durch Umwicklung mit Seidenfaden, zu isoliren. Einige theoretische Folgerungen nämlich, auf welche ich hier noch nicht eingehen kann, hatten wahrscheinlich gemacht, und die Erfahrung hatte bestätigt, daß eine solche Isolirung der die Elektricität leitenden Drähte die Wirkung auf das zu magnetisirende Eisen nicht nur nicht vermindere, sondern sogar vermehre, indem es dabei nicht sowohl auf eine wirkliche Mittheilung elektrischer Materie, als vielmehr nur auf eine elektro-magnetische Reizung anzukommen scheint.

Diesen Prinzipien gemäß nahmen also unsere Amerikaner eine drei Zoll dicke, dreißig Zoll lange und sechzig Pfund schwere Stange von weichem Eisen, krümmten sie in Hufeisenform, wie man es zur bequemern Befestigung der anzuhängenden Gewichte mit armirten Magneten überhaupt zu machen pflegt, und umwickelten dieses so gestaltete Eisen mit sechs-und-zwanzig umsponnenen Kupferdrähten, deren jeder ein-und-dreißig Fuß lang war, auf das Dichteste. Die obern und untern Enden dieser Drähte wurden sodann, erstere an die Kupfer- und leztere an die Zinkplatte eines, nach der vorausgeschickten Beschreibung verbundenen Plattenpaares angelöthet, wobei noch bemerkt werden muß, daß man jeder dieser beiden Platten, zum Behuf der gewünschten Verstärkung der Wirkung, eine Größe von beinahe fünf Quadratfußen gegeben hatte. Tauchte man dieses Plattenpaar in das gesäuerte Wasser, so erfolgte jezt eine Wirkung, welche selbst die kühnsten Erwartungen übertraf; denn die, durch jenes Verfahren im Plattenpaare erregte und in den Draht überfließende Elektricität erweckte in dem umwickelten Eisen eine so gewaltige magnetische Kraft, daß dasselbe, so lange die elektrische Einwirkung darauf fortdauerte, das kaum glaubliche Gewicht von 2063 Pfunden zu tragen vermögend war. Freilich verschwindet diese Kraft gleichzeitig mit der sie hervorrufenden elektrischen Aufreizung; aber schon ihr momentanes Vorhandenseyn ist einem physikalischen Wunder zu vergleichen, und wenn es dem Experimentator vielleicht einst gar noch gelingt, diese Kraft durch irgend eine Modifikation seines Verfahrens an das Eisen zu fesseln, welcher Hoffnung wir nicht entsagen, so gibt es wohl kein zweites Beispiel in der Experimentalphysik, wo mit verhältnißmäßig so ganz unbedeutenden Mitteln so ganz Ungeheures geleistet worden wäre.

Fast gleichzeitig mit diesen nordamerikanischen Naturforschern hat man sich auch in Norddeutschland um Vervollkommnung der Magnete bemüht, obgleich hier ein ganz anderer Weg eingeschlagen, aber auch bei weitem kein so staunenswerthes Resultat erzielt worden ist. Ein Berliner Künstler nämlich, mit Namen Dübler, hat durch bloße Verbindung mehrerer kleinern Magnete von Hufeisenform eine sogenannte magnetische Batterie, die außergewöhnliche Kräfte besizt, zu Stande gebracht. Vorher muß aber erwähnt werden, daß Berlin schon früher einen sogenannten Riesenmagnet besaß. Derselbe ist die Arbeit eines Casseler Mechanikers, mit Namen Gundlach, und befindet sich jezt im Besitze des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin. Er zieht 300 Pfund, ist aber von einem größern eigenen Gewichte, als der nunmehr näher zu erwähnende Dübler'sche Magnet. Das ganze eigene Gewicht dieses lezteren nämlich beträgt nur wenig über vier-und-zwanzig Pfund; zusammengesezt ist er dabei aus dreißig kleinern, wie gesagt, hufeisenförmig gestalteten Magneten, welche auf einander gelegt und einfach an einander befestigt sind. In dieser Zusammensetzung trägt er 320 Pfund. Jeder einzelne der ihn zusammensetzenden dreißig Magnete trägt dagegen höchstens acht Pfund, welches also zusammen nur 240 Pfund geben würde. Man sieht hieraus, daß die Zusammensetzung eine gegenseitige Verstärkung von achtzig Pfunden hervorbringt; und dieß ist die interessante Seite der Dübler'schen Vorrichtung. Denn bisher ist es noch nicht gelungen, dergleichen magnetische Zusammensetzungen zu bewirken, deren Gesammtkraft die Wirkungssumme der einzelnen Elemente übertroffen hätte; im Gegentheil fand sich erstere stets kleiner als leztere, und dieser Umstand schien in der Natur der Sache zu liegen, da man in der Batterie allerdings eine gegenseitige Aufreibung von Magnetismus anzunehmen berechtigt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

An die Jagd schließt sich der Krieg an. Die Geschichte des chinesischen Reiches vor Confucius erzählt uns von innern und äußern Kriegen. Wiederholt wird das Reich von der Geißel des Bürgerkrieges heimgesucht, und an der Nordgränze lauern Tartaren, immer zum Einbruch und zur Plünderung bereit. Gegen sie nun zieht der Krieger auf den fernen Posten und denkt dort an Vater, Mutter und Bruder in der Heimath, und sagt sich, wie sie sich um ihn grämen und ihren Gram aussprechen werden. Während die Krieger in den fernen Kampf ziehen, bleiben die Felder unbestellt; aber des Kaisers Dienst geht vor allem. Ein plötzlicher Einbruch macht die schnellste Bewaffnung nöthig; da bietet dann ein Kriegskamerade dem andern verschiedene Rüstungsstücke an, damit er nicht zurückzubleiben genöthigt werde. Jahrelang muß der Feldherr den Krieg an den Grenzen führen; wenn er dann heimkehrt, hören wir die Lieder seiner Soldaten, die ihn preisen. Wir finden ein Gastlied auf denselben Feldherrn; er bleibt nicht ohne Anfeindung, aber er stemmt sich den Gegnern als ein gewaltiger Wolf heldenhaft entgegen. Die Grenzwächter sehnen sich nach der Zeit ihrer Ablösung; die Besieger der Barbaren loben sich selbst; wir hören die Schilderung eines Heeres in einzelnen Zügen, die Klagen des Soldaten, daß der Feldherr ihn so von Noth zu Noth führe, indeß die Mutter zu Hause darbe; die Beschwerlichkeit eines weiten Kriegszuges über steile Berge, durch Regen und Schnee, der Dienst des Feldherrn in empörten Provinzen und die Noth der Soldaten werden geschildert.

Zwei Feldherrn gegen Empörer gesandt.

Der Kaiser schickt zwei Feldherrn und zwei Heere,
Und jedes zieht in Eil.
Was gibt dem einen Feldherrn er zur Wehre?
Den Bogen und den Pfeil.
Geh, schlage, die mir widerstreben!
Und wenn sie sich der Gnad' ergeben,
So sey die Gnad' ihr Theil.

Der Kaiser schickt zwei Feldherrn und zwei Heere,
Und beide ziehn in Eil.
Was gibt dem andern Feldherrn er zur Wehre?
Die Sichel und das Beil:
Du sollst die Frevler ganz ausrotten,
Die wagen meiner Macht zu spotten;
Es bleibt für sie kein Heil.

Der Grenzwächter.

Sitzend auf dem Felsgestein,
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Wacht allein und schläft allein,
Fürchtet nicht der Wildniß Schrecken,
Spricht: Geschworen hab' ich eben,
Anders als mit meinem Leben
Nicht den Posten aufzugeben.

Auf des Berges Felsabhang
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und so weit man hört den Klang,
Muß er Muth dem Land erwecken;
Denn er sagt in seiner Mitten,
Daß nicht von Barbarentritten
Sind die Grenzen überschritten.

Auf des Berges höchstem First
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und so weit du's hören wirst,
Mußt du, Feind, zurückeschrecken;
Denn es redet dir das Zeichen
Von dem Helden ohne Gleichen
Und der Hut in unsern Reichen.

Die Mühen des Krieges führen auf die Beschwerlichkeiten, die der Beamte, der Kaiserdiener, zu tragen hat. Es ist die Eile, der Drang, welchen der Dienst mit sich führt, was besonders geschildert wird; so klagt einer, er müsse so sehr eilen, daß er verkehrt in die Schuhe und ins Kleid fahre, und wendet dann doch diese Klage zu einem Loblieде auf die rastlose Thätigkeit des Kaisers. Der Hofmann vergleicht sein mühseliges Leben mit der freien Behaglichkeit der Landleute und beschließt, den Hofdienst aufzugeben. Keine Rücksicht irgend einer Art, keine Sorge für seine Familie hält den vorwärtsstrebenden Diener im Dienste des Kaisers auf. Besonders sind es die Kaiserboten, welche über die unausgesezte Beschwerlichkeit ihres Dienstes klagen. Dagegen erquickt es, zu lesen, wie der Vogt die Arbeiter besucht, wie er ihnen Speisen sendet, die er selbst kostet, wie sie ihn dafür loben, ihm überreiche Erndten verheißen und dagegen auch immer reichliche Kost hoffen.

Ueberdruß des Hoflebens.

Dort durch freie Räume
Wandeln sie in Ruh,
Warten Maulbeerbäume,
Singen froh dazu.
Warum opfern wir die Kräfte
Hier verdrießlichem Geschäfte?
Gehn wir heim zusammen ich und du!

Dort auf eignen Fluren
Lassen sie den Stier
Ziehn des Pfluges Spuren
Ohne Ruhmbegier.
Warum mühn wir uns verdrossen,
Wo uns keine Saaten sprossen?
Komm, nach Haus zusammen gehen wir!

Auf die Speicher schütten
Sie den Vorrath klein,
Zäunen in die Hütten
Sich mit Frieden ein.
Für den Bau des Staats zu streben,
Hat verkümmert unser Leben;
Komm und laß uns für uns eigen seyn!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Literatur.

Ich habe Ihnen in meinen vorigen Briefen über unser ganzes öffentliches Leben und seine Bewegungen, über Hospitäler und Festungswerke, Budget und hungernde Arbeiter, über Verschwendung und Armuth gesprochen, die bekanntlich bei uns dicht bei einander wohnen. Es ist Zeit, daß ich von dem ernsten, strengen und spröden Stoff auf das Wenige übergehe, was in Literatur, Wissenschaft und Kunst in Jahresfrist bei uns aufgegangen ist.

Eine Art geistiger Cholera befällt einen, wenn man heutzutage einen Blick auf die poetischen Erzeugnisse wirft, welche die Pariser journées glorieuses zum Gegenstand haben. Nicht Victor Hugo allein sprach von géans und fils de géans; auch in Lyon spukte das in unsern Tagen so lächerlich gewordene Unwesen. Zuerst kam ein Herr Kaufmann mit seinem Gedicht: Gloire, deuil et liberté, in dem neben viel Aufgetriebenheit, Schwulst und Eitelkeit gute Stellen zu finden sind. So apostrophirt er in der Gloire den König Karl X.:

L'orage se prépare... entends tu la tempête?
Un géant en naîtra, qui, planant sur ta tête,
T'enlèvera, chétif, avec sa main de fer:
Puis, ouvrant cette main dans le milieu de l'air,
Et te laissant tomber vers la terre étonnée,
Brisera sur le roc ta tête couronnée!
Le géant, c'est le peuple!...

Dieß war im Julius 1830 ein schönes und richtiges Bild; es könnte seyn, daß es im nächsten Julius wieder eben so wahr wäre. In der ersten Abtheilung dieser Trilogie, in der Gloire, wird die Freiheit einem Schmetterling mit goldenen Flügeln verglichen. Auch aus dieser Allegorie spricht eine große nationale Wahrheit. Bei den Franzosen ist die Freiheit kein begeistertes, tiefes, reines Hochgefühl, das sich auf sittliche Reife und ächte Civilisation gründet, sondern ein glänzendes Luftwesen. Uebrigens haben auch diese Verse den Hauptfehler der ausgearteten neuen Dichterschule in Frankreich: das krampfhafte Ringen nach Originalität. In England hat Lord Byrons infernalische Ironie und sein manirirter Leichtsinn eine Menge junger Männer zur Nachahmung verleitet. Da sie des Dichters Genie nicht erreichen konnten, so hingen sie sich an seine Fehler und überboten sich seitdem in düstern, Welt, Leben und Menschen verachtenden Ideen. In Frankreich ist es eben so gegangen; denn die Nachahmer Chateaubriands, Lamartine's und Victor Hugo's sind seit einiger Zeit ins Gezwungene und Bizarre gefallen, das keine Grenzen mehr kennt. Die Situationen unserer Dichter sind in der Regel falsch, entlehnt oder unwahr; hier ein blühender, wohlgenährter Dandy, der immer von seiner mourante vie spricht, dort ein recht glücklicher, in den angenehmsten Lebensverhältnissen lebender jeune France, der sich dès long tems au malheur condamné nennt, oder ein Coridon, der von einer lockern Schönheit zur andern eilt und dann noch über sa virginité étouffée klagt.

Anziehender als dergleichen Poesien ist ein rein positives Werkchen: Mémoire sur la ville et le commerce de St. Etienne, welches interessante Notizen über die ungeheure Fabrikthätigkeit dieses französischen Birminaham enthält, das in wenigen Jahren von 7000 Einwohnern auf 40.000 kam. Hier sind die Waffen-, Quincallerie- und Bandfabriken, die Gewinnung der Steinkohlen; die Arbeit in den großen Schmieden, die Stahlbereitung, die Hochöfen, der Bau der Eisenbahnen und die Gaze- und Seidenfabriken beschrieben. Aus dem vielen Interessanten hebe ich nur das aus, was die Fabrikation der Schnürbänder betrifft. Sie begann erst im Jahre 1807 auf einem Webstuhl, jezt sind deren 2000 beschäftigt; alle zusammen weben täglich über 200.000 Ellen Schnürband, und dieß ist so wohlfeil, daß das Stück baumwollenes Schnürband von sechs-und-dreißig Ellen Länge nicht mehr als 25½ Centimen kostet. Die Fabrik Richard Chamboveis verbraucht allein sechshundert metrische Centner rohes Material.

Lyons Geschichte ist lange nicht gut bearbeitet worden. Daran war großentheils die Abhängigkeit von der Geistlichkeit Schuld, die es nicht gerne sah, daß über Lyon wahr und rücksichtslos geschrieben werde. So entstand Mallebranche's einseitige Geschichte unserer Stadt. Es war Zeit, daß diese Lücke endlich einmal ausgefüllt wurde. Dieß Geschäft hat ein Lyoner, Namens P. Clerjon, übernommen und nicht ohne Talent ausgeführt. Sein Buch ist eigentlich eine Geschichte der französischen Civilisation überhaupt, mit all ihren Abstufungen und Einzelnheiten; immer aber herrscht das Lyoner Handelsvölkchen vor, unter dem Einfluß unserer eigenthümlichen Institutionen während der gallischen und römischen Herrschaft, im Mittelalter, in der Feudalherrschaft und endlich seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Der Verfasser hat seinen Gegenstand so wahr und richtig gefaßt, daß jede dieser historischen Epochen eigenthümliche Zeichnung und Farbe hat. Die Römerherrschaft, von der in unserer Gegend so viel merkwürdige Spuren übrig sind, beschreibt er mit einer gewissen Pracht und Vornehmheit; die Herrschaft der germanischen Völker, die der Franzose natürlich Barbaren nennt, erfüllt ihn aber fast mit eben so viel Ingrimm, wie die Herrschaft des verderbenen Klerus. Bei der Erzählung des endlichen Siegs und Uebergewichts der Lyoner Gemeinde geräth der Verfasser in patriotische Begeisterung. Zwischen Sittendarstellungen gehen Beschreibungen von vaterländischen Denkmalen durch, aber nicht einzelnstehend, kalt und wie eingelegte Arbeit, sondern lebendig eingreifend in die Geschichte; sie bilden eine lebendige Bühne, auf der die großen Ereignisse vorgehen, z. B. Provinzialsynoden, Konzilien und Volksversammlungen. Jeder merkwürdige Mann spielt da seine Rolle und erscheint oft in treffendem Bild; so z. B. Pabst Gregor VII. „Hildebrand war aus ziemlich niederm Stand, aber durch Eifer, Gelehrsamkeit, Unerschrockenheit und Genie weit über seine Zeit erhaben. In mehrern Städten hatte er den wilden Gelagen beigewohnt, denen sich die damalige Geistlichkeit so gern und so häufig überließ; mit Abscheu hatte er die schamlose Simonie, deßgleichen öffentliche Unordnungen, Ausschweifungen und die grenzenlose Liederlichkeit der Priester, Bischöfe und Mönche gesehen. So entstand in ihm der feste Vorsatz, große Reformen in der geistlichen Welt vorzunehmen und dieselbe durch strenge, exemplarische Strafen zu erschrecken. Als er endlich auf dem päbstlichen Stuhl in Rom saß, wollte er sich, wie seine Vorfahren, die Römer, den ganzen Erdball unterwerfen.“ — Man hat es an Clerjon gelobt, daß er nicht Barante, Merimée und einigen andern französischen Schriftstellern in seiner Darstellungsart gefolgt ist; denn von dieser Weise ist man nun auch in Frankreich zurückgekommen, weil man sie nicht für etwas tief Begründetes, sondern nur für eine Mode hält. Clerjon erzählt nicht die Ereignisse mehr und weniger genau und verschwindet dabei ganz als Geschichtschreiber; er gibt nicht blos eine Chronik, sondern er raisonnirt auch, er hat noble Passionen. Er vergöttert seine Vaterstadt Lyon und kennt nichts darüber, er seufzt über ihre Unglücksfälle und freut sich über ihre Triumphe. Dabei läßt er aber manchmal die Geschichte links liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Januar 1833.

Die Ruhe, die Freiheit, unserer Wünsche Ziel zu jeder Zeit,
Die Kühle, die mich hier umweht, versetzen mich in eine andere Welt.
Wie wenig Muße lassen einem die Staatsgeschäfte, solch Glück zu kosten!

Ju-Kiao-Li
oder die beiden Basen.
Aus dem Chinesischen von Abel-Remusat.

Der Schi-king.

(Fortsetzung.)

Die Mühsal des Dienstes wechselt von Zeit zu Zeit mit Erquickung beim heitern Mahle, bei den Freuden der Geselligkeit, bei glänzenden Festen; der Uebergang von der Arbeit zur Erholung wird durch ein Gedicht bezeichnet, in welchem sehr einfach ausgesprochen wird, daß, wer essen wolle, arbeiten müsse, wer Aehren haben wolle, das Säen nicht vergessen dürfe, wer Brod essen wolle, sich dem Schneiden des Getreides nicht werde entziehen dürfen, und daß sich auf die Jagd verstehen müsse, wer Wildpret speisen wolle. Wir finden hier folgende Gegenstände behandelt. Elegische Schilderung der Winterstille nach der Arbeit des Sommers und Herbstes; ein Reicher, der seines Reichthums nicht genießt; Glück des sorglosen Unbeweibten; Vergleichung des Gastlichen mit dem Birnbaume, der alle Wanderer zu seinem Schatten lädt; Beschreibung des Königsfestes im Anzug klingelnder Wagen, im Rauschen der Musik; das Glück der Theilnahme daran auf's Höchste gepriesen; herrliche Schilderung eines Ohnesorge von Müßiggänger; einladend reizende Schilderung der Genügsamkeit; Lob des Gastes; Preis der Geselligkeit. Treffliche Fische werden gespeist, herrliche Trinklieder angestimmt; der Gast wird durch schöne Vergleichungen geehrt; ein kleines Fest wird allerliebst geschildert; ein vertrauter Gesellschaftskreis, doch mit der Aussicht auf äußere Stürme, beschrieben. Wir erhalten auch die vollständige Schilderung eines heitern Festes: Essen, Trinken, Pfeilschießen, Strafe für die Fehlenden, Tanz, Opfer für die Ahnen werden uns nach einander vorübergeführt. Wir erfahren die wohlausgedachte Bestellung eines Weinvogts, der das Uebermaaß beim Zechen verhüten soll, wissen aber freilich auch keinen Rath, wenn der Weinvogt selbst zu tief in's Glas geblickt. Wir sehen, wie der König mit Behagen auf seinem stillen Schlosse trinkt, und hören die Warnung, die an Alte ergeht, sich vor dem Uebermaaß im Trinken zu hüten.

Der Müßiggänger.

Vor dem Thore steht die Eiche,
Und die Ulme wächst am See,
Drunter sizt der ihnen gleiche
Sorgenfreie Sohn von Tsee.

Einen Glückstag wählt er eben,
Um auf's Feld sich zu begeben;
Dort wird er den Mais nicht pflanzen,
Aber einen Reihen tanzen.

Einen Glückstag wählt er aus,
Und verfügt sich aus dem Haus;
Zwar wird er den Hanf nicht sä'n,
Aber doch spazieren gehn.

Geselligkeit.

Auf den Wipfel fliegt die Taube,
Ruft der andern schmeichelnd zu.
Das sind Vögel unter'm Laube,
Und ein Mensch, ein Mensch bist du.

Wenn die Vögel sich bestellen,
Lad'st du dir nicht auch Gesellen?
Selbst der Weltgeist fordert auf dazu.

Greise, welche gleichen Namen
Mit mir führen, lad' ich ein.
Wenn sie nicht zum Feste kamen,
Sollt' ich darum böse seyn?
Meinen Wein hab' ich geklaret,
Meines Hauses Flur gekehret,
Und wenn Niemand kommt, zech' ich allein.

Greise von verschiednen Namen
Lad' ich ein zu meinem Schmaus.
Wenn sie nicht zum Schmause kamen,
Mach' ich mir kein Leid daraus.
Eingeschlachtet ist ein Böckchen,
Aufgestellt sind Blumenstöckchen,
Und ich selber bin mein Gast im Haus.

Sey' ich meinen Gästen fade
Speisen vor und trüben Wein?
Jeder, den ich zu mir lade,
Findet's bei mir frisch und rein.
Trommel selbst und Pauke schlag' ich,
Meinen Leib im Tanze trag' ich,
Und dazwischen schenk' ich allen ein.

Festlied.

Fische gibt's im Westen,
Trinken Wasserfluth;
Wir im Wein, dem besten,
Trinken frohen Muth.
Lebe hoch der Wirth, der seinen Gästen
Es bereitet also gut!

Bäume gibt's im Osten,
Trinken Thau allein;
Aber wir verkosten
Manche Sorte Wein.
Stehe fest das Haus mit seinen Pfosten,
Falle von der Gäste Lärm nicht ein!

Vögel gibt's im Norden,
Schwärmen allzufrei;
Wenn sie trunken worden,
Führen sie Geschrei.
Lärmet nicht gleich den Barbarenhorden,
Sondern Anstand sey dabei.

Das kleine Fest.

Der Wein ist nicht der beste,
Doch trinken wir ein Glas.
Gekocht ist nicht für Gäste,
Doch komm, wir essen was.
Komm, uns vereinen laß
Zu einem kleinen Feste!

Ich kann mich dir nicht gleichen
Im Tanz, es ist dir kund,
Und im Gesang muß weichen
Dem deinigen mein Mund.
Doch laß uns singen und
Die Hand zum Tanz uns reichen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Dieses Hinderniß der Erzeugung kolossaler magnetischer Wirkung von Dauer, im Gegensatze ihrer blos temporären Darstellung durch das von den Amerikanern angewendete, oben beschriebene Verfahren, scheint hiernach vermittelst Düblers Methode beseitigt zu seyn, und es wird nur darauf ankommen, ob es bei weiterer Anwendung derselben gelingt, den Kraftüberschuß der magnetischen Batterie fortwährend im Verhältnisse der vermehrten Elementezahl zu vergrößern. So viel ist ausgemacht, daß sich der Naturforschung hier eine, früher ganz ungeahnte Gebietserweiterung zeigt, und es ist merkwürdig, daß fast gleichzeitig zwei so ganz verschiedene Wege entdeckt worden sind, um von entgegengesezten Seiten immer tiefer in dieses neue Wunderland des Magnetismus einzudringen.

Diesen Erfahrungen über die Möglichkeit einer außerordentlichen Vermehrung des Magnetismus im Eisen stehen neuere nautische Beobachtungen über die, unter lokalen Umständen eintretende Verminderung der Beständigkeit gegenüber, mit welcher die Magnetnadel ihre gewöhnliche Richtung behauptet. Man muß sich in diesem Bezuge zuerst daran erinnern, daß die Magnetnadel nur auf sehr wenigen Punkten der Erdoberfläche genau nach Norden und Süden weist, sonst aber überall eine bald östliche, bald westliche Abweichung hat, und daß selbst hierin mit der Zeit beständig Veränderungen vorgehen. Allein alle diese Veränderungen scheinen von einem großen magnetischen Prozesse im Innern der Erdkugel abzuhängen und eine gewisse Regelmäßigkeit zu beobachten, welche erlaubt, dieselben auf ein bestimmtes Gesetz zurückzuführen. Anders verhält es sich mit den lokalen Affektionen, welche die Magnetnadel an gewissen Stellen der Erdoberfläche erfährt, und von welchen wir hier sprechen wollen. Schon früher hatten die Seefahrer vielfach darauf aufmerksam gemacht, daß die Magnetnadel in der Nähe von Uferstellen, wo viel Basalt oder anderes eisenhaltiges Mineral vorkommt, eigenthümliche Abweichungen von der sonstigen Richtung erleide; und besonders hatten die englischen Schiffskapitäne, Roß und Parry, bei ihren bekannten Expeditionen nach dem Nordpole, in der Nähe desselben dergleichen Abnormitäten in der Richtung der Magnetnadel bemerkt, welche von mehrern Naturforschern auf Rechnung großer, dort wahrscheinlich vorhandener Eisenlager gesezt wurden. Allein in der neuesten Zeit war dagegen durch vielfache Beobachtung auch wieder dargethan worden, daß die Magnetnadel atmosphärischen Einflüssen: der Feuchtigkeit, der Temperatur u. s. w. unterworfen ist, und daß besonders die leztere eine sehr bedeutende Wirkung

auf die Intensität ausübt, mit welcher die Nadel ihre sonstige Richtung behauptet. Es blieb daher bis auf einen gewissen Grad immer noch problematisch, ob jene unregelmäßigen Abweichungen ihren Grund in der mineralischen Configuration der Uferstellen, oder in atmosphärischen Einflüssen hatten. Diesen Zweifeln hat nun der englische Kapitän Flinter bei seiner jüngsten Reise auf dem Ober-See in Canada auf einmal ein Ende gemacht. „Nachdem ich die Königsinsel auf diesem See verlassen hatte," erzählt er in der Beschreibung jener Reise, „nahm ich meine Richtung bei heiterem Wetter und ziemlicher Windstille gegen die Blackbay. Je näher ich dem Ufer kam, desto mehr bemerkte ich eine Abweichung der Magnetnadel von der Richtung, welche sie eigentlich haben sollte, und als ich endlich dem Ufer ganz nahe war, blieb sie unbeweglich stehen. Oft schon hatten mir Seemänner, durch welche jene Küste beschifft worden war, von diesem Phänomen erzählt, und da mir äußerst daran gelegen war, mich von den Gründen dieser sonderbaren Erscheinung selbst genau zu überzeugen, so ruderte ich in einem Boote an das Land, um die natürliche Beschaffenheit der Felsen zu untersuchen, welche hier die Küste bilden. Sogleich erkannte ich auch, daß diese Felsenbänke von schwärzlich veilchenblauer Farbe eine Menge Eisentheile enthielten, und in den Vertiefungen fand ich große Stücke gediegenen Eisens." Der Einfluß dieser Felsen auf die Nadel war so groß, daß schon die Annäherung auf einige Meilen hinreichte, um die Abweichung sehr bedeutend zu modificiren, und was die Sache außer allem Zweifel sezt, so hing die Größe dieser Veränderung von dem größern oder geringern Eisengehalte der Felsen ab. Es ist also gewiß, daß nahe und große Eisenmassen einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Richtung der Nadel des Kompasses haben, wodurch dieses Instrument an Zuverläßigkeit natürlich außerordentlich einbüßt.

Aehnliche Einwirkungen auf die Nadel des Kompasses, wie die eben angeführten, von äußern Eisenmassen herrührenden, entstehen allerdings auch aus den großen Mengen dieses Metalles, welche, namentlich bei der heutigen Bauart, im Innern der Schiffe selbst angebracht sind. Leztérem, längst bemerkten Uebelstande hat man indeß in neuerer Zeit durch eine sehr sinnreiche Einrichtung bereits zu begegnen gewußt. Da nämlich diese, im Innern des Schiffes angebrachten Eisenmassen ihre Stelle nicht verändern und der Kompaß ebenfalls seinen festen Platz in der Nähe des Steuers hat, so erhält die Einwirkung auf die Nadel dadurch eine gewisse Regelmäßigkeit, der man also entgegenwirken kann. Man bestimmt zu diesem Zweck den Einfluß des im Schiffe vorhandenen Eisens auf die Aenderung der Declination der Nadel durch Beobachtung genau und bringt sodann, ganz in der Nähe der leztern, eine kleinere Masse Eisen unter dem Namen der „Correctionsplatte" an, welche jenen Einfluß compensirt. Ob die Absicht dieser Compensation erreicht sey, wird ebenfalls durch Versuche entschieden, und solchergestalt die Besorgniß wegen des im Schiffe selbst befindlichen Eisens beseitigt. In Absicht auf die Einwirkung äußerer Eisenmassen hingegen, wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß vielleicht die oben geschilderten neuen Methoden zur Erweckung eines höchst kräftigen Magnetismus auch auf Verstärkung der Intensität der Richtungstendenz der Nadel ausgedehnt, und dadurch eben so technisch, als wissenschaftlich wichtig gemacht werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Mola. — Von Taormina aus sieht man im Vordergrunde eine sonderbare Stadt auf einem Felsen liegen, der mehr als doppelt so hoch ist, als der von Taormina. Es ist Mola. Von Taormina aus gesehen, begreift man schlechterdings nicht, wie Menschen da hinaufgekommen sind; denn die weit über tausend Fuß hohe Klippe ist von dieser Seite senkrecht wie eine Mauer. Blos auf der andern, gegen das Gebirge hin, führt ein äußerst steiler und gefährlicher, aber doch zu erklimmender Pfad hinauf. Nur die sonst so große Furcht vor den Seeräubern kann den, ohne diesen Umstand unbegreiflichen, Entschluß erklären, sich auf einem solchen Adlerneste anzusiedeln. Auch wird das allmählige Verschwinden dieser Besorgniß nach und nach die Bewohner solcher unbequemen Wohnplätze bewegen, wenigstens da, wo, wie hier, unten keine schlechte Luft ist, sie zu verlassen und sich in der Ebene und am Ufer anzubauen. Ja, an einigen Plätzen soll man schon den Anfang damit gemacht haben. Die armen kleinen Kinder in Mola werden, wenn auch dieses einmal herunter versezt seyn wird, am meisten dabei gewinnen, indem sie dann erst das ihnen bis jezt unbekannte Glück, frei im Freien spielen zu können, genießen werden; denn da der größte Theil dieses Städtchens an den fürchterlichen Abgrund stößt, an welchem keine Einfassung vor dem Herunterstürzen schützt, so müssen die kleinen, vor den Häusern spielenden Kinder, um sie vor Unglücksfällen zu bewahren, wie Thiere an lange Stricke gebunden werden, die ihnen zwar einigen Spielraum lassen, aber sie vom Rande fern halten.

Indianische Feigen. Was einem Nordländer am meisten auf dem ganzen Wege auffallen muß, das ist die unendliche Menge von indianischen Feigenbäumen, die man überall, auf jeder Mauer und zu beiden Seiten der Straße, fast ohne Unterbrechung, Spaliere bilden und von Früchten strotzen sieht. Die Fülle derselben ist

so ungeheuer groß, daß man begreift, wie ein großer Theil der Bevölkerung den Sommer über fast einzig von dieser nahrhaften und erfrischenden Frucht leben kann. Am Wege scheint Jeder ein Recht darauf zu haben; in Städten, wo sie verkauft werden, kosten dreißig bis vierzig Stück — und sie sind so groß, wie die größten Birnen — nur einen sizilianischen Gram, d. h. einen halben Kreuzer. Es ist kaum zu glauben, wie leicht sich diese herrliche Frucht fortpflanzt. In die Ritzen der Steine einer Mauer braucht man blos hin und wieder abgerissene Blätter dieser Cactusart zu stecken, aus welchen dann in kurzer Zeit große Stämme entstehen, die die Mauer über und über bekleiden, so daß man nichts mehr von ihr gewahr wird. Auf diese Weise bilden sie die schönsten Einfassungen der Straßen und Gärten.

Große Bevölkerung. — Dieser Weg ist gewiß die bevölkertste Strecke in ganz Sizilien. Wenn man endlich nach beinahe zwei deutschen Meilen über die Orte hinauskommt, die mit der Vorstadt von Messina eine ununterbrochene Reihe von Häusern bilden, so findet man doch wieder, nach geringen Unterbrechungen, bis nach Catania eine Menge von kleinen und größern Ortschaften, so wie auch einzelner oder in Gruppen stehender Häuser, der vielen zur Seite auf den Bergen gelegenen Flecken nicht zu gedenken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Literatur. Ursachen des Elends der untern Klassen.

Bedeutend und interessant ist eine kleine Schrift: Examen des causes de la détresse industrielle de la ville de Lyon, welche bald nach den blutigen Novembertagen erschien. Ihr nach sind die Ursachen von der in Lyon zunehmenden Verarmung der niedern Stände schon alt. „Unsere Arbeiter sterben Hungers, sie leben im schrecklichsten Elend. Die fleissigste und unausgesezteste Arbeit genügt nicht mehr zu ihrem Unterhalt. Dieser Jammer, diese Leiden führen den Arbeiter irre, und er klagt deßhalb diejenigen an, mit denen er in täglicher Berührung steht, nämlich die Fabrikherrn. Weil die Armen in Noth und Verzweiflung sind, so meinen sie, die Fabrikherrn seyen geizig; sie verkennen, daß diese sich alle Mühe geben, ihnen Unterhalt zu verschaffen, und daß von ihnen alle ihre bisherige Nahrung ausging; und doch kann man den Lyoner Arbeitern nicht vorwerfen, daß sie leicht aus der Fassung kommen. Wie sie unermüdet in der Arbeit sind, so verlieren sie auch bei einem Stocken unsers Handels nicht gleich den Kopf; denn sie wissen, daß häufige Bestellungen nie näher sind, als wenn sie eine Zeitlang ausgeblieben waren. Die wahrhafte Gefahr der Lyoner Industrie hat nicht eine, sondern einen Verein von Ursachen, von denen viele ganz unmerklich sind, wie die kleinen Wasserrinnen und Bäche, die am Ende Ströme bilden. Alle diese Ursachen zusammengenommen machen die Lage des Lyoner Arbeiters schlimmer, als die der Arbeiter in der Fremde, die mit ihm in Konkurrenz treten. Seidenfabriken gibt es jezt in der Schweiz, in Preussen und in Rußland; sie mehren sich dort noch täglich, und überall sind die Steuern nicht so hoch, Lebensmittel und Wohnungen nicht so theuer, als in Lyon. Wenn wir zu diesem Nachtheile noch den vermehrten Arbeitslohn fügen und dadurch den Preis unserer Seidenwaaren noch mehr erhöhen, so ist es unvermeidlich, daß die sonst nach Lyon gekommenen Bestellungen ins Ausland gehen; es ist diese Vertheuerung unserer Waaren das sicherste Mittel, uns zu ruiniren und die fremden Fabriken in größten Flor zu bringen, ja ihre Zahl noch bedeutend zu vermehren. Wir haben nur ein einziges Mittel, diese Fabriken zu erhalten, das ist, unsern Seidenarbeitern das Leben leichter zu machen. Mehr Arbeitslohn kann ihnen nicht gegeben werden, weil dieß den Preis unserer Fabrikate erhöhen und dadurch unsere Fabriken gegen die ausländischen in zu großen Nachtheil stellen würde; also bleibt nur Ein Mittel: wir müssen uns bemühen, seine Abgaben und Lasten zu vermindern. Dazu muß die Regierung und die städtische Behörde zusammenwirken. Mit der vorgeschlagenen (vor Kurzem ausgeführten) Maaßregel, die Abgabe auf die eingeführte Webseide zu vermindern, würde nur wenig für die Verminderung des Preises unserer Seidenwaaren gewonnen werden, denn

i. J. 1828 wurden bezahlt auf	25.636.171 Fr.	866,339 F.	Abg.
„ 1829 „ „ „	45.836.632 „	1.496.621 „	„
„ 1830 „ „ „	33.587.133 „	1.132.247 „	„

mithin in der Mittelzahl 1.165.142 Fr. Abgaben, die auf ganz Frankreich vertheilt sind. Ueberdieß ist diese Abgabe der Kultur der Seidenwürmer in unserm Süden sehr vortheilhaft, und diese Kultur ist dem Lyoner Fabrikstand wieder sehr nützlich. Es gibt etwas Anderes, dessen Verminderung oder gänzliche Abschaffung unsern Arbeitern von weit größerm Nutzen seyn würde, nämlich die Lotterie. Sie hat allein im Rhonedepartement im Jahre 1829. 4.731,311 Fr. und im Jahre 1830. 3.013.001 Fr. eingenommen, wovon fast Alles auf die Stadt Lyon kommt. Diese ungeheuren Summen geben beinahe lediglich von Arbeitern und Unbemittelten ein. Bei diesen aber ist der Verlust des Geldes noch weit unbedeutender, als der Nachtheil, der für die Sitten daraus hervorgeht, besonders die verminderte Lust zur Arbeit. Der Gewinn für die Lottospieler war im Jahre 1829. 3.631,882 Fr. und im Jahre 1830 2.205,539 Fr. Jedermann weiß aber, daß bei diesen Leuten der Gewinn noch schädlicher auf die Sitten wirkt, als der Verlust. Abgerechnet die Administrationskosten, gewinnt demnach die Regierung 900.000 Franken jährlich von den armen Arbeitern und unterhält damit ein immer störendes Element, wodurch Lust an der Arbeit, Fleiß und alles sittlich Gute untergraben wird. Nach der Lotterie kommt der ungeheure Stand der Staatsabgaben, die sich jährlich vermehren, und nach ihnen die städtischen Abgaben, die bei uns in Lyon fast nicht mehr zu ertragen sind." Zur bedeutenden Verminderung des Elends in Lyon gehört nach dem Verfasser der kleinen Schrift Folgendes: Abschaffung der Lotterie, strenge Ordnung und Sparsamkeit in den städtischen Finanzen, neue Kommunikationen nach Burgund, den Ebenen des Dauphiné und Bresse, Verbesserung und Erleichterung der Schiffahrt auf der Saone, Begünstigung neuer Häuserbauten, Reinigung der Stadt und der Häuser, Anschaffung gesunden, trinkbaren Wassers in Ueberfluß. Jeder, der Lyon genau kennt und nur eine Zeitlang da gelebt hat, wird ihm Recht geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Januar 1833.

Ein Bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behende von der Erde.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Diese Anwendung der neuesten naturwissenschaftlichen Entdeckungen auf Verbesserung eines für den Seereisenden so wichtigen Instrumentes, wie der Kompaß, führt uns auf die Anwendung einer andern Naturkraft zur Beschleunigung der Landreisen: wir meinen die Kraft des Dampfes und ihre Anwendung auf Dampfwagen. Die Erfindung der Dampfwagen selbst ist zwar schon älter, indeß hatte man sich solcher Wagen bis jezt fast immer nur auf Eisenbahnen bedient, und erst ganz kürzlich sind die Versuche, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, ernstlicher betrieben und einem sichern Erfolge näher gebracht worden. Diese leztern Versuche sind daher der eigentliche Gegenstand unserer dießmaligen Mittheilung über Dampfwagen; jedoch werden wir, auf diese Veranlassung, zugleich die Hauptmomente aus der frühern Geschichte dieser merkwürdigen Maschinen in das Gedächtniß zurückrufen.

Man versteht unter „Dampfwagen“ bekanntlich solche Wagen, welche, statt, wie gewöhnlich, durch die Zugkraft der Pferde, durch eine, entweder im Wagen selbst, oder in einem zweiten, mit dem erstern verbundenen Wagen angebrachte Dampfmaschine in Bewegung gesezt werden. Der Dampf, welcher sich aus Wasser, oder andern tropfbaren Flüssigkeiten erzeugt, wenn dieselben durch Feuer zum Sieden gebracht werden, besizt nämlich eine außerordentliche Expansivkraft, mit welcher er z. B. den schwersten Kolben eines übrigens verschlossenen Cylinders, in welchen leztern er durch eine Oeffnung eintritt, in die Höhe treiben kann. Wird dieser Dampf sodann durch etwas eingelassenes kaltes Wasser wieder verdichtet, so sinkt der Kolben wieder, und solchergestalt entsteht ein Kolbenspiel, welches die Bewegungdursache der Dampfmaschine wird und in Verbindung mit anderm Triebwerk die mannichfaltigste Anwendung gestattet. Nachdem man von dieser Entdeckung zunächst auf die eigentlichen Dampfmaschinen und sodann auf Dampfboote Anwendung gemacht hatte, so lag die Idee, auch Wagen durch die nämliche Kraft in Bewegung zu setzen, ziemlich nahe; und in der That sind schon vor mehr als achtzig Jahren Vorschläge dazu in England gemacht worden, ohne jedoch damals große Aufmerksamkeit zu erregen. Späterhin finden wir aber dergleichen Dampfwagen bei den englischen Kohlenminen wirklich im Gange, dergestalt, daß der vorausfahrenden Dampfmaschine die andern beladenen Wagen in einer Reihe hinten angehängt werden. Ein solcher Trerithickscher Wagen bei den Kohlenminen von South-Wales, im Jahre 1804 erbaut, schleppte auf mehreren ihm folgenden Wagen eine Last von über 20,000 Pfunden fort, und legte damit über eine deutsche Meile in einer Stunde zurück. Der Transport geschieht aber auf Eisenbahnen.

Es ist unglaublich, wie sehr diese den Transport erleichtern, selbst wenn zum Ziehen blos Pferde angewendet werden, und um nur ein Beispiel anzuführen, so ist als Thatsache erwiesen, daß in Caernavonshire in Nord-Wales beim Transport von Bruchsteinen nach dem Hafen Penrye jezt auf einer solchen Eisenbahn Ein Pferd die nämlichen Dienste verrichtet, wozu sonst vierzig erforderlich waren. Man denke sich nun, was mittelst der Dampfwagen auf dergleichen Eisenbahnen geleistet werden kann, wenn neben der Fortschaffung großer Lasten durch verhältnißmäßig geringe Kräfte zugleich eine außerordentliche Geschwindigkeit erlangt wird.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung erhielt aber der Gebrauch der Dampfwagen auf Eisenbahnen in England, als die zur Vermeidung eines sehr langsamen Gütertransports auf dem Bridgewaterkanal angelegte Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester endlich, ganz kürzlich, vollendet war, und die Direktoren dieser riesenmäßigen Unternehmung nunmehr für denjenigen Dampfwagen eine Prämie von 500 Guineen aussezten, welcher das größte Gewicht mit der größten Geschwindigkeit, bei den geringsten Unkosten, fortschaffen würde. Es meldeten sich damals fünf Konkurrenten, von denen der Mechaniker Stephenson aus Newcastle den Preis davon trug, indem seine, von ihm mit dem Namen Rocket belegte Maschine, nach einer kleinen, später angebrachten Verbesserung, gegen 5000 Pfund in einer Stunde über vier deutsche Meilen weit fortschafft. Indeß ist Stephenson auch dabei noch nicht stehen geblieben, und seine neuesten, besonders zur Beförderung von Reisenden ausgeführten Dampfwagen legen die englische Meile in etwa zwei Minuten, das heißt in einer Stunde sechs deutsche Meilen, zurück. Dieß kommt der Schnelligkeit der berühmtesten englischen Wettrennpferde gleich, welche in zehn Minuten etwa auch eine deutsche Meile machen. Wirklich! die Einbildungskraft eines an dergleichen englische Leistungen noch nicht gewöhnten deutschen Reisenden erschrickt bei dem Gedanken einer solchen Schnelligkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Schi-King.

(Fortsezung.)

Am häufigsten bieten sich uns Klagen über den Verfall des Landes, über die Ungerechtigkeit der Mächtigen, der Jammer der Verfolgten, das Wehegeschrei des Unterdrückten, der Schmerzensruf der Verarmten, der Landflüchtigen dar. Da wendet sich denn der Zorn der Unglücklichen im trocknen Ernste oder im herben Spotte gegen die Ursächer der Unterdrückung, gegen Höflinge und Schmeichler, gegen aufgeblasene Emporkömmlinge, gegen gewissenlose Aussauger des Landes. Die Sehnsucht der Klagenden wendet sich da häufig zu dem Bilde der guten alten Zeit. Alle fühlen den Druck im unglücklichen Vaterlande, aber keiner läßt sein Gefühl laut werden. Auswanderer, von den Quälern des Vaterlandes gezwungen, den heimischen Boden zu verlassen, klagen ihr Leid und die Sehnsucht nach der verlassenen Heimath. Selbst mitten in der rauschenden Lust des Hofes denkt ein Sinnender wehmüthig an alte Zeit, alte Sitten, alte Weisen und alte Lieder. Klage, Grimm und Spott wenden sich besonders gegen Günstlinge, die dem Fürsten nahe stehen und alles Unheil verschulden. Emporkömmlinge, Vornehmthuende werden mit beißendem Spotte übergossen.

Spottlied auf einen Vornehmthuenden.

Im Thale hat der Mann sein Spiel,
Am Hügel ist sein Fest bestellt;
Es scheint, daß es ihm wohlgefiel,
Doch hat es nichts, das uns gefällt.

Er schlägt mit stumpfem Besenstiel
Die Trommel, daß der Hügel gellt;
Vielleicht gefällt ihm selbst sein Spiel,
Weil es der Nachbarschaft mißfällt.

An die Günstlinge.

Am Teiche wohnt der Pelikan,
Sein Flügel nimmt kein Wasser an.
Ihr seyd nicht mit dem Glück zufrieden,
Das unverdient euch ist beschieden.

Der Pelikan wohnt an dem Teich,
Sein harter Schnabel wird nicht weich.
Ihr habt die Füll' allein zu weiden,
Weil hübsche Leute Hunger leiden.

Entschuldigung des Schlechten.

Sie wissen alle wohl das Rechte;
Warum sie nur das Schlechte thun?
Sie wissen wohl, das Rechte brächte
Die allerschlechtsten Früchte nun.

Fluch eines Mißhandelten, Verstümmelten.

Der sein Zungenschwert gewetzet,
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebet ihn dem Himmel hin,
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich Mong-Tsee, der dieses Lied gesungen,
Bin, ein Opfer von Verläumderzungen,
Im Pallast des Kaisers ein Eunuch.

Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen,
Mich dazu zu machen, meinen Fluch!

Hoch über aller dieser Noth und Leidenschaft, in reiner Verehrung steht der Kaiser, wie denn schon die symbolische Erklärung seines Gewandes zeigt, daß er auf seiner Stelle, hoch über aller Partheiung, den reinen Blick in alle Verhältnisse ungetrübt zu bewahren habe. Die Dekoration von des Kaisers Hand ist das höchste Ziel, das der Ehrgeiz des Dieners erstrebt, sein Aufzug das Herrlichste, was gesehen werden kann; seine Gegenwart beim Mahle ist die höchste Feier, welche zur Schilderung seiner Eigenschaften Anlaß gibt. Loblieder auf den Kaiser, wie auf die Fürsten sind daher häufig; die ganze Dynastie wird gepriesen, ihre Herkunft auseinandergesezt, das Lob an den Stammbaum geknüpft, und da kein Volk so sehr in der Vergangenheit und bei den Ahnen lebt, als die Chinesen, so schließt sich alles Lob an die Verehrung der Ahnen, an die feierlichen Ahnenfeste an. In des Fürsten Gegenwart werden Ahnenfeste gefeiert; verstorbene Fürsten werden als Vorbilder aufgestellt. Wir lesen die ausführliche Schilderung eines Frühlingsopferfestes, wir werden öfters in den Ahnentempel geführt; wir sehen die Flurweihe durch den pflügenden Kaiser verrichtet. Der reisende Kaiser wird besungen; die Brautfahrt eines Fürsten wird Gegenstand des Liedes. Dankbar erkennt ein Kaiserneffe die Zucht, die der Oheim ihm angedeihen lassen; ein unmündiger Kaiser faßt gute Vorsätze in Erinnerung an seine Vorfahren, indem er die ganze Last der Regierung ahnet.

Königsfest.

Die hohen Wagen klingeln all und klirren,
Das Ohr erfreut der Laut;
Die weißen Roß' in glänzenden Geschirren
Mit Lust das Auge schaut.
Zu ihres neuen Fürsten Dach
Die Edlen alle kommen,
Als wie im Frühling Bach um Bach
Vom Strom wird aufgenommen.

Im Thale drängt sich Eiche, Tann' und Fichte,
Der Berg ist strauchbekrönt.
Sie sitzen vor des Fürsten Angesichte,
Und Geig' und Flöte tönt.
Wer heute die Gelegenheit
Der Wonne läßt entschweben,
Wird leben bis in's Alter weit
Ein freudeloses Leben.

Die Pappeln sprossen an des Stromes Bette,
Vom Thau wird grün der Strauch.
Das goldne Blech am Mund der Klarinette
Erbebt von sanftem Hauch.
Wer heut beim Feste keinen Theil
Der Lust sich mag erwerben,
Wird künftig leben ohne Heil
Und ohne Freude sterben.

Der Hausfriede des Kaisers.

Deine Fürsten sind dein Wall,
Und dein Volk ist deine Mauer.
Zittre nicht für deinen Fall,
Sorge nicht für deine Dauer!
Fallen wirst du, Fürst, und stehen
Mit des Ganzen Wohlergehen.

Deiner Thüren Angeln hast
Du an deines Hauses Prinzen,
Und zu Riegeln am Pallast
Deines Reiches Gränzprovinzen.
Laß dein Haus nicht seiner Angeln,
Seiner Riegel nicht ermangeln!

Deines Schlosses Vorgemach
Ist das Reich in seinen Weiten,
Und der Hof um's Königsdach
Sind die Länder, die sich breiten.
Deinem Haus und Hof sey Frieden,
Friede sey dir selbst beschieden!

Seine Diener und der Kaiser.

Jedem Kaiserdiener sind
Zwei Verbrämungen beschieden,
Innenher ein Lammfell lind,
Für des Reiches innern Frieden;

Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges;
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüstungen des Krieges.

An des Kaisers Leib allein
Ist die Zwiespalt ganz vermieden;
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer, heilger Frieden.

Der heilige Birnbaum.

Dieser Birnbaum heißt Tang-Li;
O wie grünt er! sehet ihn und schonet,
Seine Zweige brechet nie!
Unter ihm hat Schao der Fürst gethronet.

Dieser Birnbaum schattendicht,
Nahet euch und ihm kein Leides thuet!
Bieget seine Blätter nicht!
Unter ihm hat Schao der Fürst geruhet.

Dieser Birnbaum, weithin webt
Sich sein Laubdach; blüh' es undurchbrochen!
Krümmet hier kein Läubchen, bebt!
Schao der Fürst hat hier einst Recht gesprochen!

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Die neuen Ehrenbürger. Die neue finnische Universität.

Ein neues Pfand der väterlichen Gesinnungen seines erhabenen Monarchen erhielt Rußland durch das am 10. April d. J. erschienene allerhöchste Manifest über die Einführung des Standes der erblichen Ehrenbürger. In demselben heißt es: „In Betracht, daß die Rechte und Vorzüge, welche durch das Statut von 1785 den Städten und Städtebewohnern verliehen worden, im Laufe so vieler Jahre, bei dem Fortschreiten des Handels und der Gewerbe, in verschiedener Hinsicht ihre Angemessenheit zu der jetzigen Lage der Dinge

verloren haben, und bei dem Wunsche, durch neue Auszeichnungen die Anhänglichkeit der Städter an ihren Stand, von dessen Aufblühen die Fortschritte des Handels und der Betriebsamkeit abhängen, immer mehr zu verstärken, haben Se. Majestät für wohl erachtet, die Rechte und Vorzüge des Bürgerstandes dadurch dauernd fester zu stellen, daß im Stande der Städtebewohner ein neues Verhältniß, das der Ehrenbürger, eingeführt wird." Die Ehrenbürger sind befreit von der Kopfsteuer, von der Rekrutirungspflichtigkeit, von körperlichen Strafen, und genießen noch mancher andern sehr bedeutenden Vorrechte. Das Recht des Ehrenbürgerthums wird entweder persönlich auf Lebenszeit oder auf immer erblich erworben. Im lezten Falle geht dieses Recht auf alle ehelichen Kinder über, wenn sie freien Standes sind. Auch ausländische Gelehrte, Künstler, Eigenthümer bedeutender Fabriken, welche das persönliche Ehrenbürgerrecht erhalten haben, können solches erblich erbitten, doch nur, wenn sie in die russische Unterthanenschaft eingetreten und in dieser Eigenschaft 10 Jahre zur Zufriedenheit der Obrigkeit verblieben sind. Dergleichen Ausländer, welche selbst den Unterthaneneid nicht leisten, können indessen, wenn sie 10 Jahre im persönlichen Ehrenbürgerrechte gestanden haben, um das erbliche für diejenigen ihrer Kinder nachsuchen, welche in die russische Unterthanenschaft eingetreten sind. Denjenigen, welchen die Verhältnisse des russischen Bürgerstandes nicht genau bekannt sind, und die deßhalb vielleicht die Frage aufwerfen dürften, warum man einen Mittelstand durch ein Gesez machen wolle, der sich überall durch die Sitte selbst gebildet habe, diene zur Antwort, daß der russische Bürgerstand zwar selbstständig ist und der öffentlichen Achtung nicht entbehrt, daß aber die Vorzüge, welche nun den Ehrenbürgern erblich verliehen worden, bis jezt von dem Einschreiben in die Gilden und dem Lösen der jährlichen Patente abhingen und persönlich waren. Da nun aber die Handelsverhältnisse einer jeden Kaufmannsfamilie im Laufe der Zeit nothwendig mancherlei Veränderungen unterworfen sind, und, sobald ein Familienvater die bedeutende Patentsteuer nicht mehr aufbringen kann, seine Familie in die Klasse der gemeinen Bürger zurücktritt, so suchte, um dieß zu vermeiden, bis jezt jede höher gebildete Familie, besonders im eigentlichen Rußland, ihre Kinder in den Staatsdienst zu bringen, wodurch dieser auf der einen Seite übersezt, und auf der andern der Gewerbstand seiner gebildetsten Glieder beraubt wurde, welchem Uebelstande nun durch dieß neue Gesez abgeholfen ist.

Die alte Universität in Abo ward vor einigen Jahren, sammt dieser Stadt, durch eine verheerende Feuersbrunst vernichtet. Schon im Oktober 1827 befahl Se. Majestät, daß Finnlands Hochschule wieder aus der Asche erstehen, nach dem Namen ihres Wohlthäters, des Kaisers Alexander, die „Kaiserliche Alexanders-Universität in Finnland" genannt und nach dessen neuer Hauptstadt, Helsingfors, verlegt werden solle. Zum Plaze für das Universitätsgebäude wies der Kaiser die Westseite des Hauptmarktes an, und bestimmte, daß zum Bau desselben die schon früher zum Besten der Universität bis zum Jahre 1828 angeschlagenen Zolleinkünfte für die Ausfuhr gewisser Artikel während der Dauer von 40 Jahren angewendet werden sollen. Auch gestatteten Se. Maj. der Universität das Recht, vom 1. Mai 1827 gerechnet, 30 Jahre lang die Einkünfte von erledigten Pfarren in Finnland, den frühern Bedingungen gemäß, zu beziehen. Außerdem streckte der Monarch der Universität ein zinsenfreies Kapital von einer halben Million Papier-Rubel auf zehn Jahre, mit dem Vorbehalt vor, daß selbiges erst nach Verlauf dieser Zeit aus dem Baufond bezahlt werden solle. Im Juli 1828 begann der Bau des Universitätsgebäudes, der für 378,000 Rubel übernommen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, December.

(Fortsezung.)

Bericht der medizinischen Gesellschaft.

Compte-rendu des travaux de la société de médecine de Lyon depuis 1828 jusqu'en 1832. Unsere medizinische Gesellschaft wurde 1789 gestiftet und hat seitdem nicht nur mit den andern königlichen Societäten dieser Art, sondern auch mit denen des Auslands, z. B. in Edinburg, London, Kopenhagen, Berlin, Leipzig, Wien und Bologna an Thätigkeit gewetteifert. Dergleichen compte-rendus hat sie schon früher herausgegeben; der gegenwärtige ist von Dr. Dupasquier. Der Verfasser beginnt mit einer Reihe von Bemerkungen über den häufigen Wechsel der medizinischen Systeme in Frankreich, wo man bereits in der dritten medizinischen Revolution begriffen sey. Aber diese Verschiedenheit der Meinungen ist dem Fortschreiten der Wissenschaft durchaus nicht schädlich, sondern hat vielmehr zu dessen Gunsten gewirkt. Die meisten Systeme beruhen auf bisher verkannten Wahrheiten; sie wurden nur auf einmal in ihren Folgen übertrieben. Wenn aber die Systeme nach und nach verfallen und aus der Mode kommen, bleiben doch jene Wahrheiten, entkleidet von allem Fremdartigen, als steter Gewinn der Wissenschaft und der Menschheit. So ging es mit den Lehren von Brown und Razori, so wird es mit Broussais Heilmethode gehen, die der Heilkunde schon große Dienste geleistet hat. Von der Homöopathie sagt der Verfasser nichts, wiewohl sie auch bei uns eine große medizinische Aufregung zu Wege gebracht hat. Sie ging zuerst von einem Ausländer, von dem Grafen Des Guidi, aus, der hier als Arzt praktizirt. Er machte eine an ihn gerichtete Dissertation über die Cholera von Dr. Hahnemann bekannt, und da diese im Journal des Débats großen Beifall und sehr ehrende Erwähnung fand, so schwoll den hiesigen allopathischen Aerzten der Kamm und sie fielen mit wenigen Gründen, aber mit desto mehr Ausrufungen, Phrasen und Schimpfen über Guidi her. Da die Kranken jedoch nicht unterhalten, sondern kurirt seyn wollten, da sich die merkwürdigen Kuren Guidi's immer mehrten und zwar am häufigsten bei chronischen Uebeln, welche die vornehmsten hiesigen Aerzte als unheilbar aufgegeben hatten; da auch aus dem nahen Genf — wo Dr. Peschier und Dr. Dufresne die Homöopathie mit großem Erfolg eingeführt haben — Wunderdinge herüberschallten, da sich überdieß einer ihrer ehemaligen Widersacher, der Dr. Prevost, für sie erklärte, so hielten es die medizinischen Schreier für klug, still zu schweigen und nur in ihren Kreisen darüber zu schelten. Auch den deutschen Aerzten, die stolz und oft mit Schimpfworten über die Homöopathie absprechen, möchte ich zu Gemüth führen, was Dr. Prevost unter andern in seiner Schrift sagt: „Ne soyons pas si fiers d'une science qui, n'étant riche que de théorie et si pauvre en pratique, ne s'est pas encore pu débarrasser de l'épithète de conjecturale. Prenons-y garde, l'homéopathie est grosse de cette certitude après laquelle nous courons tous depuis tant de siècles sans avoir pu l'atteindre. Ne nous exposons pas à la honte de la défaite au jour de son triomphe en refusant d'apporter à son examen la bonne volonté qu'elle nous demande avec tant d'ardeur. Nous sommes toujours en présence d'un juge inexorable: le public, qui ne se contentera pas de nos raisonnemens pour nous absoudre, quand l'homéopathie se présentera riche de faits pour nous accabler."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Januar 1833.

— Uns gab die Natur die Lust, zu verharren im Alten!
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.

Goethe.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

Ich möchte wohl wissen, wer der ungerechte oder übelgelaunte Schriftsteller ist, der zuerst die Pariser das flatterhafteste Geschlecht auf Erden genannt hat. Ist es anders kein Zeitungsschreiber, so sage ich ihm ins Angesicht, er habe das Privilegium der Historiker und Romanschreiber, die Welt mit Büchern und Unwahrheiten zu überschwemmen, gröblich mißbraucht. Doch vielleicht hat man ohne böse Absicht den Pariser Autochthonen mit jener unstäten Menge, mit jenen Wogen der Kultur verwechselt, welche durch die große Stadt ebben und fluthen; ja, gerne nehme ich dieses an, denn lieber will ich einen Irrthum entschuldigen, als an Ungerechtigkeit glauben.

Seit undenklicher Zeit reißt sich der Pariser im Monat September um einen Platz in einem elenden Fuhrwerk, um sich in den Strudel der Messe zu St. Cloud zu stürzen, um sich drängen und stoßen zu lassen und ein Fest mitzumachen, dessen wunderliche Lust er, und sonst Niemand zu schätzen weiß. Um Alles in der Welt ließe er keinen Frühling verstreichen, ohne die Wiesen St. Gervais zu besuchen, deren duftende Springen für ihn blühen. Jeden Sonntag fällt ihm ein, daß er frische Luft schöpfen muß, und er sucht sie auf Höhen und Triften um seine gute Stadt. Immer und überall hält er streng an den Bräuchen seiner Väter; er hat von ihnen die Vorurtheile, die Eigenheiten, die Treuherzigkeit, den Geist des Muthwillens, ja die Tugenden geerbt. Spricht somit der Charakter des Parisers im Allgemeinen laut gegen jenen Vorwurf, so wird, wenn man ihn im Familienkreise beobachtet, vollends deutlich, wie tiefgewurzelt bei ihm die Anhänglichkeit an alte Sitte ist. Unter den Bräuchen der mittlern und ärmern Klassen stößt man auf eine Menge Traditionen aus den Feudalzeiten, die sie sich um keinen Preis nehmen ließen. Heirathet einer in Paris, wird er Vater, stirbt ihm ein lieber Angehöriger, so ärgert ihn in der Kirche, auf der Mairie seines Arrondissements, ja auf der Schwelle seines Hauses eine Menge althergebrachter Leistungen, von denen er keine Ahnung hatte. Das Scheit Holz, das du deinem Portier abgeben mußt, stammt in gerader Linie von der Abgabe, welche jeder Pariser Bürger dem Prévot des marchands schuldete. Damals waren die Edeln von dieser Leistung frei, heutzutage wird sie einem armen Teufel zum kleinen Profit, und noch besser, jezt entbindet kein Privilegium von dem uralten Brauche.

Tag für Tag, das Wetter mag seyn, wie es will, tritt der Pariser, wenn er anders ein Kaffeehausgänger ist, zur selben Stunde in das seinige und läßt sich daselbst an seinem Lieblingsplatze nieder. Hut und Stock hängt er stets an demselben Nagel im Winkel auf. Er verlangt niemals etwas, der Aufwärter weiß schon, was er will; er liest immer nur Eine Zeitung und immer die nämliche. Wie er auf den Glockenschlag kommt, so versäumt er auch nie, weder über dem süßen Dominospiel, noch über dem Gespräch, die Stunde, wo er sich wegbegibt.

In den Reihen der Nationalgarde erkennt man den Pariser von altem Schrot und Korn unschwer an der altväterischen, zerzausten Grenadiermütze. Der Pariser ist im Wachdienst äußerst pünktlich, und schon dieß beweist, daß die Pariser Nationalgarde bei weitem nicht aus lauter Eingebornen besteht.

Ein höchst augenfälliger Charakterzug des Parisers ist ferner sein Festhalten an den alten Benennungen der Straßen, öffentlichen Gebäude und Anstalten, so oft sie auch aus Rücksichten abgeändert worden sind. Dem Pariser ist der Polizeipräfekt noch immer der Polizeilieutenant, das Zuchtpolizeigericht das Chatelet; für den Pariser von reinem Blute wurde die Straße Richelieu und die Straße Dauphine nimmermehr zur Straße de la Loi und Straße Thionville. Halt! die leztgenannte Straße führt uns geradewegs zum Pont-neuf; und just zu dieser Brücke wollte ich, deren Name ein neuer Beweis für diese charakteristische Vorliebe des Parisers für das Alte ist.

Ja, diese Brücke, zu welcher der Grundstein unter König Heinrich III. gelegt ward, hat jezt ihr drittes Jahrhundert angetreten, und der Name, den der fertige Bau erhielt, ist seitdem nie abgeändert worden. Alles rings umher zeugt von dem Unbestande alles Zeitlichen; König Heinrichs Brücke ist für alle die Geschlechter der Pariser, welche zwei lange Jahrhunderte von Tages Anbruch bis tief in die Nacht darüber strömten, die neue Brücke geblieben. Leicht begreiflich wird damit das seltsame Sprüchwort des Volks: vieux comme le pont-neuf. Die Namen, welche öffentlichen Bauten aus der Volkssprache beigelegt werden, entsprechen nur Zuständen, welche ihrer Natur nach vergänglich sind, wie der Mensch selbst, und die Zeit macht dem Bezug, der einst zwischen Namen und Sache waltete, ein Ende. Möglich, daß einst in den elysäischen Feldern die riesigen Ulmen und eleganten Kiosks einem Haufen schlechter, schwarzer Häuser Platz machen, daß sich hier ein Quartier bildet, gleich der alten, trübseligen Cité, deren Glanz eines Tags der Stolz der Voraäter der heutigen Pariser war, ohne daß darum ein Name abgeschafft wird, der schon jezt ziemlich anmaßend klingt. Indessen haben Dinge der Art, die im Munde des Volks fortleben, immer etwas Rührendes, Ehrwürdiges. Dergleichen Urnamen, die an Holz und Stein haften, sind Ehrenmale der Vergangenheit; die Erinnerungen, welche sie wecken, verknüpfen die alte Zeit mit der neuen und bringen dem Volk seine eigene Geschichte näher. Der Wilde trägt auf seinen Zügen die Gebeine seiner Väter mit sich; der kultivirte Mensch gefällt sich in Betrachtungen, die ihn an die Wiege seines Geschlechts versetzen. Der geheime Rapport zwischen der Bevölkerung einer Stadt und einem Gebäude ist demnach gewiß ein höchst natürlicher. Es ist am Ende dasselbe Gefühl, das den Seemann zu seinem lieben Fahrzeug, den Kanonier zu dem Geschütz, das er lange bedient, den Araber der Wüste zu seinem guten Rosse zieht. Aber die Anhänglichkeit des Menschen am Kirchthurm seines Dorfes, an der Brücke über den Fluß, der die Mauern seiner Vaterstadt bespült, steht wohl moralisch noch ungleich höher, als jene Gefühle; denn sie entspringt der edelsten Regung der Menschenbrust. Ja, die Vaterlandsliebe verkörpert sich nothwendig in einem Hause, einem Berge, einer Baumgruppe, einer Quelle, was es sey, wenn es nur bei den Freuden und Schmerzen unserer Kindheit und Jugend eine Rolle spielt. Ohne dieß wäre das Wort Vaterland nur im Kopf, nicht im Herzen.

Der Pariser liebt den Pont-neuf, er spricht davon in fremdem Lande mit einem gewissen selbstgefälligen Stolz; wo er eine Brücke sieht, vergleicht er sie mit seinem Pont-neuf. Seit Jahren sind in Paris manche Brücken gebaut worden, welche größern Kunstwerth haben; aber nur vom Pont-neuf preist er die massiven Pfeiler und die breite Fahrbahn. Es ist allerdings ein großes, edles Werk; troz der hübschen Corniche, die längs der Brücke hinläuft, ist nicht Leichtigkeit, sondern Solidität, nicht Zierlichkeit, sondern Ernst ihr Hauptcharakter. Man sieht, sie stammt aus einer Zeit, wo eben erst der Sinn für die neuere Kunst zu erwachen begann und man sich mühsam von den architektonischen Formen des Mittelalters losriß, dessen Werke alle den Stempel der Kraft und Dauer tragen. Die Idee zu dieser Brücke ist wirklich großartig, und man sieht, die Rücksicht auf bloße Nützlichkeit ist keineswegs die einzige gewesen. Sonderbar, daß dieses Werk Heinrich III. angehören soll! im Leben dieses Königs ist kein Zug, der es einem glaublich machte, wenn man es nicht wüßte. Aber so viel ist klar: nur Heinrich IV. konnte diese Brücke vollenden. Ja, zum Gemüthe des Siegers bei Ivry, des kräftigen Bearners, paßt sie besser, und sein Standbild zu Pferde, mitten auf der Brücke, predigt dieß laut.

(Die Fortsezung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

Wie glänzend hiernach die Anwendung der Dampfwagen auf Eisenbahnen erscheint, so hat die Anlegung der leztern doch auch wieder ihre Schattenseite, nämlich zuerst den außerordentlichen Kostenaufwand. Auf der oben erwähnten Bahn von Manchester nach Liverpool z. B. haben diese Kosten für jede deutsche Meile mindestens gegen 40,000 Thaler, in einzelnen Fällen aber auch mehr als das Dreißigfache jener Summe, also weit über eine Million Thaler betragen. Ferner muß für dergleichen Eisenbahnen meist ein ganz neuer Weg gewählt werden, um die gewöhnlichen Landstraßen nicht für anderes Fuhr-

werk unfahrbar zu machen, wodurch also das Landeigenthum auf sehr bedeutende Strecken zerstört und dem wichtigen Zwecke des Körnergewinns entzogen wird, und endlich lassen sich die Eisenbahnen erfahrungsmäßig meistens doch nur in ebenen Gegenden anbringen. Daher sind denn die Versuche, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, welche wir hier eben besonders betrachten wollen, allerdings von der äußersten Wichtigkeit. Der Dampfwagen selbst, abgesehen von der kostbaren Eisenbahn, auf welcher man ihn bis jetzt allein anzuwenden verstanden hat, macht nur geringe Unterhaltungskosten, da sich diese ziemlich auf das Feuerungsmaterial des Dampfkessels beschränken; welch einen unendlichen, unberechenbaren Gewinn aber würde der innere Verkehr eines Landes davon ziehen, wenn man seine Produkte mit so geringen Unkosten und in so geringer Zeit verführen und zugleich den Transport der Reisenden so außerordentlich beschleunigen könnte! Jedermann muß gestehen, daß der Industrie und dem bürgerlichen Leben überhaupt dadurch eine ganz neue Aussicht eröffnet werden würde. Indeß hat die bisherige Erfahrung gelehrt, daß die Schwierigkeiten der Ausführung einer solchen Dampffahrt auf gewöhnlichen Landstraßen sehr groß sind, und wir wollen versuchen, den Lesern davon einen deutlichen Begriff zu geben. Einmal erfordert es sichtlich eine viel größere Kraft, um eine große Last auf gewöhnlichen Landstraßen fortzutreiben, als auf Eisenbahnen; es wird also in diesem Falle auch viel mehr Dampf und viel mehr Feuerungsmaterial, um denselben zu erzeugen, gebraucht. Soll ein so großer Vorrath von Feuerungsmaterial gleich mit fortgeschleppt werden, so entstehen daraus tausend Inkonvenienzen; will man ihn in Magazinen an der Straße verwahren, so erfordert das Einnehmen viel Zeit, und man verliert dadurch wieder, was an Schnelligkeit der Bewegung gewonnen wurde. Anderseits hat, wie man eben so leicht übersieht, eine so große Geschwindigkeit auf gewöhnlichen Chausseen auch sehr große Gefahren für den Reisenden: ein einziger Stoß kann einen im Fluge dahinrollenden Wagen über den Chausseegraben schleudern, das geringste Anprallen die Zerstörung des ganzen Fuhrwerks nach sich ziehen. Dabei ist auf das Springen des Dampfkessels bei so sehr vermehrter Dampferzeugung Rücksicht zu nehmen, und außerdem wird der Staub, den ein so rasches Fuhrwerk natürlich im Uebermaße erregen muß, den Zugang zur Maschinerie finden und diese in ihrer Thätigkeit lähmen. Alle diese und tausend andere Schwierigkeiten haben sich denn auch einem glücklichen Erfolge der seit dem Jahre 1802 mehrfach angestellten Versuche, gewöhnliche Chausseen mit Dampfwagen zu befahren, entgegengestellt: es ist bisher immer nur bei der Probefahrt geblieben, und die Probewagen haben höchstens nur die Möglichkeit der Lösung des Problems gezeigt.

Jetzt aber lesen wir im London Journal of arts, daß es dem Dr. Church zu Birmingham endlich doch gelungen ist, einen Dampfwagen zu erbauen, welcher, wie unglaublich dieß auch nach den obigen Auseinandersetzungen klingt, alle diese unzählbaren Schwierigkeiten wirklich überwindet. Der ausübenden Mechanik ist dadurch in kunstreicher Anwendung der mächtigen Naturkraft des Dampfes ein Sieg verschafft worden, dessen Folgen geradezu unberechenbar sind. Der Dampfkessel, welchen Church anwendet, ist röhrenförmig gebaut und verdampft auf jedem Quadratfuß seiner Oberfläche stündlich über zwei Kubikfuß Wasser, wodurch mehr als zehnmal so viel Dampf, als die frühern kräftigsten Dampfmaschinen gaben, dargestellt und die Maschinerie, wie viel Widerstand sie auch zu überwinden hat, in beständiger energischer Thätigkeit erhalten wird. Diese Maschinerie befindet sich ganz unsichtbar in der Mitte des Wagens, und ist dergestalt umschlossen, daß die Gefahr einer schädlichen Einwirkung des Staubes darauf nicht zu fürchten steht. Dabei bietet der Wagen Raum für ein halbes Hundert Personen mit angemessenem Gepäck; die Bauart und Verbindung der einzelnen Theile aber ist von der größten Solidität. Für ungläubige oder durch die obige Aufzählung so bedeutender Schwierigkeiten schüchtern gemachte Leser wird die Anführung wichtig seyn, daß das als unsere Quelle bezeichnete Londoner Journal früher die Möglichkeit, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen zu fahren, hartnäckig läugnete, jetzt aber eingesteht, daß es Dr. Church gelungen sey, alle Hindernisse auf eine sehr sinnreiche Weise zu beseitigen. Zugleich theilt es eine äußere Ansicht des Wages mit; das Detail der innern Einrichtung aber hält der Erfinder noch zurück, weil das von ihm darauf genommene Patent noch nicht eingetragen ist. Indeß tritt in London bereits eine Gesellschaft von Actionärs, die sich von der praktischen Anwendbarkeit dieses Dampfwagens überzeugt haben, zusammen, um denselben auf der gewöhnlichen Heerstraße von London nach Birmingham in Gang zu setzen, und das Gesuch ist bei dem Parlamente bereits eingereicht. Der vierte Theil der Actien ist dabei, um Einsprachen vorzubeugen, solchen Individuen vorbehalten, welche bei dem bisherigen Verkehre auf dieser Straße betheiligt gewesen sind; und es wird in dieser Beziehung vielleicht nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß, nach einem Durchschnitte, die jährliche Zahl der Reisenden zwischen den genannten beiden Orten auf eine halbe Million, das Gewicht der verführten Güter aber auf 140,000 Tonnen (zu 2000 Pfund) steigt, und daß die Transportkosten über 12,000,000 Thaler betragen, wodurch man zugleich einen Begriff von dem Verkehr im Innern Großbritanniens, dieses commerziellen Wunderlandes, erhält.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Künstliche Mineralwasser in Moskau. Zustand des Handels.

Am 19ten Juli d. J. erfolgte die Inauguration des neuen Universitätsgebäudes in Helsingfors. Ehe die Feier begann, wurde dem akademischen Konsistorium durch ein Schreiben aus dem Kanzleramte eröffnet, daß Se. Maj. die medizinische Abtheilung der hinterlassenen Bibliothek des hier in Petersburg im vorigen Jahre verstorbenen Generalstabsarztes von Rehmann auf Ihre Kosten angekauft habe und der Universität verehre, so wie, daß Se. kaiserl. Hoheit der Cesarewitsch, Kanzler der dortigen Universität, derselben, zum Zeichen Ihres Wohlwollens, ein Exemplar von Lipperts Dactyliothek nebst dreitausend Abdrücken antiker Gemmen geschenkt habe.

Seit vier Jahren besteht bekanntlich in Moskau eine Anstalt zur Bereitung künstlicher Mineralwasser. Im Laufe dieser Zeit nahm man in diesem Institute 1256 Kranke auf, unter denen eine gewisse Anzahl armer Personen unentgeldliche Pflege erhielten. Die Methode der Bereitung ist die des Dr. Struve in Dresden, nach dessen Muster in jener Stadt ähnliche Anstalten in Berlin, Leipzig, Königsberg, Warschau rc. seit einer Reihe von Jahren errichtet sind, die sich stets des günstigsten Erfolges erfreuen; dasselbe gilt nun auch in jeder Hinsicht von der Moskowschen Anstalt, die vom 1sten Mai bis 15ten September täglich dem Publikum geöffnet ist. Folgende Wasser werden in dieser Anstalt bereitet und vertheilt: Karlsbader von drei verschiedenen Brunnen; Emser; Wiesbader, Kochbrunnen; Aachner, Kaiserquelle; Egerer; Pyrmonter; Spaaer; schlesischer Obersalzbrunn; kaukasischer Narsan; Selterser; Geilnauer; Biliner; Saidschützer und Pillnaer Bitterwasser; endlich künstliche Seebäder. Diejenigen Wasser, welche, als den vorherrschenden chronischen Krankheiten hier zu Lande am besten entsprechend, immer vorzugsweise Anwendung fanden, waren die von Karlsbad, Marienbad, Ems, Aachen und die vom Kaukasus. Der Preis für ein Billet ist monatlich hundert Rubel Papier für warme Trinkwasser, achtzig Rubel für kalte, und hundert Rubel für zehn Mineralbäder in der Anstalt.

Die hiesige Handelszeitung enthält einen Bericht über die Wirksamkeit des Handelsdepartements und eine tabellarische Darstellung des auswärtigen Handels des Reichs im Jahre 1831, mit einer Einleitung folgenden Inhalts: „Nach den ungünstigen Umständen zu urtheilen, womit das Jahr 1831 begann, und die besonders während des Verlaufs der acht ersten Monate in vieler Rücksicht der Wirksamkeit des innern Handels und Gewerbsfleißes hinderlich waren, hätte man auch nur einen geringen Erfolg für den auswärtigen Handel erwarten sollen. Die in mehreren Gegenden Rußlands verbreitete Cholera, welche bis an die Landesgrenze und die wichtigsten Häfen durchdrang, die strengen Quarantänemaßregeln im Auslande für Schiffe und Waaren aus Rußland, der Ausbruch der Cholera in einigen angrenzenden Ländern, der Krieg in Polen und den westlichen Gouvernements wurden starke Störungen des Handelsverkehrs. Auch auf dem kaspischen Meere und in Georgien litt unser Handel von den Unruhen und der Pest in Persien. Indessen ist, troz aller dieser Störungen, unser auswärtiger Handel über alle Erwartung gut ausgefallen, und nur um wenig geringer als der Handel von 1830, welches Jahr, wie bekannt, alle vorhergegangenen an günstigen Resultaten übertraf, ein Beweis, daß die Privatthätigkeit Mittel gefunden hat, diese Hindernisse wegzuräumen." Die Ausfuhr aller Waaren im Jahre 1831 betrug an Werth 246.333.598 Rubel Papier; die Einfuhr 176.995.714 Rubel; also übersteigt erstere die leztere um 69.337.884 Rub. Der Werth des eingeführten Goldes und Silbers in Barren und gemünzt beträgt, nach Abzug der Ausfuhr desselben, 40.632 953 R., die also in den innern Umlauf im Reiche übergegangen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Ueber die Ehescheidung.

Schonens Antrag in der Deputirtenkammer, die Ehescheidung bei den Katholiken wieder möglich zu machen, gab Veranlassung zu einer trefflichen kleinen Schrift über diesen Gegenstand aus der Feder eines unserer liberalsten jungen Männer. Er spricht energisch gegen den Antrag, und sehr bezeichnend für den jezigen sittlichen und geselligen Zustand ist wohl folgende Stelle: „C'est bien de divorce vraiment qu'il est besoin dans une société comme la notre! A nous le divorce! à nous qui n'avons plus de croyances, qui chaque jour voyons briser l'idole de la veille; à nous que l'égoisme envahit et qui au sein de l'anarchie intellectuelle où nous nous agitons, battus par mille pensées contradictoires, n'apercevons plus de fanal regulateur pour nous tirer de ce chaos! Nous allons émanciper le mariage, mettre ce ci-devant à l'ordre du jour, lui que nous devrions entourer de respects comme une tradition éternelle, comme une religion de l'avenir aussi bien que du passé." Dessenungeachtet kann in dem jezigen Frankreich die Ehescheidung nicht ausbleiben, und dieß beweist auch die Erneuerung des Schonenschen Antrags in der Kammer von 1832. „Quand la société n'est qu'un trafic, le mariage ne peut être qu'un bail." Schwer wäre es, die Ehescheidung Eheleuten zu versagen, die nicht durch Gefühl, Ueberzeugung und Wahl, sondern lediglich durch den Zufall zusammengetrieben sind, die ein Wechselagent an einander verhandelt hat, wie er Renten verhandelt; wie ließe sich solchen Eheleuten die Scheidung versagen, wenn sie sich über die lebenslängliche Dauer eines Bandes beklagen, das sie in keiner andern Absicht schlossen, als um eine Rolle in der Welt und in der Gesellschaft zu spielen, der in Frankreich Alles, auch das Heiligste, aufgeopfert wird? Spräche bei uns Jemand von der Heiligkeit der Familienbande, so lachte man ihm ins Gesicht und fragte, wo sie sey? Man könnte ihn fragen, was in den meisten Familien „der Gesellschaft" Vater und Söhne, Mutter und Töchter, Brüder und Schwestern anders mit einander gemein haben, als den Namen und das Vermögen, über welchem sie häufig in Streiten, Prozessen und Feindseligkeiten über einander herfallen. Unsere Geseze müssen nothwendig mit unsern Sitten in Einklang kommen. Man lacht über den Ehebruch, man rühmt sich dessen und macht ein Spiel daraus. Es ist nicht lange her, da trat hier in Lyon auf öffentlichem Plaz ein Mann aus niederm Stand auf, um über die vielen Mittel und Wege zu klagen, wodurch Reiche die Frauen und Mädchen der Armen verführen. Er sprach roh, aber kraftvoll und von tiefer Rührung ergriffen, denn er hatte so eben ein solches Unglück erlebt. Schnell sammelten sich Viele um ihn und immer zahlreicher wurde der Kreis; bald aber verbreitete sich das Lachen und man ließ ihn nicht ausreden, denn ausbrechendes Gelächter übertönte seine Stimme. Hätte er in schönen Worten in einem Salon über denselben Gegenstand gesprochen, so hätte man da zwar nicht laut gelacht, denn das ist gegen den guten Ton, aber man hätte ihn — persiflirt. Wer kann bei einem solchen gesellschaftlichen Zustand etwas hoffen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Januar 1833.

Licht, empor zum Himmel flammt es,
Licht, vom Himmel flammt es nieder.

Platen.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Das Feuer.

Wasserfluß und Windesodem
Halten rein der Erde Haus:
Eines spült und wäscht den Bodem,
Und das Andre kehrt ihn aus.

Aber daß auch wohnlich werde
Dieser kalte, feuchte Stern,
Geht ein Feuer durch die Erde
Recht heraus vom tiefsten Kern.

Und die Linde treibt's zu lauben,
Und die Rose treibt's zu blüh'n;
In der süßen Frucht der Trauben
Seht ihr's unverholen glüh'n.

O der Gnade sonder Ende,
Die sich uns allherbstlich zeigt,
Wenn das Feu'r im Rebgelände
Brunn an Brunnen aufwärts steigt!

Selig, in sich selber trunken,
Ruht die grüne Hügelwand,
Beer' an Beere, Funk' an Funken,
Traub' an Traube, Brand an Brand.

Wo in Schlacken dieser Erden
Noch ein Herz vergraben ruht,
Alles Gold soll lauter werden
Und verklärt in dieser Gluth.

Eine Sonne.

Es ward der Sonne zu einsamlich
Da oben im Blauen:
„Ihr Sternlein alle, und wer will mich
Flugs haben zur Frauen?“

Vor Schrecken fiel auf die Erd' ein Stern
Und begann zu erzählen:
„O denke, die Sonne will einem Herrn
Und Gemahl sich vermählen.“

Die Erde erhub ein Zetergeschrei
Um diese Geschichte:
„O weh! nun ist's mit mir Armen vorbei,
Nun geh' ich zunichte!

Eine Sonne, die hilft und frommt
Und muß mich beglücken;
Doch wenn sie nun Kind auf Kind bekommt,
So brenn' ich zu Stücken.

Kommt nun Frau Sonne und hinterdrein
Noch ein Dutzend von Sonnen,
So bin ich von all' dem gnädigen Schein
Zu Asche verbronnen.

Großmächtigste Sonne, ich flehe dich
Demüthig getreulich,
Und wird dir's auch etwas einsamlich:
Ach, bleib' jungfräulich!

Was wäre denn auch für Freude dabei,
Auf Asche zu scheinen?
Ach Sonne, höre mein Wehegeschrei,
Mein Klagen und Weinen!“

Die Sonne hatte ein Einsehn gleich
Und sprach gar gnädig:
„Liebes getreues Erdenreich,
Wir bleiben ledig.“

Das ewige Wort.

Bin ich nur ein wahres Wort,
Werd' ich nie zu Schanden,
Alle Zeiten daur' ich fort
Und in allen Landen.

Reiß du mir die Blätter ab,
Das ist nicht mein Ende:
Unverhofft der dürre Stab
Fällt dir in die Hände.

Wirf du in die Flamme mich,
Brenne mich zur Aschen:
Glaube mir, ich werde dich
Doch noch überraschen.

Geh' nur hin: ich fliege doch
Dir als Staub ins Auge,
Werde dir als Stäubchen noch
Drin zur scharfen Lauge.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Fortsetzung.)

Nicht selten hat die Geschichte mit der Schmeichelei gemeinschaftliche Sache gemacht, um das Urtheil der Nachwelt über Fürsten zu verwirren. Indessen schlug Heinrichs IV. Herz so warm für sein Volk, daß dieß die Geschichte wenigstens entschuldigt, wenn sie die Fehler seiner Regierung und seine eigenen Verirrungen mit einem Schleier bedeckt; denn wirklich ist dieser König vom laufenden Jahrhundert nicht strenger beurtheilt worden, als von seinen Zeitgenossen. Sein persönlicher Muth, sein lebendiger, heiterer Geist, der herrliche Wille, den man ihm nicht absprechen kann, begeisterten für ihn dasselbe Volk, das der finstere Fanatismus der Ligue gegen ihn in Waffen gerufen. Seine Rechte auf den Thron waren höchst strittiger Natur; seine Tapferkeit legitimirte ihn in den Augen von Franzosen, denen Kriegsruhm die erste Tugend eines Königs ist. Man vergaß seine Laster, seine ärgerlichen Liebschaften, seine verhaßten Jagdgesetze, sein hartes Regiment, und dieser König, der in Wahrheit so sehr wenig für Frankreich gethan hat, ist der Liebling seines Volks und wird es bleiben, so lange dieses besteht. Ein solcher Platz im Herzen einer Nation ist mehr werth, als Standbilder, die leider nicht blos Ehrenmale für gute Könige sind. Haben doch der schwache Ludwig XIII., der wollüstige Ludwig XIV. die ihrigen in Paris, und wenn die Profanation nicht noch weiter getrieben, wenn nicht sogar Ludwig XV., der König des Hirschparks, in Erz gegossen wurde, so ist nur die Julirevolution daran Schuld.

Doch zurück zu unsern Parisern, welche solche ärgerlichen Apotheosen von jeher höchst gleichgültig angesehen haben. Es ist bemerkt worden, wie an den meisten öffentlichen Denkmalen der Stadt eine Welt von Erinnerungen haftet: warum empfindet nun, trotz dem, der Pariser im fremden Lande nichts von jenem mächtigen Zug zur Heimath, von jener kindlichen Liebe zur väterlichen Erde, die in der Brust des Bergbewohners, des Dörfers ewig lebt? Wird vielleicht in dieser großen Stadt die Einbildungskraft durch die Tausende von Gegenständen zu sehr zerstreut? werden auf diesem großen Schauplatze aller Leidenschaften, in dem ewigen betäubenden Gewühl die Familienbande gelockert und die Sehnsucht nach dem Heimwesen abgestumpft? Wie dem sey, aus den seit der Revolution in den Militärspitälern gemachten Beobachtungen geht hervor, daß niemals einen Pariser das Heimweh nach Hause getrieben hat, jenes Seelenfieber, in welchem dem Armen das Land seiner Sehnsucht beständig wie eine Fata morgana vorschwebt. Und doch, euer Heimathland mag noch so reizend schön seyn, ihr Kinder der Gebirge, ihr Bewohner reicher, fruchtbarer Ebenen oder der Küsten des Meeres, kommt in der ersten Abendstunde auf den Pont-neuf, seht euch um und sagt mir, ob der erhabene Anblick, der sich hier vor euch aufthut, es nicht mit all der Naturpracht aufnimmt, die euer Herz mit süßer Sehnsucht füllte? Oft habe ich mit Entzücken dieser Aussicht genossen, deren eigenthümlicher Reiz sich aber ungleich leichter empfinden als beschreiben läßt.

Von der Terrasse, auf welcher sich Heinrichs IV. Reiterstatue erhebt, übersieht man gegen Ost und West ein bedeutendes Stück der Seine, auf deren ruhigem Strome Segen aller Art in die Stadt fließt. Fröhlich begrüßen ihre Wellen die im Schmucke der Kunst prangenden, vom Leben der Kultur wimmelnden Ufer. Gegen West wird der Horizont von den grünen Hügeln von St. Cloud und Meudon begrenzt, und in derselben Richtung dehnen sich auf dem rechten Ufer die imposanten Massen des Louvres und der Tuilerien, fast unabsehbar aus. Der leichte, gefällige Bau des Pont des Arts zieht sich höchst malerisch hinter dem Vorgrund weg, den der mit Fahrzeugen aller Art bedeckte Strom belebt. Aber besonders gegen Ost ist die Aussicht höchst merkwürdig und wirklich ergreifend. Hinter dir liegt das jugendliche, das männlich kräftige Paris, die große Stadt, die Königin von

Isle=de=France, im vollen Schmuck des Königsthums; aber vor dir breitet sich das alte Paris aus, das Paris Hugo Capets und Marcels, des Prevot des Marchands; hier steigen alle die Denkmale vergangener Jahrhunderte, bedeckt vom Roste der Zeit, damit eben so viele Erinnerungen aus der Geschichte der Nation auf. Die Insel St. Louis erhebt sich im Hintergrunde, so ziemlich in der Mitte des Flusses, mit den Massen ihrer himmelhohen Häuser, die einen ganz eigenen Effekt machen, besonders zu dieser späten Stunde, wo ihre Umrisse im bleichen, fernen Scheine der Laternen schwimmen. In derselben Richtung, aber etwas gegen das linke Stromufer, sieht man die gothischen Thürme von Notre=Dame, deren Gipfel über dem Dunste, der von Paris aufsteigt, in den Wolken zu schweben scheinen. Von Zeit zu Zeit hallt ein feierlicher Schall herüber hinter dem Nebelschleier vor; es ist die Stimme der großen Glocke, Bourdon genannt, vor deren schwingenden ungeheuren Masse die alten Mauern der Kirche beben. Die Insel, auf der dieses schöne Monument liegt, ist Julians geliebte Lutetia, und ihr ist der Name Cité geblieben, als Erinnerung an ihr Recht der Erstgeburt.

Aber nicht nur die Vergangenheit, auch die Gegenwart geht hier in den buntesten Bildern an dir vorüber. Zu jeder Stunde des Tages wälzen sich Menschenwogen über den Pont=neuf, und während die Fußgänger die Trottoirs bedecken, kreuzen sich Tausende von Kutschen, Wagen, Fuhrwerken aller Art. Diese Brücke liegt gleichsam da, wo die Hauptheile von Paris zusammenmünden und ist somit die große Pulsader, durch die das Blut und alle Lebenssäfte der Riesenstadt fließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Naturwissenschaften.

(Beschluß.)

Dieser Sieg der fortschaffenden Mechanik wird übrigens — wir wiederholen es — zu einem wahren Triumphe für das Gewerbe gereichen, und es läßt sich bis jezt noch gar nicht übersehen, was daraus hervorgehen muß, wenn jeder Winkel Europas, ja der ganzen Welt, seine Erzeugnisse mit den geringsten Kosten und flugähnlicher Eile austauschen und seine Reisenden eben so wohlfeil als schnell zu den entferntesten Punkten schaffen kann. An die Dampfboote werden sich dann die Dampfwagen anschließen; das Reisen wird kaum einer Vorbereitung mehr bedürfen, und man wird in seine Häuslichkeit zurückgekehrt seyn, ehe man noch Zeit gehabt hat, die Entbehrung häuslicher Bequemlichkeit zu fühlen. Ja, leztern Vortheil genießt man in England schon jezt. Wer, bei der angegebenen Geschwindigkeit der dortigen Dampfwagen von sechs deutschen Meilen in der Stunde, eine Reise von achtzehn bis zwanzig Meilen zu machen hat, was man bei uns noch immer für ziemlich bedeutend hält, kann Morgens um acht Uhr noch in seinem Zimmer frühstücken, Mittags am Bestimmungsorte speisen, seine Geschäfte verrichten und Abends zur Theestunde wieder daheim seyn. Welch unvergleichliche Aussicht für deutsche Postreisende, die zu einer solchen Expedition bis jezt immer noch fast drei Tage brauchen.

Bei der vorauszusehenden immer engern Verbindung zwischen Dampfwagen und Dampfbooten, um die Welt nach allen Richtungen eben so schnell, als wohlfeil und sicher zu durchstreifen, wird es den Lesern vielleicht angenehm seyn, wenn wir den Notizen über jene schließlich auch eine Notiz über diese folgen lassen.

Die Ehre des ersten Gedankens, Schiffe durch die Expansivkraft der Wasserdämpfe fortzutreiben, gehört höchst wahrscheinlich einem Engländer, mit Namen Jonathan Hulls, welcher 1736 ein Patent auf diese Erfindung erhielt. Allein das Detail seiner Einrichtung zeigte sich höchst unvollkommen. In dieser Kindheit blieb die Dampfschifffahrt auch bis zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, wo ein Nordamerikaner, Livingston, in Verbindung mit seinem Landsmanne Robert Fulten ein Dampfboot zu Stande brachte, welches den Anforderungen an ein solches Fahrzeug wirklich Genüge leistete. Fulton, ein ausgezeichnetes mechanisches Genie, sezte nun seine Bemühungen fort, und so entstand unter seinen geschickten Händen im Jahr 1809 das Dampfschiff, mit welchem er den Weg von New=York nach Albany auf dem Hudson (120 Seemeilen, gegen dreißig deutsche Meilen), stroman, in zwei=und=dreißig Stunden zurücklegte. Dieses Fahrzeug, welches Clermont hieß, und von welchem man die Epoche der eigentlichen Dampfschiffahrt datiren kann, erregte bei den am Hudson wohnenden Amerikanern durch seinen Rauch speienden Mastbaum und durch die Gewalt, mit welcher es Wind und Wellen überwand, das größte Erstaunen. Von diesem Augenblicke an verbreiteten sich die Dampfschiffe über die ganze civilisirte Welt, und wenn man sie jezt die Meere und Binnenseen, die Ströme und Flüsse bedecken und in eine auf Minuten berechenbare Verbindung mit den Dampfwagen treten sieht, so fragt man sich mit gerechtem Erstaunen, welche Folgen für den Weltverkehr diese ungeheure Verbesserung der fortschaffenden Mechanik noch haben werde?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Der Dr. Dupasquier hielt bei seiner Aufnahme in die hiesige Akademie eine Rede, welche hernach gedruckt worden ist: de l'influence du gouvernement fondé par la révolution de Juillet sur les progrès des sciences, des lettres et des arts. Sie enthält eine hübsche Zusammenstellung der Regierungen, die seit der Revolution in Frankreich auf Wissenschaften, schöne Literatur und Kunst gewirkt haben. Davon nur Einiges von der Restauration an. „Diese Zeit war reich an wissenschaftlichem und literarischem Ruhme. Bedeutende Männer traten auf und zogen die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Der Charakter der Literatur wurde ernster und strenger; ihr drückte sich der politische Ton vorherrschend auf und die konstitutionelle Verfassung bekam großen Einfluß. In der Minerva traten die namhaften Literatoren der damaligen Zeit: Fourrier, Benjamin Constant, Etienne, Jay, Jouy zusammen; anderwärts Royer-Collard, Villemain, Guizot, und wieder an anderer Stelle stand Dubois Globe. Unabhängiger von der Tagespolitik lieferten Barante, Lacretelle, Thiers, Thierry und Michaud treffliche Geschichtswerke. In der Dichtkunst glänzten zuerst Lamartine, Delavigne, Beranger, und später jagten Victor Hugo und seine zahlreiche Schule nach Effekt. So stand es mit der französischen Literatur, als Louis Philipp nach den Julinstagen auf den Thron stieg. Unsäglich ist, was seitdem Literatur und Kunst an materieller Unterstützung verloren haben. Unsäglich ist auch, was Frankreich seit dieser Zeit an Wissenschaftsmännern verloren hat, von dem großen Cuvier an bis auf den kleinen Champollion.“

Lyon hatte in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zwei Dichterinnen, Louise l'Abbé, die auch die Lyoner Sappho genannt wird, und Pernette de Guillet. Erstere ist ihrer Zeitgenossin bei weitem an Dichtergeist überlegen, aber auch Pernette hat oft die naive Anmuth ihrer Zeit. Ihre Gedichte kamen zuerst im Jahre 1545 heraus, sind aber im Laufe von drittehalb Jahrhunderten sehr rar geworden, denn es fand sich nur noch ein Exemplar in der königlichen Bibliothek zu Paris und eines in den Händen eines Lyoner Privatmanns. Nach diesem sind Pernettens Gedichte hier wieder abgedruckt worden. Unter ihnen ist viel Dunkles, Hartes und Unpassendes, aber auch manche liebliche Strophe, z. B.:

Je te promis au soir que pour ce jour
Je m'en irois, à ton instance grande,
Faire chez toy quelque peu de séjour;
Mais je ne puis: pourquoy me recommande,
Te promectant m'acquitter pour l'amende,
Non d'un seul jour, mais de toute ma vie.

oder:

Pour contenter celuy qui mé tourmente,
Chercher ne veulx remède à mon tourment,
Car en mon mal voyant qu'il se contente,
Contente suis de son contentement.

In diesem Wortspiel ist gewiß viel liebliche Naivetät und sie ist anmuthig ausgesprochen. Die glücklichste Stelle aber, die, weder in den Gedanken, noch im Ausdruck, irgend ein neuerer romantischer Dichter verläugnen dürfte, scheint mir folgende:

Sans cognoissance aucune dans mon printemps j'estois:
Alors aucun souspir encor point ne jectais,
Libre sans liberté: car rien ne regrettois
En ma vague pensée,
De molt (multa, viele) désirs follement dispensée.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Zustand des Handels im Jahr 1831.

Die Einnahme der Zollgebühren von Einfuhrwaaren ging in der ersten Hälfte des Jahres 1831 ziemlich langsam von statten. Von Polangen bis Raziwilow erhielt die Krone fast gar keine Zollgebühren; in den Häfen selbst entstanden mancherlei Zögerungen wegen der Cholera; daher mußte man im Anfang eine bedeutende Verminderung fürchten; allein mit der Beendigung des polnischen Kriegs und dem Aufhören der Cholera ward der Handel lebhafter, die Zolleinnahmen betrugen beinahe 70 Millionen Rubel und überstiegen die des vorhergehenden Jahres um mehrere Millionen. Alle Ausgaben für den Bestand des Departements des auswärtigen Handels und der ganzen Zollverwaltung betrugen nicht mehr als $7\frac{1}{4}$ Procent von der Bruttoeinnahme. Diese Ausgabe ist sehr unbedeutend, wenn man in Betracht zieht, daß die Grenzzollwache, welche den größten Theil der Ausgabe erfordert, nicht nur zur Sicherung des Eingangs der Zollgebühren dient, sondern auch um den Gewerbfleiß im Innern gegen die Nachtheile der Kontrebande zu schützen, und selbst zur Beschützung der Grenzen, statt andern Militärs. Die Preise fast aller russischen Erzeugnisse, besonders die des Getreides, standen höher, als im Jahre 1830; auch hatte die Getreideausfuhr in den baltischen Häfen und in Archangel gegen das vorhergegangene Jahr beträchtlich zugenommen. Auch für die Handelsschifffahrt kann das Jahr 1831 als ausgezeichnet angesehen werden. Die Zahl der angekommenen und abgesegelten Schiffe war um ein Weniges geringer, als im Jahre 1830, allein ungleich größer, als sie in den vorhergegangenen Jahren gewesen. An Kauffahrteischiffen waren aus ausländischen Häfen angekommen: 1829, 4488 Schiffe, 1830, 5809 S. und 1831, 5577 Schiffe, wobei zu bemerken ist, daß früher nie so viele Schiffe unsere Häfen befahren haben, als in den beiden lezten Jahren. Die meisten kamen in den baltischen Häfen an, besonders in Riga und Kronstadt; in Odessa waren es fast um die Hälfte weniger, was der geringen Waizenausfuhr aus den westlichen Gouvernements zuzuschreiben ist. Die Ausbeute an Gold und Platina in den ersten sechs Monaten des gegenwärtigen Jahres 1832 war in den Kronwerken an Gold 3613 Pfund, in Privatwerken $4218\frac{1}{8}$ Pfund; Platina in den Kronwerken $4\frac{1}{2}$ Pfund, in Privatwerken $2500\frac{1}{16}$ Pfund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 17:

Die Einsamkeit.

Räthsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Macht hat's Platz nicht immer,
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor, der meint, er hab' es immer!
Ist's recht alt, so taugt's nicht immer,
Doch verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es festhält, läßt ihm immer
Freien Lauf und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der spricht's nicht immer,
Doch, wer's beugt, der bricht es immer.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Januar 1833.

Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris,
Est aussi difficile à Peking qu'à Paris?

Voltaire.

Der Schi-King.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir im ersten Abschnitte unsers Aufsatzes durch andeutende Inhaltsangabe und erläuternde Proben den Reichthum des Stoffes einigermaßen zu bezeichnen gesucht haben, der in diesen aus China dem Deutschen angeeigneten Liedern vorliegt, müssen wir die Frage erwarten, wie denn dieser Reichthum gewonnen worden sey, oder, um es deutlicher zu sagen, wie sich die Bearbeitung des Deutschen zu der wörtlichen Uebersetzung des Pater Lacharme verhalte? Wir versuchen diese Frage zu beantworten. Auf den ersten Anblick wird der Leser schwerlich in der trockenen, schroffen Prosa der lateinischen Uebertragung (deren Latein keineswegs klassisch, sondern höchst unbeholfen erscheint, eben dadurch aber die Sorgfalt der wörtlichen Uebersetzung verbürgt) die Fülle der Poesie ahnen, die in derselben verborgen liegt. Es zeigen sich wohl schon beim flüchtigen Lesen einzelne Züge einer poetischen Oekonomie, oft wiederkehrende Manieren der äußern poetischen Gestaltung, wovon eine besonders fast immer wiederkehrt nnd auch dem Pater du Halde schon aufgefallen ist. Er sagte darüber folgendes: „Einige Gedichte des Schi-King bestehen nur aus drei Strophen und stellen fast einerlei Gedanken vor, ausgenommen, daß die folgende sich auf die vorhergehende bezieht." Er wollte sagen, daß ein Gedanke mit denselben oder mit ähnlichen Bildern, nur durch Veränderung der Worte, durch Anwendung von Synonymen, in drei Strophen durchgespielt wird *). Es erforderte aber den Spürsinn des wahren Dichters, um den poetischen Gehalt hier auszuspüren; es war nur ihm gegeben, daß die poetische Wünschelruthe auf dieß unscheinbare Gold anschlug. Wie die Chinesen diese Gedanken geformt, wie sie mit der Zier der Melodie, mit dem Schmuck des Metrums sie umkleidet, daß sie in ihrer Sprache als helle, glänzende Poesiegestalten erschienen, ist uns unbekannt. Es liegt nur dasjenige vor uns, was, nach Göthes Bemerkung, rein Dichterisches vom Dichter übrig bleibt, wenn man ihn in Prosa übersezt. Wer in die geheime Werkstätte des Dichters zu sehen, das Auge hat, wer die Operationen der Poesie selbst zu machen befähigt ist, von denen uns Schillers und Göthes Briefe manches Geheimniß verrathen haben, erkennt auch in dem

*) Zu dieser Klasse gehört das Lied, das wir oben unter den Liebesliedern gegeben haben, wo es die Ueberschrift: Sehnsucht, führt. In wörtlicher Uebertragung aus dem Lateinischen heißt dieses Lied so: (1) „Sie besteigt jenen Felsen. Mein Pferd ist ermüdet, sagt er. Unterdessen will ich trinken aus goldner Schaale, und meine unermeßlichen Sorgen mit Wein wegzuspülen, wird mir gut thun. (2) Sie steigt auf den Rücken des Berges; das Pferd, auf dem ich reite, ist müde und schreitet langsamen Schrittes vor; inzwischen will ich trinken aus dem Trinkhorne, welches aus dem Horne des Thieres See gemacht ist, ob ich irgend den Schmerz lindere, der mich ohne Aufhören quält. (3) Sie strebt über jenen Berg zu steigen; aber mein Pferd ist mager und meine Freunde sind krank. Wehe mir! sagte er seufzend 2c."

für andere unscheinbaren Laute des verwandten Genius, wenn nicht Klang und Ton, doch Gehalt, Seele und Motive des fremden Dichters. So wie er den unbehülflichen Laut hört, erwacht in seiner Seele die Ahnung dessen, was dieser Laut ursprünglich gewesen seyn müsse, und es regt sich in ihm jene gestaltende Sehnsucht, welche, wie die wahre Weihe, so die höchste Wonne des Dichters ist, und zwingt ihn, dem Gedanken, den er als poetisch erkannt hat, das angemessene, von keiner regellosen Willkühr abhängige, sondern von den strengen Gesetzen der Kunst gebotene Gewand zu geben. Es möchte aber immer bedenklich scheinen, sich in dieser Hinsicht dem Dichter anzuvertrauen, und es könnte sich leicht der Zweifel regen, ob er uns nicht, eben weil er Dichter ist, anstatt des Fremden, doch nur das Eigene gebe. Diese Zweifel werden beschwichtigt werden, wenn der Sänger, der uns die fremden Lieder im vaterländischen Laute tönen läßt, zu den Eigenschaften des ächten Dichters die ausgebreitetste und innigste Kunde fremden Gesanges gesellt. Wir wissen aber, daß Rückert nicht nur der germanischen und romanischen Poesie im höchsten Grade kundig, daß er nicht nur des Slavischen Meister ist, sondern daß er auch der persischen Poesie bis zu eigener reicher poetischer Produktion in persischer Sprache sich bemächtigt hat; daß er die Töne der Araber als ihr Vertrautester erlauscht und nachgesungen, daß er, wie Keiner vor ihm, die heilige Poesie der hebräischen Propheten in ihrer eigenthümlichsten Form mit bewundernswerther Meisterschaft und frommer Treue dargestellt, und daß er, ein Gewältiger indischer Sprache und Poesie, das Unglaubliche in Nachbildung indischer Lyrik und Epik geleistet hat. Ihm, der im Verständnisse und in der reichsten Nachbildung fremder Poesie lebt und webt und mit ihren Formen als unumschränkter Herrscher schaltet, wird von Kundigen zugetraut werden, er habe in der künstlerischen Uebung den Sinn so geschärft, daß er in der wörtlichen, treuen Uebersetzung die Poesie des Originals nicht nur ahnet, sondern mit Sicherheit empfindet und darstellt. Dieß ist es auch, was sich jedem Kenner der Poesie, wenn er die deutschen Bearbeitungen der einzelnen Lieder mit den Uebersetzungen des Lacharme vergleicht, unwiderstehlich aufdrängt. Rückert hat zuweilen fast wörtlich das Lateinische wiedergegeben, am häufigsten den Sinn, den das Lateinische ausdrückt, genau in deutsche Metra gegossen, zuweilen auch aus den Anmerkungen genauere Bestimmungen in die Lieder selbst aufgenommen. Wir wollen drei Proben geben, um diese Angaben zu erläutern. Auf der achten Seite der lateinischen Uebersetzung steht folgendes Lied: „Eine Frau sehnt sich nach ihrem Manne, der rastlos in den Geschäften des Kaisers thätig ist, und lobt ihn. Der Himmel donnert im Süden vom Berge Nan-schan. Warum ist er von hier fortgegangen? Wie doch geschieht es, daß ihm keine Ruhe gelassen wird? ein Mann von höchster Tugend! Warum sollte er nicht kommen? Der Himmel donnert an der Seite des Berges. Warum schied er von hier? Wie geschieht es, daß ihm keine Muße gegeben wird? ein Mann von höchster Tugend! Warum sollte er nicht kommen? Der Himmel donnert am Fuße des Berges. Warum ꝛc.“

Die Staatsbotenfrau.

Südwärts rollt der Donner um den Berg Nan-Schan;
Wo verweilt der edle Mann?
Darf er nie im Hause ruhn?
Muß er immer das Geschäft des Kaisers thun?

Südwärts rollt der Donner um des Berges Haupt;
Ist ihm nie die Ruh erlaubt?
Giebt es Keinen andern nun?
Muß er einzig das Geschäft des Kaisers thun?

Südwärts rollt der Donner um des Berges Fuß;
O vernähm ich seinen Gruß!
Dürft' er mir am Herzen ruhn!
Doch er muß nun das Geschäft des Kaisers thun.

Ein anderes Lied auf derselben Seite heißt wörtlich so: „Die Pflaumen, welche Mani beißen, sind vom Baume gefallen und es sind am Baume nur noch sieben. Die mich wollen von jenen, welcher Jüngling es auch sey, er soll zur Ausrichtung dieser Sache einen geeigneten Tag aussuchen. Die Pflaumen Mani sind vom Baume gefallen; es sind nur noch drei übrig; welche mich wollen ꝛc. Da die Pflaumen Mani vom Baume geschüttelt sind, sind die Körbe voll geworden. Die mich wollen von jenen, welcher Jüngling es auch sey, den Tag bestimme er.“

Die Dringliche an ihre Freier.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Und daran sind nur noch sieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Mög' er's nicht verschieben!

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Nur noch drei sind dran geblieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Sey er angetrieben!

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Wer wird in den Korb sie schieben?
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Laß' es sich belieben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Fortsetzung.)

König Heinrichs Brücke hat zwar ihren Namen behalten, ist aber darum dem allgemeinen Loose der Werke der Menschenhand nicht entgangen; ihre Physiognomie hat sich allgemach bedeutend verändert und mit den Fort-

schritten der Kultur verschiedene Farben angenommen. Erstände ein Pariser aus dem vorigen Jahrhundert, er würde seine liebe Brücke kaum mehr kennen; vergeblich sähe er sich nach dem Wasserwerk um, dessen seltsamer Bau seinen Zeitgenossen so viel Unterhaltung machte; das war etwas für den Badaud, wie der enthusiastische, mittheilsame Pariser seit unvordenklicher Zeit heißt; vergeblich suchte er das klimpernde Glockenspiel und die Uhr, nach der so viele Tausende von Taschenuhren gerichtet worden sind. Diese Versündigung an dem, was dem Volk legitimes Eigenthum war, und am malerischen Effekt der Brücke ist ein Werk des neuen Geschmacks, der sich allerdings hat Dinge zu Schulden kommen lassen, die noch weit weniger zu rechtfertigen sind. Was ist aus den kleinen tragbaren Theatern geworden, wo sich der Widerspruchsgeist und die satirische Laune der alten Pariser schrankenlos bewegte? Der sauertöpfische Boileau mag sagen, was er will, das Publikum, das sich an den muntern Farcen auf dem Pont-neuf belustigte, bestand keineswegs aus lauter Lakaien. Nein, das Volk, das damals der Beaumonde unverschämterweise mit seinen Bedienten zusammenwarf, das Volk war es, das dort auf Augenblicke des Elends vergaß, in das es der große König stürzte, den der berühmte Kritiker so kriechend besingt. Das einzige noch übrige Privilegium des Pont-neuf ist die Weihnachts- und Neujahrsmesse. Vierzehn Tage lang sieht man hier eine Menge kleiner Magazine von Kinderspielzeug rings um Heinrichs IV. Statue. Es ist, als sollte sich hier das Bild eines guten Königs in den Gemüthern der Kinder mit ihren schuldlosen Freuden mischen.

Der Statue Heinrichs IV. fast gegenüber liegt, über die Brücke weg, ein kleiner Platz, dessen stillen Raum nur eine Fontaine ziert, auf der sich Desair's Büste erhebt. Ja, die republikanische Einfalt dieses Denkmals des jungen, unglücklichen Heerführers spricht ganz anders zum Herzen, als der prahlende Marmor, der das Andenken jener schlechten Könige verewigen soll, von denen oben die Rede war. Einen ganz seltsamen Eindruck macht aber die Ruhe, die schwermüthige Stille, die auf diesem kleinen Platze herrscht, nur ein paar Schritte vom lärmenden Getreibe auf der Brücke und in gleicher Ebene mit derselben. Es ist dieß einer der Widersprüche, wie sie so häufig in den geselligen Verhältnissen des Menschen vorkommen, und deren Erklärung und Deutung man oft vergeblich versucht. Ist es ein geheimer Zauber, ist es das Nebelbild einer hier verübten Unthat, was die Menge von diesem Platze scheucht, auf dem nur ein paar Handwerker gleichgültig ihr Wesen treiben? Allerdings, ein großer Frevel ist auf diesem einst wüsten Eilande begangen worden; aber die Menge weiß nichts davon, oder denkt nicht daran, und ihr Widerwille rührt nicht von dem Fluche, den das Volk den Thaten der Tyrannen weiht und den verfehmten Orten, die deren Zeugen waren. Man hat die Bemerkung gemacht, daß alljährlich gegen die Mitte des März eine Anzahl schwarzgekleideter Leute, die sämmtlich den höhern Ständen anzugehören scheinen, diesen Platz mit einer Andacht, einer Rührung besucht, die man sich nicht zu deuten weiß. Soll ihre Trauer eine Sühne seyn für ein Verbrechen, das keine Gerechtigkeit hienieden mit ihrem Arme erreichen konnte? Niemand beantwortet diese Frage. Die Männer bleiben eine Zeitlang nicht weit von Desair's Monument stehen; dann murmeln sie einige Worte, die Niemand versteht, drücken sich brüderlich die Hände und begeben sich feierlichen Schrittes hinweg. Unter den Männern waltet ein Geheimniß, Schmerz und Ergebung in den Willen Gottes spricht dabei aus ihrem Wesen, und ich will euch erzählen, was es ist.

Der Raum, den man heutzutage Place Dauphine nennt, und der unter Heinrich IV. mit dem Pont-neuf verbunden wurde, war vor Alters eine kleine Insel und Eigenthum des Abtes von St. Germain des Prés. So unbedeutend ihre Oberfläche war, so gab doch das Futter, das darauf wuchs, zu manchem Zank zwischem dem Mönch und den Parisern Anlaß. Sie hieß damals die Judeninsel; sie stieß beinahe an die Gärten des königlichen Pallastes, des jetzigen Palais de Justice, die ungefähr da lagen, wo jezt Straße und Platz Harlay sind, und befand sich somit in der Nähe des von den Königen den Juden angewiesenen, so oft verlezten Asyls, an das noch jezt die Straßen Jerusalem und Nazareth erinnern. Ob die Insel den Namen wegen dieser Nachbarschaft bekam, oder weil sie die Juden wirklich einmal inne hatten, dieß läßt sich nicht ausmachen.

Auf dieser Judeninsel wurden am 15ten März des Jahrs 1314, nach der Vesper, d. h. um fünf Uhr Abends, Jakob von Molay, Großmeister des Tempelordens, und Guy, Dauphin von Auvergne, Prior von der Normandie, lebendig verbrannt. Ueber die Gründe, welche Philipp den Schönen zu Ausrottung der Templer bewogen, bestehen verschiedene Ansichten; hier ist nicht der Ort, sich in eine der verwickeltsten historischen Fragen einzulassen; aber wenn die Politik der Tyrannen dieses oder jenes Interesse für sich geltend macht, so hat dagegen die Menschheit unveräußerliche Rechte; ohne zu untersuchen, ob die Templer der abgeschmackten Verbrechen, deren man sie bezüchtigte, schuldig waren oder nicht, hat die Nachwelt den abscheulichen Urtheilsspruch kassirt und dem Andenken des Königs geflucht, der sich aus niedrigen, eigennützigen Absichten mit ihrem Blut besudelte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt bei Kursk.

Der jährlich am Dienstag oder Mittwoch in der neunten Woche nach Ostern bei Kursk eröffnete Jahrmarkt (Korennaja genannt) war in diesem Jahre ganz besonders zahlreich besucht und der Umsaz sehr bedeutend. Die Sage erzählt über den Ursprung und das Entstehen dieser, gegenwärtig sehr bedeutenden Messe Folgendes: es sey vor einigen Jahrhunderten an eben der Stelle, wo jezt der Jahrmarkt gehalten wird, auf der Wurzel (russisch Korenj) eines gefällten Baumes sizend, das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau erschienen und in Kurzem wegen der von ihm ausgegangenen Heilkräfte und Strafgerichte berühmt geworden. Man habe dasselbe zum Zaar nach Moskau und an andere Orte gebracht, allein keine Wache, keine Gewalt habe das Bild verhindern können, immer wieder an seinem Lieblingsplätzchen zum Vorschein zu kommen. Indessen haben die Wallfahrten zu dem Heiligenbilde mit jedem Jahre zugenommen, endlich Mönche sich eingestellt und ein Kloster gestiftet, alsbald aber auch Gewerb und Handel, die überall sich Wege bahnen, einen Waarenplaz daselbst gebildet, der allmählig zu einem Jahrmarkte ersten Ranges emporgestiegen sey. Da der Plaz 27 Werste von Kursk in freiem Felde liegt, so waren, auf Bitte der Kaufmannschaft, die Vorgesezten des Gouvernements bemüht gewesen, um größerer Bequemlichkeit willen eine Versezung des Jahrmarkts nach Kursk selbst zu vermitteln; allein es war, als ob eine unsichtbare Kraft allen Anstrengungen widerstände, und der Korennajamarkt blieb auf der geheiligten Stelle. Am Freitage nach der Eröffnung desselben versammelt sich die gesammte Geistlichkeit der Gouvernementsstadt im Wunderkloster (Snamenskoj), und nach dem Gottesdienste beginnt die Prozession, in welcher das Bild aus der Stadt nach dem Orte des Jahrmarkts getragen wird. Den Chef des Gouvernements an der Spize, wallt eine unzählige Volksmenge, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, hinter dem Gnadenbilde her, welchem flammende Prachtlaternen vorgetragen werden. Mit Staunen sieht der Fremdling diesen Zug, eine Ceremonie, die an Glanz und Feierlichkeit ihres Gleichen nicht im Auslande hat. Der Weg selbst ist höchst anmuthig und bildet ein geräumiges Boulevard, das sich 27 Werste weit längs den Krümmungen des Flusses hinzieht. Die schönsten Baumpflanzungen zieren die Straße, mit jedem Werst bieten sich dem überraschten Auge neue pittoreske Aussichten dar; aber alle werden von der reizenden Lage des eigentlichen Marktplazes übertroffen, der sich von einer Hochebene in ein weites Thal abdacht, durch welches sich ein wunderliebliches Flüßchen schlängelt. Das Thal, allem Anschein nach ein altes Stromheit, bildet eine weite, grüne Wiese, auf der, in malerischer Unordnung, Baumgruppen und artige Meierhöfe zerstreut liegen. Von drei Seiten erheben sich terrassenartig, größtentheils mit undurchdringlichen Waldungen bepflanzt, die Thalwände und bilden ein majestätisches Amphitheater. Aus der Mitte der Markthäuser und Buden stieg dießmal, gleich einem Koloß, ein Gebäude, wohl fähig, zehntausend Personen zu fassen, von dem dortigen Civilgouverneur, Kammerherrn Paul Demidow, auf eigene Kosten erbaut und zu einem Tempel der geselligen Freude und Gastfreundschaft bestimmt, da es dort bisher an einem Lokale für öffentliche Lustbarkeiten fehlte. Durch die Errichtung dieses Gebäudes hat Demidow einerseits dem Adel und der Bürgerschaft des Gouvernements einen Beweis seines Wohlwollens, andernseits dem Jahrmarkte neuen Schwung geben wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, December.

(Beschluß.)

Die alte und die neue französische Sprache und Poesie.

Wenn man in der neuesten Zeit in Frankreich auf das Studium der vaterländischen Dichter und Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts, und überhaupt der Literatur vor Ludwig XIV. viel Eifer verwendet hat, so geschah dieß nicht aus bloßer Eitelkeit oder um nur den Mechanismus der Sprache und ihre Bildung zu studiren, die leider in der Zeit jenes Königs definitiv abgeschlossen ward, sondern aus einem weit wichtigern Grund. Alle, die Sinn haben für schöne Einfalt, Kindlichkeit und Anmuth, finden in den Dichtern jener Jahrhunderte einen unendlichen Reiz, der allen neuern Schriftstellern und Poeten abgeht, Lafontaine ausgenommen, der es verstand, Rémi Belleaus, Villons, Joachim du Bellais, Philippe Desportés und Clément Marots Einfalt und Lieblichkeit in seine Fabeln überzutragen. Die Sprache hat durch ihre Umgestaltung unter Ludwig XIV. zwar an Klarheit, Durchsichtigkeit, rhetorischem Glanz und wohl auch an sogenannter Noblesse gewonnen, sie verlor aber ihre vorige Anmuth, Frische und Kindlichkeit. Dieß ist zu bedauern, aber es konnte nicht wohl anders seyn; denn die neuen Sitten und Ideen, die in damaliger Zeit aufkamen, verlangten auch eine andere Sprache; ist doch diese nur der lebendige Aus- und Abdruck des sittlichen Zustands der Gesellschaft. So wie die Philosophie mehr in den Geistern vordrang und da heimisch wurde, sobald man die Wissenschaften allgemeiner und nach allen Richtungen betrieb und anbaute, auch sich politische Ideen überall einmischten, mußte die einfache und ungewisse Sprache der Väter Kraft, Nerv und Klarheit annehmen, sie mußte sich in logische und rhetorische Ordnung fügen und durfte sich nicht mehr begnügen, dem Ohr wie das süße Gemurmel eines Bachs zu klingen, sie mußte eine würdige und strenge Harmonie annehmen. Darin aber ging sie zu weit, und das ist sehr zu bedauern. Sie ließ eine Menge Worte, Ausdrücke und Wendungen verloren gehen, die durchaus nichts Dunkles oder Unwürdiges hatten, sondern die Sprache nur netter, lebhafter, farbenvoller, bezeichnender und einschneidender gemacht hätten, statt daß sie jezt oft Umschreibungen gebrauchen muß, die sie verweichlichen und ihr alle Farbe rauben. Wenn man Amiot und Montaigne jezt liest, so fühlt man recht schmerzlich, welche Summe reinen Goldes die Leute des siècle de Louis XIV. von sich gestoßen haben, um statt dessen elende Flittern und Lappen anzunehmen und sich damit zu putzen. In der neuesten Zeit ist es nur einem Schriftsteller gelungen, diese glücklichen, einfachen und pikanten Worte und Wendungen altfranzösischer Autoren in seine moderne Sprache aufzunehmen: dieß war der unglückliche P. Courrier. Die Dichter haben aber noch viel mehr bei der Verstümmelung der alten Sprache verloren, als die Prosaisten. Nicht genug, daß sie zwischen Cäsur und Reim eingeklemmt sind, sie müssen auch den Prätensionen einer strengen, geschnürten, ängstlichen und bei alle dem armen Sprache nachgeben. Wie unendlich besser hätten sie es, wenn ihre Vorfahren aus jenem Schimmerjahrhundert nicht so beschränkt gewesen wären. Diesem Uebel nach und nach immer mehr durch verständige und wählende Rückkehr zum Alten abzuhelfen, ist eine der Aufgaben unserer neuesten französischen Dichter, und es ist verdienstlich, ein altes Dichtwerk nach dem andern aus der Vergessenheit zu ziehen; so ist es denn auch mit den Rymes de gentile et vertueuse Dame D. Pernette du Guillet Lionnaise.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Januar 1833.

— Du scheinest hier
Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen;
Doch seh' ich nur den klugen Redner durch.

Goethe.

Der Pont-neuf und die Judeninsel.

(Beschluß.)

Die Templer wurden am 13ten Oktober 1307 zu Paris und in den Provinzen zumal verhaftet, und dieß beweist, daß ihr mächtiger, treuloser Feind auf diese verrätherische That längst gesonnen und sich dazu gerüstet hatte. Aber erst am 12ten Mai 1310, nach dreijähriger harter Einkerkerung und Foltern, wie sie nur der Fanatismus ersinnen kann, wurden vier-und-fünfzig dieser tapfern Krieger in der Vorstadt St. Antoine lebendig verbrannt. Aehnliche Greuel wurden zu wiederholten Malen zu Paris und in verschiedenen Provinzen Frankreichs an den unglücklichen Ordensgliedern verübt, und die Kommissäre der Inquisition übergaben sie dem weltlichen Arm, das heißt, dem Henker. Endlich, sieben lange Jahre, nachdem sie den Untergang ihres Ordens hatten erleben und unter furchtbaren Martern die tapfersten, frommsten ihrer Brüder hatten müssen sterben sehen, sollten auch Jakob von Molay und sein edler Gefährte blutiges Zeugniß ablegen für dieselbe Sache. Sey es nun, daß die beiden Ritter von den arglistigen Mönchen bethört worden waren, oder hatten die Folter und das Elend einer vieljährigen Gefangenschaft, die in jenen barbarischen Zeiten selbst schon eine Marter war, ihre Kraft gebrochen, sie sollten Dinge entdeckt haben, welche ein schlimmes Licht auf den Orden warfen, und man wollte ihnen deßhalb das Leben schenken. Als sie aber vor den Thoren von Notre-Dame, wo sie feierlich Buße thun sollten, die Angaben ablesen hörten, welche man ihnen in den Mund gelegt, hoben sie, im Innersten empört, den Blick und die gefesselten Arme gen Himmel, von wannen allein Schutz kommen konnte für die geopferte Unschuld, und erklärten mit lauter Stimme Alles, was hier vorgebracht worden, für eitel Lug und Trug, und daß sie diese Worte nicht gesprochen und der Orden nimmermehr solches verschuldet. Jakobs von Molay Stimme machte tiefen Eindruck auf das Volk; der tiefe Schmerz des Greisen, seine edlen Züge, seine majestätische Haltung gaben seinen Worten das Gepräge der Größe, welche immer und zu jeder Zeit die Menge besticht. Philipp war es wohl zufrieden, daß einige Templer am Leben blieben, wenn nur Verrath und Charakterlosigkeit sie verächtlich machten. Kaum hatte er aber den Widerruf des Großmeisters und seines Unglücksgefährten vernommen, so befahl er unverzüglich die Hinrichtung. Da band man sie mit Stricken, brachte sie auf die Judeninsel und stellte sie auf den Scheiterhaufen. Mitten aus den Flammen erschallte die Stimme der edlen Märtyrer; sie beharrten auf ihrer und des Ordens Unschuld, und bevor der Tod ihren Leiden ein Ende gemacht, luden sie, wie alle Chroniken berichten, König und Pabst vor Gottes Richterstuhl. — Philipp und Clemens starben noch in demselben Jahr.

Die Geschichte ist so ziemlich allgemein bekannt, sie hat Reynouard zu einer hübschen Tragödie begeistert, und unter den Gelehrten dauert der einst leidenschaftlich ge-

führte Streit über Schuld oder Unschuld der Templer zum Theil noch fort. Ihrem grausamen Feind gelang indessen sein schändlicher Plan nur halb; er wüthete gegen die Templer, aber den Orden konnte er nicht vernichten, und noch bis auf die heutige Stunde hat er sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Ich entsage der Hoffnung, die Spötter und Ungläubigen zu überzeugen, ihnen darzuthun, auf welch wunderbaren Pfaden die Vorsehung den Tempelorden von der Greuelzeit der Verfolgung an bis auf den heutigen Tag geführt hat, wie die Convente des Ordens niemals aufgehört haben und die legitime Reihenfolge der Großmeister seit Jakob von Molay nie unterbrochen worden ist. Alles religiöse Gefühl ist in Frankreich fast bis auf den lezten Funken verglommen, die verächtliche Ignoranz, vornehm Philosophie genannt, hat alle Tugenden, alle Poesie vernichtet, welche Ausflüsse jenes Himmelslichtes sind. Menschen, welche an Gott glauben, sich versammeln, um das Evangelium zu lesen, und an der althergebrachten Tracht eines religiösen und kriegerischen Ordens, dem sie sich eidlich verpflichtet haben, treu halten — Alles dieß würde ihnen höchst abgeschmackt vorkommen. Niemand würde den Beweis ihrer Rechte und Ansprüche anhören wollen, und mit Scheiterhaufen bekämpft man zwar keine Lehren mehr, aber das ungläubige Jahrhundert hat andere Mittel, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen. Doch nicht lange vielleicht, so entspinnt sich der Kampf; junge Templer, von Glauben durchdrungen, werden den Handschuh hinwerfen und das hochgebildete Frankreich für die Barbarei des vierzehnten Jahrhunderts zur Rechenschaft ziehen. Bis dahin, und mir kommt es nicht zu, den Zeitpunkt zu beschleunigen, nur soviel. Das tiefe Geheimniß, das lange über dem Tempelorden schwebte, erklärt sich leicht aus seinen religiösen Lehren, welche die Intoleranz zu Verbrechen gestempelt hätte; mit den Sekten der Freimaurer hat er nie zu schaffen gehabt, und von Sinnbildern, Banketten, sonderbaren Prüfungen weiß er nichts. Sein Glaube ist der, welcher von Christus dem Apostel Johannes offenbart wurde und den dieser im Morgenlande predigte; dort haben ihn die Templer angenommen und er hat sich seitdem unter ihren Nachfolgern fort und fort erhalten. Der Tempelorden hat seine Märtyrer gehabt, die Zeit seiner Apostel wird nicht ausbleiben.

Ihr wißt jezt, daß jene Leute, welche alljährlich am 15ten März auf die Judeninsel pilgern, Tempelritter sind. Sie feiern hier das Gedächtniß Jakobs von Molay und Guidos, des Priors von der Normandie, seines Bruders und Leidensgenossen *).

*) Es liegt nichts daran, ob der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes im Scherz oder im Ernst geschrieben hat. Das Merkwürdige, und was uns zur Mittheilung veranlaßte, ist, daß im heutigen Frankreich, in der Gesellschaft, wo vor nicht langer Zeit Voltaire als unumschränkter Herrscher gebot, dergleichen Ernst seyn kann und immerhin von einem bedeutenden Theile der Lesewelt geglaubt wird. Wir wissen indessen, daß allerdings etwas an der Sache ist; wie es sich damit verhält, wird aber weder durch den Bericht unseres Pariser Korrespondenten vom 1ten Nov. v. J. Nro. 262., auf den wir hiemit verweisen, ganz klar, noch reicht das, was man von Zeit zu Zeit in den französischen Journalen, über Ordensfesten und dergl. liest, hin, um darüber abzusprechen, ob es sich von etwas wenigstens halbwegs Ernstem oder von einer Posse handelt.

Anm. d. Red.

Der Schi-king.

(Beschluß.)

Das eilfte Lied des ersten Kapitels ist ganz kurz. Bei dem deutschen Bearbeiter erscheint es länger, weil er die Beschreibung des chinesischen Einhorns, die in den Noten gegeben ist, in seine Bearbeitung mit aufgenommen hat. Das Lied selbst lautet wörtlich folgendermaßen: „Wer sollte nicht das Thier, das Ki-ling heißt, bewundern, mit seinen Füßen? O bewundernswürdiges Ding! Alle Kinder, die der Fürst hat, jedes derselben ist ein anderes Ki-ling. O Ki-ling mit deiner Stirne! wundernswerthes Ding! Alle Verwandte, die der Fürst hat, jeder derselben ist ein anderes Ki-ling. O Ki-ling mit deinem Horne! Leute des Fürsten des berühmten Volkes, wundernswürdiges Ding! jeder von ihnen ist ein anderes Ki-ling.“

„Anmerkungen. Das Ki-ling hat den Leib eines Damhirsches, den Kopf eines Schaafes, den Schwanz und Huf eines Ochsen, die Schenkel eines Pferdes, ein einziges Horn mit fleischerner Spitze, einen Schuppenleib. Es hat fünf Farben, ist zwölf Fuß hoch, verlezt kein Gras, zertritt kein Insekt in seinem Gange, stößt kein Thier mit seinem Horne.“

Ki-ling,
das chinesische Einhorn.

Das edle Thier Ki-ling,
Ein Wunder nicht gering,
Ist wohl ein seltnes Ding.
Es trägt ein ehern Horn
An seiner Stirne vorn,
Stößt doch kein Thier im Zorn.
Es gehet nie geschaart,
Es gehet nie gepaart,
Ist einzig seiner Art.
O welches Wunder! von den schönen,
Von allen unsers Königs Söhnen
Ist jeder einzig ein Ki-ling.

Das edle Thier Ki-ling,
Das nie ein Jäger fing,
Ist wohl ein Wunderding.

Es trägt ein ehern Huf,
Doch nie sein Fußtritt schuf
Des Gräsleins Weheruf.
An seinem Leib vereint
Fünffache Farb' erscheint,
Daß man zu träumen meint.
O welches Wunder! von gesammten
Des Königstammes Angestammten
Ist jeder einzeln ein Ki=ling.

Das edle Thier Ki=ling,
Einzig im Weltenring,
Ist wohl ein Wunderding.
Es führet starken Schritt,
Tritt hart nicht auf damit,
Kein Wurm darunter litt.
Es hat des Rosses Kraft,
Des Lammes Eigenschaft,
Ein Thier so musterhaft.
Was kann das Wunder übertreffen?
Ein jeder von des Kaisers Neffen
In seiner Art ist ein Ki=ling.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß die deutsche Bearbeitung des Schi=king ein solche Fülle auf's Vollendetste behandelter deutscher Metra enthält, daß sie schon allein in dieser Beziehung als ein köstlicher, reicher Schatz künstlerischer Poesie angesehen und werth gehalten werden müßte.

Um endlich jeden Zweifel an der Möglichkeit der Uebertragung ächter Poesie aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, welche die klassische Latinität durchaus nicht berücksichtigt, durch ein Beispiel im umgekehrten Sinne zu beseitigen, haben wir in der Note eines der herrlichsten Gedichte eines großen Dichters in ein Latein übersezt, das unserm Bestreben nach sich dem Latein des Pater Lacharme so viel als möglich nähern sollte *).

*) Puro lumine fertur solis currus super vallo et super flumine. Eheu! excitat quotidie in cursu suo sicut tuos ita meos etiam dolores alte in corde manentes.

Nox quoque vix prodesse mihi potest. Nam ipsa somnia tristi sub specie nunc veniunt. Sentio vim horum dolorum quae tacite in corde secreto format.

Multi, multi sunt anni quod hic infra video naves vehere, quarum quaevis ad locum suum venit. Sed eheu! sempiterni dolores, qui firmi sunt in corde, a fluvio non auferuntur.

Pulchris in vestibus venire cogor. Sumpti sunt ex scrinio; nam festus dies est hodiernus. Nemo suspicatur, quam dire dilaniatum sit cor meum in corde doloribus.

Clam semper lacrymas fundere cogor; sed hilaris videri possum, immo tanquam bona valetudine fruens, rubrisque genis. Hi dolores letiferi si essent cordi meo, mortuus essem jam pridem.

Sizilianische Skizzen.

Laven. — Wie schon erwähnt, geben die Zerstörungen durch Wasser und Feuer längs dieser Straße dem Naturforscher viele Gelegenheit zu Beobachtungen. Die erste Merkwürdigkeit waren die Fiumaren, die andere, ohne Vergleich wichtigere Erscheinung sind die Laven, denen man hier begegnet. Mitten in diesem so bevölkerten Paradiese sieht man, von Taormina an bis nach Catania, mit doppeltem Schrecken die versteinerten Ströme der Laven, die, vom Aetna herunter bis ins Meer sich wälzend, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, Verwüstungen der schrecklichsten Art in diesen glücklichen Fluren angerichtet haben. — Der Charte vom Aetna von Gemellaro zufolge, die mir hier als Leitstern dient, kommt man zwischen Taormina und Catania über sechs verschiedene Lavaströme. Den ersten findet man bei Schizò und dem Flüßchen Calatapiano, wenige Miglien hinter Taormina. Er ist vom Jahre 396 v. Chr. Geb., und also einer der ältesten, von denen die Geschichte spricht. Dann passirt man noch vor Aci oder Jaci Reale — der größten Stadt auf dieser Straße mit 15,000 Einwohnern — die Laven von 1329 und 1580. Zwischen Aci Reale und S. Giovanni, auch Aci la Punta genannt, liegt die von 1444; näher an Catania die von 1381, und dicht an dieser Stadt — denn die nördliche Vorstadt ist darauf erbaut — trifft man die Lava von 124 vor Chr. Geb. Auf diese sechs Lavaströme vor Catania folgt der von 1669, welcher diese Stadt zerstörte und sich also in, oder vielmehr unter derselben und ihrem Umkreis befindet, und endlich macht die allerälteste Lava, von der man den Zeitpunkt nachweisen kann, die von 524 vor Chr. Geb., gleich hinter Catania, den Beschluß. Diese Eruption ist auch in der Geschichte durch die Elternliebe zweier Cataneſischen Brüder berühmt, die ihren Vater und ihre Mutter retteten, und deren Geschlecht noch bis spät in den Römerzeiten geehrt wurde. Ja noch jezt gedenkt man der fratelli pii. Von der Größe der meisten dieser Lavaströme wird man sich durch den Vergleich mit denen bei Torre del Greco einen Begriff machen können, welche sich zu jenen verhalten, wie etwa ein mäßiger Bach zum Rheine.

Korrespondenz=Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, Januar.

Der Trieb zur Auswanderung in die neue Welt.

Nachdem der Nachklang des Hambacher Festes, so wie die dadurch veranlaßte Aufregung der Gemüther endlich in immer leisern Schwingungen zu verstummen scheinen, würde für den Rheinländer, und besonders für die bewegliche Natur des Rheinpfälzers, eine zu unerquickliche Stille eintreten, wenn nicht eine Erscheinung anderer Art die öffentliche Aufmerksamkeit fesselte und, die Phantasie aufs Höchste spannend, überall ein neues, vielbewegtes Leben anregte. Dieß ist die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Gedanke, der in Vielen schon längst die Plane gereift hat, welche das nächste Frühjahr realisiren wird, und in noch

Mehreren fruchtlos mit den Hindernissen kämpft, die sich der Wanderung entgegensetzen. Mit der ersten Frühlingssonne werden mehrere hundert Individuen, theils in Masse, theils einzeln und familienweise die gepriesenen Ufer des Rheins mit den noch mehr belobten des Missuri und Arkansas vertauschen. Und wer sind die Ziehenden und noch mehr die Lustragenden? Leute aus allen Ständen, Staatsbeamte, Geistliche, Gutsbesitzer, Landleute und Handwerker, die meist eine wohlgesicherte Existenz haben und zum Theil sehr reiche Besitzthümer verlassen, Alle, um jenseits des Ozeans die Mutter Erde zu bauen und ihr eigenes Brod zu pflanzen, und wenn vollends Alle, die im Augenblicke mit ganzer Seele an der Auswanderung hängen, nicht durch äußere Umstände festgehalten wären, so würden wir im Laufe des Sommers viele Tausende der neuen Welt zueilen sehen. Ja, diese Vorliebe für dieselbe, für dortiges Leben und Seyn spricht sich bei Allen, die einmal von der Wanderlust ergriffen sind, so stark und entschieden aus, daß es unmöglich scheint, auch nur die geringsten Zweifel und Bedenken gegen dieselbe zu erwecken. Dort, dort allein ist Arkadien! Dort sucht ein Jeder, woran sein Herz hängt und was er hier vergebens zu suchen glaubt; dort ist noch wahre Einfalt und Unschuld der Sitten, dort ist noch ächtes patriarchalisches Leben, dort ist noch wahres Christenthum, ächte religiöse und vor Allem bürgerliche Freiheit, dort ist die rechte Schule für den Oekonomen, dort vor Allem der rechte Tummelplatz für den Erwerb, kurz, was auch der Mensch begehrt und was er wirklich oder in der Einbildung hier nicht findet, von dort her winkt es ihm und ladet ihn ein zu unverkümmertem Genuß. Diese Bilder beschäftigen tausend Herzen, laut, wie im Stillen, während Mißbehagen und Unzufriedenheit Alle ergreift, die vergebens diesem Eldorado sich entgegensehnen. Wahrlich, eine höchst merkwürdige psychologische Erscheinung, ein eben so merkwürdiges Zeichen unserer Zeit. Fragen wir nach den Ursachen derselben, so ist es klar, daß es diejenigen, die von jeher zunächst der Uebersiedlung nach den Staaten der Union zum Grunde lagen, nicht seyn können; dieß waren materiell zwingende. Bei weitem die größeste Zahl der frühern Auswanderer, wenigstens aus Deutschland, verließ einen unwirthbaren Boden oder sonst für das äußere Fortkommen ungünstige Verhältnisse. Die Schweiz, der Schwarzwald, der Odenwald mit ihren Umgebungen lieferten von jeher die meisten Auswanderer, meistens Menschen, die, von Noth und Kummer getrieben, eine ferne Freistätte suchten. In dieser Gestalt sahen wir sie in den Seehäfen Hollands und des nördlichen Deutschlands, ein Bild der Dürftigkeit und des Jammers, während jezt Menschen von allen Ständen, von allen Stufen der Bildung und des Vermögens ihre Blicke sehnsüchtig nach der neuen Welt richten.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Demidows Lusthaus. Expedition an den Jenisei. Fortschritte in der Landwirthschaft.

Am 12. Juni waren in dem von Demidow erbauten Hause gegen fünftausend Personen auf einem glänzenden Balle versammelt, Bewirthung und Raum aber auf das Doppelte berechnet. Die Gegenwart der in ihre Quartiere zurückgekehrten Helden des Vaterlandes zierte das Fest, welches so glänzend und geschmackvoll angeordnet war, daß man sich in Armidens Zauberschloß versezt glaubte. Das ganze Gebäude hatte die Form eines großartigen Rittersterns, bestehend aus vier spitzwinkligen Dreiecken und vier, an einer Seite gerundeten, Parallelogrammen von 105 Fuß Länge und 35 Fuß Breite, die sämmtlich an einen ungeheuren runden Saal stießen, dessen prachtvolle Kuppel 99 Fuß im Durchmesser hatte und auf zwei Säulenreihen ruhte. Fünf-und-zwanzig-tausend flammende Kerzen erhellten die reichgeschmückten Gemächer, und die bekannte Freigebigkeit Demidows überstieg bei diesem Gastgebot alle Grenzen. Fünf Tage später existirte das, wie durch Zauberei entstandene Gebäude nicht mehr. Demidow, der voraus berechnet hatte, daß die Einkünfte des Jahrmarkts nicht hinreichen würden, dasselbe gehörig im Stande zu erhalten, und daran zweifelte, daß Jemand aufgelegt wäre, Bälle darin zu geben, ließ es auseinander nehmen und verkaufen, mit der Bestimmung, daß die Zinsen des dafür gelösten Kapitals von 20,000 Rubel am 1sten Juli jeden Jahres, dem Geburtstage der Kaiserin, unter die bedürftigsten Familien der Stadt vertheilt werden sollen. Wahrlich, ein edler Gebrauch, den Demidow von seinem unermeßlichen Vermögen macht.

Das Handlungshaus Wilhelm Brandt und Sohn in Archangel fertigte am 15ten Juli d. J. zwei demselben gehörige Schiffe, „Jenisei“ und „Nowaja Semlja,“ vollständig ausgerüstet und verproviantirt, mit fünfzehn gemietheten Arbeitern und zwei Kapitäns von der Staatsflotte bemannt, von Archangel ins karische Meer ab, zur Entdeckung der Durchfahrt bis zum Flusse Jenisei, zur Untersuchung seiner Mündungen und für merkantilische Zwecke, wenn dieß thunlich befunden wird. Die Schiffe und die Ausrüstung derselben sind freies Eigenthum des gedachten Hauses. Es ist dieser kühnen, gefahrvollen Unternehmung in dem wenig bekannten Meere und an den unwirthbaren Küsten in der hohen nördlichen Breite ein glücklicher Erfolg zu wünschen. Die Hydrographie kann von dem Gelingen derselben wesentliche Bereicherungen erwarten.

In mehrern Gegenden Rußlands verwendet man viel Mühe auf den Anbau des amerikanischen Tabaks, der mit besonders gutem Erfolg in der Krimm gezogen wird. Die Gesellschaft für Landwirthschaft in Moskau hat den Tabakssaamen aus Amerika direkt verschrieben und in verschiedenen südlichen und nördlichen Gouvernements vertheilt. Auch verschrieb die erwähnte Gesellschaft aus Wien eine Parthie Himalayagerste, um in den hohen nördlichen Breiten Rußlands Versuche über das Fortkommen derselben anzustellen, da diese Gerste bekanntlich in der kalten Region des Himalayagebirges einheimisch ist. Bis jezt hat die Anpflanzung dieser neuen Getreideart in Rußland guten Erfolg gehabt, und wenn diese Gerste, wegen ihres schnellen Wachsthums, auch in den dem Norden nahen Gegenden zur Reife gelangt, wo andere Getreidearten nicht mehr gedeihen, so wäre dieß ein großer Gewinn für diese Gegenden. — Nach brieflichen Mittheilungen fällt die diesjährige Erndte in den meisten Gegenden Sibiriens sehr gut aus. Vorzüglich blüht die Landeskultur im Irkutzkischen Gouvernement rasch auf. Wie sehr Unrecht man hatte, dem dortigen Klima so zu mißtrauen, zeigt unter andern die Erscheinung, daß Zuckererbsen und Schminkbohnen, die man vor zwölf Jahren dort noch wie Blumen in Töpfen zog, jezt in den Gemüsegärten gedeihen. Selbst in dem, ehemals so wüsten Nertschinskischen Kreise macht man jezt gute Getreide- und Kartoffelerndten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Januar 1833.

O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen,
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast!

Schiller.
nach Virgil.

Das gerettete Orakel.

Historische Romanze
von Friedrich Kind.

So droht auch dir Zerstörung, Brand und Schwert,
Du heil'ge Delphi! Götterfüllte Hallen!
Ihr Wunderbilder, ew'ger Huld'gung werth,
Sollt unterm Beil entmenschter Horden fallen,
Der Lorbeerstamm, von styg'schem Dampf bestaubt,
Nicht schütteln mehr sein Ahnung rauschend Haupt,
Der Priest'rin Mund, zu der aus fernen Reichen
Der Glaube hart Bedrängter floh, erbleichen!

Erzürnt von Gall'schen Rudern, schäumt das Meer *),
Von des Olympos Höh'n nach Thalgefilden
Thessalia's ergießt sich weit ein Heer —
Titanenleiber hinter ries'gen Schilden;
Ihr Führer Brennus, würdig jenes Ahns,
Der, noch das Schwert mit wägend, eitlen Wahns,
Mit Siegertrotz „Weh Ueberwundnen!“ prahlte,
Bis ihm das Schwert Camill's das Lösgeld zahlte.

Dem Führer gleich, wenn nicht an Gier nach Macht,
Nach Herrschergröße und Erobrungsruhme,
An Durst nach Wein und Wollust doch, nach Pracht,
Nach reichen Schätzen griech'scher Heiligthume,

*) Ungefähr 280 Jahr vor Chr. Geb. und 100 nach dem Einfalle der Gallier oder Kelten in das römische Gebiet.

Verlachend Götter, Opfer und Altar,
Uebt Raub und Mord die übermächt'ge Schaar,
An hundert fünfzigtausend Spießgenossen,
An sechzigtausend, Eins mit ihren Rossen.

Umsonst erhebt sich Hellas unerschlafft,
Vergebens strömt zur kampfberühmten Enge
Thermopylä der Att'schen Jugend Kraft,
Ein Häuflein gegen stets erneute Menge!
Nicht sorgt der Feind, wer griech'schem Speere sank,
In Moor und Sumpf erstickte, wer ertrank:
Er läßt den Freund, den Bruder unbegraben
Zum gier'gen Fraß der Wölfe und der Raben.

Nur — nicht Gesandte vor sich knie'n zu seh'n,
Empört des Feldherrn übermüth'ge Seele;
Nur daß nicht schon die Tempel offen steh'n,
Erhitzt der Rotten Wunsch nach Kampfbefehle;
Doch finden sie durch Schlauheit und Verrath
Den Steig, auf dem Hydarnes einst genaht *),
Und stürzen nun von Otas Hochgebirgen
In's Thal herab, zu plündern und zu würgen.

*) Herodotus VII. 211. Dieser Steig wurde dem Xerxes durch einen Griechen, Namens Epialtes, verrathen. Der Perserkönig sandte sogleich den Hydarnes mit der Schaar der Unsterblichen dahin ab, und kam auf diese Weise dem Leonidas in den Rücken.

Weh Kallion! dich trifft zuerst die Wuth!
Hier stirbt der Greis auf tapfrer Enkel Leichen;
Dort trinkt mit Muttermilch der Säugling Blut,
Bald selbst — am Spieß, ein gräßlich Siegeszeichen!
Die Jungfrau schreit, den Busen wild umsaust
Vom Nachtgelock, erfaßt von brünst'ger Faust;
Sie fleht Verschonung, um das scharfe Eisen,
Das sie befreit, dem Wütrich zu entreißen.

Raub, Schlachten, jede Schandthat ist vollbracht,
Gebäud' und Tempel stürzt in Schutt zusammen;
Gleich glüh'nden Wolken zieht der Rauch bei Nacht,
Gleich Riesenschatten ragt die Säul' aus Flammen;
Bei Fackeln walzt der Reigen, den, bedroht,
Entehrte tanzen, die gescheut den Tod;
Athenes Opferkrug, Altar und Schaale
Wird Tisch und Trinkgefäß beim frechen Mahle.

Elend, nicht Frevel, trägt des Griechen Herz:
Jezt gilt es Delphis Heiligthum und Rache!
Greis, Knab' und Jungfrau hüllt den Leib in Erz,
Als lieh zur Saat die Zähne Kadmos Drache!
Doch auch in Brennus lodert wildre Gluth
Und gier'ger drängt herbei die Heeresfluth;
Sein Herrscherwort erschallt im Hörnerrufe
Und reiht das Kriegsvolk um des Felsen Stufe.

„Erblickt ihr," ruft er aus, „am Bergeshang
Die Tempel dort, und schaut im Sonnenflimmer
Zahlloser Reihen wimmelnden Gedrang
In blanker Waffenrüstung Goldgeschimmer?
Nicht Krieger sind's, ob Blick und Arm auch droht,
Nur Bilder ohne Sennen, starr und todt;
Sie schützen nicht die hier gehäufte Beute,
Das reiche Gut, das fromme Einfalt weihte."

„Was kümmert uns der Griechen Kunst und Ehr'?
Was uns die Kronen ihrer Fechterspiele?
Was ihrer Schlachten Ruhm zu Land und Meer?
Doch — reines Gold sind jener Bilder viele!
Der Städte Reichthum wird hier aufbewahrt,
So Gold, als Silber — nun für uns gespart! —
Durch Fleiß und Wucher, Macht und Trug gewonnen,
Gemünzt und roh, in Stangen und in Tonnen!"

„Und wie vergäß ich das Geräth von Gold,
Gediegne Schilde, Tische, heil'ge Krüge?
Wie das, was Lydias Kön'ge hergezollt,
Als Dank für Trug und Prunkmal blut'ger Siege?
Gyges und Krösus! gnügt dieß Namenpaar,
Gnügt das Geschmeid, das Nacken, Arm und Haar
Der Lyd'schen Königin dereinst umfangen,
Der Gürtel Helenas und ihre Spangen?"

„Ja Delphis Schatz mißt nicht Gewicht, noch Zahl;
Des ganzen Erdballs Ueberfluß ist euer!
Auf denn, zum Kampfe, Tapfre! noch ein Mal —
Zum Kampfe? nein! zu Beut' und Siegesfeier!
Laß seh'n, Apoll! ob Gall'schem Spieß und Schwert'
Dein Todespfeil des Tempels Eingang wehrt! —"
„Zum Kampf', Apoll!" brüllt donnerlaut die Rotte,
Brüllt Widerhall, „mit Brennus, unserm Gotte!"

Und immer näher wogt die Gall'sche Schaar,
Den Umkreis Delphis ganz zu überschwemmen;
Die Bundsgenossen, nimmer weichend zwar,
Vermögen nicht der Fluthen Drang zu dämmen;
Indeß die Angst der Mutter nur in Flucht
Zur moos'gen Nymphengrotte Rettung sucht,
Erforschen tapfre Führer, kluge Greise,
Ob das Orakel selbst sich Schutz verheiße.

Die Pythonissa naht, das Auge stier,
In dunklen Locken Lorbeerkranz und Binde,
Als ob sie, gleich geschmücktem Opferthier,
Schon Vorgefühl der nah'nden Pein empfinde.
Sie schleudert Blätter in die heil'ge Gluth,
Jezt bleibt sie zitternd steh'n; ihr Auge ruht,
Entsezt, versteinernd, beim Vorüberwallen,
Auf Polygnotos farb'gen Bilderhallen.

Es haftet auf der Brandstatt Ilions,
Es weilt voll Wehmuth auf Kassandras Munde,
Es zuckt beim Wüthen des Achillessohns,
Es thränt bei Priams offner Todeswunde,
Bei seiner Königstöchter Kettenlast,
Beim Knaben, der den Hausaltar erfaßt: *)
Ha! alles lebt! — mit immer tieferm Schauern
Wähnt sie sich selbst in Kallions schwanken Mauern.

Der Ordner mahnt, daß Phöbos ihrer harrt;
Ernst schau'n auf sie die Führer, Greise, Priester,
Doch, weil ihr Aug' schon jezt dämonisch starrt,
Mit banger Seele, ahnungsvoll und düster.
Gezwungen nur, beklommnen Athems, wallt
Sie zu dem Dreifuß über nächt'gem Spalt,
Mit Zweigen und mit Kränzen rings umgeben,
Die Stufen und des Lorbeers Wipfel beben.

Der schwarzen Höhle Wölbung wird erfüllt
Mit gift'gen Nebeln, dichtem Weihrauchsdampfe;
Die Seh'rin ächzt und jede Ader schwillt,
Die Gliedern zittern, wild verzerrt vom Krampfe;

---

*) Diese Darstellungen befanden sich wirklich in der von Polygnotos ausgemalten Nische zu Delphi.

Es schäumt der Mund, sie springt vom Sitz empor,
Es fliegt die Brust, nur Stöhnen dringt hervor.
Jezt, wie durchlodert von der Gottheit Grimme,
Reißt sie den Kranz ab, schreit mit rauher Stimme:

„Es naht der Tag, von dem am Klippenhang
Herophile mit flatterndem Gewande, *)
Von dem schon Bacis Mund prophetisch sang!
Die Erde kreis't mit hundertarm'gem Brande!
Apoll verstummt! Zeus, Here, räumt den Thron
Der Himmelsjungfrau und dem ew'gen Sohn!
Das Gottesreich erhebt sich auf den Trümmern
Der Heidengötzen, die im Abgrund wimmern!" **)

Sie sinkt erschöpft, wie sie noch nimmer war,
Nur Fluth des heil'gen Quells kann sie beleben;
Sie ordnet still das wuthgesträubte Haar
Und scheint erstaunt, daß selbst die Priester beben.
Doch allzuschreckend ist das Götterwort;
Man reißt von Neuem sie zum Tripus fort:
Sie soll, gewaltsam darauf festgehalten,
Noch tiefer forschen, mehr den Spruch entfalten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Felsenspitze, wo sie weissagend gesessen haben soll, wurde noch zu Pausanias Zeiten gezeigt. Auch F. Thiersch erwähnt derselben in seinen Briefen aus Griechenland. Morgenblatt 1832. Nr. 82.

**) Virgil Buc. IV. 4. ff. in welcher Stelle man, wie in vielen Aussprüchen der frühern Wahrsager und Sibyllen, eine Prophezeihung auf Christus zu finden gemeint hat. Auch soll, nach Versicherung der Kirchenväter, der Tempel zu Delphi unter Julianus Apostata durch Blitze und Erdbeben von Grund aus zerstört worden seyn, was jedoch van Dale: de oraculis, mit Grund in Zweifel zieht.

Sizilianische Skizzen.

Catania. — So sind wir denn bis zur Lavastadt am Lavaufer gelangt, denn so kann man wohl Catania nennen. Sie ist ohne Zweifel die am schönsten und regelmäßigsten gebaute Stadt in Sizilien. — Wie in Palermo, durchschneiden sich zwei schnurgerade Straßen, hier genau in der Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Nur liegt die leztere nicht in der Mitte der Stadt, sondern an ihrem südlichen Ende. Diese ist der Corso, welcher gegen Osten an das Meer stößt. Die andere, von Norden nach Süden, heißt Strada Etnea, weil dieser Berg, jedoch nicht der höchste Gipfel desselben, sich gegen Norden darstellt. Das südliche Ende begrenzt das Thor, welches zur Marine führt, die Porta Stesicorea, nach dem vaterländischen Dichter Stesichorus genannt. Nahe an diesem Thor liegen die vier Ecken der sich durchkreuzenden Straßen. Von diesem ganz nahe am Meere liegenden Thore erhebt sich der Boden immer mehr und mehr, bis zu der gegen fünf deutsche Meilen entfernten Spitze des Berges, und da die Strada Etnea bis ans Ende der äußersten Vorstadt beinahe eine halbe Meile lang ist, so befindet man sich dort schon auf einer ansehnlichen Höhe. — Dem Umfange der Stadt gemäß, scheint die Einwohnerzahl von 60,000, die man angibt, nicht übertrieben zu seyn. Die meisten von ihnen finden durch die Seidenfabriken ihren Unterhalt. — Alterthümer gibt es hier verhältnißmäßig wenige, da die Stadt so oft von Laven und Erdbeben heimgesucht wurde. Indessen ist ein Theater und ein Odeum nebenbei (so wie in Pompeji) noch sehr deutlich zu erkennen. Nach den unterirdischen Spuren — wenn sie nämlich nicht trüglich seyn sollten — zu urtheilen, müßte das Amphitheater eines der größten in der römischen Welt gewesen seyn. Unter der schönen Kathedrale endlich befinden sich sehr ausgedehnte antike Bäder.

Als wir von diesen Alterthümern zurückkehrten, führte man uns an einen Ort, wo wir etwas noch viel Merkwürdigeres sahen. Ohnweit des Kastells nämlich ist man durch eine tiefe Ausgrabung bis auf das Bette des Flusses Amenano, jetzt Giudicello genannt, gekommen. Diesem Fluß hat man mit Fleiß, weil er sehr viel Schaden über der Erde anrichtete, sein jetziges unterirdisches Bette angewiesen. Ueber diesem nun liegt die alte Stadtmauer von 1669, und über ihr thürmt sich die Lava auf, die hier, aus der schon von ihr verschütteten Stadt herausströmend, sich wieder über sie hinaus einen Weg zur See bahnte. Alles dieses liegt tief unter dem jetzigen Boden und bietet einen gewiß einzigen Anblick dar. Man steigt auf einer schönen und bequemen Treppe hinunter bis da, wo der Amenano vorbeifließt. Schon dieser unterirdische Fluß ist eine Merkwürdigkeit. Nichts aber gleicht dem Anblick der Lava von 1669 am Meeresufer. Der Hafen wird ganz durch sie gebildet. Es stehen Wachthäuser und sogar eine Kapelle auf ihren zackigen Spitzen. — In einiger Entfernung von der Stadt hat der Prinz Biscari auf der Lava am Ufer einen Garten anlegen lassen, um einen Versuch zu machen, ob nicht durch Kunst die Kulturfähigkeit derselben beschleunigt werden könne. Denn zwischen den Laven des Aetna und denen des Vesuvs besteht der specifische Unterschied, daß die des leztern Vulkans nach fünfzig Jahren schon weit empfänglicher für die Kultur sind, als tausendjährige Laven des Aetna.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, Januar.

(Beschluß.)

Der Trieb zur Auswanderung in die neue Welt.

Nie konnte weniger davon die Rede seyn, die Ufer des Rheins um leiblicher Noth willen oder wegen befürchteter

Verarmung zu verlassen, als jezt, nachdem die erhöhten Preise der meisten Landesprodukte den Wohlstand nach allen Seiten hin vermehrt haben. Woher also diese Wanderlust, die wie mit einem Schlage Tausende ergriffen? Man hat sie eine Krankheit der Seele genannt, die gleich einer Seuche durch Ansteckung wirkt, eine Sucht, der nicht zu wehren ist. Allerdings erscheint dieser Trieb in Gestalt einer Sucht, sonst könnte er nicht so Viele auf einmal ergreifen; allein wodurch ward er veranlaßt, welches ist die Haupt-, welches sind die mitwirkenden Ursachen? Wenn wir die Sache erklären wollen, müssen wir immerhin von einem gewissen Mißbehagen und einer Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen oder dem Bestehenden ausgehen; könnte dasselbe in jeder Hinsicht den menschlichen Wünschen und Erwartungen entsprechen, so würden schwerlich Gedanken an eine so beschwerliche und kostbare Uebersiedlung entstehen. Worauf beruht hier das zum Grunde liegende Mißbehagen? Offenbar bei den Meisten und zumal bei denen, welche die Sache der Auswanderung zuerst angeregt, auf übermäßigen Erwartungen in Betreff der politischen Bewegungen, wovon der Mittelrhein Zeuge und Schauplaz war. Die glücklichste Wendung der Dinge und auch ihrer individuellen Lage hielten die Meisten für gewiß; frei überließ sich das Herz den angenehmsten Träumen. Nichts von dem Allen, dessen Besiz man so nahe glaubte, konnte werden. Da wendet sich dann der Blick, der in der Nähe vergebens nach Befriedigung spähte, in die Ferne, und da entsteht der Wunsch, einen Boden zu verlassen, auf dem, wie reich er auch ist, dennoch keine Frucht der träumerischen Hoffnung reift. So wird geurtheilt, und das auf diese Weise entstandene Mißbehagen gab unstreitig den ersten Impuls zur Emigration in der Weise, wie sich jezt so Viele dazu rüsten. Ihnen gesellten sich Andere bei, die auf sonstige Weise sich in ihren Lebenshoffnungen getäuscht glauben, oder die von der Zukunft nur einen allgemeinen Umsturz des Bestehenden erwarten; Schaulustige, Gewinnsüchtige, die sich goldene Berge träumen, und was sonst wirkliche oder eingebildete Gründe hat, sich ein neues Vaterland zu suchen; kurz, der erste Impuls, einmal gegeben, wirkte in immer weitern Schwingungen fort und hat nunmehr die verschiedensten Interessen, Wünsche und Bedürfnisse in dem Einen vereinigt, das alternde und kränkelnde Europa gegen eine neue, jugendlich aufstrebende Welt zu vertauschen. Nie schien das Sprüchwort der Deutschen: bleibe im Lande und nähre dich redlich, weniger Anklang zu finden, als jezt unter uns.

Abgesehen davon, ob eine so plözlich erwachte Auswanderungslust, in der Art, wie sie entstanden ist und wie sie als eine eigentliche Sucht wirkt, für ein erfreuliches oder bedenkliches Zeichen der Zeit zu halten sey, kann es keine Frage seyn, daß eine starke Uebersiedlung aus den übervölkerten Gegenden Deutschlands, und besonders des Rheins für beide Welttheile sehr ersprießlich werden müsse; besonders werden dem ungeschlachten, aber ergiebigen Boden der westlichen Staaten der Union die fleißigen Hände und der betriebsame Sinn der Pfälzer trefflich zu statten kommen; diese werden dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit finden, während hier der Güterbesiz, bei der steigenden Bevölkerung und der fast ausschliessenden Bestimmung für die Kultur des Bodens, in immer kleinere Theile und Theilchen zerlegt, für den Einzelnen die Lebenssphäre auf eine bedenkliche Weise beengt. Schon gleichen unsere Fluren einem in kleine Beete abgetheilten Gartenfeld, eine nothwendige Folge des stets vom Vater auf die Kinder übergehenden Grundbesizes, so daß eine weitere Fortsezung dieses Verfahrens für die Zukunft ganz unmöglich scheint. Nun, die Staaten Missisippi und Missuri können noch aushelfen, wenn hier die Welt zu klein wird für ihre Kinder, und schwerlich werden wir dort eine ähnliche minutiöse Zerstückelung des Bodens sobald zu erwarten haben. So angesehen, ist der Vortheil für die Auswanderer, wie für die Rückbleibenden gleich groß.

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Diligencen. Dampfschiffahrt.

Am 7ten September fand eine Versammlung der ersten Stifter der Diligencen in Rußland statt. Nach Durchsicht der Jahresrechnung ward, bei dem blühenden Fortgange dieser Anstalt, beschlossen, den Aktionärs 30 Prozent aus Rücksicht darauf auszuzahlen, daß selbige im vergangenen Jahre, der Cholera wegen, nichts erhalten, zugleich aber von dem Ueberschuß ein vorräthiges Kapital zu errichten und in der Reichskommerzbank niederzulegen, wo auch das Grundkapital der Gesellschaft sich befindet. Um dieser so nüzlichen Anstalt eine noch umfassendere Gemeinnüzigkeit zu verleihen, hat das Comité seinem Hauptcomptoir aufgetragen, einen Versuch zur Einrichtung von Diligencen zwischen Moskau und Charkow zu machen.

Die regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen hier und Lübeck ist seit Mitte Oktobers für dieses Jahr geschlossen. Die Mittelzahl der Stunden, welche die Dampfschiffe unterwegs waren, ist 90. Sie haben während dieses Sommers bis zum 19ten Oktober, wo das lezte Dampfschiff von hier abging, 40 Fahrten gemacht und 1500 Passagiere geführt. — In einem Schreiben von der Insel Moon heißt es: „In der Mitte von Moon-Sund, nach dem Rigaschen Meerbusen zu, liegt eine Insel, die — wahrscheinlich von katholischen Zeiten her — Pater-noster genannt wird. Die Küstenbewohner sind gewohnt, über die Insel weg, wenn der Wind aus Süden weht, Schiffe mit schwellenden Segeln in den Sund kommen zu sehen, ohne daß Jemand daran denkt, ein Pater noster zu beten. Aber am 5ten Oktober Mittags war es anders. Es erhebt sich aus den Fluthen plözlich ein bedeutendes Schiff ohne Segel, passirt schnell die heilige Insel, kommt in den Sund, und zwar gegen den Wind, wie die schwarze Dampfwolke beweist, die, als ungeheures Wimpel, rückwärts nach dem Steuer zu, mit den von Norden kommenden Wolken sich vermischt. Kein Pater noster, aber viele „Isa meie" hört man nun die am Meeresufer mit gefaltenen Händen stehenden Esthen hersagen. Immer näher kommt das Wunderwerk, die schäumenden Wellen mit seinen wirbelnden Rädern bekämpfend; die Sonne spiegelt sich in den bronzirten Wänden des herrlichen Schiffs, und deutlich kann man durch's Fernglas den Namen Ischora lesen. Das kaiserliche Dampfschiff hatte nämlich diesen geradesten und kürzesten Weg auf seiner Rückkehr nach Petersburg gewählt, und hielt sich eine Stunde hier auf, um einen Lootsen zu nehmen, was beinahe überflüssig ist, da die Admiralität alle Frühjahr das Fahrwasser bezeichnen läßt, indem auf jedes Riff eine lange Stange mit einem Ruthenbündel gesteckt wird." Künftig dürften nun wohl die zwischen Petersburg und Lübeck fahrenden Dampfschiffe diesen neu gebahnten, sichern Weg für den bessern halten, zumal er noch den Vortheil gewährt, Passagiere aus und nach Riga mitnehmen zu können.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Januar 1833.

— Fort in die fliehende Menge gerissen,
Eilt er, ihn treibt der Gott, der spottend sein eitel Geschmeid ihm
Endlich zerschlug und den Schwachen erreicht' in der drehenden Rüstung.

Hölderlin.

Das gerettete Orakel.

(Beschluß.)

„Es ist umsonst! erneut nicht meine Qual!“
Kreischt Pythia mit bang gerungnen Händen;
„Es schweigt der Geist, spricht nicht zum zweiten Mal;
Auch ließ er mich ja ganz das Wort vollenden.
Was sprach ich denn? was sprach Apoll aus mir?
Nein! Er wohl nicht! — denn sonst, was zittert ihr? —
Nicht wollt' ich, was von oben kam, verkünden;
Ein andrer Ruf erscholl aus diesen Gründen!“

„Wohl sah verworrne Schrecken ich enthüllt —
Der Grund erbebt! Parnassus Zinnen *) wanken!
Gluthblitze züngeln! Sturm und Donner brüllt! —
Doch — für den Sieg euch dann den Göttern danken!
Auf, heil'ge Streiter! Schwert und Speer zur Hand!
Apoll beschirmt sein Heiligthum und Land;
Von diesen Fremden soll aus Hellas Meeren
An's Heimathufer Keiner wiederkehren!“

Von Ohr zu Ohr verbreitet sich das Wort,
Ermuthigt selbst, die schon gewichen waren;
Doch, trozt das Griechenheer auch, fort und fort
Sich furchtlos opfernd, Kämpfen und Gefahren,

*) Er war bekanntlich zweihäuptig. Der eine Gipfel, dem Apollo heilig, hieß Helikon, der andere, dem Bakchos gewidmet, nach Einigen Kithäron.

Von Tag zu Tage wird es mehr bedrängt,
Der Kreis um Delphi fester eingeengt;
Wo tausend gegen hundert Waffen tragen,
Wird selbst durch Sieg die schwächre Schaar geschlagen.

Doch, ob auch lang Vergeltung weilt, sie wacht! —
Den Himmel überweben Wolkenschleier,
Die Sonn' erlischt, der Tag wird finstre Nacht,
Aus jähen Spalten brechen Rauch und Feuer.
Man sieht mit zorn'gem Blick auf Pindus Höh'n
Den Fernhintreffer bogenspannend steh'n,
Und durch das Dunkel schlüpft der Schein von Pfeilen,
Die Herrn und Sklaven, Mann und Roß ereilen.

Parnassus zittert und die Tiefe bebt,
Man hört in Luft und Boden Donner rollen;
Der Berge Gipfel, glut- und nachtumschwebt,
Zerspalten sich und schleudern Riesenschollen
Auf Brennus Lager, lauten Knalls, herab;
Hier wird die Felswand Tausenden ein Grab,
Indeß in gierig aufgerißnen Schlünden
Dort andre Tausend zu dem Orkus schwinden.

Nicht schüzt mehr Berg, noch Thal, nicht Wald noch Schlucht;
Baum und Gestein versinkt vom Erderregen.
Wohin entflieh'n? Doch nimmt, wer kann, die Flucht —
Geharn'schte Larven werfen sich entgegen.

Es glitscht der Fuß; das Roß bäumt zügelfrei;
Geheul nur und Gekrach, kein Feldgeschrei.
Bethört, voll Wahnsinns, treffen sich die Horden,
Im finstern Kampfe Freund den Freund zu morden.

Und ward der dunkle Tag zur Todesnacht,
Gebärt die Nacht noch namenlos're Schrecken:
Zu tagen scheint's, doch fällt mit Riesenmacht
Schnee, gleich Lawinen, Höh' und Thal zu decken;
Wild tobt die See, es rasen Nord und Ost,
Es wüthet grimm'ge Kälte, Todesfrost;
Das Frühroth zeigt auf weißem Eisgefilde
Nur starre Leichen, trotz des Dachs der Schilde.

Die Griechenschaar, vom Erdfall unberührt,
Baut freudig nun auf Phöbos Schutz und Gnade;
Ihr werden neue Streiter zugeführt,
Verfolgend, Rüden gleich, der Flücht'gen Pfade;
Man treibt die Heerden in der Felsen Spalt,
Birgt auf den Gipfeln sich im Hinterhalt,
Um durch Geschoß und Wurf den Feind zu fällen,
Verbrennt Getreid' und Frucht, verschüttet Quellen.

So mindert jeder Tag der Gallier Zahl;
Gefräßig zehren Hunger, Durst und Seuchen,
Das Roßgeripp, der Leichnam, wird zum Mahl,
Nicht Krieger zieh'n, gespenst'ge Schatten schleichen;
Gebrochen ist der Stolz, die Riesenkraft;
Von Furcht und Angst an Geist und Leib' erschlafft,
Von Dolch und Pfeil und Steinwurf aufgerieben —
Sprich, Brennus! sprich, wo ist dein Heer geblieben?

Oed' sind die Thäler, Bach und Weide still,
Sonst wiederhallend von der Rosse Hufen;
Den Führer grüßt nicht mehr das Siegsgebrüll,
Der Flüchtling horcht auf griech'scher Wachen Rufen;
Verwundet, nichts als Grausen um sich her,
Starrt er vom Strand' ins blitzdurchkreuzte Meer,
Wo jezt nur Wracke seiner Flotten ragen —
Kann er den Schmerz, den Hohn des Neids ertragen?

Kann er, vergessen seiner Feldherrnpflicht,
Allein entgehn aus all der Seinen Tode?
Ein Leben retten, das nur Schmach verspricht?
Zur Heimath flieh'n, des eignen Falls Rhapsode? —
Wer dächte nicht des Zugs nach Afrika,
An Moskwas Brand, an's Grab auf Helena? —
Er färbt — die Schmähsucht sprach: in trunknem Muthe —
Das Herrscherschwert mit seinem Heldenblute.

Doch Sang und Reigen füllt die Säulenreih'n;
Der Jüngling greift zur Lyra statt der Lanze,
Thyiaden schwärmen jauchzend durch den Hain,
Der Helm der Jungfrau weicht dem Lorbeerkranze,
Dem Rosenkorb, den schön empor sie hält;
Die goldgehörnte Hekatombe fällt,
Parnaß erdröhnt von Zinken, Trommeln, Flöten
Tief durch die Nacht, bis sich die Häupter röthen! *)

*) Zusaz eines antiquarischen Freundes: Im Kapitol befindet sich eine liegende nackte Statue eines sterbenden Mannes, der sich mit dem linken Arm auf sein, am Boden liegendes Schild und Schwert stüzt. Früher nannte man diese Statue den sterbenden Fechter. Neuere Untersuchungen von Nibby und Raoul Rochette (vergl. Kunstblatt 1831. Nr. 62.) haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß in dieser Statue ein Theil einer ganzen Gruppe (in einem Giebelfelde?) erhalten worden ist, worin die Niederlage der Kelten bei dem Delphischen Tempel dargestellt war. Schnurrbart und Torques, Gesichtszüge und Körperbau führen auf diese Annahme. Im Dresdner Museum wird ein Torso einer offenbar ähnlichen Statue aufbewahrt. S. Hase Verzeichniß, Nr. 293. J. S.

Sizilianische Skizzen.

Die Cyklopeninsel. — Um dieses Lavaufer in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung und Wildheit kennen zu lernen, muß man es von der Seeseite aus betrachten, und diesen Zweck erreicht man, wenn man in einem Boot zur Cyklopeninsel und den Faraglioni bei Aci Castello fährt. Kein Reisender sollte versäumen, diese merkwürdigen Basaltfelsen zu besuchen, zu denen man in etwa anderthalb Stunden hinrudert. Man fährt beständig längs dem von Lava gebildeten Ufer, welches endlich bei Aci Castello in ein gewöhnliches Ufer überzugehen scheint; doch da wir es nicht weiter verfolgten, so kann ich dieß nicht mit Gewißheit versichern.

Aci Castello ist von Lava auf Lava gebaut und nimmt sich sehr malerisch am Ufer aus. Gegen ihm über und nur einen Büchsenschuß weit liegen, nebst mehreren unbedeutenden kleinen Klippen, drei Basaltfelsen, die Faraglioni genannt, in der See, und ein wenig weiter hin eine etwas größere Insel, von derselben Steinart gebildet; dieß ist die Cyklopeninsel. — Wir stiegen oder kletterten vielmehr nicht ohne Mühe hinauf und fanden sie oben mit einem dicken Wald von indischen Feigenbäumen bewachsen. In der Mitte ist eine Cisterne, die sich mit Regenwasser füllt, und wenige Schritte davon eine natürliche Grotte, oder eigentlich ein Bogen, nach beiden Seiten offen, von wo aus man den nächsten und merkwürdigsten Basaltfelsen, der wie ein Haufen von regelmäßig gebildeten und geordneten Orgelpfeifen sich aus dem Meere erhebt, am besten sehen kann und überhaupt eine reizende Aussicht genießt. Hier nahmen wir ein Mahl ein, welches durch den Ort, wo es genossen ward, zu dem herrlichsten Feste wurde. Da das Geschlecht der Cyklopen längst ausgestorben ist, so glaubten wir, daß diese Insel keinen andern Eigenthümer habe, als den König beider Sizilien, bei dem wir uns aber für die gute Aufnahme nicht bedanken konnten. Wir hatten wohl

beim Hinaufklettern etwas wie einen Zaun bemerkt, der den obern Theil der Insel einschloß, und auch eine Art von Thor, das aber offen stand; alles freilich Zeichen eines besondern Eigenthums; da wir jedoch oben Niemand fanden, so hatten wir eben nicht darauf geachtet. Als wir nun aber in unser Boot steigen wollten, forderte ein moderner Cyklope uns sehr eindringlich ein Trinkgeld ab, weil wir seine Insel besehen haben.

Ehe ich von dieser zauberischen Insel scheide, muß ich noch eines sehr schönen mineralogischen Produkts erwähnen, welches bei dem gegenüberliegenden kleinen Dorfe Aci la Trezza gefunden wird, und mit dem wir nicht ermangelten, unsere Taschen zu füllen. Es ist dieß eine Art von Basalt, den man, wenn ich nicht irre, Analcime nennt, auf dessen Oberfläche, wie künstlich eingelegt, eine Menge Steinchen mit funkelnden Facetten gleich Diamanten schimmern. Nur in Schweden soll es etwas Aehnliches, aber lange nicht so Vollkommenes, als die Pietra della Trezza geben, die wirklich ganz allerliebst aussieht. So erzeugt die Erde hier überall Wunder.

Museum Biscari. — Ich hatte Gelegenheit diese berühmte Sammlung oft zu sehen, weil ich dort einen Bekannten wiederfand, den königl. preuß. Professor Zahn, welcher im Pallast des Fürsten Biscari wohnend, mit vier von Neapel mitgebrachten Modellirern beschäftigt war, für die preußische Regierung die besten Stücke unter den Antiken abformen zu lassen. Dieß hatte der Fürst früher nie erlauben wollen, so dringende Bitten auch von den höchsten Personen, ja von der englischen und französischen Regierung selbst, deßhalb an ihn ergangen waren. Einem Privatmann ist geglückt, was jenen mißlungen war, worüber man sich in Catania nicht genug verwundern konnte; jedoch, originell wie der Fürst ist, scheint es blos sonderbar, ohne es zu seyn. Er versagte der Zudringlichkeit der Mächtigen, was er dem bescheidenen Ansuchen des Künstlers gewährte.

Das Museum, das schon sein Großvater angelegt, ist nicht sowohl durch die Anzahl als durch die Auserlesenheit der Stücke das bedeutendste in Sicilien; ja man kann behaupten, daß kein Privatmuseum überhaupt ihm den Rang streitig macht.

Da ich kein Alterthumskenner bin, so beschränke ich mich darauf, mit einigen Worten die Stücke anzugeben, deren Abgüsse man in Kurzem in dem Museum zu Berlin sehen wird. Ein Torso, von allen Kunstkennern für schöner als der Vatikanische gehalten, ist leider nur der verstümmelte Ueberrest einer der schönsten Statuen des Alterthums. Man kommt jezt, namentlich auch Zahn, zu der früher bestrittenen Idee zurück, daß es ein Jupiter gewesen. Der einzige Einwurf dagegen, daß in diesem Fall noch der untere Theil des Bartes da seyn müßte, scheint nicht entscheidend zu seyn.

Den vorzüglichsten Schatz dieses Museums machen die Bronzen aus. Bekanntlich ist das Museum von Neapel hierin das reichste; aber der Fürst Biscari besizt einige, obgleich kleine bronzene Bilder von einer Schönheit, wie sie jenes Museum nicht aufweisen kann. Hierunter gehört ein Faun, auch merkwürdig durch die Binde am Munde zur Doppelflöte, wodurch diese kleine Figur, selbst abgesehen von ihrer hohen Schönheit, für den Antiquar eine große Wichtigkeit erhält, indem man jene Binde bei keiner andern antreffen soll. — Für einen Nichtkenner, wie ich, erschien indeß Bacchus, und vorzüglich Mercur noch viel reizender. Es ist unmöglich, die Grazie zu beschreiben, die überall aus ihnen hervorleuchtet. Ein bemalter Ziegelstein soll unter die größten Seltenheiten gehören.

Universität und Akademie. — Catania ist der Sitz der ersten Universität der Insel. Vor nicht langer Zeit war es die einzige, bis Palermo nach und nach alle Rechte einer solchen erhielt. Sie wurde 1444 vom Könige Alphons gegründet. Die um die Naturgeschichte des Aetna so verdienten Brüder Don Mario und Don Carlo Gemellaro sind eine Zierde dieser Universität. Mit dieser Akademie hängt auch ein literarisches Kabinet zusammen, welches unten in dem großen Universitätsgebäude sich befindet. Hier sieht man nicht ohne Theilnahme alle Abend um Ave Maria die Gelehrten Cataniens vor der Thüre im Kreise herumsitzen und sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten. Freilich sind auch Schlacken unter diesem Golde, und als ein Curiosum will ich Folgendes erzählen. Als ich eines Abends sehr ermüdet nach Hause gekommen, tritt ein Geistlicher, in Begleitung eines meiner Bekannten, in meine Stube. Dieser leztere, meine Liebhaberei für Astronomie kennend, mußte ihm, Gott weiß was, von mir gesagt haben; kurz er begrüßt mich als seinen Geistesverwandten, verehrt mir nicht nur seine Opera omnia, sondern fängt auf der Stelle an, mir sein System auseinander zu setzen. — Es war ein Professor der Philosophie der Universität, der Kanonikus M., welcher 1820 drei Bände einer Gran Teoria della Conservazione herausgegeben hat, denen 1829 ein dicker Band: Gran Teoria del Universo, gefolgt ist. In diesen Werken erklärt er ganz zusammenhängend und umständlich die Entstehung der Welt, indem er von der Dreieinigkeit ausgeht und sich mit Moses beruhigt; aber troz seiner Orthodoxie, hat ihm die Censur viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er bleibt die Antwort auf keine der großen Fragen schuldig, welche die Philosophen aller Zeiten beschäftigt haben. Da aber seine Gran Teoria sich leider mit dem Gesetz der Schwere nicht vertragen kann, so könnte es als ein Unglück für ihn angesehen werden, daß er genöthigt ist, allem zu widersprechen, was Newton und Laplace bewiesen haben. Doch das ficht ihn wenig an; mehr scheint es ihn verdrossen zu haben, daß sein Confrater Piazzi sich in Schriften gegen seine Leh-

ren erklärt; dieß hat ihn aber keineswegs abgehalten, immer fort, wie man sieht, an seiner Gran Teoria zu arbeiten, die er für das einzig richtige System hält, wodurch der Ursprung und der Fortgang, die Ursache und die Wirkung alles Daseyns auf das Genügendste erklärt und so das große Räthsel endlich gelöst wird, welches die Menschheit seit ihrer Entstehung gequält hat. Mit dieser Ueberzeugung ist dieser Mann (übrigens ein guter, harmloser Greis von 75 Jahren) ohne Zweifel einer der glücklichsten Menschen, die es geben kann, ganz in seiner Gran Teoria lebend und webend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Englische Wettlust.

Es ist bekanntlich den Engländern eigen, daß sie auch in der Fremde, wofern nur Einige beisammen sind, sich leidenschaftlich ihren Nationalvergnügungen und Gebräuchen überlassen, die sie überall mit hintragen, ohne sich um die Sitten des Landes, wo sie sich aufhalten, viel zu bekümmern. In den meisten Hauptstädten stellen sie Pferderennen an; in der Campagna di Roma lassen sie zuweilen einen Fuchs los und rennen und galloppiren den ganzen Tag hinter dem armen Thiere her, bis es zuletzt, aller seiner Schlauheit ungeachtet, keinen Ausweg mehr findet und sich ergeben muß. In Paris haben sie auch ihre Vergnügungen, und ihre Gebräuche folgen ihnen auf der Ferse nach. Ein Engländer könnte in diesem Augenblicke beinahe nichts als Englisches treiben, wenn er Lust dazu hätte, und mit den Franzosen, ihren Sitten und Gebräuchen gar keine Gemeinschaft haben. Er müßte deßhalb in Maurice's Hotel absteigen, in welchem nur Engländer einkehren und wo man ganz auf englische Weise bedient wird. Wollte er außer Hause frühstücken oder zu Mittag speisen, so würde er bald einen englischen Traiteur und auch eine englische Table d'hôte finden; ein ganz englisches Lesekabinet würde ihn unter seine Landsleute und die heimischen Zeitungen bringen; Abends könnte er ins englische Theater gehen, am Sonntage einen Geistlichen seines Landes predigen hören und dem Gottesdienste nach dem vaterländischen Ritus beiwohnen. Hätte er seine Kinder mitgebracht, so fände er von Engländern geleitete Erziehungshäuser für sie u. s. w. Aber was ist manchen Engländern alles dieses, wenn sie nicht auch Wetten anstellen können? Wie können sie mit den Franzosen sich vertragen, die gar nicht oder so wenig wetten, als möglich? Hätten die Franzosen große Wetten angestellt, daß die Citadelle von Antwerpen in so und so viel Tagen eingenommen seyn werde, so hätten die Engländer weit lebhaftern Antheil an der Allianz genommen und thätiger eingegriffen. Allein Niemand wettete; die Franzosen setzten nichts weiter aufs Spiel, als das Leben ihrer Soldaten. Was konnte da die Engländer bewegen, sich ernstlich an Frankreich anzuschließen? Ein Ausflug, den ich neulich nach Chantilly machte, lieferte mir einen sonderbaren Beweis von dieser englischen Wettlust. Zu Chantilly, dem ehemaligen Landsitze des Prinzen von Condé, das fünf Meilen von Paris liegt, wohnen einige Engländer, wie fast in allen Landstädten Frankreichs, weil sie hier sparsamer leben, als in ihrem Vaterlande, den ungeheuren Auflagen ausweichen und durch Ersparniß ein kleines Kapital zusammenbringen, was sie dann später in Stand sezt, in ihrem Vaterlande mit etwas mehr Glanz auftreten zu können und der reichen, Alles um sich her verdunkelnden Aristokratie nicht so ganz demüthig zur Seite stehen zu müssen. Von Zeit zu Zeit kommen einige ihrer Landsleute aus Paris zu ihnen, und zwar blos, um das lang entbehrte Vergnügen zu haben, wieder etwas Weniges patrio more zu wetten. Solch eine Zusammenkunft hatte gerade während meines kurzen Aufenthaltes dort statt. Dießmal war nur Einer von Paris gekommen, aber es war der rechte Wetter, ein Mann, der zehn Meilen weiter gereist wäre, wenn er beträchtlichere Wetten hätte anstellen können. Kaum war der wichtige Mann angelangt, so wurde ein sogenanntes Pigeon-match oder, eine Taubenwette veranstaltet, das heißt, eine Wette, wobei die Tauben nur als Schlachtopfer erscheinen. Ein Mann in Chantilly hat bei diesen Pigeon-matches die Lieferung der Tauben, gewöhnlich fünfzig zusammen. Am festgesezten Tage begibt sich dieser Lieferant mit seinem Taubenheere auf eine Wiese, wo ein Zelt errichtet wird. Er stellt mitten auf derselben einen kleinen hölzernen Behälter mit einer Taube auf und hält im Zelte eine Schnur in der Hand, mit welcher er den Behälter eröffnen kann. Die fünfzig Tauben werden so auf ein gegebenes Zeichen eine nach der andern freigelassen, und der schußfertige Engländer sucht sie im Fluge zu treffen, nachdem er mit seinen Landsleuten eine Summe Geldes gewettet hat, daß er so und so viele von den fünfzig todtschießen werde. Mein Mann mochte wohl ein besserer Wetter als Schütze seyn, denn von den fünfzig traf er ungefähr nur zwanzig. Die andern flogen davon, und manche sollen sich wieder zum Taubenschlage des Lieferanten begeben. Die Bewohner von Chantilly haben aber auch Lust zum Taubenschießen bekommen und stellen sich auf die benachbarten Felder, um die Tauben zu treffen, welche der Schieß- und Wettlust der Engländer entgehen. Sie treiben auf diese Art, ohne Lieferung und ohne Wetten, eine ganz unentgeldliche Jagd. Sonderbar ist es, daß dieses Pigeon-match den Bewohnern von Chantilly außer der Jagdlust auch noch die Wettlust eingeflößt hat; denn Manche stellen sich ins Zelt neben die Engländer und wetten mit. Zwar werden noch keine Bücher darüber geführt, wie zu Newmarket oder Epsom, und die Leute setzen noch keine Guineen zu, sie bleiben bei einigen Franken stehen; allein sollten diese Pigeon-matches sich oft erneuern und noch mehrere Engländer hinzukommen, so möchte ich nicht dafür stehen, daß nicht bald das Zelt auf der Wiese zu Chantilly zu einem zweiten Tattersalls Repository wird und ein Commis nöthig ist, um die Bets zu Buche zu bringen. Nach dem Wetten wird, wie es sich von selbst versteht, von den Engländern tüchtig geschmaust und besonders gezecht. An dem Tage, da ich dieser sonderbaren Belustigung beiwohnte, waren ungefähr 1200 Franken unter ihnen gewonnen und verloren worden; eine sehr mäßige Summe, freilich waren der Wettenden nur Wenige. Hätte solch ein Pigeon-match in Paris statt, so würden sich die Hunderte wahrscheinlich bald in Tausende verwandeln. Warum kaufen sie in Paris nicht einige Hundert Tauben auf, lassen sie im champ de Mars oder an einem andern geräumigen Orte aufsteigen und schießen darnach, während ein ehrlicher Buchführer alle ihre Wetten registrirte? Vielleicht fürchten sie aber, das Pariser Publikum möchte sich über sie lustig machen, und sicher würden auch unsere witzigen Zeichner sie in Karrikaturen darstellen und die kleinen Tageblätter über sie herfallen. Da thun die ernsthaften Wettlustigen denn freilich besser, daß sie in die Provinz gehen und hier ihr Wesen treiben. Anstatt ausgelacht zu werden, haben sie noch die Freude, die Einwohner mit ihrer Wettlust anzustecken und in ihr sonderbares Spiel hineinzuziehen. Chantilly haben sie schon so ziemlich englisirt.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 23:
Recht.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 10 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Februar 1833.

Oh! le petit garnemente! Aussi leste que joli, si celui-là manque de femmes...

Beaumarchais.
Figaro.

Kallendorf.

Eine Erzählung von A. F. Beer.

Karl, Graf Kallendorf, war durch Geburt und Vermögen auf einen Standpunkt gestellt, der ihm nichts zu wünschen übrig ließ; er war der einzige Sohn des reichsten Gutsbesitzers seines Gaues und einer italienischen Fürstin, der lezten eines nun ausgestorbenen Geschlechts. Einer seiner Vorfahren hatte sich durch seine Treue gegen Kaiser Ferdinand II. das Besitzthum eines jener Herren erworben, die Ehrgeiz oder blinde Anhänglichkeit an Wallenstein mit diesem in sein Verderben riß; doch, um dieses Vermögens, auch ohne den Schatten eines Vorwurfs, sich erfreuen zu können, hatte sein Urgroßvater eine Enkelin derselben Familie geheiratdet, deren Güter ihm zu Theil geworden waren. Sein Vater war Soldat, schlicht und rechtlich, und soweit aufgeklärt, als seine Zeit und sein Stand es mit sich brachten. Er hielt von frühe an auf strenge Zucht und körperliche Abhärtung des Sohnes, ließ ihn im achten Jahre schon meilenweite Ritte machen, schwimmen, schlittschuhlaufen, fechten und bald auch jagen, und hatte darin freie Hand, indem er die sechs Sommermonate auf dem Lande unumschränkt herrschte. Im Winter dagegen führte die Mutter das Regiment in der Stadt, wo ihr der wilde Junge mehr unter den Augen war; dabei trieb sie den Hofmeister an, vor Allem auf strenge Sitten zu halten, doch auch die Wissenschaften nicht zu vernachläßigen. Jeder erfüllte redlich seine Pflicht, und das Resultat dieser Erziehung war ein junger Mann mit den besten Ansprüchen auf Wohlwollen, Ehre und Einfluß, doch vor allen Dingen geschaffen, den Weibern die Köpfe zu verrücken. Als Kind ward er zornig, wenn die Frauen ihm unter das weiche Kinn griffen und den Lockenkopf zurückschoben, bis sie in das dunkle Meer der niedergeschlagenen Augen blicken konnten; dann stampfte er, sobald sie weg waren, unwillig mit dem Fuße und sagte zur Mutter: „ich kann's nicht leiden, wenn mich die fremden Leute so ansehen;“ nach und nach aber gewöhnte er sich daran, und bald ward es ihm unangenehm, wenn ihm die Damen keine Ursache gaben, sich zu ärgern. Der Mutter entging es nicht, daß er auf jede Auszeichnung der Weiber begierig zu werden anfing, das Lob der Männer hingegen gleichgültig aufnahm, während er mit anspruchslosem Eifer seinen Studien oblag. Er sprach fertig französisch, italienisch und sogar seine Muttersprache, und las mit Leichtigkeit eine eigens für ihn eingerichtete und verklebte Ausgabe des Ovid, war auch nie begierig zu wissen, was die verbotenen Stellen enthielten, da er schon völlig genug hatte an den erlaubten; denn die klassische Gelehrsamkeit war eben nicht sein Lieblingsfach. Mit desto größerer Begierde las er Geschichte, besonders deutsche und italienische, weil er darin oft mit kindischem Vergnügen Namen fand, die den Familien seiner Eltern angehörten. Kaum hatte er sein sechzehntes Jahr erreicht, als er zum Lieutenant bei den Uhlanen ernannt und nach Mähren in Garnison ge-

schickt ward. Dort war er bald der Abgott seiner Kameraden und Bekannten, verthat sein Geld in Lappalien und entging einem scharfen Verweise seines Vaters nicht, als er, bei seiner Versetzung nach Nappajedl, eine Zuckerbäckerrechnung von 2000 Gulden nicht bezahlen konnte und daher eingestehen mußte. Er brauchte unglaublich viel Uniformen und Wäsche, war in allen seinen Pferdehändeln der Geprellte, konnte aber auch von allen Offizieren des Regiments mit dem wenigsten Risico ein schlechtes Pferd reiten, weil er erstens am besten ritt und zweitens auch auf der erbärmlichsten Rosinante die Augen aller hübschen Mädchen auf sich gezogen hätte. — Als er sich nach und nach zum Manne ausbildete, waren die Meinungen über ihn sehr getheilt. Ueber seine Gestalt war zwar nur Eine Stimme; denn was man sich nur an einem hübschen Uhlanenoffizier wünschen kann, war vorhanden, vom schöngeformten Fuße, bis zum schlanken, über zwei breiten Schultern emporragenden Halse, der einen schwarzen Lockenkopf recht stolz zu tragen wußte. Das Gesicht dagegen gehörte zu denjenigen, von welchen Viele mit Recht sagen: „schön finde ich es eigentlich gar nicht;" aber sie wissen dabei jeden kleinen Mangel so genau anzugeben, daß sie es doch sehr aufmerksam betrachtet haben müssen. Einige meinten, auf Schönheit verstehen sie sich nicht, doch müssen sie gestehen, sie finden ihn sehr hübsch; eine ältliche Dame aber, die sich sehr wohl darauf verstand, sagte mit Kennermine: „il a quelque chose de très élégant." Das gefiel besonders an Graf Karls Gesicht und machte es bedeutend, daß — wie auf einem schöngedachten Bildchen von Tischbein, wo ein Schäfer unter Rosen schläft, den über ihm auf einer Felsenspitze lauernden Tiger nicht ahnend, noch von diesem geahnt werdend — Auge und Stirne Blitze sprühten, während der Mund sich sanft zum Lächeln öffnete.

Alles dieß fand indessen erst später seine rechte Würdigung, denn noch war der junge Graf in seiner Garnison. Zwar manches hübsche Mädchen war im Orte, doch keines, das ihn besonders anzog; er empfand nur den Zauber, die Bewunderung der Kleinstädterinnen en masse zu erregen. Im ein-und-zwanzigsten Jahre erhielt er den Rittmeistertitel und zugleich des Vaters Weisung, seit drei Jahren zum ersten Male, den Winter in der Residenz zuzubringen. Mit Freuden folgte er diesem Rufe.

Auch in großen Städten ist die Ankunft eines jungen Erben eine Begebenheit in der Gesellschaft, welcher er angehört. In einem geistreichen Buche unserer Zeit haben wir gelesen: „Der Staat wird erträglich gemacht durch das, was überhaupt dem Menschen das irdische Leben erträglich macht, durch den Zauber der Hoffnung. Jeder Soldat hat die Hoffnung: du kannst, wenn du der Beste und Glücklichste bist, Feldmarschall werden. Einer nur kann Feldmarschall seyn, aber Hunderttausende marschiren fröhlich in den Kampf, in jede Gefahr; denn Jeder hofft: es ist nicht unmöglich, daß du der Erste werdest." Einen solchen allgemeinen Hoffnungszustand, in allen Zweigen des gesellschaftlichen Lebens, stellt der Verfasser als denjenigen hin, wornach jeder Staat streben soll, zu dem einst jeder gelangen wird. Aber — wann werden alle dazu gelangt seyn? in Jahrhunderten? in Jahrtausenden? Wer weiß es! wer wagt es zu bestimmen! Doch Alles dieß, ihr armen, von allen politischen und moralischen Institutionen verbannten und verfolgten Weiber, Alles dieß soll hier nur euch zum Troste gesagt seyn; denn für euch ist der Zustand da, nach dem die Männer fast alle vergeblich ringen, für euch, weß Standes ihr auch seyd, ist das Avancement offen zur Generalin, zur Feldmarschallin, zur Königin, zur Kaiserin, vor der Hand wenigstens zur Mitbesitzerin dieses oder jenes schönen Gutes. Jede hofft, oder kann hoffen: es ist nicht unmöglich, daß du es seyst, die er wählt; denn kein Despot, keine altherkömmliche Tyrannei hat je den Zwang des Kastenwesens unabänderlich auf die Weiber ausgedehnt. Sie sind durchgedrungen und werden durchdringen durch alle Schranken. In der Republik der Mädchen ist in Wahrheit freie Konkurrenz vorhanden; die Fürstin muß der hübschen Actrice, der schlauen Wäscherin weichen, und die schöne Welserin wird Erzherzogin von Oesterreich. Genug, es ist immer ein Platz offen, nach welchem das Heer der Mädchen streben kann; er wählt endlich nur eine, vielleicht keine Derjenigen, die, auf Mädchenart, um ihn warben; aber dann ersetzt ihn bald ein Anderer, und so tragen und würzen die Weiber ihr Leben, bis Einer sie wirklich heimführt, der, wenn es auch nicht der Feldmarschall war, ihr doch die Aussicht auf eine Tochter eröffnet, „die sie dann besser instruiren kann und der es gewiß gelingen soll."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Meteore in der Nacht des dreizehnten Novembers im Jahr 1832.

Die Nacht vom 12ten auf den 13ten November 1832 war in meteorologischer Hinsicht eine der merkwürdigsten, deren sich das jezt lebende Geschlecht erinnert. Schon am Abend des 12ten zeigten sich am Himmel auffallende Lichterscheinungen, aber erst am 13ten Morgens zwischen drei und sechs Uhr erschienen sie in ihrer vollen Pracht und Größe. Es ist sehr zu bedauern, daß sie somit just in die Zeit fielen, wo eigentliche Beobachter selten auf den Beinen sind; neben wenigen Gebildeten sind Postillone, Nachtwächter, Schildwachen, Schiffer, Hirten, die Gewährsmänner; an vielen Orten waren die scheuen Pferde nur mit Mühe vorwärts zu bringen, und die

Leute flüchteten sich häufig, von panischem Schrecken ergriffen, vom Felde in die Häuser; Neufchateller Bauern sahen eine Flinte sammt Bajonnet und einen Säbel über der Schweiz gezückt, und in der Umgegend von Brüssel wollte man sich sogleich erinnern, kurze Zeit vor der Schlacht bei Waterloo Aehnliches am Himmel beobachtet zu haben. Die Meteore waren indessen, wie es scheint, in einem sehr bedeutenden Theil von Europa sichtbar, und somit wird man doch, wenn man die Aussagen von den verschiedensten Punkten zusammenstellt, am Ende zu einem mehr oder minder befriedigenden Resultat gelangen. Man sollte also überall, so schnell als möglich, die zuverlässigsten Zeugnisse sammeln und vergleichen. In Genf hat dieß vor Kurzem Professor Gautier gethan; er stellt die im Umfang des Genfersees, in andern Cantonen der Schweiz, im nördlichen Frankreich, bei Brüssel und im südlichen und nördlichen England gemachten Beobachtungen zusammen und zieht daraus im Allgemeinen die folgenden Resultate.

In der genannten Nacht zeigte sich an sämmtlichen genannten Orten von neun Uhr Abends bis zu Tages Anbruch periodisch eine Menge höchst auffallender leuchtender Meteore, und zwar besonders stark in der zweiten Hälfte der Nacht. Sie bestanden vornämlich in einer Unzahl gewöhnlicher Sternschnuppen, welche nach allen Richtungen schossen (viele Beobachter nennen es einen eigentlichen Feuerregen), in einer kleinern Zahl von sich bewegenden Lichtkugeln und in Feuerstreifen und Säulen, aus denen zuweilen seitlich Funken, Lichtstrahlen und Feuergarben fuhren. Ihr Glanz war sehr bedeutend und erreichte den der Blitze; manche dauerten mehrere Minuten und veränderten in dieser Zeit Umriß und Farbe aufs Mannigfachste; sie spielten häufig aus Roth in Grün, Blau und Violet. Sie sind, wie es scheint, so ziemlich an allen Seiten des Himmels beobachtet worden. Da sie sehr rasch auf einander folgten und die beobachtenden Personen den Augenblick des Erscheinens, die Richtung und Dauer nicht genau angeben können, so läßt sich über ihre wahre Höhe in der Luft nichts Gewisses ausmachen; bedeutend hoch müssen aber, wenigstens die auffallendsten Meteore gestanden haben; denn man sah sie meistens gleichsam im Himmelsraum verschwinden, nachdem sie eine lange Lichtbahn gezogen, und verschiedene leuchteten hinter den Wolken. Die Meteore sind an so entlegenen Punkten, wie das nördliche England und Genf, ungefähr zu derselben Zeit beobachtet worden; dieß beweist nun zwar, wie weitausgebreitet dieselben waren, gibt aber, in Ermangelung genauerer Angaben, kein Mittel an die Hand, ihre Höhe zu bestimmen; denn man darf wohl sicher annehmen, daß an so weit von einander entfernten Orten nicht dieselben Lichterscheinungen beobachtet worden sind.

Jedem, der Humboldts Reisebeschreibung in Südamerika kennt, muß die große Aehnlichkeit der Erscheinungen in der Nacht vom 13ten November 1832 mit denjenigen auffallen, welche Humboldt und Bonpland in Cumana am 12ten November 1799 beobachtet haben. (1tes Buch, 10tes Cap.) „Die Nacht vom 11ten auf den 12ten November war frisch und herrlich. Vier Stunden lang fielen Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen; ihre Richtung war höchst regelmäßig von Nord nach Süd, und sie füllten einen Abschnitt des Himmels 30 Grade nördlich und südlich vom wahren Ostpunkt. In der Ausdehnung von 60° sah man die Meteore in Ostnord-ost und Ost sich über den Horizont erheben, größere oder kleinere Bogen nach der Richtung des Meridians beschreiben und gegen Süden herabfallen. Einige erreichten 40° Höhe, alle kamen über 25 — 30° weit herauf. Unten in der Luft wehte ein sehr schwacher Ostwind, und der Himmel war völlig unbewölkt.“ Bonpland erzählt, von Beginn des Phänomens an sey am Himmel kein auch nur drei Mondburchmesser großes Stück gewesen, wo sich nicht jeden Augenblick Feuerkugeln und Sternschnuppen gezeigt hätten. Der erstern waren es weniger, da es aber welche von den verschiedensten Größen gab, konnte man unmöglich zwischen diesen beiden Phänomenen eine feste Grenze ziehen. Sämmtliche Meteore ließen acht bis zehn Grade lange Lichtstreifen hinter sich, was unter den Tropen oft vorkommt. Der Schimmer dieser Streifen oder Bänder hielt sieben bis acht Sekunden an. Manche Sternschnuppen hatten einen deutlichen Kern von der Größe der Jupitersscheibe, und von ihnen fuhren sehr lebhaft glänzende Funken aus. Die Feuerkugeln schienen eigentlich zu zerplatzen; die größten, über einen Grad im Durchmesser haltenden verschwanden indeß ohne Funkensprühen, und ließen fünfzehn bis zwanzig Minuten breite phosphorescirende Bänder hinter sich. Das Licht dieser Meteore war weiß, nicht, wie bei den neulich beobachteten, röthlich, was wohl von dem Mangel an Dünsten und der außerordentlichen Klarheit der Luft herrührte. — Gegen vier Uhr Morgens ließ die Erscheinung allmählich nach; indessen erkannte man noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang hie und da Leuchtkugeln und Sternschnuppen an ihrem weißen Schimmer und ihrer raschen Bewegung. Am 4ten November hatte man nach einigen Donnerschlägen drei Erdstöße gespürt. Auf die Einwohner von Cumana machten die Meteore am 12ten Nov. großen Eindruck; denn die ältesten Männer erinnerten sich, daß dem großen Erdbeben von 1766 ein ganz ähnliches Phänomen vorausgegangen war; ihre Besorgniß erwies sich indessen dießmal als ungegründet.

Dieses Meteor vom Jahr 1799 war vom Lande der Esquimaux, von Labrador und Grönland, unter 64—82° der Breite, bis gegen den Aequator, an den Grenzen

von Brasilien und im französischen Guyana sichtbar. Ellicot, ein nordamerikanischer Astronom, beobachtete es im Kanal von Bahama, und ein Pfarrer im Weimarischen sah es zu derselben Zeit in Süd und Südwest, woraus sich ergibt, daß diese Lichterscheinungen auf einem Flächenraum von 460,000 geographischen Quadratmeilen in ihrem vollen Glanze sichtbar waren. Nimmt man an, an den Enden dieses ungeheuren Raums seyen dieselben Feuermeteore gesehen worden, so ergäbe sich für dieselben mindestens eine Höhe von 200 geographischen Meilen; aber Humboldt glaubt, die Chaymasindier in Cumana, die Portugiesen in Brasilien, die Missionäre in Labrador und der deutsche Pfarrer haben nicht dieselben Leuchtkugeln beobachtet.

Es ist sonderbar, daß wir von dem Wesen und den Ursachen so auffallender und, im Vergleich zu den Himmelskörpern, der Erde so naher Phänomene noch so sehr wenig wissen; ja über die Sternschnuppen sogar, mit denen jene Meteore am nächsten verwandt scheinen, sind wir noch ganz im Dunkeln. Nach den korrespondirenden Beobachtungen von Sternschnuppen, welche von Benzenberg und Brandes vom Jahr 1798 an, und von lezterem, nach größerem Maßstabe, im Jahr 1823 zu Ermittlung ihrer Höhe über der Erdoberfläche, ihrer Richtung und Geschwindigkeit angestellt worden sind, ergibt sich, daß diese Meteore zwischen einer und fünfzig geogr. Meilen hoch stehen, daß ihre Geschwindigkeit vier bis acht Meilen in der Sekunde beträgt und der Lichtstreif, den sie beschreiben, zwischen einer und vierzig Meilen lang ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

England und Frankreich. Revolution im Fabrikwesen der Romane.

So wäre denn das kurze Intermezzo des Antwerpener Krieges vorüber, und wir machen uns aufs Neue Hoffnung auf einen langen Frieden, einen Frieden, welcher um so gewisser von längerer Dauer zu seyn verspricht, als in England und Frankreich die Völker sich immer mehr zu dem Bündniß hinneigen, welches beide Regierungen geschlossen haben, und dort wie hier die sonst so einflußreichen Partheien, welche den Völkern glauben machten, die Natur habe sie zu Feinden geschaffen, immer mehr an Einfluß verlieren und ihre Stimmen immer mehr in der Wüste verhallen. Die beiden Nationen haben einander in vielen Schlachten kennen und achten gelernt; was sie von einander im Frieden gesehen haben, hat diese Achtung nur vermehrt, und sie erkennen täglich mit neuer Ueberzeugung, daß im Handel, wie in der Politik, beider Vortheil sich aufs Beste vereinigen läßt. Die aufgeklärten Franzosen haben erkannt, daß, wenn die Engländer nicht durch Muth und Beharrlichkeit in den schweren Zeiten des 17ten und 18ten Jahrhunderts das Palladium der Freiheit behauptet hätten, alle Freiheit längst aus Europa gewichen wäre, und der scharfsinnige Engländer kann nicht umhin, einzugestehen, daß in dieser drangvollen Zeit die Freiheit Frankreichs seiner eigenen zur Vormauer dient. Auch gewinnt die Idee des freien Handelsverkehrs in beiden Ländern Boden, und wird, obgleich sie noch lange mit der Wirklichkeit zu kämpfen haben möchte, endlich im Geiste der gebildeten Menschheit eben so fest Wurzel fassen, als die Idee einer beschränkten Monarchie bereits Wurzel gefaßt hat. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird bekanntlich in diesem Augenblicke auf merkwürdige Weise über diese große und wichtige Frage verhandelt. Die Reden des amerikanischen Präsidenten erregen hier immer großes Interesse; diesesmal aber besonders, weil von der Ansicht des Präsidenten vielleicht die Trennung oder das fernere Zusammenhalten der Union abhing. Statt gegen den schwierigen Staat zu toben und den Ungehorsamen mit der Macht der Union zu drohen, geht er mit Ruhe und Klarheit in die Frage des Tarifsystems ein, und wahrscheinlich wird seine billige Ansicht durchdringen.

Die Masse von Romanen, welche seit einigen Jahren hier erscheinen, haben ein System im Buchhandel nothwendig gemacht, welches auf jeden Fall den Erfindern keine Ehre bringt. Romane werden selten von Privatpersonen gekauft, sondern von Leihbibliotheken und Büchervereinen, deren es jezt in England, und zwar vorzüglich auf dem Lande, eine große Menge gibt. Da nun immer ein Roman den andern zu verdrängen drohte, so kam Alles darauf an, die Lesewelt gleich im Anfang nach einem neuen Produkt lüstern zu machen. Alle Zeitschriften wimmelten demnach schon Monate vor der Erscheinung eines solchen Machwerks, gleich viel ob gut oder unter aller Kritik schlecht, von sogenannten Paragraphen, worin man durch die abgeschmacktesten Lügen, bald über den Schriftsteller, bald über den Inhalt, besonders durch Anspielung darauf, daß ersterer irgend eine verkappte vornehme Person sey, und lezterer die Schwächen und Laster mancher in der Modewelt berühmten Personen enthülle, das Publikum zu locken suchte. Dergleichen Paragraphen werden in solcher Menge eingerückt, daß man die Formeln dazu drucken läßt, um sie desto schneller an die Zeitungen vertheilen zu können, welche, mit wenig Ausnahmen, die Machwerke als Resultate der eigenen Erfahrung des Redakteurs mittheilen. Um die Kosten aller dieser Windmacherei zu decken, durfte auch kein Roman aus weniger als drei Bänden bestehen, und jeder derselben kostete eine halbe Guinee. Seit Kurzem aber hat eine der vornehmsten Buchhandlungen, welche aber mit dieser leichten Waare ihre besten Geschäfte macht, den Grundsaz angenommen, sobald ein Roman einen oder zwei Monate in den Händen des Publikums gewesen ist und jeder Buchhändler seinen Vorrath zu dem gewöhnlichen Preis bezogen hat, alle übrigen Exemplare, vorzüglich zur Ausfuhr nach Amerika, um 8½ Pence, oder ungefähr 1/15 des Ladenpreises, loszuschlagen. Ein solches Verfahren hat denn auch den ganzen Buchhandel empört und denselben geneigt gemacht, ein neues Unternehmen zu unterstüzen, welches die dreibändigen Romane auf einmal vernichtet. Es erscheint nämlich unter der Leitung des bekannten Bitch Ritchie und unter dem Titel: Library of Romance, eine Romanenbibliothek von Originalwerken, wovon jedes nur ein bescheidenes Duodezbändchen füllt, aber mit solcher Ersparniß des Raums gedruckt ist, daß man leicht drei Colbernsche Bände mit dem Inhalt anfüllen könnte, und zu dem mäßigen Preis von sechs Schilling. Das erste Bändchen ist vom Verfasser der Ohara Familie (Banim) und heißt: The Ghost-hunter and his Family (der Geisterjäger und seine Familie). Die Scene ist in Irland, und die Eigenthümlichkeiten von Volk und Land sind mit derselben Treue und Lebendigkeit dargestellt, welche Banims frühere Werke auszeichnen. Das nächste Bändchen ist vom Redakteur selbst und führt den prächtigen Titel — welchem Deutschen muß dabei nicht das patriotische Herz höher schlagen — Schinderhannes, the Robber of the Rhine.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Februar 1833.

— Oft siehest du Sterne, sobald andränget der Sturmwind,
Jähen Falls am Himmel entfliehn, und das nächtliche Dunkel
Hell nachstreifende Flammen in langem Zuge durchschimmern.

Virgil.

Die Meteore in der Nacht des dreizehnten Novembers im Jahr 1832.

(Beschluß.)

Ein Brüßler Astronom fand durch Berechnung nach korrespondirenden Beobachtungen eine Sternschnuppe siebzehn eine halbe französische Meilen hoch. Die meisten dieser Meteore sind in ihrem Lauf gegen die Erde gerichtet; es kommt aber auch vor, daß sie horizontal, ja beinahe senkrecht aufwärts schießen; was beweist, daß es keine Luftsteine seyn können, die beim Eintritt in unsere Atmosphäre sich erhitzen und auf die Erde fallen. Brandes hat an sehr vielen der von ihm beobachteten eine Richtung gegen Südwest bemerkt, der Richtung der Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne gerade entgegengesetzt, und er schließt daraus, daß wenigstens viele dieser Meteore an dieser Bewegung keinen Theil nehmen. Manchmal zeigen die Sternschnuppen zu einer und derselben Zeit die gleiche Richtung, ein andermal schießen sie nach sehr verschiedenen Himmelsgegenden. Daß sie im Herbst weit häufiger sind als im Frühjahr, davon hat man sich längst überzeugt. Dr. Burney hat nach vierjähriger Beobachtung gefunden, daß ihrer in den Sommermonaten viermal mehr vorkommen als im Winter, und die Bemerkung gemacht, daß eine große Menge derselben häufig einem Sturme vorangeht, was schon Virgil im ersten Buche der Georgica ausspricht.

Brandes ist der Meinung, eine bis zwei geographische Meilen hoch in der Luft bilden sich nur sehr kleine Sternschnuppen, welche sich sehr rasch bewegen und schnell wieder verschwinden; dagegen waren alle, nur einigermaaßen bedeutende, von denen ihm korrespondirende Beobachtungen zu Gebot standen, fünf bis vierzig Meilen hoch.

Die Sternschnuppen scheinen sich demnach vorzüglich in den obersten Schichten unserer Atmosphäre und in der Region darüber zu bilden. Gewöhnlich beobachtet man dabei durchaus kein Geräusch, überhaupt nichts, was darauf hinwiese, daß feste Körper dabei im Spiel sind; die Lichterscheinung ist somit dabei das Einzige uns in die Sinne Fallende, und wir haben bis jezt von ihrem eigentlichen Wesen so gut als keinen Begriff. Daß sich irdische Ausdünstungen so hoch in der Luft sollen sammeln und entzünden können, ist nicht wohl denkbar. Näher liegt allerdings der Gedanke, sie von partiellen elektrischen Entladungen in äußerst verdünnten und trockenen Luftschichten herzuleiten. Die große Trockenheit im verflossenen Sommer und Herbst, und die Seltenheit der Gewitter könnte man nach dieser Hypothese einigermaaßen mit den Lichterscheinungen in der Nacht des 13ten Novembers in Verbindung bringen; allein der muthmaßlich sehr hohe Stand dieser Meteore über den Schichten der Atmosphäre, zu welchen noch die Wasserdünste aufsteigen, und die in jener Höhe herrschende große Kälte machen eine solche Erklärung kaum zuläßig. „Diese Schwierig-

keiten, welche der Erklärung des Phänomens der Sternschnuppen in den Weg treten," sagt Humboldt, „würden sich großentheils heben, wenn die Richtung, welche die Sternschnuppen bei ihrer Bewegung verfolgen, zu der Annahme berechtigte, sie seyen Körper mit festem Kern, kosmische, dem Weltraum angehörige, nicht blos tellurische, in unserer Atmosphäre erzeugte Phänomene." — „Man könnte dann sagen," äußert er weiter unten, „hoch oben in der Atmosphäre, an der Grenze, wo sich die Centrifugalkraft mit der Schwerkraft ins Gleichgewicht sezt, sey der gemeinschaftliche Bildungsheerd für Feuerkugeln, Sternschnuppen und Nordlichter. Ob aber das periodische Eintreten dieser merkwürdigen Phänomene im Wesen der Atmosphäre selbst liegt, oder ob dabei auf die Atmosphäre etwas von außen einwirkt, während die Erde in der Ekliptik sich weiter bewegt, das wissen wir so wenig, als man es zu den Zeiten des Anaxagoras wußte."

Der lebendig erwachte Eifer der Physiker für meteorologische Erscheinungen und die wirklichen Fortschritte der Wissenschaft auf mehrern hieher bezüglichen Punkten geben indessen gute Hoffnung, daß wir in der Kenntniß dieser Phänomene bald weiter kommen werden. Manchmal sieht man auch bei hellem Tag durch Fernröhre leuchtende Meteore in der Luft; auch diesen wird man wohl zu Lösung der schwierigen Frage Aufmerksamkeit zu schenken haben. Ich meine hier nicht die großen Lichtmeteore, welche zuweilen, jedoch selten, bei Tage beobachtet worden sind, sondern kleine, glänzende, dem Ansehen nach runde Körper, die man, häufig mit Schweifen versehen und Funken sprühend, nicht selten sich rasch durch das Sehfeld der Fernröhren bewegen sieht, wenn man sie bei Tag gegen den offenen Himmel richtet. Eine auffallende Beobachtung dieser Art machte ich am 19ten Mai 1830 um ein Uhr Nachmittags, bei einer Temperatur von 14° R. und nach mehrtägigem starkem Nordostwind. Ich sah da eine unglaubliche Menge solcher kleiner leuchtender Körperchen durch das Sehfeld des Telescops laufen, besonders wenn man es gegen Süden und in einem Winkel von 60° gegen den Horizont richtete. Diese Körperchen liefen, wie ich zu bemerken glaubte, größtentheils von West nach Ost; aber in der Neigung gegen den Horizont, in Geschwindigkeit und Größe derselben zeigten sich bedeutende Verschiedenheiten. Die größten bewegten sich immer am schnellsten; im Durchschnitt brauchten sie zwei Sekunden, um einen halben Grad zu durchlaufen. Ich beobachtete ihrer 7 — 10 in der Minute ganz in der Nähe des Zeniths, 16 — 38 in der Minute in der Höhe von 60 — 70°, in der Nähe des Horizonts dagegen sehr wenige oder gar keine. Um zwei Uhr waren dieser Körper schon weit wenigere geworden, und später sah ich gar keine mehr. Ich wüßte nicht, daß man sich irgendwo mit dieser Art von Tagsternschnuppen ernstlich abgegeben hätte; dieß scheint mir aber wirklich der Mühe werth, und was sich dabei ergäbe, könnte in Verbindung mit dem, was die Beobachtung der nächtlichen Sternschnuppen bereits geleistet hat, uns immerhin in unserer Kenntniß von diesen interessanten Erscheinungen weiter bringen.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

In Wien war jezt Graf Karl der Gegenstand mancher geheimen Absicht; sein Name, sein Reichthum, die hübsche Figur und die ruchbar gewordene Zuckerbäckergeschichte hatten ihm eine Art Ruhm erworben unter allen jungen Damen, die ihn als Kind schon gekannt hatten und jezt sehr gespannt waren, ihn erwachsen wiederzusehen. Der .....sche Gesandte gab alle Donnerstage thés dansants, die mit Recht deliziös genannt wurden; der erste Walzerspieler der Stadt leitete das Orchester, die eleganteste Welt füllte die schönen geräumigen Zimmer, und der angenehme Wirth liebte die Fröhlichkeit. Um ein Uhr ward der Tanz durch ein Souper von einem einzigen Gericht unterbrochen, das sich, unter dem Namen der poule au riz de Mr. de .... einen großen Ruf erworben hatte. Wer davon genießen wollte, mußte seinen Teller in der Hand halten, denn es ward nicht gedeckt; so konnten Tänzer und Tänzerinnen, nach sehr kurzer Pause, mit neuem Muthe in den Tanzsaal zurückeilen. Im Ganzen zogen freilich die jungen Herrn und sogar die jungen Damen ein regelmäßiges Souper vor; denn die Wiener Fräulein haben sich den Ruf eines guten Appetits erworben, den sie auch als eine Himmelsgabe betrachten und bewahren mögen, weil eine bedeutende Zufuhr an Lebenskräften erforderlich ist, um sie gegen die Strapazen eines Karnevals zu stählen, in Vergleich mit welchem eine militärische Campagne nur wenig sagen will, indem es Beispiele gibt, daß ein ächtes Ballfräulein vier und zwanzig Nächte hintereinander getanzt hat; aber das Gewisse, Allwöchentliche der poule au riz gab ihr eine Art von romantischem Reiz, dessen sich selten ein anderes Huhn zu rühmen gehabt hat. — Auf einem dieser thés dansants nahte sich Graf Karl zuerst dem Kreise der gepuzten Fräulein und wählte sich ein rothwangiges, braunlockiges schönes Kind mit lebhaften Augen zur Tänzerin. Die jungen Männer der großen Welt beginnen und endigen ihre Laufbahn damit, daß sie den gesunden, rothwangigen, jugendlichen Mädchen den Vorzug geben vor den blässern, erfahrenern und gewiß interessantern Frauen. So lange sie eigene Unschuld und Blödigkeit bewahrt oder noch nicht losgeschüttelt haben, wagen sie sich leichter

an ihre Altersgenossen. Das sichere, äußere Zeichen dieser Epoche ist die reine Tanzlust; ein junger Mann, der nur um des Tanzes willen tanzt, hat sicher noch wenig Erfahrung. Nach einigen Walzern wird diese oder jene verwittwete Fürstin aufmerksam auf den Neuling; sie veranlaßt leicht, daß er in ihrem Hause vorgestellt wird. Dort lernt er dann die höhern Geheimnisse der Eleganz kennen, zu denen es unter Anderm gehört, nur selten zu tanzen und nur mit gewissen, auserwählten Damen, die zwar weder hübscher, noch leichtfüßiger sind, als jene oben erwähnten Fräulein, von welchen er sich nun abwendet, die aber einmal zur fine-fleur gehören. Bald öffnet ihm der Fürstin Salon die Einsicht in manches Kabinet, in manches schöne Auge und in manches Herz; er kostet Freuden und Leiden, geht durch das Fegefeuer der Leidenschaft, verläßt und wird verlassen. Endlich wird die Sehnsucht nach Ruhe in ihm rege, und zur Begleiterin seines Lebens wählt er sich wieder eines jener rothwangigen Mädchen, die er lange nicht angesehen hat, mit der er einst ein glückliches Leben hätte führen können, der er aber jezt zu überlegen und zu grämlich geworden ist, und die deßhalb ihren Trost bald bei einem jüngern Schmetterlinge sucht. So liegt in der Sünde selbst der Keim zur Strafe, und die Buße ist erst dann vollendet, wenn der Verführer der Betrogene wird, wenn er die Schmerzen, die er Andern bereitete, tausendfach selber empfindet. Nur selten verzeiht das Schicksal eher, und wo es alle Gaben verschwenderisch verliehen hat, wo dem Kummer kaum ein Pförtchen geöffnet scheint, da hat es, zur Ausgleichung, das durch alle Verfeinerungen verwöhnte, in allen Empfindungen geschärfte Herz zu einer Folterkammer ausgebildet, in welcher jede Freude der Außenwelt schwer gebüßt wird.

Graf Karls Mutter hatte früh gealtert; doch in den sanften Zügen ihres stillen Gesichtes, mit den aus Sonnen zu Monden gedämpften Augen, lächelte die Freude über das Wohlgefallen, das ihr Sohn so allgemein erregte, das sie jedoch nicht höher schäzte, als es geschäzt zu werden verdiente. Dem Vater dagegen war dieses, wenn er es überhaupt bemerkte, gewiß höchst gleichgültig; er hatte nie etwas um Weibergunst gegeben, die Gunst der Frau ausgenommen, die ihm seinen Karl geschenkt hatte. Von dem Balle aber, der zu diesen Reflexionen aufforderte, ist weiter nichts zu bemerken, als daß er unserm Neuling eigentlich der zweite Tag seines Lebens zu seyn schien; der erste nämlich war der, an dem er zum erstenmale seine Uniform trug. — Am folgenden Abend empfing die Gräfin Kallendorf, als ihr Sohn eben bei ihr war, mehrere Besuche. Eine Dame von außerordentlicher Schönheit zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Mutter erstes, fast steifes Benehmen gegen die schöne Frau in seinem Innern tadelnd, suchte er dasselbe durch zuvorkommende Höflichkeit wieder gut zu machen. „Mama, wer war die Dame?“ fragte er, als diese gegangen war. — „Die Fürstin von Salvaggio,“ erwiderte die Gräfin. — „Sie ist ausnehmend schön!“ — „Ja!“, versezte die Mutter in einem Tone, der viele Aber in sich schloß. — „Gefällt sie dir nicht?“ fragte Graf Karl. — „Sie gefällt allgemein,“ war die Antwort.

Karl hatte nicht Lust, das Gespräch weiter fortzusetzen, und dachte, auch die Besten sind doch ungerecht gegen ihr Geschlecht; denn ihm schien die Fürstin unwiderstehlich liebenswürdig. Mehrere Tage darauf schlenderte er in einer Nebengasse, als es schon zu dämmern anfing. Bald bemerkte er zwei elegant gekleidete Damen von schönem Wuchse, die auf den zierlichsten Füßen mit sichtlicher Eile vor ihm herschritten und welchen zwei Herrn auf dem Fuße folgten. Er konnte sie nur von hinten sehen; dennoch reizten sie seine Neugier genug, um seine Schritte unwillkührlich nachzuziehen. Als er um eine Ecke bog, sah er einen der Herrn sich entfernen, den andern aber der kleinern Dame nahen und bald darauf ihre Hand fassen. Als sie diese zornig wegzog, ging der Fremde eine Zeitlang neben ihr, nahte sich dann wieder und faßte sie am Ellbogen. Die Dame beschleunigte ihre Schritte in sichtbarer Angst, drückte ihr Taschentuch fest vor das Gesicht und stürzte endlich in ein unbedeutendes Haus, ihre Begleiterin mit sich fortreißend; es gelang ihr jedoch nicht, die Hausthüre zu schließen, ehe der Fremde ihr folgte. Graf Karl war außer sich vor Unruhe; er verdoppelte seine Schritte und sprang die Treppe hinan, den Frauen nach. Hier fand er die Dame, die von Anfang an seine Aufmerksamkeit besonders erregt hatte, laut weinend an eine Thüre gelehnt und ihren Verfolger im Begriff, den Arm um sie zu schlingen. Wie ein Wüthender trat er auf ihn zu und fragte, ohne auf die Damen zu achten: „Mein Herr, was wollen Sie hier?“ — „Etwas sehr Vernünftiges,“ erwiderte der Befragte kaltblütig. Diese Antwort versezte den jungen Grafen in einen solchen Zorn, daß er sein spanisches Rohr aufhob und es unfehlbar auf den Herrn hätte fallen lassen, wenn dieser es nicht, einen Schritt zurücktretend, mit fester Hand gefaßt hätte, während die Dame dem Erzürnten in den Arm fiel und ihn um Gottes Willen bat, sich zu mäßigen. Jezt wandte er zum ersten Mal die Augen auf sie und erkannte — die Fürstin von Salvaggio. Schnell gefaßt, doch mit vor Wuth zitternder Stimme, fragte er verbindlich: ob er sie nach Hause geleiten dürfe? Ein unbeschreiblich gerührter Blick, der durch die kaum verhaltenen Thränen noch süßer schimmerte, und der stumm dargebotene Arm waren die genügende Antwort. Ruhig sah der Fremde dieser Scene zu und brummte ein Liedchen vor sich hin. „Wollen Sie mir Ihre Adresse ge-

ben?" sagte Graf Karl im Weggehen. — „Ich bitte um die Ihrige," erwiderte jener, „dann werde ich die meinige morgen senden." Schweigend griff Karl in die Tasche, überreichte seine Visitenkarte und führte die Damen hinaus, die das Ende dieser, auf nichts Freundliches deutenden Scene ängstlich erwartet hatten. Am Hotel der Fürstin angelangt, ward der junge Beschützer gebeten, mit hinaufzugehen, was er jedoch für heute ablehnte, weil die noch kochende Galle ihn hinaus ins Freie trieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

Erster Brief. Die Hauptstadt Prag.

Wer Prag nie gesehen hat, der wird, wenn er sich der Stadt nähert, angenehm durch ihr imposantes Aeußere überrascht. Ihre vielen antiken und zum Theil großartigen Thürme, ihre Lage an den Hügeln und im Thale der Moldau, die freundlichen Villen in ihrer Nähe, das Aus- und Einströmen des böhmischen, meistentheils sehr originellen Landvolks, die Behaglichkeit ihrer Bewohner: Alles zusammen genommen macht einen eigenthümlichen, aber dabei recht angenehmen Eindruck auf den ankommenden Fremden. Sonderbar genug fand ich die Bemerkung, daß Prag wegen des Menschengewühls in seinen Straßen, besonders in der Altstadt, viel Aehnliches mit Paris habe, von Vielen bestätigt, welche beide Städte gesehen haben. Ueberhaupt ist es auffallend, wie sehr der Slave und der Franzose sich in ihren Manieren und selbst in ihrem Charakter ähnlich sind. Daraus läßt sich die schon so lange bekannte Sympathie der Polen und Franzosen erklären. Wie in Paris, sieht man in Prag Alles, was nur einigermaßen zu den bessern Klassen der Einwohner gehört, nett und mit Geschmack, dabei aber ein wenig lustig gekleidet. Die Boulevards von Paris ersetzen sich in Prag zum Theil durch die Moldaubrücke, zum Theil aber auch durch die seit einigen Jahren auf den Stadtwällen angelegten Spaziergänge. Wollte man jedoch den Vergleich weiter fortsetzen, so würde er hinken; denn man nehme nur z. B. das Theater. Prag, mit einer Bevölkerung von 120,000 Seelen, hat ein einziges, kleines Schauspielhaus, welches selten ganz voll ist, während deren in Paris gegen zwanzig sind, bei einer nicht viel mehr als sechsmal so starken Bevölkerung.

Es ist mir hier nicht darum zu thun, eine detaillirte Beschreibung von Prag zu geben, da es deren bereits mehrere gibt, sondern ich will es nur darstellen, wie es sich dem beobachtenden Fremden zeigt. Dort angekommen, ist für diesen der Gasthof, worin er absteigt, zunächst das Wichtigste. Es gibt deren mehrere, welche man in den ersten Rang stellen kann, und ich will hier nur die beiden am meisten besuchten nennen, nämlich den zum schwarzen Roß und den zu den drei Linden, beide in der Straße, am Graben genannt, gelegen. Die Einrichtung dieser Häuser ist gut und bequem, die Bedienung prompt und, was das Wichtigste ist, die Rechnung mäßig. Ueberhaupt berührt dieser Punkt den Reisenden in Böhmen ziemlich angenehm. Die Wiener Währung, nach welcher man noch meistentheils liquidirt, gibt zwar bald hohe Summen, welche aber dennoch den Geldbeutel wenig in Anspruch nehmen. Wollte man da eine Parallele zwischen Prag und Paris ziehen, so würde eine ungeheure Differenz sich ergeben. Leicht ist sie übrigens, da ein Gulden Wiener Währung sich gerade mit einem Franken ausgleicht. Nun gibt man gewöhnlich in Paris 20 Franken aus, wo man in Prag nicht 8 Gulden gebraucht hat.

So angenehm die geraden und breiten Straßen der Neustadt, namentlich am Graben und Roßmarkte, ansprechen, eben so lästig sind die engen, kurzen und winkligen Gassen in der Altstadt. Hier muß man, wie in Wien, nur stets vor- und rückwärts sehen, um nicht von Wagen überfahren zu werden, während man an den Seiten das zu Fuße gehende Publikum entweder stößt, oder von ihm gestoßen wird. Am meisten ist man diesem vom Altstädter Ringe (Platze) bis zur Brücke ausgesezt. Obgleich hier die Wagen nur hin- und nicht herwärts fahren dürfen, so ist dennoch des Gedränges kein Ende, indem die Trottoirs zu beiden Seiten meistentheils nicht über vier Fuß breit sind, und zwischen diesen nur eine Fahrstraße von etwa acht Fuß Breite liegt. Kommt man nun endlich hinaus zur Brücke, so eröffnet sich eine überraschende Aussicht. Gegenüber der Hradschin und der Laurentiiberg, vor uns ein antiker Thurm, als Eingang zur Brücke, und diese in kolossalen Massen über den Strom gespannt. Eine Menge von steinernen Heiligenbildern schmücken sie. Vergleicht man in Gedanken mit ihr die neue Brücke Louis XV. in Paris, so erscheinen die auf derselben aufgestellten Helden und berühmten Männer sehr hölzern gegen die hier in stolzer Majestät thronenden Heiligen. Wo man dort fürchtet, es möchten die schwerfälligen Statuen die Brücke in die Seine hinabdrücken, stehen hier die Heiligen wie von eigener Kraft getragen. Eine gute Einrichtung ist es auf allen so langen Brücken, daß man es dem wandelnden Publikum zur Pflicht macht, sich jederzeit auf der rechten Seite zu halten. Eine Menge Collisionen werden dabei vermieden, denen man sonst ausgesezt ist, wie man z. B. in Wien auf der Ferdinandbrücke oft genug erfährt. Ein Gang über die Prager Brücke gewährt eine ganz eigenthümliche Unterhaltung. Man denke sich dieselbe mehr als 600 Schritte lang und auf beiden Seiten von einem Ende bis zum andern mit Menschen bedeckt. Das bunte Gewühl dieser Massen, die Zeichen der Verehrung bei den Heiligenbildern, die man vorzugsweise einem heiligen Kreuze und dem Standbilde des Johann von Nepomuk erweist, das Jagen der Wagen in der Mitte, das Schaukeln der Kähne im Strome, die liebliche Gruppe der Färber- und Schützeninsel, die herrliche und prachtvolle Ansicht des gegenüber liegenden Hradschins und des Lorenzberges: Alles zusammen genommen gibt ein Gemälde, wie man es nur selten sieht. Hat man auch z. B. in Dresden auf der Elbbrücke ein ähnliches Treiben der Menschen, sieht man auch dort im Strom dasselbe Leben, ersezt auch der Anblick der Brühlschen Terrasse und die Umgebung des Japanischen Palais einigermaßen die Inseln in der Moldau, so ist doch die Menschenmenge in Dresden selten so groß, und für den Hradschin und Lorenzberg geben die auf dem rechten Elbufer hinstreichenden Höhen nur geringen Ersatz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschlechts-Homonyme.

Der ist überall willkommen,
Darf zur sprödesten Schönsten kommen;

Die kann durch ein sanftes Drücken
Zarte Liebe hoch beglücken;

Das zu finden ist so schwer:
Mancher trifft's von ungefähr.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Februar 1833.

— Ich wünschte,
Dir etwas seyn zu können; wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu seyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht;
Doch es gelang mir nicht. —

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Sehr früh des andern Tages (um zehn Uhr schon) erfolgte eine eigenhändig geschriebene, sehr höfliche Einladung zum Mittagessen bei der Fürstin von Salvaggio. Mit etwas zitternder Hand beantwortete Graf Karl das Billet: es thue ihm leid, die Einladung ablehnen zu müssen, da ihm die Geschäfte am heutigen Tage nicht auszugehen erlaubten; doch erbitte er sich die Vergünstigung, recht bald seine Aufwartung machen zu dürfen; in Bezug auf das, eine Bitte um Verschwiegenheit enthaltende Postscriptum könne er seinen Schmerz nicht verhehlen, daß ein solches für nöthig erachtet worden. Dieß Geschäft abgethan, durchmaß er sein Zimmer mit starken Schritten und harrte einer Botschaft des Fremden nicht weniger ungeduldig, als ein eingesperrter Tiger, der den Kampfplatz vor sich sieht, auf welchem er mit dem Feinde sich messen soll. Auf einmal fiel ihm ein, daß der Fremde vielleicht gar nicht daran denke, ihm irgend etwas sagen zu lassen, daß er vielleicht nur auf eine geschickte Weise sich seiner Rache zu entziehen gewußt habe. Der Gedanke an diese Möglichkeit machte ihn zittern, so süß dünkte ihm das erste Duell für die beleidigte Schönheit. Er schlug sich vor den Kopf und nannte sich den leichtgläubigsten Einfaltspinsel unter der Sonne, weil er gemeint, der erste beste Abentheurer auf der Straße werde sich wie ein Edelmann benehmen und Wort halten. Indem trat sein Jäger ein und meldete den Grafen Oertzen. Der Name war der eines entfernten Verwandten seines Hauses, doch der Träger desselben ihm unbekannt. Mit Artigkeit ging er daher dem Eintretenden entgegen, trat aber schnell wieder zurück, als er den Herrn von gestern vor sich sah. Er nahm plötzlich eine verschlossene, stolze Haltung an und erwartete schweigend die Anrede des Kommenden. Dieser dagegen trat ihm freundlich näher und sagte: „Sie müssen vermuthen, Herr Graf und Vetter, daß ich in andern Absichten komme, als ich wirklich thue; ich biete Ihnen die Hand zum Frieden.“ — „Es ist mir unmöglich,“ erwiderte Graf Karl, „mit der meinigen so freigebig zu seyn.“ — „Auch nicht,“ sagte Oertzen, „wenn ich Ihnen sage, daß die Dame, in deren Verfolgung Sie mich begriffen fanden, mir völlig unbekannt war und ist?“ — „Auch dann nicht,“ sprach Karl streng; „sie war mir nicht bekannter als Ihnen, eh' ich ihr ins Gesicht sah.“ — „Dennoch,“ versetzte Oertzen ruhig, „muß ich Ihnen sagen, ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen; Sie mögen davon denken, was Sie wollen.“ — „Und warum nicht?“ fragte Karl mit zornigem Blicke. Aber der Vetter war nicht aus seiner Gelassenheit zu bringen, und behauptete dabei eine so edle Haltung, daß es dem Gereizten unmöglich war, die aufdringliche Persönlichkeit auf einen niedrigen Beweggrund zu schieben. Die Antwort auf jene kurze Frage war: „Weil ich durchaus Unrecht, Sie durchaus Recht hatten, und weil ich eine unüberlegte Handlung, zu welcher mich allerlei mit-

derude Umstände verführten, um keinen Preis durch eine überlegte verschlimmern möchte; lieber sage ich: ich that, was mich gereut, und Sie thaten, was Ihre Pflicht war, und biete Ihnen nochmals die Hand zum Frieden." Graf Karl war halb besiegt, er sah dem Gegner ins Gesicht, immer noch, ohne die dargebotene Rechte zu ergreifen; als ihm aber Graf Oertzen jezt noch einmal gutmüthig lächelnd zurief: „Nun, schlagen Sie ein!" konnte er sich nicht länger halten, und that es von Herzen.

Die beiden jungen Leute verlebten dann noch eine angenehme Stunde bei einem Glase Champagner, mit welchem der lezte Rest von Groll in Graf Karls Brust weggeschwemmt wurde, und als Oertzen ihn verließ, geschah es mit dem bestimmt erbetenen Versprechen, bald wieder zu kommen. Als Karl allein war, mußte er sich gestehen, daß eine weit größere Seele dazu gehöre, einen Zank auf diese Art auszumachen, als durch ein Duell; dennoch sah er dem Besuche bei der Fürstin von nun an mit weniger Ungeduld entgegen, als wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch blaß von einer für sie erhaltenen Wunde zu erscheinen. Als er, Anfangs durch mancherlei Umstände abgehalten, endlich nach einigen Tagen die Klingel ihrer Hauspforte zog, erhielt er vom Portier den Bescheid, sie sey nicht zu Hause. Aergerlich gab er seine Karte ab; kaum aber hatte der dicke Schweizer sein Auge auf diese geworfen, als er dem schon Abgewandten nachrief: „Für den Herrn Grafen sind Ihre Durchlaucht zu Hause." Geschmeichelt durch diese Auszeichnung, ging Graf Karl die Treppe mit einem Herzen hinauf, das nicht empfänglicher für die Liebenswürdigkeit der Fürstin gestimmt seyn konnte. Er fand sie allein. Sie trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte. „Lieber Graf," sagte sie sanft, „ich glaubte schon, Sie wollen sich meiner Dankbarkeit ganz entziehen; aber ich sehe doch, daß Sie endlich kommen, was mich von Herzen freut." Er murmelte einige unverständliche Worte von Geschäften, brauchte sich aber zur Auffindung eines andern Gesprächsgegenstandes den Kopf nicht zu zerbrechen, denn sie ging mit Leichtigkeit auf das Befinden seiner Mutter über, und dann aufs Theater, auf politische Gegenstände ꝛc. Unterdessen hatte er volle Muße, das reizende Gesicht der Fürstin noch aufmerksamer zu betrachten. Es war die dritte, ganz verschiedene Situation, in der sie ihm jezt erschien: zuerst bei einer Staatsvisite in seiner Eltern Hause, in das dreifache Gewand der großen Manieren gehüllt; dann in der Aufregung der Angst und im Liebreiz der Hülflosigkeit, herausgerissen aus allen Schranken des Herkömmlichen; hier endlich in süßer Häuslichkeit und in der Vertraulichkeit einer Freundin. So gefiel sie ihm am besten, und auch in ihrer Toilette bemerkte er die angenehmste Vernachläßigung. Ihre Locken waren vom feuchten Wetter ganz aus der Krause gekommen und, offenbar ohne Hülfe des Spiegels, hinter das Ohr gestrichen; ein einfaches, schwarzseidenes Kleid und eine battistene Chemisette waren vom Liegen auf dem Sopha ein wenig zerknittert; eine Häkelarbeit lag vor ihr auf dem Tische, nebst einem aufgeschlagenen Bande des Waverley, der eben erschienen war. Graf Karl war bezaubert und schien auch ihr zu gefallen, denn als er aufbrechen wollte, lud sie ihn ein, beim Thee zu bleiben, und sezte hinzu: „Sie können mir ein Bischen vorlesen, aber ich bin fast am Ende meines Buchs." Er ließ sich gern erbitten, nahm das Buch und las vom Tode des Fergus. Nach einiger Zeit hieß sie ihn aufhören und erzählte geistreich den Gang des Romans, den Graf Karl nicht kannte. Dann wandte sich das Gespräch auf Schönheit. Sie sagte: „Die Augen meiner Helden denke ich mir immer blau; denn wenn blaue Augen schön sind, was freilich zu den Seltenheiten gehört, dann können sich die schwarzen nicht mit ihnen messen; es kann Leben und Tod darin liegen. Welche gefallen Ihnen am besten?" fragte sie mit Unbefangenheit. „Die schönsten, die ich gesehen habe, sind hellbraun," erwiderte er, die seinigen niederschlagend. Sie hatte haselfarbene. „So?" sagte sie, „da sind wir verschiedener Meinung."

(Die Fortsetzung folgt.)

S i z i l i a n i s c h e S k i z z e n.

Die Marine. — Nur noch ein Wort über die Marine, von der ich zulezt spreche, so wie ich sie auch am liebsten erst am Ende des Tages besucht habe.

Wenn man aus der Porta Stesicorea heraustritt, so kommt man gleich in einige schattenreiche Alleen, die den Hintergrund des kleinen Hafens einnehmen. Links sieht man den großen, aber jezt beinahe verfallenden Pallast Biscari nebst einem Kloster liegen, und verfolgt an beiden vorbei und um eine alte Bastion herum das Ufer bis da, wo der Corso darauf stößt. Rechts erscheint zwischen den Alleen der Fluß Amenano oder Giudicello, (der bis dorthin gezwungen worden, unterirdisch durch das Gebiet der Stadt zu fließen) unter der Stadtmauer hervorkommend und sich in den Hafen mündend. — Hier die frische Abendkühle einzuathmen, gewährt einen Genuß, der nur in so heißen Ländern in vollem Maaße zu Theil wird. Während die Vornehmen in ihren Kutschen die lange Straße Etnea auf- und abfahren und auf dem Platz der Kathedrale viertelstundenlang stille halten, ergötzen sich hier besonders die niedern Klassen, und ich beobachtete sie immer mit vielem Vergnügen. Einmal sah ich eine große Menge Menschen, auf dem Erdboden kauernd oder herumstehend, die gegen alle Erwartung höchst still waren und keinen Laut vernehmen ließen. Dieß reizte meine Neugierde, und als ich hinzutrat, sah ich, daß sie eine sogenannte Tombola spielten, welche dem ge-

sellschaftlichen Lotteriespiele bei uns gleicht. Die Leidenschaft, welche überall in Italien für dieses verderbliche Spiel herrscht, ist grenzenlos.

Hier sah ich auch zum erstenmal eine Frucht, die ein Mann ausbot, Quaranta, quaranta! rufend. Es waren Carcioffi di spina, eine Art kleiner Artischocken, nicht größer als Kirschen. Er gab nämlich vierzig Stück für einen sizilianischen Gran, d. h. für einen halben Kreuzer.

Keine Reise auf den Aetna. — Ich belustige mich jezt im Geist über die bedenklichen Gesichter, die ich an meinen Lesern zu bemerken glaube, weil sie, inne werdend, daß es mit Catania zu Ende geht, im Ernst besorgen müssen, daß ich mich nun zu einer Besteigung des Aetna rüste und ihnen dieses abgedroschene Thema wieder auftischen werde. Sie können sich beruhigen. Weiter als bis Nicolosi und Monti rossi sollen sie mir nicht folgen, denn weiter kam ich auch nicht. Non cuivis homini contingit adire Corinthum. Ich will nichts weiter zu meiner Vertheidigung anführen, als daß man jung und von einer guten Constitution seyn muß, um ohne Nachtheil für die Gesundheit eine Nacht in der Casa inglese auf Stroh, bei einigen Graden Kälte zuzubringen, nachdem man unmittelbar vorher eine Hitze von 25 Grad ausgehalten hat. Und es geschieht leider auch oft, daß man sich diesem Ungemach ganz umsonst aussezt; denn wenn der Berg umwölkt ist, so hat man alle Mühe verloren. Aber wenigstens bis Nicolosi, dem lezten bewohnten Orte am Aetna, wo man ihm schon ziemlich nahe ist, so daß man ihn vollkommen übersieht, und bis zu den merkwürdigen Monti rossi muß man immerhin gehen. Schon der Weg dahin, inmitten einer Kultur, die selbst in Sizilien berühmt ist, lohnt diese Mühe. — Eine kleine Viertelstunde hinter Nicolosi, etwas links hinauf, liegen die beiden Berge, die durch den fürchterlichen Ausbruch von 1669 entstanden sind. Sie haben ein röthliches Ansehen, daher man sie Monti rossi genannt hat. Troz dieser so sehr in die Augen fallenden Ableitung will Stollberg sie schlechterdings Monti grossi genannt wissen, was gar nicht paßt, da sie rundum die kleinsten sind. Man sieht, daß es bloßer Eigensinn von ihm ist, denn er weiß recht gut, daß man sie Monti rossi nennt; aber er bleibt mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit dabei, dieß sey ein Irrthum und sie müßten Monti grossi heißen; es komme daher, meint er, weil, man höre den Grund, ein anderer Berg, die Montagnola, auch Monte rosso heißt. Es ist ihm bei dieser Kleinigkeit dasselbe begegnet, wie manchmal auch bei wichtigern Dingen. — Diesen Bergen geht es überhaupt sonderbar; nicht nur ihr Name, sondern auch ihre Beschaffenheit ist entstellt worden. So versichern Andere mit eben so viel Bestimmtheit als Uebertreibung, sie seyen so groß und so hoch, als der Vesuv. Die Wahrheit aber ist, daß sie ohne Vergleich kleiner und niedriger sind, selbst wenn man die hohe Lage ihrer Basis über dem Meere, die mehr als 2000 Fuß beträgt, mit in Anschlag bringt. Nicolosi schon liegt 2100 Fuß hoch und darüber (der Aetna, Gemellaro zufolge, 10,181 Fuß über dem Meere). — Gleich hinter den Monti rossi ist die sogenannte Fossa oder Grube, aus welcher die Eruption von 1669 wie aus einer Quelle strömte. Von oben herab bis hieher war die Lava unter der Erde geflossen. In der Tiefe der Grube ist eine Art von Schacht, in welchen man sich an Seilen hinunterlassen und tief unter die Erde eindringen kann. Jeder Ausbruch des Aetna hat einen solchen Berg hervorgebracht, deren man jezt 79 zählt. Am höchsten liegt die Montagnola, welche durch die Eruption von 1763 entstanden ist. — D. Mario Gemmellaro, welchem, nebst seinem Bruder D. Carlo, die Naturgeschichte dieses Berges so viel verdankt, wohnt in Nicolosi und nimmt alle Fremden, wie ich selbst erfuhr, sehr zuvorkommend auf, diejenigen, die den Aetna besteigen, auf das Bereitwilligste mit seinem Rathe unterstützend.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Magister artis ingenique largitor.

Und wißt ihr, wie man tanzen lehrt
Den Bären dort in Polen?
Daß Noth die Mutter ist der Kunst,
Beweist es unverholen.

In einem Stalle sizt Herr Braun,
Der Boden ist von Steinen,
Man steckt ein Feuer drunter an,
Da juckt's ihn an den Beinen.

Da brennt es ihn, er hüpft, er springt,
Er tanzt hinauf, hinunter;
Und wie er hüpft und springt und tanzt,
Rührt man die Trommel munter.

So oft er nun die Trommel hört,
Gleich hebt er auch die Tatze
Und meint, es brenne wiederum,
Wie dort an diesem Platze.

Ich weiß nicht, ob euch auch die Kunst
So juckte durch die Sohlen:
Viel besser treibt ihr sie eben nicht,
Als dort der Bär in Polen.

Frau Kratzefuß.

Hennlein, um dich satt zu machen,
Hennlein, wie viel brauchst du dann?
„Wenig nur: ich bin genügsam,
Schmiegsam, fügsam;
Doch gestatte mir, gestatte,
Daß ich kratzen, kratzen kann!“

Einen Scheffel Weizen geb' ich;
  Aber laß dein Kratzen dann.
„Einen Scheffel? ei behüte!
  Zu viel Güte!
Doch gestatte mir, gestatte,
  Daß ich kratzen, kratzen kann!“

Um dein Kratzen ganz zu lassen,
  Fordre, wie viel willst du dann?
„Sey's ein großer, voller, reicher
  Weizenspeicher;
Doch gestatte mir, gestatte,
  Daß ich kratzen, kratzen kann!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Prag.

Einzig in ihrer Art bleibt die Prager Brücke bei der jedesmaligen Feier des Festes des heil. Johann von Nepomuk (den 16ten Mai). Da drängt und wogt auf derselben eine Volksmasse, von der man nicht glauben sollte, daß sie die Brücke fassen könnte. Aus ganz Böhmen strömt Volk an diesem Tage nach Prag, und wenn man auch das ganze Jahr hindurch die eherne Platte küßt, welche die Stelle bezeichnet, von wo dieser Märtyrer der Verschwiegenheit in die Moldau gestürzt ward, so glaubt man die daraus strömende heilige Kraft doch gerade an diesem Tage am meisten zu gewinnen. Zu verwundern ist es, daß bei diesem furchtbaren Drängen so selten ein Unglück geschieht. Selbst bei der vor drei Jahren abgehaltenen Säkularfeier dieses Heiligen lief Alles gut ab, obgleich dabei Hunderttausende von Menschen hier zusammen gedrängt waren.

Jeder gläubige Katholik, welcher an dem schon genannten heiligen Kreuze, so wie am Standbilde des heiligen Johannes vorübergeht, bezeugt demselben seine Ehrfurcht durch Hutabnehmen (die Frauen thun es durch Bekreuzen), und es wird der Ketzer, welcher dieß unterläßt, nicht selten vom Pöbel mit sehr drohenden Blicken angesehen. Im Ganzen ist man in Prag jedoch sehr tolerant.

Als Belustigungsorte des Prager Publikums sind die beiden schon genannten Inseln in der Moldau bekannt. Besonders ist es die Färberinsel, welche häufig besucht wird. Ehemals konnte man nur zu Wasser auf sie gelangen, jetzt ist jedoch eine hölzerne Brücke erbaut, auf welcher man eine Kleinigkeit für den Uebergang zahlt. Die Insel selbst bietet die herrlichsten schattigen Spaziergänge, und mehrere gut eingerichtete Restaurationen sorgen für Unterhaltung und Erquickung der Besucher. Weniger wird die Schützeninsel besucht. Ihre Bestimmung liegt in ihrem Namen. Weiter hinab ist die Hasen- oder Hetzinsel, welche ehemals ein sehr besuchter Belustigungsort der Prager war. Jetzt findet man selten viele und noch seltener gebildete Gesellschaft dort. — Da ich einmal von den Vergnügungsorten Prags spreche, so führe ich auch noch den Baumgarten und die Wimmerschen Anlagen an. Ersterer verdiente mehr, als es geschieht, besucht zu werden, indem er eine Menge der schönsten Partbien bildet. Will man ein grobes Gewühl von Spaziergängern treffen, so muß man den Stadtwall besuchen. Hier begegnen sich, besonders gegen Abend, Menschen aus allen Klassen, in buntem Gewühl durcheinander. Dem würdigen Oberst-Burggrafen, Grafen von Chotek, verdankt Prag diese Annehmlichkeit, welche es erst seit einigen Jahren genießt. Von hier aus eröffnet sich ein vortreffliches Panorama, dessen Ansicht stets wechselt, je nachdem man seinen Standpunkt nach der einen oder anderen Seite verändert. Noch nie habe ich Prag von hier aus gesehen, ohne mich innig über seine Großartigkeit und Pracht zu freuen. Ganz gleich ist der Eindruck, aber bei weitem noch erhabener sein Anblick, wenn man es vom Hradschin oder vom Laurentiiberge herab sieht. Der blaue Duft, in welchen es gehüllt ist, der silberne Gürtel, welchen ihm die Moldau gibt, erheben es über die meisten großen Städte von Europa. Bei weitem erreichen diese herrliche Ansicht weder Paris, noch Wien, wenn man auch ersteres vom Montmartre und lezteres vom St. Stephan herab überschaut.

Der Fremde wird sehr bald heimisch in Prag. Bescheidenheit und Zuvorkommenheit sind Hauptzüge im Benehmen des gebildeten Böhmen. Alle, welche auf diesen Namen Anspruch machen, beeifern sich, jenem seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Man besuche nur einmal einige von den hiesigen wissenschaftlichen Instituten, oder man verlange die mitunter sehr reichen Kunst- und Antikensammlungen zu sehen, und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Ob nun gleich der Böhme in hohem Grade gefällig ist, so gibt er sich doch nicht bald hin. Im Gegentheil sieht man ihm eine Zeitlang ein gewisses Mißtrauen gegen den Fremden an. Ist dieß nicht vielleicht eine Folge seiner politischen Geschichte?

Neben jener gemüthlichen Zuvorkommenheit bewegt man sich aber in Prag in den höhern und höchsten Cirkeln noch in sehr steifen Formen. So werden z. B. alle Winter mehrere Bälle veranstaltet, worin sich die verschiedenen Kasten streng geschieden halten. Es finden da adelige, juristische, medizinische und bürgerliche Bälle statt. Selten kommen zu den ersten Individuen der andern Klassen, und man ist in Böhmen nicht ganz der Ansicht, wie in Rußland, daß z. B. der Gelehrte ziemlich gleich mit dem Adeligen rangirt.

Ich sprach von Kunst- und Antikensammlungen. Vorkommen kann es hier, daß der Fremde sie unbeachtet läßt, weil er nicht, wie in andern großen Städten, z. B. in München, durch den allgemeinen Ruf und die große Oeffentlichkeit dieser Sammlungen darauf aufmerksam gemacht wird. Beschreibungen derselben allein können ihn darauf aufmerksam machen. Hier ist ihm die von M. A. Gerle, Prag, 1825, bei Borosch, anzurathen, weil er in kurzem Umrisse Alles aufgezeichnet findet, was der Beachtung werth ist, und weil er auf dem, dem Büchlein zugegebenen Grundrisse der Stadt das Mittel hat, sich leichter zu orientiren.

Vom Theater habe ich noch nachzutragen, daß das Schauspielpersonal von jeher nicht immer zu den ausgezeichnetsten gehörte. Damit will ich aber nicht behaupten, es gebe unter demselben keine guten Subjekte. Vielmehr hat und hatte Prag deren stets von den Vorzüglichsten aufzuweisen. Das Publikum ist ziemlich nachsichtig und bezeugt auch mittelmäßigen Talenten aufmunternden Beifall. Diesen äußert man durch Pochen so gut, wie durch Klatschen. Als ich das erstemal Zeuge war von dieser Sitte, glaubte ich zwei Partheien gegenwärtig, wovon die eine für, die andere gegen das Spiel dieses oder jenes Akteurs sich ausspreche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In dem Nro. 28 des Morgenblatts vorgesezten Motto ist statt garnemente zu lesen garnement.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Februar 1833.

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Die drei Stände.

Kommt das Reich der tausend Jahre?
Will die goldne Zeit uns nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einst die ersten Menschen sahen?

Soll ein König wieder Vater
Gleicher freier Kinder werden?
Sollen länger keine Knechte,
Keine Edlern seyn auf Erden?

Wißt ihr, wie die Stände wurden?
Hört, ein altes Lied verkündigt,
Daß einmal ein mächt'ger Ase
Mit drei Weibern hat gesündigt.

Knechte zeugt' er mit der ersten,
Von der zweiten kamen Freie,
Aus der dritten sproß der Adel:
Dieses sind die Stände dreie.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Alle drei von gleichem Saamen,
Gleich vor dem, aus dessen Hüfte
Alle drei den Ursprung nahmen.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Streng gesondert alle dreie:
Denn es war ein Gott, deß Willen
Schied den Adel, Knechte, Freie.

Daß ich euch der alten Sage
Rechte Deutung weiter künde:
Von der Gottheit kam die Gleichheit,
Doch die Scheidung von der Sünde.

Knechte, Freie mit den Edeln —
Sagt, wo blieb ein Glied der Dreiheit?
Auf der halben Erde gibt es
Jezt nur Adel noch und Freiheit.

Denn die Knechte sind getreten
Aufwärts in der Frei'n Verbindung:
Und so hat das Volk zur Hälfte
Schon gewonnen die Entsündung.

Einen Schritt noch, und gefunden
Ist der Weg zum vollen Glücke:
Ach, wann kehrt zur alten Einheit
Auch der dritte Theil zurücke?

Ach, wann wollen auch die Edeln
Frei nur seyn, und wann verwill'gen,
Daß die Menschen bis auf's lezte
Ihres Ahnherrn Sünde tilgen.

Wohl, man kündet's schon im Lande,
Daß uns bald die Zeiten nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einst die ersten Menschen sahen.

Flaggenwechsel.

So nehmt denn das, wie's grade geht,
Zu eurer Meinung, Norm und Regel,
Und wendet, wie er eben bläst,
Nach jedem Winde flugs die Segel.

Und habet jederzeit zur Hand
Die eine Flagge wie die andre,
Daß an den Mast die eine jezt
Und gleich darauf die zweite wandre.

Ihr seyd des Zornes drum nicht werth:
Ihr lebt von Tage nur zu Tage,
Ihr seyd nur da, daß euch ein Hauch
Von einem Theil zum andern trage.

Doch Jene haßt mein ganzes Herz,
Die frech es stempeln zum Systeme,
Daß man den jedesmal'gen Stand
Der Dinge für den rechten nehme.

Die, wenn die Knechtschaft wirklich ist,
Sie klüglich nennen das Vernünft'ge:
Das Jezt sey wahr, das Jezt sey recht,
Und Trug ein jeder Blick in's Künft'ge.

Schlägt Knechtschaft dann zur Freiheit um,
So meint ihr, daß es wohl genüge,
Wenn ihr erklärt: „Nun zeigt es sich,
Die Knechtschaft war nur eine Lüge"?

Ihr steht noch auf der Hälfte Wegs,
Könnt ihr zur Stunde nicht erklären,
Ob schon geboren hat die Zeit,
Ob nur begonnen zu gebären.

Ja, sind die Dinge längst geschehn
Und längst gedruckt in tausend Bänden,
Da wißt ihr stets: „So war's nicht recht,
So mußt' es sich vernünftig wenden."

In dieser Zeit, wo jeder Tag
Den Blick euch ändert und erweitert,
O daß ihr nicht mit euerm Schiff
Nach langem Schwanken endlich scheitert!

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Endlich mußte Graf Karl sich empfehlen. Beim Weggehen sagte sie ihm noch: „Ich sehe Donnerstags Alles, was kommen will, Montags meine Freunde; an beiden Tagen werden Sie mir willkommen seyn." An beiden Tagen ging er auch hin, und somit war er auf den Gipfel der Eleganz und der Mode erhoben, denn kein Haus konnte sich darin mit dem der Fürstin messen, und wen sie einer Auszeichnung würdigte, der gehörte zu den Auserlesenen. — Eines Abends saß er, dem Geräusch entronnen, in einem ihrer Kabinette, während im Salon eine Sängerin und ein Violinspieler die Gesellschaft beschäftigten. Auf einem Ecktischchen neben ihm lag ein Album, welches die Fürstin mit Zeichnungen und Bemerkungen gefüllt hatte; eigentlich wußte er nicht, ob sein Blick wohl hineindringen dürfe, da es indessen offen auf dem Tische lag, konnte er der Lust nicht widerstehen. Nicht weit von ihm saßen auf einem Divan drei Damen in eifrigem Gespräch; eine giftige Zunge unterhielt sich mit zwei jüngern Frauen über die Cronique scandaleuse der Gesellschaft. Die eine rief lachend: „Das wundert mich!" — „Ich weiß etwas Anderes, was mich weit mehr wundert," sagte die Alte in gedämpftem Tone, „und das ist, daß die Salvaggio, seitdem Warnefeld zur Carlsberg übergegangen ist, gar keinen Liebhaber hat;" worauf jene versezte: „Wie ungerecht sind Sie, liebe Baronin; wenn Jemand sein ganzes Leben ein redlicher Mann gewesen ist und es kommt der Schein auf ihn, als habe er gestohlen, werden Sie es gleich glauben? Und wenn es auch jezt den Schein hat, als hätte die Salvaggio einmal ein leeres Herz, können sie ihr, die den Platz bis dahin beständig auszufüllen wußte, auf einmal zutrauen, es sey wirklich so? Ich bin überzeugt, er sizt irgendwo hinter einem Schirm verborgen und wird sich bald zeigen." Graf Karl erglühte; er warf hastig sein Buch weg und stand auf, um das Zimmer zu verlassen; denn wie sehr sein Blut auch kochte, er fühlte dennoch die Unmöglichkeit, Frauen über ein noch so indiskretes Wort zur Rechenschaft zu ziehen. Er ging in den Salon zurück. Die Fürstin saß auf einem Sopha, sich mit einer Hand auf den Sitz stützend und der Musik mit Aufmerksamkeit lauschend. Indem er eintrat, streifte ihr Blick nach der Richtung hin, wo er ging, ohne daß sie ihre Stellung verändert hätte. Die Frauen haben Augen wie die Fliegen: was sie sehen wollen, sehen sie von allen Seiten. — Kaum war die Arie, die eben gesungen ward, beendet, als Graf Karl sich der Fürstin nahte. Ihr Anblick, ihre natürliche Würde, die sich auch in der nachläßigsten Stellung nie verläugnete, hatte seinen Ingrimm gegen die Damen im Kabinet immer höher gesteigert; er sprach theilnehmender, weicher mit ihr, als je. Ziererei und gewöhnliche Koketterie waren ihr fremd, sie ging gern in den Ton ein, den man anstimmte, und immer entfalteten sich neue Geistesblüthen in ihrem Gespräche. Aus dem Zauber, mit dem sie ihn umspann, weckte ihn ein Kammerdiener, welcher laut in die Thüre hereinrief: „der Graf Oertzen!" Gleich darauf trat dieser ein, mit einem Herrn, welcher ihn der Fürstin vorstellte. Graf Karl stand wie auf Kohlen, als er den kurzsichtigen Vetter sich mit aller Unbefangenheit der Fürstin nahen sah und für beide den Augenblick des Erkennens vorausfühlte. Wirklich benahm sich Oertzen, als er der schönen Frau ins Gesicht sah, nicht viel anders, als

Jemand, der unversehens eine elektrische Flasche berührt; an ihr dagegen war keine Spur von Verlegenheit bemerkbar. In einer glatten, unbedeutenden Phrase äußerte sie ihre Freude über die neue Bekanntschaft, fragte, ob der Herr Graf schon lange in Wien sey, und hoffte, daß es ihm daselbst gefallen möge. Graf Karl erschrack ordentlich ein wenig über diesen usage du monde, der auf Oertzen übrigens den erwünschten Eindruck machte, denn er hatte bald wieder eine vollkommen freie Haltung gewonnen. Als aber der Ankömmling dem Grafen Karl freundschaftlich die Hand bot und dieser sie herzlich schüttelte, zog eine Wolke des Staunens, vielleicht des Verdrusses über ihr Gesicht, die dem leztern nicht entging, die aber eher angenehm, als unangenehm auf ihn wirkte, weil ihm die nicht zu beherrschende Aufwallung zeigte, daß auch sie aus der Fassung zu bringen sey. Fürstin Sophia (dieß war ihr Taufname) lenkte darauf das Gespräch aufs Theater; man hatte kürzlich Shakespeares Othello auf die Bühne gebracht, und sie äußerte darüber: „Mir hat die Idee dieser Liebe zu einem Mohren immer etwas Widerwärtiges gehabt; es ist doch nicht viel besser, als die Liebe zu einem Affen. Wenn ich an der Desdemona Stelle gewesen wäre, so hätte ich den Gedanken, seine Frau zu seyn, vielleicht ohne Abscheu ertragen, so lange er mir vor Augen gewesen wäre; aber wenn ich ihn nicht gesehen hätte, dann würde mir die Einbildungskraft alle Fratzen der Hölle statt seiner vorgemalt haben. Und dann die Mulatten! Hu, hu!" Sie schauderte scherzhaft zusammen; Graf Oertzen lachte und Graf Karl erwiderte: „Was ich dem Mann noch weniger verzeihen kann, als sein Gesicht, ist seine abscheuliche Eifersucht gegen den Engel in Frauengestalt. Wie kann man an der Reinheit eines Wesens zweifeln, das man liebt! An der Liebe, das heißt, ob man geliebt wird, daran kann man zweifeln; aber ist die einmal eingestanden, dann ist ja der Himm el auf Erden gewiß." — „Ich bin Ihrer Meinung," versezte die Fürstin; „an dem Wesen, das man liebt, zu zweifeln, wäre der größte Frevel, wenn es möglich wäre; aber es ist nicht möglich, es liegt eine so sichere Ueberzeugung vom Werthe des Geliebten in jedem guten Herzen, daß sie fast stärker ist, als der Augenschein, und die Seele, die vertraut, hat immer Recht."

(Die Fortsezung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Reise nach Syrakus. — In Catania hört das Fahren auf. Blos nach Palermo führt jezt eine fahrbare Straße durch das Innere der Insel, und sie muß sehr gut seyn, da man den beinahe 200 sizil. Miglien (40 deutsche Meilen) betragenden Weg in drei und einem halben Tage macht. Wenn man also nicht zur See nach Syrakus reisen will, so bleibt nichts übrig, als zu reiten, oder eine Lettica zu miethen. Da man nun die Tour schlechterdings in einem Tage machen muß, weil unterwegs kein Unterkommen, und neun deutsche Meilen in einem Zuge weg zu reiten, besonders bei der Hitze, beschwerlich ist, so thut man weit besser, eine Lettica zu wählen, die auch, wenn sich zwei zusammengesellen, nicht theurer kommt, als ein Pferd oder Maulthier. Wir gaben für die drei Tage sieben Piaster, und es dünkte uns nicht zu viel, denn es ist wirklich ein wahres Vergnügen, auf diese Art zu reisen. Kein Reisewagen kann bequemer seyn, und man mag zu Lande reisen wie man will, nirgends kann man sich so ruhig mit einem Freunde unterhalten, wie in einer Lettica. Da gewiß viele meiner Leser keinen deutlichen Begriff von einer solchen Maschine haben, so will ich sie so genau als möglich zu beschreiben suchen. Die Lettica selbst gleicht völlig den schmalen, ganz bedeckten, noch hin und wieder zum Vorschein kommenden Kutschen, die man Vis-à-vis nennt, und ist wie diese vorne und rückwärts nur für eine Person eingerichtet; indessen sind diese Plätze ganz geräumig. Diese Lettica wird nun an zwei sehr langen Stangen, die auf beiden Seiten in zwei starke Riemen, welche von dem Sattel jedes Maulthiers herabhängen, gesteckt werden, vorne und hinten den Maulthieren aufgepackt, welches große, starke Hengste sind. Oben an dieser Art von Sattel, welcher Bardone heißt und sehr hoch ist, so daß die Stangen fast dem Rücken des Thiers gleich liegen, hängen eine Menge beständig rasselnder Schellen, die vielleicht dazu dienen sollen, die Maulthiere munter zu erhalten. Ist nun die Lettica gehörig befestigt, so halten die beiden Mulattieri ein Brett vor die Thüre, auf welches tretend man bequem hineinsteigt. Außer den beiden Maulthieren, welche die Sänfte tragen, ist noch ein drittes nöthig, welches nebenbei dazu dient, die Bagage fortzubringen. Dieses heißt Capo retina, denn es geht voran und der darauf reitende Maulthiertreiber zieht den Zügel des vordersten Maulthiers an der Lettica nach sich. Der andere geht mit einem zehn Fuß langen Stabe nebenher und treibt die Thiere an. Alle Stunden ohngefähr oder noch früher, je nachdem sie müde sind, wechseln sie in diesen Verrichtungen ab. So kamen wir schon gegen sechs Uhr Abends in Syrakus an, und hatten also beinahe eine deutsche Meile in der Stunde gemacht. Es war den 22sten Juni, und obgleich die Sonne am Mittag nur 13½ Grad vom Scheitelpunkt entfernt war, machte eine frische Seeluft das Wetter sehr angenehm. Die Weizenerndte, die nahe an Catania eben begonnen hatte, war weiterhin nach Syrakus zu schon vollendet. Wo die Frucht noch stand, war sie allerdings sehr schön; doch erinnere ich mich nirgends eine solche Menge Unkraut damit vermischt gesehen zu haben, als mir an einem Orte bei Catania auffiel. — Zwei deutsche Meilen hinter Catania kommt man über die Giarretta, den Symäthus der Alten, den größten Fluß Siziliens, welcher hier bei seiner Mündung dem

Main nicht viel nachgibt und den man auf einer Fähre passirt. Von da an wird die Gegend sehr wüste. Man ersteigt mehrere felsigte, tief ins Land sich erstreckende Anhöhen und folgt dann meilenweit dem Meeresstrande, bis man an die lezte felsigte Anhöhe gelangt, von der man links die Stadt Agosta auf einer Erdzunge in einem Meerbusen liegen sieht, und die Steinhaufen von Syrakus, denn Trümmer kann man es nicht nennen, vor sich hat. So wüste aber auch dieser Weg ist, so stößt man doch von Zeit zu Zeit, nämlich da, wo Bäche eine befruchtende Feuchtigkeit unterhalten, auf wahrhaft paradiesische Stellen, die wie die Oasen in der Wüste liegen, und in der That mir im Kleinen ein treues Bild der egyptischen zu seyn schienen. Man befindet sich nämlich auf einmal in nicht sehr ausgedehnten, aber herrlichen Gebüschen von gigantischen Myrthen, Oleandern, Granaten-, Mandel- und Feigenbäumen, die durch den Kontrast mit der übrigen Landschaft noch mehr entzücken und dem Wanderer ihren köstlichen Schatten bieten.

Nachdem man auf dem ganzen Wege nur hie und da einzelne Häuser (Casale), aber weder Stadt, noch Dorf angetroffen, ersteigt man endlich die Höhe, auf welcher Syrakus lag, und durchschreitet die ganze Breite der ehemaligen Tyche und Achradine, um bei Archimedes Grab vorbei, Neapolis und Epipole zur Rechten lassend, in die neue Stadt zu gelangen, die blos die Insel Ortygia einnimmt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Land.

Böhmen hat eine Menge von Eigenthümlichkeiten, die es für den Fremden in hohem Grade interessant machen. Nach Form und Lage bildet das Land ein von Gebirgen begrenztes und in sich abgeschlossenes Ganze, und um dieses zu vollenden, hat ihm die Natur auch fast alle zum Leben und zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse erforderlichen Produkte gegeben. Ihm fehlt es nicht allein nicht am Ueberflusse aller Mittel zur Nahrung und Bekleidung, sondern seine Gebirge enthalten einen Reichthum von edlen Metallen und nüzlichen Fossilien. An seine Heilquellen und Bäder dürfen wir nur erinnern, um angenehme Reminiscenzen in Einheimischen und Fremden hervorzurufen. In welchen Richtungen man auch immer das Land durchstreifen und welche Kreuz- und Querzüge man darin vornehmen mag, überall stößt man auf anmuthige und sehr häufig auf überraschend schöne Gegenden. Dem wissenschaftlich Reisenden bietet Böhmens an wichtigen Begebenheiten so reiche Geschichte jeden Tag, ja ich möchte sagen jede Stunde eine Menge Gegenstände dar, die als Monumente ihn an eine großartige frühere Zeit mahnen, obgleich es auch nicht fehlen kann, daß seine Gefühle dabei eben so oft verlezt, als angenehm berührt und erhoben werden. Schon die Umgebungen von Prag, eine in mehrere Zweige verästete Hügelkette, bieten viele Denksteine großer Begebenheiten dar. Von den Zeiten der Wlasta bis auf Preußens großen Friedrich erinnert fast jede Anhöhe an Helden und große Thaten. Oestlich der Ziska- und westlich der weiße Berg, welch reichen Stoff bieten sie beide zu mannigfaltigen Betrachtungen.

Im Norden ist das Land mit den Bollwerken des Riesen- und Erzgebirges umgeben, und vor diesen stehen, gleichsam wie Außenwerke, eine Menge kegelförmiger Berge, welche von ferne eine höchst eigenthümliche Ansicht gewähren. Auf vielen dieser Kegel thronen die Ruinen ehemaliger fester Schlösser und Burgen. Unter und zwischen ihnen prangen die herrlichsten Thäler und Ebenen. In einem von erstern liegt Töpliz, das herrliche, liebliche, freundliche Töpliz. Wer war wohl je dort, ohne sich, so zu sagen, darein verliebt zu haben! Und dann rechts davon die über alle Beschreibung schönen Gegenden an der Elbe, von Leitmeriz herab bis zur sächsischen Grenze, deren vorzüglichster Punkt bei Tetschen ist. Wer rüstig zu Fuß und in guter Gesellschaft hier jemals reiste, der behält den angenehmen Eindruck gewiß sein Lebenlang. Näher der Schneekoppe (dem höchsten Punkte des Riesengebirges) kommst du nach Liebwerda. Im Namen schon liegt, was man da findet. Lieb ist es Jedem, wer da ist. In diesem Bade findest du, wenn du es wünschest, das Geräusch, aber seine nahen Thäler nehmen dich auch freundlich auf, wenn du die Einsamkeit suchst. Nicht gar fern liegt Friedland, der Siz Wallensteins. Kommt man von dieser Seite nach Böhmen, so ist dieser Ort die erste Denksäule einer großen Geschichte. Damit Böhmen auch von Naturwundern etwas Großes aufzuweisen habe, steht Adersbach mit seinen nacktgewaschenen, thurmhohen Felsenmassen wie ein ungeheures Bergskelett da. Erreichen die Formen und Gestalten dieser Felsen auch nicht das Groteske und Romantische der Basaltsäulen der Insel Staffa, so findet man in ihnen doch eine solche Menge von Gruppirungen und Gestaltungen, und so phantastisch hingeworfene Massen, daß das Auge nicht müde und die Einbildungskraft endlich so befangen wird, daß sie Aehnlichkeiten über Aehnlichkeiten entdeckt und am Ende die Steine wie belebt sieht. Ein kleines Vorspiel dieser Naturmerkwürdigkeit findet man in Klein-Skal bei Reichenberg. Der Besizer dieses Orts hat Alles aufgeboten, das, was die Natur hier formte, zugänglich zu machen und hervorzuheben. Wer in jene Gegend kommt, würde viel verlieren, wenn er nicht diesen kleinen, freundlichen Ort besuchen wollte. — Gehen wir in der Umkreisung Böhmens weiter, so erfreuen wir uns an den glänzenden Schlössern und Meierhöfen, welche überall, von Braunau herüber bis in den Winkel der glätzischen, mährischen und böhmischen Grenze bei Gaulich uns entgegenleuchten. Eine überaus dichte Bevölkerung macht diese Gegenden lebendig. Leinenweberei, Bleichen und Zurichten der Leinenwaaren gibt derselben die Hauptbeschäftigung. Leider trägt aber diese Bevölkerung überall die Merkmale höchster Dürftigkeit. Oeder findet man die Gebirgszüge, welche sich über Leitomischel und Deutsch-Brod hinüber nach Budweis ziehen. Manufakturen, Fabriken und Handel sind hier noch in der Kindheit; auch sieht man dem Ackerbau seine Mangelhaftigkeit überall an. — Reges Leben verursachen im Böhmer-Waldgebirge, welches an der westlichen Seite das Land begrenzt, die Menge von Glashütten. Ueberraschend ist es für den Wanderer, wenn er mitten in den Waldungen auf Kolonien der Art stößt. Gewöhnlich wimmelt es in denselben von kinderreichen Familien, und diese führen zum Theil ein Leben, das dem Stande der Unschuld sehr nahe kommt. Tausende von Gulden trägt die Glasmacherei dem Lande jährlich ein, und Sachsen bringt eine Menge seiner schönen Species dahin. — Als Schlußstein dieser Rundreise fügen wir Karlsbad ein. Von der Höhe beim Kreuz, so wie von der des Hirschensprungs, bietet dieß ein Gemälde, wie die Natur sie nur in ihren Lieblingslaunen hie und da auf die Erde gezaubert hat. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Februar 1833.

Der Mensch glaubt oft seinen eigenen Weg zu gehen, während er geleitet wird, und indeß er mit dem Verstande ein Ziel im Auge hat, führt ihn das Herz unvermerkt einem andern entgegen.

Larochefoucauld.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

War auch, was die Fürstin da sagte, nicht viel mehr, als etwas Gewöhnliches, so gab doch der Ausdruck der Stimme und der Züge ihrer Rede eine nicht wiederzugebende Bedeutung, und nach Allem, was in der lezten halben Stunde Graf Karls Herz bewegt hatte, lag für ihn eine hohe Bürgschaft ihres Werthes in den Worten. Oertzen fühlte sich, nach dem, was zwischen ihm und der Fürstin vorgefallen war, nicht berechtigt, an diesem Gespräche Theil zu nehmen; er schwieg bescheiden still und ward bald zu einer andern Gruppe gezogen. Kaum hatte er den Rücken gewendet, als Sophie leise zu Graf Karl sagte: „Erklären Sie mir doch Ihre Freundschaft mit dem Menschen.“ Karl erzählte die Begebenheit, wie sie war, und fügte hinzu, daß er nicht gewußt, ob er berechtigt gewesen wäre, Oertzen ihren Namen zu nennen, und ihn daher lieber verschwiegen habe; daß also sein armer Vetter bei der Einführung in ihr Haus einer Beschämung entgegengegangen sey, von welcher nur ihr Zartgefühl und ihre Geistesgegenwart ihn befreit habe. „Meine Geistesgegenwart war so groß nicht,“ erwiderte sie, „denn ich wußte, daß er an einem dieser Tage kommen würde; mein Vetter hatte mich um Erlaubniß gebeten, ihn bei mir einzuführen, was ich wirklich nicht abzulehnen wußte, ohne von der dummen Geschichte auf der Straße zu sprechen.“ — „Kannten Sie ihn denn damals?“ — „Von Ansehen und Hörensagen; er hat den Ruf eines Sonderlings, so jung er auch ist. Voriges Jahr war er nach * * * gereist, um dort mit dem Herzog von * * * *, einem gutmüthigen, etwas einfältigen Herrn, einige Geschäfte zu verhandeln. Oertzen hatte damals, in Folge eines Nervenfiebers, alle Haare verloren, so daß er genöthigt war, während seiner ganzen Reise eine Perrücke zu tragen. Nun pflegte der Herzog ihn jedesmal, wenn er ihn sah, anzureden: „Guten Morgen, Graf, wie geht es mit der Gesundheit?“ worauf Oertzen sagte: „Ich danke Ew. Durchlaucht, recht gut.“ Dann fuhr der Herzog fort: „Und mit der dänischen Sprache, wie geht es damit? kommen Sie weiter darin?“ Oertzen erwiderte submissest (denn der Herzog hatte ihm gerathen, dänisch zu lernen): „mit der dänischen Sprache geht es etwas langsam, Ew. Durchlaucht.“ Nun erst ließ der Herzog die Bombe seines Witzes springen, worauf es eigentlich abgesehen war. „Und das Haar? He! Herr Graf, das Haar, wächst es bald durch die Perrücke durch? Hehehe!“ — „Das Haar wird täglich länger, Ew. Durchlaucht.“ So ging es einmal, wie das andere. Endlich verliert Oertzen die Geduld, und als der Herzog ihn das zwölfte oder dreizehnte Mal fragt, wie es mit der Gesundheit gehe, antwortet er, ohne Unterbrechung: „Ich danke Ew. Durchlaucht; mit der Gesundheit geht es recht gut, mit

der dänischen Sprache etwas langsam und das Haar wird täglich länger." Der Herzog aber nahm das Bonmot so übel, daß der Graf zwar um einen guten Einfall reicher, aber um einige tausend Thaler ärmer ist, denn von Stunde an brach der alte Herr alle Unterhandlungen ab. Ueberdieß soll der Graf mit unglaublicher Leichtigkeit Dialekte und Geberden nachzuahmen wissen, und überhaupt ein kluger, sehr gebildeter Mann seyn; was ihn damals zu so grenzenloser Impertinenz gegen mich veranlaßt hat, kann ich noch immer nicht begreifen."

Graf Karl hatte schon mehr als einmal die Absicht gehabt, sich von der Fürstin zu entfernen; denn nach dem, was er vorhin im Kabinet gehört, mußte er fürchten, wieder Anlaß zu bösem Gerede zu geben; aber sie hatte ihm immer noch ein Wörtchen zu sagen, und wußte ihn für den halben Abend an sich zu ketten, wodurch sie ihm allerdings eine große Freude bereitete, die er jedoch auch nur mit dem Schatten eines Vorwurfs für sie nicht hätte erkaufen mögen.

Den nächsten Morgen kam Oertzen ungewöhnlich früh und weckte ihn mit den Worten: „Hör' einmal, das war eine abscheuliche Geschichte gestern Abend; ich möchte eben so gern eine Viertelstunde unschuldig am Pranger stehen, als solch eine wohlverdiente Beschämung noch einmal erleben." Graf Karl rieb sich den Schlaf aus den Augen und sagte: „Ja wohl, ich litt recht für Dich; aber sie benahm sich dabei wie ein Engel —" — „Von dem Du eben geträumt hast," fiel ihm der Vetter ins Wort; „doch nicht ganz so: einem Engel wäre die Röthe der Schaam und des Zorns auf die Wangen getreten; ich möchte lieber sagen: sie benahm sich wie das liebenswürdigste Weib unter der Sonne." — „Aber sage mir doch, bester Freund," fragte Karl, „wie bist Du dazu gekommen, dieses schöne, edle Wesen für eine Person zu halten, der man so begegnen dürfe, wie Du es thatst?" — „Das will ich Dir erklären, mein lieber Kallendorf. Wie Du mich hier siehst, habe ich eigentlich blutwenig Erfahrung in dergleichen Abentheuern. An jenem Abend ging ich mit einem Bekannten (dem ich es vergelten werde), durch die Straßen, um die hübschen Mädchen und Weiber ein wenig zu mustern. In einem Wagen fliegt ein wahres Engelsgesicht an uns vorüber; ich kann einen Ausruf der lauten Bewunderung nicht unterdrücken. Mein Begleiter lacht und sagt: „Das ist die Freundin des Fürsten K." — „Nicht möglich!" rufe ich voll Erstaunen aus. Er betheuert nochmals, es sey keine Andere gewesen, und das veranlaßt einen Streit über die Schwierigkeit und Unmöglichkeit, eine Frau nach ihrem Aeußern zu beurtheilen. In dem Augenblicke biegt die Fürstin Salvaggio mit ihrer Begleiterin aus einer Seitengasse ein und geht vor uns her. Da stößt mich mein Satan an den Arm und raunt mir ins Ohr: „Die da vorne zum Beispiel, für was halten Sie die?" — „Für eine Frau comme il faut," sage ich. „Da haben wir's!" sagt er; „die ist noch ärger, als jene in der Kalesche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sizilianische Skizzen.

Syrakus. — Ueber vier bis fünf Brücken, und durch die vielen und allem Anschein nach in sehr gutem Zustand sich befindenden Festungswerke, gelangt man endlich in die Stadt, welche auf einem kleinen Umfange 15 bis 20,000 Einwohner enthält und daher ziemlich bevölkert erscheint. — Die heutige Stadt ist schlecht gebaut. Sie enthält eigentlich auch wenig Merkwürdigkeiten, sowohl aus der ältesten als der neuern Zeit. Unter die erstern gehört die Kathedrale, ehemals ein Tempel der Minerva, unter die leztern das Museum. Von der berühmten Quelle der Arethusa will ich lieber schweigen, denn sie ist jezt nichts anderes als eine schmutzige Pfütze, in welcher die gemeinen Leute ihre Lumpen zu waschen pflegen.

Sechzehn bis zwanzig der schönsten Säulen des ehemaligen Tempels machen die Kathedrale zu einem sehr merkwürdigen Ueberbleibsel des höchsten Alterthums. — Obgleich hier der wahre Ort zu Anlegung eines Museums zu seyn scheint, so muß man doch keines wie das Biscarische zu Catania erwarten. Mit dem hiesigen wird man bald fertig. Es enthält nämlich eine schöne Venus und einen Aesculap von guter, doch nicht vorzüglicher Arbeit, so wie mehrere verstümmelte Statuen, die aber durch ihre unvergleichlichen Draperien sehr merkwürdig sind. Von den so seltenen bemalten Terra-cotten sind auch einige hier. Dieß ist aber auch alles, was dieses Museum Bedeutendes aufzuweisen hat.

Des andern Tags rüsteten wir uns am frühen Morgen, um Alles zu sehen, was es in und bei der alten Stadt noch Bemerkenswerthes gibt. Ich werde mich aber bei Aufzählung desselben um so kürzer fassen dürfen, als so viele gelehrte Männer, wie Münter, Stollberg u. s. w., so ziemlich Alles erschöpft haben, was sich hierüber sagen läßt. — Wir schifften zuerst in einem Boote durch die Breite des Hafens in den Anapus. Dieser Hafen ist einer der größten, schönsten und sichersten in der Welt. Das Leztere geht schon daraus hervor, daß ihn die Griechen mit einer Kette verschließen konnten. Die Amerikaner, die sich gewiß auf Häfen verstehen, wissen dieß wohl und würden für die Erlangung desselben bereit seyn, die größten Opfer zu bringen. Man sagt sogar, sie haben mehrere Versuche gemacht, ihn zu erwerben. Man ist daher nicht wenig erstaunt, bei Münter zu lesen: daß die Ursache, weßhalb der Handel in Syrakus so unbedeu-

tend sey, in der schlechten Beschaffenheit des Hafens liege. Wahrlich, man sollte glauben, Münter sey gar nicht hier gewesen, indem ein einziger Blick auf diesen Hafen hinreicht, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Man kann auch nicht zu seiner Entschuldigung anführen, daß er von dem großen Hafen geschwiegen und blos den kleinen, sogenannten Marmorhafen gemeint habe; denn dieser ist gar nicht mehr im Gebrauch, da er nur einige Zoll tief ist, so daß selbst die kleinen Speronaren nicht hinein kommen können. Als Syrakus noch blühte, hatte er 24 Fuß Tiefe. Man bleibt also über die Ursache dieses großen Irrthums gänzlich im Dunkeln. Daß der sizilianische Uebersetzer von Münter hierüber schweigt und ihn in keiner Note — mit denen er sonst nicht karg ist — widerlegt, ist nicht minder unerklärlich. — Im vorigen Winter 1831 — 32 lag hier die amerikanische Eskadre, bestehend aus einer großen Fregatte und vier Korvetten, mehrere Monate lang. Ein Offizier von einem dieser Schiffe starb hier und wurde als Protestant in dem Garten des Cavaliere Landolina in Achradine begraben. Dieser hat die bekannte und oft gerühmte Urbanität seines Vaters gegen alle Fremden geerbt, und auf die uneigennützigste Weise den Protestanten einen Begräbnißort in diesem seinem Garten angewiesen.

Doch ich komme nach dieser Abschweifung über den Hafen, über welchen wir zu dem Anapus schifften, wieder auf diesen zurück. Wir verfolgten dieses Flüßchen von seiner Mündung bis an seine Quelle, was, wegen des üppigen Pflanzenwuchses an seinen Ufern, ziemlich schwierig ist. Eine besondere Zierde derselben sind die hier zu einer großen Höhe gedeihenden Papyrusstauden, die aber besonders bei der Quelle am häufigsten wachsen. Von hier aus machten wir auf Maulthieren die Runde der verschiedenen Stadttheile des alten Syrakus, von denen die Insel Ortygia, auf die sich das neue beschränkt, bei weitem der kleinste war. Leider aber kann man dem, was man hier sieht, kaum den Namen von Trümmern beilegen. Alles ist nichts mehr als ein verworrener Steinhaufen, in welchem man kaum die Spuren der Stadtmauer von den Felsen unterscheidet, und nur hie und da die Grundlage eines Gebäudes mehr erräth, als deutlich bemerkt. Die verschiedenen Latomien oder großen Steinbrüche sind, mit den Catacomben, unter Allem das Merkwürdigste, vorzüglich das sogenannte Ohr des Dionysius und die Steinbrüche der Kapuziner.

Münter hat, wenn ich nicht irre, zuerst die Lächerlichkeit der Fabel von jenem Ohr gezeigt und diese auf ihren Ursprung zurückgeführt, und da auch der sizilianische Uebersetzer in seinen Noten Einiges hinzufügt, so wiederhole ich um so mehr das dort Gesagte, als man einen lange und weit verbreiteten Irrthum, der sich auf eine gebräuchlich gewordene falsche Benennung stützt, nicht oft genug bekämpfen kann, und überdieß jene bündige Widerlegung die abgeschmackte Fabel noch nicht hat vertilgen können.

Münter erzählt also, der berühmte Maler Mich. Ang. Caravaggio habe in Gesellschaft von Mirabella, welcher späterhin eine Beschreibung von Sizilien, oder blos von Syrakus herausgab, diese Latomie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besucht. Der Maler nannte diese Latomie, als er das außerordentliche Echo vernahm und den gekrümmten Gang des Steinbruchs gewahr wurde, mit einem lebendigen Bilde, ein Ohr. Die Fabel von Dionysius, der, von einer jezt unzugänglichen Stelle (wohin man sich in einem Korbe winden lassen muß) die Gefangenen, denn daß diese damals hier eingesperrt waren, ist ausgemacht, behorcht habe, lag nun zu nahe, als daß entweder jener Maler selbst, oder andere, von dem nun einmal angenommenen Namen: das Ohr, geleitet, sie nicht hätten in Umlauf bringen sollen. Der Uebersetzer bemerkt freilich gegen Münter, daß, dem Forbin zufolge, der Maler Caravaggio nie in Sizilien gewesen sey. Doch sey es dieser oder ein anderer, welcher Mirabella auf diesen Gedanken gebracht hat, oder habe dieser selbst ihn gehabt, immer bleibt die Art der Entstehung dieser Fabel, die jezt noch, und nicht blos von Ununterrichteten wie eine Thatsache betrachtet wird, dieselbe. Münter sezt noch hinzu, und ich selbst habe mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugen können, daß man in einem Winkel dieser Latomie Spuren finde, die beweisen, daß man Anfangs den Gang noch verlängern wollte, wodurch die ganze akustische Erscheinung, an die man also gar nicht dachte, verschwunden seyn würde.

Neben diesem physischen Beweise, der die Erdichtung zu Boden schlägt, ließe sich vielleicht noch ein moralischer anführen. Man könnte nämlich sagen, daß ein Tyrann wohl ein Interesse haben könne, Leute zu behorchen, die ihm verdächtig und noch nicht in seiner Gewalt sind; aber wenn sie einmal seine Gefangenen geworden, und zwar wie hier, in den Latomien, ohne alle Hoffnung, zu entkommen, so brauche er sie nicht erst zu behorchen, um zu wissen, daß ihre Gespräche eben nicht Lobsprüche auf ihn enthalten werden. — Aber wenn man auch kein absichtlich bewerkstelligtes Kunststück der Akustik hier zu suchen hat, so ist es doch wahrscheinlich das bewundernswürdigste aller Echos, die es gibt. Die leisesten Laute, z. B. das Knistern eines Papiers, das man kaum vernimmt, wenn man es am Eingange hervorbringt, wird hinten durch das Echo ohne Vergleich lauter und deutlicher wiederholt, und so die Scala der Töne durchgehend, bringt ein abgeschossener Böller den fürchterlichsten, lange nachhallenden Donner hervor, der geraume Zeit nachher erst gänzlich verhallt. Uebrigens werden in den Nebengängen dieser Latomie mancherlei Hantirungen getrieben.

Die Latomien des Kapuzinerklosters sind bei weitem die schönsten, weil diese Mönche Zeit und Muße genug gehabt haben, diese weitläufigen Räume in Gärten umzuschaffen. Auch hier verfolgt einen die alberne Fabel von Dionysius Ohr, indem man versichert, eine ähnliche krumme Wölbung sey das erste Ohr gewesen, das jener Tyrann hier anlegen lassen, aber wegen der Beschaffenheit des Steins wieder habe aufgeben müssen. — Ich schweige von Epipole und seiner Burg, den Catacomben und Allem andern so oft beschriebenen, und erwähne nur noch des Theaters, welches sehr groß gewesen seyn muß, aber jezt durch mehrere Mühlen, die darin angelegt sind, gänzlich entstellt ist. — Wenn das Grabmal, welches man für das des Archimedes ausgibt, wirklich die Ueberreste dieses großen Genius aufbewahrt hat, so müßte man es für eine wunderbare Fügung halten, daß gerade das am allerbesten erhaltene das seinige ist. Wie stimmt dieß aber damit zusammen, daß Cicero vor 1900 Jahren es so lange suchen mußte und beinahe nicht gefunden hätte? Dieses liegt so offen am Wege, daß es jedem in die Augen fallen muß. — Von dem Hauptmerkmale, an dem es zu erkennen wäre, und an dem es Cicero erkannte, von der in einen Cylinder beschriebenen Kugel, ist nichts zu sehen. Doch ist dieß gerade kein Gegenbeweis, weil vom obern Theil dieses Grabmals vieles fehlt.

Ehe ich von Syrakus scheide, muß ich noch des schönen Anblicks erwähnen, welchen der Aetna von hier aus gewährt. In der Entfernung von zehn bis zwölf deutschen Meilen nimmt er sich noch majestätischer aus, als selbst ganz nahe in Catania oder Nicolosi. Dort verwirren die vielen kleinen und großen Ausgeburten desselben und stören den Anblick des Ganzen; in Syrakus hingegen erscheint er als eine einzige großartige und imposante Masse *).

*) Da es viele Leser vielleicht ebenso wie mich irre gemacht hat, wenn sie Syrakus auf den Landkarten bald über, bald unter der Parallele von 37° verzeichnet finden, so seze ich hier die Breite der Kathedrale von Syrakus her, wie sie der französische Schiffskapitän Gauttier, der mit der Aufnahme der Küsten des mittelländischen Meeres beauftragt war, angegeben hat: 37° 3' 40'' N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsezung.)

Das Volk.

Die Höhe des Landes thut sich am besten durch die nach allen Seiten aus demselben strömenden Flüsse und Bäche kund. Der Hauptstrom, die Elbe, zeigt durch seinen Lauf von der nördlichen Grenze des Landes nach der Mitte desselben eine südliche Neigung; diese geht jedoch bei weitem nicht bis ins Innere des Landes, sondern hört schon bei Königsgräz auf und beweist, daß hier die Erhöhung schon wieder anfängt. Diese Höhe allein ist Ursache, daß Böhmen kein so mildes Klima hat, wie es seiner südlichen Lage nach wohl haben könnte. Die Elbthäler bei Melnik und tiefer hinab sind es allein, welche eine vorherrschende milde Luft haben und in welchen daher auch der Wein gedeiht. — Eine Hauptzierde gewähren dem Lande die vielen alten Burgruinen; denn mehr findet man deren in keinem andern.

Daß sich in Böhmen in den Sitten und dem Charakter des Volkes bei aller Mischung viel Eigenthümliches erhalten hat, liegt schon in den äußern Verhältnissen. Mitten in Deutschland, von allen Seiten mit deutscher Zunge und deutscher Sitte umgeben, noch tief im Feudalismus befangen, vom unabhängigen Staate zur Provinz eines andern geworden, zwar mit physischer und intellectueller Kraft begabt, dabei aber aus Gewohnheit fest an alten Formen hängend, hat sich das böhmische Volk nicht bis zu dem Standpunkte geistiger Größe emporgeschwungen, daß man bei ihm von voller Nationalkraft und von Nationalität überhaupt sprechen könnte. Noch steht bei ihm an der Stelle des Nationalcharakters eine gewisse Hartnäckigkeit, die sich gewöhnlich hinter sklavischer, erheuchelter Unterwürfigkeit verbirgt, und es müssen die edlern Volkstugenden erst durch viele Kultur auf diesem servilen Boden erzeugt werden. Wer Böhmen nur flüchtig durchreist, fällt allemal ein unrichtiges Urtheil über seine Bewohner. Es ist auch schon oft genug geschehen, daß dieses von verschiedenen Reisenden auf die allerwidersprechendste Weise ist gefällt worden. Die Einen schildern den Böhmen als ungefällig, verstockt, hinterlistig und boshaft, während ihn Andere sehr gefällig, ergeben und gutmüthig finden. Ich habe ihn seit vielen Jahren in allen Gegenden des Landes beobachten können, und mein Beruf brachte mich in mannigfache Berührungen mit ihm. Einzelne Charakterzüge, die ich hier erzählen will, mögen ein Bild von ihm geben.

Ich ertappte einst einen Arbeiter, welcher in der Scheune Tabak rauchte. Da ich dieß von fern sah, die Arbeiter mich aber bald gewahr wurden, verbarg der Raucher seine Pfeife in den Stiefel. Ich hatte dieß aber gesehen, zog sie ihm heraus und befahl ihm, mir mit derselben in die Amtskanzlei zu folgen. Kaum war er dreißig Schritte hinter mir hergegangen, als einer der Beamten mir begegnete, welchem ich auftrug, dem Arbeiter die Pfeife wegzunehmen und ihn in die Kanzlei zur Untersuchung und Bestrafung zu führen. Aber weg war die Pfeife, und der Mann versicherte nun hartnäckig, er habe weder eine Pfeife gehabt, noch geraucht. Ich konfrontirte ihn mit seinen Mitarbeitern, aber auch diese läugneten, ihn rauchen gesehen zu haben. Da es freie Arbeiter waren, denen auch, wie ich wußte, viel an der Arbeit lag, so befahl ich, sie augenblicklich aus derselben zu entlassen, wenn sie nicht eingeständen. Mit Resignation nahmen sie ihre Werkzeuge und machten sich fertig zum Abmarsche. Jezt fand sich die Pfeife in einem Winkel vor und es ergab sich, daß der Strafbare sie hinter meinem Rücken den Uebrigen zugeworfen und diese sie versteckt hatten. Sie erlitten sämmtlich die ihnen zuerkannte Strafe, ohne dem, welcher sie ihnen zugezogen hatte, nur einen Vorwurf zu machen, oder ihn von ihrer Gemeinschaft bei der Arbeit auszuschließen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Februar 1833.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich.
Und Alle sich vor Hephästos bücken.

Goethe.

Geologische Fragmente.

(Aus einem in der öffentlichen Sitzung der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vortrage.)

Von Hermann von Meyer.

Jedes positive Wissen ist Gemeingut. Unbeschadet anderer Berufsbeschäftigungen, kann es von Jedem zur freudigen und belehrenden Erholung verfolgt werden. Der Ruhm der Naturwissenschaft in unsern Tagen besteht nun eben darin, daß sie eine positive Wissenschaft ist. Besonders ist dieß jezt die Geologie, wenn man bedenkt, wie sie noch nicht lange leerer Spekulation preisgegeben war. In Deutschland, nämlich in den Tiefen der Schachte des Erzgebirges (Werner) und auf den breitsten Höhen der Alpen (Saussure) zugleich geboren, scheint die Geologie bei ihrem Uebergange zu jenem Inselllande, von dem man sagen kann, es sey der Sammelplatz aller Theile der Welt, die erfreuliche Hinneigung zur Elementarwissenschaft zu gewinnen, so daß schon der Schüler gewöhnt würde, sich mit der Geschichte des von uns bewohnten Planeten eben so vertraut zu machen, wie mit der Geschichte und den Leistungen unserer Vorfahren in früherer oder späterer Zeit, und dieß wäre sehr zu wünschen. In England steht die Geologie in hohem Ansehen; der Engländer weiß wohl, welche Genüsse sie beim Reisen gewährt. Seit einiger Zeit betreten jährlich bemittelte Engländer unsern Kontinent, belehren sich an dessen geognostischer Structur, nehmen Gebirgsdurchschnitte auf und vermehren ihre Sammlungen. Nicht selten ist dem Mann die Frau bei diesen Untersuchungen behülflich. — Auch in Deutschland und Frankreich wird die Wissenschaft nicht ausschließlich durch Männer vom Fache bereichert. Es gibt Kaufleute, Fabrikanten, welche namentlich die Geologie auf seltene Weise gefördert haben, indem sie in ihr Erholung auf ausgedehnten und nicht immer angenehmen Geschäftsreisen suchten und fanden. — Ein Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Jefferson, war ein ausgezeichneter Geolog seines Landes, und entdeckte die fossilen Knochen eines der merkwürdigsten Thiere, welche die Erde getragen hat. Daß Naturforscher Dichter seyn können, beweist der große Haller, und noch lebt ein Mann, der, obgleich nicht im Lande unserer Sprache geboren, neben seinen Entdeckungen in der Naturwissenschaft, die deutsche Sprache sich so vollkommen angeeignet hat, daß er darin als einer der besten Schriftsteller geachtet wird; es ist leicht zu errathen, daß ich den geistreichen Verfasser des Peter Schlemihl meine. Daß aber Dichter die Wahrheiten der Natur zu erforschen vorzugsweise berufen scheinen, und dabei zugleich dem Staate dienen können, hat unser vor Kurzem verstorbener größter Dichter auf eine Weise bewiesen, welche die Entscheidung schwer macht, was man an ihm mehr bewundern soll, seine dichterischen Schöpfungen, oder die Lichtblicke, die er in die Weltschöpfung gethan. Denn er eröffnete die morphische Naturwissenschaft, er war der Entdecker der Metamorphose der

Pflanzen, *) welche die Botanik umgestaltet; er deutete früher als Oken und Carus die Schädelknochen als Wirbel in der Fortsetzung der Wirbelsäule, und entschied über den Zwischenkieferknochen beim Menschen und den Thieren. An ihm fand das Licht einen Zergliederer in den entoptischen Farben, wobei er eine eigene Farbenlehre begründet hat, und als Mineraloge bewährte er sich hauptsächlich durch die Untersuchung der Gegend von Carlsbad.

Nach diesen Bemerkungen sey es mir erlaubt, hier ein Paar einzelne Linien zum Abriß der Geologie anzugeben, weniger in Betreff ihrer praktischen Richtung, als in Hinsicht auf Erdgeschichte.

Die Gesteine der Rinde unsers Erdkörpers sind entweder Massengesteine oder abgesezte, Versteinerungen führende Gesteinschichten. Seit dem Kampf der Neptunisten, deren Meister Werner in Sachsen war, mit den Vulkanisten, die von Edinburgh aus durch Hutton, hauptsächlich von Playfaire und James Hall unterstüzt, gegen die Bekenner der Lehre von der Entstehung der Gesteine auf wässrigem Wege zu Felde zogen, entschied man sich immer mehr für die jezt durch augenscheinliche Thatsachen hinlänglich bekräftigte Ansicht, daß die Massengesteine, zu denen die Granite, Syenite, Porphyre, Trachyte, Diorite, Aphanite, Phonolite, Basalte, Dolerite u. a. gehören, geschmolzen oder doch mit einem, allem organischen Leben feindlichen Wärmegrad, und gewöhnlich von heißen mineralischen Dünsten begleitet, aus dem Innern unsers Planeten durch die Erdrinde hindurch aufgestiegen sind; während es eben so sicher erwiesen ist, daß die abgesezten, Versteinerungen, und damit Reste von ehmaligen Organismen enthaltenden Steinschichten mittelbar oder unmittelbar von Wasser, und zwar über der Erde abgesezt wurden.

Die Abweichung von der ursprünglichen horizontalen Lage der abgesezten Steinschichten, die bis zur vertikalen Aufrichtung, und selbst bis zur Ueberwerfung geht, nämlich in der Nähe von Massengesteinen, und die Einwirkung der leztern, wo sie mit ersteren in Berührung traten, eine Wirkung, die demjenigen, was sich künstlich in den Hochöfen bereiten läßt, zum Theil analog ist, führten zur chronologischen Bestimmung der Gesteinserhebungen, der Umwälzungen unserer Erde und des relativen Alters unserer Gebirgssysteme und der einzelnen Berge derselben. Schon im Jahr 1667 war Stenon bei Erklärung der Neigung der Schichten der Lehre von der Aufsteigung zugethan, eine Ansicht, die auch dem Alterthum keineswegs fremd war und im 104. Psalm deutlich ausgesprochen ist. Man darf aber behaupten, daß diese Ansicht noch nie so tief begründet worden ist, als in neuerer Zeit, wo Leopold von Buch und Alexander von Humboldt insbesondere an den entferntesten Orten der Erde und in den verschiedensten Gebirgen von der Richtigkeit dieser Theorie sich überzeugten, und Elie de Beaumont mit seltener Kühnheit die Erhebungssysteme festsezte, nach denen sich in verschiedenen Welttheilen, über der ganzen Erde die Schichtenstörungen ordnen lassen, denen die Erde ihr gegenwärtiges Relief verdankt. Er nahm Anfangs vier, hierauf zehn und zulezt zwölf solche Umwälzungen der Erde an seit der Bildung von abgesezten Gesteinschichten, die heute noch ununterbrochen fortfährt, an unserer Erdrinde zu bauen, und er glaubt gefunden zu haben, daß alles um dieselbe Zeit gehobene Gebirg in derselben oder in paralleler Richtung liege und in einem großen Theil der Erde geschehene plözliche Durchbrüche ihrer Rinde bezeichne, zwischen denen Ruheperioden liegen. Der Schichtenstörungen in der Structur der Erdrinde sind aber so unzählig viele, daß die von Beaumont angenommene Zahl sich durch ausgedehntere Untersuchungen bald wieder vermehrt haben wird.

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Goethe schrieb im Sept. 1786 von Padua: „Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkührlich geschieht. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich." (Werke, Ausgabe lezter Hand, 12°. XXVII. S. 90.) — 1790 erschien von ihm: Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären; wovon 1831 eine neue Ausgabe, deutsch und französisch, veranstaltet wurde.

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Oertzen fuhr gegen Karl fort: „Was mir mein Begleiter von der Dame vor uns sagte, wollte ich natürlich nicht glauben; aber er versichert es so bestimmt, fordert mich so zuversichtlich auf, mich davon zu überzeugen, daß ich dumm genug bin, es zu thun, und somit den einfältigsten Streich meines Lebens zu begehen. Und heute Morgen erst fällt mir ein, daß der Elende ein zurückgewiesener Liebhaber der Fürstin ist und sich also diesen gemeinen Streich nur ausgesonnen hat, um sich zu rächen. Dafür bitte ich Dich denn, ihm dieß billet-doux von mir zu bringen und dann mein Sekundant zu seyn." Nun erst war Karl seinem Vetter recht von Herzen gut; er kleidete sich schnell an, um die, seiner Meinung nach, unabweisbare Pflicht zu erfüllen; auch war er so erbost über die Niederträchtigkeit des Barons von Lamfeld, daß er sich ohne Zweifel selbst zum Rächer der Beleidigten auf-

geworfen hätte, wenn dieß nicht in noch näherer Beziehung Oertzens Sache gewesen wäre. Der Baron war eben aufgestanden, als Graf Karl zu ihm kam; er empfing ihn höflich, hatte jedoch kaum den Zettel gelesen, als er, in gezwungener Lustigkeit, lachend ausrief: „das ist einmal wieder eine von Oertzens Ideen; da ärgert er sich über eine unschuldige Mystifikation, die ihn ein Bischen in Verlegenheit sezte, während er sich kein Gewissen daraus macht, Andere zum Narren zu haben.“ Graf Kallendorf sagte ernst: „Ihr Scherz, Herr Baron, wenn es einer seyn sollte, war so beleidigender Art, daß mein Vetter denselben unmöglich anders nehmen konnte, als er es that; ich bitte Sie, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen.“ — „Mit Vergnügen,“ lachte Lamfeld; „die Zeit: Morgen früh zwölf Uhr, der Ort: zum wilden Mann, die Waffen: Austern und Rheinwein!“ — „Hier ist von etwas ganz anderem die Rede, mein Herr Baron,“ fuhr Graf Karl ärgerlich auf, „und ich bitte Sie, mich mit unzeitigen Späßen zu verschonen.“ — „Wenn Sie ernstlich sprechen,“ erwiderte Lamfeld, „so weiß ich wahrlich nicht, was ich dazu sagen soll; denn ich habe im Grunde doch nicht viel mehr als die Wahrheit gesagt und könnte aus eigener Erfahrung Geschichtchen erzählen, die—“ Hier riß Karls Geduld und heftig fiel er ihm ins Wort: „Herr! fügen Sie nicht zu einer Unverschämtheit noch stärkere hinzu; wagen Sie es nicht, in meiner Gegenwart einen Schatten auf die liebenswürdigste aller Frauen zu werfen, wenn Sie sich nicht auf der Stelle mit mir schießen wollen.“

Der Baron ward bleich, nahm sich jedoch schnell zusammen und entgegnete ruhig: „Kein Wort, das ich geäußert habe, kann die Fürstin mehr compromittiren, als Ihre eigene, sehr jugendliche Hitze, wenn ich, als der Erfahrenere, mich so ausdrücken darf. Es wäre wirklich das Beste, Sie versuchten Graf Oertzen von der Harmlosigkeit meines Scherzes zu überzeugen.“ — Graf Karl fühlte die Wahrheit, die in diesen Worten lag; er empfahl sich schweigend, denn er war seiner innern Bewegung nicht Herr genug, um ein Wort mehr zu sprechen, und als er dem Freunde das Resultat seiner Sendung hinterbrachte, ward auch dessen Stimmung gegen den Baron immer mehr gereizt. Dem leztern war indessen bei der ganzen Sache unwohl zu Muthe; er war einer jener Menschen, die ihre unwürdige Existenz auf die Thorheiten und Schwächen ihrer Mitbrüder gebaut haben; er galt für einen guten und schönen Spieler (beau joueur), weil er Gewinn und Verlust mit gleichem Stoicismus zu tragen wußte, und diese allerdings angenehme Eigenschaft hatte ihren Grund erstens in der überlegenen Meisterschaft, die er sich in allen Kartenspielen erworben hatte, und zweitens in einer gewissen fixen, täglichen Lombrepartbie mit zwei vornehmen, steinreichen Herrn, die sehr hoch und sehr mittelmäßig spielten. Vom Ertrage dieses Frohndienstes hatte er eine hübsche Wohnung, schöne Pferde und, als Ueberschuß, die Möglichkeit, Alles mitzumachen. Eine gewisse bleiche Gesichtsfarbe und hagere Gesichtsbildung gaben ihm etwas Imposantes, seine Unverschämtheit aber etwas Unwiderstehliches bei der Gattung von Frauen, die weder für frivol gelten, noch sich die Freuden des Lebens versagen mögen. Seine Bekanntschaft mit Oertzen war bisher sehr oberflächlich, drohte jedoch jezt genauer zu werden. Oertzen erzählte laut, daß er Lamfeld für eine feige Memme halte; dieser aber schien von allen dahin zielenden Insinuationen nichts zu hören und bestand darauf, jener müsse mit der Entschuldigung, die er ihm zu machen bereit sey, zufrieden seyn. Endlich trafen beide, obgleich sie sich zu vermeiden suchten, zufällig in einer großen Gesellschaft zusammen, und Oertzen wußte seine Gesinnung nicht besser auszudrücken, als indem er dem Baron unaufhörlich den Rücken zudrehte. Nach dem Souper fragte ihn ein fremder Fürst: „weßhalb zeigen Sie heute dem Lamfeld immer die Kehrseite?“ worauf Oertzen, so laut, daß es alle Anwesenden hören mußten, erwiderte: „dem Lamfeld? weil ich ihn für eine feige Memme halte.“ Jezt war kein Ausweichen mehr; am nächsten Morgen erhielt Oertzen eine Herausforderung auf Pistolen, mit der Bemerkung, der Tag könne erst nach Beendigung eines Geschäfts bestimmt werden, welches zu verschieben dem Baron unmöglich sey. Somit war in den nächsten acht Wochen nichts weiter in der Sache zu thun.

Graf Karl gewann unterdessen immer mehr Terrain bei der Fürstin Sophia, ohne daß er etwas Anderes, als den Zauber ihres Umgangs gesucht hätte. Was ihm aber Gelegenheit gab, sie in Verhältnissen zu sehen, die seinem Herzen wohlthuender seyn mußten, war der Umstand, daß sie mit seiner Mutter immer bekannter wurde. Diese kränkelte den ganzen Winter und mußte viel das Sopha hüten; die Fürstin erbat sich die Gunst, ihr manchmal vorlesen zu dürfen, was, der Höflichkeit wegen, angenommen wurde, doch ohne daß die Gräfin das Anerbieten für mehr als eine leere Phrase gehalten hätte. Aber zwei Abende darauf erschien sie wirklich und brachte ein neues Buch mit. Bald darauf kam auch Graf Karl und hörte der schönen Leserin aufmerksam zu. Das Buch war so interessant, man konnte nicht lange in der Spannung bleiben, und schon der nächste Abend ward zur Fortsetzung bestimmt. Dabei ward denn von Zeit zu Zeit ein wenig ausgeruht, geschwazt, gelacht, und mitunter auch geweint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Volk.

Ein andermal hatte ich einer Menge von Weibern erlaubt, sich unter Aufsicht und in einer bestimmten Ordnung im Getreide das Unkraut sammeln zu dürfen. Der Aufseher ward einen Augenblick von mir abgerufen, und sogleich traten deren vier aus der Reihe und liefen mitten im Felde herum, um an den Stellen zu rupfen, wo sie glaubten, mehr Unkraut zu finden. Ich kam mit dem Aufseher dazu; ehe wir jedoch in die Nähe der Jäterinnen kamen, mußten wir ein kleines Defilé passiren. Mittlerweile waren die vier Schuldigen in Reihe und Glied zurückgekehrt, und wir wußten nun nicht, welche es gewesen waren. Die Andern sollten sie anzeigen, aber Alle behaupteten, es habe sich nicht eine Einzige entfernt. Ich drohte ihnen, sie allesammt wegzujagen, wenn sie jene vier nicht verriethen; auch wollte ich ihnen sämmtliches bereits gesammeltes Unkraut wegnehmen. Alles war umsonst. Sie ließen sich ruhig ihr, ihnen doch so liebes Gras nehmen und gingen mit großer Resignation davon. — Ich könnte noch mehrere ähnliche Beispiele erzählen, welche alle beweisen, wie sehr das Volk unter sich zusammenhält.

Fragt man nach dem Zustande des Volkes, so ist er in der That nicht zu beneiden. Eine Menge Frohnen, sind die Hauptursache, daß es wenig zur Verbesserung seiner Lage thun kann und mag. Seine Indolenz hat sich so vermehrt und befestigt, daß es die dargebotene und mitunter so leichte Ablösung dieser Frohnen nicht annehmen mag. Welch eine ungeheure Zersplitterung und Verschwendung der Nationalkraft in diesen Frohnen liege, das mag folgende treue Relation und Vergleichung mit bessern Verfassungen beweisen.

Für einen zweispännigen Zugtag wird, dem höchsten Satze nach, ein Gulden Wiener Währung, d. i. 24 Kreuzer Conventionsmünze, bezahlt. Nun bedenke man, daß für diesen Preis ein Mann mit zwei Pferden und den nöthigen Acker- oder Wagengeräthschaften einen ganzen Tag arbeiten muß. An vielen, ja an den meisten Orten zahlt man noch gar nicht einmal diese Ablösungssumme, sondern da und dort begnügt man sich sogar mit der Hälfte. Nun sollte man glauben, es müsse in so wohlfeiler Arbeit für den Berechtigten ein außerordentlicher Gewinn liegen; aber mit nichten: denn einmal wird die Arbeit so lässig und so schlecht verrichtet, daß sie wenig Werth für ihn hat, und zweitens sind eine Menge Herrschaften so ausgedehnt, daß es Robotnik (Fröhner) gibt, die zwei Meilen, ja zuweilen noch weiter zu fahren haben, ehe sie auf das obrigkeitliche (herrschaftliche) Feld kommen. Darüber rückt denn gewöhnlich der Mittag schon sehr nahe, und Nachmittags müssen sie, wenn sie nicht in ganz später Nacht nach Hause kommen wollen, wiederum zeitig abziehen, so daß ihre ganze Arbeit in vier, höchstens fünf Stunden besteht. Es ist in keiner Art zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß höchstens mit zehn Pferden und fünf Menschen bei dieser Verfassung so viel geleistet wird, als was bei freier Arbeit mit vier Pferden und zwei Menschen fertig geschafft werden könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

Der Antikendiebstahl.

Die Diebe, welche im Antikenkabinette der königlichen Bibliothek alte Goldmünzen gestohlen haben, sind nun vom Gerichte verurtheilt worden. Es ergibt sich aus diesem Kriminalprozesse, daß ein von den Galeeren entwichener Bösewicht, Namens Stephan Fossard, mit einem andern freigelassenen Verbrecher, Namens Drouillet, den Diebstahl der Goldmedaillen verabredet hatte. Wie sie ins Bibliothekgebäude hineingekommen sind, ist bis jezt noch ein Geheimniß. Steph. Fossard hat vor Gericht sehr keck ausgerufen, was er nicht gestehen wolle, werde man ihm nimmer auspressen; er sage nur, was ihm beliebe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß einer der Bedienten oder Angestellten ihnen den Eintritt verschafft, oder sie beim Zuschließen der Bibliothek darin gelassen hat. Dadurch würde denn erklärlich, wie sie die langwierige Arbeit des Aufbrechens der Thüre des Antikenkabinets und aller Schränke und Schiebladen der Münzsammlung so ruhig haben vollenden können. Ihre Arbeit hatte vielleicht schon am frühen Abend begonnen und war bis spät in die Nacht fortgesezt worden. Steph. Fossard hatte dann den Raub nach dem Hause seines Bruders, eines Uhrmachers, gebracht. Dieser scheint vielmehr ein schwacher, als ein böser Mensch zu seyn. Ihm war bange vor der Entdeckung des Diebstahls; er eilte, die Goldmünzen zum Theil zu schmelzen und das Uebrige in die Seine zu werfen, wo es bekanntlich mehrere Monate hernach großentheils wiedergefunden worden ist. Die gewonnenen Goldstangen wurden dann von Drouillet und einem andern Mitschuldigen oder Mitwissenden zum Verkaufe ausgeboten, und wahrscheinlich hat dieses Feilbieten die Polizei auf die Spur der Missethäter geleitet. Eine auffallende, aber in Paris eben nicht seltene Erscheinung ist es, daß die vor Gericht gezogenen Bösewichter mitunter edle Gesinnungen blicken lassen. Ich möchte dieß für eine Wirkung der allgemeinen Bildung halten, welche auch bei dem Ueberhandnehmen abscheulicher Neigungen oder Leidenschaften doch nicht alle Keime des Guten in dem Herzen des Menschen ersticken läßt, so daß immer noch etwas davon fortblüht. So zeigte jener Stephan Fossard, der augenscheinlich einer der größten Schelme ist, die je auf den französischen Galeeren gesessen haben, und welcher bereits zur lebenslänglichen Kettenstrafe verurtheilt worden war, eine Bruderliebe, die einem bessern Menschen Ehre gemacht haben würde. Er bestand darauf, sein Bruder, der Uhrmacher, sey unschuldig und dürfe nicht verurtheilt werden, da er blos die Münzen in Empfang genommen, ohne zu wissen, woher sie gekommen. Der Uhrmacher, so verlegen er auch aussah, zog schlau Vortheil aus dieser Aussage und behauptete, er habe seinen Bruder im Unglück gesehen und nur auf Mittel gedacht, um ihm zur Flucht nach Amerika zu verhelfen. Er habe so wenig Lust gehabt, sich das Geraubte zuzueignen, daß er es ins Wasser geworfen, um es los zu werden. Seine Vertheidigung machte wenig Eindruck auf die Geschwornen; es war ihnen nur allzu deutlich, daß dieser Uhrmacher wo nicht ein Stehler, doch ein ausgemachter Hehler der Diebstähle seines saubern Bruders sey; er wurde daher von den Richtern zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, indeß der dem Bagno entsprungene Bruder zu 40jähriger Galeerenstrafe verurtheilt wurde, was bei ihm so viel hieß, als lebenslängliche Kettenstrafe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Februar 1833.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Eines Abends war der Stoff der Lektüre gekränkte Liebe, Herzlosigkeit eines Mannes gegen eine arme Betrogene; da brach die Fürstin bei einer der rührendsten Stellen plötzlich ab, hielt sich die schönen Hände vor's Gesicht und ließ es einige Augenblicke darin ruhen; dann richtete sie sich auf und sagte klagend zu der alten, gerührten Gräfin: „Sie haben es nicht empfunden, was es heißt, an einen Mann gekettet zu seyn, den man verachten muß. Ich habe es erfahren, es gibt nichts Bitteres auf Erden.“ Graf Karl horchte hoch auf; seit einiger Zeit schon hatten ihn die ehelichen Verhältnisse der Fürstin, deren er nie erwähnen hörte, eben deßhalb um so lebhafter interessirt; jetzt schien der Augenblick des Aufschlusses gekommen zu seyn. Zwar drohte ein ernster Blick der Gräfin, den Strom ihres Vertrauens zurückzuhalten; allein es war vergebens, sie schien ihr Herz entladen zu müssen. Der Gegenwart des Sohnes vergessend, oder sie nicht achtend, kniete sie vor seiner Mutter nieder und sagte:

„Mir hat Keiner als Kind das Herz entwandt, aber mein besseres Selbst hat man mir gestohlen; ich war fünfzehn Jahre alt, als man mich verheirathete, und gänzlich ohne Ahnung von dem, was ich that. Bald ergriff mich der entschiedenste Widerwille gegen meinen Gemahl. Die Rohheit der Männer erstickt in einem jungen Herzen jeden Keim der Zuneigung, und bald schauderte ich, wenn ich ihn, den ich lieben sollte, nur von Weitem erblickte. Keine Frühlingszeit der Liebe ward mir zu Theil, keine Sehnsucht, kein seliges Zagen war mir gestattet, und ich ward Mutter eines Knaben, ehe mein Herz sich auch nur einem trunkenen Gefühle geöffnet hatte. Mein Mann vernachläßigte mich, als ich noch jedes weichern Eindrucks fähig war, auf das Entsetzlichste. Er kannte nur eine Leidenschaft: er spielte mit Wuth. Einst fand er mich Abends in meinem Kabinette allein, in Thränen gebadet, meine Mädchenlust mir wieder wünschend. „Was meinst Du?“ fragte er mich ärgerlich. „Ich meine über meine Einsamkeit!“ rief ich schluchzend. Er wandte sich von mir ab und brummte: „Sentimentalität! ich bitte Dich, mache mir keine Scene.“ Ich schwieg. Da fuhr er fort: „Was hast Du denn eigentlich gedacht, als ich Dich heirathete? Daß ich den ganzen Tag bei Dir sitzen würde und mit Dir tändeln, oder neun Monate mit Dir guter Hoffnung seyn? Ich will Dir einmal einen vernünftigen Rath geben, gutes Kind: wenn Dir die Zeit lang wird, nimm Dir einen Liebhaber — das ist sehr amüsant.“ Ich antwortete keine Sylbe, aber von dem Augenblicke an war er mir ein Gräuel. Außerdem war ich mit dem entschiedensten Widerwillen gegen Bonaparte erzogen; er bewunderte ihn und diente unter ihm und wußte sich nicht einmal als Soldat Achtung zu erwerben. Mein Daseyn war freudenlos, wie das Grab; aber ich sollte noch mehr erdulden. Mein Sohn kränkelte und

starb — o Gott! was war das für eine Zeit, als ich mein einziges Glück begraben mußte! Nun war jedes Band zerrissen, und — lassen Sie mich's gestehen — die nicht lange darauf erfolgende Proposition von ihm, mein Vermögen zu verzehren, wo ich wolle, und ihm den Anblick meiner Thränen zu ersparen, war mir wie der erste Lichtstrahl nach einer öden Nacht. Ich nahm es freudig an, und wenn ich seitdem die Welt wieder lieben gelernt habe, wer sollte mich deßhalb verdammen? Mein Leben ist ohne Halt, ohne Anker, aber nicht ohne Blumen; manches liebe Herz hängt an mir; ich wollte, ich könnte mir das Ihrige erwerben, theuerste Gräfin!"

Die würdige Frau küßte ihr gerührt die Stirne und bat sie, ihr jezt Ruhe zu gönnen, weil sie sich angegriffen fühle. Graf Karl führte sie zum Wagen, ohne zu sprechen; sie drückte ihm beim Einsteigen leise die Hand und hatte die großen Augen so wehmüthig ernst auf ihn geheftet, daß er den Händedruck nur als eine allgemeine Aeußerung ihres aufgeregten Gefühls nehmen konnte. Als er zur Mutter zurückkam, sagte diese: „Man ist wirklich in Verlegenheit, wie man sich mit Frauen dieser Art benehmen soll. Fürstin Sophie hat etwas so Einnehmendes, daß ich ihr nicht anders als gut seyn kann, wenn ich mit ihr spreche, und doch muß man Frauen ihres Rufes fühlen lassen, daß sie auf das Wohlwollen unbescholtener Weiber keine Ansprüche machen können." — „Mama!" rief Karl lebhaft, „muß ich Dich so schlechte, falsche Vorurtheile gegen die arme Fürstin theilen hören? Hat denn ihr Abscheu gegen den verächtlichen Mann, hat selbst ihre reine Stirne Dich von der Reinheit ihrer Seele nicht überzeugt?" — „Mein guter Karl," sagte die Gräfin und reichte ihm die Hand, „ich möchte Dich nicht anders haben, als so, jedem Menschen und jedem Worte trauend, und es freut mich, wenn Du Dich auch der Fremden, Dir Gleichgültigen, annimmst, als wäre es Deine Schwester; aber leider muß ich Dir sagen, Fürstin Sophie verdient in dieser Hinsicht Dein Vertrauen nicht. Laß mich nicht ekelhafte Klatschereien wiederholen, sondern glaube mir darin auf mein Wort."

Aber das war gerade der Punkt, worin er der verehrten Mutter nicht glauben konnte, und wenn sie ihm alle Klatschereien der Welt erzählt hätte. Je mehr der Tadel sich häufte, um so stärker fühlte er sein Herz zu ihr hingezogen; sah er sie doch fast täglich mit eigenen Augen, in den verschiedensten Lagen, immer gleich unbefangen und selbst mit ihm, dem sie wohlwollte, so streng in den Schranken der Sitte verharrend. Er konnte sich nicht enthalten, seiner Mutter diese lezte Bemerkung mitzutheilen. „Weil Du es so sehen willst," versezte diese; „wenn Du es aber mit kaltem Blute bedenkst, findest Du dann nicht sogar in diesem lezten Gespräche, das uns beide gerührt hat, Etwas, das Dich verlezt? Darf eine junge Frau, in Gegenwart eines jungen Mannes, ihr Herz auf diese rücksichtslose Art ausschütten?" Auch hierin konnte Karl nicht einstimmen; er fand, daß Fürstin Sophie in Bezug auf einen solchen Ehemann ganz freie Hand habe, und seiner Diskretion konnte sie ja, durch die Art ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm, gewiß seyn, während ihm die merkwürdige Geschichte jenes Abends offenbart hatte, wie weit die Verläumdung ihr schändliches Spiel zu treiben wage.

Inzwischen waren die acht Wochen, nach deren Verlauf das Duell zwischen Baron Lamfeld und Graf Oertzen stattfinden sollte, verflossen. Jener hatte sich als einen verächtlichen Feigling gezeigt und alle erdenklichen Mittel ergriffen, um dem gefürchteten Zusammentreffen zu entgehen. Indessen kam der von einem Theile gefürchtete, von dem andern mit Ungeduld erwartete Tag herbei; der Zweikampf ging nach allen Regeln der Kunst vor sich und das Glück erklärte sich, wie es so oft geht, für denjenigen, der mit zitternder Hand kaum zu zielen vermocht: Oertzen stürzte, von der Kugel in die Seite getroffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Fragmente.

(Fortsetzung.)

Statt einer weitern Erörterung von Beaumonts geistreicher Ansicht und der Erwägung dessen, was für und gegen sie spricht, bemerke ich nur, daß die Akten keineswegs geschlossen, durch ihn vielmehr die Verhandlungen über einen Gegenstand als erst eröffnet zu betrachten sind, dessen weitere Verfolgung unstreitig zu den wichtigsten Ergebnissen führen und uns den Plan an die Hand geben wird, nach welchem das Zimmerwerk unserer Erdrinde in einander greift. Zum Theil dieser Lehre huldigend, hat ganz kürzlich Thurmann angefangen, die einzelnen Gipfel und Thälchen des den Alpen gegenüberliegenden Juragebirges zu zergliedern. Er weist den Zusammenhang nach, in dem Bergformen mit dem Ausbruche des gehobenen Gesteins stehen, und classificirt die Hebungen nach den Gebilden, die dabei der Reihe nach zur Oberfläche geführt wurden und aufbrachen; für die mittlere Jurakette nimmt er vier Ordnungen an, deren jede ihre eigenen Berggestalten hat. Nur durch solche Forschungen wird eine wahre Gebirgsphysiognomik begründet, das Relief der Erde erst recht klar, die Landschaftsmalerei zur wissenschaftlichen Kunst, und das Kartenwesen durch den charakteristisch plastischen Ausdruck in horizontaler Projektion auf erfreuliche Weise vervollkommnet.

In den abgesezten Gesteinschichten, die sich, auf mannigfaltige Weise ausgebildet, vertikal überlagern, liegt ein erstaunungswürdiger Reichthum von Ueberresten von Geschöpfen vergraben, welche, mehr oder weniger den jezt lebenden unähnlich, doch sämmtlich den Typus von Erd-

geschöpfen an sich tragen, und auf der Erde so gut ihre Lebenszeit zurückgelegt haben müssen, als die jetzigen, und zwar in mehr als einer Generation; denn es liegen Generationen mit Individuen des verschiedensten Alters übereinander. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Erde eine Zeit gehabt habe, in der sie wüste und leer war und kein Geschöpf sich seines Daseyns freute. Diese Zeit finden wir näher bezeichnet in den frühesten Massengesteinen, welche großentheils Schiefer sind und zu denen der Gneuß, Glimmerschiefer, Quarzschiefer, Talkschiefer, Thonschiefer, manche Diorite, der Serpentin und andere Amphibolgesteine gehören. In allen Welttheilen, wo von Grund aus die Erdrinde durch das Eintreten von Gebirgsmassen aus der Tiefe aufgerissen sich darstellt, und ihre untersten Lagen sich beobachten lassen, bestehen dieselben aus diesen Gesteinen mit großer Uebereinstimmung, so daß sicherlich die anfängliche Rinde des Erdballs aus ihnen bestand. Die Ursache des Mangels an Versteinerungen darin ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß ihre Bildung wie die der übrigen Massengesteine, deren mineralogische oder oryktognostische Beschaffenheit sie haben, durch Feuer bedingt war. Sie bestehen wesentlich aus Feldspath, Glimmer, Hornblende, Augit rc. Dagegen sind die abgesezten, Versteinerungen führenden Gesteinschichten meist Kalke, Thon, Mergel, Sand, Conglomerate, und enthalten Mineralien der Massengesteine nur auf sekundären Lagerungen.

Die verschiedenen Theorien, Hypothesen und Ansichten, welche die Bücher der frühesten Völker über die Erde und die Schöpfung enthalten, und die sich heute noch vermehren, sind großentheils mehr oder weniger fabelhaft entstellte oder durch ungeeigneten Ideenverband entkräftete Auslegungen der unläugbaren Wahrheit, daß Wasser und Feuer Schöpfer der Erde waren, auf der Epochen der Umwälzung mit Zeiten der Ruhe und ungestörten Lebens abwechselten. Die dabei entstandenen Absätze sind für die Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe von der größten Wichtigkeit, und es ist nicht denkbar, wie eine Geschichte der Menschheit von einem andern Standpunkt aus aufzufassen sey, als von dem, den sie zur Geschichte der Erde nothwendig behaupten muß, von der sie ein lezter Theil ist.

Was man über die auffallende Abweichung früherer Geschöpfe von den gegenwärtigen gesagt und vermuthet hat, verwischt sich bei genauerer Kenntniß. Es ist wahr, wunderbare Geschöpfe hat die Erde getragen, die wieder ausstarben. Ich darf mir schmeicheln, gewiß die meisten der bis jezt aufgefundenen Grundtypen der Geschöpfe einer sogenannten Vor- oder Urwelt zu kennen. Ich habe indeß bei keinem etwas bemerkt, was die reinste Harmonie in den Typen unserer Schöpfung im Geringsten beeinträchtigte, oder von der jezt noch geltenden Gesetzmäßigkeit abwiche, selbst keine Form, deren Structur so wunderbar wäre, daß sich nicht analoge aus der heutigen, noch so unvollständig gekannten Schöpfung ihr zur Seite stellen ließen. Die versteinerten oder fossilen Geschöpfe ergänzen vielmehr die Mannigfaltigkeit der organischen Lebensformen, welche die Erde, seitdem sie dazu geeignet war, bis auf heute unaufhörlich geboren hat und sich wieder erzeugen läßt. Sie sind zugleich Typen, aus denen die Beschaffenheit unserer Erde überhaupt in den verschiedenen Zeiten, von denen kein Mensch ein näheres Zeugniß hinterlassen und über die nichts Augenscheinliches besteht, mehr oder weniger deutlich zu lesen ist.

Es gibt keine solche vertikale Vertheilung der Versteinerungen in den Erdschichten, welche die Annahme begründete, daß in früheren Zeiten nur Geschöpfe aus untern Organisationsstufen, und erst in spätern Zeiten auch Geschöpfe oberer Stufen, oder mit complicirteren Organen existirten. Schon von Anfang an, wo die Erde Geschöpfe trug, muß festes Land vorhanden gewesen seyn. Die frühesten, Versteinerungen führenden Absätze, welche den Namen Uebergangsgebilde führen, umschließen schon Reste von Thieren und Pflanzen. Die Pflanzen bestehen hauptsächlich in Seegewächsen; im Steinkohlengebirg dagegen, das in einigen Ländern nicht von den jüngern Uebergangsgebilden zu trennen ist, finden sich unter den riesenmäßigen Farrenkräutern, aus denen dasselbe hauptsächlich besteht, auch schon, wider anfängliches Vermuthen, baumartige Gewächse mit höherer Organisation, sogenannte Dicotyledonen. Die Küsten der frühesten Meere umschwärmten die raubgierigen Orthoceratiten, eine jezt erloschene Abtheilung von Mollusken, welche, zu den sogenannten Cephalopoden gehörig, eine innere Organisation besaßen, die sie den Säugthieren gewissermaßen ähnlich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Feigenbäume.

Zwei Feigenbäume, Mann und Weib,
Wie kommt ihr Leib
Zu Gruß und Kuß zusammen?
Er wurzelt dort, sie wurzelt hier:
Von ihm zu ihr
Wer trägt die Funken und Flammen?

Sieh da! sieh da! der Abendwind,
Geschwind, gelind,
Der bringt den Liebesboten:
Ein Bienlein führt von Laub zu Laub
Den Blüthenstaub,
Und summet, was er entboten.

Ja, holdes Mägdlein, rüttle nur
Und schüttle nur
Verneinend deine Zweige!
Hab' Acht, ich send' einen Saus und Braus
Von Liedern aus —
O Mägdlein, denk' an die Feige!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Januar.

(Beschluß.)

Das Volk.

Es kommen auf diese Weise nur zwei Fünftheile der ländlichen Arbeitskräfte zur Anwendung, und wenn wir, was der Wahrheit ziemlich nahe kommt, annehmen, daß jeder Bauer ein Drittheil seiner Zeit auf Robot zu verwenden hat, so geht ein Fünftheil der ganzen, auf den Landbau zu verwendenden Nationalkraft verloren. Schließt man nun weiter, daß mit diesem Theile der verloren gehenden Arbeitskraft ein eben so großer Theil von Produkten mehr erzeugt werden könnte, so ergibt sich, daß in fünf Jahren gerade eine ganze Erndte verloren ist, und daß das Land damit alljährlich eines Fünftheils seines ganzen Einkommens verlustig geht. Auf die mögliche Bevölkerung angewandt, würde diese in demselben Verhältnisse vermehrt seyn können; denn wenn auch das in Rede stehende Verhältniß auf die meisten, wenigstens größern Städte keine Anwendung findet, so darf auch von dem gedachten Fünftheile weder Aussaat, noch Bedarf für Zugvieh abgezogen werden. Hat denn aber die Regierung dieß noch nicht eingesehen? Wohl hat sie es, aber jeden Zwang und jede gewaltsame Maaßregel scheuend, bietet sie nur die Mittel und öffnet die Wege, um diese Verhältnisse aufzulösen. Schon ist auch Manches geschehen, aber der Bauer bleibt lieber beim Alten, weil er noch zu wenig weiß und zur Aufbringung des Ablösungsgeldes selten Wege findet.

Der Böhme ist im Allgemeinen mißtrauisch, obgleich ergeben; offenherzig scheinend, während er auf Gelegenheit lauert, seinen Vortheil auf jede Weise, wenn auch durch Betrug, zu erlangen, gelehrig und erfinderisch, bequem bis zur Trägheit, ein Freund des Vergnügens, besonders des Tanzes, wobei ihm sein entschiedenes Talent zur Musik zu statten kommt; seinen Gewinn behält er im Auge und nimmt es dabei selten ganz streng mit der Moral; er ist bis zum krassen Aberglauben religiös, obgleich er gern in der Religion forscht, was denn dem Gebildeten sehr klare Ansichten über dieselbe gibt, so wenig er damit hervorzutreten wagt. Im Umgange ist der Böhme Anfangs zurückhaltend, alsdann aber, wo er sein Mißtrauen ablegt, in hohem Grade gefällig, dennoch aber nicht immer ganz zuverlässig. In seiner allgemeinen Ausbildung zeigt sich eine Zwittergestalt von slavischer, deutscher und französischer Politur. Sein Vaterland liebt er, ohne sich dieser Anhänglichkeit klar genug bewußt zu seyn. Seine eigene Geschichte ist dem großen Haufen meist nur in Sagen und dunkeln Vorstellungen bekannt, und mit der immer weiter gehenden Begrenzung seiner Sprache droht seine Nationalität vollends in ihr bereits offenes Grab zu steigen. Lebendige Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit und Hoffnungen für die Zukunft finden sich nur noch als zerstreute Funken. Dem Herrscherhause ist die Masse des Volks zugethan, und nicht wenig hat hieran die Religiosität Antheil. Ein protestantischer Regent würde, wenn er auch im Stande wäre, das Land zum unabhängigen Reich zu machen, dennoch abgeneigte Unterthanen haben. Die Religion ist in das Staatsleben hier fast mehr, wie irgendwo, verflochten. — Von Körper ist der Böhme mehr klein als groß, aber kräftig und stämmig. Wo er will und wo er sein Interesse klar erschaut, da ist er in hohem Grade rührig und unermüdlich. Die Frauen sind kräftig und blühend; aber auch Häßlichkeiten findet man unter ihnen, welche als normal gelten könnten. Nur im Elsaß stößt man auf Bilder, die diese noch übertreffen. — Eine Nationaltracht hat der Böhme noch in vielen Kreisen des Landes. Seine orientalische Abkunft spricht sich in der Liebe zu bunten und schreienden Farben aus. Die Frauen lieben nebenbei weiße Linnen und hüllen sich gern in diese. Daher bietet ein Zug des Volkes, wie er an Festtagen aus der Kirche strömt, ein höchst mannigfaltiges, dem Auge nicht unangenehmes Gemälde dar.

Ein besonderes Talent hat der Böhme für Musik. Man erstaunt, wenn man hier auf dem Lande Musikchöre findet, wie sie anderwärts in großen Städten kaum so vollkommen sind. Besonders sind es Blasinstrumente, auf welchen man sich übt. Bekannt genug ist es, wie weit die Gesellschaften böhmischer Musiker gehen, die auf solchen Wanderungen sich nicht allein ihren Unterhalt erwerben, sondern dabei sich noch Geld sparen, welches sie in die Heimath zurückbringen.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Antilendiebstahl. Die Gräfin Nays.

Dieser Urtheilspruch machte Stephan Fossard wüthend. Er überhäufte die geschwornen Bürger mit Schmähungen, nicht seinetwegen, sondern weil sie seinen unschuldigen Bruder verurtheilt. Der Bursche zeigte einen Eifer für das Heil seines von ihm ins Unglück gestürzten Bruders, den er hätte früher bethätigen sollen und der nun zu spät kam. Alles dieses war aber nicht das Auffallendste bei diesem Kriminalprozesse. Die Neugierde des Publikums war auf die zweideutige Rolle gespannt, welche eine Gräfin, nämlich die sogenannte Comtesse de Nays, die Frau eines vormaligen Unterpräfekten, bei demselben spielte. Leider aber ist diese Neugier nicht sehr befriedigt worden. Ich habe schon früher erwähnt, daß man jene Gräfin in Verdacht gehabt, sie stehe mit den Dieben im Einverständnisse, und man sie deßhalb anfänglich eingezogen. Nachdem sie aber einige Wochen gesessen hatte und einige Male verhört worden war, ließ die Justiz sie wieder los, und augenscheinlich war die Absicht derselben, sie in dieser Sache ganz aus dem Spiel zu lassen. Welche Art von Bestechung die Frau Gräfin angewandt habe, um los zu kommen, ist natürlich verborgen geblieben; aber offenbar ist es, daß die Justiz die Ungerechtigkeit begangen hat, diese Frau loszulassen, obschon sie augenscheinlich mit dieser Diebsgeschichte zu thun hatte. Hier bewies sich abermals die Vortrefflichkeit des Geschwornengerichts. Als nämlich aus den öffentlichen Verhören hervorging, daß 1500 Franken von dem aus den gestohlenen Münzen gelöstem Gelde der Gräfin von Nays übergeben worden seyen, damit sie die Befreiung Fossards aus dem Bagno zu Brest bewirken möchte, so fragten natürlich die Geschwornen, was es mit dieser Gräfin von Nays für eine Bewandtniß habe, und verlangten, daß sie, da sie bereits von aller Schuld freigesprochen sey, wenigstens als Zeugin gehört werden solle. Dagegen durfte die Justiz nichts einwenden, und es mußte also die Gräfin auf den zweiten Tag der Gerichtsverhandlungen als Zeugin vorgeladen werden. Dieser Tag war vom Schicksale dazu bestimmt, den schon stark angetasteten Ruf der Frau Gräfin ganz zu Grunde zu richten. Sie erschien ziemlich geschmückt, aber verlegen; einige Tageblätter haben in ihrem Benehmen das linkische Wesen einer Frau, welche die Manieren einer vornehmen Dame nachäffen will, erkennen wollen. Vielleicht aber rührte dieses linkische Wesen einzig von ihrer großen Verlegenheit her, da sie nun unter den Augen der Zuschauer mit Dieben zusammengestellt werden sollte, mit denen sie heimlich sehr vertraut gewesen war. Dießmal hatten sich mehr Zuschauer im Gerichtssaale eingefunden, als am vorigen Tage, und es waren ziemlich viele Damen darunter.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Februar 1833.

— Mutter Erde,
Du Vielgebärerin, in deren Schooß
Der Vater aller Welt welch Samenheer
Lebendiger verbarg, die alle du
Zum Leben ausgebierst, sie mütterlich
Ernährst und trägest, und dann friedlich sie
In deinen Schooß begräbst.

Herder.

Geologische Fragmente.
(Fortsetzung.)

Die Insektenwelt war durch die gleichfalls erloschenen Trilobiten vertreten. Daß aber schon damals Wirbelthiere bestanden, wird durch die Fische bewiesen, welche sich in England, wahrscheinlich in wirklichen Uebergangsgebilden, fanden, und nahe um dieselbe Zeit gab es auch schon Wirbelthiere mit Organen der Bewegung auf dem Lande; denn im Bergkalke Northumberlands fand Vernon Reste einer Eidechse. Diese kaltblütigen, eierlegenden Vierfüßer werden häufiger in dem in der geologischen Reihenfolge über dem Steinkohlengebirg kommenden Zechstein, mit einer Menge von Fischen, und lassen, wie schon Conchilien im Steinkohlengebirg, süßes Wasser damals auf der Erde vermuthen. Der Muschelkalk jedoch und Lias umschließen eine große Menge von bald mehr den Lacerten, bald mehr den Krokodilen ähnlichen Eidechsenarten, theils mit Gliedmaßen, welche denen unserer jezt lebenden Eidechsen sich vergleichen lassen, theils mit floßartigen Gliedmaßen, wie die der Meerküstensäugethiere, und auch nur zum unbeholfenen Kriechen an der Küste tauglich, oder ferner mit Gliedmaßen begabt, mit denen sie eben so leicht in der Luft sich bewegten, wie jezt unsere fliegenden Säugethiere, die Fledermäuse. Der Muschelkalk und der Lias ist die hauptsächliche Lagerstätte der merkwürdigen Plesiosauren und Ichthyosauren; mit ihnen sind Riesenschildkröten abgelagert, schon im Lias mit den oben genannten fliegenden Eidechsen oder Pterodactylen.

Wie gegen die untere Grenze der mächtigen Juraformation, so liegen auch gegen die obere Grenze dieser Formation die meisten Versteinerungen. Die merkwürdigsten hierher gehörigen Gebilde sind die Ablagerungen von Solenhofen, des Jura bei Solothurn, von Stonesfield und der Waldgebilde von Tilgate. Bei Solenhofen allein wurden bis jezt sechs verschiedene Arten von fliegenden Eidechsen entdeckt, und mehrere Arten Eidechsen mit Gliedmaßen zum Gehen auf dem Land, auch Schildkröten, deren sich allein bei Solothurn gegen zwanzig Arten fanden. Tilgate und Stonesfield sind berühmt wegen ihres Gehaltes an Resten einer Rieseneidechse, Megalosaurus genannt, deren Gliedmaßen wahrscheinlich so beschaffen waren, wie die des Rhinoceros und der andern Pachydermen. Tilgate zeichnet sich noch besonders durch die Reste eines ähnlichen Thiers, des Iguanodon, aus, das aber, wie jenes offenbar eine fleischfressende Eidechse, seinerseits eine pflanzenfressende war. Eine andere nicht minder merkwürdige Rieseneidechse liegt noch später als diese in der Formation der Kreide und des Grünsandes abgelagert; es ist dieß der Mosasaurus des Petersberges bei Maestricht, der auch an der Ostküste Nordamerikas mit fliegenden Eidechsen um dieselbe Zeit begraben liegt.

Von wirklichen Säugethieren kommen die frühesten Anzeigen im Schiefer von Stonesfield vor, der zu dem Gebilde der Juraformation gehört, das in England den Namen Forstmarmor erhalten hat; sie treten also weit

früher auf, als Anfangs vermuthet wurde. Drei bis vier Kiefer, welche bis jezt darin gefunden wurden, weisen auf zwei Arten von Beutelthieren, Didelphen, hin, was um so merkwürdiger ist, als diese Säugethiere sich in ihrer Struktur namentlich den fossilen Eidechsen verwandter zeigen, als irgend eine andere Säugethierordnung. In größerer Zahl aber umschließen erst spätere Schichten Säugethierreste, und es scheinen zu dieser Zeit die frühern fossilen Eidechsen fast ganz erloschen, und nur solche vorhanden gewesen zu seyn, welche den jezt lebenden sehr nahe stehen. Unter den Säugethieren dagegen sind sehr viele, die wir jezt nur fossil kennen. Viele, an Arten sehr zahlreiche Geschlechter sind ganz erloschen. Trogontherium und mehrere andere Nagethiere, die beiden riesenmäßigen, zu der Ordnung der Zahnlosen gehörenden Thiere, Megatherium und Megalonyx, der Mastodon, Rhinoceroides, Dinotherium, Elasmotherium, Adapis, Chäropotamus, Anthracotherium, Anoplotherium, Cainotherium, Paläotherium, Lophiodon, eine Menge Hirscharten, und unter den wallfischähnlichen das Geschlecht Ziphius, sind nebst unzähligen Arten anderer Säugethiere nur fossil bekannt. In den jüngern Schichten jedoch liegen bei erloschenen Arten nun auch schon solche, welche von jezt noch lebenden nicht zu unterscheiden sind. Indeß unterscheiden sich die fossilen Frösche dieser jugendlichen Gesteinschichten weit mehr von den lebenden, als die übrigen gleichzeitig mit ihnen vorhandenen Reptilien, während die fossilen Vögel, nur aus tertiären und späteren Schichten bekannt, keine solche Uebergangsformen, wie die fossilen Vierfüßer sind, sondern die größte Aehnlichkeit mit den noch in der Gegend der Fundgrube lebenden Vögeln zeigen, mit Ausnahme des Riesengeiers der Lächow'schen Insel, der aber noch der Bestätigung bedarf.

Es findet sich von den Geschöpfen mit innerer Wirbelsäule fast jede Ordnung fossil vor. Von fossilen Affen indeß ist noch keine Spur entdeckt. Die Frage, ob es fossile Menschenknochen gebe, ist bekanntlich noch immer nicht entschieden. Scheuchzers homo diluvii testis war kein Mensch, sondern ein riesenmäßiger Wassersalamander, der fossile Mann, der im Jahr 1821 Paris in Bewegung brachte, eine bloße Sandsteinconcretion; die Knochen der Riesenmenschen wiesen sich als fossile Knochen von schweren Pachydermen aus, die incrustirten Menschengerippe, so wie jene in festem Gestein auf Guadeloupe gefundenen, von denen das erste 1805 von Don Manuel Cortes y Campomanes entdeckt, vom General Ernouf gebrochen und vom Admiral Cochrane erobert und nach London gebracht wurde, sind nicht fossil; die vermeintlichen Fußeindrücke in Nordamerika sind von festern Gesteinknollen hinterlassene Räume in Flözschichten. Dagegen verdienen die Menschenknochen, welche mit rohen Kunsterzeugnissen und mit jezt gar nicht mehr, oder in heißeren Himmelsstrichen existirenden Thieren, unter gleichen Verhältnissen und von gleicher Beschaffenheit, wie die Knochen dieser Geschöpfe, im aufgeschwemmten Land und in den ihm gleichzeitigen Spalt- und Höhlenausfüllungen, an vielen Orten Frankreichs, auch in Deutschland, England und selbst Nordamerika angetroffen werden, alle Aufmerksamkeit, und müssen mit der Ueberlieferung von einer Erdrevolution, von der das Menschengeschlecht Zeuge gewesen, verglichen werden, einer Ueberlieferung, welche von allem Volke, vom entferntesten und rohesten bis zum sittlichsten gekannt ist. Unter die merkwürdigsten Dokumente der Art gehören die Menschenschenschädel, welche Graf Razoumowsky aus kleinen Höhlen in Oesterreich anführt und auch Boué in unserm Rheinthale fand, und die mit fossilen großen Vierfüßern zusammenlagen. Diese Menschenschädel sind von der Raçe dieser Länder verschieden und nach der noch jezt bei wilden Völkern in entfernten Welttheilen üblichen Sitte platt gedrückt. Hier ist die Grenze, wo nur der Geolog den Geschichtsforscher zu unterstützen vermag und andere Dokumente ein Ende haben.

(Der Beschluß folgt.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Graf Karl hatte, für den Fall einer Verwundung seines Freundes, alle möglichen Vorkehrungen getroffen; doch so schlimm hatte er es nicht erwartet. Oertzen war allem Anschein nach todt. Stumm saß er neben dem Lager, worauf man den Verwundeten mit aller Sorgfalt gebettet hatte. Außer ihm und dem Arzte ward Niemand ins Zimmer gelassen; aber draußen im Vorzimmer sammelten sich immer mehr Freunde, in gespannter Unruhe den entscheidenden Augenblick erwartend. Wer beschreibt Graf Karls stille Freude, als Oertzen nach mehreren Stunden wieder die Augen aufschlug! Sobald der Leidende neu verbunden und dann in einen ruhigen Schlaf gefallen war, eilte Karl zu seiner Mutter, und von dort zur Fürstin Sophie. Diese lag bleich, in Thränen gebadet, auf dem Sopha; sie war außer sich, sie hatte Alles, was vorgegangen, und mehr noch erfahren, denn das allgemeine Gerücht sagte den Grafen todt. Als Karl sie in Betreff dieser größten Besorgniß beruhigt hatte, ergriff sie mit beiden kalten Händen seine glühenden und bat ihn um Gottes Willen, ihr offen zu sagen, ob sie sich irgend eine Schuld beizumessen habe, ob er wirklich glaube, daß Hoffnung vorhanden sey, und was in der Welt sie für ihren edlen Vertheidiger thun könne. Karl war selbst nicht weniger gerührt als sie, und zugleich entzückt über ihre Rührung; aber er gab sich diesen Gefühlen nicht

lange hin, sondern eilte an das Krankenbett zurück, wo er die nächste Woche zuzubringen gedachte. Am Tage saß er fast immer am Bette des Leidenden, Nachts schlief er auf dessen Divan, und wohl mochte Oertzen, nächst Gott, der treuen Freundespflege die Erhaltung seines Lebens danken. Vierzehn Tage lang konnte der Arzt keine bestimmte Hoffnung geben. In den leichtern Augenblicken lag Oertzen meist still auf seinem Kissen, nahm Kallendorfs Hand in die seinige und drückte sie leise, ohne zu sprechen. Oft konnte dieser die heißen Thränen nicht zurückhalten, und täglich fühlte er sich mehr zu dem Freunde hingezogen. In seinem Herzen mischte sich Sophiens Bild mit dem seinigen; beide hatte er ja zugleich kennen gelernt, beiden gehörten ja die heißesten Gefühle seiner Seele; denn daß er die schöne Fürstin liebe, darüber war in ihm, vielleicht auch in ihr, kein Zweifel mehr vorhanden.

Nach und nach ward Oertzens Zustand weniger bedenklich; Karl konnte ihn ruhiger und auf längere Zeit verlassen, ja jener verlangte dieß so dringend von ihm, daß er besorgen mußte, ihn durch seine Weigerung zu reizen. Die Stunden, die er ihm entzog, gehörten fast ausschließlich der Fürstin. Die gewaltsamen Begebenheiten der lezten Zeit hatten alles Fremde aus ihrem Umgange verbannt; sie waren Freunde geworden und hatten sich lieben gelernt, ohne sich's zu sagen, und auch später erfolgte keine wörtliche Erklärung einer nicht länger zu verbergenden, gegenseitigen Neigung. Oft lag Karl lange vor ihrem Sopha auf den Knien, ihre Hand zärtlich in der seinigen haltend, während er mit ihr sprach; sie ließ es geschehen, sah ihn dabei mit Blicken voll Liebe an, und dennoch nannten sie sich noch immer Freunde. Die ganze Stadt war schon voll von dem neuen Verhältnisse, und Graf Karl hätte es wohl an den gleichgültigen Mienen der jungen Damen, denen er begegnete, bemerken können, daß man ihn als vor der Hand engagirt betrachtete. Das Abspenstigmachen ist nicht Mode in der großen Welt; Jeder, auch der Unerfahrenste, weiß, daß man besser thut, eine Liebschaft austoben zu lassen und dann den ersten Augenblick der Vakanz zu benutzen, wo weit weniger gewagt und weit leichter gewonnen wird. Aber Graf Karl bemerkte **nichts**; das Glück der Gegenwart ließ keinen Blick in die Zukunft aufkommen.

Nach acht Wochen großer Leiden und nachhaltiger Schwäche fühlte sich Graf Oertzen endlich stark genug, um an Kallendorfs Arm den ersten Ausgang zu wagen. Er verlangte seinen Wagen und bestand darauf, gleich bis an das Plätzchen im Kastanienhain an der Donau zu fahren, wo der Zweikampf stattgefunden hatte. Er sezte sich neben Kallendorf zwischen die weichbemoosten Wurzeln eines Baumes und sagte: „Wie soll ich Dir Deine Liebe vergelten, Du treuster, bester Freund?“ — „Durch Liebe,“ antwortete dieser, innig gerührt, und sie drückten sich weinend die Hand. Der Bund war geschlossen, nicht in diesem Augenblicke, sondern durch bange, schöne Stunden vorbereitet; aber das Wort gibt erst dem Gefühle seine Weihe und stempelt es zum Gelübde. Karl konnte sich nicht länger halten; er erzählte dem Freunde Alles, was zwischen ihm und der Fürstin Salvaggio vorgefallen war, und das war — eigentlich nichts, obgleich sein Leben ihm daran zu hängen schien. Graf Oertzen lächelte und sagte: „Lieber Freund, das wußte ich Alles schon; es konnte ja gar nicht anders kommen, und Deinen Geschmack kann ich nur billigen.“ Kallendorf hätte diese kalte Antwort gewiß mit dem Freunde entzweit, wenn seine Zuneigung nicht auf so festem Grunde geruht hätte. Er erwiderte schnell: vom Geschmacke könne hier nicht die Rede seyn; seine Liebe sey rein und unwandelbar, nicht etwa auf Körperschönheit gegründet; und noch mancherlei Anderes versicherte er, was jeder junge Mann in seiner Lage so fest glaubt, daß er es beschwören könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Foote und Herr von Holtei.

Von Foote weiß man, daß er plözlich aus Ueberdruß am Geschäfts- und gesellschaftlichen Leben zugleich Schauspieler und Schauspieldichter wurde. Er stiftete selbst sein Theater in London und unterhielt das vornehme Publikum durch witzige Lustspiele, die Geißelhiebe auf die Gesellschaft in reichem Maaße austheilten, und indem der Roué die Personen, die er aus nächstem Umgange kennen gelernt, karrikirend selbst auf den Brettern darstellte, sicherte er sich einen Erfolg, der in großen Städten dem Skandale niemals fehlt. Die Zeiten sind seitdem anders geworden. Das Theater ist nicht mehr so getrennt vom Familienleben und der höhern Gesellschaft, daß der Uebergang, wie er sonst betrachtet wurde, ein verzweifelter Sprung wäre, der alle Bande mit Ehrbarkeit, Sitte und Anstand zerreißt und eine Rückkehr unmöglich macht. Hier sind die Brücken längst gebaut, während auf der andern Seite jene kecke Lust und Kühnheit, die Karrikaturen lebender Personen auf die Bühne zu bringen, durch Sitte und Gesetz beschränkt ist. Aber an Footes Unternehmen, sich ein eigenes Theater zu schaffen, Stücke zu schreiben, eigentlich ein neues Genre dafür zu erfinden und selbst darin die Hauptpartheien zu übernehmen, wird man jezt durch Herrn von **Holtei's** Auftreten auf dem Königsstädtischen Theater erinnert. Holtei versuchte sich, ehe er als Dichter bekannt wurde, als Schauspieler. Der junge Mann wurde bald inne, daß jugendliche Eitelkeit, ein erstes Feuer für die bedenkliche Kunst, das Studium Lessings als Dramaturgen und die Liebe für Wilhelm Meister und Hamlet, der den Komödianten predigt, noch nicht einen Schauspieler machen. In Dresden zahlte er vor ungefähr zwölf Jahren das Lehrgeld, ohne Gesell zu werden; aber fortgesezte Studien als theatralischer Dichter, Theaterbeamter, als dramatischer Vorleser, und auch die Ehe mit zwei talentvollen jungen Schauspielerinnen erhielten ihn

in naher Verbindung mit dem realen Theater. Wenn Jemand, der nicht Schauspieler ist, dieses kennt, so ist es Holtei. So reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er doch Beruf dafür in sich trage, freilich nicht zu Liebhabern und Helden, worin er sich damals versucht, sondern zu ältern Charakterrollen, und er führte in den ersten Tagen dieses Monats einen mehrere Jahre vorbereiteten Entschluß aus, indem er wieder die Bühne betrat. In einem höchst witzigen und geistreichen Prologodrama, in dem er als Debutant sich bei einem Theaterdirektor meldet, theilte er dem Publikum das mit, was ich Ihnen hier aus seiner Lebensgeschichte erzählte. Alle möglichen Fälle hatte er mit dem Witz der Furcht voraus bedacht, und stellte sich so, gewissermaßen gegen jede Kritik gewappnet, dem Publikum entgegen. Es hat ihn theilnehmend aufgenommen, und obschon die verschiedensten Stimmen, wie natürlich, bei einem so complicirten Unternehmen laut geworden, ist doch das Resultat ein günstiges und muß ihn zum Fortfahren auf der begonnenen Bahn aufmuntern. In der That lassen sich aber auch kaum verwickeltere Bedingungen für ein erstes Debut denken. Der Dichter trat zum erstenmale als Schauspieler auf, und der Schauspieler mußte die Befangenheit eines allerersten Debuts (denn so muß es angesehen werden) mit der Angst des Dichters, der ein neues Stück produzirt, theilen, wozu noch kommt, daß Holtei's Frau als Schauspielerin in diesem Stücke beschäftigt war. Wer je die Bangigkeit empfunden, die einen Schauspieler, eine Sängerin oder selbst einen Dichter befällt, der doch nicht in Person vortritt, sondern nur in seinem Werke, wenn der Vorhang aufgeht und man sich zum erstenmale öffentlich hinstellen soll, wird zu würdigen wissen, was der Dichter Holtei zu überwinden hatte im Augenblick, wo er in der Mitte seines Lebenslaufes einen neuen Lebensweg, den bedenklichsten von allen, betrat. Freunde erwarteten, und vielleicht er selbst auch, daß er wie ein fertiger Künstler, wie ein gebornes Genie dastehen werde; eine thörigte Erwartung, die eine auch noch ausgebildetere Kunst des mündlichen Vortrags, als sie Holtei in seinen Vorträgen zeigt, und noch mehr Intelligenz nicht rechtfertigten. Man kann, wie es ungefähr in dem Prologe angedeutet ist, Alles wissen, was Lessing und Engel über die Kunst gedacht, man kann seine Stimme gebildet haben wie Fleck, sein Muskelspiel wie Garrick, und dem Blick gebieten wie Devrient; man kann sogar ein Genie seyn, und ist doch ein Stümper beim ersten Debut. Keine Kunst verlangt so ihre Studien, ihre Schule, wie die Schauspielkunst.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Gräfin Nays.

Aus den an die Gräfin Nays gerichteten Fragen und ihren Antworten, die freilich sehr kurz und unbestimmt waren, ergab sich, daß die Frau Gräfin zuweilen Schulden hatte, und einmal in ihrer Verlegenheit an einen der Gauner schrieb: „Mein lieber Drouillet! ich wende mich an Sie und bitte Sie, mir bis Sonnabend 200 Franken zu verschaffen, da mich ein unerbittlicher Gläubiger verfolgt u. s. w.“ daß sie Bälle und Soirées gab, um sich, wie sie behauptete, die Gewogenheit und den Einfluß reicher Personen zu verschaffen, welche die Gnade des auf den Galeeren sitzenden Stephan Fossard erwirken könnten. Jener Drouillet, ein abgefeimter Schelm, wie es scheint, gestand in ihrer Gegenwart, er habe die Frau Gräfin zuweilen zweimal am Tage besucht, auch die Ehre gehabt, sie zuweilen an öffentlichen Orten zu begleiten. Man sieht hieraus, wie Vieles in einer großen Stadt wie Paris möglich ist, was in einer kleinen Provinzstadt ganz und gar nicht thunlich wäre. Die Leute aus der Provinz würden zu träumen glauben, wenn sie eine gnädige Frau Gräfin, auf deren Bälle und Soirées sie die Ehre haben eingeladen zu werden, mit einem von den Galeeren entlassenen Spitzbuben, der vielleicht gar gebrandmarkt worden ist, öffentlich und vertraulich spazieren gehen sähen; sie würden sich die Augen reiben und ein trügerisches Gaukelspiel zu sehen wähnen. Aber wie wenige Menschen in Paris wissen, daß dieses oder jenes Individuum, welches mit einer wohlgeschmückten Dame einhergeht, ein Galgenschwengel ist. Das vergangene Leben der Meisten ist für die Volksmenge ein verschlossenes Buch, und sie kann die öffentlich Auftretenden nur nach ihrem gegenwärtigen Betragen beurtheilen, das noch dazu sehr unvollkommen zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Die Gräfin von Nays hatte doch so viel Schaam, daß sie behauptete, sie habe aus bloßer Menschenliebe gehandelt; Drouillet sey in ihren Augen ein durch seine ausgestandene Strafe gebesserter Züchtling gewesen, den sie wieder habe aufrichten wollen. Ebenso habe sie aus bloßer Barmherzigkeit den Stephan Fossard von seiner langen Galeerenstrafe zu befreien gesucht, und da er endlich entwichen sey, habe sie auf sein dringendes Ansuchen seine Gnade erwirken wollen und deßhalb Geld von ihm genommen, um die nöthigen Schritte thun zu können. Es ist Schade, daß es nicht in dem Bereiche der Geschwornen lag, Auskunft über die frühern Verhältnisse der Frau Gräfin zu diesen Gaunern zu verlangen. Es muß ein interessanter Roman zum Grunde liegen. Da die Frau Gräfin zuweilen des Geldes bedürftig zu seyn scheint, so sollte sie ihre Geschichte schreiben; ich bin überzeugt, dieselbe ist anziehender, als mancher aus der Phantasie gegriffene Roman; sie würde vielleicht auch ein nicht unwichtiger Beitrag zur Sittengeschichte der Galeerengefangenen seyn. Vor der Hand bleibt hierüber noch Manches im Dunkeln, so wie über den Diebstahl der Münzen im Antikenkabinette.

Dg.

Auflösung der Geschlechts-Homonyme in Nr. 29:

Der, Die, Das Rechte.

Geschlechts-Homonymen.

Erste.

Er ein Bruder böser Galle,
Sie mit Mit ist Männerfalle,
Es, ein Paß zum lezten Graben,
Ist der Laufpaß nicht zu haben,
Kann doch Kranken Hülfe seyn;
Kindern ist es jeder Wein.

Zweite.

Er findet für den Fuß nicht statt
Im Winter, ist das Eis zu glatt;
Sie raubet, wie das Eis den Flüssen,
Dir freien Lauf, wirst harren müssen;
Es lebt und fliegt nur wenig Stunden,
Sind die verflossen, ist's verschwunden.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Februar 1833.

In der Liebe geht der Trug fast immer noch weiter als das Mißtrauen.

Larochefoucauld.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Am politischen Himmel hatten sich unterdessen unerhörte Begebenheiten vorbereitet, über die wir dem Leser nichts zu sagen brauchen, als daß es die des Jahres 1813 waren, da kein Kinder- und kein Greisenherz die Worte: Napoleon, Vaterland, Freiheit, ohne die lebhafteste Aufregung aussprechen hörte. Kaum war Oertzen genesen, als er und Kallendorf beschlossen, der Armee zu folgen und Sieg oder Tod in der Vertheidigung der guten Sache zu suchen. Die Mütter und Bräute jener Zeit waren Spartanerinnen geworden, sie gaben Schwert und Schild den Geliebten selbst in die Hand und ermahnten sie, entweder mit Lorbeern geschmückt, oder nie heimzukehren. Am Tage vor der Abreise ging Graf Karl zur Fürstin Sophie; er fand sie voll unverholenen Schmerzes, der ihm das Zeichen ihrer Liebe war. „Wann sehen wir uns wieder?“ fragte sie, ihre Hand in die seinige legend. Er drückte diese an seine Augen, mit den Worten: „O, Sophie, gäbe es keine andere Trennung für uns, als die jetzige — dürfte ich dann auf immer zu Ihnen zurückkehren, mit wie leichtem Herzen würd' ich scheiden!“ — „Wollen Sie, theurer Karl,“ sagte sie zärtlich, „dann sey es die lezte; ich will Ihnen ganz angehören, wenn Sie die Kraft haben, sich über Vorurtheile hinwegzusetzen.“ Zum ersten Mal drückte Karl sie an sein Herz und küßte die Thränen von ihren großen Augen. „Aber wie?“ sagte er endlich, „Ihr Gemahl, Ihre Religion —“ — „Ich bin von Geburt eine Preußin,“ erwiderte sie, ihren Kopf an seine Brust lehnend, „und lutherisch erzogen, bis die grausamste Berechnung mich diesem Italiener in die Arme warf und mich sogar verleitete, meine Religion zu wechseln. Aber noch hänge ich mit vollem Herzen an dem Glauben meiner Kindheit und werde keinen Anstand nehmen, ihn öffentlich zu bekennen, um dadurch eine Scheidung möglich zu machen — wenn Sie sich stark genug fühlen, eine Frau an Ihr Herz zu nehmen, die man hart tadeln wird.“ — „Sophie, Sophie!“ rief Karl außer sich, „was thäte ich nicht für Dich, welches Opfer wäre mir zu theuer, Dich zu erkaufen! Ach, ich habe es nie zu hoffen gewagt; so dürft' ich Dich wirklich mein nennen? — Du Engel, Du Schönste, Du Beste, als meine Braut drücke ich Dich an meine Brust!“ Er ließ sie nicht zu Worte kommen, sein Mund strömte über, wie sein Gefühl, das er so lange gewaltsam zurückgedrängt hatte. Jezt aber belohnte ihn die süßeste Hingebung, die zärtlichste Gegenliebe; in den holden Zügen, in der geliebten Seele fand er den Inbegriff seiner Wünsche, lag jezt für ihn die ganze Zukunft, und Welt, Eltern, Alles war verloren in der seligen Gegenwart. In einem drei Stunden langen Gespräche wurden nun alle Plane zur innigsten Vereinigung verabredet, alle Schritte genau bestimmt, die diesem wichtigsten vorangehen sollten, und der junge Graf, die Hoffnung seiner braven Eltern und mancher andern zärtlichen Mutter,

verließ der schönen Fürstin Haus mit gebundenen Flügeln und zum Himmel getragenem Herzen. Dennoch war ein gewisses Etwas in ihm, das ihn die Entdeckung scheuen und selbst seiner Mutter Alles verschweigen hieß. Am nächsten Morgen verließ er, vom Segen der Eltern begleitet, die Stadt.

Graf Oertzen war schon früher aufgebrochen; doch als Adjutanten desselben Generals trafen die Freunde, nach kurzer Trennung, bei der Armee wieder zusammen, und nun konnte Karl sein theures Geheimniß nicht länger in der übervollen Brust verschließen. Oertzen störte den Strom seiner Rede nicht, und als er Alles erfahren hatte, sprach er: „Lieber Freund, schütte Dein Herz aus, so oft Du willst, das meinige wird Dir immer offen stehen; ich habe auch einen tüchtigen breiten Rücken und lasse mir allerlei aufpacken; nur verlange nicht, daß ich in Deinen Ton einstimme, denn ich bin nun einmal nicht verliebt, und überhaupt gar nicht sentimental.“

Graf Karl war jezt des Freundes Art und Weise schon gewohnt, daher dachte er nicht daran, diese Aeußerung übel zu nehmen, wohl aber die Erlaubniß zu benutzen; denn so oft sie allein waren, sprach er von seiner Sophie und immer wieder von seiner Sophie. Dieser Feldzug war unbezweifelt Kallendorfs glücklichste Lebensepoche; nach Außen die angenehmste Stellung, die Jeder ihm gönnte, im Herzen das Bild einer schönen, liebenswürdigen Frau, die ihm ganz angehörte, zur Seite ein immer heiterer Freund, der sein volles Vertrauen besaß, und vor sich die Bahn der Ehre, mit dem Bewußtseyn, das Schwert für die gerechteste, edelste Sache zu führen — was kann der Mensch sich Schöneres wünschen? Nur eins beunruhigte ihn und trübte mitunter sein Glück: das dunkle Gefühl, daß die verehrten Eltern sich mit allen Kräften wider seine Heirath stemmen würden.

Man nahte sich endlich, im Wechsel ernster und lustiger Abentheuer, am Rande des Todes das Leben noch genießend, der kaiserlichen Hauptstadt, vor deren Thoren ein heißer, blutiger Kampf manchem schönen, hoffnungsvollen Daseyn ein Ende machte, während er den Ueberlebenden eine reizende Aussicht in die nächste Zukunft öffnete. Ein berauschender Tag ist es, an welchem, nach langem Kriege voll Gräuel und Grauen, der Sieger glücklich an's Ziel gelangt. Mit welchem Enthusiasmus die Alliirten damals aufgenommen wurden, ist allbekannt; die Heere ruhten aus, wie noch nie ausgeruht worden war; denn hier wurden sie einquartirt auf dem Gipfel des Luxus und aller Verfeinerungen des Lebens. Offiziere und Soldaten schwelgten in Genüssen, die bisher nur den Reichen zugänglich waren, die sie aber, zwar ohne Geld, doch weit theurer mit ihrem und ihrer Brüder Blut bezahlt hatten. Nach wenigen Wochen brachte ein leichter Reisewagen auch Fürstin Sophie in die Arme des Geliebten, die, wie so manche schöne Fremde, das damalige Paris zu verherrlichen, ein Heer von Herzen zu zerreißen, eines zu beglücken kam. Dem glücklichen Helden ward nichts versagt, was Liebe gewähren kann, ohne daß die gänzliche Hingebung seiner Geliebten sie auch nur um ein Sandkorn auf seiner Wage hätte steigen lassen. Er wußte die Schwäche, die ihn beglückte, nicht zu tadeln und betete den holden Gegenstand seiner Liebe wie einen Engel an. Doch drang er immer zärtlicher in sie, ihre Scheidung rascher zu betreiben.

Der Sommer verschwand und mit ihm die Fremden, und im Herbst füllte sich eine andere Kaiserstadt mit aller Herrlichkeit der Welt und allen Helden der Zeit, die besiegten, versteht sich, ausgenommen. Nie ist wohl die Gastfreundschaft in einem größern Maßstabe geübt worden, als es, während des Wiener Kongresses, vom Kaiser von Oesterreich geschah. Jeder Souverän sah sich in eine Lage versezt, in welcher er keine der Bequemlichkeiten seines eigenen Hofes vermissen konnte; Wohnung, Hofstaat, Equipage, Alles war kaiserlich, Alles von jener soliden Pracht, wie sie den Festen des österreichischen Hauses stets eigen und nur möglich ist bei dem außerordentlichen Reichthum nicht nur des Kaiserhauses, sondern auch einer großen Anzahl von Privatleuten.

Ein Rosengarten unübertroffener Schönheiten war hier anzutreffen, und keine Gemäldegallerie ist reicher an Idealen, als es Wien in diesem Jahre war, wo alle Länder und Zonen ihre Beiträge geliefert hatten, um ein niegesehenes Schauspiel darzustellen. Die Krone der einheimischen Schönheiten war wohl unbestritten die wunderschöne Gräfin Z., mit dem süßen, himmlischen Gesichte einer Raphaelischen Madonna, dessen Reiz so vollkommen war, daß man den gänzlichen Mangel an Augenbrauen nicht bemerkte, oder doch nicht ersezt zu sehen wünschte, weil die unbeschreibliche Reinheit ihrer Stirne durch jede Aenderung nur hätte leiden können. — In blasser, antiker Vollkommenheit der Umrisse machte eine Engländerin ihr die Palme streitig. Die Lady C. erschien zu Anfang des Kongresses in Trauer; ein schwarzes Kleid und eine große, weiße Pelzpalatine, die sie immer trug, gaben ihrer unübertroffenen Schönheit etwas Idealisches. Ein Hals, wie ihn kein Künstler je geformt hat, trug den schönsten Kopf, mit kurz geschnittenem, schwarzem Haar, das in weichen Locken um die niedrige Stirne fiel; ihre Nasenwurzel wich im Profil in kaum bemerkbarer Linie vom Umriß der Stirne ab, und schmale, gerade, dunkle Augenbrauen schwebten über großen, weitgeschnittenen, aber von unten halbgeschlossenen blauen Augen. Kein Gedanke von Roth war auf die schneeweißen Wangen gehaucht; das Gesicht, den Hals und die schöne Brust bedeckte eine weiße Atlashaut, ohne Makel, nur durch das brennende Roth der Lippen unterbrochen. Als sie später

die Trauer ablegte und nun das schwarzseidene Gewand mit einem weißen vertauschte, durchlief ein Gemurmel des Staunens den Salon, in welchem sie zuerst erschien, die schönen Glieder von weißem Atlas umflossen und die dunkeln, nur an den Schläfen sichtbaren Locken eingeschlossen in eine rund anliegende Mütze von demselben Stoffe, mit einer Spitze auf der Stirne, die in einen großen Perltropfen endigte. Sie war unbeschreiblich schön! — Wenn auch im Detail des Gesichts minder vollkommen, doch nicht minder frappant waren die, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Herzogin von S., mit dem stolzblickenden Judithkopfe auf dem fehlerlosen Körper, dessen Hände Alles übertrafen, was je ein Bildhauer geformt oder ein Maler gemalt hat, und ihre Schwester, mit Augen ohne Gleichen im feinen, römischen Gesichte, mit gelblichem Teint, aber bei Licht zauberisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Fragmente.

(Beschluß.)

Europa, der am meisten gekannte Welttheil, ward auch am reichsten an fossilen Knochen gefunden; man ging so weit, sie, mit Ausnahme der nordsibirischen Ebene, den andern Welttheilen abzusprechen, und auf diesen vermeintlichen Mangel Hypothesen und Ansichten zu bauen. Jetzt ergibt sich aber, daß nicht allein Nord- und Südamerika, sondern selbst Südasien, von dem man es am wenigsten vermuthete, an fossilen Knochen, unter ähnlichen Verhältnissen wie in Europa, reich sind. Noch mehr aber beschämt Australien, dem man allen Antheil an der Erd- und Menschengeschichte, freilich nur aus Unkenntniß, absprach. Im Innern dieses, der Entdeckungszeit nach jüngsten Welttheils fand, wie früher andere Männer in Nordamerika, Henderson Bauwerke ehemaliger Bevölkerung, und Barrow, Mitchell, Lang und Rankin das Phänomen der Knochenbreccien und Knochenhöhlen ganz wie in Europa.

Nun noch zum Schluß einige Momente aus der Geschichte der Geologie, zunächst der Versteinerungen. Die Alten schon wußten, daß Meerthierreste auf hohen Gebirgen liegen. Einer der frühesten Gesetzgeber der Indier sieht die an den Seiten eines der heiligen Berge des Himalaja in Menge hängenden Ammoniten für die Darstellung einer der Incarnationen des Wichnu an. Herodot, Strabo, Ovid und Andere erkannten Aehnlichkeiten der Versteinerungen mit lebenden Geschöpfen. Indeß erneuerte erst Bernard Palissy zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Ansicht, daß diese Geschöpfe, wo sie sich vorfinden, den ehemaligen Aufenthalt des Meeres anzeigen. Dieser Mann hatte dabei von der damals herrschenden Ansicht, die Versteinerungen seyen Naturspiele oder Mißgebilde, viel zu leiden. Spätere Zeiten hätten ihn darüber trösten können; denn Voltaire noch sagt, Pilger, nach Andern Affen, haben diese Reste an entlegene Stellen getragen. Fabio Colonna bekämpfte 1626 die irrigen Vorstellungen, welche seine Zeit von den Versteinerungen hatte. Stenon und Cister sprachen schon früher, und später Blumenbach sehr richtig, Beziehungen der Versteinerungen zu den Erdschichten aus, deren Kenntniß durch Smith in England und durch Cuvier und Brongniart in Frankreich so weit gebracht worden ist. An Zweiflern an der wirklichen Natur der Versteinerungen hat es indeß nie gefehlt. Gab es doch eine Zeit, wo man selbst die Mumien Egyptens nicht für Menschen, sondern für Erdgebilde, und Vasen bei Rom für Werke der Natur und nicht der Kunst hielt. So vermeinte man auch im Alterthum und durchs Mittelalter bis in die neuere Zeit herauf, die Versteinerungen seyen nur Naturspiele, das Werk einer vis plastica oder formativa. Sachs von Lowenheim und Kircher hielten die fossilen Knochen für Mergelschlamm, mit Salpeterwasser vermischt, Fallopio fossile Elephantenzähne für erdige Concretionen, und das Collegium medicum in Gotha erklärte das 1696 ausgegrabene Elephantengerippe für ein zufälliges Thongebilde. Augustinus, Hernandez, Acosta, Torrubia, Plater u. A. geben die fossilen Knochen großer Thiere für Knochen von Riesenmenschen oder Heiligen, z. B. für den heiligen Christoph, aus. Wie aber jede Zeit neben ihrer Schattenseite, wenn auch bisweilen mehr in den Hintergrund gestellt, ihre Lichtseite hat, so suchten damals schon Männer, welche, wie Tenzel, Scheuchzer, Carl, Feyjoò, Sloane u. A., auf dem Weg der vergleichenden Osteologie wandelten, augenscheinlich zu beweisen, daß es versteinerte Thierknochen gebe. Später zeichneten sich die beiden Camper, Sömmering, Merk, Pallas u. A. durch Gründlichkeit aus. Von Niemand noch war aber dieser Weg erfolgreicher betreten worden, als von Cuvier. Ihm gebührt das Verdienst, unserm Wissen hierin sichere Stützen gegeben zu haben. Täglich mehren sich die Entdeckungen und Beschreibungen fossiler Knochen; was er beschrieb und ordnete, wird bald nur ein geringer Theil dessen seyn, was die Erde wirklich noch bewahrt, und sich kaum vergleichen lassen mit der Masse von verschiedenen Formen organischen Lebens, welche, mit unendlicher Mannigfaltigkeit ausgeprägt, die Erde seit nur relativ bestimmbarer Zeit hervorbrachte, und von der unsere Schöpfung, wie sie heute erblüht, nur einen Theil ausmacht.

So ist denn die Erdrinde wirklich ein tiefbedeutendes Naturreich, unter zahllosen Stürmen und Umwälzungen entstanden, das uns über Vergangenheit, über

Gegenwart und selbst prophetisch über Zukunft der Natur belehrt; die Formationen sind Capitel, die Schichten Blätter und die Versteinerungen darin eingeprägte Hieroglyphen, deren Entzifferung und Deutung gewiß eine angenehme Beschäftigung in Mußestunden und eine Hauptgrundlage zum Naturstudium ist; sie sollte daher auch die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten in Anspruch nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Herrn von Holtei's Debuts.

Holtei hat sich in seinen drei Debutrollen weder als Genie, noch als ein ausgebildeter, fertiger Schauspieler bewiesen; aber wenn Jemand, der nicht den Ruf des Herrn von Holtei hätte, sich in den drei ersten Versuchen so zeigte, würde man ihn für ein Phänomen ansehen und als glückliche Acquisition für das deutsche Theater. Allein jeder Uebergang aus einem Kunstbestreben zu einem andern hat für den, der im erstern sich einen Namen erwarb, den natürlichen Nachtheil, daß die Erwartungen gesteigert sind. Herr von Holtei hat zu kämpfen mit seinem Organ, mit seinem Körper; Hände und Füße zu gebrauchen, muß man von Neuem auf dem Theater zu lernen anfangen, und der gewöhnlichste Routinier kann darin dem Genie Lehrstunde geben; allein es gibt auch Anderes, was weder das Genie, noch die vollendetste Routine besizt, und was nur der feinen Beobachtungsgabe, der tiefen Intelligenz und dem ächten Eifer zu lösen möglich wird. Diese feinere Charakteristik verschwindet jemehr und mehr aus den Conversationsstücken und mit ihnen vom heutigen Theater, und hier scheint sich für Herrn von Holtei ein vacantes Feld zu öffnen, das ihm auch als Schauspieler einen Namen machen kann. Freilich muß er nicht in kleinen Kunststücken die Natur und die Kunst suchen; diese und das Wiederkehren gewisser Bewegungen waren indeß nur auf Rechnung der Angst zu sezen, eher zu viel zu thun, als zu wenig. Sie ließen ihn aber auf der einen Seite fast zu theaterfest erscheinen, während sie auf der andern die lyrische Selbstthätigkeit, das Ursprüngliche, was bei Anfängern oft die Rollen verdirbt und doch nothwendig ist, vermissen ließen. Doch ist diese Lyrik, die uns mit sich fortreißt, weniger für solche Charakterrollen nothwendig, welche mehr in der Reflexion, als in Gefühlsaufwallungen ihr Fundament haben. Inneres freilich muß voraus da seyn; aber Kunstweihe gibt solchen Charakteren erst das, was errungen wird, wie die Gesellschaft erst den vollendeten Gesellschaftsmann macht. Hier steht Herrn von Holtei nichts entgegen, als die noch fehlende Uebung. In der Wahl seiner Antrittsrolle war er nicht glücklich, oder, wie denn alle Stimmen darüber einig sind, kein mißgünstiger Direktor konnte dem Debutanten eine nachtheiligere Debutrolle aussuchen, als den widerwärtig hämischen Charakter eines von aller Welt gestoßenen Bauernlümmels, den er sich selbst eigends dazu gedichtet. Erst kurz vor dem Schluß wird das Publikum inne, daß es sich für diesen Bauernossip, wie Jemand ihn nannte, interessiren muß, weil er doch im Grunde ein edler Charakter ist, der nur erst aller Foltergrade bedarf, um sein besseres Innere herauszukehren; bis dahin schwankt das Gefühl, das er anregt, zwischen Ekel und Lachlust, eine Aufgabe, die kaum ein Devrient genügend zu lösen im Stande wäre. Dennoch hat das Stück „Hans Jörge," als leicht gebautes, charakteristisches Rührspiel, seine Verdienste, nur nicht zum Debut für einen Anfänger. Weit günstiger war seine Rolle im zweiten, gleichfalls neuen Stücke von ihm, einem Liederspiel: „Herr Heiter;" ein feinangelegter Charakter, ein Hypochonder, der Alles schwarz ansieht, hat die fixe Idee, immer heiter zu seyn. Das recht gute und glücklich durchgeführte Intriguenstück wäre indessen fast an einigen Längen und zu vielen Liedern gescheitert, welche leztern zu oft und in einer Art, wie man es noch nicht gewohnt ist, den Dialog unterbrechen. Holtei vermeint, mit wohlgefälligen Melodien jedem dramatischen Stoffe aufhelfen zu können; Aehnliches glaubte auch früher Robert, als er im modificirten Melodrama eine Verjüngung der veralteten Tragödie ahnte; aber so musikalisch gesinnt das deutsche Theaterpublikum auch geworden ist, Alles will es sich doch nicht absingen lassen, am wenigsten die Quintessenz des Gefühls und Wizes. Auch die Franzosen, Holtei's Muster, wissen hier zu unterscheiden, obgleich sie, die Alles leichter nehmen, auch eher absingen mögen, was für uns viel zu ernst dazu ist. Indeß mag Holtei seinen eigenen Weg gehen, und wie er das Liederspiel in Deutschland eingeführt hat, ihm auch noch ein weiteres Gebiet erobern. Nur in jenem Drama wollten die beängstigenden Situationen durchaus nicht den Aufhalt durch den Gesang vertragen. Am entschiedensten glücklich war der Debutant als Wallheim in seiner Lenore. Hier unterstüzte ihn seine besondere Kunst im Vortrage der beliebten Lieder, die alle zu rechter Zeit einfallen, und die Wirkung war sehr groß. Hätte Holtei nicht reussirt, so war doch immer ein eigentliches Durchfallen bei seiner Theaterkenntniß und seinen Verstudien nicht möglich; er hätte sich immer noch durch eine Wendung herausgezogen. Aber er hat [illegible] ehr Beruf entwickelt, der nur reicherer Ausbildung bedarf, mehrerer Rundung, größern Aplombs, um eine fühlbare Lücke in der deutschen Theaterwelt zu füllen. Ist er ein guter Schauspieler, mit eingreifender Wirksamkeit auf einem größern Theater, so kann man bei seinem glücklichen Talente, den Augenblick zu fassen und die Gelegenheit dichterisch zu gestalten, zwar nicht die Wiedergeburt einer deutschen Nationalbühne im höhern Sinne und auch nicht jene Footesche Karrikaturkomödie erwarten, aber doch die Rückkehr einiges Lebens für irgend eine Bühne hoffen. Es steht heute so mit allen, daß sie nicht von dem leben, was für überall und alle Zeiten geschaffen wird, sondern nur von dem, was der Moment, das Bedürfniß, die Laune, die Lokalität hervorbringt. Doch auch darin mangelt es: der lebendige Odem fehlt. Da lockt jezt auf dem Königsstädtischen Theater, Allen unbegreiflich, ein Gespräch zweier Eckensteher vor der Polizei das Publikum. Niemand begreift, worin der Zauber liegt; aber der Zauber ist da, das Haus füllt sich jeden Abend, wo der Eckensteher Nante gegeben wird, und die Mitspielenden und der Verfasser schämen sich dessen, was sie gemacht. Eine recht gute Oper von Holtei und Gläser: „der Adlershorst," mit prachtvollen Dekorationen, gefällt zwar, kann aber neben jener Verhörsscene nicht aufkommen. Im königlichen Theater gastiert die bekannte schöne Schauspielerin aus München, Frl. v. Hagen, und gefällt, ohne großes Aufsehen zu machen. Man spricht von ihrem Engagement an die Stelle der Dlle. Fournier, welche, lebenslänglich engagirt, nach Wien geht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Februar 1833.

Au bord de l'horizon le soleil suspendu
Regarde cette plage, autrefois florissante,
Comme un amant en deuil, qui, pleurant son amante,
Cherche encor dans ses traits l'éclat qu'ils ont perdu,
Et trouve, après la mort, sa beauté plus touchante.

Delavigne.

Navarin und Modon.

Bericht eines deutschen Reisenden.

Navarin, im December 1832.

Die beiden berühmtesten Seeschlachten, welche an Griechenlands Küsten gefochten worden sind, die von Actium und Lepanto, liefern beide Beispiele des Sieges des Westens über den Orient. Unserer Zeit war es vorbehalten, im Jahre 1827 ein drittes Beispiel zu geben. Die Schlacht von Navarino, politischen Rechtgläubigen ein Greuel, in mancher Hinsicht kaum zu entschuldigen, wird durch die traurigen Folgen, welche sie für das türkische Reich hatte und die sich namentlich in dem russischen Kriege kund gaben, so wie durch den Jubel, welchen sie bei den Freunden des wiederauflebenden Hellenenvolks erregte, immer denkwürdig bleiben. Der Name der großen Bucht, an deren Nordspitze das alte Pylos lag, ward in Folge dieses Ereignisses von Tausenden von Zungen genannt; und wenn die Anwohner dieses Küstenstrichs Messeniens einigen Grund haben zu bedauern, daß ein Theil des schönsten Hafens, den Griechenland besizt, durch die Trümmer der zahlreichen hier versenkten türkischen Schiffe wenigstens für jezt verunreinigt und verdorben wurde, so vermögen sie doch nicht ohne Freude auf die Stelle zu blicken, wo einer ihrer mächtigsten Feinde (denn innere Zwietracht schadete und schadet dem Volke mehr, denn seine muselmännischen Unterdrücker) den Todesstoß erhielt.

Den Schiffen, welche von Italien nach der Levante bestimmt sind, und durch die zwischen Malta und Candia häufig wehenden heftigen Südwinde von ihrer Bahn ab nordwärts getrieben werden, ist diese Bucht ein willkommener und sicherer Zufluchtsort. Ihr enger Eingang zeigt sich zwischen den nackten, unwirthlichen Felseninseln Sapienza und Prodano; über ihr zur Rechten ragen, wenn man von ferne blickt, schneebedeckte Kuppen des lakonischen Pentedactylon. Die Insel Sfaggia oder Sfacteria, eine lang sich hinstreckende hohe Felsenwand, bei welcher die Athener unter Demosthenes und dem Gerber Cleon die Peloponnesier schlugen, scheidet die Bucht vom offenen Meere und läßt zwei schmale Eingänge, deren nördlicher, jezt nur Fischerbooten zugänglich, sich bei Alt-Navarin oder Zonchio befindet, der südliche bei dem jetzigen Fort, von den Griechen Neo-Castron oder Avarinos geheißen, dessen Name von Einigen für des Ptolemäus Abarmus gehalten wird, nach der Meinung des, Morea entbellenisirenden Fallmerayer aber auf Gegenwart und Wohnsitz nordischer Gäste deutet. Die Beschreibung bei Thucydides (IV. 8.) ist so genau, daß sie auch jezt noch als treffende Schilderung der Lokalität gelten kann. „Die sogenannte Insel Sfacteria, welche sich längs des Hafens erstreckt und nahe dabei liegt, macht ihn haltbar und verengt die Einfahrten, so daß auf der einen Seite (gegen Pylos) zwei Schiffe, auf der andern gegen das übrige Festland acht oder neun durchfahren können. Uebrigens war sie unbewohnt und daher mit Wald bedeckt,

unwegsam und etwa gegen fünfzehn Stadien lang.“ Ein Felsenriff erhebt sich in der Bucht, deren Tiefe an einzelnen Stellen sehr verschieden ist und die nach Norden durch einen schmalen Damm von einem Landsee geschieden wird, der süßes Wasser enthält. Um die breite Seite des Meerbusens ziehen sich waldige oder mit dichtem, niedrigen Strauchwerk bedeckte Hügel, die sich bis zu den höhern Bergmassen im Innern erstrecken und den Jagdliebhabern reiche Beute an Hasen, wilden Kaninchen, Schnepfen und Wasservögeln bieten. Das Vorgebirge, welches das Fort trägt, ist so gelegen, daß eine gut eingerichtete Batterie das Einlaufen von Schiffen gänzlich verhindern könnte; das Fort, in dessen Mauerumkreis sich die eigentliche, ehemals von den Türken bewohnte Stadt befindet, von den Venezianern erbaut, von Morosini 1686 den Türken entrissen, und von Ibrahim Pascha ohne Schwertschlag den Franzosen abgetreten, ist in einem halbruinirten Zustande und hat gegenwärtig etwa 300 Mann französischer Besatzung, nebst einigen wenigen griechischen Familien, welche die frühere türkische Einwohnerzahl, nach Pouqueville an 600, ersezt haben. Die Mauern sind zum Theil mit dem dort vorgefundenen, zum Theil mit französischem Geschütz versehen; die ehemalige Moschee ist in ein Magazin umgewandelt, und einige Gärtchen mit Citronen= und Orangenbäumen in einem verschütteten Graben deuten mehr an, daß noch Bewohner vorhanden sind, als die wenigen öden Gassen und halbverfallenen Wohnungen, wo man beinahe Niemand als einige französische Soldaten erblickt. Mehr Leben und Bewegung ist am Strande. Als die Franzosen 1828 herkamen, war nichts als ein halbes Dutzend vereinzelter Fischerhütten zu sehen: das ehemalige griechische Dorf, auf dem Abhange des Hügels gelegen, hatten die Egypter in einen Schutthaufen verwandelt. Jezt bedecken über 150 Wohnungen das Thal, das sich vom Berge St. Nicolas bis ans Meer erstreckt, bewohnt sowohl von Griechen als auch von eingewanderten Italienern, Dalmatiern, Joniern u. a., die in Sprache und Kleidung mit ihren militärischen Gästen ein buntes Gemisch bilden. Der geräumige, ein Viereck bildende Platz in der Mitte des Fleckens ist mit einem Brunnen verziert und mit Kramladen umgeben, die den Bazar ausmachen. Freilich sind die Wohnungen meist ärmlich und von Holz, freilich sind diese Kaufmannsmagazine schlecht versehen, aber sie deuten doch ein Wiederaufleben an. Wein, Oel, Honig, Feigen (namentlich die von Calamata, welche die geschätztesten unter den griechischen sind) und Pomeranzen sind die Haupterzeugnisse des Landes und finden sich am häufigsten vor; aber den Wein verderbt man, indem man ihn in getheerte Fässer füllt, da es keine Keller gibt, um ihn aufzubewahren; das Oel versteht man eben so wenig hier als sonstwo in Griechenland ordentlich zu bereiten, und bringt deßhalb meist schlechte und höchstens mittelmäßige Sorten zu Markte, während man bei mehr Sorgfalt und Gewerbfleiß, namentlich auf den ionischen Inseln, mit dem Lucchesischen und Provencer wetteifern könnte. Zum Kauf bietet man noch außerdem griechische Mützen, deren Absatz im Lande sehr stark ist, wie sie namentlich auch in großer Menge nach der Türkei verführt werden, seit der Sultan sie statt des Turbans bei seinen Truppen eingeführt hat, wollene Gürtel und andere Wollenzeuge, meist von den Küsten der Barbarei, schwere griechische Mäntel, Bettdecken vom Smyrna u. s. w. Westeuropäische Waaren, fast ausschließlich französische, haben mit den Fremden häufigern Eingang gefunden; daß man geringe Qualitäten theuer bezahlen muß, ist leicht begreiflich. Neben den Griechen haben sich ein paar französische Kaffeewirthe und Restaurateurs angesiedelt, auf den Besuch der Offiziere rechnend, welche, die Langeweile des Garnisonslebens an einem solchen Orte doppelt fühlend, ihre Zeit zu tödten suchen, was ihnen nur sehr unvollkommen zu gelingen scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Als Repräsentantinnen der nordischen Götterwelt, Freia und Herta, konnten die polnische Fürstin J. und die dänische Gräfin B. mit allem Recht betrachtet werden; und mitten unter diesen hervorragenden, seltenen Schönheiten blieb das niedlich-unregelmäßige Gesichtchen der Gräfin F., mit dem Weiß und Roth der Kindheit auf den glatten Wangen und der ewigen Jugend im Ausdruck, gewiß nicht unbemerkt; was je von goldbraunem Seidenhaar geträumt und gedichtet worden, sah man an ihr verwirklicht. Aber einen ganz eigenthümlichen Kontrast gegen die schwarzen Feueraugen und stolzen Schönheiten, die fast bei jedem Schritte das Auge des Beschauers fesselten, bildete die Fürstin B., eine Russin, weiß wie der Schnee ihres Landes. Sie war unstreitig zu fett, aber weder von den runden Armen, noch von dem weichen Halse hätte man sich entschließen können, etwas hinweg zu nehmen, wenn man es auch gekonnt hätte. Durch die halbgeschlossenen Augen stahl sich der süße Blick ins Herz, ohne Feuer, aber zur Liebe freundlich einladend. Manchmal entzückte sie die Gesellschaft, die vornehmste der Welt, durch die Ausführung eines Nationaltanzes, der die Männer rasend machte. Dieser bestand in einem gemessenen Hin= und Herschleichen und einem langsamen Aufheben und Wiedersinkenlassen der schönen Arme, mit fast schläfrig gesenktem Haupte und niedergeschlagenem Blicke, Alles so lieblich in Harmlosigkeit und Indolenz gehüllt, daß Mancher, wenn auch

in andern Worten, dachte: „io perdero la pace quanto ti sveglierà."

Die hier erwähnten Frauen konnten ungefähr für die Raphaele, die Correggios und die Tiziane der Sammlung gelten; doch außerdem war der weite Saal, das große Wien, mit unzähligen andern geschäzten und schätzenswerthen Meisterstücken zweiter Ordnung reich geschmückt, alle ins bestmögliche Licht gebracht, durch Kleidung, Beleuchtung und Gruppirung zauberisch prangend. — Mögen die Mütter mit häßlichen Töchtern sich auch noch so gern weiß machen wollen, daß Schönheit ein zweideutiges Geschenk sey, sie bleibt doch ewig eine Himmelsgabe. Verleiht doch schon ein reiches, sorgfältig angelegtes Gewand der Trägerin eine Art Würde, weil sie passen will in das Kleid, das sie trägt; wie sollte denn die Schönheit nicht zur Hebung und Veredlung der Seele beitragen, deren Kleid sie immerwährend ist, der sie ohne Aufhören zuruft: entstelle mich nicht! Es ist fast um jede schöne Gestalt eine Magie verbreitet, die ihren Schimmer gewiß auch auf die Seele wirft, und nur wenn jener Abglanz unnatürlich zurückgehalten oder gewaltsam verdunkelt wird, kann diese gemein seyn, wo der Körper edel ist. — Die vielen Feste voll Pracht und Geschmack gaben freilich eine seltene Gelegenheit zur zweckmäßigsten Schaustellung jedes Reizes. Auch unter der jungen Männerwelt waren edle Ritter und Göttergestalten in Fülle anzutreffen; gewiß blieb keine Venus ohne Mars. Der Kaiser Franz selbst interessirte sich lebhaft für die Ausführung seiner Feste, war fast immer bei den Proben der Tableaux und der kleinen Komödien gegenwärtig, lobte oder tadelte in seiner freundlich-väterlichen Art, und war ganz in Eifer, seine Hauptstadt recht zu ihrem Vortheile erscheinen zu lassen.

Eines der ersten Haupttableaux war die erste Zusammenkunft der Fürstin Maria von Burgund mit dem Kaiser Maximilian, nach einem verdienstvollen Gemälde des damaligen Hofmalers Petters. Die Herzogin von S. war Maria; das Feuer ihrer vollen schwarzen Augen erschien gedämpft im bräutlich zur Erde gewandten Blick. Ein bildschöner Mann stand ihr als Maximilian gegenüber, die Hand auf ihre Schulter gelegt. Mochte ihn das schöne Gesicht der ihm sonst ganz fremden Dame begeistern, oder glaubte er, in der Hauptprobe Maria mit dem ganzen Feuer eines verlangenden Bräutigams ansehen zu müssen; kurz, der Maler fühlte sich veranlaßt, plötzlich, vor den Ohren der versammelten gekrönten Häupter, mit lauter Stimme zu rufen: „„Herr Graf, etwas mehr Ehrfurcht und weniger Liebe!" Die arme Herzogin dachte unter die Erde zu sinken vor Schaam, und die Fürstin von Salvaggio, welche als Hofdame mit im Gefolge stand, flüsterte dem Grafen Karl leise zu: „Nehmen Sie sich's zu Herzen, was der Maler sagt; der Prinz von X. hat uns in den lezten zehn Minuten nicht aus dem Auge verloren." Karl sah sich um, fand die Bemerkung gegründet und gab daher seinen Blicken schnell eine andere Richtung. Sie fielen auf eine Gruppe lieblicher Kinder, welche die Schleppe der Maria von Burgund trugen. Eines derselben war eine jezt verstorbene Tochter des Fürsten M., mit einem reizenden Gesicht, in welchem die Knospe hoher Schönheit, kaum aufblühend, schon wieder entblättert ward.

Fürstin Sophie war im Grunde keine Freundin solcher Darstellungen; sie hatte daher, aus Gefälligkeit, nur wenige Rollen übernommen, und im Ganzen wohl daran gethan. Ihre Art von Schönheit war mehr für die nächste Nähe berechnet; denn ihr Hauptreiz, die liebliche Beweglichkeit ihres Mienenspiels, ging in der Ferne verloren. Dennoch war sie bei allen diesen Festen zugegen, denn ihr guter Geschmack und feiner Takt machten sie zur wünschenswerthesten Rathgeberin, und die jungen Herrn ihres und noch höhern Standes horchten fast mit Andacht auf ihr Urtheil. Sie selbst ließ sich unter Anderm bereden, eine der Ritterdamen bei einem prachtvollen Caroussel darzustellen. Lange berathschlagte sie mit Graf Karl, was besser sey, ihn oder einen Andern zum Ritter anzunehmen, und ward endlich, wiewohl ungern, über Lezteres mit ihm einig. Graf Oertzen war der Glückliche, dem sie ihre Hand zusagte. — Das Schauspiel dieses Caroussels war unstreitig eines der imposantesten von Allen. Die große Reitschule in der Burg, bei andern Gelegenheiten auch zu Konzerten gebraucht, war mit prächtigen Teppichen rings behangen; die eine Tribüne, am schmalen Ende des Gebäudes, war für den Hof, die andere für die Ritterdamen eingerichtet; die übrigen großen Gallerien waren den Zuschauern eingeräumt, welchen es möglich gewesen war, sich Billette zu verschaffen. Die handelnden Personen waren in vier Quadrillen von verschiedenen Farben vertheilt, schwarz, roth, blau und weiß, und Alle gleich prächtig gekleidet; doch nahmen sich die Edelsteine auf dem schwarzen Sammt wohl am schönsten aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Taubenschützenklubb und Bälle.

Zu dem neulich eingeschickten Berichte über die Belustigung der Engländer in Frankreich, Wetten beim Taubenschießen anzustellen, muß ich berichtigend hinzufügen, daß ihnen auch in Paris diese Belustigung nicht fehlt und daß sie hier einen Klubb gebildet haben, welcher der Pigeon-Shooting-Club, das heißt der Taubenschützenklubb genannt wird, in welchem, wie in allen englischen Klubbs, ein Comité die Angelegenheiten, nämlich Schießen, Wetten und Schmausen, leitet, und an welches sich also diejenigen zu wenden haben, die vor Begierde brennen, auffliegende Tauben todtzuschießen und dabei ein Ansehnliches zu gewinnen. Jn

gebe nun zur Belustigung der Pariser über, welche glücklicherweise die armen Tauben in Ruhe lassen, es sey denn, um sie zu verspeisen, weßhalb auf dem Geflügelmarkte beständig Hunderte, vielleicht Tausende solcher unschuldigen, lebendigen oder todten Schlachtopfer den Käufern zu Gebote stehen. Was aber den Parisern vor Allem behagt, sind Bälle. Nun hat freilich die Quotidienne den Einfall gehabt, im Namen der Legitimität den sogenannten Royalisten das Tanzen zu verbieten, so lange die Herzogin von Berry gefangen sitze. Allein ich zweifle, ob dieses legitimistische Verbot eine große Wirkung haben wird. Auch Legitimisten haben Söhne und Töchter, und diese wollen gefallen, heirathen u. s. w. Sollen sie nun der Legitimität, die der Jugend wahrlich keine Sorge macht, Alles zum Opfer bringen, sogar ihr Lieblingsvergnügen, den Tanz? Welchen Ersaz hätte die arme legitimistische Jugend dafür zu erwarten? Ist etwa auch ein Verein da, um den Töchtern der legitimistischen Familien Männer zu verschaffen? Wahrscheinlich wird sich also die Verschwörung gegen die revolutionären Bälle auf einige Familien vom alten Hofe und einige überspannten Royalisten vom alten Schrote beschränken, und die Andern werden es ihren Söhnen und Töchtern nicht zur Buße auflegen, sich den Winter hindurch einzusperren, weil sich eine abentheuerliche Prinzessin hat einsperren lassen. Zudem ist die Zahl der ächten Legitimisten auch nicht so beträchtlich, daß durch ihre Abwesenheit eine große Lücke auf den allgemeinen Bällen entstände. Bei den Bällen im Faubourg St. Germain, dem Sitze dieser Parthei, und bei denen, welche das Corps diplomatique zum Zeitvertreibe gibt, mag es anders seyn, denn auf diesen spielt besagte Parthei die Hauptrolle. Die nicht legitimistische Welt, und diese ist bei weitem die zahlreichste, ist keineswegs gesonnen, sich diesen Winter den geringsten Abbruch an ihren Belustigungen gefallen zu lassen; im Gegentheil, da während der beiden lezten Winter Handel und Gewerbe darniederlagen und man wegen der Zukunft besorgt war, wollte es mit dem Tanzen nicht recht fort; man wußte ja nicht, nach welcher Pfeife man werde tanzen müssen. Jezt aber weiß man so ziemlich, daß es nach der eigenen Weise geschehen soll; der Verkehr belebt sich wieder, die Börse gibt durch ihren Kurszettel, wie an einem Barometer, heiteres Wetter an; man hat einen glücklich beendigten Feldzug zu feiern. Alles ist guter Hoffnung, und somit hat sich auch die Tanzlust wieder eingefunden. Man war so begierig nach dem Tanze, daß die gewöhnliche Ballzeit schon im Dezember beginnen sollte und die Oper, wie auch andere Theater, den ersten Ball auf den Weihnachtsabend oder vielmehr auf Weihnachten selbst festgesezt hatte. Gegen diesen Schritt that der Minister d'Argout plözlich Einspruch. Da man nämlich der Geistlichkeit befohlen hatte, in dieser Nacht die Kirchen geschlossen zu halten, zur Vermeidung allen Unfugs, so glaubte man, die Billigkeit erfordere es, auch die Schauspiel- und Ballsäle zu schließen. Gegen diesen Befehl ließ sich Einiges einwenden, was auch die unabhängigen Tageblätter gethan haben; allein die Polizei hat das Vorrecht, daß sie Manches thun darf, ohne gesezlich nachzuweisen, warum sie also verfährt und nicht anders.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Böhmen, Januar.

Zweiter Brief. Das Feudalwesen.

Wie in allen von Slaven bewohnten Ländern, besteht in Böhmen das Feudalsystem. Die Besizer von großen Gütern oder Herrschaften, Obrigkeiten genannt, sind hier gleichsam kleine Souveräns. Sie haben ihre sogenannten politischen Beamten, ziehen für den Staat die Steuern auf ihren Herrschaften ein, und werden dabei, wo es nöthig ist, von militärischen Exekutoren unterstüzt. Sie haben blos an die Kreisämter zu berichten und bei diesen um Hülfe nachzusuchen, wenn es gilt, Säumige und Widersezliche zu bestrafen. Bei den Aushebungen zum Militär hängt es einzig und allein von ihnen ab, welche Rekruten sie geben oder nicht geben wollen, wenn sie nur die vorgeschriebene Zahl abliefern und die Gelieferten zum Dienste nicht gerade untauglich sind. Diese Einrichtung gewährt ihnen den Vortheil, daß sie zu männlichen Dienstboten gesunde und im Dienst sehr pünktliche Leute haben, weil sie dieselben von der Militärpflichtigkeit befreien können. Da man nun diese in den österreichischen Staaten wegen der langen Dienstzeit von vierzehn Jahren sehr scheut und es für ein besonderes Glück hält, frei davon zu seyn, so drängt man sich nach dem Dienste bei den Herrschaften, und diese haben somit die Auswahl. Die Drohung, einen Knecht ins Militär zu geben, wirkt dann mehr, wie jede andere Strafe, und macht diese Leute in hohem Grade ergeben und dienstreu. Man wird eine solche Partheilichkeit freilich tadeln wollen, aber jede Sache hat ihre zwei Seiten, und die bessere an dieser ist, daß dem Lande auf solche Weise eine Menge gesunder, mitunter schöner Männer erhalten werden, die sich nebenbei noch an Fleiß, Ordnung und Gehorsam gewöhnen, und so stets einen trefflichen Kern der Bevölkerung erhalten und fortpflanzen. Ueber die Landesinsassen steht den Herrschaften ebenfalls eine gewisse vormundschaftliche Aufsicht zu, und sie können mit Zwang und Strafe eingreifen, wo Einer oder der Andere sein Hab und Gut schlecht verwaltet, oder gar durch Liederlichkeit verschleudert.

Die gedachten Herrschaften sind von bedeutender Größe. So enthält z. B. die Herrschaft **Krumenau**, die größte in Böhmen, 22 deutsche Quadratmeilen, aber dabei nur eine Bevölkerung von 48,000 Menschen. Andere dagegen, wie **Nachod**, und mehrere am nördlichen Gebirge, enthalten auf der Quadratmeile 5 — 6000 Seelen. Zu der Verwaltung dieser Herrschaften sind eigene Behörden oder Aemter angestellt. So z. B. ist das Oberamt die erste politische Behörde, und es faßt dieses die Gerichtspflege, die Landespolizei und die oben angegebene vormundschaftliche Aufsicht über die Unterthanen in sich. Die Rechtspflege ist ziemlich vereinfacht, was daraus hervorgeht, daß auf Herrschaften von 20 — 40,000 Einwohnern nur ein Gerichtshalter ist, welcher mit einigen Schreibern seine Funktionen vollkommen versieht. Neben den genannten besteht noch das Oekonomie- und das Forstamt. Beide sind bei der Größe und Ausdehnung der Felder und Wälder von Wichtigkeit.

Wie in souveränen Staaten es außer der Ordnung ist, daß der Regent sich unmittelbar mit der Regierung befasse, so gehört es auch zu den großen Seltenheiten, daß ein böhmischer Herrschaftsbesizer seine Angelegenheiten selbst leitet. Er hat hiezu seinen Vertreter, welcher Inspektor oder auch Wirthschaftsrath heißt. Wenn ich nun hiebei noch bemerke: daß es eine Menge Kavaliere gibt, welche mehr als eine, oftmals drei und mehr Herrschaften besizen, so kann man sich leicht einen Begriff von ihrer Wohlhabenheit machen. Was jedoch auffallen muß, ist, daß die meisten derselben in neuerer Zeit sehr herabgekommen sind. Die Ursache hievon liegt in der mitunter nicht musterhaften Verwaltung ihrer Güter. Ueberhaupt ist die Produktionsfähigkeit des Landes noch lange nicht genug in Anspruch genommen, und es liegen hier im Boden noch Schäze vergraben, die der Nation, wenn sie erst hervorgesucht werden, einen großen Reichthum sichern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Februar 1833.

Benvolio. — Folg' meinem Rath, vergiß an sie zu denken!
Romeo. — So lehre mich, das Denken zu vergessen. —
Leb wohl! vergessen lehrest du mich nie!
Benvolio. Dein Schuldner sterb' ich, glückt mir nicht die Müh'.

Shakespeare.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Damit sich der Leser einen Begriff machen könne von dem Reichthum und der Art des Kostümes, mag hier die genaue Beschreibung einer der Damen einen Platz finden. Das Gewand war, nach Art der damaligen Kleidung, vorne offen. Aechte goldene Spitzen, eine Viertelelle breit, umfaßten den Rock, während das Oberkleid mit ächten Steinen gesäumt war. Neun Reihen diamantener Ketten, jede mit einem großen Rubin befestigt, hielten dasselbe vorn über dem Unterkleide zusammen. Die kurzen Aermel waren an der Oeffnung gleichfalls mit Diamanten gesäumt; ein Rosenkranz von denselben Steinen und Rubinen hing vom Gürtel bis ans Knie hinab, und fünf der schönsten Rubinen, anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit, waren in eine Art Krone gefaßt, von welcher der schönste weiß und goldne Schleier herabhing. Schwarze Netzhandschuhe bedeckten die Arme bis an den Ellbogen und ein weißes Schnupftüchlein, mit feinen goldnen Spitzen besezt, verbreitete köstlichen Wohlgeruch, wenn den siegenden Rittern damit zugewinkt ward. — Eine andere Dame hatte schon Steine angebracht, wo es nur immer thunlich war, und zulezt keinen Platz mehr übrig für eine große diamantene Rose, die doch unmöglich ungesehen zu Hause bleiben durfte; so ward denn in der Angst die unschuldige Rose hinten an den Gürtel befestigt, was gar manches Witzwort veranlaßte. — Das Kostüm der Herrn war dem der Damen entsprechend und jeder hatte überdieß von der seinigen eine reichgestickte Schärpe bekommen. Keiner nahm sich wohl schöner aus, als Graf Kallendorf, der eine nicht mehr jugendliche, aber stattliche Dame zu der seinigen gemacht hatte. Auch auf die Fürstin Salvaggio ward heute besonders geachtet, weil sie in der That eine der reizendsten Erscheinungen und zugleich eine seltene war. Der Prinz von X. nahte sich ihr während des Abends, so oft er konnte, und den armen Grafen Karl belohnte nur ein paar Mal ein süßer, verstohlener Blick für den Zwang, den sich beide auferlegt hatten. Er fühlte sich überhaupt nicht glücklich, wenn seine Geliebte, im reichen Kleide, von Anbetern umgeben, im Salon saß, um so glücklicher aber nach einem solchen Abende des Zwanges, wenn ihm allein die Thüre ihres Kabinets geöffnet ward, und sie hier beim leichten Abendessen in der Hingebung des traulichsten Gespräches nur ihm angehörte. Dann war er der glücklichste der Menschen, und nichts kränkte ihn, als daß die Welt noch nicht wissen durfte, wie theuer sie ihm war. Aber die Welt wußte es nur zu gut; dergleichen Verhältnisse bleiben selten oder nie verborgen, darum wird es den Leser nicht so befremden, als es ihn befremdete und schmerzte, daß er eines Abends von seinen Eltern, vom Vater mit Strenge, von der Mutter mit Thränen aufgefordert ward, offen zu erklären, was an dem Gerede sey, welches sie nicht länger ertragen könnten.

Karl nahm keinen Anstand, ihnen Alles zu gestehen, was er sagen durfte, worauf die würdige Frau ihn fast fußfällig bat, seiner Eltern und sein eigenes künftiges Wohl nicht so gewaltsam mit Füßen zu treten. Auch der Vater war durch dieß Geständniß des Sohnes tief erschüttert. „Mein Gott!“ rief er aus, „was habe ich verbrochen, daß du mich in meinem Sohne so hart strafen willst! Karl, wenn Du so an uns handelst, wirst Du allein Schuld seyn, daß ich meine grauen Haare mit Thränen ins Grab legen muß; denn das sage ich Dir, nimmermehr werde ich die Frau als meine Schwiegertochter anerkennen!“ Es war eine schreckliche, herzzerreißende Scene für den armen Karl; und wenn er auch wollte, konnte er jezt noch zurücktreten, war er nicht sogar durch seine Ehre gebunden? Aber in dieser Frage, die zu bejahen ihn sein ganzes Gefühl auf das entschiedenste zwang, lag zugleich sein einziger Trost; hätte er, nach seiner Ansicht, das Opfer bringen dürfen, er würde es den Eltern gebracht — und mit ihm jedem Erdenglück entsagt haben; denn er glaubte mit einer Leidenschaft zu lieben, wie noch nie geliebt worden war, glaubte nur die Wahl zu haben zwischen seiner Vereinigung mit Sophien und einem elenden, freudenlosen Daseyn. — Der alte Graf drang auf seine schleunige Abreise; allein auch dazu war Karl nicht zu bewegen, er erklärte fest, in diesem Augenblicke Wien um keinen Preis verlassen zu können, was dem Vater um so schmerzlicher war, da dringende Geschäfte ihn und seine Gemahlin von dannen riefen. In acht Wochen versprach Graf Karl nachzukommen; das war aber auch die einzige Beruhigung, die er den Eltern mit auf den Weg geben konnte und wollte. — In der heftigsten Bewegung warf er sich am späten Abend seinem Freunde Oertzen in die Arme. Nachdem dieser ihn theilnehmend angehört und nach und nach durch freundliche Worte zu einiger Ruhe gebracht hatte, fuhr er fort:

„Suche Dich gegen die Schmerzen, die Deiner in der Liebe warten, zu stählen, denn dafür wirst Du Deine ganze Kraft aufbieten müssen. Deine Eltern wirst Du durch Dein in ihren Augen sündliches Verhältniß zur Fürstin nur augenblicklich kränken, denn — zürne mir nicht, wenn ich Dir es sage — sie wird Dich nie heirathen.“ Starr, und nach und nach immer zorniger, sah Karl ihn an und fragte endlich mit sichtlich unterdrückter Bewegung: „Was für Ursachen kannst Du zu einer solchen Vermuthung haben?“ — „Erstens,“ erwiderte Oertzen, „weiß ich aus sicherer Quelle, daß die Fürstin noch keinen einzigen Schritt zu ihrer Scheidung gethan hat; und dann — sie ist auf dem Punkt, Dir einen Andern vorzuziehen.“ — „Von ersterem weiß ich aus ihrem Munde das Gegentheil,“ sagte Karl, seinen tiefen Unwillen gewaltsam bekämpfend, „und was das Zweite anbelangt, so glaube ich darüber ein besserer Richter zu seyn, als Du.“ Hierauf verließ er den Freund traurig und erschüttert, denn nach den herzlosen Worten, die er eben von ihm vernommen hatte, glaubte er ihn nicht mehr lieben zu können. Doch kehrte er noch einmal um, reichte ihm die Hand und sagte bewegt: „Leb' wohl, Cecil! Du weisest mich auf sie allein an; ich hätte Euch gern beide geliebt.“ Oertzen, nicht minder bewegt als er, antwortete mit halb unterdrückter Stimme: „Du kommst zu mir zurück, so gewiß als ich Dich über Alles liebe!“ und ging in sein Schlafgemach. In tiefem Nachdenken verloren, blieb Graf Karl noch einige Minuten im Zimmer stehen, dann eilte er rasch nach Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Navarin und Modon.

(Fortsetzung.)

Die Häuser am Strande haben eine angenehme Lage; zur Bequemlichkeit der Schiffer ist ein kleiner hölzerner Molo erbaut worden, und von einem Hügel hinter dem Orte blickt eine neue, malerisch gelegene griechische Kirche mit ihren weißen Mauern freundlich herab. Viele messenische Gebirgsbewohner und einige Mainoten sind hergezogen, und mit der Zeit kann Navarin, schon durch seine Lage besonders begünstigt, ein nicht bedeutungsloser, handeltreibender Ort werden, wenn Friede und Einigkeit ihren Wohnsitz in Griechenland aufschlagen. Bis jezt aber herrschen überall Spaltung, Furcht und Argwohn, wobei an Gewerbthätigkeit und Vertrauen und daraus hervorgehenden Wohlstand natürlich nicht zu denken ist. Die Parteiungen, welche dieses unglückliche Land zerreißen und es seit Capodistrias Ermordung beinahe völliger Anarchie preisgeben, finden in jedem einzelnen Ort Anklang und ein Nachbar fürchtet oder vermuthet in dem andern seinen Feind. Der Eigenthümer, dem die Greuel des Krieges so viel übrig gelassen, daß er sich ein neues Obdach hat bauen können, bedauert nicht selten, sein weniges Geld daran verwendet zu haben, und scheut sich, bei der völligen Unsicherheit des Besitzes, auch nur das Nothwendigste ferner dafür auszugeben. Die Zwistigkeiten, welche die Trennung des griechischen Senats veranlaßt haben, sind das Tagesgespräch. Die friedlich Gesinnten blicken mit Sehnsucht der Ankunft der Regentschaft entgegen, welche man erwartet; aber Niemand verhehlt es sich, daß es dieser, bei den redlichsten und besten Absichten, und gerade zum Theil deßhalb, unendlich schwer werden muß, in dieses Chaos, das von geschäftigen Händen noch immer mehr umgewühlt wird, einige Ordnung hineinzubringen und die Gemüther zu beruhigen. Darüber ist man einig, daß ohne eine bedeutende Truppenmasse, welche die unabhängigen Häupter zur Unterwerfung zwingen, und einen gefüllten Schatz, welcher der allgemein fühlbaren öffentlichen

Noth abhelfen muß, nichts Ersprießliches und Dauerndes zu vollbringen seyn werde. Jezt durchstreifen bewaffnete Haufen das Land und bestimmen nach Belieben Zölle und Abgaben. Navarin, Modon, Koron, Nauplia und Patras sind durch die französische Besatzung gesichert, Athen durch die türkische, und in lezterer Stadt — man darf es kaum sagen — soll man sich für den Augenblick wohler und zufriedener befinden, als dort, wo die Sonne der Freiheit leuchtet. Im Innern des Landes soll es desto bunter hergehen. Vor wenigen Tagen langte eine kleine Abtheilung irregulärer Truppen, von Colocotronis Banden, aus den Gebirgen hier an: meist wildaussehende Kerls, mit Pistolen und Dolch im Gürtel. In einem nahen Dörfchen forderten sie Steuern ein, hier gaben sie vor, zum Fourragiren gekommen zu seyn; die Maßregeln des Kommandanten erlaubten ihnen natürlich nicht, ihr Spiel zu treiben, und sie gingen nicht reicher nach Hause, als sie gekommen waren. Das Volk hier liebt die Franzosen, denn es wird von ihnen gefüttert, und nur durch sie ist Navarin geworden, was es in diesem Augenblick ist. Der Grieche liebt leichten Erwerb und, ungeachtet seiner Regsamkeit, Nichtsthun. Da es eben einige Feiertage gab, welche den vor Weihnachten stattfindenden Fasten vorausgehen, während welcher Fleisch, Milch, Butter und Käse untersagt sind, so war der Platz mit meistens gutgekleideten und stattlichen Männern gefüllt, welche, die Hände auf dem Rücken, rauchend oder schwatzend umhergingen oder die Kaffeehäuser füllten. Es scheint ziemlich viel Geld in dem Orte zu seyn: im bunten Gemisch französische Franks und Sous, griechische Leptas, englische Pence und russische Kopeken. Wenn die Münze in Nauplia noch besteht, in welcher Capodistrias Kupfergeld mit dem Phönix und dem Kreuze geschlagen worden ist, so könnte man einige der türkischen Geschütze hinsenden, welche man aus der Tiefe des Hafens, worin sie versenkt waren, hervorgeholt hat und noch fortwährend herauszieht.

Ich benuzte die Zeit meines Hierseyns, um einen Ausflug nach dem drittbalb Stunden entfernten **Modon** zu machen. Der Weg, Anfangs sehr steinig und steil, zieht sich um den schon erwähnten Berg St. Nicolas, den Aegialeus der Alten, auf dessen Spitze sich eine dem Heiligen geweihte, von zwei griechischen Mönchen bewohnte Kapelle befindet, und läuft dann eine Zeitlang an einem ziemlich schönen Aquäduct fort, der das Fort mit Trinkwasser versieht. Man hat von diesem Punkte aus (welcher bei Pouqueville in einer sehr unvollkommnen Zeichnung wiedergegeben wird) einen besonders vortheilhaften Prospekt auf das Thal und den im weiten Halbkreise sich ausdehnenden Hafen, an dessen unterem Ende auf einer Felsenkuppe die Trümmer des alten Navarin liegen, dessen Burg durch eine französische Dame, Wittwe Wilhelms de la Roche, Herrn von Caritene, erbaut wurde, als die Halbinsel noch fränkischen Edelleuten zinsbar war. Durch eine steinige, aber mit einer großen Menge wildwachsender Kräuter und Stauden aller Art überdeckte Gegend und auf einem zum Theil eisenhaltigen Boden gelangt man nun über den Gebirgsrücken auf die südliche Seite, wo sich das Land nach und nach erweitert und man, den Weg nach Koron und Kalamata, nach welchem erstern Orte man in fünf Stunden reitet, zur Linken lassend, in die Ebene von Modon hinuntersteigt. Früher war dieselbe überreich an Oelbäumen und zählte mehrere griechische Dörfer. Ibrahim Pascha, von dessen Lager man noch die Ueberreste zeigt, ließ die erstern alle niederhauen und als Brennholz brauchen, und zerstörte die leztern nebst den zahlreichen Obstgärten. Seitdem liegt der größte Theil der Ebene wüst, denn es fehlt dem verödeten Lande an Bewohnern und Ackerbauern, und man trifft auf nichts als Schaaf- und Ziegenheerden, die zwischen dem Gesteine grasen, bewacht von ihren bärtigen, in gelblich-weiße Mäntel gehüllten, bewaffneten Hirten. Vor der egyptischen Invasion mordeten, plünderten und zerstörten Griechen und Türken untereinander; nach derselben mußten die traurigen Reste der erstern meist die Flucht ergreifen, um sich vor dem Untergange zu retten; die jonischen Inseln und namentlich das fruchtbare Zante wimmelten damals von ausgewanderten Moreoten. Erst nachdem die weiße Fahne Frankreichs den Halbmond verscheucht, kehrten viele der Flüchtlinge zurück und bauten sich auf oder bei den Trümmerstätten wieder an, oder zogen in die Wohnungen ein, welche die Muselmänner verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Bälle. Heerschau der Jahresthorheiten.

Der polizeiliche Befehl verursachte nur einen Aufschub von zehn Tagen; denn sobald der in Paris durch das Neujahr beständig verursachte Wirrwarr vorüber war, begannen auch die Bälle, vor Allem der Opernball. Dieser hatte jedoch ein besonderes Mißgeschick; es mußte wohl der Unglücksstern der Legitimität über ihm walten. Dr. Veron, der geschickte Lenker der Opernherrlichkeiten und Freuden, hatte den Opernbällen ein eigenes Gepräge ausdrücken wollen und deßhalb einen schönen Plan ausgesonnen. Es sollte nämlich zuerst ein Ballet aufgeführt werden und dann sogleich der Schauspielsaal sich in einen Tanzsaal, die zuschauende Welt in eine tanzende verwandeln. Dieß war allerliebst, und in der ersten Ballnacht war ein buntes Leben und Treiben in dem Opernsaal; denn in Paris weiß man glücklicherweise nichts von jener lästigen Etikette, die in gewissen deutschen Staaten herrschen soll, und einem untern Beamten nicht gestattet, sich über einen Oberbeamten zu stellen. Erstlich bekümmert sich hier Niemand darum, ob Jemand ein Beamter ist oder nicht, ob er von der Regierung besoldet wird oder von einem Privatmanne, ob er von dem Gelde des Staats

zehrt oder von seinem eigenen. An öffentlichen Orten ist Jedermann dem Andern gleich, und man hält sehr streng auf diese Gleichheit; wer sich ein Vorrecht anmaßen wollte, könnte dieß leicht mit einem Duelle zu bezahlen haben. Zweitens kennt Einer den Andern nicht und hat ihm daher nicht mehr als die Höflichkeit der gesitteten Welt zu erweisen. Dr. Verons Plan hatte aber dießmal die jungen Leute etwas zu sehr belebt. Sie wollten sich auf ihre Art belustigen oder zu der von Dr. Veron erfundenen Belustigungsart noch etwas von ihrer eigenen Erfindung hinzuthun. Kurz, sie dachten nicht mehr daran, daß sie in der Oper seyen, und glaubten, den Ton hier angeben zu können, wie etwa in dem Salon ihrer Eltern. Es behagte aber den Uebrigen nicht, sich ihrem Willen zu fügen. Ein Streit und starke Unordnung waren die Folgen dieser Uneinigkeit. Die bewaffneten Friedensvermittler, auch Gensd'armen genannt, kamen herbei, es wurden einige Personen nicht ohne heftigen Widerstand verhaftet und der Ball gestört. Dr. Veron, der seine Leute kennt und wohl vorhersah, daß es bei den folgenden Bällen noch viel schlimmer geben möchte, indem die jungen Leute in größerer und gedrängterer Zahl auftreten und ihren Willen durchsetzen würden, hielt es für besser, sogleich in den Zeitungen ankündigen zu lassen, er verzichte einstweilen auf den Plan seiner Maskenbälle. Dieß hatte jedoch auf die Bälle anderer Theater keinen Einfluß, und hier ging es nach wie vor sehr lustig her; ebenso in den Privatgesellschaften, und selbst Dupin, der Präsident der Deputirtenkammer, stimmt durch Deputirtenbälle in den allgemeinen Ton mit ein. Für einen ruhigen Beobachter gewährt die jetzige Gesellschaft, besonders die halb gelehrte, eine sehr unterhaltende Augenweide. So war ich neulich in einen Cirkel gerathen, worin eine Dichterin den Vorsitz führte. Hier gab es romantische Jünglinge mit Bärten und ins Gesicht fallenden Haaren, wie zur Zeit Ludwigs XII., junge Künstler mit Röcken und Westen à la Robespierre, das heißt, die aussahen, als hätten die Herrn Flügel an der Brust, um sich in höhere Regionen zu erheben; junge Damen, welche am Journal des femmes arbeiten und niedliche Verschen, auch wohl empfindsame Novellchen zu Tage fördern, und zuletzt Herrn, welche Arien und besonders Romanzen aus vollem Halse herschrieen. Kurz, es war eine bunte Gesellschaft, wie sie die jetzige Zeit hervorbringt. — Am Ende des Jahrs gab ein kleines Pariser Theater eine Heerschau der Thorheiten und Tagesneuigkeiten, welche im Laufe des Jahrs die Pariser Welt bewegt oder beschäftigt hatten. Diese dramatische Satire war nicht übel und könnte allenfalls für die Pariser Chronik auf das Jahr 1832 gelten. Es kamen da die St. Simonisten vor, über die man aber nicht mehr spassen sollte, seitdem die Gerechtigkeit so hart über die armen Narren hergefahren ist, und Ladvocat, der berüchtigte Buchhändler, der schon mehrmals die Theaterdichter beschäftigt hat, durfte nicht fehlen. Man hatte ihn als Belisarius dargestellt, welcher die Vorübergehenden um ein Almosen anspricht; das Almosen, das der buchhändlerische Belisarius verlangt, ist aber ein Kapitel für sein Livre des cent et un, das mit Hülfe einiger bekannten Schriftsteller und einiger Posaunenstöße gefälliger Journalisten bis zum neunten Bande angewachsen ist, und wohl noch einige Bände weiter gehen kann, wenn ein guter Wind auch künftig den unternehmenden Ladvocat begünstigt. Der Mann versäumt kein Mittel, um seines Unternehmens Gedeihen zu fördern. Er hat sogar eigens eine Reise nach dem Staatsgefängnisse zu Ham unternommen, um vom Exminister Peyronnet ein Kapitel zu bekommen. Er muß hier wohl legitimistische Gesinnungen eingesogen haben, denn kurz darauf wurde er vor Gericht gefordert, weil er einen vor der Justiz flüchtigen Royalisten verborgen und ihr entzogen hatte, wofür er eine leichte Geldbuße von 50 Franken erlegen mußte. Obschon nun aber so viele Schriftsteller, worunter auch die Herzogin von Abrantes, sich des armen Mannes annehmen, der nun nicht mehr ein großes Hotel bewohnt, nicht mehr Schillers und Shakespeares Namen an die Außenwände setzen läßt, nicht mehr im Kabriolet herumfährt, um die im dritten Stockwerke wohnenden Schriftsteller zur Arbeit für ihn anzutreiben, nicht mehr glänzende Diners gibt, so scheint es ihm doch nicht mehr zu gelingen, sie alle bei guter Laune zu erhalten, und in diesen Tagen hatte die Herzogin von Abrantes, die ihn sonst mon cher Ladvocat oder ungefähr so nannte, einen Prozeß mit ihm, weil er die Bedingungen seines Kontrakts mit ihr nicht erfüllt und vergessen hatte, zu zahlen, wodurch also einstweilen die Memoiren ins Stocken gerathen sind. So etwas that doch Belisarius nicht, und es fehlte nun weiter nichts, um die Vergleichung ganz und gar zu vernichten, als daß auch einige der sogenannten barmherzigen Beisteuerer zum Livre des cent et un ihre Zahlung durch die Vermittlung der Justiz forderten, gleichwie die Herzogin von Abrantes. Dg.

Aus Böhmen, Januar.

(Beschluß.)

Straßen und Gasthöfe.

Die Provinzialstädte haben eine Art repräsentativer Verfassung. Sie wählen sich ihren Vorsteher (Bürgermeister) aus ihrer Mitte, deßgleichen auch die Repräsentanten der Bürgerschaft. Nur wird ihnen ein oder in größern Städten einige sogenannte geprüfte Räthe, d. i. Rechtsgelehrte, beigegeben, um ihre innern Angelegenheiten nach Recht und Form zu schlichten. Uebrigens stehen diese Städte, wenn sie nicht sogenannte Kameral- oder Leibgedingestädte sind, unter der Oberaufsicht der Herrschaften, müssen sich zu dem Ende auch Revisionen unterwerfen.

Eine große Annehmlichkeit findet der Reisende in Böhmen an den überaus guten Kunststraßen. In wenig Ländern trifft man sie zu jeder Zeit so vortrefflich. Und dazu kommt noch das Angenehme, daß die Zölle, welche man auf denselben zu zahlen hat, sehr gering sind. Kommt man aus Sachsen oder Schlesien nach Böhmen, so wird man in dieser Hinsicht auf das Angenehmste überrascht, denn in jenen Ländern sind die Straßenzölle mehr als dreimal so hoch, wie hier. Aber so gut man die großen Landstraßen, welche fast alle in Chausseen verwandelt sind, hergerichtet findet, so schlecht sind auch die Seiten- und Verbindungswege. Wer nie einen solchen zu Wagen passirte, der hat keinen Begriff von einem wahrhaft schlechten Wege. Indeß geschieht zu deren Verbesserung seit einiger Zeit ungemein viel, und es ist wenigstens schon die Hälfte dieser Wege in gutem und fahrbarem Zustande. Nicht wenig verleiden das Reisen auf dem Lande die Gasthöfe. Ihre schlechte Einrichtung, mit sarmatischem Schmutze gewürzt, spricht eben nicht sonderlich an. Dazu kommt denn noch in den Kreisen, welche ganz böhmisch sprechen, die Unbequemlichkeit der Sprache; denn findet man auch auf den Hauptstraßen in allen Gasthöfen Wirthe, welche böhmisch und deutsch sprechen, so ist dieß doch nicht so auf den Nebenwegen. Meistentheils spielen die Hausknechte in den böhmischen Landgasthöfen für den Fremden die Hauptrolle. Sie sind es, an welche er sich ganz besonders zu halten hat, wenn er und seine Pferde gut versorgt seyn sollen, und dabei sind sie auch allemal diejenigen, welche deutsch sprechen und den Dolmetscher machen, daher der Reisende, welcher sie vernachlässigt, dieß gewiß allemal bitter bereuen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Februar 1833.

Blau ist dein Himmel noch, dein Fels noch wild,
Grün sind noch deine Thäler, deine Auen;
Kunst, Freiheit, Ruhm sind hin, doch schön ist die Natur.

Byron.
Childe Harold.

Navarin und Modon.

(Beschluß.)

Ungefähr auf der Hälfte des Weges haben die Franzosen, welche diese früher sehr beschwerliche Straße neu gebahnt haben, ein dort fließendes Wasser in einen Brunnen geleitet, und nicht weit von da auf einer Anhöhe zur Linken einige Wohnungen errichtet, wohin im Sommer und Herbst des Jahrs 1828 ihre zahlreichen Kranken gebracht wurden, da in Folge des Bivouakirens auf freiem Felde während der glühendheißen Tage und kühlen Nächte der Gesundheitszustand der Armee zu vielen Besorgnissen Anlaß gab. Wenn man sich Modon nähert, so hat man eine reizende Aussicht auf die Bastionen der dicht am Strande liegenden Stadt, auf die niedrigen Hütten eines benachbarten griechischen Dorfes, die See und die nur von wilden Ziegen bewohnte Insel Sapienza, welche, ein aus dem Meere vereinzelt emporsteigender Punkt des Bufrasischen Gebirges und bei den Alten eine der Oenussä, blos durch eine schmale Meerenge, den sogenannten langen Hafen, vom Festlande geschieden ist. Die Festungswerke von Modon, aus der Zeit der Herrschaft des Löwen von San Marco stammend, an die eine vereinzelte Granitsäule mit einer Inschrift aus dem Mittelalter erinnert, sind noch in ziemlich gutem Zustande und mögen für die Zeit, in welcher sie gebaut wurden, bedeutend gewesen seyn; von der Seeseite her ist die Stadt unnehmbar und könnte ein sehr fester Punkt werden, wenn man die einzige Stelle, von welcher sie mit Erfolg beschossen werden kann, eine nördlich dicht bei der Hauptbastion gelegene und dieselbe beherrschende Anhöhe, mit einigen Werken versehen wollte. Auf einem die Spitze des Vorgebirges bildenden Felsen am Strande, gegen welchen, namentlich beim Süd- und Westwinde, die weißschäumenden Wellen tosend anschlagen, erhebt sich ein malerisch gelegener, drei Stockwerke hoher Thurm, sonst ein Gefängniß, jezt das Pulvermagazin, in dessen Nähe sich eine kleine, wegen der wenig geschüzten Lage und des seichten Wassers nur für Boote brauchbare Bucht befindet. — Jezt liegt eine Besatzung von fünfhundert Franzosen in der Stadt. Es scheint diesen in Morea nicht sehr zu gefallen: „wären wir wieder in Frankreich!“ hört man von allen Seiten, und Offizier und Soldat berechnet schon die Monate, nach deren Verlauf er wieder den Leuchtthurm von Marseille sehen soll. „Wir sind hier besser bezahlt, als zu Hause,“ hörte ich von mehr als einem derselben, „Lebensmittel und Wein sind nicht schlecht, aber was haben wir sonst in dieser Bicoque?“ Mit diesem Namen beehrte selbst der Platzkommandant, ein alter Napoleonischer Soldat, der unter Bolivar, San Martin, Pepe, Mina und Ypsilanti gedient hatte und, wie so viele andere, durch die Juliusrevolution wieder unter die dreifarbige Fahne getreten war, seine Festung. „Kein Theater, keine Weiber, keine Spaziergänge, keine Vergnügungen! Nichts als exerziren, in der Kaserne oder der Schenke liegen, und von den Griechen geprellt werden.“ — Modon, das altbe-

rühmte Methone, dem Sir William Gell indeß nicht in dem Umkreise der jetzigen Stadt, sondern in der Nähe derselben seinen Platz anweist, was aber noch problematisch seyn dürfte, ist halb leer und verödet. Früher war es, nach dem Verhältniß der Besteurung zu urtheilen, von mehr denn 1600 Türken bewohnt; der Platzkommandant versicherte, es sey ihm unmöglich, die jetzige wirkliche Einwohnerzahl ausfindig zu machen. Die Griechen haben überdieß noch eine Vorstadt. Die einzige ordentliche Straße ist die des Bazars, welcher aber dem zu Navarin nachstehen muß. Sie ist — eine große Seltenheit — ziemlich gut gepflastert und mit Laternen versehen. Die Häuser sind meist von Stein, aber sehr elend; ich ging an einem vorbei, über dessen Thüre die Worte Hôtel garni prangten, dem aber Fensterscheiben fehlten. Mehrere Kasernen und Vorrathshäuser sind neu erbaut oder hergestellt worden. Da es eben ein Sonntag war, so herrschte in der Hauptstraße einige Regsamkeit, und die Putzliebe der Griechen kann sich selbst dann nicht verläugnen, wenn ihnen kaum das Nöthigste zum Leben übrig geblieben ist.

Der lange Krieg hat auch hier jeden Wohlstand völlig zerstört und die Bevölkerung entsetzlich verdünnt. Da jezt Niemand eigentlich weiß, wen er als Herrn und Meister im Lande zu betrachten hat, während die Partheien Collettis, Colocotronis, Petro Beys u. A. sich zanken, so ziehen die Franzosen die Abgaben ein und verwenden das Nöthige auf die Stadt, die in einem ziemlich ordentlichen Zustande ist und reinlicher gehalten wird, als man es von einem griechischen Orte erwarten sollte. Der Senat in Nauplia, die Nominalobrigkeit, erhält den Rest. Die Straßen in der Umgegend sind ziemlich sicher. — So ist der gegenwärtige öffentliche Zustand im Südwesten des alten Peloponnesus.

Rt.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Bei der Fürstin Salvaggio wurden unterdessen Anstalten zu einem Feste getroffen, an welchem nur wenige, ausgesuchte Freunde Theil nehmen sollten. Sie besaß in seltener Vollkommenheit das Talent der Mimik, und würde Europa entzückt haben, wenn sie eine Schauspielerin und keine Fürstin gewesen wäre. Vergebens hatte man sie gebeten, eine Vorstellung am Hofe zu geben; selbst in größern Privatgesellschaften wollte sie sich durchaus nicht dazu verstehen. Eines Abends, als Graf Karl allein bei ihr war, bat er sie, ihm ein paar ihrer Attitüden zu zeigen, was sie jedoch lächelnd abschlug, indem sie versicherte, so sey das nichts; gute Beleuchtung, etwas Kostüm und selbst einige Zuschauer seyen durchaus dazu erforderlich, wenn es ihm aber Freude mache, so wolle sie an einem der nächsten Abende seinen Wunsch erfüllen. Karl war mit dem Versprechen zufrieden und geduldete sich gern. Er selbst sollte die Liste der wenigen Zuschauer machen und wählte einen kleinen, angenehmen Kreis unter denjenigen Bekannten, von welchen er bestimmt zu wissen glaubte, daß sie zu den Verehrern der Fürstin und nicht zu dem großen Heere ihrer Gegner und Herabwürdiger gehörten. Am bestimmten Tage war der kleine Kreis am Theetische versammelt und die Fürstin wollte sich eben auf einen Augenblick entfernen, um die nöthigen Veränderungen in ihrer Toilette zu machen, als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf ein Kammerdiener den Prinzen von X. meldete. „Das ist ein odiöses Contretemps!“ rief die Fürstin ärgerlich. „Was soll ich nun anfangen? Ich denke, ich lasse mich verleugnen.“ — „Wenn ich fragen darf,“ wandte ein ältlicher Herr ein, „warum soll denn der arme Prinz, den ein Zufall dem Glücke entgegenführt, sich desselben nicht so gut wie wir erfreuen?“ — „Nun, so —“ sagte sie zum Kammerdiener, und sich noch einmal umwendend: „Gräfin Reinberg, Graf Kallendorf, was soll ich thun? sagen Sie!“ — „Ihn annehmen,“ sagte jene. Graf Karl schwieg bescheiden, doch sein Auge sprach gleichfalls Ja.

Der Prinz trat halb verlegen ein, machte viele Entschuldigungen, falls er einen vertrauten Kreis störe, und bat die schöne Wirthin, den Gang ihrer Unterhaltung seinetwegen ja nicht zu unterbrechen, worauf sie sich lächelnd entfernte mit den Worten: „Ich gehe, die Befehle Ew. Königl. Hoheit zu erfüllen.“ Bald darauf ward die Gesellschaft in ein anstoßendes Kabinet geführt, worin zwischen zwei ausgehobenen Flügelthüren ein Gerüst errichtet war; ein Vorhang ward hinweggezogen und die Fürstin, in weißer Mousseline drapirt, stand als Flora in der Mitte eines kleinen Tempels. Sie war der schönsten Statue vergleichbar, nur daß die Farben ihres lieblichen Gesichts und der Blumen, die sie trug, die reizende Gestalt, wie durch einen Zauber, todt und lebendig zugleich erscheinen ließen. Eine kurze Bewegung, und der Schmuck der Blumen war hinweggestreift: die schönste Tochter der Niobe floh Dianens Pfeil; Stellung und Gewand ahmten das Original aufs täuschendste nach. Eine zweite Bewegung, und dem schon trunkenen Beschauer hielt Hebe die goldne Schaale hin; endlich ein Zurückwerfen des Gewandes, ein Emporheben des Blicks — und die heitere Hebe war verwandelt in die schwermüthige, sterbende Artemisia, die aufgelöste Asche ihres Gatten, als lezten Trank für sich, in derselben Schaale haltend. Der Prinz war ein Kenner. „Wahrhaftig!“ rief er lebhaft, als der Vorhang gefallen war, „so etwas habe ich nicht erwartet!“ Dann zu Graf Kallendorf gewandt, der neben ihm stand, fuhr er leise fort: „Bemerkten Sie die

Haltung der Hände? Etwas ächter Antikes ist mir nie vorgekommen; wie die feinen, schlanken Finger jedesmal die Physiognomie des Schmerzes oder der Freude an sich trugen! Denn die Hände haben auch ihre Physiognomie, so gut wie die Stirne und andere mehr beachtete Theile; es gibt deren, die unmöglich einem Genie angehören können, und andere, die einen Dummkopf wenigstens eben so sicher verrathen, als das erste Wort, das er spricht; diese Hände aber gehören der schönsten der Grazien an. Lilienrein, rosigzart und erhaben kalt, wie Marmorhände, heben sie sich gegen den Hintergrund ab. Und wie der Arm sich sanft vermindert und an die kleine Hand fügt! Wahrhaftig, das hat noch kein Bildhauer vollkommener dargestellt, als es hier lebendig zu sehen ist. Keine Ader fließt zu voll, kein Knöchelchen stört das schönste Ebenmaaß; die Hand und der Arm könnten die Welt regieren, wenn sie wollten."

Graf Karl schwebte in Todesangst, daß der Prinz das Register der Reize seiner Geliebten noch weiter ausführen möchte, und sah dem Ende des Gesprächs mit Ungeduld entgegen, als dieser wirklich fortfuhr: „Und ihre Büste—" Hier flog der Vorhang zurück und Iphigenie stand da, als Priesterin der Diana, schön und keusch, wie die Göttin selbst in ihren weichern Augenblicken; denn die antike Ruhe der Stellung, so wie der Betonung, mit welcher sie die vollkommensten Verse deutscher Dichtkunst aussprach, ließ doch ein stilles Feuer durchfühlen. Der Prinz überströmte von lauter Bewunderung, und durch das unglücklichste Ungefähr richtete er die Aeußerungen derselben immer an Graf Karl, der sich vor Verlegenheit nicht zu lassen wußte, denn mancher sarkastische Blick der Umstehenden blieb ihm unverborgen. — Man ging in das Besuchzimmer zurück. Nach wenigen Minuten erschien auch die Fürstin wieder, jezt im weißen Hauskleide, welches der antiken Draperie als Grund gedient hatte. Sie wußte die Lobeserhebungen von ihrer Person auf die Gegenstände, die sie dargestellt hatte, von ihrem Talente auf die Kunst außer ihr so weltgeübt abzulenken, daß auch kein Fünkchen von versteckter Eitelkeit zu erspähen war. Sie behandelte sich gleichsam wie einen Marmorblock, und lobte so unbefangen als Künstlerin mit, daß keine Galanterie, keine faden Komplimente an den Genuß, den sie eben gewährt hatte, geknüpft werden konnten. Der Prinz wich nicht von ihrer Seite, und da Graf Karl auch nicht eben Lust hatte, sich fern zu halten, und sich doch nicht geradezu vordrängen konnte, so ward das Ende des Abends eine raffinirte Qual für ihn, der Eifersucht nicht unähnlich; denn das Alles absorbirende Wohlgefallen, womit die Fürstin sich von den Statuen und andern Schätzen Italiens unterhielt, ärgerte ihn heute mehr, als er sich's gestehen mochte. Endlich brach Alles auf; Graf Karl nahm gleichfalls Hut und Stock, als wollte er gehen, legte jedoch beides schnell wieder weg, als die Thüre sich hinter dem lezten Fremden geschlossen hatte. Dann schloß er Sophien leidenschaftlich in seine Arme und rief: „Wie habe ich mich martern müssen heute Abend unter all den Menschen, die nicht Du sind!" — Sie sah ihn zärtlich an und sprach: „Man sah Dir's nur zu sehr an, mein Freund; glaubst Du, mich habe minder nach Dir verlangt, als Dich nach mir? Und doch denke ich ziemlich liebenswürdig gewesen zu seyn." — „Ach, ihr Weiber!" erwiderte Karl, „ihr seyd aus anderm Stoff gemacht, als wir; ihr könnt euch verstellen, ohne daß euer Gemüth darunter leidet. Und wenn ich mir denke, welch eine Menge von Affekten heute auf Deinem süßen Gesichte gemalt waren! Wie hätte unsereins das anfangen sollen? Wir sind einmal ungeschickt." — „Und wir haben euch einmal lieb, wie ihr seyd," fiel sie ein. „Ich habe übrigens den ganzen Abend nur an Dich gedacht, und doch meine Fakultäten so zu gebrauchen gewußt, daß noch ein genügender Abfall für den langweiligen Prinzen übrig blieb." — „Langweilig hättest Du ihn gefunden?" rief Karl. „Nun, ich versichere Dich, daß er das nicht glauben kann; denn Du hast alle Deine Strahlen auf ihn scheinen lassen und kaum einen Blick für Deinen unterthänigsten Diener übrig behalten." — „Karl, Karl!" schalt sie mit aufgehobenem Finger, „Du bist wahrhaftig eifersüchtig. Glaubst Du denn, daß ich ein Herz für Jemanden habe, außer für Dich? Kannst Du es glauben? Sieh mich einmal an!" und dabei rückte sie ihm das Kinn so, daß er ihr voll ins Auge sehen mußte, und im Vollgefühle seines Glückes küßte er sie auf die schönen Augen und auf den beredten, warmen Mund. Als er ihr dann arglos des Prinzen Entzücken wiederholte, lächelte sie und sagte: „So en détail habe ich mich noch nie bewundern hören, und wenn Du meinst, ich ärgere mich darüber, so irrst Du Dich." — „O ihr Weiber!" rief er heiter aus, „was seyd ihr doch für ein frivoles Geschlecht!" — „Hast Du etwa in diesen Tagen," fragte sie, „einen Traktat über die Weiber gelesen, daß Du Dich in so allgemeinen Aeußerungen über sie expectorirst?" — „Nein," antwortete er; „aber ich studire seit einiger Zeit euer Geschlecht mit Vorliebe, und muß gestehen, daß ich auf allerlei gestoßen bin, was mich wirklich stutzen machte. Ihr seyd wahre Meisterinnen in der Verstellungskunst; Ihr thut Dinge, vor denen wir Männer nur bewundernd staunen, die wir aber nie zu erreichen hoffen können; davon habe ich erst vor wenigen Tagen ein merkwürdiges Beispiel erlebt. Unter mancherlei architektonischen Zierrathen eines Hauses ragte, unter dem Mittelfenster des zweiten Stockwerks, ein steinernes Wappenschild hervor. Die Pförtnerin, die ihren kleinen Knaben im Hause vermißt, tritt vor die Thüre und ruft:

„Heinrich!“ — „Mama,“ schallt es von oben herunter; sie richtet die Augen dahin und sieht ihr Kind in der entsetzlichsten Gefahr auf einem vorspringenden Theil des Schildes reiten, lustig mit der Peitsche knallend, als triebe es Pferde an. Ich bin gewiß, jeder Vater hätte aufgeschrieen und vielleicht eben dadurch den Sturz des Kindes veranlaßt. Die Mutter dagegen rief dem Kleinen spielend zu: „Nun ist Pferdchen müde; Heinrich muß wieder absteigen und ins Haus gehen.“ Vorsichtig stieg das Kind wieder zum Fenster hinein, ohne daß der Mutter eine Aeußerung des Schreckens entschlüpft wäre; nun aber stürzte sie leichenblaß die Treppe hinauf und mit schwankenden Knieen trug sie den Knaben in ihr Zimmer zurück. Es ist etwas Himmlisches oder etwas Höllisches in solcher Geistesgegenwart. Und habe ich nicht oft gehört, wie Du selbst in den größten Gesellschaften mit Worten spieltest, die nur ich verstand, weil sie uns in Augenblicken der zärtlichsten Hingebung entschlüpft waren, ohne daß irgend eine Veränderung in Deinen Mienen vorgegangen wäre? Ich hätte sie nur mit zitternder Stimme aussprechen können.“ — „Ja,“ sagte Sophie, „unser Geist ist voll Lug und Trug, wie der der Sklaven; das ist eine Nothwehr, zu welcher Ihr uns gezwungen und seit Generationen gebildet habt; doch unser Herz ist meistens wahr, Liebe können wir nicht heucheln; in dem Punkt wird die Klügste zur Dümmsten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Literatur und Kunst.

Die Oberfläche des Elbstroms hat endlich von der Brühlschen Terrasse an, bis so weit man von der Brücke aus gegen den Strom sehen kann, eine feste Stellung genommen. Der anhaltend heitere Himmel, bei dem es allmählig dahin kam, verbunden mit Mangel an deckendem Schnee, gab der Elbe dießmal ganz eigentlich das Ansehen einer ungeheuern Spiegelplatte, aus welcher die Bäume und Häuser des Ufers wie aus stillem, klaren Wasser hervorschauten. Man kann denken, daß die junge schlittschuhlaufende Welt die ihr so günstige Laune der Natur nicht unbenuzt ließ. Wenn sonst der Schlittschuhlauf immer nur auf eine, durch Fischer gekehrte, so wenig lange, als breite Bahn sich beschränkt, so war dagegen dießmal die ganze Elbbreite dem frohen Jugendmuthe Preis gegeben. Ein am 13ten d. M. Abends eingetretenes Gemisch von Schnee und Regen wird aber wohl der Verläufer einer baldigen Wiederbeschränkung jener Art seyn.

Zu den hiesigen literarischen Neuigkeiten gehört das „Landtagsblatt.“ Es scheint viel Beifall zu finden. Ein anderes, zum Theil lokales, von dem talentreichen Philippi herausgegebenes Blatt: die „Bürgerzeitung,“ hat sich seit diesem Jahre zur „konstitutionellen Staatsbürgerzeitung“ erhoben, und auf solchem Wege ohne Zweifel die Zahl seiner Leser bedeutend vermehrt. — Die Stände sind für den 21sten Januar einberufen. So viel darf man gewiß erwarten, daß es, zumal in den ersten Sitzungen, den Zuhörergallerien in beiden Kammern weit eher an Raum, als an Zuhörern mangeln wird.

An dem Denkmale des verewigten Königs Friedrich August, dessen Ausführung sich bisher immer verzögerte, scheint nunmehr desto eifriger gearbeitet zu werden. Sein Erfinder, der inzwischen als Professor der Sculptur bei der hiesigen Kunstakademie angestellte Künstler Rietschel, stellte vor Kurzem, neben einem kleinen Modelle davon, das bereits während der lezten Zeit der Kunstausstellung im vorigen Jahre zu sehen war, in dem nämlichen Lokale ein um Vieles größeres für Jedermann aus. Indessen beschränkte es sich auf die Gestalt des Königs, ohne das bedeutend große Piedestal mit den dasselbe umgebenden vier symbolischen Figuren, die Weisheit, Gerechtigkeit, Milde und Frömmigkeit darstellend. Der unvergeßliche Monarch ist in seiner lezten Lebenszeit mit treffender Aehnlichkeit abgebildet. Er sizt, diesem Alter ganz gemäß, mit gebeugtem Haupte; zur Linken hat er das Gesezbuch, während die Rechte den Herrscherstab hält. Der Miene nach scheint eben das Heil des seiner Weisheit so viel verdankenden Landes sein Nachdenken zu beschäftigen. Mit Recht erinnert in dem gewählten Kostüm durchaus nichts an die Antike. Ueberhaupt ist von dieser, mit Ausnahme des antiken Stuhles, ganz abgesehen worden. Ein einfacher Rock, am Kragen durch Hermelin bezeichnet, bildet des Königs Gewand. Des Künstlers Hand hat die todte, starre Masse zu Fleisch und Geist und Leben umzuschaffen gewußt. Wen ich über das Kunstwerk gesprochen, hat dem Künstler seinen vollen Beifall nicht versagen können. Von hoher Trefflichkeit war die zugleich mit ausgestellte, symbolische Figur der Gerechtigkeit: eine köstliche, ganz antik gehaltene Gestalt. Welch ein schönes und doch dabei unerbittlich strenges Gesicht! — Die ehrenvollste Erwähnung verdient auch ein hier im Verlage der Arnoldschen Buchhandlung erschienenes Kupfer von Raphaels Krönung der heiligen Jungfrau von Stölzel. Es ist ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Wortes, von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Zwei einsichtsvolle und als Kunstkenner anerkannte Männer, die Herrn von Quandt und von Rumohr, haben ihr Urtheil über das Blatt öffentlich ausgesprochen. Dergleichen musterhafte Produktionen in dieser, wenn auch durch die Lithographie keineswegs verdrängten, doch in ihrem Fortkommen mannigfach gehinderten Kunst sind wahrhaft erfreulich. Dem Vernehmen nach hat der sich hier aufhaltende, ruhmvoll bekannte Kupferstecher Steinla ebenfalls mehrere größere Werke in Arbeit. Ihr zu hoffendes Erscheinen, so wie das eben erwähnte Stölzelsche Blatt gewähren zugleich den Trost, daß der mitunter nur allzu rege Sinn der Menschen für Politik dem Reiche des Schönen seine Herrschaft über die edleren Naturen noch nicht völlig entzogen hat, und hoffentlich auch nicht wird entziehen können.

Unser Theaterpublikum ist mit mehreren neuen Stücken bedacht worden; ein sogenanntes Glück aber machte keines davon. „Die Hausirer,“ eine Oper von Onslow, rühmen viele Musikkenner; doch schien das Publikum im Allgemeinen nur wenig davon erwärmt. Ein Schauspiel von Deinhardstein: „Maximilians Brautfahrt,“ zeichnet sich zwar in mancher Hinsicht vor dem Gewöhnlichen aus, doch thut es dem Stücke großen Schaden, daß die wichtigsten Vorfälle nur erzählt werden. Obschon der den Kaiser Max von der Martinswand hinweggleitende Engel der beliebten Natürlichkeit zum Opfer gebracht und in einen Hofnarren verwandelt worden ist, so wollte doch manche Länge des Stücks dadurch nicht kürzer erscheinen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Februar 1833.

Diese weichlichen Gesänge, die ich hier zusammenflocht,
Wenn sie auch die Strenge tadelt, hat's die Liebe je vermocht.

Platen.

Ajas und Indumati, eine idyllische Romanze aus dem Sanskrit, Episode aus dem achten Buche des neulich von Stenzler herausgegebenen Raghuvansa, eines epischen Gedichts von Kâlidâsa, übersezt von Fr. Rückert.

(König Ajas von Ayodhya, Raghus Sohn, ist glücklich vermählt mit Indumati, der Königstochter von Vidarbha. Die wunderbare Art, wie er sie verliert und betrauert, schildert die Romanze. Die Uebersezung ist möglichst wortgetreu. Die Verszählung der Urschrift ist beibehalten; die in der Reihe fehlenden Zahlen, wie 35. 42. u. s. w. sind absichtlich übergangene, überflüssige oder störende.)

32. Eines Tags, gedenkend seines Volkes,
Ging lustwandeln der beglückte Vater
Mit der Gattin in den offnen Gärten,
Wie in seinem Paradies Gott Indras.

33. Doch, um dem am Südmeer in Gokarna
Eingekehrten Sivas auf der Laute
Vorzuspielen, eilte durch die Lüfte
Nâradas im Sonnenpfad von Norden.

Zu 33. Nâradas, gleichsam ein bärtiger Hermes, Götterbote und Erfinder der Laute, auf welcher er jezt dem Sivas vorzuspielen geht, da dieser seinen gewöhnlichen Siz auf den Nordbergen mit einem Lustaufenthalt am Südmeer vertauscht hat, was wohl jährlich zu einer gewissen Zeit zu geschehen pflegt.

34. Den um's Haupt des Saitenspiels geschlungnen
Kranz, geflochtnen aus unird'schen Blumen,
Raubte, sagt man, ihm der ungestüme
Wind, der gleichsam sich durchduften wollte.

36. Alles, was die Jahrszeit an Gewächsen
Bot, mit Seimgeruchsfüll' überbietend,
Nahm der Himmelskranz den schönen Plaz ein
Auf der Königsliebsten Busenschwellung.

37. Einen Augenblick den holden Brüsten
Sah sie ihn gesellt nur, und ohnmächtig
Schloß des Edlen Gattin ihre Augen,
Wie bei Mondverfinstrung die Nymphäe.

38. Mit dem sinnverlassnen Leibe nieder
Fallend, zog sie mit zum Fall den Gatten:
Nicht so? mit des Tropfen Oels Verschüttung
Kommt zu Boden auch die Lampenflamme.

39. Vom Gefolg der beiden mit verworrnen
Weherufen aufgescheuchte Vögel,
Nistende in Lotosbüschen, schrieen
Dort nun, wie vom gleichen Schmerz betroffen.

40. Fächlung und dergleichen hob des Fürsten
Sinnumnachtung, aber sie blieb liegen;
Denn nur da kann Rettungsanstalt frommen,
Wo vom Leben übrig ist ein Funken.

Zu 37. Die nachtblühende Wasserlilie, die sich nur am Lichte des Mondes erschließt.

41. Einer Laute, welche man von neuem
Will beziehn, glich die entseelte Schöne,
Die der ganz von Zärtlichkeit durchdrungne
Hielt umfassend im gewohnten Schooße.

43. Und er klagte laut in Thränen schluchzend,
Angestammte Festigkeit vergessend;
Selbst geglühtes Eisen muß ja schmelzen,
Was soll man von Menschenseelen sagen!

44. „Ach, wenn Blumen selber durch Berührung
Eines Leibs das Leben rauben können:
Was wird nicht zum Todeswerkzeug werden
In der Hand des feindlichen Geschickes!

45. „Oder ja, zu fällen sanftes Wesen,
Brauchet Sanftes nur der Lebensender;
Dessen Beispiel sah ich eine Lilie
Jüngst an Reifbeträufelung verscheiden.

46. „Oder ja, um meines Unglücks willen
Ward von Gott gebildet dieser Blitzstrahl,
Daß von ihm nicht ward der Baum zerschmettert,
Nur die Ranke, die an ihn sich schmiegte.

47. „Die du, selber wo ich dich gekränket,
Lange Zeit auf mich nicht zürnen mochtest:
Wie auf einmal mich nun, den Unschuld'gen,
Achtest du nicht würdig anzureden?

48. „Lächelklare! wohl für einen Unhold,
Einen falschen Freund mußt du mich halten,
Daß du auf Niewiederkehr zur andern
Welt von hier gingst, sonder Abschiednahme!

49. „Hatt' es doch, Geliebte, dich begleitet,
Was ist's ohne dich zurückgekommen?
Tragen mag es nun, mein übles Leben,
All' die Qualen, die es selbst verschuldet!

50. „Hier auf deiner Wange steht des Schweißes
Perle noch, erzeugt von Liebeslustkampf,
Und du selber bist in dir zergangen;
O Hinfälligkeit der Leibbegabten!

52. „Deine blumdurchflochtenen, gekrausten,
Bienenschwarme gleichen Locken regend,
Täuscht, o Zartgeglieterte, der Windhauch
Mein Gemüth mit deiner Umkehr Hoffnung.

53. „Liebste! möchtest du durch dein Erwachen
Also meinen Kummer schnell zerstreuen,
Wie durch ihren Glanz bei Nacht die Pflanze
Im Geklüft Himâlaya's das Dunkel!

Zu 53. Die Erscheinung des nächtlichen Glanzausstrahlens gewisser Jahrespflanzen wird häufig von den indischen Dichtern erwähnt und dann immer, wie hier, an das nördliche Schneegebirg versezt.

54. „Aber mich betrübt dein haarumfloßnes
Angesicht mit dem verstummten Munde,
Gleich dem nächtlich eingeschlafnen Lotos,
Wenn in ihm nicht mehr die Biene summet.

56. „Die sogar ein Bett aus frischen Blumen
Mag verletzen, deine zarten Glieder,
Sage, wie sie es ertragen sollen,
Holder Leib, den Holzstoß zu besteigen!

57. „O, zum Nichterwachen eingeschlafen,
Deines Leibs Vertrautester, dein Gürtel,
Tonlos, weil dein reger Gang nun ruhet,
Dir aus Kummer scheint er nachgestorben.

58. „Deinen sanften Laut in Kukuksweibchen,
Deinen trunken matten Gang in Schwanen,
Deinen schwanken Blick in Rehen, deine
Flatterung in windbewegten Ranken,

59. „Diese Eigenschaften hinterlegtest
Du, beim Himmelsfluge mich bedenkend;
Aber nicht mein Herz, von deiner Trennung
Kummerschwer, vermögen sie zu stützen.

61. „Wenn von deiner Anmuth nun befruchtet,
Der Asokabaum wird Blüthen bringen,
Dir bestimmt zum Lockenschmuck, wie soll ich
Dir zur Grabbekränzung sie verwenden?

63. „Aus Bakulablumen, welche duften
Wie dein Odem, eine Scherzkett' hast du
Halb mit mir geschlungen, nicht vollendet,
Und nun, Himmelssängerkehle, schläfst du!

64. „Freundinnen, die Lust und Leiden theilen,
Und ein Sohn, dem Mond im Wachsen ähnlich,
Und ich selbst dir einzig hold, und gleichwohl
Fest beharrest du bei deinem Vorsatz.

65. „Unterging Genuß, dahin Vergnügen,
Der Gesang verstummt, der Lenz ist festlos,
Und des Schmuckes Anlaß ist benommen,
Einsam nun geworden ist mein Lager.

66. „Weib, geheimer Rath, vertraute Freundin,
Liebe Schülerin in süßer Tonkunst,
Mir geraubt vom mitleidlosen Tode,
Du, o sage, was mir nicht geraubt sey!“

(Der Beschluß folgt.)

Zu 57. Der mit Gold und Gestein besezte, im Gehen klingelnde Gürtel.

Zu 58. Der weibliche Kokila, die dortige Nachtigall, hier, wie gewöhnlich Anyabhritâ genannt, d. i. die von andern genährte, im fremden Nest auferzogene.

Zu 61. Der Asokabaum blüht, wenn ihn ein Frauenfuß berührt.

Zu 63. Der Bakula blüht, wenn ihn Frauenodem berührt.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte doch, Ihr wäret Alle ein wenig dümmer," entgegnete Karl, und Gott weiß durch welchen Ideengang, fiel ihm jezt auf einmal Oertzen ein und die Scheidungsangelegenheit. Es ward ihm nicht schwer, diese zur Sprache zu bringen. Die Fürstin meinte: „Bist Du so eilig, die schönen Tage enden zu sehen, die uns jezt blühen? — Lieb' ich Dich nicht, liebst Du mich nicht? und das süße Geheimniß, das unser Verhältniß umhüllt, reizt es Dich nicht?" — „Mich? nein wahrlich nicht!" rief er aus. „Mit Ehren möcht' ich Dich besitzen, meine Sophie; und wenn die Welt unser Verhältniß für rein hält, so kann es mich nur schmerzen, daß wir sie hintergeben." — „O! das ist hart," weinte Sophie. „So muß derjenige, für den wir Alles thun, dem wir Alles opfern, der Erste seyn, der den Stein auf uns armen Weiber wirft! — Geh! geh! ich hab' es wohl verstanden, daß ich deine Achtung verloren habe; geh! erzähle der Welt meine Schwäche, und tröste Dich bei einer Besseren." — Es mag sonderbar erscheinen, doch Karl blieb dießmal ruhig bei ihren Thränen. Fast scherzend erwiederte er: „Daß ich nicht Dich verlassen, daß ich vielmehr mich ewig an Dich binden will, das könnte mir diesen Ausfall wohl erspart haben; doch komm, laß uns nicht streiten, sondern gieb mir Deine Hand, von der der Prinz nicht wußte, daß sie mein sey, daß ich sie in meiner großen, ungeschickten begraben darf." — So war die Versöhnung im Reinen, und das verführerische Finden und Sichzuerkennengeben, unter der Larve des gesellschaftlichen Lebens, dauerte fort. Doch wenige Tage später, als Graf Karl, wir wissen nicht weßhalb, des Morgens zu ungewohnter Stunde seine Geliebte besuchen wollte, ward ihm durch den Portier die nicht weniger ungewohnte Meldung, sie sey nicht zu Hause, während zufällig in demselben Augenblicke die Pforte sich öffnet und ein Hofwagen herausfährt, aus dessen Fenster der hübsche Kopf des Prinzen ihm gnädig zuwinkt. — Er ärgerte sich, daß ihm das Blut in den Kopf stieg, und anstatt der Pantomime des nun willfährigen Pförtners zu folgen, eilte er nach Hause.

Als er am folgenden Morgen so früh wie möglich zu ihr eilte — fast beschämt, wie er sein gestriges Ausbleiben entschuldigen sollte — fand er sie weich, traurig, an Kopfweh leidend, und deßhalb nur um so lieblicher; und als sie nun fragte, weßhalb er nicht gekommen sey, und, ohne seine Antwort abzuwarten, hinzusezte, sie habe es tief empfunden, der Tag sey ihr recht leer gewesen; da wollte Karl sich selber abläugnen, daß er gestern eifersüchtig gewesen, so wenig konnte er's heute begreifen. Auch mochte er von der Scheidungsangelegenheit, die er durchaus in dieser Zeit auf's Reine bringen wollte, jezt nicht sprechen, und freute sich deßhalb, als Sophie ihm mit freundlicher, fast heiterer Miene erzählte, daß eine längst projektirte, große Schlittenfahrt, die bisher wegen gänzlichen Mangels an Schnee unterbleiben mußte, jezt endlich, dem Himmel zum Troz, auf trocknem Boden vor sich gehen solle. Lustig fragte er: „darf ich Dich führen, Sophie?" „Unmöglich, theuerster Karl," erwiederte sie, „was würde man davon nicht Alles zu sprechen haben!" „Das wüßte ich eben nicht," sagte er; „bei keiner einzigen Gelegenheit habe ich mich öffentlich an Dich angeschlossen; dießmal könntest Du mir den Gefallen wohl thun." „Ich will mir's überlegen," antwortete sie abbrechend, „heute quäle mich nicht; Du weißt, ich habe Kopfweh."

Verstimmt ging Karl zu Oertzen, bei dem er essen sollte, nannte jedoch die Fürstin nicht, sondern sprach nur von Gegenständen, die seinem Herzen weniger nahe lagen. „Da fährt der König von . . . in die . . . . straße," sagte dieser, am Fenster stehend; „gewiß mit hochklopfendem Herzen, denn ich wette, er besucht seine Dame. Komisch ist es doch, wie hier jeder Herkules nach einer Omphale gesucht und — wie bald er sie gefunden hat. Alle Herrscher haben bereits ihre Herrscherinnen, und die Prinzen wollen ihnen nicht nachstehen." Dann gingen sie miteinander die kleinen Herzenssachen der großen Herren der Reihe nach durch, diesem Glück wünschend, weil er sich an eine Gefällige gewandt, jenem Trost, weil er sein Herz an eine Spröde gehängt hatte. „Apropos," sagte Oertzen, „wen führst du bei der Schlittenfahrt?" „Ich denke, die Fürstin Sophie," antwortete Karl erröthend. „Da denkst du falsch," versezte Oertzen, „denn sie ist schon seit einigen Tagen mit dem Prinzen von X. engagirt." „Woher weißt du das?" fragte Karl hastig. „Von ihm selbst," war die Antwort. — Karl schwieg und verbiß seinen Unmuth. Abends ging er in's Theater, traf dort die Geliebte und begleitete sie nach Hause. Das Theater mußte wohl die Kopfschmerzen verschlimmert haben, denn sie war befangen und wortkarg, sah ihm manchmal lange und wehmüthig ins Auge und bat ihn endlich — sie allein zu lassen. Er ging, aber es war Etwas in den Vorgängen der lezten Tage, und namentlich in ihrem eigenen Benehmen, was ihn unaussprechlich beunruhigte. Er schlich die Straße hinab und sah schmerzlich in die Winternacht, als auf einmal ein großer Mann ihm begegnete, dessen Gestalt in einen Mantel gehüllt und dessen Gesicht nur undeutlich von dem schwachen Strahl einer fernen Lampe erhellt war; Graf Karl konnte die Züge nicht erkennen und fühlte sich dennoch bei dem Anblick durch und durch aufgeregt. Er wandte sich um und ging dem Fremden langsam nach, und als dieser vor dem Hause der Fürstin stille stand und sich umsah, benuzte er den Augenblick, ging rasch an ihm vorbei und zog höflich den Hut. „Ah, guten Abend,

Graf Kallendorf!" rief ihm der Prinz verlegen zu; „wohin so spät?" — „Nach Hause, Ew. Königl. Hoheit!" erwiderte dieser und eilte weiter, blieb aber an der nächsten Ecke stehen, um den Prinzen zu beobachten, und mußte nun sehen, wie derselbe, nach vorsichtigem Umherspähen, an des Pförtners Fenster klopfte und sogleich eingelassen ward. Fast besinnungslos stürzte er zu Oerthen und warf sich, wie ein Kind weinend, in des Freundes Arme. — Das hatte er nicht verdient! — Noch einmal wollte er der Hoffnung Raum geben, sie sey unschuldig, irgend ein anderes Abentheuer habe den Prinzen in das von Mehreren bewohnte Haus gelockt. Da ergriff Oerthen seine Hand und sprach: „Armer Karl! die Kur war herbe, aber sicher. Jezt muß ich Dir übrigens sagen: das Verhältniß mit dem Prinzen ist nicht von heute; schon an dem Abend, als sie die Tableaux in ihrem Kabinet darstellte, war es ein abgekartetes Spiel, daß der Prinz kam; nicht für Dich, für ihn wurden sie gegeben; Du mußtest nur zum Vorwand dienen. Sieh, ich ließ Dich gewähren, weil ich wußte, wie schwer es sey, Dich durch Worte zu überzeugen, weil ich hoffte, daß Du so den Schmerz eines Augenblicks durch die heilsamste Erfahrung belohnt sehen würdest, und weil ich fest überzeugt war, daß sie, wenn auch die Gesetze sie wieder frei machten, Dich doch nie heirathen würde. Glaube es — nicht mir, denn ich bin weder erfahrener, noch klüger, wenn auch etwas kälter, als Du — aber glaube es vielen gewitzigten Menschen: eine Frau hat nie einen schlechten Ruf unverdient, es ist immer etwas daran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1833.

Vom Entwicklungsgang der Zeit in Beziehung auf dramatische Poesie.

Bei meiner lezten Besprechung der Oper habe ich schon so Manches berührt, was heute seine wiederholte Anwendung finden wird, wo ich von den rezitirenden Darstellungen unserer Bühne im vergangenen Jahre reden will, — ich meine die Stellung der Intendanz als leitende Behörde einer Kunstanstalt dem Publikum gegenüber, und die Grenzen des von diesem leztern ausgehenden Einflusses. Um auf meinem Standpunkte nicht mißverstanden zu werden, finde ich einige einleitende Bemerkungen nöthig.

Ich gestehe, daß die Aufgabe eines Nationaltheaters in einer großen Hauptstadt eine ganz andere seyn muß, als die des Hoftheaters einer kleinen Residenz, herrührend von ihrer verschiedenen Stellung zum Publikum. Jenes steht im Sold und in der Gewalt der Menge; dort, bei dem Ueberfluß von Theatern, deren jedes auf den Untergang des andern denkt und arbeitet, fallen bei jedem Zischen der Zuschauer die Aktien der Unternehmer, und das zu vermeiden, dahin zielen alle Anstrengungen; dort ist die Entreprise eines Theaters eine kaufmännische Geldspekulation, dort ist der Einfluß der Zuschauer unbedingt und gebietend, und dort ist es gut, daß es so ist; nicht so hier. Wer auch nicht viel vom Zeitgeist und der Stimme des Volkes und dem Ausdruck der Allgemeinheit hören will, wird doch anerkennen, daß große Umgestaltungen, weltverändernde Ereignisse, neue reichhaltige Entwikkelungen nicht par ordre du Mufti geschehen zum Erstaunen der überraschten Welt, sondern daß die vorbereitenden Ideen nach und nach im Volke erwachen, sich verbreiten, endlich fest Wurzel fassen, sey es durch seine Wortführer geweckt, oder aus ihm selbst entstanden, daß diese sich entwickeln als Wunsch, als Forderung, endlich als Nothwendigkeit, und dann auch sicher ins Leben treten, allmählig oder im Sturme. Diese Wortführer sind dann nur die kühnsten, oder die geistreichsten, oder die ehrgeizigsten. Dieses Volk, das ich hier meine, ist aber nicht das Volk einer Stadt, noch selbst immer eines Landes, dessen Stimme oft trügerisch, irregeleitet, in Vorurtheilen gezeugt ist, sondern es ist der Ausspruch der Bildung, wo sie am weitesten gediehen ist, die Summe der moralischen und intellektuellen Bildung aller Nationen, die Quintessenz ihres Wissens und Könnens, wenn sie aus dem ausschließlichen Besitz der wenigen Auserwählten auf die größere Anzahl übergeht und umfassendere Anerkennung genießt. Diese Gewalt schreitet unaufhaltsamen Schrittes über die Erde hin, und keine menschliche Macht ist im Stande, sie zurückzutreiben; zum höchsten haltet ihr sie auf, aber bald erwacht sie zu schnellem Wandern, und unerbittlich tritt sie die hemmenden Kräfte zu Boden wie Halme, und reißt die Widerstrebenden mit sich fort wie Flugsand. Dieß ist der allgemeine Gang zur Vervollkommnung im politischen Leben der Staaten, wie im Treiben der Kunst und Industrie, der Gang der Geschichte. Nur der Mensch geht dem Tode entgegen, die Menschheit der Vollkommenheit. Denselben Gang gehen die Künste. Manchmal sollte man glauben, hier, wie in andern Zweigen, Rückschritte zu bemerken, doch sie sind nur scheinbar. Es ist wahr, die Raphaele, die Dürer, die Rubens sind ausgestorben, aber ihre Kunst ging nicht verloren; können wir sie auch nicht nachahmen, so können wir sie doch begreifen; ihre Kunstwerke sind Gemeingut geworden, und stehen sie auch als die ersten da, so ist eben dieß Urtheil Zeuge, daß die Malerei nicht gesunken ist. Die Poesie sinkt nicht, wenn auch nicht jedes Lustrum einen Schiller gebiert, sie sänke, wenn ein — dieser oder jener — mehr gälte als ein Goethe, ein Kotzebue mehr als ein Shakespeare. Die Länder der Bildung müssen ihre Eile mäßigen und die andern erwarten, die noch viele Stufen zu jener Höhe zu erklimmen haben und doch auch zur Allgemeinheit gehören. — Der Entwicklungsgang der Poesie ist zweierlei. Der Dichter, auf gleicher Stufe mit seinem Volke, erfaßt dessen Leben, dessen Sinn, dessen Geschmack und Neigungen, und giebt ihm in der Dichtung wieder, was es ihm im Leben gegeben; er ist à la hauteur du siècle. Der andere, das Genie, ahnt die höhern Räume über sich, die erst künftigen Generationen sich erschließen sollen, er erlauscht ihre Geheimnisse in der eignen Brust, er glüht von prophetischem Feuer, und in seiner Begeisterung dem Jahrhundert vorgreifend, ist er größer, als seine Zeit, und oft erst seine Enkel lernen ihn verstehen. Die Bühnendichtung, die dramatische Poesie kann sich dem allgemeinen Entwicklungsgange nicht entziehen, sie kann nicht still stehen, wo Alles um sie her im Fortschreiten begriffen ist; nirgends ist der Schrei nach Neuheit begründeter und gebieterischer, als hier, und der Lorbeer der alten Koryphäen der Bühne ist oft in Gefahr, zu welken, oder muß sich doch bequemen, für Neulinge und Abkömmlinge Ableger herzugeben. Die Infallibilität der Racine und Moliere hat schon gewankt, und Iffland und Kotzebue lassen die Augen trocken und das Zwergfell ruhig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Februar 1833.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Schleppt er des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Graf Karl ließ Oertzen ruhig reden; er sah starr vor sich hin, kaute am Knopfe seines Stockes und schien nicht geneigt, seinem Herzen in Worten Luft zu machen. Nur einmal, nach langer Pause, rief er mit herzzerschneidendem Tone: „Ich möchte sterben!“ — „Guter Karl,“ sagte Oertzen sanft und faßte seine beiden Hände. „Du siehst es mir an, wie ich mit Dir leide; aber zugleich danke ich Gott für Deine Rettung. Mache Dich jezt los von hier, so schnell Du kannst; im März folge ich Dir, wo Du auch seyn magst. Was meinst Du, willst Du vielleicht zu Deinen Eltern gehen?“ — „Nein!“ fuhr Karl auf, „dahin am wenigsten, sie haben Sophiens Zauber nie empfunden!“ — „Du solltest reisen,“ rieth Oertzen. „Lasse Dich als Kurier irgendwohin schicken, dazu ist jezt immer Gelegenheit; es hat überdieß durchaus nichts Auffallendes und reißt Dich doch aus dem Kreise, in welchem Du hier gefesselt bist, hinaus.“

Dieser Gedanke gefiel Kallendorf. Oertzen versprach, Alles zu besorgen, und schon nach zwei Tagen hatte jener die Wahl zwischen Italien und England; aber er wollte nicht wählen, er gab sich willenlos dem Freunde hin. Dieser entschied für England; „denn,“ sagte er, „in Italien ist zu viel Nahrung für die Schwäche Deines Herzens; dort ist Alles Erinnerung, Alles auf die Vergangenheit hinweisend; Kunst und Natur sind dort erhitzend und erschlaffend zugleich; die äußere Poesie des Landes und des Himmels ruft die ganze Poesie des Innern hervor, und was ist diese anders als Liebe, entweder das Sehnen darnach, oder die Erinnerung daran? Nein, nach England mußt Du gehen; da wird der Anblick des Landes und des Lebens die Freiheit der Seele, die Vernunft, gewaltig in Dir anregen, da wird die nette Vollendung jedes einzelnen Gegenstandes des täglichen Lebens, klein oder groß, wichtig oder unwichtig, Dich von schwermüthigen Grübeleien abhalten, Dich unwiderstehlich der heitern Außenwelt zuführen.“

Am folgenden Tage schon saß Kallendorf im einsamen Postwagen, durchflog in rascher Eile Deutschland und Frankreich und schiffte von dort hinüber in das Eiland, das uns damals noch als eine halbe Feenwelt erschien, das aber seitdem der lebhafte Verkehr uns näher gerückt hat.

Mit einem Gemisch von Schmerz und Erleichterung erfuhr die Fürstin von Salvaggio seine Abreise; denn seine Gegenwart war ihr in der lezten Zeit zu peinlich gewesen, um sie länger wünschenswerth zu finden. Nur in edleren Naturen folgt der Liebe stets ein verwandtes Gefühl, weit ruhiger als sie und doch zärtlicher als Freundschaft, ein Wohlwollen, dem ein wehmüthiges Sehnen, wie nach einem geliebten Gestorbenen, beigemischt ist. Bei Fürstin Sophie war es nicht ihr Herz, sondern ihre Eitelkeit, was sie von Graf Karl getrennt hatte.

Wie aber der Prinz, der sie ihm raubte, eigentlich beschaffen war, davon wissen wir nicht viel mehr, als von irgend einem fernen Planeten; denn eben die Entfernung, in welcher die Großen der Erde uns erscheinen, gibt ihnen, so gut wie den Sternen am Himmel, eine Art Normalgesicht, und die kalten Strahlen, die sie auf uns werfen, lassen uns nicht wohl unterscheiden und ergründen, ob sie aus lockeren Licht- oder Wasserstoffen, oder aus solidern Massen bestehen, und eben so wenig, ob die Flecken, welche manchmal den Schimmer unterbrechen, Schatten eigener Höhen, oder nur Oeffnungen in der Lichtatmosphäre sind, durch welche man den dunkeln Körper entdeckt. — Kurz, er war ein Prinz, der einst noch mehr werden sollte; im Aeußern wie andere Menschen anzuschauen, recht hübsch und hübschen Weibern hold, dabei lebhaft, gebildet, belesen und im Benehmen gar nicht stolz; aber jeder Herablassung folgte ein Seitenblick, der den Effekt ermessen wollte, den eine so außerordentliche Freiheit von Standesvorurtheilen hervorbringe.

Könntet Ihr es voraus wissen, Ihr Frauen, denen der erste Seufzer eines unschuldigen Jünglings gehört, welche Saat der Thränen Ihr oft durch die Lehren, die Ihr ihm in Worten oder Thaten gebt, in ein langes Menschenleben säet, könntet Ihr voraus wissen, wie Generationen von Thorheiten, Täuschungen und Schmerzen aus der einen Thorheit, die Ihr ihn begehen lehrtet, hervorwachsen, Manche von Euch würde, statt der Freude des Augenblicks, den dauernden Frieden wählen, die Seelenruhe für sich und Andere. Die Wohlthaten wuchern fort von Geschlecht zu Geschlecht, aber ebenso die Uebelthaten. — Franklin, der Mann, dessen Weisheit, mehr als die irgend eines andern Philosophen, in kleiner Münze auf das Leben anwendbar ist, schickte einmal zehn Louisd'or an einen Unbekannten, der ihn um eine Unterstützung gebeten hatte, mit der Verpflichtung, dieselben, wenn er einst in glücklicheren Umständen einem andern ehrlichen Manne in ähnlicher Noth begegne, diesem einzuhändigen, und zwar wiederum mit der Verpflichtung, seine Schuld auf eben die Weise dereinst einem Dritten abzutragen u. s. w. „So hoffe ich," sagte Franklin, „kann dieß Geld durch viele Hände gehen, bis endlich ein Bube es erhält, der den fernern Umlauf hemmt." Auch ohne diese Anweisung ist die Geschichte jener Louisd'or die Geschichte aller Saamenkörner, gut oder bös, die in das menschliche Herz gelegt werden. Die Tugend, die der Eine vom Andern lernt, wird er wieder mittheilen, daß sie ferner mitgetheilt werde, von Geschlecht zu Geschlecht, und so wird jedes einfache, tugendhafte Beispiel eine Kette von Segnungen zur Folge habe, bis vielleicht ein Bube einmal aus der Art schlägt; aber der Keim einer Sünde, in das Herz der Unschuld gelegt, wird nicht minder forterben und fortwuchern, überall, wo er Boden findet, und erst nach langem Fluche wird er im Herzen irgend eines edleren Wesens untergehen.

Die drei Personen, deren Zusammenleben uns bisher besonders beschäftigte, waren jezt auseinandergerissen und sahen bekümmert dem Ende des Winters und seiner Freuden entgegen. Der Prinz schleppte die Fürstin Sophie durch manche stundenlange Polonaise auf und ab, ohne daß ihr Auge ein Antlitz gefunden hätte, auf dem es, wie früher, mit Vertrauen ruhen konnte. Vielleicht hatte sie dießmal wirklich geliebt und sich nur durch Eitelkeit und nicht mehr zu beherrschenden Leichtsinn fortreißen lassen? — Oertzen trauerte um den Freund, den er mit voller Seele liebte, und Karl durchlebte einige trostlose Wochen in London, meldete seinen Eltern schriftlich die gänzliche Auflösung seines Verhältnisses mit der Fürstin und sah ohne Interesse in das kalte Leben hinein. Der schwermüthige Fremde fing bald an, Aufsehen zu erregen in den wenigen Häusern, die er betrat; theilnehmend forschte man nach seinem Schmerze und suchte dessen Quelle bald in der Politik, bald in irgend einem romantischen Ereignisse. Hätte er getröstet seyn wollen, so fehlte es nicht an weichen Herzen, die bereit waren, sich seiner anzunehmen. Die Engländer der vornehmen Welt waren damals erpicht auf alles Fremde, wie wir auf alles Englische. „Old Blucher, the beautiful Emperor Alexander," das waren damals Klänge, welche die brittische Phantasie kaum weniger in Bewegung sezten, als die erste persische Gesandtschaft. Graf Karl ward oft gebeten, zu erzählen, und that es auch willig, wofür ihm dann mancher interessante Blick in die Herzen der so eigenthümlich entwickelten Engländer vergönnt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ajas und Indumatî, eine idyllische Romanze aus dem Sanskrit, Episode aus dem achten Buche des neulich von Stenzler herausgegebenen Raghuvansa, eines epischen Gedichts von Kâlidâsa, übersezt von Fr. Rückert.

(Beschluß.)

67. „Trunkenaugige, die du einst trankest
Süßen Saft von meinem Munde, wie nun
Sollst du trinken meine thränentrübe
Dir in's Jenseit nachgereichte Spendefluth!

68. „Blieb die Königsmacht auch, da du fehlest,
Nur soweit sey Ajas Lust gerechnet:
Ungereizt von anderen Begierden,
Ist in dir beschlossen mein Verlangen."

69. Kosala's Gebieter, also klagend
Leidgesungte Weisen um die Liebste,
Machte rings die Bäume des Gefildes
Von den Zweigen Harzflußthränen regnend.

70. Endlich die aus seinem Schooß gerissne
Holde Gattin ward von den Begleitern
Angethan mit Todtenschmuck, gegeben
Sandelaloegenährtem Feuer.

71. „Einem Weibe starb er nach aus Kummer,
Er ein Fürst!“ erwägend solchen Leumund,
Deßhalb nur nicht opfert' er der Gluth sich
Mit der Kön'gin, nicht aus Lust am Leben.

73. Und so zog er ohne sie zur Stadt ein,
Gleich dem Monde, den die Nacht verlassen,
Seines Kummers Ueberströmung schauend
In bethränter Städterinnen Augen.

74. Doch sein Lehrer, der in heil'ger Weihe
Hütete die Siedelei, da kund ihm
Durch Eingebung ward der Schmerz des Königs,
Sendet, ihn zu trösten, einen Schüler:

75. „Weil den Muni fromme Bräuche halten,
Obgleich deines Kummers Anlaß kennend,
Ist er selber nicht zu dir gekommen,
Der aufrechte, um dich aufzurichten.

76. „Doch, o Trefflicher, du triffst in meinem
Munde seinen Gruß geschwinden Rathes,
Du, deß Ruhm die Welt vernahm, vernimm ihn,
Und im Herzen mögest du ihn wahren.

77. „Denn in dem Gebiet des unerschaffnen
Höchsten Geistes sieht mit ungehemmtem
Auge der Erkenntniß das Gedritt' er,
Das Gewesne, Seyende und Künft'ge.

78. „Einst, so heißt es, über Trinavindu's
Schwere Büßung in Besorgniß schwebend,
Sendete zur Störung seiner Andacht
Haris Harini'n, die Götterschöne.

79. „Er mit Zorngluth der gehemmten Buße
Das Gestad des Gleichmuths überwogend,
Fluchte der vor seinem Blick liebreizend
Gaukelnden: Zum Menschenweibe werde!“

80. „„Heil'ger Mann! ich diene fremdem Willen:
Die gethane Ungebühr verzeihe!““
Die so Fleh'nde bannt' er doch zur Erde,
Bis sie würde Götterblumen schauen.

81. „Sie nun ward, geboren im Geschlechte
Kratakaisika's, zu deiner Gattin,
Und sie blieb es, bis ihr fiel vom Himmel,
Unverlangt, was jenen Fluch beendigt.

82. „G'nug des Grames nun um ihr Entschwinden!
Untergehn muß Alles Aufgegangne.
Richte deinen Blick auf diese Erde,
Denn die Erde ist des Fürsten Gattin.

83. „Der du, Uebermuth im Glück vermeidend,
Weisheit einst mit festem Sinn entfaltet,
Mögest du, da dein Gemüth ein Leid traf,
Mit Unweichlichkeit auch jezt sie zeigen!

86. „Kummerfreien Sinns erfreue deine
Hausgenossin mit den Todtengaben;
Denn der Angehör'gen stetes Weinen
Brennt den Hingeschiednen, also lehrt man.

89. „Edler Selbstbeherrscher, nicht in Herrschaft
Der Betrübniß falle, gleich Gemeinen!
Was ist Unterschied von Berg und Bäumen,
Wenn sie beid' im Winde wollen schwanken?“ —

90. „Gut, so sey es!“ Also nahm er an das Wort
Seines Lehrers, und ließ ziehn den Boten;
Doch, nicht findend Raum in kummervoller Brust,
Zog auch es zum Meister gleichsam wieder.

91. Acht Jahre bracht' er hin mit Noth, getreulich
Und freundlich, um des jungen Sohnes willen,
Mit Schau'n von Ebenbildern seiner Liebsten,
Und flüchtiger Vereinungslust in Träumen.

92. Der Keil des Kummers aber spaltet' unversehns
Sein Herz, wie eines Hauses Wand ein Feigensproß;
Annahm er dieses, Aerzten unheilbare, Weh
Für Heil, aus Sehnsucht, seiner Gattin nachzugehn.

93. Als wohlerzogen, waffentragend, seinen Sohn
Zur Hut der Völker brauchgemäß er eingesezt,
Des kranken Leibes üble Wohnung räumete
Der Fürst, sich unterziehend freiem Hungertod.

Zu 78 — 81. Haris, d. i. Wischnus, sendet eine der himmlischen Nymphen, Namens Harini, um mit ihren Reizen den frommen Büßer Trinavindus zu verlocken, damit dieser nicht durch Büßungen Götterwürde erringe, was die beständige Furcht der Götter vor solchen Heiligen ist. Dieser nun verwünscht die Störerin seiner Andacht, und zwar zuerst unbestimmt, dann, auf ihre Vorstellungen, daß sie ja nicht aus eigenem Willen, sondern auf Befehl der Götter handle, fügt er als Bedingung ihrer Wiedererlösung das Erblicken von Himmelsblumen hinzu, und das sind denn die von Narada's Laute fallenden. V. 51.

Zu 90. Von hier an wechselt das bisher gleichmäßige Versmaaß des Originals, wie gewöhnlich gegen das Ende eines Gesangs geschieht.

94. Wo am heil'gen Wallfahrtort sich Sarayû und Gangâ
Mischen, ließ er seinen Leib, und trat im Götterchor ein;
Und vereint mit seiner Liebsten, reizender als jemals,
Spielet er in Wonnehäusern, Paradiesesräumen.

Zu 94. Sarayû, der Fluß bei der königlichen Hauptstadt Ayodhya, der nicht weit davon in die Gangâ, den Ganges, fällt. Ein solcher Zusammenfluß ist ein heiliger Ort, an welchem zu sterben unmittelbar selig macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1833.

(Fortsetzung.)

Die Bühnen der Weltstädte und die Hofbühnen.

In Frankreich, im Lande der Revolutionen und innern Kämpfe, sehen wir diesen Kampf auch auf dem Gebiete der Dichtung wiederholt, und er dient uns als deutliches Beispiel. Wie der Glaube an ihre klassische Poesie zu wanken anfing, so schuf das Gefühl, das ihn wankend machte, und das Bedürfniß eine andere Gattung, die romantische; die Theater blieben leer bei Racines sonst angebeteten Meisterwerken, und sind zu klein, die Menge zu fassen, die sich zu Victor Hugo's abentheuerlichen Geburten herzudrängt; die Diderots und Marivaux verschwinden von den Brettern, um schauerlichen Sittengemälden von Spielern und Henkern und den ausgelassensten Leidenschaften Platz zu machen; und außerdem geben jeden Abend Dutzende jener leichten Produkte über die kleinen Theater der Hauptstadt, die ihren Zweck in der Neuheit und der Unterhaltung des Augenblicks, durch Anspielungen und im Echo der kleinlichen Tagsgeschichten erfüllen. Dort dient Alles der Menge, dort fügen sich der Dichter und der Unternehmer dem Publikum, und dort, darf man annehmen, in dem auf zwei Quadratmeilen zusammengedrängten Frankreich, im Zusammenfluß aller Capacitäten, ist sein Ausspruch mehr als Laune, ist sein Beifall oder seine Mißbilligung der Ausdruck der intellektuellen Bildung der Gesammtheit; dort ist die Werkstätte der französischen Geschichte, nicht nur der politischen, auch der Kunstgeschichte. — Die Deutschen sind keine Freunde der stürmischen Umwälzungen, sondern der ruhigen Entwickelung; wir lassen die Franzosen die Revolutionen machen und bitten uns nur unsern Theil des Genusses davon aus. Auch der Dynastienwechsel des Klassicismus und der Romantik kann nicht ohne Einfluß an uns vorübergehen, da es ja auf unsern Theatern von französischen Produkten fast noch so sehr wimmelt, als zu den Zeiten des Hamburger Dramaturgen. Der Gang der dramatischen Poesie müßte in Deutschland rascher, entscheidender seyn, wenn wir ein Paris, wenn wir eine Volksbühne des gesammten Vaterlands hätten; wenn die zerstreuten Kräfte aus ihrer Zersplitterung vereint wären, so würde das Bedürfniß deutlicher zur Erkenntniß kommen und schneller Wege sich finden, es zu befriedigen. So hindert theils die Vereinzelung, theils die Censur der Hoftheater, daß in Wien, in Berlin, in Dresden nicht die Werkstätte der Kunst ist, sondern nur eine bessere Lehranstalt derselben, eine bessere Versinnlichung der schon bestehenden. Die kleinern Städte machen nur Chorus der größern und des Auslands. Die Kunstentwickelung nimmt darum doch ihren Gang, und vielleicht einen nur um so gemessenern, besonnenern und richtigern, aber jedenfalls langsamern.

Doch um nicht zu weit abzukommen, muß ich endlich die Anwendung der langen Einleitung machen, und es ist vielleicht zu viel aufgewendet, um zu dem nachfolgenden Schlusse zu gelangen und den Unterschied klar zu machen, der zwischen der Stellung einer Theaterintendanz in jenen Hauptstädten der Welt, und der des Hoftheaters einer kleinen Residenz stattfindet, und der daher auch von beiden verschiedene Handlungsweise verlangt. — In einem Orte von 20 — 30.000 Einwohnern ist der Ausspruch dieser, oder sogar nur der Theatergänger unter ihnen, nicht der Maßstab der allgemeinen intellektuellen Bildung, nicht die lezte Instanz des Geschmacks; denn es wäre leicht, zu zeigen, wie Städte, wie ganze Völker, in Kunst, wie in Poesie, ganz falsche Richtungen einschlugen und erst später, überflügelt vom Genius der Vervollkommnung, in die rechte Bahn einlenken mußten. Hier lausche also die Intendanz nicht ängstlich auf die Launen ihrer Zuhörer, sie fröhne nicht ihrem Geschmack, wenn er nicht der rechte ist, sie bilde ihn. Sie kann es, denn sie hat durch ihre Dotation vom Hofe die Mittel dazu, zeitweise geringere Einnahmen nicht so sehr zu fürchten, und ihr Theater das Privilegium, weil es das einzige ist, keinem andern nachgesezt zu werden. Auch hier, wie in der Oper, muß ich sie auf einen Mittelweg zwischen Klassicität und Neuigkeitssucht verweisen; das Gute bleibt, die leichtern Augenblickserabzungen, die gelegenheitlichen Erzeugnisse ziehen vorüber, das Schlechte soll gar nicht zugelassen werden. Hier muß die Intendanz durchaus Eklektiker seyn. Selten wird sie etwas Neues zur Aufführung bringen, was nicht schon irgendwo besser gesehen wurde. Ihre Aufgabe ist daher, zu thun, was die Parterre der größern Städte schon thaten, das Korn von der Spreu zu sichten und nur jenes uns vorzusetzen. Sie erspart dadurch dem Publikum Langeweile und Aerger, und sich Mühe und Kosten. Darum braucht, wie ein Feldherr zum Kriegführen Geld, ein Intendant vor Allem Geschmack und wieder Geschmack und zum drittenmale Geschmack.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Geschlechts-Homonymen in Nr. 55:

Der, Die, Das Gift. Der, Die, Das Haft.

Räthsel.

Ein Keller ist's in einem Haus,
  Worin der Tod lau'rt aller Ecken;
Er schenkt nur selten Festwein aus
  Den Helden, die sich drin — verstecken.

Der Keller hat die Helden oft
  In Feindes Lager ausgespieen,
Und dieß hat oft nicht unverhofft
  Brod, Fleisch und Wein umsonst verliehen.

Der Keller hat die Helden wohl
  Neu vor des Bleies Wuth geborgen,
Doch Eine Kugel schwer und hohl
  Kann drin erneu'n die bangsten Sorgen.

Sie bricht durch sein gewölbtes Dach,
  Erhellet seine Nacht mit Flammen,
Preßt selbst aus starker Brust ein Ach!
  Und bettet Mann und Stein zusammen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Februar 1833.

— Wo himmelhoch Gebirg,
Des tausendjährgen Scheitel ewger Schnee,
Wie Silberhaar des Greisen Stirne, kränzt,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt.
Dort fühltest du, was gros und göttlich ist.

Hölderlin.

Ein Gang auf den großen St. Bernhard.

Will Einer reiche und ergreifende Abwechslung in Natur und Sitte haben, so gehe er nur von Genf über den See nach Waad und von da über Martigny den großen St. Bernhard hinauf. Ich habe diesen Weg vorigen Sommer mit den Meinigen gemacht, und aus diesen wenigen Tagen haben wir einen großen Reichthum von Bildern in unsere Tage- und Skizzenbücher geborgen. Erst das ernste und etwas spröde Franzosenthum von Genf in ganz schweizerischer Gletschernatur, dann das heitere, offene Waad mit seinen reizenden Seedörfern und Städten, die wie schöne Steine um den sapphirnen Leman gesezt sind, und dazu die lustigen, gastlichen Einwohner durch das Idyllenland des pays d'en haut bis zu dem herrlichen Felsenthore von St. Maurice hinauf, wo die Waadländer Natur aufhört, wie sich auch der Menschen Art und Weise ändert; denn nun kommen die Mücken und die Cretins von Martigny; und Alles dieß in wenige Stunden zusammengedrängt.

An einem schönen Augusttag brachen wir früh um fünf Uhr nach dem St. Bernhard auf. Kaum hat man das weite Rhonethal links liegen lassen, so erhebt sich der Weg auf breiter und wohlerhaltener Straße, der mächtige Felsen zur Seite stehen, an denen breite Glimmerblätter glänzen, als wenn's eine Spiegeldekoration wäre. Bei dem kleinen la Valette stehen noch einige Hochöfen, die seit geraumer Zeit eingegangen und verlassen sind. Vor Zeiten wurde da auf Blei und Kupfer gearbeitet. Das erste Monument auf dem Weg zum St. Bernhard gehört also getäuschter Spekulation an, in einer lachenden, reichen Natur, die tausend Reize und Hülfsquellen beut. Das lezte ganz oben gehört dagegen der edelsten, muthvollsten Menschenliebe an, die unwandelbar ist in ihren großen Opfern, inmitten einer erstarrenden Natur, inmitten von Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art. So liegen nur wenige Stunden Wegs zwischen den verunglückten Anstrengungen der Industrie und den glücklichen Triumphen der Humanität. In perpendikulärer Linie sind sie nur wenig mehr als eine halbe Stunde von einander. Nicht weit über dem Gehöft la Valette hört die Weinlinie auf, und schon bisher wurden die Reben immer kleiner und ärmlicher. Bald darauf wachsen auch keine Nußbäume mehr. Der Anblick der Drance ist imposant, fürchterlich, und doch angenehm. Der Strom schäumt in einem tiefen Bett, über das von beiden Seiten mächtige Tannen, Lerchen und Birken hereinragen und manchmal ein herrliches Zelt bilden. Die Vegetation ist hier bereits ihrem Ende nah, und doch schöner denn je und irgendwo. Alles wahrhaft Schöne wird in dem Augenblick noch schöner, wo es verschwinden will, so die Flüsse bei ihrer Mündung ins Meer, so die Sonne bei ihrem Untergang, so der edle Mensch bei seinem Tod.

Ueber dem Dorf Branchier hängt ein mächtiger Berg, der sich darüber herbückt und jeden Augenblick zusammenstürzen zu wollen scheint. Ich hoffe mich zu irren,

wenn ich glaube, daß die Felsenmasse so nicht länger mehr als einige Jahre hängen kann. Ich theilte einigen Leuten des Dorfs meine Besorgniß mit, sie aber erwiderten mir, erst erstaunt über meine Beschränktheit und dann lächelnd: so habe der Berg schon über ihren Urgroßvätern gehangen. Es war gerade dasselbe Lächeln, wie bei den Leuten, die am Fuß des Aetna und Vesuv ihre Häuser auf Lavaströme bauen. Und doch ist's gewiß, daß der Berg über Branchier zusammenbrechen und alle Einwohner begraben wird, wie es vor hundert Jahren an den benachbarten Diablerets und noch näher in einem Thal geschah, dessen Namen mir entfallen ist. Auf dem Gipfel des überhängenden Bergs steht gleichsam als Wächter und Hüther vor der Gefahr eine kleine Einsiedelei. Im frommen, gläubigen Mittelalter hätte gewiß ein Maler den Einsiedler dargestellt, wie er betend mit einer Hand die drohende Bergwand aufrecht erhält.

Im Anfang ist der Weg von Branchier nach Orsière steil und mühsam, was Einen jedoch auf diesen Bergkolossen weniger wundert, als die angenehmen Fußpfade und die lachenden Thäler. Bei Orsière, das von den ehmals in Menge hier hausenden Bären seinen Namen hat, steht eine hübsche, obgleich sehr alte romanische Kirche, und ihr gleichen all die Kirchlein, mit ihren blendendweißen Thürmen, die am St. Bernhard wie Kinder um ihren Vater herumstehen.

Bevor man nach Liddes kömmt, zieht sich der Weg lange an hohen, wunderlich gestalteten Kalkfelsen hin. Ganz in einem Winkel des Dranceegrundes, dicht am Ufer des Stromes, der Einem nun zur Rechten ist, steht ein kleines Dorf wie in einem Abgrund, wie verloren und verlassen von der ganzen übrigen Welt. Kaum weiß man, daß es auch Drance heißt, wie der Strom, der ihm Nahrung gibt; denn hier, in dieser Heimath der Ueberschwemmungen, der Lawinen und der Bergstürze wohnen nur Kahnführer, Flößer und Holzmacher, vertrauend auf die Vorsehung und auf St. Bernhard.

In Liddes hält man an, denn nun gehts nicht mehr mit Wagen; man kann nur zu Fuß oder auf Maulthieren weiter. Das Wirthshaus ist trefflich, wie die mehrsten in der Schweiz. Gewiß wird jeder Reisende dankbar an die lieben Wirthsleute zurückdenken, in deren freundlichem Empfang und sorgsamer Pflege etwas wahrhaft Patriarchalisches liegt. In allen übrigen Ländern ist ihr Stand ein Gewerb, ein mehr und weniger vortheilhafter Erwerbszweig, in diesen Gebirgen aber, in dieser Einöde bekommt er etwas Religiöses. Aufmerksame und zarte Sorge an solchen Stellen kann nicht mit der Rechnung bezahlt werden. Wer viel gereist hat, wird dergleichen an Freundschaft grenzende Gastlichkeit nicht in polizirten, vielfach ausgebildeten Ländern gefunden haben, sondern nur an den Marksteinen der Civilisation, wo die gesellschaftliche Kultur und ihr Firniß noch nicht hingedrungen ist: auf den Hochalpen der Schweiz, in den Sennhütten Tyrols, in den Hütten der Morlaken, der Hochschottländer und Dalekarlier. In Liddes ist auch ein Fremdenbuch, dem man in der Schweiz nicht entkommt. Wie weh thut es Einem, auf dieser reinen Höhe, in dieser großartigen Einsamkeit Titelworte und Phrasen zu lesen, die erbärmlicher Weltsinn und Eitelkeit schrieb und die an den Schmutz erinnern, den man doch hinter sich lassen sollte, wenn man einmal hier heraufgedrungen ist. Engländer und Franzosen zeichnen sich in diesem Buch, wie in dem benachbarten Chamouny, auf dem Montanvert und in Grindelwald, besonders aus, die Engländer durch ihre Titel und ihre langen Verse, die Franzosen durch ihre Phrasen, ihre Witze und manchmal durch grobe Fühllosigkeit und Gemeinheit. Lezteres ist besonders bei denen der Fall, die 1814 Italien mit dem Rücken ansehen mußten und von da nach Frankreich zurückkehrten, was freilich ihre üble Laune erklärt, aber nicht entschuldigt. Gar sehr sind die Menschen zu bedauern, deren Seele nicht durch Widerwärtigkeiten gereinigt und erhoben wird. Die ohne Würde im Unglück sind, wären wahrscheinlich im Glück ohne Tugend und Gerechtigkeit gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Byrons Gedichte, wie er selbst, hatten auf die höhere Gesellschaft in London gewirkt, wie elektrische Funken auf isolirte Flaschen. Graf Karl hörte Wunderdinge, wahr und unwahr, von dem außerordentlichen Manne erzählen; auch war er so glücklich, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, die einst eine heftige Leidenschaft in dem Herzen des Dichters entzündet und erwidert hatte. Mit einem Gemisch von Staunen und Interesse betrachtete er die unregelmäßigen Züge des feinen Gesichtes, das rothe Lockenköpfchen und das extravagante Betragen der modernen Laura. Er suchte die feinen Fäden in ihr aufzufinden, durch die sie das glühende, ewig lechzende Herz des großen Dichters an sich gezogen hatte, und glaubte sie bald in ihrer unbeschreiblich regsamen Seele zu entdecken, die vom Körper nur wie von einer dünnen Hülle umgeben schien und in tausend Blitzen aus den blauen Augen sprühte. Sie hatte ein Beispiel aufgestellt, wie eine Brittin lieben, aber auch, wie sie hassen kann; denn als sie nach schwerem Kampfe sich gedrungen fühlte, Lord Byron in ihrem Innern für einen treulosen Verräther zu halten, beschloß sie, ihn fortan als todt zu betrachten und veranstaltete nicht nur auf ihrem Gute ein feierliches Leichenbegängniß, um ihn, in effigie, in einem leeren Sarge

begraben zu lassen, sondern legte auch, als Denkmal seiner Treulosigkeit, alle ihre Verhältnisse mit ihm in einem Romane nieder, in welchem sie selbst der Welt Bekenntnisse macht, die Byron gewiß nie abgelegt haben würde. Zu jeder andern Zeit würde Graf Karl ein solches Benehmen, als übertrieben rücksichtslos und unweiblich, gewiß streng gerichtet haben; jezt war nicht der Augenblick für ihn, zu verdammen, was aus wahrer Leidenschaft geschah. Alles schien ihm besser als eine Verrätherei, wie sie eben an ihm verübt worden war; daher interessirte ihn die Dame lebhaft, und kaum in seiner Wohnung angelangt, nahm er Byrons Gedichte zur Hand, um darin die Spuren jenes Verhältnisses aufzusuchen. Im Blättern fiel ihm ein Gedicht in die Augen, welches ihn innig ansprach; es war jenes Gedicht, dessen lezten Verse so lauten:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warst du so lieb mir!
Es schaudert mich heut.
Sie wissen nicht, wie ich
Zu gut dich gekannt;
Wie ich dich beweine —
Kein Wort hat's genannt.

Wir sah'n uns verstohlen,
Und stumm ist mein Schmerz,
Daß dein Sinn konnte täuschen,
Vergessen dein Herz.
Und seh' ich dich wieder,
Wenn Jahre sind um,
Wie soll ich dich grüßen?
In Thränen und stumm.

Graf Karl konnte sich nicht von dem Gedichte trennen. Es war wie aus seinem innersten Herzen genommen, und von dem Augenblick an war Byron sein Freund. Kein Wunder daher, daß er in der nächsten Soirée den hart Angegriffenen lebhaft vertheidigte, Sonderbarkeiten, Leichtsinn, selbst Eitelkeit nicht ableugnend, aber auf der Wahrheit seines tiefen Gefühls, auf der Wärme seines edlen Herzens fest beharrend. Als er, des großen Kreises wegen, den er um sich versammelt sah, in Verlegenheit gerathen, sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, trat ein schöner junger Mann auf ihn zu und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich bin Byrons Freund, Herr Graf, und, wenn Sie wollen, von heut an der Ihrige.“ Karl wußte, daß es ein Lord G. war, hatte aber von dessen Stellung zu Lord Byron nichts geahnt. Er schlug herzlich ein und versprach den nächsten Morgen um zwei Uhr (Nachmittags, versteht sich) einen Spazierritt mit ihm zu machen.

Zu Hause warf er sich erschöpft auf's Lager, doch lange Zeit verging, eh' der Schlaf die müden Augen schloß, und nach wenigen unruhigen Stunden erwachte er zu neuer Sehnsucht; denn alle Schmerzen seiner Seele waren neu aufgeregt, und obwohl er die ganze Nacht von Lady Alantha, so nannte sich Byrons einstige Geliebte, geträumt hatte, dachte er wachend doch nur der verlornen Sophie. Er erschrack, daß man ohne Gewissensbisse so unglücklich seyn könne, als er sich fühlte. In trüber, düsterer Stimmung schlichen die Morgenstunden hin; um zwei Uhr kam Lord G., ihn abzuholen. Die Bäume in Hydepark waren noch nicht grün, aber der englische Rasen schimmerte so smaragdhell in der Frühlingssonne, daß Graf Karl ihn bewundern mußte. Es ward ihm wohler hier, als in seiner Kammer. „Kommen Sie mit mir,“ sagte sein Begleiter, „und tummeln Sie sich auf meinem Rasen; da will ich Ihnen recht viel erzählen von Byron und unserm Jugendleben.“ Nach wiederholter Bitte nahm Graf Karl die Einladung an, und wenige Tage darauf saß er mit dem Lord in dessen Wagen und sah den Segen Englands, sowohl auf den frischen Fluren ringsum, als in Gestalt der vier herrlichen Braunen, die ordentlich mit dem Fremden zu kokettiren schienen. — Das Schloß des Lords war eines jener Gebäude, welche, ein modernes Innere in gothischen Mauern fassend, die neue Zeit behaglich mit der alten vereinen. Umringt von einem weitläuftigen Park, dessen noch blätterlose Bäume einen unabsehbaren grünen Teppich durchblicken ließen, nahmen sich die hohen Mauern aus der Ferne schon gar stattlich aus, während seitwärts ein entfernter Kirchthum dem Auge als angenehmer Ruhepunkt diente, und gegenüber zwei riesenmäßige Eichen ein reinliches Strohdach unter ihre Obhut nahmen. Alles athmete ländliche Ruhe im Schooß des Ueberflusses. Graf Karl war entzückt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Theaterwesen.

Man hat, wie gewöhnlich, die im Laufe des vorigen Jahrs gegebenen neuen Schauspiele summirt und dießmal gefunden, daß die Zahl zwar 250 übersteigt, aber doch nicht so beträchtlich gewesen ist, als im Jahr 1831. Die Ursache war nicht schwer zu finden. Die Cholera und nichts Anderes war Schuld daran. Die bangen Pariser hatten mehr mit Beerdigungen als mit Lustbarkeiten zu thun, und so Viele waren aus Paris geflüchtet, daß auch die Volksmenge bedeutend abgenommen hatte. Uebrigens beweist die geringere Anzahl von Schauspielen nicht immer eine mindere Thätigkeit der Schauspieler; wenn in Paris einmal ein Stück die Zuschauer in Menge herbeizieht, so wird es oft fünfzig- bis hundertmal kurz nach einander gegeben, und die Intendanzen brauchen dann sobald kein neues Stück zu geben; dieß ist mit manchen Schauspielen im Laufe des Jahres 1832 der Fall gewesen. Da jedoch die Zahl der Schauspielhäuser sich mit jedem Jahre zu vermehren scheint und alle ihren eigenen Vorrath von Stücken haben, so hätte allerdings im Jahre 1832 eine bedeutendere Menge von Neuigkeiten auf die Bühne gebracht werden müssen; aber wie gesagt, die abscheuliche Cholera verleidete den Leuten das Besuchen der Schauspielhäuser.

Man hat ferner bemerkt, daß Scribe im vorigen Jahre nicht mehr der flinkste und thätigste Theaterdichter gewesen ist und sich von zwei andern hat überholen lassen. Einige junge Theaterkritiker in den Journalen haben es sich zur Gewohnheit gemacht, über Scribe's Methode sich lustig zu machen, und es ist ihnen gelungen, das Publikum nach ihrem Sinne umzustimmen; Scribe hat auch so viel für das Theater gedichtet, daß es ihm nicht wohl möglich ist, fernerhin durch den Reiz der Neuheit das Publikum anzuziehen. Er kann daher nicht mehr steigen, sondern muß hinter seinem Rufe zurückbleiben. Dieß mag ihn entmuthigt haben, wenn auch sein Dichtergeist noch nicht erschöpft ist. Ein solcher Geist, dessen Hauptcharakter Heiterkeit und Wiz ist, erschöpft sich selten. Talleyrand ist beinahe noch eben so wizig, als er vor 30 oder 40 Jahren war. Glücklicherweise sind Scribe's Mitarbeiter weder reich geworden, noch erschöpft; Mazères, Bayard u. A. arbeiten ziemlich fleißig. Ancelot fährt fort, Vaudevilles höherer Gattung zu schreiben, die eben sowohl Schauspiele oder Lustspiele genannt werden könnten, und Victor Hugo, der seinen Prozeß wider das Théâtre français richtig verloren hat, wie ich es vorhergesagt hatte, ist schon mit zwei neuen Stücken bereit, die schaulustige Menge zu ergözen, zum großen Gräuel der klassischen Partei, welche die phantastischen und derben Dichtungen dieses Mannes für wahre Barbarismen hält; und in der That gefällt es Victor Hugo, die scheußliche Seite des Mittelalters wieder hervorzuziehen und nach der Natur darzustellen, was denn gegen die feinen Sitten der heutigen Pariser Welt gewaltig absticht. Dieß geht so weit, daß in seinem lezten, vom Minister d'Argont verbotenen Stücke: le Roi s'amuse, wahre Zoten vorkamen, die das züchtige Ohr einer Dame nicht ohne Erröthen vernehmen konnte. Man sieht nicht ein, was die Literatur, und die dramatische Dichtkunst insbesondere, bei dem Wiederaufleben der Zoten des 15ten oder 16ten Jahrhunderts gewinnen kann. — Ein empfindlicher Schlag für das musikalische Theater, ist der Tod Herolds, des einzigen Tonsezers, der nebst Auber die jezt alt gewordenen Boyeldieu's, Berton's und Cherubini's ersezen konnte, und der kürzlich durch die Musik der komischen Oper: le Pré aux Clercs, sich einen neuen Lorbeer errungen hatte. Ich habe dieses Stück noch nicht aufführen sehen; allein Kunstkenner versichern, daß es weit über seiner Zampa stehe, die doch gewiß zu den bessern neuern Opern des französischen Theaters gehört. Herold hätte noch Großes leisten können, denn er war in einem Alter, in welchem Boyeldieu erst anfing, schöne Opern zu sezen. Wenn jezt das Schicksal sich der musikalischen Bühne nicht annimmt und nicht unerwartet irgend einen vorzüglichen Tonsezer herbeiführt, so sieht man nicht ein, wie die komische Oper wird bestehen können. Denn mit dem Alten ist es in Paris nicht gethan. Das hiesige Publikum verlangt beständig Neues. Die Direktion mag also mit der Laterne in der Hand sich auf den Weg machen, um Herolds Nachfolger aufzusuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, Januar 1833.

(Fortsezung.)

Statistik der Bühne.

Wie unser Intendant seine Aufgabe verstanden, oder wie er sie seither gelöst hat, mag sich aus dem Folgenden herausstellen. Unter den Neuigkeiten, die uns im Laufe des verflossenen Theaterjahrs geboten wurden, waren 3 Trauerspiele, eigentlich nur 2 und ein französisches Melodram, jedes in einmaliger Darstellung; das eine, Raupachs König Enzio, seitdem wiederholt, das andere, L. Roberts Macht der Verhältnisse, wie es scheint, zurückgelegt. Von Lustspielen, Possen und dergleichen sahen wir 12 neue in 20 Aufführungen, darunter Raupach neunmal, Bauernfeld, Robert, 4 französische und ein englisches (Richards Wanderleben). Also unter etwa 200 Stücken, die in 12 Monaten über die Bühne gingen, begegneten wir 19 neuen, die 4 schon besprochenen Opern mit eingeschlossen; ferner noch 7 neu einstudirte dazu gerechnet, macht 26; also hinkte immer hinter 10 alten ein neues, und hinter etwa 30 ein neu einstudirtes Stück her. Davon mußten 6 oder 7 nach einer Aufführung wieder bei Seite gelegt werden, als nicht bestanden vor dem Urtheile des Publikums. Diese hätten entweder schon in erster Instanz verworfen werden sollen, oder wenn der Intendant sie für gut hielt und damit den Geschmack des Publikums zu bilden glaubte, hätte er sich durch einen einmaligen Fall nicht abweisen lassen dürfen; so war es eine blinde Wahl. Auch früher wußte man eben so wenig, welche Stücke man halten mußte; ein Hernani ging als ergözliche Neuigkeit vorüber, Calderons Arzt seiner Ehre durfte nach einer etwas lauen Aufnahme nicht sogleich ad acta gelegt werden. Demnach scheint es, als ob man hier den Neuerungen und Neuheiten nicht sehr gewogen sey. Dafür wird vielleicht listig genug gerade das schlechte Neue ausgewählt, um uns daraus auf das übrige schließen zu lassen und uns nicht lüstern zu machen nach ähnlichen Produkten, damit denn ungestört die alten Herrn der Dichtkunst herrschen, und er, sich mit ihnen auf den Parnaß träumend, nicht das Gesumse und Geklingel in der Ebene hören muß. Es wäre gewiß nicht zu tadeln, wenn der Dichter, der theaterfähig seyn will, auch parnaßfähig seyn müßte. Daß dieses bei der Oper seine Ansicht nicht war, haben wir bereits gesehen; wie es um Tragödie und Komödie steht, wollen wir jezt kennen lernen. Die Aufführungen älterer Trauerspiele nahmen 14 Abende ein, darunter 3 Goethe'sche, eines von Schiller, eines von Lessing, 2 von Shakespeare; zudem wurden Schillers Räuber auf Antrieb eines Mitglieds des Theaters unter der herrlichen Mitwirkung von Seydelmann neu einstudirt, und zum Beweis, wie unrecht man oft ältere Stücke liegen läßt, viermal bei vollem Hause gegeben. Die beiden Shakespeare wurden, unabhängig vom Repertoire, von Gästen gewählt. Man glaube ja nicht, das Publikum liebe und besuche das Trauerspiel nicht, und man müsse es daher so viel vermeiden, als es möglich ist, ohne den Anstand und die Ehre des Theaters zu verlezen. Der ernste Sinn für die Tragödie liegt im deutschen Volke tiefer als in manchem andern, und ein gutes, treu dargestelltes Trauerspiel wird seine rührende und erhebende Wirkung auf einen großen Theil der Zuschauer nie verfehlen, und wenn auch die Einen oder die Andern über Langeweile schreien, so muß man sich damit trösten, daß man es ja doch nie Allen recht machen könne. Ich sah im Burgtheater in Wien unsere klassischen Trauerspiele stets am meisten besucht, und brachte manchen herrlichen Abend dort zu im doppelten Genusse der dargestellten Leiden und der wirklichen Thränen, die um mich herum, und aus wie schönen Augen! vergossen wurden, und selbst hier zogen Karlos, Egmont, Göz, Romeo, Lear viele Schaulustige an, und es ging gewiß keiner leer nach Haus. Das Trauerspiel ist die nationalste deutsche dramatische Dichtungsart; das sollte man wahrlich nicht sinken lassen, und man bringe uns nur die guten Stücke, so finden sie sicher einen kräftigen Anklang in mancher Brust, der auch laut wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Februar 1833.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag machte Graf Karl einen langen Spaziergang mit seinem freundlichen Wirth, und gelangte endlich an das allerliebste Jägerhäuschen in der Fasanerie. Das niedlichste Tyroler Bauernhaus diente im Erdgeschoß dem Jäger, im obern Stockwerk dem Besitzer zum stillen Ruheplätzchen. Gestüzt auf grünumlaubte Säulen, lief eine Gallerie rund um das Haus und drei elegante Zimmer hatten Thüren auf diese und auf eine Flur, mit ausgestopften Vögeln, Hirschgeweihen und Jagdgeräthen geschmückt. Eine sehr junge, schöne Frau, mit einem Knaben auf dem Arme, trat den Kommenden entgegen, eine von den frischesten, lieblichsten Gestalten der Welt, mit wahren Madonnenaugen. Sie bot den Herrn ein Frühstück an und eilte froh, es herbeizuschaffen, als es angenommen ward. Dann führte der Lord seinen Gast die zierliche Treppe hinan, und Karl war auf's Neue überrascht, durch den Blick in die geschmackvolle Gruppirung der Bäume und Gebüsche, in welchen sich die halbzahmen Vögel bald verbargen, bald wieder zeigten. „Hier möchte ich wohnen!“ rief er aus, sich behaglich auf einen Sopha streckend. Der Lord sah ihn einen Augenblick forschend an; dann sprach er: „Wenn Sie hier lieber sind, als im Hause, so bleiben Sie; ich komme oft her und werde Sie auch hier täglich sehen, mithin das Vergnügen Ihres Umgangs nicht entbehren.“ Noch desselben Tages zog Graf Karl aus dem geräuschvollen Schloß in das stille Jägerhäuschen, ließ sich von der muntern kleinen Frau in das ihm bestimmte Zimmer führen, und erfreute sich dann, seit langer Zeit zum ersten Male, eines ruhigen Schlafes. Früh am andern Morgen weckte ihn die helle Stimme der Jägerin, als sie die Fasanen zur ersten Fütterung herbeirief. Karl sprang auf und trat ans Fenster. Im kurzen Hauskleide, das Söhnlein auf dem Arme, stand sie mitten unter den Vögeln da, die, zahm wie die Hühner, ihre niedlichen Füße umpickten; ein stolzer Goldfasan flog ihr gar auf die Schulter und bog den schlanken Hals rückwärts hinab nach dem Futterkorbe, während sein prächtiger Schweif weit über den Kleinen hinabhing; es war ein reizendes Bild. Als darauf ihr Mann aus der Thüre trat, schüttelte sie den Vogel ab und ging ihm freundlich entgegen. Graf Karl stand fortwährend am Fenster, doch den Blicken der glücklichen Menschen verborgen und ganz verloren im Anschauen ihrer kleinen Häuslichkeit. Der braune, breitschultrige Jäger sah fast väterlich auf das kindliche Weib hinab, und als er ihr, nach einer kurzen Besprechung über die Geschäfte des Tages, die derbe Hand zum Abschied bot, schlug sie im Umdrehen neckend hinein und hüpfte ins Haus, um, wie sie sagte, dem deutschen Grafen sein Frühstück zu bringen. — Karl sezte sich in einen großen Lehnstuhl und wünschte das wohlthuende, süße Gefühl, das er eben empfand, festzuhalten; doch das wollte nicht gelingen. Sollte es wahr seyn, dachte er, sollte Liebe und Treue wirklich nur in Hütten wohnen? warum mußte ich dann auf ei-

nem Schlosse geboren werden? Mit dieser Frage erwachte wieder der alte Schmerz. — Die junge Frau hatte ihre Kleidung ein wenig geordnet, ehe sie zu ihm ins Zimmer trat; an die Stelle des heitern Betragens vor dem Hause war eine kleine Verlegenheit getreten, sie schien steif, wie wir uns die Engländerinnen zu denken pflegen, war aber doch freundlich und aufmerksam. Nach dem Frühstück führte sie ihn, auf seine Bitte, mit sichtlichem Wohlgefallen in ihrer kleinen Wirthschaft herum. Alles war sauber, selbst Hühner-, Schaaf- und Kuhstall, und mit einer Zierlichkeit eingerichtet, die auf den öfteren Besuch der Herrschaft deutete. „Kommt der Lord oft her," fragte Karl, „um sich an Ihrer niedlichen Wirthschaft zu erfreuen?" — „O ja," erwiderte sie, „beinahe täglich, wenn er nicht in der Stadt ist." — „Das zeugt für seinen guten Geschmack," sagte Karl, und die hübsche Jägerin lächelte.

In dem Augenblicke theilten sich zwei Haselbüsche und der Lord sprang über eine Hecke, mitten zwischen die Sprechenden. „Schon Bekanntschaft gemacht?" fragte er heiter und bot der jungen Frau freundlich die Hand, dann auch dem Grafen, mit den Worten: „Ich komme, Sie zum Jagen abzuholen." Graf Karl warf sich in sein Reitkleid und eilte zur ersten englischen Hetzjagd, die er mitzumachen Gelegenheit hatte. Trotz seiner Unbekanntschaft mit dieser wahnsinnigsten aller Vergnügungen, erndtete er Lob und Freude ein, und als Abends die schöne Wirthin ihm auf sein Zimmer leuchtete, empfand er dasselbe süße Gefühl der Ruhe, das er am Morgen vergebens zu fesseln strebte, das aber dießmal schon dauernder war. So vergingen mehrere Tage, und Karl dankte dem Lenker des Schicksals, daß er ihn in dieß Asyl des Friedens geführt hatte, wo die Wellen seines Herzens allmählig ruhiger flossen, so daß manches schöne Bild sich in ihnen zu spiegeln begann.

Da erscholl plötzlich eine Posaune, die ganz Europa aus dem kaum begonnenen Schlummer weckte. Napoleon hat Elba verlassen! — die Nachricht war, wie einst der Ruf des Ubaldo, genügend, um die Rinalden unserer Zeit den Armen mancher Zauberin zu entreißen. Auch Graf Karls Entschluß war schnell gefaßt; er kündigte sogleich dem neuen Freunde die nahe Abreise an, und so lieb auch diesem seine Gesellschaft war, er konnte und mochte ihm nichts in den Weg legen. Am Morgen des Abschiedstages mußte die schöne Jägerin Graf Karl noch einmal herumführen, zu den grasenden Kühen, den girrenden Tauben, überall hin. Im kleinen Blumengarten legte er seinen Arm sanft um ihren Leib, küßte sie auf die Stirne und sagte: „Gott erhalte Ihnen Ihr Glück und Ihre Unschuld, liebe Frau." Bei diesen Worten überzog ein brennendes Roth ihre Wangen, als, plötzlich, wie am ersten Tage, der Lord zwischen ihnen stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Gang auf den großen St. Bernhard.

(Beschluß.)

Weiter hinauf bei dem Gehöft Alòve sahen wir zum erstenmal eine ökonomische Vorrichtung, die uns nicht erfreuen konnte. Die Hülsenfrüchte werden hier oben nicht mehr reif, deßhalb müssen sie an der Sonne getrocknet werden und geben auch so nur eine ziemlich ungesunde Nahrung. Nach einer halben Stunde gelangt man nach dem Flecken St. Pierre, der aus einer einzigen langen, steilen und gewundenen Straße besteht, und sich mit einer Brücke über die Drance von Val Sorey endigt; denn Drance scheint in den Gebirgen der generische Name für Gebirgsstrom. Furchtbar und schauervoll ist der Anblick des Abgrunds, in den er sich hier stürzt. Zwischen den Felsen, die über ihm hängen, zieht sich ein schmaler Fußpfad hin, der nur von Landeseinwohnern ohne Gefahr betreten werden kann. Als Bonaparte mit seinem Heer über den St. Bernhard zog und er diesen Abgrund mit dem Ziegenweg sah, wandelte ihn die Lust an, sich mit seinen dicken Reiterstiefeln darauf zu wagen. Man rieth ihm ab, und endlich ließ er einen Maulesel des Landes herbeiführen, schwang sich rasch darauf und trieb ihn an. Das Thier aber war klüger denn er, es erkannte die Gefahr und ging daher nur sehr langsam und vorsichtig fürbas. Neues Spornen des Reiters benahm ihm jedoch seine Ruhe, und schnellen, unsichern Trittes war es im Begriff, in die Tiefe zu stürzen, als einer der starken Gebirgsmänner Bonaparte schnell bei seinen Kleidern packte und zurückriß. Das Thier stürzte hinunter. Der Mann, welcher den General rettete, lebt noch; der großmüthige Corse ließ ihm hundert Franken zur Belohnung geben! Das Schicksal der Welt lag also damals in der starken Hand des Mannes von Saint Pierre. Wie, wenn sie nicht zugegriffen hätte? — Prou heißt eine große Weide, die sich in einem langen und traurigen Thal endigt, und weiter hinauf wollen die Thiere nicht gehen. Ueberall liegen die Trümmern von Lawinen und hereingebrochenen Bergströmen, zwischendurch erblickt man hier und da ein Blümchen, das sich kränklich auf seinem schwächlichen Stiel wiegt; denn ein Geringes weiter erstarrt die Natur und bringt nichts mehr hervor, wiewohl hier noch einige elende Hütten liegen. Daraus traten uns zwei bettelnde Kinder entgegen, ein blindgeborner Knabe, der von allen Dingen der Welt nichts kannte, als den lieben Gott, den Flecken St. Pierre, das dort gekaufte Brod, und den Sou, womit er es bezahlt, wenn er ihn sich erbettelt hat, und seine ältere hektische Schwester, die recht gut die Größe der Erde begriff, denn sie wußte, daß noch Leute jenseits Liddes und jenseits des Klosters wohnten.

Je höher man kommt, je wundersamer wird Alles für den beobachtenden Wanderer im Innern und Aeußern. Zuerst wird ihm nicht wohl, und er fühlt, daß er sich

erst an die dünne Luft gewöhnen muß, in der eigentlich kein Mensch leben soll. Die Adler folgen ihm nicht mehr, so oft sie auch unten seinen Blicken in der Höhe verschwunden sind; auch sie können hier nicht mehr leicht athmen. Man sieht sie nun unter sich durch die Wolken kriechen. Die beweglichern, lebenskräftigern Insekten, die die Luftverdünnung nur langsamer fühlen, erheben sich zwar bis zur lezten Grenze der Vegetation; aber es ist nicht mehr der Apollo des Montblanc mit seinen gletscherfarbigen Flügeln und ihren rosigen Ringen, der so gern mit dem Rhododendron buhlt, auch nicht jener andere Alpenschmetterling mit dem Perlenmutterkleid, das ein breiter Saum von schwarzem Sammt einfaßt, und der sich so gern an die mächtigen Tannen von Servoz hängt. Hierher kommen keine Schmetterlinge, höchstens eine Spinne mit schwarzen, magern Füßen, die einen Felsen hinaufklettert, oder ein häßlicher Tausendfuß, der auf einem nassen Stein fortkriecht. Dieses Gewürm gedeiht, wo der Adler nicht mehr leben kann. Die Pflanzenwelt ihrerseits geht aus einem Grad der Ausartung in den andern über, was für den Botaniker ein eigenes, interessantes Studium wäre.

Bald beginnt nun auch der ewige Schnee, und ein kleines Geräusch verkündigt die Nähe des See's, der leise gegen seine Eisdecke anplätschert. Von hier aus quellen zwei Ströme, von denen der Eine sein Wasser ins mittelländische, der Andere ins adriatische Meer ergießt. Schon umfaßt der Blick zwei Welten, die antike römische, die Welt Hannibals, Cäsars, und die mittelalterliche, die Welt Franz I. und Karls V.

Endlich gelangt man zum Kloster St. Bernhard. Vorher kommt man durch das Todesthal am Todesberg vorüber, wo alles den Tod anzukündigen scheint. Von den ersten Gebäuden rechts heißt eines das Hospital, wo verirrte Reisende den ersten Schutz und die ersten Nahrungsmittel finden, bevor sie zum Kloster gelangen. Das andere Gebäude heißt das Grab; denn hier werden in unterirdischen, in den Felsen gehauenen Gewölben die Leichen der verunglückten Reisenden aufgestellt, welche die Religiosen bei ihren Nachsuchungen im Winter nicht haben finden oder zum Leben haben zurückbringen können. Sie liegen und lehnen da in einer Art von Ordnung, wie Pilger, die im Beten eingeschlafen sind. Beim ersten Anblick scheut man sich, sie aufzuwecken, denn nichts an ihnen erschreckt und verkündigt die Zerstörung des Todes. Wenn hier oben die Natur die Kraft nicht mehr hat, dem Menschen das Leben zu erhalten, so hat sie auch nicht die Kraft, seinen Körper zu zerstören. Der Schlaf dieser christlichen Epimenides wird von keinem reißenden Thier gestört, nie wird der Grabeswurm unter ihren Kleidern sein Gespinnst weben, und wenn einst der Engel der Auferstehung kommt, um sie zu erwecken, so braucht er ihnen nur wieder eine Seele einzuhauchen. Die Eitelkeit des Menschen, der nicht ganz sterben will, die Liebe mancher Gatten, Kinder, Geliebten und Geschwister, die nicht ganz verlieren wollen, was ihnen der Tod geraubt, brauchte auf dem St. Bernhard das Geheimniß der Guanchen und der Egypter nicht, denn die Leichen werden hier in kurzer Zeit feste Mumien.

Wer bisher über das Kloster vom St. Bernhard sprach, hat der herrlichen Gastlichkeit erwähnt, mit der die Religiosen Fremde in ihren Mauern empfangen und verpflegen. Man kann aber nicht genug sagen, wie brüderlich, einfach, natürlich und für Alle gleich sie ist. Anderwärts nimmt man auch Fremde auf, es scheint aber eine Wohlthat; hier wird Einem Alles dargeboten, als habe man darauf ein Recht. Die frommen Männer scheinen selbst nur Gäste hier; denn auch sie können nicht lange daselbst verweilen. Schnell verzehrt hier oben dünne Luft und Kälte den Menschen, zumal diese Männer sich allen Unbilden des Klimas und der härtesten Jahrszeit mit Heldenmuth aussetzen, heftigen Stürmen, Schneeweben, Lawinen und niederstürzenden Waldströmen. Gar Manche von ihnen sterben schon jung, denn Alle zeigen heroische Hartnäckigkeit und wollen nicht von ihrem Posten weichen. Manche müssen wohl, wenn sie oben nicht mehr nützlich seyn können; dann steigen sie in die Ebene, um in der Schweiz für ihr Kloster zu sammeln oder um Pfarreien zu versehen, die von ihm abhängen. Man kann sich leichter eine rechte Vorstellung machen von dem Großartigen und Majestätischen des St. Bernhards, als von der unendlichen Güte und Humanität dieser Religiosen. Ich hatte mich, wo ich nur konnte, mit Empfehlungsbriefen an sie versehen und legte großen Werth darauf; aber bald, nachdem ich sie übergeben, sah ich ein, wie überflüssig sie waren. Was galt hier mein Name und meine Stellung in der Gesellschaft? Hier war ich nur Mensch und Reisender.

Nach dem Gottesdienst des folgenden Morgens verließ ich das Kloster wieder. Die Nacht war kalt und stürmisch gewesen und den Weg versteckte drei Fuß hoher Schnee. Weiter hinunter, unter dem Prou, war es nur noch ein graulisches Glatteis, das wie dünner Sand auf Wiesen und Feldern lag; beim Flecken St. Pierre war's nur noch Regen. Bei Liddes klärte sich der Himmel auf und die Sonne glänzte zwischen einigen Wolken; nur an den großen Tropfen, die an den Pflanzen hingen, sah man, daß es geregnet hatte. Bei Orsiere stiegen die Leute mit ihren Sicheln in das tiefe Drancethal, um da zu mähen. Unterhalb la Vallette hatten die Weinreben das schönste Ansehen und die Trauben begannen im warmen Sonnenstrahl zu reifen. In der schwülen Ebene wurde Getreide geschnitten. So sahen wir, wie im magischen Spiegel, die vier Jahrszeiten; oben im Schnee und der ewigen Erstarrung, Poesie und Begeisterung; unten im fruchtbaren, blühenden Thal, Walliser Prosa und Cretins.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar 1833.

(Beschluß.)

Statistik der Bühne.

Die noch übrige Zahl der Produktionen füllen die ältern Schau- und Lustspiele aus, und da erscheinen denn gar manche, die füglich der Vergessenheit übergeben und mit andern vertauscht werden dürften, denen billiger eine Stelle gebührte. Kotzebue, der sonst unbeschränkte Beherrscher der Komödie, ging nur neunmal über die Scene, Iffland nur dreimal; sie mußten Raupach das Feld räumen, der in sechszehn Darstellungen paradirte. Neben ihm buhlten am meisten und erfolgreichsten um die Gunst des Publikums Töpfer (siebenmal) mit seinen geschichtlichen Porträts, und Lebrün (fünfmal) theils mit eigenem, theils mit französischem Stoffe. Das Lustspiel wäre arm bestellt, wenn wir nicht, wie im vorigen Jahrhundert fast ausschließlich, auch jezt immer noch bei den Franzosen zu Gast gehen dürften, und bei solch großem Vorrath finden sich immer ganz artige Erzeugnisse, um einige Stunden angenehm auszufüllen. Nur muß auch die rechte Auswahl getroffen werden; denn es ist nicht gut, daß man z. B. „die Schule der Alten“ liegen läßt und „die beiden Sergeanten“ immer wiederkäut. Rechnen wir zu den 23 französischen Lustspielen noch die 32 Opern dorther, so muß man gestehen, daß Frankreich viel zu unserer Unterhaltung beiträgt. England lieferte uns dagegen nur 12 seiner Erzeugnisse, darunter 6 von Shakespeare, Spanien 3 durch Moreto, Calderon und Lope de Vega, und Italien, ohne seine Opern, 2 durch Goldoni. Im Ganzen steht Deutschland mit 91 Stücken auf dem Repertoire, und Frankreich mit 55. Unter den erstern begegnen wir dem Namen Schillers, so wie Goethes, jedem fünfmal, daneben vereinzelt Lessing, Müllner, Houwald, Deinhardstein, Auffenberg. — Wenn das Repertorium nicht reich ist an ausgezeichneten neuern Erscheinungen, so müssen wir uns darin billig finden lassen; wir würden auch oft verlegen seyn, obgleich es noch nicht so arm in der Theaterwelt aussieht, als man aus unserer Uebersicht schließen könnte; gegen alles Schlechte aber protestiren wir, und andernseits möchten wir es nicht gerne sehen, wenn das vorzügliche Alte, was da ist, in die Rumpelkammer geworfen würde.

Unter den Gästen, welche uns in dem vorliegenden Zeitraume besuchten, steht Seydelmann obenan, und er wäre der erste, wären ihrer auch hundert gekommen. Seine Kunst bis in ihre kleinsten Details kann nirgends bekannter seyn, als in Stuttgart; darum genüge hier die einfache Anzeige des Faktums, daß seine Charakterschilderungen unübertrefflich gefunden wurden und durch den unbegrenztesten Beifall dem Künstler diese Anerkennung bewiesen ward. Eine jedenfalls interessante Erscheinung war Jerrmann. Von seinem kühnem Entschlusse, im Théâtre français zu Paris, als Deutscher, aufzutreten, und von dem glücklichen Gelingen dieses unerhörten, einzigen Unternehmens war in den Pariser Berichten dieses Blattes bereits die Rede. Er ist also wieder nach Deutschland zurückgekehrt, um unter seinen Landsleuten den Triumph fortzusetzen, den er unter Fremden begonnen; so gastirte er denn auch bei uns. In Frankreich wäre Jerrmann ein großer Schauspieler, in Deutschland ist er es nicht; im Théâtre français war er vielleicht der, welcher unter allen Andern seine Rolle am meisten aus der Fluth des allgemeinen Pathos rettete und ihr noch am ersten Charakter aufdrückte, der am wenigsten perorirte und der Natur am nächsten stand; bei uns aber ist das Verhältniß anders. Eine Charakterisirung des Spiels der Deutschen und der Franzosen in ihren Trauerspielen und des Unterschiedes würde mich, wenigstens für dießmal, zu weit führen, und man wird mich doch verstehen, wenn ich behaupte, daß man den französischen Einfluß auf Jerrmanns Spiel zu sehr merkte, ein Umstand, der uns zuwider ist, weil die Darstellung dadurch von der Natur entfernt, in einer willkührlich angenommenen, falschen, renommirenden Manier erscheint, die die einfachsten Reden auf pathetische Stelzen sezt und die Wahrheit dem Glanze des Augenblicks aufopfert, die uns stets den Schauspieler näher stellt als seine Rolle, den Darsteller stets durch die Löcher seiner Darstellung erkennen läßt. Zum Beschluß in außerordentlicher Vorstellung gab Jerrmann die beiden Rollen des Franz und Karl Moor am selben Abend. So etwas würde in Paris Furore machen, aber wir Deutschen sind so prosaisch, diesem Kunststücke keinen rechten Geschmack abgewinnen zu können; es gehört zu den Hexereien, bei denen man Mund und Nase aufsperrt, die man aber trotz dessen nicht schön finden kann. In den Konzerten werden wir ja meist mit solchen Tausendkünsten, anstatt mit wahrer Musik regalirt. Wir sind so unverständig in der Kunst, daß die überwundene Schwierigkeit gar nichts zu unserm Genusse beiträgt, und wir ein Oelgemälde deßwegen nicht höher schätzen, wenn wir erfahren, es sey mit einem faustdicken Pinsel gemalt.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater und Konzerte.

Die große Oper hat noch mit Meyerbeers Diableries und mit hübschen Balletten und noch hübschern Tänzerinnen zu schaffen. Das lezte Jahr ist dieser Oper sehr günstig gewesen; so lange Dr. Veron dieselbe leitet, ist es wahrscheinlich, daß sie sich stets wohlbefinden wird. Wenn er seine Kranken so gut behandelt hat, als er die Oper behandelt, so muß er ein vortrefflicher Arzt seyn. Es hat sich neulich Jemand die Mühe genommen, eine Flugschrift herauszugeben, um zu beweisen, es sey nothwendig, eine zweite Operettenbühne in Paris zu errichten. Allein der gute Mann, der sie geschrieben, scheint sich um die Wirklichkeit nicht sehr zu bekümmern; denn sonst wüßte er ja, daß man viele Mühe gehabt hat, auch nur eine einzige Operettenbühne wieder in Gang zu bringen, und daß eine zweite bald wieder geschlossen werden müßte. Jedoch könnte die große Oper ebenfalls kleinere Opern geben; dadurch bekäme sie mehr Mannigfaltigkeit. Sonderbar ist es aber, daß sich die meisten Pariser Bühnen, etwa ein Dutzend, mit Vaudevilles abgeben, obschon sich mehrere Theaterkritiker, Jules Janin an ihrer Spitze, gegen diese Gattung verschworen haben und beständig in den Feuilletons der Tageblätter dagegen schreiben. Es muß wohl im Vaudeville etwas dem Charakter der Nation überaus Zusagendes liegen, das kein Feuilleton in der Welt verbannen kann. An Konzerten hat es im vorigen Jahre nicht gefehlt, und es ist Schade, daß man sie nicht mitberechnet, wenn man am Schlusse jedes Jahrs das Facit der öffentlichen Belustigungen zieht. Die Oper hat jedoch nur einige wenige zum Besten Paganini's veranstaltet; alle andern wurden in kleinern Sälen gegeben. Auch in diesem Monate folgen sie schnell auf einander. So wohnte ich einem Konzerte bei, das von einem gewissen Larmande gegeben wurde. Woher dieser Larmande stammt, weiß ich nicht, wahrscheinlich aus Italien; wenigstens ließ er eine Invocazione à la carità und eine Vegghiara à la madonna für drei Stimmen aufführen. Es wurden dann noch zwei Konzertstücke für's Klavier von Herz, welche man aber für die Harfe umgesezt hatte, von Mad. Desargue gegeben, wie auch einige Arien von Rossini, die selten in einem Pariser Konzerte fehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Februar 1833.

— Komm, du Erdenbrut, du Buhlerin
Von aller Welt, du Stifterin des Zanks
Und Völkeraufruhrs, thu, wozu dein Wesen
Dich treibt!

Shakespeare.
Timon.

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Geld regiert die Welt. Ja, der Mensch hat seit Jahrtausenden sein äußeres Leben in die Gewalt jener metallischen Dämonen gegeben, Gold und Silber genannt, und er hat, gleich dem Zauberlehrling, den Spruch vergessen, der den Zauber aufhebt; er wird ihm auch unterthan bleiben, bis sich der größere Zauber löst, der, in Mitten einer sich stets erneuernden Natur, seine Geschlechter blühen und verwelken läßt, und bis ihn einst ein neuer Schlag der magischen Ruthe zu seinen Vorgängern, den Mammuths, bettet. Wer sich aber die Mühe nimmt, ein dickes Buch zu lesen, das im vorigen Jahre ein gelehrter Engländer, Namens Jakob, herausgegeben hat, dem wird, wenn er es nicht vorher schon wußte, recht klar, daß das Geld die Welt in noch weit höherem und ernsterem Sinn regiert, als der Einzelne gewöhnlich meint, wenn er in seinem engern oder weitern Kreise mit dem silbernen oder goldenen Stabe in der Hand behaglich den Herrn spielt. Jenes Buch, betitelt: „Historische Untersuchungen über die Erzeugung und den Verbrauch der edlen Metalle,“ ist voll Zahlen und Brüchen und Tabellen, aber auch voll von interessanten Winken über den Zusammenhang der in Silber und Gold webenden Elementargeister mit der Entwicklung der Weltgeschichte.

Wenn wir die Absicht ankündigen, die Hauptresultate, zu denen der Engländer durch seine gelehrten Forschungen gelangt ist, mitzutheilen, so dürfen die Leser keine national-ökonomische Abhandlung fürchten. Wir rechten nicht um Procente, und auf halbe Millionen soll es uns nicht ankommen; anderswo mag man mit dem englischen Staatswirth um die Haltbarkeit seiner Schätzungen und Voraussetzungen streiten, uns genügt die Ueberzeugung von ihrer relativen Richtigkeit vollkommen, und wenn auch viel von Milliarden und Millionen die Rede seyn wird, so glauben wir damit, wie immer, nicht nur zu belehren, sondern auch zu unterhalten, und zu Erreichung des lezten Zwecks möchten wir hiebei kaum des Schmucks des Styls bedürfen. Denn wie der Bewohner der Ebene sehnsüchtig nach den fernen Gebirgen blickt, von denen herab ihm seine Gewässer rinnen, und mit Staunen vernimmt, zu welchen Höhen sie, nach den Berechnungen der Kunstverständigen, emporsteigen, so hängt die Phantasie des Menschen, wenn er sich auch bei der Flachheit seines Beutels ganz wohl fühlt, mit Interesse an jenen Gebirgen von Gold und Silber, welche ihm der Mann vom Fache als allmählig aufgethürmtes Eigenthum seines Geschlechts heraufrechnet, und leicht ist er in die Stimmung versezt, wo er fast mit Respekt innerlich jene gigantischen Metallmassen anschaut, von denen herab die Silberbäche strömen, die er, so gut er kann, auf seine Wiese oder unter sein Wasserrad leitet.

Die Frage, in welchem Verhältniß sich die edlen Metalle durch die Jahrhunderte herauf vermehrt haben, welchen Schwankungen ihre Produktion und Consumtion

unterworfen war, greift, wie man leicht sieht, aufs Tiefste in die ganze Geschichte, in alle bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse der europäischen Menschheit ein, von der wir hier zunächst reden. Was das Alterthum betrifft, so ist es bekannt, wie viel in diesem Fache unser Landsmann Heeren geleistet hat; für die neuere Zeit scheint uns der genannte Engländer sehr beachtenswerth.

Vom Alterthum durch das Mittelalter herauf blieb sich die Menge der im Verkehr der Völker befindlichen edlen Metalle so ziemlich gleich, und die fortwährende Ausbeutung der Bergwerke der alten Welt leistete wenig mehr, als daß sie das Metall wieder ersezte, das auf die mannigfaltigste Weise verloren ging; wenn ja in der Produktion und Consumtion des Goldes und Silbers Schwankungen vorkamen, welche auf das gesellschaftliche Leben Einfluß hatten, so waren sie entweder unbedeutend, oder ist es wenigstens uns unmöglich, sie gehörig zu würdigen. So war es bis zum Schluß des fünfzehnten Säkulums; da aber trat fast plötzlich eine Katastrophe ein. Wie nach der neuesten Geologie die Gebirge jach aus den Eingeweiden der Erde aufgestiegen sind und das geschichtete Gestein der Erdrinde durchbrochen und aufgehoben haben, so stieg mit der Entdeckung einer neuen Welt plötzlich ein Gold- und Silbergebirge auf, das alle menschlichen Verhältnisse verwirrte und die in ruhiger Schichtung übereinander gelagerten Stände der Gesellschaft durcheinander warf. Immer höher hob sich dieses Gebirge, drei Jahrhunderte lang; in jedem Säkulum bietet es aber ein anderes Profil dar, und es ist der Zweck der folgenden Bemerkungen, im Allgemeinen zu zeigen, in welchen Umrissen es in jeder Periode am Horizont der Gesellschaft stand. Der Verfasser, dem wir dabei folgen, meint, diese steigende Bewegung habe in der neuesten Zeit, vorerst wenigstens, aufgehört; der Leser mag dieß nun glauben oder nicht, immerhin wird er dabei Anlaß zu weiterem Nachdenken finden.

Wir beginnen mit dem Jahrhundert, das jener Umwälzung in den pekuniären Verhältnissen der Welt voranging.

Fünfzehntes Jahrhundert. — Schon der niedrige Preis, in dem im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert alle Lebensbedürfnisse standen, beweist, wie sehr selten damals die edlen Metalle waren. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bediente sich der Kupfermünze, oder man zahlte mit Lebensmitteln und Handarbeit. Durch den damals allgemein herrschenden rechtlosen Zustand und die sehr starken und plötzlichen Schwankungen im Preise der ersten Bedürfnisse mußten die Wohlhabenden nothwendig veranlaßt werden, sich heimlich einen Vorrath von Gold- und Silberstücken anzulegen. Die Grausamkeiten, die man sich damals gegen die Juden erlaubte, hatten bekanntlich keinen andern Zweck, als von ihnen die Schätze zu erpressen, die sie aus guten Gründen verborgen hielten. Offenbare Schätze an Geschmeide, Gold- und Silbergeschirr durfte man nur bei Fürsten und in Kirchen suchen. Dergleichen wurde fast ausschließlich in Italien fabrizirt, das die Kultur der alten Welt geerbt hatte, und woselbst damals die reichsten Handels- und Gewerbestädten blühten. Ein sehr großer Theil der edlen Metalle war in den Händen der Lombarden, die zu Hause und durch ganz Europa einen höchst einträglichen Handel damit trieben. Die reichsten Länder nach Italien waren Flandern und die Hansestädte. Das übrige Europa sehen wir von innern Unruhen so zerrissen und so arm, daß die edlen Metallen im Allgemeinen gewiß äußerst selten waren. Um einen richtigen Begriff von ihrem wahren damaligen Werth zu bekommen, müßte man den Mittelpreis der ersten Lebensbedürfnisse, besonders des Getreides kennen; denn nach der allgemeinen Annahme gibt dieses Produkt, nach welchem die allgemeinste und gleichförmigste Nachfrage geschieht, und das bei weitem dem wenigsten Wechsel unterworfen ist, den sichersten Maaßstab für derlei Berechnungen. Wie will man aber den Mittelpreis des Getreides in einer barbarischen Zeit genau bestimmen, wo man höchstens aufschrieb, wenn das Korn außerordentlich theuer oder wohlfeil war? Ueberdieß wechselten die Preise in Folge des verwahrlosten Landbaus, der ewigen Kriege und Räubereien, besonders aber wegen des Mangels an Kommunikationsmitteln, von Jahr zu Jahr ungeheuer. Die Bauern waren zu arm, zu gedrückt, als daß sie auf künftige Theurung hätten Getreide sparen können, und nicht selten war Hungersnoth in einer Stadt, während man fünfzig, sechzig Stunden davon im Ueberfluß schwamm.

Unser gelehrter Engländer hat indessen alle Chroniken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts durchstöbert und ist zu dem Resultat gelangt, daß, abgesehen von den ungeheuren Sprüngen, die den eben berührten Ursachen zuzuschreiben sind, die Mittelpreise des Getreides in diesen beiden Jahrhunderten vor der Entdeckung von Amerika sich wenig verändert haben. Er zieht daraus den Schluß, daß die in der alten Welt, besonders in Deutschland ausgebeuteten Bergwerke just so viel edle Metalle lieferten, daß das durch die Reibung abgenuzte, zu Kunstgegenständen verwandte, durch Schiffbrüche, Kriege und überhaupt in den Wirren der damaligen Zeit fortwährend verloren gehende Gold und Silber gerade wieder ersezt wurde. Nach der Analogie anderer Zeiten und nach dem Werth der damals in verschiedenen Ländern geschlagenen Münzen, glaubt er das zu jener Zeit im Umlauf befindliche gemünzte Gold und Silber auf 413 bis 424 Millionen Gulden anschlagen zu dürfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Ernst, aber freundlich sah der Lord beide an und sagte nach einer kleinen Pause zu Graf Karl: „Ich komme, Sie abzuholen; ich habe meine Braunen vor einen leichten Jagdwagen spannen lassen, um sie auf einem hübschen Umwege nach London zu führen. Sie kommen noch früh genug dort an und müssen deßhalb dem Freunde dieß lezte Vergnügen nicht versagen.“ Graf Karl machte keine Einwendungen, der Wagen war vorgefahren und in ein paar Minuten flogen die Braunen über den Schloßhof.

„Nun, wie hat Ihnen mein Fasanenhaus gefallen?“ fragte Lord G. unterwegs. „Ich werde es nie vergessen,“ antwortete Graf Karl, „und Sie haben mir, durch die Aufnahme dort, einen unschätzbaren Dienst erwiesen; Sie haben mein Herz in Ruhe gewiegt und mir gezeigt, daß es wirklich Glück und Tugend auf der Welt gibt.“ — „Dienst um Dienst,“ erwiderte der Lord; „ich bin auch Ihnen Dank schuldig, und da Sie jezt England verlassen, will ich Ihnen sagen, wofür. Sie haben mir einen Beweis von der Treue meiner Ellen gegeben.“ — „Wie so?“ fragte Karl, „ich verstehe Sie nicht.“ — „Nun, Sie waren fast vierzehn Tage mit ihr unter einem Dache; und ohne Ihnen zu sehr schmeicheln zu wollen, es gereicht mir zu nicht geringem Trost, daß Sie, bei so guter Gelegenheit, mir ihr Herz nicht abwendig gemacht haben.“ — „Auf mein Wort,“ sagte Karl, „ich verstehe Sie noch nicht.“ — „Nun,“ fuhr der Lord ungeduldig fort, „dann haben Sie wahrhaftig weniger Scharfsinn, als sonstige Gaben. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß der Schatz im Jägerhäuschen mir gehört?“ — „Und der Mann?“ fragte Karl verwundert. „Einen Mann mußte sie haben, und der gute Miller war der erste, der sich fand; er hat sie auch herzlich lieb.“

So war denn für Graf Karl das mühsam erworbene Bischen Ruhe mit einem Male wieder dahin, und Mißmuth und Unwille bemeisterten sich von Neuem seines Herzens. Also die schöne, die unschuldige Ellen war nichts weniger als das, wofür er sie gehalten, und der Jäger, mit dem sie so glücklich lebte, nichts als der Berger ihrer Schande! — Ein schneidender Mißton in den Nachhall seines Stilllebens! Zerstreut und wortkarg saß er jezt da, konnte sich der schönen Natur nicht freuen, die Ankunft in der Stadt nicht erwarten, fand kaum Zeit zu Dank und Abschied, wiewohl er's herzlich meinte, raffte dann sein Bischen Hab und Gut zusammen und flog auf Sturmesflügeln der Armee nach. Hier erst kam er zur Ruhe, denn hier empfing ihn der treue Freund, an dessen Brust er weinen, dem er die harten Täuschungen seines Lebens klagen durfte. Oertzen erschrack über die Stimmung, die ein an sich so geringfügiger Umstand, wie das wahre Verhältniß der schönen Jägerin in Karls Seele erzeugt, oder vielmehr wieder hervorgerufen hatte. Er hatte ein anderes Resultat von dem Aufenthalt in England gehofft; jezt blieb nichts übrig, als den mildernden Einfluß der Zeit ruhig abzuwarten.

Die Schlacht von Waterloo ward geschlagen. Avancement und Ehre mußten die Wunde versüßen, die Graf Karl bald um den linken Arm gebracht hätte. Weil er Anfangs der Wunde wenig achtete, kam er mit den heftigsten Schmerzen einer furchtbaren Entzündung nach Paris, wo ihm ein hitziges Fieber auf mehrere Tage die Besinnung raubte. Oertzen ward durch unabweisliche Geschäfte gezwungen, sogleich wieder abzureisen; die ganze Pflege des Schwerkranken wäre mithin dem Bedienten allein überlassen gewesen, wenn ihm die Frau des Hauses nicht freiwillig Hülfe geleistet hätte. Sie war eine Deutsche von Geburt, doch Wittwe eines französischen Generals, eine Frau von angenehmer Gesichtsbildung und sanftem Wesen. Kaum hatte sie die Gefahr ihres Gastes vernommen, als sie sich erbot, das ihm angewiesene Zimmer mit einem bessern, luftigern zu vertauschen, dessen Fenster in den Garten gingen, und schon am folgenden Tage ward er dort hingebracht. Hier wachte sie, abwechselnd mit ihrer Dienerin, zwölf Nächte bei dem Kranken, und sorgte so liebevoll für jede Kleinigkeit, daß weder Mutter- noch Schwesterliebe ihn treuer hätte pflegen können. Als Graf Karl wieder zu sich kam, fielen seine ersten Blicke auf das bescheidene Gesicht der etwa 28jährigen Frau. Sie saß, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, vor seinem Bette; ein Mädchen von dreizehn Jahren kniete neben ihr und fragte, obgleich nur halblaut, doch mit unverkennbarem Ungestüm: „Wie ist es mit ihm, Karoline? wird er davon kommen? O Gott! wenn es möglich ist, so laß ihn leben!“ Karoline wischte sich eine Thräne aus dem Auge, dann sagte sie: „Sey ruhig, Cäcilie; er mag leben oder sterben, Du weißt, er ist in Gottes Hand.“ — Karl wachte schon lange; er fühlte sich leicht und wohl, aber er gab kein Zeichen des Lebens, um sich des Eindrucks, den das angenehme Bild auf ihn machte, nicht zu berauben. Endlich schlug eine Uhr; da stand die Dame leise auf, schlich ans Fenster und nahte gleich darauf dem Bette, mit einer Medizinflasche in der Hand. Leise schlug sie den gelbseidenen Vorhang zurück, und als sie nun, dicht über ihn gelehnt, gewahrte, wie er heiter lächelnd dalag und sie mit seinen blauen Augen ansah, da konnte sie einen Schrei nur halb unterdrücken; ein sanftes Roth stieg in ihre Wangen, doch schnell sich fassend, sagte sie: „Mein Gott, Sie wachen?“ — „Er wacht!“ rief Cäcilie und wollte rasch den Vorhang aufziehen; aber Karoline wehrte es ihr. Da sprang das Mädchen zur Thüre hinaus und ließ ihr Freudengeschrei: „Er lebt, er ist besser!“ so laut

durch das ganze Haus erschallen, daß es bis ins Krankenzimmer hineindrang. Unter solchen Umständen knüpfte sich eine Bekanntschaft an, die über Graf Karls ganzes Leben entscheiden sollte.

Die freundliche Pflegerin zog sich nicht von ihm zurück, als er nach und nach zu Kräften kam; sie geleitete ihn in den Garten und die drei breiten Steinstufen, die in den Salon führten, wieder hinauf. Jeden Morgen fand er auf seinem Tische ein Körbchen mit den auserlesensten Früchten; die vollsten Pflaumen, Pfirsiche, Weintrauben, Feigen, was der Augenblick eben herangereift hatte, lagen auf grünen Blättern, wie der schönste Hypsum geordnet. Die Pariser Früchte übertreffen alle andern an Süßigkeit und Fülle, und die Obsthändlerinnen wissen sie so graziös herauszuputzen, wie sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der Klavierspieler List. Prozesse des Théâtre français.

Zulezt gab List oder Litz sogenannte Etudes caractéristiques von Moscheles; was dieser Titel bedeuten soll, begreife ich nicht recht; es schienen nur Phantasien eines genialen Meisters zu seyn, die der junge List mit außerordentlicher Fertigkeit vortrug. Wenn man die gewaltigen Bewegungen seiner Hände und Arme sah, so hätte man glauben können, er hämmere sie ab; auch ist er als ein furchtbarer Hämmerer bekannt, und man hat es ihm schon in den Tageblättern vorgeworfen, daß er die Instrumente, die er unter den Händen habe, ganz unbarmherzig behandle. Dieser List kam vor ungefähr zehn Jahren als ein musikalisches Wunderkind nach Paris und ist seitdem hier hängen geblieben. Er ließ damals auch Improvisationen hören, und man glaubte, es stecke ein zweiter Mozart in ihm, so daß man, um sein Talent auf die Probe zu stellen, ihm eine Oper zu setzen gab. Die Oper kam zu Stande und wurde aufgeführt; allein eine Mozartsche Oper war es nicht, und seitdem quälte man den armen Jungen mit dem Komponiren nicht mehr. Unterdessen ist er groß geworden, und wenn auch von seinen eigenen Kompositionen selten die Rede ist, so ist er doch einer der fertigsten Klavierspieler in Paris, wo es an Spielern dieser Art gewiß nicht fehlt. Man wirft ihm aber vor, daß er die Meisterwerke, die er öffentlich spielt, auf eine widerliche Art verbräme und dadurch verderbe. — Ich habe oben erwähnt, daß der dem Théâtre français von dem berühmten Dichter Victor Hugo angehängte Prozeß zu Gunsten des Theaters entschieden worden ist, und obschon der Dichter an ein höheres Gericht appellirt hat, so ist es doch wahrscheinlich, daß auch hier dem Théâtre français Recht gegeben werden wird, weil es ein vom Minister des Innern als unsittlich verbotenes Stück nicht hat aufführen wollen, oder vielmehr können; denn zu dem Unmöglichen kann ja Niemand angehalten werden; und wenn ein Minister, dem die Polizei und die Gensd'armerie zu Gebote stehen, sagt, ich will nicht, daß ihr das Hugo'sche Lustspiel aufführt, so muß sich ja wohl das Théâtre français darein fügen; denn erstlich brächte es durch seine Widersetzlichkeit nichts weiter zu Wege, als daß man es schlösse, und zweitens liefe es Gefahr, die bedeutende Zulage zu verlieren, welche ihm jährlich von Seiten der Regierung zufließt. Seitdem hat es dasselbe Theater mit einem andern Schriftsteller zu thun gehabt, der ihm einen ähnlichen Prozeß angehängt hat und glücklicher gewesen ist, als Victor Hugo, weil sich dießmal kein Minister darein mengte. Ein bisher unbekannter Dichter, Laverpillière, hatte dem Theater vor fünfzehn oder sechszehn Jahren ein Stück eingehändigt, welches dasselbe auch angenommen und aufzuführen versprechen hatte. In diesem Stücke hat der Dichter das heimliche Treiben der unter der berüchtigten Restauration so mächtigen jesuitischen Parthei schildern wollen, und einen Charakter gezeichnet, der zwar aus Neigung ein Liberaler ist, aber es dabei mit der bigotten Parthei hält, weil diese alle Aemter und Pensionen vergibt. Solche gehässige Charaktere gab es damals in Menge, und von manchem damals sich umhertreibenden Manne mag der Dichter einen Charakterzug entlehnt haben. Den Schauspielern mochte aber wohl bange seyn, die Hofgunst zu verlieren, wenn sie dieses nach der Natur geschilderte Treiben am Hofe darstellten; aus diesem Grunde ließen sie also das Stück liegen und führten es nicht auf. Der Dichter war geduldig und wartete. Nach der Julirevolution trat der Zeitpunkt ein, wo die häßlichen Züge der vorigen Regierung dem Publikum vorgeführt werden konnten; aber auch da bezeigten die Schauspieler des Théâtre français noch keine Lust, das Stück aufzuführen. Jezt aber verlor der Dichter die Geduld und citirte das Théâtre français vor das Handelsgericht; es konnte hier keinen triftigen Grund anführen, warum es Laverpillières Lustspiel nicht darstellen wollte, und wurde dazu verurtheilt, es binnen einer bestimmten Frist zu geben. Die Herren und Damen des Théâtre français rächten sich nun dadurch an dem Dichter, daß sie die Rollen den jüngsten Subjekten ihres Theaters anvertrauten, so daß kein einziger beliebter Schauspieler in dem Stück auftreten sollte. Nun forderte der Dichter sie wiederum vor Gericht; aber dießmal war er nicht so glücklich, wie das erstemal. Das Gericht erkannte, daß die Sociétaires das Recht haben, die Rollen zu vertheilen, wie es ihnen gutdünkt, und daß Niemand sie zwingen kann, in diesem oder jenem Stücke aufzutreten. Das neue Lustspiel mußte also den sogenannten Doubles überlassen bleiben. Diese, welche nicht oft Gelegenheit haben, sich in wichtigen Rollen zu zeigen, thaten ihr Bestes, um diese einzige Gelegenheit zu benutzen, und spielten wirklich sehr gut. Allein das Stück selbst hatte leider nichts Ausgezeichnetes, nichts, was die Zuschauer entzückt oder hinreißt. Es war ein Lustspiel, das man bald vergißt, wenn man aus dem Theater getreten ist, und somit wird es sich auch schwerlich lange auf der Bühne halten. Wird sich dann der Dichter ans Publikum halten und auch dieses verklagen, daß es sich weigert, sein Lustspiel anzusehen? Ueberhaupt halten sich die auf Befehl eines Gerichts gespielten Stücke selten lange auf der Bühne; denn meistens sind es solche, von denen die Schauspieler nach ihrem praktischen Sinne nicht viel Gutes hoffen. In Hinsicht des Théâtre français ist es aber gut, daß zuweilen ein Dichter es von Gerichtswegen antreibt, die bereits angenommenen Stücke zu spielen; denn die Sociétaires dieses Theaters sind sehr der Bequemlichkeit zugethan und verlassen sich zu sehr auf die Zulage der Regierung. Sie haben manchen ungeduldigen Dichter zur Verzweiflung gebracht. Seitdem jedoch in Paris eine so erstaunliche Konkurrenz im dramatischen Fache herrscht, sind auch die Sociétaires des Théâtre français etwas reger geworden und lassen nicht alle von ihnen angenommenen Schauspiele zwanzig Jahre in ihrem Archive, wie vormals, ehe sie sich dazu bequemen, sie einzustudiren und aufzuführen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Februar 1835.

Noch schwebt der Sonn' ein Dunst von deinen Seufzern vor,
Dein altes Stöhnen summt mir noch im alten Ohr;
Und so verwandelt nun? —

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Auch ohne weitere Auseinandersetzung wird es den Leser nicht befremden, wenn wir ihm vertrauen, daß die wärmste Dankbarkeit den Genesenen an den Schutzgeist knüpfte, der so segensreich über ihm gewacht hatte. Von den einfachen Verhältnissen der jungen Wittwe war ihm, auch ohne direkte Erkundigung, manches bekannt geworden. Ihre Familie war von altem Reichsadel, aber nicht reich. Ein französischer Obrist hatte während des Krieges Gelegenheit gefunden, ihren Eltern sehr wichtige Dienste zu leisten. Als er darauf, von uneigennütziger Liebe geleitet, um Karolinens, der ältesten Tochter, Hand bat, ward sie ihm aus Dankbarkeit, und um so lieber gewährt, da den Eltern eine so gute Versorgung sehr angenehm war. Als diese nicht lange darauf gestorben waren, kam die jüngste Tochter, Cäcilie, unter der Generalin besondere Obhut. Carolinens sanfter, ergebener Sinn half ihr die harten Verluste in ihrer Familie gelassen tragen, ja selbst dem Willen des Unerforschlichen in Demuth sich fügen, als im Jahre 1812 eine Kanonenkugel ihr den innig geliebten Mann, dem Vaterlande einen braven Krieger raubte. Sie hatte Frankreich lieb gewonnen und verließ es nicht wieder, auch als keine Bande, außer denen eines reichen Besitzes, sie dort mehr festhielten; aber auch für ihre Landsleute hatte sie ein Herz behalten, wenn sie auch des unanständigen Jubels sich enthielt, der gewiß keinem Franzosen ziemte, als die Alliirten einzogen, und freudig wachte sie über das Leben des jungen Oesterreichers, den das Schicksal ihr anvertraut hatte.

Als Graf Kallendorf völlig hergestellt war, riefen ihn seine Verhältnisse natürlich in das gesellige Leben zurück, aber die Abendstunden, die er an Carolinens Seite verleben konnte, wurden ihm immer lieber. Die wilde, braunaugige Cäcilie sprang ihm, so oft er kam, mit lautem Jubel entgegen, flog an seinen Hals und setzte sich auf seinen Schooß, trotz der leisen Abmahnungen der Schwester, welche durch ein klar ausgesprochenes Verbot des Kindes Unschuld zu stören fürchtete. Karl spielte mit ihr, oder wehrte sie sanft von sich ab, je nachdem er eben gestimmt war; aber Carolinens seelenvolles Gespräch fand jederzeit Eingang bei ihm. Wenn er eine Weile mit ihr gesprochen hatte, fühlte er, wie sein Herz sich weiter ausdehnte, wie seine Ansprüche an sich selbst sich vermehrten, während die an seine Nebenmenschen sich allmählig verringerten. — Auch Sophien lernte er vergeben, auch ihr Bild trat immer milder vor seine Seele, bald nur wie ein Zauber, der seine Jugend umwoben hatte; denn die Jugend lag jetzt hinter ihm, die großen Weltbegebenheiten hatten ihm den Ernst des Lebens gewaltig vor's Auge geführt und wohl das Ihrige dazu beigetragen, ihn von sich selbst abzuziehen.

Caroline war immer beschäftigt, entweder mit nützlichen und zierlichen Handarbeiten, oder mit dem Unterricht der wilden Cäcilie, die sie oft von einem hohen Kastanienbaume

herunterrufen mußte, wenn die festgesezte Stunde nahte. Die beiden Schwestern bildeten den auffallendsten Kontrast: die ältere erschien in jeder Lage in stiller Frauenwürde, immer gleichgestimmt und freundlich, wie ein Sommertag; ihre Haut war durchsichtig und lilienweiß, doch die kleinste Gemüthsbewegung lockte ein sanftes Erröthen auf ihre jungfräulich reine Stirn. Dabei leitete sie das Haus mit der sichern Hand einer klugen Frau; auch die verminderte Schlankheit ihres regelmäßigen Wuchses deutete auf ihren Frauenstand, so wie der erfahrene Blick, in dem die Lust der Jugend nicht mehr wohnte. Sie kleidete sich mit der höchsten Sorgfalt, und Behaglichkeit und Ordnung waren rings um sie verbreitet. — Cäcilie dagegen war noch eckigt in Bewegung und Form; sie ging nicht, sondern lief oder sprang, wie ein Knabe kletterte sie auf die Bäume, um die reifen Kirschen zu pflücken, oder sich vor der Schwester zu verstecken, und stets war ihre Gesichtsfarbe erhöht, weil irgend eine äußere Anstrengung oder ein lebhaftes Gefühl ihr Blut in fortwährender Aufregung erhielt. Ihre braunen Locken trozten dem Kamm und rollten sich in unzähligen Ringen um Stirn und Nacken: ihr Auge schwamm stets in Freud oder Leid, aber selten blickte es lange auf einen Gegenstand. Was schicklich sey, davon hatte sie eben so wenig einen Begriff, wie von etwas Argem. Von dem ersten Augenblicke an, da Graf Karl ins Haus trat und bleich auf einen Stuhl hinsank, zog ein mächtiges Gefühl sie zu ihm hin; sie konnte, troz ihrer Unruhe, stundenlang vor ihm knieen und den Kopf auf seinen Schooß legen, wenn er, während er der Schwester vorlas, mit der linken Hand in ihren Locken spielte; dann sprang sie oft auf, um irgend ein vergessenes Geschäft mit einer Hastigkeit zu besorgen, als hienge der Welt Heil davon ab, und kam nicht selten mit hochglühenden Wangen und zerrissenen Kleidern zurück, um bei den Ermahnungen der Schwester, unter heißen Thränen, die besten Vorsätze zu fassen.

Nach und nach ward Caroline Graf Karls Vertraute; er öffnete ihr sein noch immer wundes Herz, sie tröstete ihn nicht, aber ihre Gegenwart, ihr Umgang tröstete ihn. Wenn ein Herz sich gedrungen fühlt, die Leiden seiner ersten Liebe in das eines jugendlichen Wesens andern Geschlechtes auszuschütten, so ist dieser Drang unfehlbar der Prolog zu einer zweiten. Karl mußte sich selbst die Wahrheit dieser Bemerkung eingestehen, als er sich nach einiger Zeit darauf ertappte, daß er seine Tage nur nach den Stunden zu berechnen pflegte, die er mit Carolinen zugebracht hatte. Er mußte lächeln über diese Entdeckung in seinem Innern, die ihm durchaus angenehm war. Der Genuß, den ihr gebildeter Geist, ihr reifes Urtheil ihm verschaffte, war ihm unschätzbar. Fast täglich ging er mit ihr und Cäcilie in das Museum, wo Schätze ohne Zahl aufgestellt waren. Caroline liebte die Kunst, doch blieb sie beim Anblick der Statuen kalt; Gemälde waren ihre Freunde. Sie kannte alle Eigenthümlichkeiten der vorzüglichsten Werke. Wenn sie nun mit Graf Karl aufmerksam vor diesem oder jenem Meisterstücke weilte, mit dem feinen Finger da- und dorthin zeigte und mit noch feinerem Urtheil diese und jene Bemerkung machte, stand Cäcilie gewöhnlich unbeachtet zur Seite und hing mit schwärmerischem Blicke an dem Meisterstücke der Natur, das sie in Graf Karls Gestalt bewunderte. — Eine aufkeimende Leidenschaft im Herzen eines Kindes ist ein großes Räthsel; scharf unterschieden von jedem andern Gefühle, kann sie darin Wurzel fassen, ohne den geringsten Zusatz von Sinnlichkeit; der heftige Wunsch nach der Nähe des geliebten Gegenstandes ist der einzige, der in einem ganz unschuldigen Herzen Raum findet. Daher war es eben so naturgemäß, als aufrichtig gemeint, wenn Cäcilie seit einiger Zeit ihre Schwester täglich bestürmte, sie solle Graf Karl heirathen, damit sie immer beisammen blieben. Caroline ward oft ungeduldig und verwies ihr das kindische Gerede über Dinge, von denen sie nichts verstehe. Das half aber nicht viel. Eines Tages sezte sie, nach einem ähnlichen Gespräche, hinzu: „Wenn zwei Leute sich heirathen wollen, liebes Kind, müssen sie sich vor allen Dingen über Alles lieb haben; ich liebe Dich aber weit mehr als Graf Karl, und diesem fällt es gar nicht ein, mich Andern vorzuziehen.“ — „O, das weiß ich besser!“ erwiderte Cäcilie mich nachdenklichem Blick.

Nach und nach entzündeten diese Reden des Kindes eine stille Gluth im sanften Herzen der Schwester; sie fing an nachzudenken, ob Cäcilie Recht habe, und prüfte ernstlich, was ihr Herz wohl sagen würde, wenn Graf Karl mit dem Bekenntniß der Liebe vor sie träte. Doch bald unterdrückte sie solche Gedanken wieder und bat Gott, sie in ihrer Unbefangenheit zu erhalten. — Karl hingegen gab sich dem süßen Zauber immer wohlgefälliger hin, bewachte jeden Blick der Freundin, als hinge sein Schicksal davon ab, und nahm sich vor, sobald er Hoffnung sähe, seinem Glücke keine entfernte Frist zu setzen, sondern sich des Engels, den ihm der Himmel zugeführt hatte, je eher je lieber zu versichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Jahrhundert. — So war es also im Jahr 1492, dem Jahr der Entdeckung von Amerika. Bedenkt man, daß man mit derselben Menge Goldes damals sechsmal mehr kaufen konnte, als heutzutage, so wird man die Gier, mit der die Europäer über die Schätze

der neuen Welt herfielen, begreiflich finden. Die Jahre, welche in dem nun folgenden Jahrhundert die größten Mengen edler Metalle nach Europa förderten, waren einmal die ersten, weil man da den Eingebornen alles Gold, das man bei ihnen vorräthig fand, abnahm, und dann die lezten, weil die reichsten Minen erst dann ausgebeutet werden konnten, als das ganze Land erobert und untersucht war. Meriko wurde aber 1521 erobert und die Minen von Potosi wurden 1545 entdeckt. Unser Engländer schäzt, in ziemlicher Uebereinstimmung mit Alexander von Humboldts Angabe, daß von 1492 bis 1600 an Gold und Silber über tausend siebenhundert und fünf und zwanzig Millionen Gulden nach Europa kamen.

Will man nun ungefähr wissen, wie viel Geld im Jahr 1600 im Umlauf war, muß man jene 421 Millionen, welche der Annahme nach vor der Entdeckung von Amerika cirkulirten, dazurechnen, und dann wegen Verlust durch Friktion und auf anderm Wege etwa $\frac{1}{10}$ abziehen. Der Engländer rechnet überdieß, daß ein Zehntheil der ganzen Summe von edlen Metallen, von der Entdeckung des Wegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung an, nach Asien ausgeführt, ferner, daß ein Fünftheil zu Schmuck und Geräthe verwendet wurde. Nach allen diesen Abzügen schäzt er die Summe, welche im Jahr 1600 in Umlauf war, auf 1624 Millionen; dieß ist aber viermal so viel, als kurz vor Beginn des eben abgelaufenen Jahrhunderts cirkulirte. Man darf indessen daraus nicht den Schluß ziehen, als ob der Preis der Lebensmittel alsbald in geradem Verhältniß mit dem vermehrten Zufluß von edlen Metallen gestiegen wäre; denn im Maaße, als ein nützlicher Stoff häufiger wird, wird er auch vielfältiger verwendet und die Nachfrage darnach nimmt zu. Ueberdieß nahmen damals Gewerbfleiß und Handel einen starken Aufschwung in Europa, auch die Bevölkerung war in rascher Zunahme begriffen, und Alles dieß machte größere Massen von Münze, von Geschmeide und Silbergeschirr erforderlich. Im sechzehnten Jahrhundert erhob sich eine zahllose Menge reichgeschmückter Kirchen und Kapellen. Die Plünderer der neuen Welt meinten ihre Gräuel dadurch zu sühnen, daß sie ihren Raub zum Theil zu frommen Zwecken verwandten. Häufig thaten die Abentheurer vor Beginn ihrer Züge Gelübde, aus denen die Kirche guten Nutzen zog, und in Europa, im Süden vornehmlich, strozten bald die Altäre von Gold und Silber. Allerdings wanderten andernseits in Folge der Reformation die Schätze der Kirche in großer Menge in die Hände der Laien, und noch dazu blieben die Kirchen sogar von den Katholischen nicht immer verschont, und Roms Plünderung i. J. 1527 durch das Heer des Herzogs von Bourbon ist ein furchtbarer Beleg hiefür. In jenen schrecklichen Tagen litt die Hauptstadt der Christenheit mehr, als je von Gothen und Vandalen. Die Hauptsache ist und bleibt aber, daß Gold und Silber sich von nun an weit tiefer herab in den Ständen verbreiteten. So erzählt Guicciardini, die reichen Bürger in den flandrischen Städten haben sehr vieles Silbergeschirr gehabt, und ein alter englischer Chronist, Hollingshed, klagt bitter über den unglaublichen Luxus, der sich damals im Land verbreitet; als schlagendsten Beweis führt er die Erfindung der silbernen Löffel an.

Um wie viel in dieser Periode, in Folge des vermehrten Zuflusses von edlen Metallen, der Preis der Lebensmittel gestiegen sey, ist schwer genau auszumachen; nach unserm Verfasser scheint indessen in England im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts der Preis des Getreides sich verdreifacht, ja vervierfacht zu haben, und aus allen Dokumenten geht das Resultat hervor, daß im sechszehnten Jahrhundert allgemach die Preise im Allgemeinen in einem nur wenig geringern Verhältnisse gestiegen sind, als die edlen Metalle häufiger wurden.

Diese rasche Veränderung des Maaßstabes, nach dem Alles im Leben und Verkehr gemessen wird, hatte auf die Geschichte des ohnehin so merkwürdigen sechzehnten Jahrhunderts einen Einfluß, den sogar unsere jetzigen Geschichtschreiber nicht immer genug würdigen, über den sich aber vollends die Zeitgenossen ganz täuschten. Wir auf unserem Standpunkte können jezt das naturgemäße Wirken einer solchen Revolution vollkommen übersehen, aber die damals lebten, schrieben das Wohl und Weh, das sie ihnen brachte, eher jeder andern Ursache, als der wahren zu. Daß Alles überall und schnell anders wurde, sah man wohl; aber die unterrichtetsten Männer tappten im Finstern, wenn es sich darum handelte, die Erscheinung zu erklären. In England z. B., wo die Güter auf sehr lange Frist, gewöhnlich auf 99 Jahre verpachtet wurden, bereicherten sich die Pächter auf Kosten der Grundeigenthümer. Ein Pachtschilling, der i. J. 1500 vierzig Pfund besagte, war hundert Jahre später eigentlich nur noch zehn Pfund, weil man mit derselben Geldsumme viermal weniger Tuch, Eisen, Korn, oder was man will, kaufte. Der Profit der Handwerker und Fabrikanten war nicht so groß, indessen gewannen sie doch auch unvermerkt; denn der Arbeitslohn, den sie ihren Gesellen dem Herkommen gemäß nach dem alten Maaßstab fortbezahlen, war in Wahrheit geringer, als er hätte seyn sollen. Ferner kauften sie die Materialien zu ihrem Gewerke zu einem gewissen Preise an und verkauften sie später zu einem höhern, abgesehen vom innern Werth, den sie ihnen durch die Bearbeitung gegeben. Dieser Nutzen war zwar mehr Schein als Wirklichkeit, weil sie mit dem erhaltenen Preis nicht mehr Korn u. s. w. kaufen konnten, aber er munterte sie doch gewaltig auf. Die einzigen Handwerker, die einbüßten, waren die

Gold- und Silberarbeiter, weil die Waaren, die sie auf dem Lager behielten, allmählig, aber fortwährend an innerem Werth verloren. Gewerbsleute, welche Geld aufnahmen, konnten sich nach einer Reihe von Jahren leicht ihrer Schuld entledigen, weil diese Schuld, ohne daß es der Darleiher inne wurde, sich von Tag zu Tag verminderte. Auf wessen Kosten aber aller dieser Gewinn ging, wer in Wahrheit verlor, das waren die Kapitalisten, was in damaliger Zeit so viel heißen wollte, als die Grundeigenthümer. Ihre Einkünfte blieben den Ziffern nach sich gleich, während Alles, was sie zu kaufen hatten, fort und fort theurer wurde. Sie sahen sich genöthigt, ihre Dienerschaft zum Theil zu verabschieden, ihre kostbaren Pferde zu verkaufen, kurz, sich auf eine Weise einzuschränken, daß ein Theil der untern Volksklassen empfindlich darunter litt. Mancher ging ganz zu Grunde, und mehr als ein Pächter hat sich in dieser Zeit zum Eigenthümer aufgeschwungen. Wenn die Pachtzeit abgelaufen war, erhöhte man allerdings den Pachtzins; aber dann schrie man laut über die Habsucht der Grundeigenthümer, während sie doch die eigentlichen Opfer der Revolution waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Fortschritt und Stillstand im öffentlichen Leben.

Epimenides würde sich bei uns nach vierzigjährigem Schlaf ebenso die Augen reiben, wie auf Kreta, denn es liegt mehr als ein Jahrhundert in dieser Zeit: zuerst die blutigen Harlekinaden und Marktschreiereien der Revolution, dann die Vereinigung mit Frankreich, dann das Glück, die Hauptstadt eines französischen Departements zu seyn, einen kaiserlichen Präfekten zu besitzen und Genfer Kinder in Italien, Deutschland, Spanien und Rußland zum großen Vortheil ihres Vaterlands todtschießen zu lassen; endlich die Befreiung der Schweiz durch die Alliirten, und so auch Genfs, das nun aus einem französischen Departement ein Schweizerkanton wurde; endlich der Reflex der Pariser Julustage, in deren Folge eine Menge heilsamer Abänderungen in der Regierung und Verwaltung unsers kleinen Staats gemacht wurden: Preßfreiheit, neues Wahlgesetz, Herabsetzung des Wahlcensus, Trennung der Gewalten, Verbesserung der Justizverfassung, Abschaffung der Richter-Staatsräthe, der temporären Anstellung der Richter, neues Kommunalgesetz, und endlich Oeffentlichkeit der parlamentarischen Sitzungen. Noch mehr wundern aber würde sich dieser Epimenides, der vielleicht bei dem Lärm einer der vier sonst so häufigen prises d'armes eingeschlafen, unser Völkchen jezt so ruhig und besonnen zu sehen, da es die erweiterte Freiheit nicht für Ungebundenheit und Licenz hält; so wahr ist der politische Grundsatz: les lumières du peuple sont toujours la mesure de sa modération. Solch ein Epimenides wäre etwa J. J. Rousseau. Wenn er nächstens, wenigstens in bronzener Statue, hier aufgestellt wird — J. Pradier hat sie vor Kurzem glücklich vollendet — so braucht er sich seiner Vaterstadt nicht mehr zu schämen, und ich glaube, er würde wieder ihr Bürger seyn wollen, so ganz anders ist die Regierung, ihr Geist und ihr Handeln geworden, in deren Maasregeln sich jezt so viel Eifer für das Glück des Volks, als besonnenes Fortschreiten im Sinne der Zeit zeigt.

In manchen andern Dingen hingegen, z. B. in dem Thun und Treiben unserer Akademie, würde Epimenides Jean-Jacques Alles noch ziemlich auf dem alten Fleck finden, und der Ehrenmann würde durchaus nicht begreifen können, daß mehr als ein halbes Jahrhundert fast spurlos an ihr vorübergehen konnte. Dieß ist in den neuesten Tagen recht ans Licht gekommen, denn da trat der auch in Deutschland ehrenvoll bekannte J. Humbert auf, um eine Menge Blößen und wunde Stellen der Akademie aufzudecken und das corpus academicum wundärztlich zu untersuchen. Seine Darstellungen und Bemerkungen haben um so mehr Werth, da er selbst akademischer Professor, also Mitglied dieses corpus ist, überall aus eigener mehrjähriger, geprüfter Ansicht und Erfahrung spricht und anderwärts recht gut gelernt hat, wie dergleichen Dinge anders und besser seyn können. Es ist nicht uninteressant, Einiges aus dem Humbertischen Krankheitsbericht auszuheben, was in Deutschland unglaublich scheinen wird, wo die Genfer Akademie noch hin und wieder einigen Ruf hat, den sie auch durch einzelne tüchtige Männer und neuerdings durch unsern wackern Botaniker Decandolle verdient, so isolirt diese Männer auch stehen, indem sie immer nur einem engen Wissenschaftskreis und darin wieder einer einseitigen Richtung angehören; denn an höhere, nicht materialistische Ansicht der Naturwissenschaften, an Philosophie, Geschichte, Philologie, Jurisprudenz, Archäologie und Theologie in ihren höhern wissenschaftlichen Beziehungen ist gar nicht zu denken, und manche Stimmführer der Akademie machen sich selbst eine Pflicht daraus, davor zu warnen. „Wenn Einer fragt, welcher Behörde bei uns die Aufsicht und Oberleitung des öffentlichen Unterrichts und seiner Anstalten anvertraut ist, so geräth man schon in Verlegenheit, denn eine solche Behörde existirt nicht, und mit ganz unbestimmter Begrenzung theilen sich mehr als ein halbes Dutzend öffentliche und Privatautoritäten darein: die Akademie, der akademische Senat, die akademische Kompagnie, die Kompagnie der Pastoren, die Kommission für den öffentlichen Unterricht, die Gesellschaft für den religiösen Unterricht der Jugend, die Societät zur Beförderung der Künste, und gewissermaßen auch die oberste Regierungsbehörde, der Staatsrath. Es ist unmöglich, die Attributionen dieser Behörden genau zu bestimmen. Die Akademie, die aus achtzehn ordentlichen, vierzehn Honorar- und sechs Emeritus-Professoren mit einem Prinzipal, zusammen aus neununddreißig Mitgliedern besteht, hat folgende bekannte Attributionen: Jährlich am Promotionsfest muß ein Professor in der Hauptkirche St. Peter eine Rede vorlesen; die Akademie muß das französische Pensum aufsetzen, das bei dem Juniuskonkurs ins Lateinische und Griechische übersezt wird; sie muß die Ausarbeitungen korrigiren, mit denen jährlich um den Preis der Arithmetik, der Religion, der Rechtschreibung und der alten Literatur gerungen wird; sie muß die jährlichen Prüfungen der Studenten und der Kollegiumsschüler vornehmen; sie versammelt sich aber als Akademie nie, um sich über Verbesserungen in dem öffentlichen Unterricht zu besprechen; sie erhält auch als solche keinen Gehalt, genießt aber dagegen des Vorrechts, bei öffentlichen Prozessionen und Umgängen neben den ersten Behörden der Republik einherzuziehen, deßgleichen, mit Ausschliessung der Geistlichen und anderer Literaten, Vorlesungen in dem sogenannten akademischen Museum zu geben und unentgeldlich den hier gehaltenen Vorlesungen beizuwohnen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Februar 1833.

Apollo nahm mich an in seine Gunst und Hulde,
Vulkanus hatte schon gemacht von gutem Golde
Die Feder meiner Faust: ich war nun ganz bereit,
Mit meines Geistes Frucht zu brechen durch die Zeit.

Martin Opitz.

Prolog
zur Darstellung von Lessings Nathan,
auf dem Stuttgarter Hoftheater, am 15ten Februar 1833.

Von Gustav Schwab.

Wo ist die Werkstatt, drin die sichre Waffe,
Das Wort, zum Pfeil, zum Schwert, zum Helm und Schild
Geschaffen wird? Nicht wenig liegt daran,
Zu Schutz und Trutz es tüchtig zu besitzen,
Zum Angriff scharf, doch ehrlich, giftig nicht,
Zum Schirme fest und sicher, doch nicht plump.
Es recht zu schmieden, ist die große Kunst,
Ist unsrer Zeit fast einziges Bestreben,
Denn nicht mehr auf des Degens Spitze nur,
Auch auf der Lippen Schneide ruht die Welt.

Der Heros, der in kühnem Redestreit
Mit neu erfundnen Künsten angeführt
Das kämpfende Jahrhundert, dem das unsre,
Ein unruhvolles Kind, entsprossen ist,
Der große Lessing, an dem Ambos stand
Des Wortes er, ein deutscher Waffenschmied.
Manch blankes Wurfgeschoß fliegt glänzend jezt
Herüber und hinüber durch die Luft,
Das Er geschmiedet, das vom alten Rost
Er einst gesäubert, Niemand weiß es mehr.

Doch wie Apoll, der Fernhintreffende,
Nicht stets den Bogen spannt und manchesmal
Der Muse Schlummer mit den Saiten weckt:
So hat auch Er das Wort zum Waffendienst
Nicht stets gebraucht, es ward auch ihm zum Liede,
Es ward zum weltgestaltenden Gedicht.

Zwar hielt er selbst sich, der Bescheidene,
Für keinen Schöpfer, keine Dichterkraft:
„Nicht fühl' ich in mir die lebend'ge Quelle,“
Sprach er, „die aufwärts dringt mit eig'nem Trieb,
„Und in so reichen, frisch'n, reinen Strahlen
„Aufschießt an's Licht; durch Druckwerk nur und Rohr
„Preßt sich's bei mir herauf.“ So sprach der Mann,
Und sandt' aus seinem Geist der Dichtung Quell,
Der sprudelnd heut, nach sechzig Jahren, quillt.
Wir fragen nicht: ist es ein Wasserfall,
Der in die tiefe Heimath niedereilt,
Ist es ein Springquell, den die Absicht schuf?
Uns ist's Natur. Und wär' es Gartenkunst:
Zur schönen Wildniß ward für uns die Kunst;
Ein heil'ger Hain ist seine Poesie,
Aus dem des deutschen Geistes Welle rauscht.

Auch dieser Nathan ist noch immer frisch,
Ist Leben, wie's die rechte Dichtung ist.
Sein Gleichniß von den Ringen funkelt noch

Rubinenhell, erfreut, erbittert noch,
Zum Sinnen und zum Zweifel weckt es noch.

Doch warum davon sprechen, wenn sein Wort,
Sein eigenes, nur harrt, von unsern Lippen,
Ein theueres Vermächtniß, auszugehn?
Gewährt ihm Stille, diesem ernsten Wort;
Bewegt's in eurem Geist, und ängstet's euch,
So ruft empor, was ihr in eig'ner Brust
Von Ueberzeugung und von Glauben hegt.
Kein Wort ist furchtbar, wenn den Hörer es
Mit inn'rem Gegenwort gerüstet findet.
Drum, Freund und Widersacher, horchet auf!
Nur Segen bringen kann ein Dichterwort!

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Eine schöne Sommernacht lockte Graf Karl einst spät aus Fenster; da erblickte er unter einem Gebüsche Carolinens rührende Gestalt im Mondlicht. Sie saß zurückgelehnt auf einer Bank, die Hände im Schooß gefaltet und das Gesicht ein wenig seitwärts in den Mond gerichtet. Karl konnte nicht widerstehen, er ging hinunter und so leise durch den Garten, daß sie ein wenig erschrack, als er plötzlich vor ihr stand, denn ihr Auge hing voll Thränen, und sie konnte es nicht früh genug trocknen. Er sezte sich neben sie und fragte zärtlich: „warum weinen Sie?" — „Ueber manches Unbestimmte in mir selbst, das mich ängstet, guter Graf," erwiderte sie. „Wie, Caroline?" fuhr er fort, „ist in Ihrem reinen Herzen etwas Anderes als Licht und Friede?" — „Wenn ich eine Räubergeschichte lese," antwortete sie, „oder eine Hofintrigue, mit grellen Farben dargestellt, dann komme ich mir selbst recht rein und sicher vor; aber eben deßhalb sind die Bücher, die uns trockene Begriffe von Tugend und Laster hinstellen, schlecht; sie wirken entweder gar nicht, oder verderblich, denn in der Wirklichkeit ist die Tugend aus unendlich kleinen Theilchen zusammengesezt; jeden Tag, jeden Augenblick müssen wir an dem Gebäude arbeiten, daß es nicht einfalle, und wer müßte nicht wachen und kämpfen, wenn er diese Ueberzeugung hat? Ich möchte weit besser seyn, als ich bin." Karl ergriff schweigend ihre Hand und küßte sie. Sie ließ es geschehen, und durch diese Duldung kühner gemacht, legte er den Arm um ihren Leib und sagte mit leiser Stimme: „Ich kenne nur Einen Fehler an Ihnen." Als sie schwieg und nicht fragte: welchen? fuhr er fort: „daß Sie nicht mein sind." Dann drückte er einen Kuß auf ihre Schulter, und sie wehrte ihm nicht; sie saß still da und zitterte. Jezt war kein Zweifel mehr, er fühlte sich geliebt und wagte es auszusprechen: „Caroline! Sie lieben mich, nicht wahr? nicht wahr?" Ein leises Ja war die Antwort, die Alles in sich faßte. Er stand auf und zog sie mit sich fort, weil's ihn nicht länger sitzen ließ; er hätte jauchzen mögen in die Nacht, daß er die beste der Frauen gewonnen hatte. Sie preßte beide Hände gewaltsam an das Herz, als wollte sie es halten, und lehnte sich sanft und hingebend in seinen, sie noch immer umschließenden Arm. So gingen sie ein paar Mal die Lindenallee auf und ab und sogen den Duft der Levkoyen ein, den ihnen der Nachtwind als erste Huldigung entgegen trug. — Dann wollte er sie fester an sich drücken; jezt aber wehrte sie ihn ab und sprach endlich mit noch bebender Stimme: „Ja, Karl, ich liebe Sie, aber ich will Sie nicht binden. Sie sollen frei seyn, wie bisher." Er sah sie ungewiß an und fragte: „Sie lieben mich und wollen mich elend machen?" Doch nachdem er ihr ins Auge gesehen, fuhr er fort: „Caroline, werden Sie meine Frau, machen Sie mich und meine guten Eltern glücklich." — „Nein, nein," fiel sie ihm eilig ins Wort, „Sie täuschen sich. Ich bin fünf Jahre älter als Sie; ich bin nicht reizend genug, um Sie zu fesseln; ich stehe Ihnen in Allem nach. In spätern Jahren würden Sie Ihre Wahl bereuen." — „Wie sprechen Sie, Caroline!" rief er aus. „Sie sind ein Engel und ich bin ein sündiger Mensch, der seinen einzigen Trost in Ihnen sucht." — „Lassen Sie uns heute von der Zukunft schweigen," sagte sie sanft und bittend; „Morgen will ich mich näher erklären. Warum sollten wir uns die schöne Stunde verderben, die vielleicht nie wiederkehrt?"

Ja es war eine schöne Stunde, in der sie Arm in Arm die Gebüsche durchwandelten. Caroline war aufgelöst in Weichheit und Wonne; warme Thränen entfielen ihrem Auge, das sie unwillkührlich nach oben richtete, als wollte sie den Himmel fragen, ob sie auch so selig seyn dürfe. Aber die Sterne schienen klar in ihr Herz und öffneten es mehr und mehr der reinsten Liebe. Karl fühlte sich beglückt und erhoben durch ihren süßen Taumel; er hätte sie nicht stören mögen in ihrem Gespräche mit den Engeln. Nur in den hellsten Mondschein zog er sie, um sich ihres Anblicks zu freuen. So verging die halbe Nacht, denn spät erst trennten sich die Glücklichen. Beim Scheiden gab sie ihm einen Resedazweig; er legte ihn in ein Gebetbüchlein, das er von seiner Mutter erhalten hatte, und las um so fleißiger darin.

Am folgenden Morgen trat sie ihm mit Cäcilie an der Hand entgegen, die ihm gleich auf ihre gewohnte Weise an den Hals sprang; er aber drückte sie so gerührt und lange an sich, daß sie ihn forschend und verwundert ansah, ohne in seiner schnell gesammelten Miene lesen zu können, was der ungewöhnliche Empfang bedeute. Darauf wich sie nicht von seiner Seite, beobachtete unaufhörlich ihn und Caroline, als sage ihr ein Instinkt, es sey etwas vorgegangen; aber das unveränderte Benehmen der Schwester brachte sie doch endlich auf andere Gedanken.

Nach dem Frühstück ging sie in ihr Zimmer, sich auf dem Klavier zu üben, und lange tönten die schülerhaften Klänge in das tiefe Schweigen, in welches die Beiden versenkt waren, indem sie Hand in Hand neben einander saßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Bischof Latimer hielt im Jahr 1548 vor König Eduard VI. eine Predigt, in der es heißt: „Mein Vater war ein Landmann; er hatte kein eigen Land, er zahlte Pachtzins, aber drei, vier Pfund zum Höchsten, und gab einem halben Dutzend Knechte Brod. Er konnte ein Hundert Schaafe weiden lassen und meine Mutter molk dreißig Kühe. Er konnte sich stattlich zu Pferd zeigen, wenn er ausritt, des Königs Löhnung in Empfang zu nehmen. Wohl gedenkt es mich noch, wie ich ihm das Geschirr zurecht machte, da er auszog zur Schlacht von Blakheath. Er schickte mich in die Schule, und sonst hätte ich nicht die Ehre, vor Ew. Hoheit zu predigen. Er verheirathete meine Schwestern, und gab jeder fünf Pfund Heirathgut, und erzog sie in der Furcht des Herrn. Seine Thüre stand offen den Nachbarn, denen es schmal ging, und er gab den Armen: Alles vom Ertrag des kleinen Pachtguts. Und derjenige, so jezt darauf sizt, zahlt sechzehn Pfund des Jahrs oder drüber, und kann nichts thun für seinen König, für sich selbst und seine Kinder, noch dem Armen, der Durst hat, einen Trunk reichen.“ Da just um dieselbe Zeit auch mit dem Ackerbau in England eine gänzliche Veränderung vorging, so schob der gute Bischof Alles Unheil, worüber er klagt, auf die Gehege, die Schaafweiden und dergleichen. Er ereifert sich darüber, daß Alles theurer werde, und sieht den Grund davon in der Habgier seiner Zeitgenossen. „Ist der Arme krank,“ ruft er, „so hat er keine ärztliche Hülfe, er zahle denn übermäßig; braucht er den Rechtsmann? der rührt keine Hand, er werde denn übermäßig bezahlt; beim Kaufmann ist alle Waare übermäßig theuer. Ihr, Edle und Grundherrn, Ihr nehmt zu viel; was man sonst um zwanzig oder vierzig Pfund pachtete, gilt jezt fünfzig und hundert. Menschenwerk ist diese furchtbare Noth, während uns Gott mit den Früchten der Erde reichlich segnet u. s. w.“ — Man sieht, der geistliche Herr war über das, was unter seinen Augen vorging, vollkommen im Irrthum. Er meinte, der Preis aller Dinge verändere sich, während sich nur der goldene oder silberne Maaßstab dieses Preises veränderte, und er ließ seinen Zorn just an denen aus, die am meisten bei diesem Zustand zu leiden hatten, an den Eigenthümern.

Später, im Jahr 1581, erschien eine merkwürdige kleine Schrift, W. S. unterzeichnet, die i. J. 1751 wieder aufgelegt und William Shakespeare zugeschrieben wurde. Shakespeare war indessen damals erst 16 Jahre alt, und Watt hat so ziemlich dargethan, daß sie W. Stafford angehört. Diese „kurze Betrachtung über das Wohl des Reiches Engelland“ ist ein Gespräch zwischen einem Kavalier, seinem Pächter, einem Fabrikanten, einem Krämer aus einer großen Stadt, einem Hutmacher und einem Doktor der Theologie. Jene Zeit ist darin so vollkommen charakterisirt, daß wir ein paar Säze daraus mittheilen.

Der Kavalier spricht: „Alle Meinesgleichen, die Edelleute meine ich, haben jetzund höchlich Klage zu führen, da überall Alles schwer theuer wird, dergestalt, daß ihr viel besser nach Standesgebühr könnt leben, denn unser einer. Könnt ihr doch, wenn, was zu des Lebens Nothdurft gehört, theuer wird, hinauf mit dem Preis eurer Waare, und ihr thut's auch; was sollen aber wir anfangen? So geschieht es denn, daß mancher von uns von seinem Edelsitz scheiden muß, und in ein Kämmerlein zu London ziehen, und zu Hof gehen, wohin er nicht geladen ist, und das mit einem einzigen Knecht, Leute, so einstens ein Dutzend Bursche mit saubern Röcken im Hause hatten, und ein paar Dutzend Menschen, die bei ihnen des Tags einsprachen, zu essen gaben. So geschieht es, daß wir um ein Drittheil einziehen müssen, und der und jener von uns miethet gar einem Andern Land ab und zieht Schaafe und Vieh darauf.“ Darüber ereifert sich der Pächter und meint, just diese neue Sitte, das Feld einzuhegen und Vieh zu ziehen, sey an allem Unheil Schuld; die Schaafe haben die Menschen vom Feld gejagt, und ein Taugenichts von Schäfer ziehe jezt, wo sonst zwanzig Bauern gearbeitet. Der Fabrikant beklagt sich, daß er seinen Gesellen zwei Sols täglich mehr bezahlen müsse, und daß sie, wenn das Jahr herum sey, doch nichts zurückgelegt haben. Der Krämer zählt ein paar Dutzend Waaren her, welche, seit er einen Laden hat, um ein Drittheil aufgeschlagen haben. „Alles,“ sagt er, „wird theurer, fort und fort, und das ist, will mich bedünken, nicht von Gott verhängt; habe ich doch Tags meines Lebens nicht mehr Frucht, Heu, Vieh gesehen, Gott sey gelobt!“ — Was den Doktor anlangt, so kann man sich leicht denken, daß er nicht klagt, denn der in natura zu liefernde Kirchenzehnten blieb bei den steigenden Preisen derselbe. Er jammert nur über die Zwiste im Schooße der Kirche, worauf der Hutmacher grob dareinfährt und sagt, die Doktoren seyen daran Schuld und Niemand anders, und säße er im Rath der Königin Elisabeth, so stellte er alle Doktoren der Gottesgelahrtheit hinter den Pflug. — Der Kavalier beschließt das Gespräch und äußert unter Anderm sehr rich-

tig: der Jammer komme vornämlich daher, daß Alles gegen ehemals viel zu theuer sey, obgleich es an nichts feble.

Die Geschichtschreiber haben, wie schon gesagt, die Folgen dieses raschen Steigens der Preise im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zu sehr aus den Augen gelassen. Alle Stände hatten darunter zu leiden, oder meinten es wenigstens, und dieß hat offenbar zu dem abentheuerlichen Geist, der durch dieses ganze Jahrhundert weht, und sich durch Revolutionen und Bürgerkriege äußerte, sehr viel beigetragen. Die beiden Extreme der Gesellschaft, einerseits die Grundbesitzer und Kapitalisten, andererseits die geringen Handwerker und Bauern, die von jenen lebten, waren dabei die Bevortheilten, während die größere Gewerbe Treibenden, besonders aber die Pächter, ungeheuer gewannen, ohne zu wissen, wie es zuging. Daraus erklärt sich der rasche Aufschwung des Mittelstandes in jener Zeit und namentlich auch der Flor, in den die Pachtgüter kamen. Der Pächter konnte seine Früchte für die Theurung aufsparen; er ließ seinen Kindern eine bessere Erziebung geben und hob damit seinen Stand auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Was hier von England gesagt ist, gilt mehr oder weniger auch vom übrigen Europa, besonders aber da, wo die Güter auf lange hinaus verpachtet waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Zustand der Universität.

So geht Humbert alle übrigen Senate, Kompagnien und Societäten durch, und zeigt überall ihr veraltetes, viel zu weitläuftiges und nicht ineinander greifendes Räderwerk; er bespricht die Opposition zwischen den Geistlichen und Professoren, die im akademischen Senat sitzen, die unglaubliche Unthätigkeit der Compagnie académique in dem ihr seit mehreren Jahren von der Regierung aufgetragenen Projekt zur Umgestaltung und Verbesserung unsers ganzen Unterrichtswesens, und findet die Hauptursache von all diesen Uebelständen und Mißbräuchen in dem Umstand, daß in diesen Behörden Professoren selbst das Wort zu führen haben, welche sich wohl hüten, neue Einrichtungen zu treffen, die ihre bisherige Bequemlichkeit und Behaglichkeit unterbrechen könnten; dadurch werden die fünfmonatlichen Ferien und die großen Lücken in den Fakultätswissenschaften begreiflich, indem z. B. in der Theologie von keiner Exegese und Hermeneutik die Rede ist, sondern sich das theologische Studium fast ganz allein auf Predigtkunst beschränkt, auch nur ein Geistlicher zum Professor der Theologie ernannt werden kann. Gegen diese Humbert'schen Aufdeckungen und Bemerkungen erhob sich zwar ein junger Professor der Akademie; er hat aber gegen die Richtigkeit und den Reichthum der von Humbert als Belege aufgestellten Fakten nichts vorbringen können, als Phrasen und oratorische Wendungen, und die Akademie muß auf einen andern Advokaten denken. Indessen ginge man doch zu weit, wenn man der Akademie, dem akademischen Senat und der akademischen Kompagnie alles Streben nach innerer Vervollkommnung abspräche; denn dagegen läßt sich mit Recht anführen, daß kürzlich zwei Lücken durch die Ernennung eines Professors der Rhetorik und eines Professors des französischen Rechts ausgefüllt wurden. Jene Stelle erhielt der durch seine Bibliothèque de mon oncle und sein Presbytère rühmlich bekannte A. Töpfer, die andere der talentvolle Advokat Trembley. Wenn endlich einmal das Projekt zu einer gänzlichen Studienumgestaltung von der Compagnie académique ausgegangen und dieser hochwichtige Gegenstand im Conseil représentatif diskutirt seyn wird, dann werden die Studenten ihre Vorlesungen wählen dürfen, und einige wenige Professoren werden dann kein Monopol mehr für ihre Vorträge haben. Dann wird sich auch die Studentenzahl in ganz anderm Verhältniß als bisher mehren. Im Jahr 1827 zählten wir 190 Studenten, 1828 — 219, 1829 — 238, 1830 — 237, 1831 — 210, eine Verminderung, die sich von der Cholera und der Furcht vor dem Krieg herleiten läßt; 1832 — 231 und 1833 — 272. Darunter sind 114 Genfer Landeskinder und 158 Ausländer. In der philosophischen Fakultät, wo über Philosophie fast gar nicht gelesen wird, wozu aber hier die Vorlesungen über Botanik, Zoologie, Physik und Chemie gehören, waren natürlich die meisten Studenten. Der französischen Theologen werden immer wenigere.

Gegen den Plan einer schweizerischen Universität, der zuerst von dem verdienstvollen Professor Monnard in Lausanne ausging, lehnte man sich hier auf, besonders Decandolle, der gleich von vorne herein den Grundsatz aufstellte, eine solche Universität sey nicht blos kaum möglich, sondern sie sey sogar für die Schweiz schädlich, da sie nur auf dem unitarischen Prinzip ruhen könne, von dem man sich, besonders in Beziehung auf den Unterricht, ganz fern halten und darin jeden Kanton frei schalten und walten lassen müsse nach seinem Gutdünken; die Schweiz habe nur in Einem das Prinzip der Union, nämlich in der Vertheidigung seines Bodens gegen äußern Angriff, in allem Uebrigen sey jeder Kanton souverän. Diese Souveränität war wohl nur Vorwand, denn sie ist bei dem neuen Conföderationspakt, den der Genfer Deputirte mit entworfen und unterzeichnet hat, in gar Manchem aufgeopfert worden. Die Hauptursache war, daß man nicht zu einer Universität beitragen will, die weit mehr nach deutschem, als nach französischem Muster eingerichtet und geordnet werden wird, und auf welche deutscher Wissenschaftsgeist und deutsche Philosophie einen bedeutenden Einfluß haben dürften. Aber ungeachtet dieser Genferischen Opposition möchte die Schweizer Gesammtuniversität, wenn auch erst in einiger Zeit, zu Stand kommen. Lieben, schätzen und verehren mußte man hingegen Decandolle in der Rede, womit er am 26sten Julius v. J. die erste Sitzung der hier versammelten schweizerischen naturforschenden Gesellschaft als ihr Präsident eröffnete. Man konnte seinen Ansichten über das Studium der Naturwissenschaften als etwas eng nicht ganz beipflichten, aber jeder Fühlende wurde ergriffen, als er vom Tod Cuviers mit so tiefer Rührung sprach, daß seine Stimme mehrmals bewegt wurde und wankte. Kein Naturforscher war wohl würdiger, als er, über den großen Todten zu sprechen, der in seiner Wissenschaft eine Macht war, wie sie in ihr nicht mehr aufgewiesen werden kann. — Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Genf hat schon ein anderer Korrespondent des Morgenblatts seiner Zeit ausführlich gesprochen; ich schweige also darüber.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Februar 1833.

Liebe mit Besonnenheit ist prosaische Poesie.

Lady Morgan.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Endlich hub Caroline an: „Ich versprach Ihnen gestern eine Erklärung, mein Freund, und will mein Versprechen lösen. Sie sind unter Umständen in mein Haus gekommen und mit mir bekannt geworden, welche durchaus geeignet waren, Ihr Herz allen freundlichen Gefühlen zu öffnen. Ich pflegte Sie mütterlich und Sie sahen täglich, wie ich für Sie besorgt und bemüht war. Daß mich nichts Anderes dazu bewog, als Mitleid und allgemeine Menschenliebe, das werden Sie mir gewiß glauben. Allein nach und nach fühlte ich mein Herz für Sie erwarmen. Ich hatte mich längst hinaus geglaubt über die Jahre der Liebe; jezt fühle ich, daß sie erst für mich gekommen sind, und wenn ich in mein Inneres blicke, dann muß ich mich schämen, vor mir selbst — und vor Ihnen; denn, sehen Sie, ich glaube es noch: nur eine warme, zärtlich-dankbare Freundschaft ist es, was Sie an mich bindet, und was Sie bei Ihrem lebhaften Gefühle für Liebe halten. Ich bin gar nicht dazu gemacht, eine Leidenschaft einzuflößen, bisher glaubte ich, auch nicht dazu, eine zu fühlen." Karl drückte sie bei diesen Worten leidenschaftlich an sein Herz; dieß Gemisch von Zärtlichkeit und Demuth, von frauenhafter Ueberlegung und jungfräulichem Gefühle schien ihm reizender als irgend ein anderer Gemüthszustand, und er versprach sich's hoch und theuer, ihr zu beweisen, daß es Liebe sey, was er für sie fühlte. — Sie wand sich sanft aus seinen Armen und fuhr mit niedergeschlagenen Blicken fort: „So müssen Sie gar nicht seyn, wenn Sie mich nicht ganz einschüchtern wollen. Ich schlage Ihnen jezt vor, ernstlich zu prüfen, ob ich Ihnen wirklich so theuer bin, als Sie es glauben. Verlassen Sie mich auf ein Jahr; vergessen Sie gestern und heute, und gelingt es Ihnen, auch mich zu vergessen, so sehen Sie sich als frei an, und glauben Sie mir, kein Vorwurf wird Sie verfolgen, ich werde Ihnen immer, unter allen Verhältnissen gut seyn und bleiben. Ueberlebe ich die Trennung in Ihrem Herzen, dann kehren Sie zu mir zurück, und wir trennen uns nie wieder." — „Ein schöner Vorschlag!" rief Karl. „Das süße Geschenk Ihrer Gegenliebe soll ich dazu benutzen, Sie zu fliehen und zu versuchen, ob ich Sie nicht vergessen kann! Nein, hoffen Sie nicht, mich dazu zu bewegen. Bin ich nur sicher, daß Sie mich wirklich lieb haben, so bringt mich jezt keine Macht der Erde von Ihnen weg. Daß Ihre weibliche Seele sich einen solchen Plan ausdenkt, finde ich begreiflich, wäre ich aber thöricht genug, ihn auszuführen, so verdiente ich wahrhaftig, ins Narrenhaus gesperrt zu werden. Kurz, ich bleibe hier, und wenn Sie wegreisen, so folge ich Ihnen — vom Indus bis zum Pole!" Schweigend sah ihn Caroline an, halb ernst, halb

entzückt; endlich sagte sie: „Nun wohl, so bleiben Sie; aber was zwischen uns vorgefallen ist, bleibt das tiefste Geheimniß vor Jedermann; kein Wort, kein Blick darf verrathen, daß etwas anderes als Freundschaft uns verbindet. Und damit auch nicht der Schatten einer Verpflichtung Sie in Ihren eigenen Augen binde, verlange ich, daß dieses Verbot auch auf unsere einsamen Stunden sich erstrecke; nichts, gar nichts darf zwischen uns vorfallen, dessen ich mich zu schämen hätte, wenn ich dereinst wieder einsam dastehen sollte."

Karl versprach Alles, der Zeit vertrauend und der menschlichen Schwäche; und nach und nach gelang es Carolinen wirklich, das ungestüme Aufwallen seines Blutes etwas zu besänftigen und ihn an dieß neue Verhältniß zu gewöhnen. Täglich stieg sie in seiner Achtung und schien ihm, fast wie ein Schutzengel gegen das Böse in seinem eigenen Innern, so unentbehrlich, daß er sich nur bei ihr wohl fühlte.

Eines Vormittags traf er sie in Thränen. Um die Ursache befragt, antwortete sie: „Es ist das Schicksal einer Freundin, das mich bewegt; Labédoyères Urtheil wird heute gesprochen, und ich kenne und liebe seine unglückliche Frau seit Jahren." Karl schwieg, erbot sich jedoch nach wenigen Minuten, in das palais de justice zu gehen, um ihr gleich von der Entscheidung Nachricht zu geben. Sie war der traurigsten Art. Umsonst warf sich des Verurtheilten Gattin dem Könige, umsonst dem Fürsten Talleyrand und Allen, an deren Einfluß sie glaubte, mit Thränen der Verzweiflung zu Füßen; sie konnte nur Mitleid erlangen, das ihr um so reichlicher zu Theil ward, da man bald erfuhr, daß der Unglückliche nur ihretwegen zum Tode ging; denn nur der Wunsch, sie noch einmal zu umarmen, hatte ihn den Verfolgern in die Hände geliefert. — An einem schwülen Morgen, den 19ten August, dröhnte eine Trommel dumpf in das Kabinet, in welchem Graf Karl gemeinschaftlich mit Caroline und Cäcilie das Frühstück einnahm; es war die Trommel, welche den Krieger zum Richtplatz begleitete. Caroline entfiel der Löffel bei dem furchtbaren Schall; sie ward leichenblaß und faltete die Hände; Cäcilie warf sich laut weinend vor einem Lehnstuhl auf die Knie und verbarg ihr Gesicht in die Kissen. Karl verließ leise das Zimmer und suchte sein beklemmtes Herz im Freien zu erweitern. Ganz Paris war in einen dunkeln Trauerflor gehüllt. Das allgemeine Mitleid durfte sich zwar nicht laut äußern, war aber um so sprechender in jedem Blicke zu lesen. Nach einiger Zeit gerieth Karl in eine unzählige Volksmenge, welche vom Richtplatz zurückkam; er zog den Hut über die Augen und eilte mit Anstrengung weiter, um seine Rührung nicht überhand nehmen zu lassen. — Am Eingang des Museums begegnete er sechs englischen Grenadiren, welche Rubens große Kreuzesabnahme trugen; sie hatten einen Strick durch die Leinewand gezogen, um die Last leichter zu handhaben. Eine Art Schauder überlief ihn bei dem Anblick, es war ihm zu Muthe, als hätten die Vandalen Rom gestürmt; bald überwand er zwar dieß Gefühl, und schämte sich der Macht, die augenblickliche Eindrücke auf ihn auszuüben vermochten; aber immer trieb es ihn weiter, er konnte den Klang der gedämpften Trommel nicht wieder los werden. Da hielt im Faubourg St. Antoine plötzlich ein Wagen neben ihm still; er wandte den Blick dahin, und Oertzen lag an seiner Brust. Das war die beste Ausgleichung aller Mißtöne, die wirksamste Aufforderung zu neuer Freude, die ihm werden konnte. Noch denselben Abend führte er den Freund zu Carolinen; sie empfing ihn freundlich und er war sichtbar eingenommen von dem holden Wesen der hübschen Frau. Cäcilie dagegen war an diesem Tage recht unangenehm. Oertzens trockenes Wesen schien ihr sehr zu mißfallen, sie war daher meist still und mürrisch, dann plötzlich wieder ausgelassen und wild, als wollte sie ihre Stimmung gewaltsam verdrängen. Kaum hatte Oertzen sich entfernt, als sie zu Graf Karl sagte: „Das ist ein unausstehlicher Mensch!" — „Warum?" fragte Karl, „ich liebe ihn von ganzem Herzen." — „Darum eben kann ich ihn nicht ausstehen," fiel Cäcilie ein," denn Sie haben den ganzen Abend keinen Blick für mich gehabt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Jahrhundert. — Je näher man unserer Zeit rückt, desto zuverläßiger werden die Angaben über die Masse des in Umlauf gesetzten edlen Metalls und über die Preise der Lebensmittel. Im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts brachten die Minen für etwa 4218 Millionen Gulden Gold und Silber in Umlauf. Der Handel nach Indien war noch nicht sehr ausgedehnt, und man kann, wie im vorigen Jahrhundert, rechnen, daß er Europa nur ein Zehentheil seiner edlen Metalle entzog. Dagegen weiß man, daß das Gewerbe der Juweliere und Goldarbeiter sich sehr ausbreitete, und leicht mag wieder, auch wie im vorigen Jahrhundert, ein Fünftheil des nach Europa aus Amerika fließenden Metalls in Schmuck, Silbergeschirr und dergleichen verwandelt worden seyn. Und allerdings war jezt nicht mehr alles Land im beständigen Kriegszustande; jezt lagen nicht mehr einzelne Städte, einzelne Edle mit einander in Fehde, sondern die Kriege wurden nach und nach von regelmäßigen, besser disciplinirten Heeren geführt, wobei man ferne vom Kriegsschauplatz in ziemlicher Sicherheit lebte, und überdieß nachgerade hin und wieder eines längern allgemeinen Friedens

genoß. Unter diesen Umständen griff der Luxus mit Geschmeide und Silbergeschirr reißend um sich. Was indessen von allen Epochen gilt, gilt auch von dieser: in Friedenszeiten verwendet man viel Gold und Silber zu Schmuck und Hausrath, im Kriege wird viel in Münze verwandelt. Nimmt man auf alle diese Umstände, namentlich auf Friktion und Verlust wie im vorigen Zeitraum Rücksicht, und macht darnach die Abzüge, so bleibt am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts für 3262 Millionen Gulden Münze im Umlauf; also 128 Procent mehr als am Schluß des vorigen Jahrhunderts.

Das Steigen der Preise hielt mit dieser Zunahme des edlen Metalls keineswegs gleichen Schritt. Die Angaben, die man in dieser Hinsicht aus verschiedenen Ländern und Orten erhält, sind höchst abweichend; Alles zusammengenommen, scheint es indessen, als ob man mit einiger Sicherheit die Zunahme in den Preisen zu etlichen und dreißig Procenten annehmen dürfte. Daß die Preise bei weitem nicht in gleichem Maaße mit der Menge des Goldes und Silbers stiegen, beweist also, daß der Verbrauch dieser Metalle und die Nachfrage darnach sehr zugenommen hatte.

Achtzehntes Jahrhundert und Anfang des neunzehnten. — Vom Jahr 1700 bis 1809, in welchem Jahre die Unabhängigkeitskriege in Südamerika den Anfang nahmen, producirten die Minen etwas weniger als eilftausend Millionen Gulden. Diese Summe muß man zu dem im Jahr 1700 vorhandenen Kapital schlagen; dagegen kann man annehmen, daß in diesem Jahrhundert der allmählig sehr lebhaft gewordene asiatische Handel zwei Fünftheile der obigen Summe verschlungen hat, und daß zwei Drittheile derselben zu Schmuck und Geräthe verwendet worden sind. Nach diesen Abzügen blieb im Jahr 1809 in Europa noch ein Kapital von ungefähr 4750 Millionen Gulden; also etwa 28 Procent mehr als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Was das Steigen der Preise der Lebensmittel betrifft, so geht aus allen Zusammenstellungen das merkwürdige Resultat hervor, daß die Preise beinahe in demselben Verhältniß gestiegen sind, als der Geldreichthum zugenommen hat, nämlich um etliche und zwanzig Procent. Wirklich, denkt man an die starke Zunahme der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstands, so muß man sich darüber wundern. In diesem Zeitraum entstiegen große Staaten, wie die nordamerikanische Union, den Wäldern, andere haben bedeutende Fortschritte in der Kultur gemacht; die Bevölkerung hat im achtzehnten Jahrhundert in ganz Europa ungeheuer zugenommen, in England z. B. um 70 Prozent. Dabei gewann die Fabrikation von Schmuck und Uhren, besonders in Frankreich, der Schweiz und England, eine ungemeine Ausdehnung. Daß Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel in diesem Jahrhundert im Allgemeinen Fortschritte gemacht haben, ist unzweifelhaft, und man sollte denken, diese Fortschritte hätten, was den Preis der Lebensmittel betrifft, den vermehrten Zufluß von edlen Metallen zum wenigsten ausgleichen sollen.

Dem ist aber nicht so, und um die Erscheinung zu erklären, muß man daran denken, welche Massen von Gold und Silber durch die Folgen der französischen Revolution wieder in Umlauf gesezt wurden. Von 1789 bis 1816 ist oft und viel eine Menge von Schmuck und Geschirr in klingende Münze umgesezt, und fast in ganz Europa sind Kirchen, Palläste, Schlösser geplündert worden. Die französischen Ausgewanderten und manche Familien in Frankreich und anderswo zehrten von ihrem kostbaren Geräthe. Dabei wurde wenig dergleichen gekauft, denn Kriege und Revolutionen richten zehn Familien zu Grunde, bis sie Eine bereichern. Mancher Staat mußte, nachdem der Krieg seine Kassen geleert hatte, sich nach andern Hülfsmitteln umsehen, und so trat Papiergeld an die Stelle der Münze; dieses Scheingeld aber vermindert die Nachfrage nach dem wirklichen Geld und somit seinen Werth. Alles dieß zusammen macht begreiflich, warum seit 1789 die Preise gestiegen sind, und sogar in stärkerm Verhältniß, als in den fünfzig Jahren vorher, und auch nur diesen Ursachen kann man das Steigen der Preise noch nach dem Jahr 1809 zuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tag- und Nachtblume.

Blume du in meiner Hand,
Dich erkor ich zum Symbole!
Ernste Tag- und Nachtviole,
Des gelösten Streites Pfand!

Seh ich deiner Farben Pracht
Scharf, wie mit dem Stahl zerschnitten,
Denk' ich dran, wie einst gestritten
Um die Herrschaft Licht und Nacht.

Abgetheilt war schon ihr Reich;
Dich noch wollte jedes fassen,
Keines dich dem andern lassen,
Endlich kam es zum Vergleich.

Und das Licht, das heiß gekämpft,
Ließ von seinem strengen Rechte,
Und das troz'ge Schwarz der Nächte
Ward zum sanften Blau gedämpft.

Oft auf dir mein Auge weilt,
Trage gern dich auf dem Herzen,
Drein die Freuden sich und Schmerzen,
Wie in deinen Kelch, getheilt.

G. P.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Beschluß.)

Die evangelische Gesellschaft.

Unsere methodistische Société évangélique erfreut sich eines guten Fortgangs. Durch bedeutende Beiträge aus Nordamerika, England und Schottland ist die Gesellschaft in den Stand gesezt worden, ein eigenes Kollegium mit Hörsälen und Wohnungen für die Professoren und Studenten zu erbauen. Es ist aber, als wenn der schnell zunehmende Wohlstand der Gesellschaft ihrer frühern Würde, Milde und Bescheidenheit etwas Eintrag thäte, denn in ihren neuesten Schriften herrschen jene schönen Eigenschaften nicht wie sonst, wo sie auch Nichtmethodisten Achtung und Theilnahme für die Gesellschaft einflößten, die sich so aussprach. So ist in dem Rapport de la faculté théologique de la rue des Chanoines 1832 zu lesen, daß diese Fakultät en avant du siècle sey, also auch voraus den Universitäten Deutschlands! Man glaubt, dem Jahrhundert vorausgeeilt zu seyn, wenn man die Theologie und ihre Lehre auf den Punkt zurückführt, wo sie im 16ten Jahrhundert waren; wenn man die Glaubensbekenntnisse wieder auferweckt und sie seinen Anhängern abfordert, wiewohl die Katholiken selbst ihrer müde sind und dieß Joch nicht mehr tragen wollen; wenn man alle Untersuchung zurückstößt und nichts mehr kennt, als das magister dixit. Man glaubt sich en avant du siècle, wenn man nur diejenigen zu Professoren aufnimmt, welche auf Calvins Katechismus und auf Athanasius Symbol schwören. Eben so wunderlich ist die Behauptung in jenem Rapport, daß die Fakultät zuerst in der Schweiz und in Genf volle Freiheit des Unterrichts in ihren Kollegien eingeführt habe; denn alle Lehrer und Professoren der Fakultät sind bei Strafe der Absezung gezwungen, ganz genau dieselben Grundsäze und Dogmen auszusprechen und zu lehren, und sich auf denselben Ideenkreis zu beschränken, wie die Häuptlinge der Fakultät, Gaussen, Merle und andere. Dieß ist ungefähr dieselbe Lehrfreiheit, wie einst bei der Sorbonne. Der neu angestellte Professor Hävernick, der in lateinischer Sprache über das Hebräische und Exegese des alten Testaments liest, trat seine Stelle mit einem in trefflichem Latein geschriebenen Programm an, das er aber am Ende durch eine Menge von beleidigenden Härten und Invectiven gegen die Genfer Geistlichkeit verunstaltete. So ist sehr zu bedauern, daß sich die junge Fakultät schon jezt dieselben Fehler zu Schulden kommen läßt, die sie mit Recht dem Journal de Genève und dem Genfer Protestant zum Vorwurf macht, eine unwürdige, beleidigende und bissige Sprache gegen ihre Gegner. Dieß ist gewiß nicht der Weg, sich Achtung, Vertrauen, Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben.

Paris, Februar.

Die neue Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Nun ist eine ganz neue Akademie im Gange, oder doch beinahe im Gange, nämlich die von Guizot erfundene oder vielmehr wieder hergestellte Académie des sciences morales et politiques. Schon während der Revolution, bei der Wiederherstellung der Akademie unter dem allgemeinen Namen Institut de France, war eine Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften errichtet worden, die aber späterhin mit einer historischen Klasse zusammenfloß. Ueber diese Wiederherstellung einer, unter Napoleons Despotismus verschwundenen Anstalt, die eben nicht sehr dringend wieder verlangt wurde, ist in den Tageblättern viel hin und her geschrieben worden, und bis jezt ist es noch nicht ausgemacht, ob es wirklich etwas Nüzliches ist oder nicht. Jeder höhere Beamte hält sich für einen theoretischen Staatsmann und glaubt daher gerechte Ansprüche auf eine Stelle in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu haben, und bei dem Einflusse, den solche Männer in einem Staate, besonders in der Hauptstadt ausüben, steht immer zu befürchten, daß sie den bloßen Gelehrten den Rang ablaufen. Dann ist es auch bedenklich, eine Anzahl von Männern auf Kosten des Staates zu unterhalten, damit sie über Politik Abhandlungen vorlesen und debattiren. Nicht als ob die Politik nicht verdiente, ruhig abgehandelt zu werden, oder als ob sie ein Arcanum bleiben müßte, wie es in despotischen Staaten behauptet wird, sondern weil man in dieser Wissenschaft die Theorie nicht berühren kann, ohne beständig gegen die Wirklichkeit zu verstoßen, und da diese in einem freien Staate von den Partheien auf ganz verschiedene Weise angesehen und beurtheilt wird, so steht zu befürchten, daß viel und heftig gestritten und doch wenig dadurch gefördert werde. Nun gibt es aber des Streites in den Zeitungen, auf den öffentlichen Rednerbühnen und in den Flugschriften genug, und man begreift nicht, wie eine Akademie die politischen Gegenstände umständlicher und gründlicher erörtern könnte, als es bereits vor dem Publikum geschieht. Sodann hat jede Regierung gewisse Grundsäze, die sie als unumstößliche Wahrheiten angesehen wissen will. Soll nun die politische Akademie dieselben ebenfalls als heilige Dogmen unangetastet lassen, oder darf sie dieselben ihren Forschungen und Erörterungen unterwerfen? Was würde dann aber zulezt aus diesen vorgeblich unumstößlichen Grundsäzen werden? Kommen viele von der Regierung abhängige Männer, besonders Staatsbeamte, in diese Akademie, so steht zu befürchten, daß sie zulezt nichts weiter werde, als ein Echo der ministeriellen Lehren, Behauptungen und Anmaßungen, und daher für die öffentliche Freiheit eher schädlich, als nüzlich. Alle diese und ähnliche Betrachtungen hat man nicht ermangelt anzustellen, als es Guizot einfiel, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wieder aufzurichten. Man fürchtete, die jezt im Ministerium sizenden Doctrinairs haben die Absicht, eine Pflanzschule ihres politischen Systems anzulegen, und in der That erkannte man bald, daß sie dahin strebten, Cousin und die andern Doktrinärs in die neue Akademie zu bringen; ja fast das gesammte Ministerium sollte hineinkommen. Dieß gelang nicht völlig; indessen wurden doch mehrere Doktrinärs aufgenommen, und diese werden gewiß ihren noch nicht aufgenommenen Mitbrüdern die Hand reichen, damit auch diese hineinkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 41:
Kasematte.

Geschlechts-Homonyme.

Er, der Hölle schon verfallen,
Durft' auf Erden wieder wallen,
Eines Dichters Machtgebot
Nach dem Tod raubt' ihn dem Tod.

Sie hat manchen Streit entschieden,
Eignes Recht war ihr beschieden;
Sie ist Machwerk Einer Hand,
Drin sein Heer ein Räuber fand.

Wirst du aber sie verkleinen,
Es ist nur ein Ding zum Weinen,
Wenn man's in ein Täschlein macht,
Aber drein wird oft gelacht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Februar 1833.

Sie allesammt antworten Eines Lauts:
Man sey im Fallen, brauche Geld, man könne
Nicht, wie man wolle. —

Shakespeare.

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die jetzige Zeit, vom Jahr 1809 an. — Das Jahr 1809 eröffnete wirklich eine ganz neue Periode. Bis dahin hatte die Ausbeute der südamerikanischen Bergwerke in steigendem Verhältnisse zugenommen; aber mit dem Aufstande der spanischen Kolonien hat der Zufluß von edlen Metallen von dorther fast ganz aufgehört. Die reichsten Minen, wie die von Valenciana, wurden unter Wasser gesezt, und troz der Anstrengungen fremder Unternehmer liefert Amerika bei weitem noch nicht seinen alten Tribut an edlen Metallen, denn es hat von 1809 bis 1829 kaum mehr als 1009 Millionen producirt. Auch in Europa hat die Ausbeute der Bergwerke gegen die hundert zehn vorhergegangenen Jahre abgenommen; in den genannten zwanzig Jahren betrug sie kaum 37 Millionen; dagegen haben die russischen Bergwerke in derselben Zeit bei 230 Millionen ertragen. Im Ganzen kamen von 1809 bis 1829 gegen 1300 Millionen neu in Umlauf.

Ueber den Verbrauch edler Metalle in dieser zwanzigjährigen Periode gibt unser Engländer viel Interessantes, wovon hier nur Einiges. Es gibt in England gegen hundert Goldschläger, welche die zur Vergoldung auf Holz, auf Buchbinderarbeit u. s. w. dienlichen Goldblätter bereiten. Manche dieser Arbeiter brauchen 16 Unzen und mehr Gold in der Woche, und es werden von ihnen 16,500 Unzen des feinsten Goldes jährlich in Blätter verwandelt. Für Vergoldung der Knöpfe gehen jährlich 21,800 Unzen darauf. Eine Menge von Spielzeug und kurzer Waare wird mit Vergoldung versehen, und dafür braucht man nicht weniger als 51,000 Unzen, zum Goldplattiren 2,600, zum Vergolden des Porzellans 5,200 Unzen, und man darf dabei nicht vergessen, daß fast bei allen diesen Anwendungsarten das Gold wirklich verloren geht. Das meiste Gold wird aber zu Schmuck verwandt, und seit man Mittel gefunden hat, mit sehr wenig Gold welchen zu fabriziren, ohne daß man ihm dieß ansieht, hat sich dieser Luxusartikel sehr tief herab in den Ständen verbreitet. Ferner hat man die Kunst erfunden, mit Gold wie mit Silber zu plattiren, und man macht jezt Schmuck, der blos auf der Oberfläche von Gold ist. Bei alle dem hat unter den Wohlhabenden die Nachfrage nach ächtem, feinem Schmuck durchaus nicht abgenommen. Es werden ferner jährlich in Großbritannien über 14,700 goldene Uhren probirt, und der ganze jährliche Verbrauch an Gold beläuft sich auf 407,440 Unzen, welche über 20 Millionen Gulden werth sind. — Was das Silber betrifft, so führen wir nur beispielsweise an, daß in England jährlich über 240,000 silberne Uhren verfertigt und 750,000 Unzen Silber nur zu Pferdegeschirren verwandt werden; es ist klar, daß im leztern Falle

das Metall durch das Scheuern nach und nach ganz verzehrt wird. Im Ganzen werden über 3,280,000 Unzen Silber im Werth von 10 Millionen verarbeitet, und somit wird in England im Ganzen für mehr als 30 Millionen edles Metall jährlich zu andern Zwecken als zum Münzen verwendet.

Nothwendig hat diese Consumtionsweise des edlen Metalls seit dem Frieden überall auf dem Continent, so gut wie in England, zugenommen. Ueberall sieht man jezt ungleich mehr Uhren und Schmuck als früher; silbernes Tafelgeräthe findet man jezt aller Orten, sogar in Dorfwirthshäusern, und die Zahl der Gasthöfe und Kaffeehäuser in den Städten hat sich außerordentlich vermehrt. Die Masse von edlem Metall, welche Goldschmiede, Juweliere und Uhrmacher jährlich in Frankreich verarbeiten, schlug Chaptal im Jahr 1819 zu mehr als 14¾ Millionen Gulden an. In der Schweiz, wo verhältnißmäßig so viel Schmuck und Uhren fabrizirt werden, kann man den Werth des jährlich verbrauchten Goldes und Silbers auf mehr als 4 Millionen schätzen. Unser Engländer glaubt annehmen zu dürfen, daß ⅛ des zu den hier in Frage stehenden Zwecken verwandten edlen Metalls aus altem Schmuck und Geschirr besteht, und schlägt endlich die Masse von Gold und Silber, welche auf unserm Continent und in Amerika jährlich in Schmuck und Geräthe verwandelt wird, auf etwa 74 Millionen Gulden an.

In derselben Periode von 1809 bis 1829 ist nun aber mit dem Handel nach Asien eine bedeutende Umwälzung vorgegangen. Statt daß früher beständig und fast ausschließlich edle Metalle dorthin floßen, zieht man in neuerer Zeit hin und wieder welche aus Indien, ja sogar aus China. Die vervollkommneten europäischen Manufakturwaaren haben nach und nach in jenen Ländern einen Markt gefunden; ferner gleicht sich seit mehreren Jahren der Werth des Opiums, das man in China absezt, so ziemlich mit dem Werth des Thees aus, den man von dort bezieht, und man darf sicher annehmen, daß der asiatische Handel in den lezten zwanzig Jahren nur noch 25 Millionen jährlich verschlungen hat. — Schlägt man nun zu der Geldsumme von 1730 Millionen, welche, wie oben angeführt, i. J. 1809 im Umlauf war, die Ausbeute der Bergwerke in den lezten zwanzig Jahren, zieht man dagegen die Massen ab, welche in Schmuck und Geschirr verwandelt wurden, so wie das, was nach Asien ging, so ergibt sich, daß 1830 blos noch etwa 3960 und etliche Millionen Gulden im Umlauf waren, und diesem nach hätte sich die cirkulirende Geldmasse in den zwanzig Jahren um ein Sechstheil vermindert.

Welchen Einfluß hat nun diese Verminderung auf den Preis der Waaren und den ganzen gesellschaftlichen Zustand geäußert? Diese Frage ist sehr wichtig, denn die Masse der edlen Metalle könnte sich leicht dieses Jahrhundert lang auf dem genannten, verhältnißmäßig niedrigen Stand halten, aber leider auch höchst verwickelt. Die steigende Bevölkerung, das an sich so einfache, aber in Beziehung auf den hier in Frage stehenden Punkt so verwirrende Wechselsystem, der Uebergang aus dem Kriegszustand in den Frieden, der außerordentliche Aufschwung der Industrie, die mannigfachen chemischen und mechanischen Erfindungen und Entdeckungen, wodurch zahllose Gegenstände, abgesehen von allen andern Umständen, wohlfeiler werden — Alles dieß sind Elemente, welche für jezt wenigstens alle Schätzungen unsicher machen. Aber Einen Punkt gibt es, an den man sich dabei mit ziemlicher Sicherheit halten kann. Die zahlreichste Klasse der Gesellschaft ist die der Landbauer; ihre Produkte sind in jeder Hinsicht bei weitem die einfachsten, gleichförmigsten, und sie müssen es daher zuerst gewahr werden, wenn die edlen Metalle im Werthe steigen; sie müssen es zuerst wissen, wenn man für dieselbe Menge Korn, Fleisch, Wolle, Baumwolle, Zucker u. s. w. nicht mehr das alte Gewicht an Gold und Silber bekommen kann. In England nun sind die Landbauer, seit die Ausbeute der Minen abgenommen und die Verwendung der edlen Metalle zu Gegenständen aller Art zugenommen hat, im Allgemeinen zurückgekommen. Dieselben Klagen vernimmt man überall in Europa, und nicht in Europa allein. In Nordamerika, auf den Antillen, in Südamerika, in Indien ist es ebenso; überall, die Abgaben mögen stark, oder leicht seyn, unter freier, wie unter despotischer Regierung, der Boden mag so oder anders gebaut werden, durch Sklaven, Leibeigene, oder freie Eigenthümer, überall dieselbe Erscheinung. (Der Beschluß folgt.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Karl verzieh Cäcilien die Antipathie, er wußte selbst nicht warum. Des andern Tages sagte Oertzen zu ihm: „Du hast Dich da bei einem Engel einquartirt, um dessen willen man die wilde Hummel allenfalls ertragen kann, die jedes ruhige Gespräch stört.“ — „Die Hummel ist so übel nicht,“ erwiderte Karl, „aber daß Du die Generalin so liebenswürdig findest, das freut mich.“ Aber Oertzen fand sie täglich liebenswürdiger und vertraute dem Freunde nach wenigen Wochen, daß, wenn ihn ein Weib von seiner Angst vor dem ganzen Geschlechte heilen könnte, diese es sey. Dieß Geständniß versezte Kallendorf in die größte Verlegenheit; er besann sich jedoch nicht lange, was er zu thun habe; die Zuverläßigkeit des geprüften Freundes und andrerseits die Gefahr erwägend, die ihm durch Carolinens Zauber drohte, entschloß er sich bald, ihm sein ganzes Verhältniß mit ihr zu offenbaren. Oertzen war betroffen, doch schnell wieder gefaßt, sagte er lächelnd: „Ich komme immer um eine Minute zu spät; übrigens danke ich Dir, daß Du mich warntest, ehe ich mir die Flügel verbrannte. Von nun an kannst Du in Betreff meiner ruhig seyn.“

Und wirklich war er von Stunde an ein Anderer, gesprächig, heiter und unterhaltend, wie er es lange nicht gewesen war. Eine Geschäftsreise nach Rußland hatte ihn so lange von Paris entfernt gehalten; da fehlte es denn nicht an den mannigfaltigsten Reiseanekdoten, die er mit Laune und vortrefflicher Nachahmung der Dialekte vortrug. So erzählte er unter anderm, in Ostpreußen habe ihn die Insolenz und Nachläßigkeit eines Posthalters einmal so sehr gereizt, daß er zuletzt den Säbel gezogen und ihm mit flachen Hieben gedroht, der Posthalter aber habe im breitesten preußischen Dialekt geantwortet: „Jraf, keene Schläge! das ist mir nicht anjenehm und kann mir nicht anjenehm seyn.“ Ueberhaupt trug Oertzen durch seine stets gleiche Laune viel zur Erheiterung des kleinen Kreises bei, und selbst Cäcilie konnte nach einiger Zeit nicht läugnen, daß man sich vortrefflich amusire, seit der neue Gast da sey. Dennoch versicherte sie Graf Karl täglich, ihn habe sie tausendmal lieber; er sehe so gut aus und so freundlich, Oertzen dagegen könne bei den ernsthaftesten Dingen lachen und die komischsten Sachen ganz ernsthaft erzählen, das gefalle ihr gar nicht an ihm. Karl sagte: „Darum ist er eben so komisch, weil er das kann.“ — „O ich mag die komischen Leute nicht!“ rief sie und fiel ihm um den Hals.

Cäcilie war überhaupt nach und nach stiller geworden und sinniger; die Jungfrau blühte sichtlich aus der Knospe der Kindheit hervor, und das unbändige Wesen stellte sich immer seltener ein und manchmal unmittelbar nach einem tiefen Ernst, der ihre Züge umschleiert hatte. Der Bund mit Caroline blieb jedoch auch ihr fortwährend ein Geheimniß, und Karl konnte manchmal kaum begreifen, wie es ihm möglich war, eine Leidenschaft, bei welcher jedes zärtliche Gefühl des Herzens der Geliebten entgegenflog, so streng im Zaume zu halten, daß auch Cäcilie, die doch fast immer mit ihnen war, nichts davon merkte.

So war der Sommer und so der Herbst vergangen, und Karls verlängerter Urlaub vergönnte ihm noch immer, in Paris zu weilen, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat. Die Gräfin Kallendorf war gefährlich krank geworden, weßhalb der Vater in einem eiligen Schreiben dringend des Sohnes Heimkehr begehrte. Karl schwankte nicht einen Augenblick, und eben so schnell erklärte sich Oertzen bereit, ihn zu begleiten. Als er mit klopfendem Herzen Carolinen die Nachricht mittheilte, las er nur Ergebung und Mitgefühl in ihren Augen. Cäcilie dagegen brach in den unmäßigsten Schmerz aus; sie weinte den ganzen Tag und wich nicht von seiner Seite. Caroline ward durch diesen heftigen Schmerz tief ergriffen; doch blieb sie äußerlich ruhig ergeben, und nur die fast kränkliche Blässe ihrer Wangen verrieth, was in ihr vorging. — Um eilf Uhr schlug die Trennungsstunde. In einem einsamen Augenblicke schloß Karl die geliebte Caroline fest in seine Arme und küßte sie innig; Cäcilie aber mußte fast mit Gewalt von seinem Halse losgerissen werden, als die Freunde in den Wagen stiegen.

Als träte Kallendorf aus einer hellen Frühlingslandschaft in ein düsteres Gemach, so beklommen war ihm zu Muthe nach der Trennung von dem geliebten Hause. Lange starrte er in die Weite hinaus, ohne irgend etwas zu sehen; erst nach und nach lösten sich die verschiedenen Gegenstände von einander los und seine Blicke fielen auf ein ärmliches Land, dessen in tiefe Unwissenheit versenkte Bewohner jezt, bei eingetretener Ruhe, die ganze Erschöpfung, die auf die gewaltsamen Anstrengungen der verflossenen Jahre folgen mußte, erst zu fühlen anfingen. Der Deutsche, als solcher, hat eine natürliche Abneigung gegen das quecksilberne Leben der Franzosen, es wird ihm nie recht behaglich in ihrer Nähe; den ehrlichen Pudel stört das ewige Caprioliren des Windspiels, das am Ende doch nicht weiter kommt, als er. So ging es auch unsern Freunden. Sie waren froh, als sie wieder biedere, grobe Postmeister antrafen, ja sogar über die langsamern Postillons hätte sich ihr Patriotismus ohne Zweifel gefreut, wenn Karls Herz nicht allzu ungestüm nach Nachrichten von der geliebten Mutter geklopft hätte. Wir wollen ihn aber jezt in seinen Briefen an Caroline selbst sprechen lassen.

„Ich habe meine Mutter besser angetroffen, als ich es erwarten konnte; es war das erste Wiedersehen nach einer stürmischen Trennung. Sie drückte mich innig an sich, alles Geschehene vergessend. Armer Karl, sagte sie, mir in die Augen sehend; aber mein Blick und meine Züge verriethen keinen Kummer mehr: den haben Sie geheilt... Mein Geschmack, in Bezug auf die äußere Schönheit, hat sich geändert; sonst konnte mir ein Weib nie schlank genug seyn, weil ich eine Schlanke liebte; jezt habe ich mir die Modelle, die uns das Alterthum wie die neuere Zeit geschaffen, genau betrachtet und ausgemessen: keines ist schlanker, als Sie, meine Caroline, und in keinem Auge liegt ein solcher See von Gefühlen, wie in dem Ihrigen.“

Ein paar Tage später:

„Ich bin tief erschüttert, theure Caroline. Vorgestern noch saß mein Vater heiter mit uns bei Tische, recht herzlich vergnügt, weil die gute Mutter zum ersten Male mit uns essen konnte. Er sprach viel von der Zukunft, namentlich in Bezug auch mich. „Mein Karl,“ sagte er, „ich danke Gott täglich, daß er Dich uns wieder gegeben hat, und liebe Dich darum, als wäre es Dein eigenes Verdienst.“ Er wollte weiter reden, allein plötzlich veränderte sich sein schönes Gesicht, vom Schlage gerührt, sank er zur Seite nieder, daß ich ihn in meinen Armen auffangen und die arme Mutter, die im ersten Schreck in Ohnmacht fiel, fremder Hülfe überlassen mußte. Glücklicherweise kam sie bald wieder zu sich und konnte nun mit jugendlicher Geschäftigkeit dem theuren Sterbenden beistehen. Aber ach! es war vergebens. Er sprach nicht mehr, erhielt auch nicht einen Au-

genblick die Besinnung wieder, und hatte ausgelitten, ehe die Thurmuhr zwölf schlug. Sobald die lezte Pflicht erfüllt war, sank die gute Mutter wieder so kraftlos zusammen, daß ich auch für ihr Aufkommen wenig Hoffnung habe."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Reformen im Institut und bei der Bibliothek.

Die neue Akademie ist nun vollständig; aber man sieht noch nicht ein, was sie treiben und mit was sie ihre Sizungen füllen wird. Das einzige Positive, was sie zu ihren Beschäftigungen gerechnet hat, ist die Statistik; allein auch die Akademie der Wissenschaften gibt sich mit Statistik ab und belohnt jährlich die beste Preisschrift, welche auf diese Wissenschaft Bezug hat. Der Minister hätte also wenigstens der neuen Akademie einen bestimmten Wirkungskreis anweisen sollen, und zwar einen von den Beschäftigungen der andern Akademien verschiedenen. Am Vernünftigsten wäre es aber gewesen, wenn man in der Académie française, die doch wenig zu thun hat, eine Abtheilung für Politik und Moral gebildet hätte, statt eine besondere Akademie dafür zu stiften, die eben so wenig fortlaufende Beschäftigung haben wird, als die Académie française. Was besonders Tadel verdient, ist, daß die neue Akademie zum Theil aus Mitgliedern der andern besteht, so daß also mehrere Gelehrte zwei- und dreimal Mitglieder desselben Institut de France sind, welches bekanntlich die sämmtlichen Akademien in sich faßt. Ueberhaupt ist man von dem ursprünglichen Geiste der Stiftung dieses Institut de France schon sehr abgewichen. Es sollte die Repräsentanten aller Fächer des menschlichen Wissens in sich fassen und in mehrere Klassen abgetheilt seyn, die aber immer nur Abtheilungen eines und desselben Ganzen wären. Deßhalb sollten auch monatlich allgemeine Sizungen stattfinden. Dieß wurde aber nicht beibehalten. Die politische Abtheilung wurde von Napoleon unterdrückt, der keine andere Politik dulden wollte, als die er im Moniteur predigen ließ und die sich um den unbedingten Gehorsam als Hauptlehre drehte. Die Klassen hielten keine allgemeinen Versammlungen mehr. Als die Bourbons zurückkamen und so Manches änderten und verdarben, griffen sie auch das Institut an und stellten die alten Akademien wieder her; zwar sollte das Gesammte noch Institut de France heißen, allein es fehlte ihm jezt an einem gemeinsamen Bande. Der veraltete Name Académie des inscriptions wurde hervorgesucht, um die historische und philologische Klasse damit zu schmücken. Kurz, man verdarb den ursprünglichen Plan des Institut de France, und seit der Revolution des Jahrs 1830 ist die Wiederherstellung der politischen Klasse die einzige Veränderung, welche man vorgenommen hat, vermuthlich, weil man weit wichtigere oder dringendere vorzunehmen hatte. Man muß nun sehen, ob dieser Einfall Guizots ein guter war und ob die neue Akademie wirklich verdient, daß man die Kosten des Institut de France um 60 bis 70,000 Franken vermehre. Natürlich war es, daß man zuerst diejenigen dazu berief, welche ehemals zur politischen Klasse gehört hatten; darunter befanden sich einige berühmte Männer, wie Abbé Sieyes und Graf Röderer, die längst vom Schauplatze der politischen Welt abgetreten sind. Andere waren seitdem in andere Akademien übergegangen. Es soll ein sonderbarer Anblick gewesen seyn, als diese alten Ueberbleibsel einer verschollenen Akademie wieder zusammentraten, um ein neues Gebäude zu errichten. Einige waren so alt geworden, daß sie nicht einmal mehr aus ihrem Zimmer konnten. Noch sonderbarer erscheint es, daß Mehrere, die während der Revolution von denselben Grundsätzen wie ihre Kollegen ausgegangen waren, seitdem andern Meinungen gehuldigt haben, so daß sich jezt alte Republikaner und neue Monarchisten zusammenfinden. Wenn diese Leute nun zusammen Politik treiben, so muß ein sonderbares Gemisch entstehen, oder vielmehr ein schwer zu hebender Gegensaz. Cousin und Guizot werden sich wahrlich mit Sieyes und Röderer in ihren Grundsäzen nimmer vertragen. Freilich ist Gleichheit der Grundsäze in keiner Akademie erforderlich; aber hier wird doch der Widerspruch zu heftig seyn, als daß aus diesem Streite der politischen Meinungen und Grundsäze Vernünftiges hervorgehen könnte. Am Klügsten wird es seyn, wenn die Akademie die politischen Erörterungen und Verhandlungen den Rednerbühnen in den gesezgebenden Kammern und den Journalen überläßt und sich hauptsächlich mit Staatswirthschaft, Statistik und höherer Rechtswissenschaft abgibt. — Auch die königliche Bibliothek hat durch Guizot eine Art von Reform erlitten; ich sage eine Art; denn im Grunde ist die seit der Revolution bestehende Einrichtung dieselbe geblieben. Diese große Anstalt hatte nämlich während der republikanischen Zeit für jedes Fach zwei Konservatoren erhalten, und die acht Konservatoren zusammen bildeten den Verwaltungsrath. Dieß war insofern gut, als dadurch jedes Protektorat bei der Bibliothek wegfiel; allein da einige der Konservatoren alt und schwächlich geworden waren, so schalteten die jüngern nach Belieben und ließen sich einige arge Mißbräuche zu Schulden kommen, besonders beim Ankaufe von Alterthümern, Handschriften und andern Dingen und bei Anstellung der Unterbeamten, die sie gern aus ihren Familien wählten, weil Jeder sich selbst der Nächste ist. Nun war unter den ältern Bourbons davon die Rede, einen Oberbibliothekar zu ernennen und dazu einen sehr angesehenen Mann zu wählen. Dieß ist auch dem jezigen Minister Guizot gerathen worden; dieser weiß aber, daß der große Gehalt, welchen ein solcher Oberherr bezieht, besser auf den Ankauf von Büchern verwendet wird, und daß der vornehme Mann nichts weiter als ein fünftes Rad am Wagen ist. Er hat also klüglich keine Oberstelle geschaffen, sondern verordnet, daß einer von den acht Konservatoren den Vorsiz in ihrem Rathe als Direktor haben, ferner, daß jedes Fach an der Bibliothek (das heißt Antiken, Bücher, Handschriften, Kupferstiche) zwei Unterkonservatoren erhalten solle, die auch in dem Rathe sizen, aber blos mit berathender, nicht entscheidender Stimme. Diese sollen also gleichsam die andern Herrn bewachen, daß sie keine Unterschleife begehen. Es ist schlimm, daß auch die Gelehrten nicht frei von dem Verdachte sind, Unterschleife zu begehen; allein überall, wo Geld zu manipuliren ist und Stellen zu vergeben sind, wird die Versuchung zuweilen allzu stark, als daß auch der Gelehrteste derselben zu widerstehen vermöchte, wofern seine Gelehrsamkeit nicht auf einer festen Grundlage von Rechtschaffenheit ruht. Ferner läßt die Guizotsche Verordnung den Unterbeamten die Hoffnung, allmählig zur Konservatorstelle emporzusteigen, ohne jedoch die nicht zur Bibliothek gehörenden Mitbewerber ganz auszuschließen. Uebrigens bleibt noch Mehreres zu wünschen übrig. Besonders ist nicht genug dafür gesorgt, daß sich im Fache der gedruckten Bücher, deren Zahl so ungeheuer groß ist, hinlänglich bewanderte Beamte befinden; namentlich sieht es mit der Kenntniß fremder Sprachen unter den Angestellten kläglich aus, und ihre Bücherkenntniß ist mehr ein Werk der täglichen mechanischen Uebung, als wissenschaftlich erworben; man sollte diese jungen Leute auf ein oder zwei Jahre nach Deutschland reisen lassen, wie man die jungen Künstler nach Italien sendet.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Februar 1833.

Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Goethe.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Acht Tage später schrieb Kallendorf an Caroline: „Ich habe beide Eltern in die Familiengruft gebracht. O, Caroline! wie verlassen, wie traurig fühle ich mich in dem weitläuftigen Schlosse! Und doch, welch' ein schönes Loos für sie! Möchten auch wir dereinst so vereint sterben, und von einem Sohne, der weint, wie ich weine, neben den Eltern beigesezt werden! — Ich brauche den Vater nun nicht mehr zu fragen, wo ich hausen soll, habe aber beschlossen, vor der Hand hier zu bleiben und dem Andenken der Geliebten noch eine stille Zeit zu weihen. An eben diesem Orte hat vor gerade vier-und-zwanzig Jahren die Mutter mich geboren. Wie sie dalag, die lange, sterbende Gestalt, wie sie mich ansah mit Augen, so voll Liebe, daß man wohl sehen konnte, wie der Tod darüber nichts vermag! Ich danke Gott, daß kein Wölkchen mein Verhältniß zu der Theuren mehr trübte; aber nie, nie werd' ich es vergessen können, daß die beste Mutter so bitter um mich geweint hat."

So lebte Kallendorf noch ein paar Monate seinen kindlichen Gefühlen; dann fesselten ihn dringende Geschäfte, und erst gegen das Frühjahr konnte er nach Paris zurückkehren. Ein nicht geringer Trost während dieser Zeit war ihm die Nähe Oertzens, dessen Regiment nicht weit entfernt war, und den er daher oft sehen konnte. Oertzen hatte noch nicht geliebt; so oft er einen Anlauf dazu genommen, hatte ihm der Freund im Wege gestanden, und die Besorgniß, diesen zu kränken, war bisher immer stärker als die Neigung des Herzens gewesen. Dennoch, und obgleich er vor der Welt nur launig und sarkastisch, mitunter sogar eisig kalt erschien, wußte er mit inniger Wärme in die Welt der Gefühle einzugehen, in welcher Karl athmete. Nur dünkte es ihm äußerst unbequem und thöricht, sich selbst eine übermäßige Last schöner Empfindungen aufzubürden, denn es war ihm unmöglich, sich von einer gewissen Indolenz zu befreien, die ihm angeboren war. Und gerade diese Thäler, wo bei Karl Berge sich erhoben, diese Gletscher, die an seiner Gluth zerschmolzen, machten ihr Verhältniß so innig, daß nicht nur Oertzen, sondern selbst Karl mit Bangen einer längern Trennung entgegen sah. Als aber die Geschäfte beseitigt und die heimischen Fluren hinter ihm waren, da war im Herzen des leztern doch nur Raum für ein Gefühl; denn je länger er die Sehnsucht desselben bezwungen hatte, desto ungeduldiger klopfte es jezt der Geliebten entgegen. Er hatte ihr den Tag seiner Ankunft nicht geschrieben, ging zu Fuß in ihre Wohnung und öffnete unangemeldet und leise die Thüre ihrer Zimmers. — Caroline saß am Fenster und las, den Rücken gegen ihn gewendet; daher erblickte Cäcilie ihn zuerst, und mit leidenschaftlicher

Bewegung stürzte sie in seine Arme; die Schwester hingegen gehörte nicht zu denen, welche den Ton der aufgeregteren Zärtlichkeit gleich wieder zu finden vermögen; sie mußte erst nach und nach aus ihrer natürlichen Zurückhaltung herausgerissen werden, und deßhalb war ihr Gruß beim Wiedersehen nie so warm, als ihr Abschied. So hatte sie auch heute nichts, als einen stillen Händedruck und ein innerlich bewegtes Herz. Diese Eigenthümlichkeit würde auch auf Karl, der sie ja nicht anders kannte, gewiß keinen unangenehmen Eindruck gemacht haben, wenn sie nicht zu sehr abgestochen hätte gegen die trunkene Freude der lachenden und weinenden Cäcilie. Nach kurzem, beredtem Schweigen sagte er zu dieser: „Wie haben Sie sich verändert in den sechs Monaten! Sie sind nicht mehr dieselbe!“ — „Nicht?“ rief sie, und sah ihn mit blitzenden Augen an, „habe ich Sie weniger lieb?“ Gerührt erwiderte er: „Nein, gewiß nicht, aber ich meine, Sie sind ordentlich eine Dame geworden.“

Caroline hörte diesem Zwiegespräche neidlos zu und bemerkte selbst zum ersten Male und mit Freuden, wie sehr die Schwester an Fülle und Schönheit gewonnen hatte. Erst nach zehn Uhr, nachdem diese zu Bette gegangen war, war den Liebenden ein, für beide gleich ersehntes, rückhaltsloses Gespräch vergönnt. Caroline, die ihren zärtlichen Empfindungen ungern Worte gab, hatte wenig zu erzählen, Karl desto mehr. Er fand sie unendlich liebenswürdig in der weichen Theilnahme an seinem Schicksale, und gern gewährte er ihr die Bitte, die verklärte Mutter recht genau zu beschreiben. Sie wollte Alles von ihr wissen, die kleinsten Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt und ihrer Gewohnheiten. Karl malte sie unwillkührlich der Geliebten ähnlicher, als sie es wirklich gewesen war; wie seine Gefühle für beide, so verschmolzen auch die Züge beider in seiner Phantasie. Dann mußte Caroline von Cäciliens Fortschritten berichten, und zu ihrer innigen Freude konnte sie die Schwester durchaus loben. Karl kam immer wieder darauf zurück, wie sehr sie sich verändert habe. „Sie wird auch im Sommer schon fünfzehn Jahre,“ sagte Caroline erklärend. „Ei, schon so viel?“ versetzte Karl und sprach von etwas anderem.

Einer der ersten schönen Frühlingstage ward zu einer Ausfahrt bestimmt. Karl war um die bestimmte Stunde mit einem leichten Wagen vorgefahren und hatte schon ein paar Mal ungeduldig mit der Peitsche geknallt, als Caroline endlich allein und ziemlich erhitzt herunter kam. „Wo ist Cäcilie?“ rief ihr Karl entgegen. „Ich kann sie nicht mitnehmen,“ antwortete sie. „Und warum nicht?“ — „Lieber Graf, dieß ist ein häusliches Detail.“ — „Sagen Sie mir es doch,“ fiel er bittend ein, indem er die Pferde noch immer anhielt und sich vom Bocke aus nach ihr zurücklehnte. „Nun wohl,“ sagte sie, „wenn Sie es durchaus wollen, aber ich thue es ungern. Sie hat mich durch ihre unverbesserliche Unordnung gezwungen, ihr die Strafe aufzuerlegen.“ Halb lächelnd, halb im Ernst erwiderte er: „Ich bin auch ein unartiges Kind; wenn Sie Cäcilie nicht verzeihen, fahre ich nicht von der Stelle.“ — „Sie scherzen,“ sagte Caroline. „Ich rede im Ernst,“ versetzte er, und bei dieser Versicherung blieb er, bis Caroline sich endlich auch alles Ernstes gekränkt fühlte und sagte, sie wolle lieber auch wieder aussteigen und zu Hause bleiben. Er beugte sich zu ihr in den Wagen, küßte ihr die Hand und sprach: „Versagen Sie mir die Bitte nicht; lassen Sie Cäcilie holen.“ Caroline befahl dem Bedienten mit unmuthigem Blick, es zu thun, und in ein paar Minuten kam jene verweint aus dem Hause und stieg hocherröthend in den Wagen. Caroline erklärte ihr, sie habe sich mit ihrem Dank an Graf Kallendorf zu wenden, was sie mit Beschämung und Wärme that. Karl gab sich alle Mühe, Caroline wieder in den alten Ton zu bringen, aber es gelang ihm heute nicht, sie blieb einsylbig, ja kalt gegen ihn, und so blieb ihm nichts übrig, als sich ausschließlich mit Cäcilie zu unterhalten. Ihm war jedoch unwohl dabei zu Muthe, und erst daheim, nachdem er die erstere unter vier Augen aufrichtig um Verzeihung und Versöhnung gebeten hatte, ward ihm wieder freier ums Herz. „Sie haben mich wirklich, durch Ihr ungehöriges Eingreifen in meine mütterlichen Rechte, gekränkt,“ sagte sie; „denn Sie sollten mein Herz genau kennen, um zu wissen, wie ungern ich ihr eine Freude versage und wie gern ich Ihnen willfahre. Sie hätten aber bald eine Scene vor den Leuten veranlaßt, und haben mich in der That nicht durch Ihren Trotz, sondern nur durch die Scheu vor einem solchen Ende gezwungen, gegen meine bessere Ueberzeugung zu handeln.“ Karl schwieg beschämt und ließ sich gern schelten, weil er hoffte, sie dann wieder gut zu sehen.

Im Juni war Cäciliens Geburtstag, und sie hatte sich zur Feier desselben eine Lustfahrt nach Fontainebleau erbeten. Graf Karl hatte seine Reitpferde vorausgeschickt, um die Damen recht bequem und mit Muße im Walde herumführen zu können. Allein Caroline, die noch nie ein Pferd bestiegen hatte, weigerte sich auch dießmal, den Versuch zu machen, und verbot es auch der Schwester mit einer Bestimmtheit, die Karl fast wie Eigensinn vorkam; man begnügte sich daher, die Alleen des weitläuftigen Gehölzes, das jedoch manchem deutschen an Schönheit weit nachsteht, in der Kalesche zu durchfahren. Nachmittags ging man auf das Schloß, das tausend noch bestehende Erinnerungen zum Tempel einer treuen, wenn auch ungesetzmäßigen Liebe geweiht haben. In allen Zimmern hat Heinrich III. seinen Namenszug mit dem der schönen Diane von Poitiers verschlingen lassen; in den Gärten steht ihr Marmorbild und in manchem Baumstamme ist ihr Name eingeschnitten. In einem der neu

eingerichteten Gemächer des Schlosses stand noch Napoleons und Marie Louisens großes Prachtbett, und der Tisch, auf welchem jener abdicirt hatte, zwar klein und schlecht, doch gut genug, um der Träger einer neuen Weltordnung zu werden.

Die kleine Gesellschaft wollte noch in derselben Nacht nach Paris zurück, weil die Hitze unerträglich war; gleich nach dem einfachen Abendessen ward daher der Wagen bestellt. Caroline sezte sich rechts, Karl links, Cäcilie in die Mitte. Während jene an des Grafen Arm bedächtig einhergeschritten war, hatte diese, hin- und herhüpfend, wohl den doppelten Weg gemacht; sie war daher sehr ermüdet, und kaum war der Wagen in Bewegung, als sie an Carolinens Brust fest einschlief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Produktion und dem Verbrauch der edlen Metalle seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Aus allen angestellten Untersuchungen und Vergleichungen geht allerdings hervor, daß die Verminderung in der Produktion der edlen Metalle auf ihren Werth bereits einigen Einfluß geäußert hat. Er wurde kaum erst um das Jahr 1818 oder 1819 merkbar; dieß erklärt sich aber naturgemäß daraus, daß die Ausbeutung der amerikanischen Bergwerke nicht plötzlich stockte, daß Einflüsse dieser Art überhaupt langsam wirken, daß Krieg und Umwälzungen einerseits Alles unmittelbar vertheuert und andernseits gleichsam neue Minen eröffnet haben, indem sie die in Schlössern, Kirchen und öffentlichen Kassen verborgenen Schätze ans Tageslicht brachten; so kam noch 1830 durch die Eroberung von Algier für etliche und zwanzig Millionen Gold und Silber in Umlauf.

Würden aber nun die edlen Metalle fortdauernd seltener, so sähen wir eine Umwälzung beginnen, und zwar eine sehr traurige. Alle Gewerke, welche mit edlen Metallen zu thun haben und so viele Tausende geschickter Arbeiter beschäftigen, Vergolder, Uhrmacher, Juweliere, Gold- und Silberarbeiter, geriethen in Verfall, troz des kleinen Vortheils, den ihnen der steigende innere Werth ihrer Waaren gewährte. Alle Schuldner, die nicht sogleich bezahlen könnten oder dürften, würden in steigendem Verhältniß verlieren; die Fabrikanten könnten nicht wieder zu ihren Auslagen kommen, die Landwirthe müßten wohl lange zu hohen Arbeitslohn bezahlen und würden durch die niedrigen Preise der Produkte der Erde entmuthigt; kurz, die thätigsten Klassen der Gesellschaft wären die Opfer eines solchen Verhältnisses. Ackerbau und Gewerbfleiß müßten in ihrer Entwickelung gehemmt werden, und es träte gerade das Gegentheil von dem ein, was sich im sechzehnten Jahrhundert ereignete: nur die obersten und die untersten Stände, die Kapitalisten und die geringen Arbeiter und der Pöbel gewännen unverhofft auf Kosten der Mittelstände. Am Ende aber verlöre Jedermann, weil Allen daran gelegen seyn muß, daß der Boden gut gebaut und so viel möglich fabrizirt wird. Wir schweigen davon, daß, was ohnehin schon drückend genug ist, Staatsschulden und Abgaben, täglich drückender würde.

Es ist demnach vom höchsten Interesse für die Welt, daß die edlen Metalle nicht fortwährend noch seltener werden, und als souveränes Mittel dagegen erschiene die Pacifikation Amerikas. Leider aber ist es, wenn es sich davon handelt, die amerikanischen Minen wieder auf den alten Fuß auszubeuten, nicht damit gethan, daß man die Völker dort zur Ruhe bringt. Nur durch unmenschliche Behandlung der Eingebornen und Neger konnte man früher jene Gold- und Silbermassen aus den Eingeweiden der Erde ziehen. Dergleichen Maßregeln sind aber jezt nicht mehr an der Zeit, und soweit man es auch im Maschinenwesen gebracht hat, so bleibt es doch, bei den Kosten, welche Taglohn, Brennstoff und Transport verursachen, sehr zweifelhaft, ob die Ausbeutung der reichsten Minen so viel ertrüge, als jedes andere Unternehmen, auf das man gleichviel Geld verwendete. Möglich, daß die russischen Bergwerke, welche seit einem Dutzend Jahren so bedeutend geworden sind, einstens den Ausfall Amerikas decken; kann man doch dort Leibeigene arbeiten lassen, wie einst hier Sklaven, und noch dazu ist wohl die Arbeit im Ural, des Klimas und der Art der Ausbeutung wegen, ungleich leichter als in Amerika. Wie sich aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse gestalten mögen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß in den nächsten Jahren die Masse der edlen Metalle merkbar zunimmt.

Wir bedauern, wenn es dem lesenden Publikum, bei diesem Blick in den Zustand der Weltfinanzen, um Europas Zukunft nachhaltiger bange geworden ist, als etwa um das Schicksal eines Romanhelden in diesen Blättern. Wir sind vielleicht künftig im Stande, etwas mitzutheilen, was die schwarzen Rechnungen des Engländers zu Schanden macht; auf jeden Fall wünschen wir aber, daß recht bald wieder in den Thälern der Cordilleren die Oefen rauchen und die Silberflotten den Ocean durchfliegen möchten, und zwar lange, bevor die Leser in Versuchung kommen, ihre Stücke edlen Metalls, auf welche der zierliche Arbeiter die Probe gedrückt hat, dahin auswandern zu lassen, wo die Könige Truppen für den Detailverkehr pressen und sie mit ihrem höchsteigenen Conterfei uniformiren.

Mißgunst.

Wär's nicht Christenpflicht geworden,
Fremdes Glück zu schauen gern,
Jenen von dem Blumenorden
Möcht' ich neiden ihren Stern,

Die da sagen, was sie fühlen,
Lieben, leben, sey Gesang,
Was sie dichten, singen, spielen,
Sey ihr eigner Lebensgang.

Ach, wie muß ihr Leben gleiten,
Da so leicht ihr Liedchen hüpft!
Ach, wie ist für mich den Zeiten
Gar ein ander Loos entschlüpft!

Mancher Sang ward mir gegeben,
Leben auch schon ziemlich lang;
Doch mein Sang ward nicht zum Leben,
Und mein Leben ist kein Sang!

Adolph Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Im dießjährigen Juliheft des Morgenblatts (177. 78) findet sich ein Artikel aus Petersburg, der die Leser des auch hier vielgelesenen Journals in nicht geringes Erstaunen versezt haben muß. Da Sie bereits in einer Note Ihre Leser darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser jenes Artikels keineswegs ins Schöne, gewiß auch nicht immer richtig gemalt habe, worin Ihnen hier Jedermann sicher beipflichtet, werden Sie gewiß auch bereit seyn, folgenden Zeilen, welche die in dem erwähnten Aufsatze enthaltenen Beobachtungen und Erfahrungen über das hiesige gesellschaftliche Leben in etwas berichtigen, ein Plätzchen in Ihrem Blatte zu gönnen.

Weit entfernt, dem Verfasser jenes Aufsatzes irgend eine besondere Absicht bei Mittheilung seiner hier im Laufe eines halben Jahrs gemachten Beobachtungen unterlegen zu wollen, wie etwa die, Moskaus Einwohner auf Kosten der hiesigen zu erheben, kann Referent, der, beiläufig gesagt, Petersburg seit fünfzehn Jahren kennt, versichern, daß er in dieser Reihe von Jahren so glücklich gewesen ist, ganz andere Erfahrungen zu machen, als jener unbekannte Verfasser, welcher, wie er selbst sagt, damals erst seit beinahe einem halben Jahre in der prächtigen Kaiserstadt sich befand, wohin er aus Moskau, wo er sich drei Jahre aufgehalten, gekommen ist. In dem erwähnten Aufsatze heißt es: „Der Ton in Petersburg ist weit ceremonieller, gezwungener und zurückhaltender, als in Moskau; es finden sich hier nur wenige Häuser, in welchen man sich nicht den Gebräuchen und der Etikette des Hofes zu nähern sucht. Die vielen fremden Gesandten theilen den gesellschaftlichen Cirkeln den Charakter diplomatischer Wichtigkeit und ein gewisses zurückhaltendes Wesen mit, welches dem Benehmen der Männer große Fesseln anlegt.“ Referent, der nie in Moskau war, enthält sich natürlich jeder Bemerkung, in wie weit der Anfang dieses Satzes richtig ist; was aber das Uebrige betrifft, so ist Alles falsch. Wie sich von selbst versteht, kann der Berichterstatter hiebei nur die Cirkel der Haute-Société meinen, und derjenige, welchen sein Rang und Stand berechtigen, an selbigen Theil zu nehmen — denn hier, so wie in der ganzen Welt, findet ein Unterschied der Stände statt, der aber wahrlich in Petersburg nicht so schroff und streng ist, als in manchen andern kleinen Orten — oder wer gar das Glück hat, dem Familienleben unsers Kaiserhauses näher zu stehen, wird den Verfasser eines Bessern belehren können. In die Salons unsers höchsten Adels, die jeden Abend geöffnet sind, kann bekanntlich ein Jeder, der Zutritt zu denselben hat, kommen, wann er will, bleiben, so lange er will, sprechen, so viel oder so wenig er will, auch mit wem er will, und dann wieder gehen, wann er will, ohne daß Jemand die geringste Notiz davon nimmt; denn der Herr des Hauses ist bei dergleichen täglichen Cirkeln sehr häufig gar nicht einmal gegenwärtig.

Ferner macht es der Verfasser den Petersburgern zum Vorwurf, daß sie nicht Schwätzer und Spaßmacher lieben, auch nicht solche Leute, welche durch ihre Talente in der Gesellschaft glänzen, da das doch lauter Leute sind, welche in Moskau Ehre und Beifall einerndten würden. Die armen Moskauer wären wahrlich recht sehr zu bedauern, wenn sie überlästige Schwätzer und platte Spaßmacher mit Ehre überschütteten, was hier freilich nicht geschieht, und auch, zur Ehre Moskaus wollen wir es hoffen, dort wohl nicht der Fall seyn dürfte. Darin hat der Verfasser nun freilich Recht; sehr Unrecht aber, wenn er sagt, daß man Leuten, die durch ihre Talente in der Gesellschaft glänzen, hier die wohlverdiente Anerkennung versage, so wie überhaupt in Allem, was nun folgt. Der Petersburger wirklich seltene Gastfreundschaft, ihr freundliches, herzliches Entgegenkommen gegen Fremde sind weltbekannt, und darüber ist nur Eine Stimme. Wie hat der Beobachter hier so unglückliche Erfahrungen machen können! Nichts ist leichter für einen gebildeten Fremden, als in Petersburg freien Zutritt in Häusern zu erlangen; man fragt durchaus nicht, was ist der Mann? kann mir seine Bekanntschaft Nutzen bringen? Nicht Geburt, Stand und Rang sind bei neuen Bekanntschaften ein Gegenstand der Berechnung, wie der Verfasser glauben machen will, wohl aber seine persönlichen Eigenschaften, seine Bildung und Talente. Und ist es denn dem Verfasser so ganz unbekannt, daß hier jedes Haus einen sogenannten Gesellschaftstag in der Woche hat, wo es jedem Bekannten und Freunde freisteht, auch ohne besondere Einladung zu Mittag zu kommen und den Abend zu bleiben, oder nicht? Fast scheint es so, wenn er sagt: „Hier (in Petersburg) soll Jeder planmäßig kommen und gehen, in jedem Hause nur zur bestimmten Stunde erscheinen; seine Freunde, Gönner- und Bekannte kann man nur an gewissen Tagen, zur bestimmten Stunde, ja wohl gar Minute sehen und sprechen.“ Da ist kein wahres Wort daran. Lächerlich ist es, wenn der Verfasser ferner sagt, daß man hier in Gesellschaften nur vom Wetter und von Spazierfahrten zu plaudern wisse; daß ein natürliches Betragen, Freimüthigkeit, Ungezwungenheit und Gastfreundschaft hier für ungeschliffenes Wesen und für Rohheit der alten Zeit gelten, und man von einer Person, die in dieser Art auftritt, sage, sie besitze keine Lebensart. Mit welcher Art von Leuten muß das Unglück den Verfasser zusammengebracht haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Februar 1833.

O säß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Dressel schlagen!
O spräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Uhland.

Lieder von Adolph Stöber.

Waldleben.

1. Liedereinzug.

Lustig fliegen wir feldein
In die blaue Ferne,
In ein warmes Herz hinein
Bauten wir uns gerne.

Aus der kühlen Waldesluft
Kommen wir geflogen,
Frischen, würzigen Tannenduft
Haben wir eingesogen.

Wo sich dumpf ein Herz verschließt,
Flüchten wir mit Schauer,
Wie der Vogel vorüberschießt
Am vergitterten Bauer.

Aber öffnet sich eine Brust
Frisch und himmelbläulich,
Da von Lieb' und Waldeslust
Singen wir getreulich,

Thun mit hellen Stimmen kund,
Was wir konnten erlauschen
In des Jägermägdleins Mund,
Oder im Waldesrauschen.

2. Waldabentheuer.

Vom schwülen Felde draußen
Sucht' ich beim Walde Rast,
Viel dämmergrüne Klausen
Erschloß er seinem Gast.

Die Brünnlein kamen gesprungen,
Des Hauses Kinder all',
Erzählten mit regen Zungen
Und grüßten mit hellem Schall.

Sie wußten viel zu plaudern
Von einer Jägerin
Und führten mich ohne Zaudern
Zur schlafenden Jungfrau hin.

Die Büsche mit grünen Fächern,
Die kühlten ihr die Luft,
Maiglöckchen aus blanken Bechern
Ergossen würzigen Duft.

Ich nahte schon — da rauschten
Die Wipfel fort und fort,
Und alle Bäume tauschten
Gleich das Verschwörungswort.

Das Mägdlein streifte die Locken
Vom Angesichte bang
Und flüchtete sich erschrocken
Den Waldespfad entlang.

Ich rief sie schnell zurücke
Mit einem süßen Gruß,
Da zerrte mit schlimmer Tücke
Ein Dornbusch mich am Fuß.

Der Hecken dichte Wildniß
Umstrickte mich ganz und gar,
Bis mir vom schönen Bildniß
Die Fährte verloren war.

Die Bäume klatschen inzwischen
Mit grünen Armen herab,
Ein schadenfrohes Zischen
Geht rauschend den Wald hinab.

Auch zwitschern aus den Hecken
Spottvögel um und um,
Und schwirren mit wildem Necken
Mir keck um's Haupt herum.

Und auch das Brünnlein kichert
Versteckt am Felsenhang:
Dieweil die Maid gesichert
In's Jägerhaus entsprang.

3. Das Jägerhaus.

Hab' mich endlich doch gewunden
Aus dem zähen Dorn heraus,
Hab' auf grünem Plan gefunden
Das umzäunte Jägerhaus.

Und mit Lachen drückt der Jäger
Mir die wundgerizte Hand,
Zeigt mir gleich die blanken Schläger,
Die da blitzen an der Wand.

Auch der Büchsen lichte Reihe
Muß ich loben ganz und gar,
Drüber streckt ein Hirschgeweihe
Seine braunen Ranken dar.

Aber schweigend am Kamine
Sizt des Jägers Töchterlein,
Guckt mich an mit schlimmer Miene,
Lächelt still in sich hinein.

Und in zwei nußbraunen Zöpfchen
Spielt ihr dichtgewundnes Haar
Um das morgenrothe Köpfchen,
Um den Nacken lilienklar.

Und ein Windspiel hüpfelt schmeichelnd,
Bis es ihr zu Füßen liegt,
Bis die Jägermaid es streichelnd
An die sanften Kniee schmiegt.

Doch sie schlägt die Augen wieder
Zu mir auf und kichert leis;
Meine Blicke senk' ich nieder,
Auf die Stirne tritt der Schweiß.

Und ich meine, zähe Hecken
Ritzen mich schon wiederum,
Bäume klatschen, Vögel necken,
Quellen kichern um und um.

4. Die Waldkapelle.

Die Maid ist heimlich fortgesprungen;
Ich spähte nach dem holden Bild
Und kam durch grüne Dämmerungen
Bald auf die Fährte meinem Wild.

In der verborgnen Waldkapelle,
Da kniet die Jungfrau ganz allein;
Ein Lämpchen flimmert sternenhelle
Durch die bemalten Fensterlein.

Sie neigt sich unter frommen Grüßen
Still vor die Mutter Gottes hin,
Und legt ihr demuthvoll zu Füßen
Ein frisches Kränzlein Rosmarin.

Holdselig Kind! hast unter Scherzen
Mir deinen frommen Ernst versteckt;
Du gleichst dem Wald: im tiefsten Herzen
Hält er sein Kirchlein grünverdeckt.

Buntlustige Gedanken springen
Dir stets im Köpfchen aus und ein;
Wie gern im frischen Laub sich schwingen
Schalkhafte, muntre Vögelein.

Doch in der Seele tiefstem Grunde
Brennt heimlich deiner Andacht Licht;
Wie tief aus dunkler Tannenrunde
Das Lämpchen der Kapelle bricht.

Laß in dein innig Herz mich dringen,
Sieh, meine Lieder will ich ganz
Um deine fromme Scheitel schlingen
Als einen wilden Rosenkranz.

5. Versöhnung.

Seit sie mich liebgewonnen,
Ist auch der Wald versöhnt,
Kein Strauch hat mich umsponnen,
Kein Vogel mich gehöhnt.

Und kommen wir gesprungen,
Ein inniglrohes Paar,
Da bringt in tausend Zungen
Der Wald uns Grüße dar.

Und alle Wipfel neigen
Sich rund zum Bogengang,
Und streuen aus den Zweigen
Uns Duft den Weg entlang.

Die Vögel schlüpfen munter
Aus dichtem Laub herfür,
Und singen frisch herunter
Brautlieder für und für.

(Der Beschluß folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Caroline und Karl sprachen wenig, theils um das schlafende Geburtstagskind nicht zu stören, theils weil die helle Mondnacht zum Schweigen einlud. Nicht lange vermochte Caroline die liebe Last zu tragen, daher schob sie die Schläferin bald auf die andere Seite und legte sie lächelnd an Karls Brust. Als bald darauf auch Caroline eingeschlafen war, ward ihm wunderbar zu Muthe unter der warmen Bürde. Der Kopf des lieblichen Mädchens lag in seinem Arm, so daß ihr frisches, blühendes Gesicht im vollen Licht des Mondes ihn anglänzte. Sein Herz fing stärker an zu schlagen und — mag's ihm verargen, wer will — er drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn und dann einen festen auf ihre Lippen. Das Mädchen erwachte nicht; Karl wollte sehen, wie tief sie wohl schlafe; er drückte sie immer inniger und heißer an sich; sie lächelte selig, doch nur im Schlafe — da seufzte Caroline leise. Er erschrack, sammelte sich aber schnell, lehnte Cäcilie in den Fond des Wagens zurück und suchte seine Gedanken von ihr abzuziehen. Als gleich darauf ein Stoß beide Schwestern weckte, that er, als entsteige auch er dem Reich des Traumes, und schalt auf den Weg. Im Stillen freute er sich über dessen lezte Wirkung, und mehr noch über die Nähe von Paris, die ihn aus einer gefährlicheren befreien sollte. Auch kam weder der Schlaf zurück, noch wollte sich ein Gespräch fortspinnen lassen, um die Zeit zu verkürzen. Endlich kamen sie vor dem Hause der Generalin an und trennten sich nach kurzem Abschied; aber in Kallendorf hatte sich eine Veränderung zugetragen, auf die er mit Schaam und Unruhe sah. Cäcilie war nicht mehr dieselbe, wie er bei seiner Rückkehr aus Wien vorahnend gesagt hatte; sie war herangewachsen und hatte ihn mit der gefährlichsten aller Waffen zu bekämpfen gewußt, mit einer unschuldigen, ja unbewußten, aber heißen Liebe. — Seit der Fahrt nach Fontainebleau war er befangener mit ihr, während Caroline wie eine Heilige vor ihm stand, der er sein sündiges Herz hätte öffnen mögen. Dennoch beharrte er bei dem Entschluß, ihr treu zu bleiben, wenn er auch sich selbst und Cäcilie opfern müsse; die Nähe ihrer reinen Seele, meinte er, werde ihn stärken, und Cäciliens Jugend werde ihr behülflich seyn, ihn zu vergessen. Auch begehrte diese nichts in der innersten Kammer ihres Herzens, als die Vereinigung des Geliebten mit der Schwester.

Am Jahrestage jener schönen Nacht, in welcher der Leztern Bund geschlossen ward, schien der Mond wie damals in die Gebüsche, sie alle in Silberpappeln verwandelnd. Der edle Duft der Orangen mischte sich mit dem der Levkoyen, und ein betäubender Reichthum von Weihrauch war über die Erde verbreitet; wie damals saß Karl neben Carolinen auf der Bank und badete ihre Hand mit Thränen, die — er wußte kaum, warum? — seinem Auge entflossen. Endlich sprach er gefaßt und ruhig: „Ein Jahr, Caroline, war der Termin, den Sie mir sezten; er ist abgelaufen; wollen Sie jezt mein seyn?“ Mit traurig-milden Blicken sah sie ihn lange an; endlich sagte sie: „Noch ein Jahr, Karl.“ Er vermochte nicht zu antworten; endlich wand er die Frage aus seiner Brust heraus: „Und wozu dieses grausame Zögern, das alle Kräfte in mir aufreibt?“ — „Sind wir nicht glücklich so?“ erwiderte sie. — „Bist Du glücklich?“ rief er in großen Bewegung; „ich bin es nicht. Du liebst mich nicht wie sonst; Cäcilie liebt mich mehr als Du.“ — Sie drückte, wie damals, beide Hände auf ihr Herz und weinte, aber nicht Thränen des Entzückens, sondern des Schmerzes. Endlich bat sie: „Quälen Sie mich nicht; mein Vorschlag, mein Entschluß ist gut; Sie werden ihn mir noch danken.“ Und mit diesen Worten stand sie langsam auf, ging der Glasthüre zu und die drei Stufen hinan.

Karl war in einem Wirrwarr von Gefühlen und Vermuthungen, wie noch nie. Ahnet sie etwas? dachte er, und zitterte, es zu denken, oder hat sich ihr kühles Herz noch mehr abgekühlt? denn recht lieben kann sie doch nicht. Dann redete er sich ein, daß sie ihn gewiß leicht vergessen würde, und dachte sich zum erstenmale die Möglichkeit, seiner Verpflichtung (denn als solche erschien ihm die einmal gegebene Erklärung) los zu werden. Aber Wochen vergingen, ohne daß er den Gedanken hätte zur Reife kommen lassen. Carolinens Tugend zog ihn auch mächtig genug an, um ihn vielleicht länger noch im Schwanken zu erhalten, als es sein Pflichtgefühl allein gethan hätte. Ueberdieß kam Cäciliens gereiftere Jungfräulichkeit ihm zu Hülfe; sie sprang ihm nicht mehr auf den Schooß und ließ sich den Kuß, den er ihr aus alter Gewohnheit täglich gab, nur leidend gefallen; sie versicherte ihn nicht mehr jeden Augenblick ihrer Liebe, sondern zeigte sie ihm nur in vielen unbewußten Zügen; sie las nur die Bücher, die er ihr empfahl, und am liebsten nach ihm, und fing an, die französische Tragödie zu hassen, weil er sie nicht liebte. Um diese Zeit nahm sie auch Unterricht im Singen; ihre schöne Stimme entwickelte sich mit reißender Schnelligkeit und war bald der kleinen, weichen der Schwester in demselben Maße überlegen, als die herrliche Gestalt der Herangewachsenen Carolinens un-

ansehnliche Figur überragte. Auch fehlte es nicht lange an Verehrern der kaum aufgeblühten Schönheit. Ein junger, hübscher Franzose von guter Familie und noch besserm Auskommen hatte sie nur einige Mal auf dem Spaziergange gesehen, als er gleich den Entschluß faßte, um sie zu werben. Caroline fühlte sich durch diesen Antrag in die peinlichste Verlegenheit versezt, Cäcilie in gar keine; denn sie dachte auch nicht einen Augenblick daran, den Freier zu erhören. Auf ihr Verlangen mußte die Schwester sogleich eine bestimmte Verneinung in ein höfliches Billet fassen, die Jugend des Mädchens vorschützend; aber schon am folgenden Tage kam ein Oheim des jungen Mannes und bat um eine Privataudienz bei der gnädigen Frau. Cäcilie ging in den Garten, wo die herbstlichen Blätter schon raschelten, und lehnte sich an das Geländer eines kleinen Wasserbeckens, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, und die Umgebungen stimmten sie weich und träumerisch. Inzwischen kam Karl um die gewohnte Stunde zu seinen Freundinnen und erhielt die Weisung, die gnädige Frau habe Geschäfte und das Fräulein sey im Garten. Schnell folgte er der Lezteren Spur und fand sie noch am Geländer, Blumen in das Wasser werfend. Er lehnte sich still neben sie und fragte nach dem Geschäfte, das ihre Schwester in Anspruch nehme. Sie gestand es ihm offen. „Cäcilie,“ rief er, „was werden Sie thun?“ — „Ihn nicht nehmen,“ antwortete sie entrüstet, „und Keinen, nie einen!“ Sie sagte dieß mit einem Tone, der ihn im Innersten aufregte. Er sah schweigend in das Wasser hinab, den schwimmenden Blumen nach; aber seine heiße Wange war der ihrigen nahe; er drückte sie an die glühende des Mädchens, und ihre Thränen fielen hinab in die klare Fluth. Seiner nicht länger mächtig, zog er sie an seine Brust und küßte sie feurig. Sie wand sich los: „Was ist das, Graf Karl?“ fragte sie mit hochklopfendem Busen, „was wollen Sie mit mir?“ — „Du mußt mein seyn!“ rief er. „Du bist mein,“ fuhr er fort, „Du allein bist meine Liebe!“ Und es bedurfte keiner Versicherung der Gegenliebe; hatte sich die seinige doch nur an dem Bewußtseyn der ihrigen entzündet. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Fortsezung.)

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Das vornehmste Vergnügen in Petersburg soll das Kartenspiel seyn. Das ist ganz richtig; nur fehlt dabei etwas: von wem ist hier wieder die Rede? Ist der Verfasser so unbekannt mit der Welt und sollte er nicht wissen, daß es in jeder großen Stadt eine Menge Personen gibt, von denen einige das Spiel als das bequemste Mittel, die Zeit zu tödten, andere als eine Art Erwerbsquelle betrachten? und deren gibt es hier allerdings sehr viele; aber in andern großen Städten sind deren nicht wenigere. Warum denn nun gerade über dem armen Petersburg so unbarmherzig den Stab brechen? Ja, es ist wahr, hier wird gespielt, in manchen Häusern viel und auch hoch, in andern wieder wenig und niedrig: aber es gibt eine große Anzahl Häuser, in denen man gar keine Karte findet. Das widerspricht nun freilich geradezu der obigen Behauptung des Verfassers, der daraus noch folgenden Schluß zieht: „Derjenige, welcher im Stande ist, hoch zu spielen, wird in die glänzendsten Gesellschaften gezogen, um hohen Personen die Parthie voll zu machen; wer nicht spielt, hat Langeweile und wird nicht leicht wieder eingeladen, da man andere Zeitvertreibe und Unterhaltungen, Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände und Werke der Kunst nicht liebt.“ Ist es möglich, daß Jemand, der auch erst sechs Monate in Petersburg gewesen und sich nun gedrungen fühlt, seine in Gesellschaften gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zu veröffentlichen, so etwas ganz im Allgemeinen aussprechen kann! Das kann doch wohl nur von gewissen Häusern gelten, in die der Zufall, oder vielleicht etwas Anderes jenen aufmerksamen Beobachter geführt hat, paßt aber keineswegs auf das Ganze. Aufrichtig muß ich bedauern, daß sechs Monate nicht hinreichend gewesen sind, ihn ein richtigeres und besseres Urtheil über die Petersburger im Allgemeinen fällen zu lassen.

Man höre weiter: „Petersburg gilt für eine Stadt, wo man die Musik leidenschaftlich liebt; in der That singt man hier viel und spielt eine Menge Instrumente; hieraus darf man aber nicht schließen, daß die Stadt eine große Anzahl wahrer Kenner und Dilettanten, Komponisten und Virtuosen in der Musik aufzuweisen habe.“ Das ist kurz und bündig; schade, daß es wieder nicht richtig ist. Ich lebte fünfzehn Jahre lang in dem Wahne, daß in Petersburg sehr viel Sinn für Musik sey. Selbst ein großer Freund und Liebhaber derselben, benuzte ich so viel als möglich jede sich hier so sehr häufig darbietende Gelegenheit, sowohl in öffentlichen Konzerten, als in Privatgesellschaften und musikalischen Cirkeln mir diesen hohen Genuß zu verschaffen. Wie kann es einem aufmerksamen Beobachter entgangen seyn, wenn er nur einen einzigen Winter hier gewesen ist, daß Petersburg wirklich eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Künstler, sowohl von Profession, als bloße Dilettanten, und eine Menge wahrer Musikkenner, nicht blos solcher besizt, die in jedes Konzert laufen, weil es nun eben Ton ist, sondern Leute, die sehr wohl wissen, das Gediegene, Aechte in der Kunst, den wahren Künstler vom Pfuscher zu unterscheiden. Das wissen auch auswärtige ausgezeichnete Künstler recht gut; wie würden sie sonst wohl fast sämmtlich hieher in den hohen Norden kommen, wenn sie nicht sicher wären, daselbst ein Publikum zu finden, welches im Stande ist, ihrem Talente gebührende Anerkennung und ihnen selbst bedeutende pecuniäre Vortheile zu gewähren. Ist es ferner der Beobachtung des Verfassers entgangen, daß im Winter, außer der großen Anzahl öffentlicher Konzerte, so sehr viele Privatvereine stattfinden, wo Freunde der Tonkunst zusammentreten und, unter der Leitung eines ausgezeichneten hiesigen Virtuosen, durch ihre Talente den Zuhörern höchst erfreuliche, schäzenswerthe musikalische Genüsse bereiten? Dergleichen musikalische Abendunterhaltungen finden dann nicht blos täglich, sondern mehrfach an einem und eben demselben Abend statt. Von solchen und ähnlichen Cirkeln, wo der Wirth es versteht, seine Gäste mit etwas Besserm, als bloßem Kartenspiel oder Unterhaltung über Regen und Sonnenschein zu regaliren, scheint der Verfasser nichts zu wissen. Will man sich übrigens davon überzeugen, daß Petersburg reich an wirklich vorzüglichen Talenten, namentlich auch unter den höchsten Ständen, ist, so gehe man nur in die Konzerte, die jährlich von mehrern unserer geschäzten Dilettanten zum Besten der Armen gegeben werden und sich noch jederzeit durch gelungene Leistungen sehr vortheilhaft auszeichneten. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Februar 1833.

— Der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum! Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!

Platen.

Die Ausrufer in Neapel.

In einer Stadt, wo alles nur Erdenkliche in den Straßen ausgerufen wird, nicht etwa blos von ambulanten Herumträgern, sondern auch von den stationären Verkäufern, Obsthändlern u. s. w., ja selbst Fleischern, und wo die Virtuosität des Schreiens wie sonst nirgends zu Hause ist, müssen natürlich die Ausrufer eine große Rolle spielen.

Keine kleine Zugabe zu dem vielfältigen Ungemach, dem der Fußgänger in den lebhaften Straßen ausgesezt ist, sind diese Stentorstimmen, die das Ohr gräßlich zerreißen. Dem Eingebornen macht dieser unbeschreibliche Lärm gewiß eben so viel Vergnügen, als er uns Fremden lästig fällt; denn man hat keinen Begriff von der leidenschaftlichen Liebe der Neapolitaner für alles, was recht lärmend und betäubend ist. Die Kanonenschläge bei den häufigen Kirchenfesten sind für sie wahre Syrenenmusik. Um diese einigermaßen im Kleinen nachzuahmen, machen die Gassenbuben Kugeln von Thon, die sie in der Mitte aushöhlen und so mit Gewalt an die Erde werfen, wo sie dann, wenn es glückt, einen Knall wie der eines Pistolenschusses hervorbringen. — Doch wieder zurück zu unsern Ausrufern. — In andern Städten ruft man fast ohne alle Ausnahme die zu verkaufenden Gegenstände bei ihrem Namen aus; hier geschieht dieß fast nie. Zuweilen ist es eine Metapher, z. B. Ah! che belli mustaccioli! (süße Pfefferkuchen) um Kastanien anzupreisen, weil beide dieselbe Farbe haben; oder: Ah! che Montagna di Somma! womit man Weintrauben empfiehlt. Die Kirschen werden zu Korallen, die Feigen sind Honig, das Brod Manna u. s. w. Oft beschränkt man sich auch auf eine allgemeine Empfehlung, z. B. A la compra a buon prezzo! (zum wohlfeilen Einkauf) was für jeden Artikel gelten könnte, hier aber nur Mützen bedeutet; oder come fina! come fina! (wie fein, wie fein!) worunter man wieder alles mögliche sich vorstellen kann, aber schwerlich auf Branntwein rathen würde, der allein dadurch bezeichnet wird. Hiebei muß ich im Vorbeigehen als auffallend bemerken, daß dieser häufige, schon vor Tagesanbruch beginnende Ruf beweist, wie viel mehr Branntwein hier getrunken wird, als sonst im Süden. Manchmal hört man auch wohl blos den Preis ausrufen; am häufigsten: una prubica, d. h. 1½ Gran, nämlich eine kleine Kupfermünze, auf deren einen Seite publica commoditas steht, welch ersteres Wort die Neapolitaner nach ihrer unlöblichen Weise in prubica oder auch prubca verdreht haben. Jedermann weiß dann schon, was und welches Maaß man für diese Münze ausbietet. Ein sehr gewöhnlicher Ruf ist auch: Ah! che belle cose! — ah! che bellezza! Dieser wird von den heterogensten und oft am wenigsten den Schönheitssinn ansprechenden Gegenständen gebraucht, so wie alles überhaupt bello oder bravo ist. Strümpfe sind bravo,

„brave calzelle,“ und die häßlichsten, freilich wohlschmeckenden Meerprodukte sind schön: „belle angine,“ (schöne Meerigel) u. s. w. Zuweilen ist der bildliche Ausdruck so gewagt, daß er etwas, von dem Gemeinten ganz Verschiedenes bezeichnet; wer dächte z. B. an Stockfisch, wenn man fette Hennen ausrufen hört: ah! che Galline! oder vollends an Nüsse bei Wachtelschenkeln: „Zampe di quaglia.“ Alles dieß wird mit so entsetzlicher Anstrengung geschrieen, daß man alle Augenblicke glaubt, dem Schreier müßten die Halsadern bersten. — „Alici, alici!“ (Sardellen) ist besonders ein fürchterlicher Ruf, um so beschwerlicher, als er zu jeder Stunde vom frühen Morgen bis spät in die Nacht gehört wird. Sieht man daher von weitem einen Lazzarone mit einem kleinen, horizontal getragenen Korbteller kommen, so gehe man ihm ja aus dem Wege, wenn man kein neapolitanisches Ohr hat.

Was ferner das hiesige Straßengeschrei von dem in andern großen Städten, wenigstens in den mir bekannten, Madrid, London und Paris, auszeichnet, ist, daß es hier beinahe die Uhren entbehrlich macht; denn man hört regelmäßig an demselben Ort denselben Ruf um dieselbe Stunde, jedoch verschieden in den verschiedenen Gegenden der Stadt, so daß man, wenn man ein anderes Stadtviertel bezieht, sich erst wieder in diese Art von Uhr einstudiren muß. Einige Beispiele hievon mögen genügen. — Wenn ich in in meiner im Viertel von Chiaja gelegenen Wohnung sehr frühe aufwache, wo vor Tagesanbruch noch Alles ganz still ist, so würde ich über die Stunde der Nacht in Ungewißheit seyn, wenn ich nicht den Ruf hörte: Come fina! come fina! und daher bestimmt schließen dürfte, daß es noch eine gute Stunde vor Sonnenaufgang ist. So frühe trinken die Neapolitaner ihr Schnäpschen. Die Ziegen mit ihren Glöckchen und die Kühe mit ihren gewaltigen Schellen kommen erst viel später, und zwar jene eine halbe Stunde vor den leztern. — Schlafe ich wieder ein und wache erst auf, wenn schon die Sonne das Zimmer hell erleuchtet und ich nun besorgen muß, es möchte schon sehr spät seyn, so höre ich zu meinem Trost „Foglie molle e petrosin“ rufen (weiche Blätter und Petersilie); denn nun weiß ich, daß es nicht über acht Uhr ist. Habe ich noch länger geschlafen, so schrecken mich um neun Uhr wieder andere bestimmte Rufe aus dem Bette, und ehe ich nach der Uhr gesehen, habe ich mir Vorwürfe über meinen langen Schlaf gemacht. — So weit die Morgenuhr. Weiter am Tage, um zwölf Uhr, wo ich gewöhnlich ausgehe, bin ich gewiß, die Stunde nicht zu versäumen, denn ich kann unmöglich die gellende Stimme des alten Weibes überhören, das Mineralwasser herumträgt und abwechselnd schreit: „Ah! che neve d'aqua, ah! che frescha!“ (Welches Eiswasser! wie frisch!), welcher Ruf regelmäßig gegen Mittag ertönt. — Ganz anders ist es wiederum Abends. Wenn ich ausgehe, was selten geschieht, so bin ich gern um neun Uhr wieder zu Hause. Da habe ich nun nicht nöthig, heimlich in Gesellschaft nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wenn es Zeit zum Aufbrechen ist, sondern ich warte ruhig ab, bis ich in tiefen, sonoren Baßtönen purpi cutti (polpi cotti, eine Art eßbarer Polypen) erschallen höre, und wenn ich jezt nach Hut und Stock greife, so bin ich sicher nicht lange nach neun Uhr zu Hause.

Dieses unablässige Schreien ist allenfalls in gehöriger Entfernung, im zweiten oder dritten Stock, bei verschlossenen Fenstern, noch auszuhalten; aber unten auf der Straße, in der Nähe bringt es oft zur Verzweiflung. Am schlimmsten kommt man im Toledo und in der Via di Chiaja weg, denn abgesehen davon, daß sich dort alle ambulanten Ausrufer zusammendrängen, haben die Kuchenbäcker der Lazzaroni daselbst an den Ecken ihre Leckerbissen feil, und dieß sind gerade die unbarmherzigsten Schreier, welche schlechte, in Oel gebackene Kuchen in Tönen ausrufen, die gewiß in der weiten Welt einzig sind: „un grano il quarto di pizza!“ (ein Viertel Torte um einen Gran.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Als Caroline, nach Beendigung ihrer Verhandlung mit dem Marquis, an den Teich kam, fand sie Karl in einer Verlegenheit, die er nicht zu bekämpfen vermochte, Cäcilie in einer sonderbaren Stimmung, mit schwärmerischen Augen, voll Zärtlichkeit gegen sie und doch stumm. Karl hatte ihr streng verboten, die Wahrheit zu gestehen, und nie war ihr etwas schwerer geworden, als diesem Verbote zu gehorchen. Caroline erzählte, halb lachend, halb ärgerlich, daß sie einen schweren Stand mit dem alten Marquis gehabt, der durchaus nicht von ihrer kleinen Cäcilie lassen wollen, und selbst beim Scheiden noch die Hoffnung geäußert habe, sie werde sich vielleicht noch besinnen; „und wer weiß, was geschieht?“ fügte sie scherzend hinzu. Ein Brand schoß in Cäciliens Antlitz, und unwillkührlich richtete sie den Blick auf Karl, der sich aber so weit gesammelt hatte, daß sein Gesicht nichts verrieth. Er empfahl sich jedoch diesen Abend früher als sonst und durchmaß sein Zimmer mit unruhigen Schritten. Die Wonne seines Herzens, denn die empfand er, war nicht ungestört, oft sogar übertäubt von einer innern Stimme. Vergebens sagte er sich, daß Caroline selbst, durch ihre Kälte, durch ihren Eigensinn ihn von sich entfernt, daß sie dagegen die junge, blühende Rose in gar zu vertraute Nähe mit ihm gebracht habe, und daß kein menschliches Herz dem Einfluß jener Fahrt von Fontainebleau widerstanden haben würde; eine andere Stimme zwang ihn, Carolinens Kälte zarte Scheu, ihren Eigensinn Charakterfestigkeit zu nennen, und in der Arg-

losigkeit, mit welcher sie seinen Umgang mit der Schwester betrachtet und geduldet habe, einen Sporn mehr für sich selbst zu erkennen, die reine Seele nicht zu hintergehen. Aber was konnten jezt diese Betrachtungen helfen, da er sein ungestümes Herz nicht mehr zu zügeln vermochte und bereits das Mädchen mit in den Strudel gezogen hatte? Endlich faßte er den Entschluß, Carolinen gelegentlich Alles zu entdecken, was ja doch spät oder früh geschehen mußte, bis dahin aber ihr Herz nicht durch langsame Qual zu kränken. Sobald er daher Cäcilie allein sah, schärfte er ihr die größte Vorsicht von Neuem ein, und in der That mußte er sich selbst wundern, wie sie, unter dem Mantel der Unbefangenheit, Alles zu entfernen wußte, was Verdacht erregen konnte. Aber er selbst vermochte am wenigsten die Lage lange zu ertragen.

Eines Sonntags Morgens, als Caroline eben aus der Kirche kam, folgte er ihr in ihr Zimmer. Freundlich, doch verwundert über den Ausdruck seiner Züge, sah sie ihn Anfangs an; als er sich aber sprachlos und seiner nicht mächtig vor ihr auf die Knie warf, fing sie so heftig an zu zittern, daß sie erblassend auf einen Stuhl zurücksank. Er verbarg sein Gesicht in ihren Schooß und weinte lange wie ein Kind. Endlich nahm sie sich zusammen und sprach: „Errathe ich Sie, Karl?“ — „Wenn Sie das Schlechteste von mir denken, ja!“ erwiderte er. „Sie lieben mich nicht mehr!“ fuhr sie bebend fort, „haben mich eigentlich nie geliebt, wie ich Ihnen früher schon sagte!“ — „Nein, nein!“ rief er, „ich habe Sie geliebt, liebe Sie noch, und bin dennoch zum Verräther an Ihnen geworden.“ — „Bester Karl!“ sagte sie sanft, „ich wollte, ich könnte Ihnen die Thränen, die ich jezt weine, verbergen, damit Sie ohne Gewissensbisse sich von einer Kette befreit sähen, die Sie drückt. Aber ich kann es nicht, ich kann nur betheuern: so gewiß ich weine, so gewiß ist kein Fünkchen Groll in meinem Herzen. Reisen Sie weg von hier — und seyn Sie glücklich.“ — „Ach!“ stammelte er halblaut, „ich bin noch nicht fertig mit meinem Bekenntnisse; ich hoffte, Sie haben den Rest errathen.“

Sie stand auf, ihre Wangen glühten, wie er sie noch nie gesehen hatte. „Sprechen Sie weiter!“ rief sie aus, und er sagte kaum hörbar: „Cäcilie.“ — „O, dann ist Alles gut!“ rief sie wie begeistert, und indem ihre Spannung sich in einer neuen Thränenfluth löste, fiel sie ihm um den Hals, drückte ihn lange und innig an sich und küßte ihn auf die Stirn. „Dann segne Sie Gott!“ sagte sie im Tone der innigsten Ergebung, „und auch ich werde noch recht glücklich werden. O, wie danke ich dem Himmel, daß er mir eingegeben hat, Sie nicht zu binden!“ — Er stand noch immer stumm und beschämt vor ihr; deßhalb fuhr sie nach kurzer Pause fort: „Seyn Sie ruhig und heiter. Sehen Sie, daß es so kam, das war für mich eine gerechte Strafe des Himmels, weil ich, wenn auch nur vorübergehend, daran denken konnte, Sie für mich zu behalten. Ich wußte es, daß ich nicht für Sie war; aber mein eigenes Herz und das Ihrige, das Sie betrog, hatten mich verführt. So ist es besser; im Gefühle des Glückes, das Ihnen und meiner Cäcilie winkt, werde ich ein recht seliges Leben führen. Ich hatte es Gott eben in der Kirche gelobt, wenn es seyn müßte, auch Sie hinzugeben; denn eine Veränderung hatte ich längst an Ihnen bemerkt. Jezt hat mir die Vorsehung das Opfer leicht gemacht, da es Sie und meine Cäcilie zugleich beglückt. Sind Sie einig mit ihr?“ — Karl nickte beschämt mit dem Kopfe; da ließ Caroline die Schwester rufen, und als diese zitternd und etwas Außerordentliches ahnend ins Zimmer trat, eilte sie ihr entgegen und nahm sie recht mütterlich an ihre Brust. Denn sie verstellte sich nicht, sie fühlte in Wahrheit ihr Herz erweitert und erhoben durch das Glück der geliebtesten Seelen. Dem ihrigen, in Bezug auf Karl, hatte sie nie getraut. In der natürlichen Exaltation edler Seelen fühlte sie sich emporgehoben über die Welt durch das Opfer, das sie bringen konnte, und sah die Schwester so freudig in des Geliebten Armen, wie eine selige Abgeschiedene ihre Erdenschätze in andern theuern Händen sehen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Adolph Stöber.

(Beschluß.)

6. Herbstfahrt auf dem Weiher.

Träumend bin ich ausgefahren
Auf den frostumhauchten Teich,
Kalte Flocken in den Haaren
Und die Wangen starr und bleich.

Aus den Lüften kreischen Reiher,
An den Stämmen hackt der Specht,
Und im dunkelgrünen Weiher
Nach dem Raube schießt der Hecht.

Bäume schlagen mit den Armen
Auf sich ein mit steter Hast,
Gleich als möchten sie erwarmen
Von dem Schauer, der sie faßt.

Doch vor all' den trüben Bildern
Weiß ich, daß ein Trost mir blieb:
Meine Trauer muß sich mildern,
Denk' ich an mein süßes Lieb.

Mitten aus verdorrten Ranken
Sproßt die Tanne maiengrün;
So durch meine Herbstgedanken
Dringt ihr Bild in stetem Blühn.

Gleit', o Fähre, still hinunter
Auf dem frostumhauchten Teich;
Auch im Leide bin ich munter,
Auch im Herbste frühlingsreich.

7. Waldsage.

Von einer Blume geht die Sage,
Die tief im Waldgesträuche sprießt;
Man hört geheime süße Klage,
Wann sie den jungen Kelch erschließt.

Und wer die Stimme hat vernommen,
Und wer die Blume hat erkannt,
Darf aus dem Walde nimmer kommen,
Ein Zauber hält ihn festgebannt.

Und wann zerfällt die Blumenkrone,
Klingt abermal der tiefe Laut,
Und sterben muß am süßen Tone,
Wer den geheimen Kelch erschaut.

Ich hab' die Blume jüngst gefunden,
Vernommen ihren ersten Gruß;
Ihr Zauber hält mich fest umwunden,
Daß ich im Walde bleiben muß.

So will ich stets die Blicke tauchen
In dich, mein Lieb, mein Blumenstern;
Und muß dein lezter Klang verhauchen,
So ruf' mich ab — ich folge gern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, December.

(Beschluß.)

Apologie der Petersburger Gesellschaft.

Doch nicht blos viel und gut gespielt, sondern auch viel und gut gesungen wird hier. Seit einer Reihe von Jahren besteht, außer verschiedenen kleinern Singvereinen, eine Singakademie unter Leitung unsers geschäzten Musikdirektors Behling. Ich würde dem Verfasser rathen, diesen oder ähnliche Vereine der Art zuweilen zu besuchen, unter andern die zweimal wöchentlich stattfindenden Singübungen der Hofsänger; vielleicht gelangt er dann doch zu der Ueberzeugung, daß es hier recht viele gute, ja herrliche, klangreiche Stimmen und geübte Sänger und Sängerinnen gibt. — Auch die liebenswürdigen Petersburgerinnen kommen in dem erwähnten Artikel schlecht weg. Sie sind höflich und kalt, gefallsüchtig, wie aller Orten, scheinen gutmüthig und mitleidig, sind es aber nicht, sprechen vortrefflich über Gefühl, Mitleid und Sittenlehre, und das ist Alles. — Wie es ferner den Petersburgern zum Vorwurf gemacht werden kann, daß sie gut und besser französisch sprechen, als die Bewohner Moskaus, ist schwer zu begreifen. Ganz wahr ist, daß es hier zum Bonton gehört, gut französisch zu sprechen, und das ist doch jedenfalls besser, als die seltsame, halb französische, halb russische Mundart, die sich in den Salons Moskaus gebildet haben soll. Wer eine Sprache, es sey, welche es wolle, spricht und sprechen will, der bemühe sich, sie in möglichster Vollkommenheit zu sprechen, und spricht der gebildete Petersburger so rein französisch, als der Pariser selbst, so ist das doch sicher kein Grund, ihn deßhalb zu tadeln. Ebenso sonderbar ist, was über einen Ball in Petersburg gesagt wird; es lautet folgendermaßen: „Ein Ball in Petersburg scheint von einem Comité geleitet zu werden, das aus einem französischen Balletmeister, einem chinesischen Ceremonienmeister, einem deutschen Ritter und einem italienischen Dekorateur zusammengesezt seyn muß. Alles ist an seinem bestimmten Orte, von Allem ist genug, von einer Sache sogar zu viel da, von der Langeweile. In Moskau tanzt man hingegen bisweilen gegen den Takt, manchmal sind die Instrumente verstimmt, manchmal Talglichter unter den Wachskerzen zu bemerken; die Dielen knarren unter den Füßen der Tänzer; nicht selten fließt bei einem reichen Souper der Champagner unnüzerweise in Strömen, und es ist zuweilen auf einem Balle mehr Lärm, als auf einem Dorfjahrmarkte; aber man vergnügt sich doch dabei, nicht aus Convenienz, sondern in Wahrheit." Um aus Vorstehendem einen ordentlichen Vers zu machen, müßte man freilich erst wissen, von welcher Art von Bällen in Petersburg und von welcher Art in Moskau eigentlich die Rede ist, da man in der Welt doch nur immer Dinge gleicher Art mit einander vergleichen kann. In Petersburg scheint der Verfasser von den großen, steifen Bällen der Haute-Société zu sprechen, die sich aller Orten gleichen, aber auch auf diese paßt solch grelles und höchst übertriebenes Gemälde keineswegs. Die Petersburger sind ein lustiges, munteres, vergnügungssüchtiges Völkchen; der Gebildete bleibt aber immer, auch bei der größten Lustigkeit und Fröhlichkeit, besonders in Gegenwart von Damen, in den Schranken des Anstandes, und ein Lärm und Scandal, wie er auf einem Dorfjahrmarkte wohl vorkommt, würde hier in guter Gesellschaft zu etwas Unerhörtem gehören. Ebenso wenig würde es sich ein hiesiger Ballgeber, versteht sich, in den höhern Ständen — denn nur von solchen spricht doch wohl der Verfasser — verzeihen können, wenn der Boden seines Tanzsaales unter den Füßen der Tänzer knarren und zittern und die Tanzenden in die geringste Gefahr bringen sollte. Sollte das wirklich so in Moskau seyn? Ja wohl, auf vielen Bällen gewiß, und dergleichen gibt es auch hier genug. In Petersburg wird sehr viel getanzt; ist im Winter eine Anzahl junger Leute beisammen, so ist der Ball auch gleich fertig; einer aus der Gesellschaft sezt sich ans Klavier und nun geht's munter fort, die halbe Nacht durch. Da es nun in Petersburg so viele Privatbälle und tanzende Thees gibt, so gibt es dagegen im Ganzen nur wenige öffentliche Bälle; jedoch fanden die seit einigen Jahren von Kaufleuten im Lokale des Kommerzklubbs arrangirten Subscriptionsbälle allgemeine Theilnahme; indeß suchte man vergebens dort die, nach dem erwähnten Artikel hier bei jedem Balle nothwendig erforderlichen Personen.

Doch nun genug, und vielleicht schon allzuviel davon. Mit dem Wunsche und in der Hoffnung, daß dem erwähnten Beobachter in dem bevorstehenden Winter mehr Gelegenheit geboten werde, die Petersburger von einer andern, bessern Seite kennen zu lernen, als in den ersten sechs Monaten seines hiesigen Aufenthalts, wollen wir ihn ungestört seinen fernern Beobachtungen überlassen, indem wir nochmals unser Bedauern zu erkennen geben, daß er bis jezt so unglücklich gewesen ist, nur in solche Cirkel zu kommen, wo er dergleichen traurige Erfahrungen gemacht hat, die ihn gegen die guten, gastfreundlichen, kunstliebenden und auf einer hohen Stufe der Bildung stehenden Bewohner der schönsten Stadt der Welt so eingenommen haben.

Auflösung der Geschlechts-Homonyme in Nr. 47:

Der Faust. Die Faust. Das Fäustchen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 18 u. Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. März 1833.

Zwiefach war deines Ruhmes Schein;
Kaum mochte wohl die Welt, dein Sklave,
Der Toga unterworfner seyn,
Als jüngst dem Purpur der Conclave.

Delavigne.

Römische Briefe.

Die Piazza del Popolo und das Forum romanum.

Wie kann man die beiden Orte zusammenstellen? Im ganzen Rom gibt es nicht zwei Punkte, die sich mehr entgegengesezt sind. Zum ersten stehen sie meilenweit aus einander, wie man aus der topographischen Karte sieht, und dann ist der Volksplatz eine glänzende Erscheinung der neuesten Zeit, während die Gründung des Forums sich in die älteste Römergeschichte verliert. Hier Trümmer über Trümmer, aus dem aufgebrochenen Boden hervortretend, dort das prächtige Pflaster, der weite, freie Raum, die heitern Bauten und Gärten. Dieser Kontrast ist eben der Grund, warum ich sie zusammenstelle; sie sind zwei Miniaturen des alten und des neuen Roms, enthalten die Grundlinien des großen Gemäldes dieser Doppelstadt. Auf dem Forum stehen die Alterthümer allein noch in bedeutungsvollem Zusammenhange, und der Volksplatz ist ein wahres Epitome der neuen Stadt. Der Reisende, der vom Norden über den Ponte molle (mulvius) herkömmt und gleich im ersten Momente seiner Ankunft diesen Platz betritt, wird von dessen großartiger Herrlichkeit so bezaubert, daß er nicht im Stande wäre, denselben in seine Bestandtheile zu zergliedern; hat man aber Rom schon gesehen und kommt man vom rauschenden Süden her, so hat der Zauber weniger Wirkung und die menschenleere Weite weckt das Nachdenken. Stände dieser Platz in Neapel, welch romantisches Schauspiel würde er gewähren, wie angenehm würden sich die vielen bunten Gruppen in diesem regelmäßigen goldenen Rahmen ausnehmen; um diesen starren, einsamen Obelisken wogte eine lärmende Menge, und von seinem Piedestal herunter narrte sie ein Charlatan; Wagen an Wagen drängte sich durch das Getümmel, den Pincio hinauf, hinab; hübsche Mädchen in zweideutiger Matronenbegleitung markteten an Buden und ließen Papierstreifchen auf den Boden fallen; auch hin und wieder Händel von der besten Sorte und Aerger und Gelächter der Vorübergehenden. Von alle dem ist hier nichts; drehst du dich aber links und rechts um, so schauen dich gleich drei alte, neu angestrichene Kirchen an und ein schönes Kloster. Drei Kirchen und ein Kloster auf einem Platze, am Ende der Stadt! wie viel werden wohl in der Mitte stecken? Ich habe über 130 gezählt, und zwar schöne, große, besuchte Kirchen — die Mutter Gottes bewohnt allein über 30 — dazu die doppelte Zahl von unbedeutenden Kapellen und geweihten Stellen. Dort steht das Hôtel des Iles britanniques; dabei denkt man gleich an Roms Industrie, die in nichts besteht als im Bewirthen der Fremden. In einer Statistik Roms las ich: „der Handel dieser Stadt besteht in Gegenständen der schönen Künste; (wer kauft sie, als die Reisenden?) man fabricirt auch Seidenstoffe, Tücher (ist

fast gar nicht wahr), Blumen und künstliche Perlen (sie haben ihre ächten Kleinodien schon lange für Brod ausgegeben), Kämme und Rosenkränze.“ Den britannischen Goldinseln gegenüber steht ein römisches Haus, so still und säuberlich wie nur ein römisches Haus seyn kann; kein Rauch aus dem Schornstein, kein Gesicht am Fenster, unter der Thüre ein magerer Cerberus, kurz ein recht römisches Haus. Die beiden Halbzirkel des Platzes sind mit Statuen geschmückt; die Bildsäule Roms zwischen dem Anio und der Tiber, gegenüber Neptun und die Tritonen von Ceccarini, die vier Jahreszeiten u. s. w. Ferner liegt auf dem Platze die große Kaserne der päbstlichen Hatschierer; die ist ganz recht gelegen, sie gibt uns einen Begriff von der kriegerischen Donquixotiade der jetzigen Regierung; in der Mitte des Platzes endlich steht der große Sonnenobelisk aus den Zeiten der Pharaonen, auf dem Sixtus V. sich verewigt hat durch eine Inschrift, das unvergängliche Zeichen thörichter Eitelkeit. Ich könnte dir noch mehrere solche Grundzüge auffinden, wenn diese nicht schon hinreichend wären, eine Mimik dieser Stadt anzudeuten, wie sie sich gegenwärtig darstellt.

Nun aber zum Gegenstücke, zum Forum romanum und seinen Umgebungen. Wir steigen über das Kapitol, das wir später berühren werden, und haben auf dessen südlichen Abhang den Trümmerhaufen des Campo vaccino vor Augen. Bevor wir aber in das eigentliche Viereck des Forums treten, betrachten wir zuvor die Mamertinischen Gefängnisse, südöstlich am Berg. Ich habe mir oft schon über unbedeutenden Sachen den Kopf zerbrochen, und auch jezt verwundere ich mich weniger über die raffinirte Grausamkeit, die diese Löcher so phalereisch-künstlerisch erbaute, als vielmehr darüber, daß dieser Schreckensort hier und nicht anderswo steht. Dort am Westende des Berges schaut nun gar noch der drohende Tarpejus auf das Forum hinab, das ist doch ungereimt! Wir verstecken, so gut wir können, unsere Kerker und Richtplätze, deren Anblick unserm verfeinerten Geschmack wehe thut, und wenn man weiß, was in alten Zeiten ein Forum und ein Kerker waren, so scheint einem eine solche Kameradschaft unbegreiflich. Wie konnten die Alten hier bei Tempeln, Triumphbogen, Versammlungshallen, Spaziergängen und Marktbuden diese ekelhafte Nähe ertragen, diese Jammermusik der Unglücklichen hören, wovon sogar die Gefängnißtreppe „Stiege des Wehklagens“ genannt wurde? Und doch hat die Oertlichkeit der antiken Gebäude so tiefe Bedeutung und ist gleichsam eine Hieroglyphe der Geschichte. Welche Verschiedenheit zwischen einst und jezt! Mein Freund Kriminalrichter, der den Staat für eine Zuchthausanstalt ansieht, findet zwar, gemäß seinen Heidelbergischen Heften, daß hiedurch die exemplarische Tendenz des alten Kriminalwesens beurkundet werde, und wird in Kurzem die große Dummheit begehen, darüber zu schreiben. Er ist leider zu sehr Jurist und zu wenig Mensch, und unter uns gesagt, die Gelehrten sind nicht im Stande, Gegenstände zu verdauen, die ihnen der schlichte Menschenverstand nicht vorgekaut hat; sie sind die Sauggefäße des gesellschaftlichen Organismus. Ich will dir nun aber meine Ansicht ganz einfach vortragen, damit du besser deren Blößen siehst. Man könnte sagen, im uralten kleinen Rom war wenig Raum und daher die Gebäude alle zusammengedrängt; aber zu Ciceros und Neros Zeiten noch spielten diese Mamertinischen Gefängnisse eine große Rolle, und das Forum stand daneben in seiner größten Pracht, und ganz in seiner Nähe der goldene Pallast der Imperatoren. Wenn du dich noch erinnerst, was ich dir von Pompeji aus über das Forum daselbst, in dessen Umfang ebenfalls das Stadtgefängniß gefunden wird, geschrieben habe, so habe ich weniger weit auszuholen. Das Gemeinwesen der Alten war auf dem Forum sinnlich repräsentirt; das römische Volk, das seine Seelenzustände in Stein meiselte, um sie zu begreifen, seinen Leidenschaften Tempel baute, um ihnen zu opfern und zu fröhnen, hatte, wie alle rohen Völker, einen mächtigen Selbsterhaltungsinstinkt, dem die Kerker und Richtplätze seiner Feinde recht wohl zusagten. Die Nähe und Oeffentlichkeit dieser Orte ist unästhetisch, sagt man. Wahrhaftig, es ist eben so unästhetisch, unglückliche Besiegte, wie Lastthiere, an Triumphkarren ziehen zu sehen, als das Schmerzensgeschrei unterjochter Feinde anzuhören. Sieh, hier ist die Appische Straße, daher zogen die siegreichen Feldherrn; bei den Mamertinischen Gefängnissen führte sie der Weg gerade vorbei; da wurden die Besiegten abgespannt und eingemauert, während die Triumphatoren ihren Zug noch einige Schritte weiter, den „heiligen Weg“ hinauf in den capitolinischen Jupiterstempel fortsezten, wo sie ihrem Ehrgeize opferten. Du siehst hieraus, daß diese Kerker genau mit den Triumphzügen in Berührung standen, und sie waren selbst ein Triumphbogen, der keinem andern auf dem Forum nachstand. Die höchsten Staatsgefangenen wurden hier abgeschlachtet. Jugurtha, Syphax &c. trauerten und starben hier, und Cicero weidete sich an dem Todesröcheln der Catilinenser, er, der gute Bürger. Eben so sah das sinnliche Volk den Tarpeischen Felsen wie seine Krone an und feierte in seinem Anblick seine stolze Sicherheit; es warf diejenigen auf das Forum herunter, die sich über dasselbe erhoben hatten, und hätte vielleicht ein Gerüst dazu aufgeschlagen, wenn der kluge Fels nicht da gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage noch ward die Verlobung erklärt, und zum ersten Male sah sich Karl vor der Welt im Besitze

einer Geliebten. Nicht ganz so langweilig und leer, wie mancher Brautstand, verfloß der ihrige. Sie beschlossen, woran beide, wie es zu gehen pflegt, bisher nur wenig gedacht hatten, alle Merkwürdigkeiten von Paris, die auch nach Abzug vieler eroberten und wieder eroberten Schätze noch sehenswerth genug waren, in Carolinens Begleitung in Augenschein zu nehmen. Die Antikengallerie, die sie früher schon besucht, hatte jedoch beträchtlich und wohl am meisten gelitten. Der Apoll von Belvedere, die Venus von Medicis waren in ihre Tempel zurück gewandert, und der Farnesische Herkules, der Torso, die Fechter, der reizende Faun, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, waren reklamirt worden. Die vollständige Versammlung der Götter war mithin nicht mehr auf dem Olymp zu finden; wie den Wiener Kongreß, so hatte Napoleon auch diese durch sein zweites Erscheinen auseinander gestäubt. Dennoch blieb noch viel Herrliches zurück, das Cäcilie entweder noch nie gesehen, oder doch früher nicht verstanden und nicht genossen hatte. Obgleich aus der Gemäldegallerie wohl noch mehr an die früheren Besitzer zurückgegeben war, hatte diese doch weniger gelitten, denn man hatte aus andern, der Regierung gehörigen Sammlungen die Lücken zu ergänzen gesucht, und auch jezt noch können sich wenige Gallerien mit der Pariser messen, wo man nicht nur sechzehn Raphaele von der größten Schönheit sieht, und unter diesen die bella giardiniera, den Erzengel Michael und den reizenden, kleinen St. Georg, sondern auch die aus dem Palais Luxembourg ins Museum gebrachten vierzig Gemälde von Rubens, welche das Leben der Maria von Medicis darstellen.

Als die Alliirten Paris erobert hatten, ging es ihnen fast wie jenem Soldaten, der den Kameraden zurief: „ich habe einen Gefangenen gemacht!“ als aber dagegen der Ruf: „bringe ihn her!“ erscholl, antworten mußte: „er läßt mich nicht los.“ Sie wurden unwillkührlich und fast unmerklich von Paris bezwungen, und wenn sie auch die Zeichen der Macht von den öffentlichen Monumenten hinwegräumten, der Herrschaft selbst konnten sie doch nichts anhaben. Auch Kallendorf empfand dieß und theilte die Bemerkung Carolinen mit; diese erwiderte: „Ich bin die Glücklichste; halb Deutsche, halb Französin, kann ich mich über die Triumphe beider Nationen freuen, da sie wieder in Frieden Hand in Hand gehen.“

Karl hatte gleich nach seiner Verlobung einen etwas verlegenen Brief an Oertzen geschrieben, worin er ihm den Wechsel in seinem Schicksale ankündigte und ihn dringend bat, zu seiner Hochzeit, die noch im Jahre 1816 stattfinden sollte, nach Paris zu kommen. Oertzen machte ihm die Sache leicht; er schrieb zurück: „Daß Du glücklich bist, ist im Grunde ja die Hauptsache; ich bin es mit Dir. Die kleinen Zwiste, die ich oft mit Deiner Braut hatte, bitte ich zu vergessen. Unter uns gesagt, ich freue mich eigentlich, daß Du eine Frau bekommst, die nicht allzusehr nach meinem Geschmack ist und desto mehr nach Deinem. Nur eines ärgert mich, daß ich nämlich vor einem Jahre nicht mein Bestes gethan habe, Dich bei Carolinen aus dem Sattel zu heben; am Ende wäre mir's vielleicht gelungen, und wir hätten nun Jeder sein Theil. Jezt habe ich zu dergleichen keine Zeit, denn ich habe eine Mission nach Brasilien angenommen. Zur Hochzeit komme ich; dann aber muß ich eilen und mich auf Jahre von Dir trennen. Du bist der Einzige, der mir den Abschied von Europa erschwert; die übrigen Menschen sind mir ziemlich gleichgültige Reisegefährten, aus denen ich auf der kurzen Ueberfahrt das Beste zu machen suche. Uebrigens wollte ich selbst, daß ich nach Außen etwas wärmer wäre, denn im Innern drängt und quält mich doch oft ein Gefühl, das keinen Gegenstand findet. Darum hasse ich Mondschein und Romane, weil sie mich weich stimmen und weil dabei wahrhaftig nichts herauskommt.“

Im Spätherbst, wenige Tage nach Oertzens Ankunft, ward die Hochzeit gefeiert. Als das junge Ehepaar am Morgen nach der Hochzeit ins Frühstückzimmer trat, empfing Caroline sie mit der Nachricht, daß Oertzen in der Nacht verschwunden sey. Er hatte ein Billet zurückgelassen, worin er zu den herzlichsten Glückwünschen die Bitte fügte, ihm zu verzeihen, daß er sie so plötzlich und ohne Abschied verlassen habe. — Die jungen Leute hatten schon vorher beschlossen, gleich nach der Hochzeit nach Wien zu reisen, wo Kallendorf seine schöne junge Frau vorstellen wollte. Beide hatten immer noch gehofft, daß Caroline ihren Bitten nachgeben und sie begleiten würde; aber sie sahen sich getäuscht und mußten allein die Reise antreten. Unterwegs vertraute Karl seiner Frau das frühere Verhältniß zwischen ihm und ihrer Schwester, dessen er bis dahin auf der leztern bestimmtes Verlangen gar nicht erwähnt hatte. Es machte einen tiefen, erschütternden Eindruck auf Cäcilie. Sie weinte viel und sagte wiederholt: „O Karl, Karl! wenn Du es nur nie bereuest, mich dem Engel vorgezogen zu haben.“ Sie erzählte ihm dann noch viele schöne Züge von der geliebten Schwester; aber Alles, was sie sagen mochte, warf in seinen Augen nur einen neuen Glanz auf die Erzählerin.

In Wien, wo das Fremde leicht mehr gilt, als das Einheimische (den Adel ausgenommen), machte die junge Gräfin Furore. Schon die Nachricht von der Verheirathung eines der wünschenswerthesten Epouseurs hatte keinen geringen Eindruck gemacht; aber gerade dieser Umstand bewirkte, daß die Beglückte mit unmäßigen Lobeserhebungen überschüttet wurde, nicht aus Falschheit, sondern aus Selbstachtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbitte.

War doch keine bei den Spielen
Ausgelaßner als wie Sie,
Gar nicht schien sie mir zu fühlen
Meines Blicks Melancholie.

Ach, in allen meinen Gliedern
Spürt' ich ja den Abschied schon,
Konnte keinen Scherz erwidern,
Und ihr Muthwill schien mir Hohn.

Länger trug ich nicht die Schmerzen,
Die Verzug nur schärfer schliff;
Sie war mitten noch im Scherzen,
Als ich rasch den Hut ergriff.

Wie verändern da sich ihre
Blicke schnell und wundersam,
Und Sie folgt mir vor die Thüre,
Wie dem Hirten folgt das Lamm.

Lang verzögert sie das Scheiden,
Duldend-fromm in Einem Blick
Gibt Sie mir mein eigen Leiden
Wie viel tiefer, ach! zurück.

Dieser Blick der Duldend-frommen —
Nein! er raubt mir gar die Ruh':
Lieb', ich will ja wiederkommen,
Scherze, Liebchen, immerzu!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeschichte.

Mit dem Abmarsche der hier für den griechischen Militärdienst geworbenen Truppen schließt sich ein Zeitraum, welcher im Hause Wittelsbach Epoche macht und in der Geschichte dieser Stadt eine Periode bildet, welche zu ihren bilderreichsten und belebtesten gezählt und als die sonderbarste darunter betrachtet werden kann. Die hiesigen Zeitungen haben das Meiste von dem berichtet, was darauf Bezug hat; allein die eine dieses, die andere jenes, die eine so, die andere anders, so daß man sie alle zusammen lange und mühsam durchblättern müßte, wollte man sich eine wahre und kurzweilige Geschichte davon herauslesen. Was auswärtige deutsche Zeitschriften darüber enthalten, ist eben so ungenügend, weil ihre sogenannten Korrespondenznachrichten aus München gewöhnlich nichts anders als ein simpler Auszug aus hiesigen Tageblättern sind. Dieß erwägend und in der Voraussetzung, daß man bei der Wortkargheit *) hinsichtlich des hiesigen Lebens und Webens nichts Besseres oder Vollständigeres nachliefern werde, versuche ich es nun, Ihnen besagte Periode, wenn auch nicht ausführlich, doch der Hauptsache nach zu beschreiben. Die Kunde, daß Hellas nun endlich einen König habe, dessen Krone nichts anders seyn werde, als die Krone, welche man der Befreiung eines so lange erst zerfleischten und dann zerrissenen Volkes aufsezte, erregte allgemein die lebhafteste Theilnahme, weil wir in einer Zeit leben, wo jede schöne Erscheinung ein Publikum findet, das mit Enthusiasmus Beifall klatscht und sein Evviva mit Furore ruft; in einer Zeit, die zwar Viele verpönen und als ein Ungeheuer darstellen, indem sie ihr Widerspruch, Verkehrtheit, Verzerrtheit ꝛc. als schmähliche Zeichen anhängen, die aber dessenungeachtet gerade ihren Gang geht, hoch den Kopf trägt und an der stolzen Stirne eine Gluth führt, die leuchtet wie ein gewaltiges Licht und glänzt wie ein schöner Stern am nächtlichen Himmel. Dieser Stern ist's, der die Abgründe und Klüfte, welche die Gespenster des Aberglaubens und der Vorurtheile, die Geister der Sekten und der Kasten in die menschliche Gesellschaft hineingaukeln, beleuchtet und vernichtet, welcher die Auswüchse der Barbarei vollends dorrend und abfallend macht, den Menschen dem Menschen näher führt, ihm die Brust höher und freier wölbt, so daß jede schöne Regung von Herzen zu Herzen fortzittern kann, daß jeder schöne Laut in mächtigem Echo forthallt von Brust zu Brust. Dieser Stern hatte eben herrlich zu glühen begonnen, als die Griechen aufstanden, und wohl ihnen! denn er führte ihre gänzliche Befreiung herbei. In jener Zeit aber, welche man die gute alte Zeit zu nennen pflegt, welcher nichts dergleichen an der Stirne glühte, in welcher Einzelne, Individuen an einander Interesse nahmen, aber die Völker sich wenig um einander bekümmerten, und dazu auch weder Herz, noch Stimme hatten, in jener guten alten Zeit würden sich die Griechen umsonst nach rettender Theilnahme umgeschaut haben. Damals bedauerte man nur, daß sie Christen waren, und gedachte ihrer etwa mit demselben Gefühl, mit dem man jezt an die Bosniaken denkt; ja man that gewöhnlich, als ob es gar keine Griechen mehr gebe, gleichsam, als hätten mit der Götterwelt auch sie untergehen müssen. Europas Nationen studirten die griechische Sprache, jede sprach sie auf eigene Weise aus und alle anders, als die Griechen selbst; man suchte emsig hervor, was an Griechenland erinnerte. Inschriften, Münzen, Säulen und Bilder, schmückte die Palläste und Häuser, Pläze und Gärten, Wege und Stege griechisch aus, rief sogar die Götter wieder ins Leben, um unsere irdischen Himmel auszuschmücken; aber die, welche diese Götter geschaffen hatten, die suchte man nicht wieder ins Leben zu rufen, denn man meinte, sie seyen alle ohne Nachkommen gestorben, oder sammt ihren Nachkommen umgebracht worden. Wenn somit die armen, verschollenen Griechen nicht den Glauben an sich selbst verloren, so verloren sie doch das Zutrauen auf sich selbst; sie getrauten sich nicht mehr sich Europäer zu nennen *), und träumten sie von schönern Tagen, so erzählten sie sich nicht vom Geiste ihres Volkes, der Jünglingen und Greisen im Trauergewande erscheine, aber mit stolzem Worte sie auffordernd zum höchsten der Werke, so erzählten sie sich von einem blonden, von einem fremden Volke, das einmal kommen werde, sie zu erlösen. Von Fremden erwarteten sie ihr Heil; sie waren tief gefallen, bei Gott!

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Ist es z. B. nicht befremdend, daß die, doch von so seltenen und jezt wohl nirgends anderswo zu findenden Kunstleistungen zeugende hiesige Kunstausstellung außer dem Wenigen, was Herr Lewald in seinem Oktoberfeste und meine Wenigkeit im Morgenblatte darüber sagten, fast mit keinem Worte besprochen wurde, während man die Berliner überall bekannt machte und dabei die halbe deutsche Lesewelt mit unerhörten Dingen amusirte.

*) Noch heutzutage sagen die Griechen, wenn sie unsere Länder besuchen wollen: „wir wollen nach Europa,“ und: „wir verlassen Europa, um nach Griechenland zurückzukehren,“ wenn sie heimfahren. Doch habe ich noch keinen gehört, der dann gesagt hätte: „ich kehre nach Asien zurück.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. März 1833.

In der Ehe macht einem oft, was man in ihr erlebt, nicht soviel zu schaffen, als was man vor ihr erlebt hat.

Frau v. Staël.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Von der Fürstin von Salvaggio erhielt Kallendorf bald nach seiner Ankunft in Wien folgendes Billet: „Lieber Graf, es haben Mißverständnisse zwischen uns bestanden, die ich innig bedaure; lassen Sie uns eine Jugendthorheit nicht auf reifere Jahre ausdehnen; nehmen Sie diejenige, die Ihnen dereinst werth war, als Freundin in ihr Haus und in ihr Herz auf“ u. s. w. Kallendorf antwortete: „Mein Glück ist noch zu neu, als daß ich es durch einen Schatten trüben möchte. Deßhalb, gnädigste Fürstin, kann ich nicht umhin, Sie, um meiner Ruhe und um meiner Frau Willen, zu bitten, den Umgang mit uns nicht zu suchen. Sie ist ein argloses Kind, das nicht gekränkt werden darf u. s. w.“

Fürstin Sophie beeilte sich, dieß Billet einigen Freunden zu zeigen, welche Abschriften davon nahmen, und in wenigen Tagen cursirte dasselbe in ganz Wien und gab Anlaß zu unzähligen Spöttereien über die neue Rolle des Tugendhelden, die Graf Kallendorf spielen wollte. Cäcilie ahnte von diesen Vorgängen, wie überhaupt von dem ganzen Verhältnisse nichts, und ihr Mann fand es auch nicht gerathen, sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Fürstin hingegen fühlte sich im höchsten Grade gekränkt; sie benahm sich kalt und stolz gegen die junge Gräfin und suchte dieselbe so viel wie möglich zu vermeiden. Dennoch entging es ihr nicht, daß sie einen vortheilhaften Eindruck auf Cäcilie gemacht habe und daß diese offenbar bemüht war, sie für sich zu gewinnen. Dieser Umstand führte sie bald auf die Vermuthung, daß der Gräfin von den frühern Verhältnissen ihres Mannes nichts bekannt sey. Sobald ihr dieß klar war, ließ sie alle Zurückhaltung fallen und ward herzlich und zutraulich gegen ihre glückliche Nachfolgerin. Diese war, mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit, von jezt an ganz begeistert für die Fürstin, und jedesmal, wenn sie mit ihr zusammengetroffen, mußte Graf Karl zu Hause aus dem Munde der Frau das ungemessenste Lob der frühern Geliebten vernehmen. Vergebens bemühte er sich, ihr durch Liebkosungen und Küsse den Mund zu schließen, einmal im Zuge, war sie so leicht nicht zurückzuhalten. Endlich drang sie darauf, der Fürstin einen Besuch zu machen, worauf Karl, nach langem Zögern, erwiderte: er könne das nicht gestatten, denn er müsse ihr nur gestehen, die Fürstin habe keinen guten Ruf. Cäcilie fragte betroffen, ob er Beweise habe, die ein so hartes Urtheil begründen könnten. „Nein,“ erwiderte Karl etwas gedehnt. „Nun, siehst Du!“ rief sie und fiel ihm fröhlich um den Hals, „so glaube ich auch nicht ein Wort davon. Soll ich anspannen lassen?“ Der verlegene Ehemann wußte wirklich nicht, was er antworten sollte. Nach dem Billet an die Fürstin, worin er das

Gegentheil so bestimmt ausgesprochen hatte, konnte er in der That den Wunsch Cäciliens nicht gewähren, und es blieb ihm nichts übrig, als sie zu bitten, seine abschlägige Antwort als eine Grille, an der er nun einmal leide, und diese Entbehrung eines angenehmen, geselligen Genusses als ein erstes Opfer anzusehen, welches sie der Laune des Ehemanns zu bringen habe. Hierauf schloß er sie zärtlich in seine Arme. Cäcilie sah ihn träumerisch an und schwieg von der Sache.

Um diese Zeit tauchte eine neue, ephemere Erscheinung in der Wiener Gesellschaft auf. Eine Dame, die gar zu gern eine Rolle gespielt hätte, dazu aber nicht Vermögen genug besaß, vertraute ihren Freundinnen, daß sich eine unglückliche Gabe in ihrer Seele entwickelt habe, vor welcher ihre Heiterkeit und ihre Ruhe nach und nach dahinschwänden; es sey dieß nichts weniger, als die seltene Gabe, in die Zukunft zu sehen, vermöge welcher sie zu gewissen Zeiten den Menschen, besonders den Frauen, ansehen könne, was ihnen bevorstehe. Die Freundinnen trugen das sonderbare Geheimniß weiter, und bald sah sich die Dame von den ersten Sternen der Mode schmeichelnd und selbst ehrfurchtsvoll umgeben. Das Ungefähr war ihr zu Hülfe gekommen. Eine junge Frau, deren noch geheim gehaltene Schwangerschaft ihr zufällig bekannt geworden war, drehte sich eines Abends in einer muntern Gesellschaft leichtfertig auf einem Fuße herum. Mit marktschreierischer Miene trat die Prophetin ihr näher und sprach: „Tanzen Sie nur, tanzen Sie nur! — Sie werden lange nicht tanzen!" An ihr süßes Geheimniß denkend, lächelte die junge, angehende Mutter und dachte: sie ist wirklich eine Wahrsagerin. Als sie aber die Gesellschaft verließ, glitt sie auf der Treppe aus, fiel hinunter und brach das Bein, was auf der Stelle eine zu frühe Entbindung und dann ein Krankenlager von einem ganzen Jahre zur Folge hatte. So war der Ruf der Prophetin begründet und ihr Zweck erreicht; sie that jezt fortwährend sehr geheimnißvoll und spielte ihre Rolle überhaupt mit vieler Pfiffigkeit. Eine Wahrsagerin von hohem Stande, die ihre Kunst ganz als Dilettantin trieb, das war nicht nur eine neue, sondern auch über die Maaßen interessante Erscheinung. — Einst hatten mehrere Frauen, und darunter auch die Fürstin Sophie und die Gräfin Cäcilie sich um sie versammelt und dringend um Beantwortung einiger Fragen gebeten. Sie war aber den Tag stumm und sagte endlich: „Heute nicht; Sonnabend, um sieben Uhr Abends werde ich Euch im Hause der Fürstin sagen, was ich weiß." Die leztere lud darauf alle Anwesenden ein, sich heimlich um diese Stunde bei ihr einzufinden. Cäcilie, welche diese Wendung vorhersah, hatte sich zurückgezogen, aber die Fürstin eilte ihr nach und sagte: „Liebe Gräfin, Sie müssen vor Allen versprechen, zu kommen; denn Niemandens Schicksal möchte ich lieber kennen, als das Ihrige." — „Ich kann nicht," erwiderte Cäcilie verlegen. — „Sind Sie engagirt?" — „Nein." — „Warum können Sie denn nicht?" — „Weil — ich nicht — aber ich kann nun einmal nicht." — „Ich weiß es," sagte Sophie schalkhaft; „Ihr Mann will es nicht haben, er ist ein Pedant, ein Tyrann!" — „Wie können Sie das sagen!" erwiderte die junge Gräfin eifrig. „Nun, wenn er das nicht ist, so kommen Sie," sagte die Fürstin, „und wenn er es ist, so kommen Sie auch, denn kein Mensch wird etwas von dieser Zusammenkunft bei mir erfahren; die Lanberg holt Sie ab, als ob sie ins Theater führe." Damit ging sie in den Salon zurück und ließ Cäcilie stehen.

In dieser kämpfte die kindische Neugier nach der Prophezeiung mit der Pflicht, ein Gebot zu erfüllen, das ihr allerdings recht eigensinnig erscheinen mußte. Als der Sonnabend kam, war sie völlig mit sich einig geworden, nicht zu gehen; sie schrieb daher der Gräfin Lanberg ein Zettelchen, worin sie ihr ankündigte, daß sie zu Hause bleiben wolle. Sie war eben fertig geworden und saß an ihres Mannes Seite, den Kopf an seine Brust gelehnt, auf dem Sopha, als die Thüre aufsprang und das junge Ehepaar von der lustigen Lanberg in dieser Attitude überrascht ward, die an sich schon gar zu sehr reizte, ein solches Schäferverhältniß in das gewöhnliche Geleis herabzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Das Gemeinwesen war bei den Alten wirklich eine Wahrheit. Ich gebe nichts darauf, daß, selbst unter den Kaisern noch, jedem Beschlusse die Volksbilligung angehängt war, weil ich wohl weiß, was man im Namen eines Volkes thun und lassen kann; aber du mußt dich ja nicht stoßen an Patriziern und Plebejern, Ciceronen und Gracchen, Herren und Sklaven; diese Ungleichheit, wodurch die Thierheit der Menschennatur beurkundet wird, hebt die Humanität, nicht aber das Gemeinwesen auf. Bei den ungebildetsten Völkern, bei den Thieren selber findest du den Gemeinverband inniger als bei den sogenannten civilisirten Nationen. Gemeinwesen und Staat ist nicht das Nämliche: je civilisirter der Staat, desto größer die Absonderung und Zersplitterung; jedes Dörfchen, jeder Mensch dreht sich da wieder um seine eigene mikrokosmische Axe; Talente brechen sich eigene Bahnen, die Industrie gibt tausend neue Mittel, das süße Gift des Luxus unterscheidet den Geschmack und — das Blut. Wo aber ein ganzes Volk auf der nämlichen Stufe der Unkultur steht und Alle sich gleich sind in Unwissenheit, da sind sie gefesselt an die gemeinsame Galeere roher Bedürfnisse und

Vorurtheile, vereinigt gegen die nämlichen Gefahren, für die nämlichen Genüsse; die massenhaften Ungleichheiten von Geld und Macht bringen nur massenhafte Unterscheidungen hervor; der Geldgeiz leidet Schiffbruch an dem Midaswunsch des Goldes, der Ehrgeiz übersättigt sich bis zum Ekel mit steinernen, unfruchtbaren Trophäen; Purpur und Palläste unterscheiden den Mächtigen allein von dem schlechtesten Kerl des Pöbelhaufens; aber die nämliche abergläubische Furcht jagt Alle in die Tempel, der nämliche Ungeschmack vereinigt sie in Amphitheatern, die nämliche Langeweile versammelt sie in Säulenhallen und Thermen; kurz, die nämliche Gemeinheit ist das eigentliche Forum eines ungebildeten Volkes, mag es nun aufgebaut werden in Stein, oder festgehalten werden in den Sitten. Ich habe nie etwas gelesen über die Mamertinischen Gefängnisse, und fand es daher für gut, dich etwas länger mit ihnen zu unterhalten. Daß sie jezt in eine Kapelle umgewandelt sind, weil die Heiligen Peter und Paul hier sollen eingekerkert gewesen seyn, was ich nicht glaube, ist ein neuer Beweis der päbstlichen Intoleranz und Vernachläßigung der Antiquitäten; sie haben dieselben, wo sie nur immer konnten, gleichsam wie Münzen umgeprägt.

Wir gehen jezt an einigen Tempelresten vorüber, wo seit Jahr und Tag einige hungrige Kerls herumschaufeln, oder auf ihren Schubkarren sitzend poetisch die Cigarrenstümpchen herunterbrennen, die der Reisende wegwirft. Beim Triumphbogen des Septimus Severus betreten wir das länglichte Viereck des Forum romanum. Die Fabel, daß Romulus und Tatius zum Zeichen der Versöhnung diese Stelle zum öffentlichen Ort und Marktplatz von Rom geweiht haben, hat einen tiefen Sinn und deutet den Begriff eines Forums an. So wie dieses Forum das älteste in Rom ist, so war es auch das herrlichste. Sein Schmuck fiel im fünften und sechsten Jahrhundert in die Hände der Barbaren; doch betrachtete man diesen Platz noch im siebenten Jahrhundert als den ersten Roms, was unter anderm die Säule beweist, die dem Phokas errichtet wurde; jezt liegt es da, ein ungeregelter, sich selbst begrabender Steinhaufen, und dient zum Viehmarkte. Der Gedanke an das Einst und Jezt, so abgenuzt er ist, beschleicht Einen dennoch jedesmal, wenn man diese Stelle betritt. Wer nicht träumen kann, der sieht wachend Nichts und geht gewiß gedankenlos hier vorüber, wie auf einer dürren Haide; es ist hier gar nichts zu beschreiben, als die Vergänglichkeit. Wenn du aber, dich deiner Einbildungskraft überlassend, das Viereck in einen Portikus einzufassen anfängst, in dessen Erdgeschoß die belebten Buden standen, dann südlich die Curia des Senates, den Volkspallast oder des Comitium, die Wohnung der fremden Gesandten oder Graecostasis, westlich Cäsars Tempel, östlich das Criminalgerichtshaus, nördlich das Finanzgebäude und die Xanthische Schule aufbaust und Palatinus und Capitolinus dir denkst, von oben hereinsehend mit ihren Tempeln und Burgen u. s. w., dann wird dir aus der fernen Geschichte ein Bliz über den andern hereinbrechen und die Pracht des alten Roms wie eine Donnerstimme nachhallen. Da stand, wie der Kern all dieser Herrlichkeiten, inmitten die Rednerbühne mit den Schiffsschnäbeln, umgeben von den Bildsäulen der Gesandten, die auf ihren Sendungen umgekommen waren; da erhoben sich rings die Monumente gefeierter Helden, die hohen Pfeiler, an denen die Siegesbeuten aufgehängt wurden, und ein altes Bettelweib kommt daher und stört deine magische Glückseligkeit, oder ein Meßglöcklein aus den vielen benachbarten Kirchen ruft dich in die arme Gegenwart zurück. Wie sie dastehen diese heiligen Zwerge, geschmacklos und unverständig aus den alten Trümmern zusammengesezt, wie Bettler in abgetragenem Purpur stolzirend! Ein Wagner rumpelt in der alten Curie und Viehställe traten auf die Stufen der Versammlungshallen. Ich gehe weiter nach Süden; Schritt für Schritt begegnen mir Trümmer und Zeichen ihrer Entweihung. Da gelange ich rechts an den Berg Palatinus, der fast in der Mitte der andern Stadthügel steht. Schon bei Betrachtung dieser Hügel schien mir Rom aus vorrömischen Menschenwohnungen hervorgegangen, und Rom wirklich, wie man sagt, nicht das Werk Eines Tages, Eines Planes, Eines Mannes gewesen zu seyn. Es scheint so ganz natürlich, daß sich auf diesen Hügeln herum schon früher einzelne Ortschaften befunden haben, die zu verschiedenen Zeiten durch Mauern an das Capitol, so wie später die halbe Welt, gekettet wurden. Ich kenne leider Wikos und Niebuhrs Ansichten und Kritiken der Livischen Vorzeit kaum halbwegs, aber schon durch die Darstellung von deren Fabelhaftigkeit haben sie der Geschichte selber mehr auf die Beine geholfen, als es je die Nachbeter der Klassiker zu begreifen im Stande sind. Unter Ancus Martius ward der Aventinus, der Cölius unter Tullus Hostilius zum Capitol geschlagen, das in der ältesten Zeit ganz für sich von einer eigenen Mauer umgeben war. Die Sage geht, daß auf dem Quirinalis die sabinische Stadt Curi, auf dem Palatinus die arkadische Stadt Pallantium gestanden habe; interessant ist auch, zu wissen, daß die beiden lezten Könige auf dem Esquilin gewohnt haben sollen. Der capitolinische Berg hieß früher „saturnischer“ und dann „tarpeischer.“ Ja die Idee, sich auf Berge zurückzuziehen und sich zu sichern, scheint selbst später wieder in dem römischen Volk erwacht zu seyn, als sich dieses der patrizischen Unterdrückung entzog und auf dem „heiligen Berg“ verschanzte; man kennt die That des Menenius Agrippa.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsetzung.)

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeschichte.

Unbeachtet und unbemitleidet schmachteten die Griechen lange in dieser Tiefe. Hie und da erklangen unter ihnen noch Gesänge, mit Tänzen *) begleitet, aber es waren Trauermelodien; zuweilen erstanden Helden unter ihnen, aber diese Helden lebten als Räuber und starben gewöhnlich den Tod des verworfenen Verbrechers; ihre schönsten Töchter wurden klägliche Opfer, ihre Güter beraubt; auf fast unzugänglichen Felsenspitzen hingen die Tempel, wo sie ungestraft die Hände ringen konnten nach Gotteshülfe, und ließ man ihnen einen Patriarchen, so war das ein Wunder, und gab es damals Greise in Griechenland, so ist das zum Erstaunen, und wurden die Griechen alle, mehr oder minder, kriechend, feil, gleißig, falsch und verschlagen, so war das ganz natürlich. Sie waren Sklaven eines eben so launigen, als gewaltigen Herrn, dessen Gewalt keine Schranken kennt und dessen Laune sich oft auf das Grausamste ausließ. Vor diesem krochen sie, um sich zu rühren, wurden feil, weil sie Sklaven waren, wurden falsch und verschlagen, weil — doch wer sieht nicht die Gründe ein, warum sie es werden mußten? Sie machten aus der Noth eine Tugend, und nur schlechte Eigenschaften konnten ihnen Zutritt bei ihrem Herrn verschaffen. Ihr Herr, der Großsultan, der Padischah, der Sohn einer Sklavin, herrscht über Räuberhorden, die wild auf fremdem Gute gelagert sind, und über ganze Völker von Sklaven, die einander hassen und anschwärzen. In dem Lager waltet als Gott ein finsteres, unvermeidliches Schicksal, wird ein Buch angebetet, welches die bildenden Künste verbietet, wird eine Sprache gesprochen, in welcher der Engel unsern ersten Eltern das Paradies versagte **), und wandeln Lehrer, die nur Sternbilder und Träume zu deuten wissen. An der dieses Lager beherrschenden Pforte krochen nun die Griechen, erschmeichelten sich die Gunst ihres Herrn und wußten sich ihm unentbehrlich zu machen. Anfangs durch Geist, Witz und Verstand, und dann auch durch Kenntnisse und Wissenschaften. Da lächelte den Unglücklichen ein besseres Schicksal. Die Griechen des Fanars erhielten Provinzen, denen der Inseln und der Küsten fiel Handel und Schifffahrt anheim, und überall wurden Schulen errichtet. Unter den erstern erschienen die Maurokordato und ähnliche Patrioten, von den andern wurden die materiellen und in den Schulen die geistigen Mittel errungen zu einem künftigen, aber noch nicht geahnten Aufstande. Nun fingen auch die Weisen im Volke an, die Sprache des Volkes zu reden, aber sie sprachen nur noch von Dingen einer andern und bessern Welt, oder sie erzählten Mährchen und Geschichtchen in Prosa und in Versen; nun wurden auch wieder die klassischen Werke der Vorfahren gelesen und erklärt, aber eher, um deren äußerliche Schönheiten zu bewundern, als mit der heiligen Absicht, ihren Geist auf Sitten und Charakter, auf bürgerliche und politische Prinzipien einwirken zu lassen. Nun verließen immer mehr junge Leute aus den Schulen vom Athosberge, von Smyrna, von Janina ihr Vaterland, um sich in Europa weiter auszubilden; aber wenn sie wieder heimkamen, brachten sie noch nichts anderes mit, als Hefte über Medizin und Chirurgie und etwa auch einige Uebersetzungen italienischer Poesien; die Begeisterung aber für das, was ihre Vorfahren gewesen, die kam erst später über sie, die lernten sie, könnte man fast sagen, von den Deutschen *). Nun sang Riga sein δευτε παιδες των ελληνων, und alle Hellenen lauschten bewegt, und es erschien den Greisen, den Jünglingen, ja den Weibern sogar jener Geist im Trauergewande, aber mit stolzer Rede, mit blitzenden Augen, und forderte sie auf zum höchsten der Werke. Um dieses auszuführen, traten die Fürsten des Fanars, so wie die Lezten im Volke, Primaten und Armatolen, die Herrn der Schiffe und die Handelsleute, die Prälaten und die Priester in einen heiligen Bund. Das Schicksal war ihnen günstig, und ihr gestrenger Herr, der blindlings an das Schicksal glaubt, ließ Alles sich fügen zu ihrem Besten; ja er gab ihnen sogar die Waffen selbst in die Hand **); ihre Geldmittel vermehrten sich durch den ausgebreitetsten Handel ins Unglaubliche, und Brandraketen schleuderte unter sie, wie aus fernem Alterthume, wie mitten aus der Versammlung der größten ihrer Ahnen, der greise, unermüdliche, von den heiligsten Gefühlen entbrannte Coraï ***). Da erscholl abermals das δευτε παιδες, in Masse erhoben sich die Söhne der Hellenen und wiederholten den Sang im fürchterlichen Chore, und des Gesanges Echo wurde vom Jubel, vom Bravoklatschen der Nationen bedeckt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Gesang bei den Griechen ist nie ein leerer Schall, ist immer begleitet, sey es vom Tanze, sey es von höchst lebendigen Bildern aus dem Leben oder aus der Geschichte; schlechte Lieder werden selten gesungen; die Poesien von Riga, die der Klesten, die von Christopulos und Salomos sind jezt fast die einzigen, welche im Munde des Volkes leben.

**) Nach einem morgenländischen Sprüchworte.

*) Welchen Einfluß Deutschland, vorzüglich von Wien aus, auf die Palingenesie Griechenlands ausgeübt, ist noch nicht genug gesagt worden.

**) Gegen Ali Pascha.

***) Coraï sammelte die griechischen Klassiker, versah sie mit seinen mit glühender Beredtsamkeit geschriebenen Prolegomenen und sandte sie so unter seine Landsleute.

Das kleinste Palindrom-Quadrat.

1	2
3	4

Auf 1. 2. warten oft mit Schmerzen
Zwei junge von zwei alten Herzen;
2. 1. steigt langsam da hinan,
Wo seinen Bauch es füllen kann.

Nie ruft 3. 1., wer neu gesehen,
Das was von 1. 3. der geschehen.
Wer 3. 4. was geschieht, schon sah,
Wie's kommt, er kommt Propheten nah.

4. 3. besiehlt oft umzukehren,
Es will dich etwan etwas lehren;
2. 4. sagst du wohl überrascht,
Hat dich das 4. 3. noch gehascht.

4. 2.! auf Weltverbildungsbrettern
Hörst du's oft rufen unter Wettern;
4. 2. 4. 2. schallt's oft hinein;
Hier komisch, dort wird's tragisch seyn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. März 1833.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Drei Gedichte,

aus dem Dänischen des H. C. Andersen.

Das Deutsche und das Dänische sind Zweige eines und desselben Baumes: wir aber sind mit der Literatur der uns fremden französischen Sprache vertrauter, und werden mit deren Erzeugnissen schneller und allgemeiner bekannt, als mit denen der uns verschwisterten Sprachen. Frankreichs Uebermiegenheit fesselt unsere Aufmerksamkeit, und von seiner Rednerbühne schallt das Wort leicht hin durch unsere Marken.

H. C. Andersen, ein junger dänischer Dichter, hat in seiner Heimath Anerkennung gefunden, und verdient, daß sein Name zu uns herüber schalle. Zwei Gedichtsammlungen von ihm liegen uns vor: Digte 1830 und Phantasier og Skizzer 1831. Mit Witz, Laune, Humor, volksthümlicher Naivetät begabt, hat er auch tiefere, Nachhall erweckende Töne in seiner Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen leichtbingeworfenen, treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich eigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist. Vielleicht ist, was von ihm übersezt werden konnte, oder übersezt worden ist, am wenigsten geeignet, ein Bild von ihm zu geben.

1.

Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, käm' er zur Ruh' und wär' es vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jezt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
Dazu bin ich auch kommandirt.

Da schaut er auf zum lezten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl;
Nun binden sie ihm die Augen zu — —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbei gefegt;
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

2.

Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Der ruht in der Wiege so sanft, so traut,
Ein Engel muß er ihr scheinen.

Sie küßt ihn und herzt ihn, sie hält sich kaum,
Vergessend der irdischen Schmerzen,
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum,
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indeß mit der Sippschaft sein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
Dein Engel, der wird ein Räuber sein,
Dein Engel — dient uns zur Speise!

3.

Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau:
Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenster prangt ein flimmernder Flor,
Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.

Märzveilchen, wie jener noch keine geseh'n!
Der Reif wird angehaucht zergeh'n.

Eisblumen fangen zu schmelzen an
Und — Gott sey gnädig dem jungen Mann!

Adelbert v. Chamisso.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

„Ich komme, Sie in's Theater abzuholen, liebe Gräfin," sagte die Lanberg, nachdem sie ein wenig gespöttelt hatte. „Ich mag nicht gehen," erwiderte Cäcilie verlegen, „ich bin nicht wohl." — „Wo fehlt Dir's denn, mein Kind?" sagte Graf Karl scherzend; „fängst Du auch schon an, nervös zu werden? Gehe Du nur mit, lieber Engel." — „Ach, sie wird gar nicht gefragt!" rief die Gräfin; „so junge Frauen dürfen noch gar keinen Willen haben." Dabei zog sie munter an der Klingel und sagte dem eintretenden Bedienten: „Der Gräfin Pelz und Hut!" Das Verlangte kam sogleich. Graf Karl packte seine Frau selbst sorgfältig ein und geleitete beide Damen an den Wagen. Die Lanberg rief: „Ins Burgtheater!" aber bei der ersten Straßenecke zog sie die Schnur und gab dem Kutscher andere Ordre. Cäcilie wußte nicht, wie ihr geschehen war, als sie sich plötzlich in der Fürstin Haus befand. Diese kam ihr freudig entgegen, mit den Worten: „Kleine Widerspenstige, Sie werden doch nicht Charakter haben wollen? Lassen Sie Ihren Mann allein philosophiren und halten Sie's mit uns Weibern."

Der Abend war übrigens ein recht gewöhnlicher, und es bedurfte des entschiedenen Willens der versammelten Damen, um außerordentliche Beziehungen in den Reden der vornehmen Wahrsagerin zu entdecken. Der Einen sagte sie: „Die Pique-Dame bringt Ihnen Unglück;" eine Prophezeiung, die manche Andere eben so gut hätte wagen können, wenn sie etwa wußte, daß der Liebhaber der Einen einer Andern den Hof zu machen begann. Eine Zweite ward mit den Worten abgefertigt: „hüten Sie sich vor dem 19ten April;" eine Warnung, wodurch die Prophetin noch drei Monate lang in Ansehen erhalten wurde, und wenn endlich am bestimmten Termin nichts vorfiel, so bewies dieß nur, daß die Gewarnte sich wohl gehütet habe; wenn aber auch nur das geringste Unglück an diesem Tage erfolgte — welch' ein Triumph! Zur Fürstin Sophie sagte sie: „Was Sie wünschen und bezwecken, wird nicht geschehen, denn wer die Weisheit einmal verlassen hat, der wird nie wieder ihr ächter Jünger." Für Cäcilie, als die Neueste und Unbefangenste, hatte sie ihren Hauptcoup aufgespart. Sie sah sie lange an und sprach dann mit düsterem Tone: „Nur der Wein, der die Linie passirt hat, kann Dich berauschen!" Darauf schwieg sie, um auf ihren Lorbeeren zu ruhen, und mochte sich denken: nun mache Dir daraus, was Du willst und kannst.

Cäcilien war eigentlich die ganze Sache entleidet; außerdem quälte sie ihr Gewissen, sie sehnte sich wieder nach Hause, und bat die Gräfin Lanberg um ihren Wagen. Da die Theaterstunde bereits verflossen war, wurden ihr auch keine weitern Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Sie fand ihren Mann lesend, versicherte, wirklich Kopfweh zu haben, und legte sich zu Bett, unzufrieden mit sich wie mit den andern. Während sie sich so schlaflos auf ihren Kissen hin- und herwälzte, tobte in Karls Herzen ein Sturm, den er nur mit der größten Anstrengung verbergen konnte. Kaum war nämlich seine Frau mit der Lanberg weggefahren, als ein Freund kam und auch ihn aufforderte, ins Theater zu gehen. Nicht das Auftreten eines neuen Schauspielers bewog ihn, den Vorschlag anzunehmen, denn er liebte das Theater nicht, sondern nur der Spaß, den er sich von der Ueberraschung seiner Frau versprach. Wir aber wissen, daß er sie vergebens in allen Logen suchen mußte. Mißmuthig ging er daher nach Hause, indessen an einer Erklärung ihrerseits nicht zweifelnd. Als sie aber stillschweigend zu Bette ging, da erwachten alle bösen Geister des Argwohns und des Verdrusses in seiner Brust. Er entschloß sich jedoch, ruhig abzuwarten, ob sie ihm das sonderbare Ereigniß nicht unaufgefordert erklären werde; allein sie schwieg, und dieses Schweigen ward der Anlaß zu einer immer tiefer wurzelnden Verstimmung in seiner Seele. Wie Manches hatte er selbst erlebt, wie Manches von Andern erfahren, was nur allzu bestimmt für die Unzuverläßigkeit der Weiber zeugte! Alles dieß trat jetzt lebendiger als je vor sein Auge, besonders die Würde der Fürstin Sophie, die Engelsunschuld der schönen Ellen im Fasanenhäuschen; dann die Leichtigkeit, mit welcher Cäcilie, selbst vor der Schwester,

ihr Verhältniß zu ihm verborgen hatte, so daß diese ohne Ahnung desselben geblieben war, und nun das Geheimniß des Theaterabends! Mit Ungeduld sah er dem Frühjahr entgegen, weil er hoffte, daß auf dem Lande die Mißtöne in seinem Innern sich wieder auflösen würden. Cäcilie hatte indessen ihren Fehltritt, dem wahrlich nichts Arges zum Grunde lag, wieder vergessen und genoß mit ungetrübter Freude der Lustbarkeiten, zu welchen die Vermählung der Erzherzogin mit dem Infanten Don Pedro Anlaß gaben. Auf einem Balle beim außerordentlichen Botschafter von Portugal erschien, vom ganzen Hofe umgeben, die erlauchte Braut, eine kleine Gestalt mit unregelmäßigen Gesichtszügen und blonden Haaren. Das Porträt des Bräutigams, tellergroß durch die ungeheuren Diamanten der Einfassung, verdeckte zu viel von der wunderschönen Brust, die, nebst den vollkommensten Armen und Händen, die man sehen kann, ihre einzige Schönheit ausmachte und ein weibliches Fideicommis des Hauses Oesterreich zu seyn scheint. Heiter und wohlwollend sah sie in die Gesellschaft, die sie bald verlassen sollte, und mit Muth schien sie an die bevorstehende weite Reise zu denken. Die Töchter des Kaiserhauses waren damals alle herangewachsen; die zweite, mit dem Prinzen Leopold von Sicilien verlobt, war eine hübsche, jungfräuliche Gestalt; aber die Zierde des Hofes war die sehr schöne und noch lieblichere Erzherzogin Henriette, Gemahlin des Erzherzogs Karl. Wie eine Blume wiegte sich ihr frisches, rundes Köpfchen auf der hohen, schlanken Gestalt, und ihre Augen blickten in der Lichter Glanz und in die Gesellschaft wie zwei Thautropfen in der Morgensonne, und leider sollten sie, gleich diesen, den Morgen nicht überleben. Sie sowohl, wie die Braut des Tages und noch eine andere jüngere Tochter des Kaisers, und außer diesen noch so manches junge Leben, das damals zur höchsten Zierde der Gesellschaft gehörte, hat ein allzufrüher Tod bereits hinweggerafft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Beschluß.)

Es ist keineswegs lächerlich, solche Hügelstädtchen anzunehmen, wenn man noch im heutigen Italien so häufig auf bürgerliche, nicht ritterliche Ortschaften stößt, die auf die paar Schuhe Boden einer kahlen Bergspitze aufgepfropft sind. Das Faktum, das Livius erzählt, daß Publikola in den ersten Zeiten der Republik sein Haus auf dem Palatinus aufführen wollte, davon aber durch das Murren des Volkes abgehalten wurde, möchte mich auf den Gedanken bringen, daß früher eine Art von Feudalritterschaft da herum gewohnt habe; denn ich für meinen Theil bin überzeugt, daß alle Staaten, die alten, wie die neuen, aus solchen ursprünglichen einzelnen Elementen zusammengesezt worden sind; gewiß murrte das Volk nicht blos der Wohnung wegen, die da oben keineswegs gefährlich werden konnte, ohne die Attribute früherer Zwingherrschaft. — Der Hügel war und blieb immer bewohnt; in spätern Zeiten standen auf ihm die Häuser der Gracchen, des Catulus, Flaccus, Crassus, Hortensius, Cicero, Clodius, Catilina, Octavius, und noch später bedeckte der Kaiserpallast den ganzen Berg. Ein Kaiser überbot im Bauen den andern: Caligula wollte sogar den Palatinus mit dem Capitol durch eine Brücke verbinden; Nero baute sich eine Stadt zu seiner Wohnung vom Palatinus zum Esquilinus, und nannte das „wie ein Mensch wohnen.“ Er verschlang den halben Staatsreichthum und kam doch nie auf die Idee: l'état c'est moi! Vespasian und Titus beschränkten ihre Häuser wieder und bauten aus den übrigen Theilen der Neronischen Pallaststadt andere Werke auf, als: das Coliseum, die Thermen u. s. w. Der Kaiserpallast litt später durch Genserich und Totila; jezt sieht man blos noch seine Unterlagen, die aus grünen Eichen, Lorbeern und Cypressen hervorsehen und den vernachlässigten farnesischen Gärten jenen pittoresken Anblick gewähren, der den Reisenden für getäuschte Hoffnungen tröstet. Die literarische Gesellschaft Arcadia hielt früher ihre Versammlungen in diesen Gebüschen; sie ist seitber sehr unarkadisch geworden.

Ich wende mich nun links zurück, zum Schlußsteine der heutigen Wanderung, zum Coliseum. Der zauberische Einfluß eines erhabenen Gegenstandes hindert uns sehr an dessen Würdigung; wir sollten uns immer, wie Ulysses, an den Mastbaum des Verstandes anbinden können, um von den Syrenen der Einbildungskraft nicht mit fortgerissen zu werden; aber was kann ein Deutscher dafür, wenn er warm wird! Ich hatte die Amphitheater von Arles und Capua gesehen, und dennoch ergriff mich hier wieder jenes demüthigende Erstaunen, das von unserer Schwäche zeugt, jenes verzweifelte Zittern der Nerven, das wir Begeisterung nennen. Im Abendsonnenglanze leuchteten die röthlichen Mauern, in den gewaltigen Arkaden rauschte die Windsorgel und über den stolzen Zinnen flatterten, geisterähnlich, schwarze Vögel. Ich trat hinein in den Tempel der Geschichte, recht ängstlich fromm; ich hätte mich über meine Knabenhaftigkeit auslachen mögen. Da erblickte ich im Mittelpunkt der Arena ein Bildniß, vor dem das vorübergehende Gesindel die lumpigen Mützen schwenkte, und herum in der elliptischen Rundung standen vierzehn Altäre, der Kreuzweg des Messias. Ein Jesuitenmönch führte geistlich gekleidete Buben von Altar zu Altar, und an jedem beteten sie ein Ave Maria. Da verging mir die schülerhafte Schüchternheit und der Geist des Heidenthums kam über

mich, in weißer oder schwarzer Gestalt, ich weiß es nicht mehr. Ich hielt eine pathetische Rede, die im „Diario di Roma" nicht aufgenommen wurde, und kam mir endlich vor wie Camillus, welcher der verrathenen Schuljugend Weidenruthen für ihren Schurken von Magister in die Hände gab. Plötzlich aber bemerkte ich, daß das christliche Mäntelchen, aus dem die heidnischen Gliedmaßen, wie Cuviers großes Urskelett aus Kinderwindeln, heraustraten, eher eine Fastnachtssatire auf sich selber, als eine Verkleinerung des Erhabenen sey. Das Erhabene hat sein bleibendes Gepräge und lächelt über diese kleinlichen Insulten, wie der Mond über den bellenden Hund. Ein Bild der Zeit, die sich ruhig über die Verhaue und Barrikaden der Menschenohnmacht fortbewegt, steht diese Trümmer da; Barbaren aller Art haben Jahrhunderte lang an ihr herumgewüthet, und doch steht sie. Die Thierhetzen und Ritterfehden gingen an ihr vorüber, die größten Palläste Roms erbauten sich aus ihren Eingeweiden, und doch steht sie, und stehen wird sie noch, wenn lange schon auch die Monumente unsrer Zeit mit ihren Vorurtheilen zu ihren Füßen modern werden, als treues Handbuch der Geschichte jener Menschen, die hier gelebt und sich groß gedünkt haben, jener Menschen, die da immer aus den Handlinien des Alterthums sich den alchimistischen Stein der Weisen prophezeiten, aber nie und nimmermehr die große Wahrheit ihres eigenen Nichts erkannten, jener Menschen, die wir bemitleiden, weil wir ihnen so ähnlich sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Rückblick auf Griechenlands Befreiungsgeschichte.

Wohl den Griechen, daß unsere Zeit den Kopf hoch trägt und an der Stirne jene Gluth, daß die Völker ein Herz hatten und eine Stimme, daß sie laut rufen durften: wir sind der Griechen Schuldner und wir wollen unsere Schuld abtragen! daß sie es mit unbeschreiblichem Enthusiasmus rufen durften, daß selbst die Engherzigen mit einzustimmen für gut fanden, und daß somit, troz dem politischen Interesse, die Schlacht von Navarino geschlagen werden mußte. Da waren die Griechen frei, und sie werden es bleiben, dafür haften die Großmächte und ihre gegenseitige Eifersucht. Griechenland erschien nun wieder in Europa wie aus dem Auswurfe, unter dem Schutte eines Vulkans hervorgegangen, gebrandmarkt, entstellt, besudelt, dagegen aber auch in Manchem, in Vielem sogar schön erhalten, wie unter leichter Asche Jahrhunderte lang vor den immer mehr ins Monotone und Prosaische stoßenden Anfällen des Modewitzes geschüzt, gewissermaßen ein Pompeji im Großen, und wer freut sich da nicht an den Bildern, die so lebendig in die bewundertste und wundervollste der Zeiten versezen? In ihren Sitten und Gebräuchen und selbst in ihrem Charakter lassen uns die Griechen noch so Manches Hellenische sehen, was sich in unserer Gesellschaft schwerlich erhalten haben würde; ihr Land ist noch immer dieselbe schöne, von so himmlischer Luft umflossene, von so herrlichen Meeren bespülte, mit so wundersamen Bergen, so reichen Hügeln, trefflichen Häfen und Rheden ausgestattete Hellas, und jezt um so fruchtbarer, je länger das Land brach gelegen, um so hoffnungsvoller, je weiter die Welt um sie wird und schon geworden ist, je ausgebreiteter ihre Verbindungen werden können, zu welchen die Lage des Landes unumgänglich führt; ihre Sprache, in Vielem zwar verkrüppelt und erstarrt und durch Barbarismen und fremdartige Wendungen verdorben, ist noch immer voll Wohlklang und noch immer berechtigt, wie keine andere, nach dem schönsten Modelle, nach der Sprache der Veredler des Menschengeschlechtes sich zu bilden und ihm nahe zu kommen, und durch diese ihre so nahe Verwandtschaft liegt es ihr gleichsam ob, nur das auszusprechen, was den Menschen veredelt. Ihre Religion und ihre Priester endlich haben gewaltig zu ihrer Befreiung beigetragen, und werden daher auch die Freiheit immer als ein Gut betrachten, nach welchem sie sich lange gesehnt, werden also, wollen sie konsequent seyn, in Allem mitwirken, was die Glückseligkeit des Volkes befördert und befestigt. Griechenland wurde frei, und wo unlängst nur Wüste war, sollte nun heiteres Leben emporblühen, umrieselt von unzählbar sich erschließenden Quellen des Wohlstandes, und die Griechen sollten beweisen, daß sie werth sind des hohen, durch Jahrhunderte lange Erniedrigung nicht zu theuer erkauften Glückes, nun endlich einmal als Eine Nation dazustehen. Leider entsprachen sie keineswegs den Erwartungen. Es schien im Gegentheil, als sey ihre Freiheitsliebe nichts anders gewesen als Herrschsucht, ihre Vaterlandsliebe nichts als Egoismus. Die noch während ihrer Sklaverei begründeten Partheiungen traten um so bestimmter hervor, je freier der Spielraum war, in dem sie sich bewegen konnten, um so verderblicher, je größere Nahrung sie durch Haß, Mißtrauen, Eigennuz und ausländische Ränke erhielten; die verschiedenartigsten Elemente wogten unbändig, in wilden Strömen, die Nation spaltend, und ihr Gebrause erquickte nur irgend eine glückliche Soldatenbank, welche, wie immer bei ähnlichen Fällen, gewiß auch dießmal schon im Hintergrunde auf Raub lauerte. Eine Vereinigung der einflußreichsten Männer der Nation über die Interessen derselben wurde unmöglich, und fast natürlich wurde daher die Einmischung der Großmächte in die theuersten Angelegenheiten eines Volkes, das ihnen verbunden, aber nicht verpflichtet war, und ganz natürlich mußten die Mächte auf den Gedanken verfallen, daß der kräftigste Damm gegen die Verwüstungen des Egoismus und der Leidenschaft ein König sey. Aus Auftrag der griechischen Nation wurde ihr also ein König gewählt. Die Wahl fiel auf Leopold von Sachsen-Coburg. Leopold aber, aus räthselhaften Beweggründen, schlug den rührendsten Thron der Welt aus, und Capodistrias erhielt dadurch eine längere Frist, das Volk auf das Königthum vorzubereiten. Capodistrias aber wurde getödtet. Die Anarchie, die dieser gebändigt hatte, nur um sie besser zu nähren, brach von Neuem los, und schien vorher die Ernennung eines Königs erwünscht, so schien sie jezt nothwendig. Die Großmächte, aus Auftrag der griechischen Nation, gingen abermals damit um, und endlich erscholl die Kunde, daß Prinz Otto von Baiern König von Griechenland seyn werde, und diese Kunde, so sehr auch der Enthusiasmus der Nationen in der neuesten Zeit verkümmert und abgemartert worden ist, erregte, wie schon gesagt, die lebhafteste Theilnahme. Ich schließe für heute; ein andermal mehr über diesen, das hiesige Leben genau berührenden Gegenstand.

L.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. März 1833.

Mir ist, als tönten ländliche Schalmei'n:
Das ist das Haus, das die beglückte Schwelle,
Die sich zuerst des Sängers durfte freu'n.
Du sahst die ersten Spiele deines Knaben,
Du sollst des Alternden Gebeine haben.

Bauernfeld.

Das Shakespeares-Fest, gefeiert zu Stratford am 6ten September 1769.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

In einem Alter, wo Ehrgeiz gewöhnlich die mächtigste Leidenschaft des Mannes ist, ward Shakespeare schon gleichgültig gegen den allgemeinen Beifall seiner Nation. Er hatte immer die ruhigen Freuden der Natur und eines stillen Biederlebens geliebt, und sehnte sich jezt mehr als jemals nach ihnen. Plötzlich verschwand er aus London und kehrte zurück nach Stratford, seiner Vaterstadt, wo er von der Clopton'schen Familie eines der schönsten Häuser in der Stadt kaufte. Hier vergaß der große Dichter, wie einen Traum, alle Ergötzlichkeiten der Hauptstadt, allen Ruhm, den er eingeerntet hatte, alle Meisterstücke seines Genies, und lebte noch einige Jahre als Philosoph in einem kleinen Zirkel auserlesener Freunde, denen sein Umgang durch seine muntere Laune und sein schönes Herz unschätzbar wurde. Keiner von ihnen dachte, daß ihr stilles Glück so bald vernichtet werden würde, und Shakespeare vermuthete es wohl selbst nicht. Er pflanzte an seinem Hause einen Maulbeerbaum, in dessen kühlenden Schatten er die Abende seines Alters mit seinen Freunden durchscherzen wollte. Das Bäumchen wuchs, grünte, fing schon an, seine jungen Zweige um die friedliche Wohnung des Dichters zu winden, als Shakespeare starb. Die Nation bedauerte den Verlust ihres Lieblings, aber sie vergaß ihn nicht. Sein Andenken blieb ihr heilig, und er ist ihr noch jezt, was er ihr in der glänzendsten Epoche seines Ruhmes war, und mehr als ein Denkmal zeugt von ihrer Achtung und Liebe gegen ihn. Seine Vaterstadt stiftete ihm das erste; in der Kirche, wo er begraben liegt, stellt ihn ein Monument von Kupfer unter einer Art von Arkade sitzend dar; in der rechten Hand hält er eine Feder, in der andern eine Rolle Papier; unten am Fuße des Grabmals auf einem Steine stehen folgende Verse:

Good friend, or Jesus' Sake forbear
To dig the dust inclosed here.
Blest be the man, that spares these stones,
And cutst be he that moves my bones.

Beim Blut, das Jesus für dich gab,
Stör' nicht den Staub in diesem Grab.
Heil sey dem Mann, der diese Steine ehret,
Und Fluch auf dem, der die Gebeine störet.

Der Vaterstadt des Dichters folgte erst lange nachher die Nation, auf Veranlassung der Frauen. Diese hatten so oft mit der sanften Dulderin Desdemona gelitten, über Opheliens trauriges Loos geweint, bei Mirandens naiver Einfalt gelächelt, kurz, sie dankten Shakespearen so manche süße Empfindung, so manche köstliche Thräne, daß sie in einer Art von Begeisterung sich vereinigten, sein Andenken zu schützen und zu erhalten. Sie brachten

es endlich dahin, daß ihm in der Westminster-Abtei ein Grabmal gesezt wurde (1740), und dieses majestätische Denkmal steht an einem Orte, der als Begräbnißplaz der Könige den Engländern heilig und ehrwürdig ist.

Aber auch noch auf eine andere Art sollte Shakespeares Andenken verewigt werden, auf eine Art, die er mit andern großen Männern nicht gemein hat. Der Zierde der englischen Bühne, Garrik, war es vorbehalten, für Shakespeare eine ganz neue Ehrenbezeigung zu erfinden, und ein sonderbarer Vorfall gab ihm dazu die Veranlassung.

Ein gewisser Geistlicher kam nach Stratford, um sich da niederzulassen, und kaufte sich an; Shakespeares Haus war unter dem begriffen, was er an sich brachte. In dem Garten an diesem Hause stand noch des Dichters Maulbeerbäumchen, jezt ein bejahrter Baum, ein Heiligthum für Stratfords Einwohner. Dem neuen Besitzer aber gefiel er nicht, weil er sein Haus verdunkelte, und so wagte es der Mann, ohne Achtung für seine Mitbürger, ohne Liebe für Shakespeare, einmal des Nachts, den Baum umzuhauen. Mit Anbruch des Tages verbreitete sich das Gerücht von dem Sturze des heiligen Baumes durch die ganze Stadt, und Alles entsezte sich über den Frevel. Rom würde kaum so bestürzt gewesen seyn, wäre das Feuer im Tempel der Vesta erloschen. Dem ersten Schrecken folgte allgemeiner Unwille; alles athmete Rache, man lief zusammen, umringte das Haus; mit trübem Blicke betrachtete Jedermann den ehrwürdigen Baum, der zu Boden lag, und schwur, den großen Mann, der ihn gepflanzt, an dem Frevler zu rächen. Die Gemüther waren so erbittert, daß der unvorsichtige Geistliche, nachdem er von einer Freistätte zur andern geschlüpft war, zulezt dem Rathe seiner Freunde folgen und aus der Stadt entweichen mußte. Die Einwohner aber verbannten ihn und verpflichteten sich durch einen feierlichen Eid, keinen Menschen, der seinen verhaßten Namen führe, jemals unter sich zu dulden. Den Maulbeerbaum kaufte ein geschickter Arbeiter und verfertigte daraus eine Menge kleinen Geräthes, als Theetassen, Schreibzeuge, Dosen ꝛc., die eben so viele Kleinode wurden, nach deren Besitz Jedermann geizte. Das Vorzüglichste davon behielt der Rath zu Stratford und kam dabei auf den Gedanken, dem Schauspieler Garrik das Bürgerrecht in dieser Stadt, mittelst eines Schreibens, anzutragen. „Wir würden,“ heißt es am Schlusse desselben, „es sehr gerne sehen, wenn wir dagegen von Ihnen eine Statue oder Büste von Shakespeare bekommen könnten, um sie auf dem Neumarkte (New-Place) unserer Stadt aufzustellen, und würden uns glücklich schätzen, wenn Sie Ihr Bild beifügen wollten. Garriks Andenken würde sich zugleich mit dem Shakespeares an dem Orte erhalten, wo dieser große Dichter das Licht erblickte und wo er immer noch in den Herzen aller Einwohner lebt.“ Das Schreiben lag in einer Kapsel, die aus Holz von Shakespeares Maulbeerbaum gemacht war. Garrik fand dieses Anerbieten sehr schmeichelhaft, und der Wunsch, der Stadt seine Freude darüber zu bezeigen, brachte ihn auf den Einfall, in Stratford ein Jubelfest zum Andenken Shakespeares zu feiern. Bei der lezten Vorstellung vor dem Schlusse der Bühne trat er hervor und sagte nach den üblichen Worten: „künftiges Jahr kommen wir wieder zusammen,“ eine kleine Rede in Versen her, in welcher er die ganze Versammlung förmlich zur Jubelfeier einlud. Der Vorschlag ward mit Enthusiasmus angenommen und nicht lange hernach ausgeführt.

Sobald der Plan zum Feste entworfen war, ward in Stratford ein prächtiges Amphitheater nach dem Muster der Rotonda in Ranelagh aufgebaut, welches nicht allein zu Ball, Schauspiel und andern Feierlichkeiten Raum genug hatte, sondern auch den sämmtlichen Adel und andere Standespersonen fassen konnte, die, wie man vermuthete, sich in großer Anzahl zum Feste einfinden würden. Vorne ans Orchester sezte man eine Statue Shakespears, die bestimmt war, den Markt zu Stratford zu zieren, und nach dem Feste auch dahin versezt wurde. Garrik hatte sie den Einwohnern geschenkt. Auf dem Markte wurden alle Fenster mit leuchtenden Devisen und Sinnbildern ausgeschmückt, die vorzüglichsten Charaktere aus Shakespeares Schauspielen vorstellend; auch das kleine Haus, in welchem der Dichter geboren war, bekam als Symbol eine Sonne, welche dicke Wolken durchbricht, um die Welt zu erleuchten. Zur Bequemlichkeit der Reisenden wurde eine neue Landstraße angelegt, und wozu man bei andern Gelegenheiten vielleicht einige Jahre gebraucht hätte, das ward jezt in einigen Tagen fertig. Die Straße bekam den Namen Shakespearesstraße.

(Der Beschluß folgt.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Der Winter verging übrigens ohne weitern Vorfall, der für Kallendorfs von besonderem Interesse gewesen wäre, und noch vor dem Mai reisten sie auf ihre Güter in Oberösterreich. Der Graf besaß bedeutende Salzwerke nahe am Gmundener See, in dessen reizender Nähe auch sein Schloß Amsee lag. Cäcilie freute sich innig der schönen, großen Natur, gegen welche die französische recht auffallend in ihre Unbedeutenheit zurückfiel. Oberösterreich und die angrenzenden Gebirgsstriche sind nicht weniger schön als die Schweiz, und haben für Reisebeschreiber überdieß den reellen Vorzug, daß ihre geheimsten

Schönheiten noch nicht aus allen Gesichtspunkten so genau beschrieben und abgezeichnet worden sind, daß selbst der originellste Schriftsteller nicht ein neues Wort mehr darüber zu sagen vermöchte. So z. B. ist ein gewiß noch unbesungener Vorzug des Gmündener Sees sein Reichthum an den größten und schönsten Krebsen der Welt, die, vielleicht in Folge des beträchtlichen Zuflusses an Salzwasser, etwas von der Natur ihrer Vettern, der Hummer, angenommen haben; dazu kommen die köstlichsten Fische, Schwarzreuter, Forellen, und das Element, in dem sie hausen, klares, sprudelndes Wasser, das in hüpfenden Wellen über Kieseln hinabeilt und von dem jähen Sprunge, den es in seiner Kindheit über steile Felsen wagen mußte, sich noch immer nicht in den anständigen Schritt norddeutscher Bäche hineinfinden kann; grüne Wiesen und Bäume, Wasserspiegel und Wasserbänder, Felsen, Gletscher, ein großes Schloß und ein schönes junges Weib, das Alles besaß Graf Kallendorf, und dennoch nagte ein Wurm an seinem Frieden, den ein Augenblick geboren, aber kein folgender getödtet hatte.

Im Laufe des Sommers ward, die Jagdtouren nicht gerechnet, manche Lustreise in die Berge unternommen, die täglich bald drohend, bald lächelnd in die Fenster schauten und einluden, sie näher zu erforschen. Cäcilie war rüstig zu Fuße und voll lebendigen Sinnes für die einfachsten Freuden. Graf Karl hatte seinen Abschied genommen, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen. So ward denn dieser erste Sommer benuzt, um die eigenen Besitzungen, so wie die Umgegend zu bereisen und im Allgemeinen wenigstens kennen zu lernen. Gegen den Herbst fing Cäcilie an zu kränkeln, doch löste sich dieses Ungemach bald in Freude auf. Sie verzichtete leicht auf den Winter in Wien und beschloß, ihre Niederkunft auf der Herrschaft abzuwarten. Im März gebar sie einen Knaben, welcher, der Mutter und Oertzen zu Ehren, Cäcil getauft ward. Der Leztere ward im Herbst zurück erwartet und traf auch wirklich, mit Geschenken für die Freunde beladen, in einer Jahreszeit, die den Genuß der Natur noch erlaubte, in Amsee ein.

Der Wein war reif und hing in schweren Trauben durch das Gitterdach der Veranda vor dem Gartensaale, aus welchem die Bewohner gerne die Sonne untergehen sahen. An einem der grün umschlungenen Pfeiler stand Cäcilie im weißen Kleide und hielt ihren kleinen Sohn in die Höhe, um ihn nach den Trauben greifen zu lassen, und wenn er dann ganz nahe daran war, zog sie ihn schnell weg, was jedesmal ein lautes Gelächter des Kleinen zur Folge hatte. Kallendorf dagegen saß trübe in einer Ecke und konnte sich selbst an diesem unschuldigen Spiele nicht freuen. Als aber Oertzen, der sich leise herangeschlichen hatte, plötzlich vor ihm stand, da stürzte jener mit einem Schrei der Freude in seine Arme, und auch Cäcilie, hingerissen von dem Entzücken ihres Mannes, reichte ihm mit inniger Wärme die Hand und zeigte ihm den kleinen Cäcil. Karl war den ganzen Abend heiter und unbefangen, wie ehemals. So hatte Cäcilie ihn lange nicht gesehen, und je tiefer sein immer wachsender Trübsinn sie gekränkt hatte, um so größer war ihre Freude über den heilsamen Einfluß des Freundes. Sie schrieb damals an Caroline: „Oertzen ist zurückgekommen; er hat sich nur wenige Stunden in Wien aufgehalten, um desto eher bei uns zu seyn. Dir hat er zwar immer besser gefallen, als mir; aber du würdest Dich dennoch über die vortheilhafte Veränderung wundern, die mit ihm vorgegangen ist; er ist stärker und brauner, als vor seiner Reise, erzählt angenehm und ohne zu brodiren *), was mir früher so unangenehm an ihm war, und seine damalige spitze Kälte hat sich in einen recht imposanten Ernst verwandelt. Er kommt mir überhaupt so gereift vor, daß ich oft eine Art Ehrfurcht vor ihm empfinde, obgleich er immer heiter ist. Seitdem er den Dritten in unserm Bunde ausmacht, ist auch Karl wieder ein Anderer geworden, gesprächig und freundlich, so wie Du ihn kanntest. Wüßte ich nur, was ihn betrübt, ich würde, meinen Cäcil ausgenommen, Alles hingeben, um ihn zu trösten; aber er ist verschlossen wie ein Stein über diesen Punkt, und ich fürchte, auch über manchen andern, denn sein volles Vertrauen besitze ich leider nicht. Nur Eines tröstet mich: die Gewißheit, daß er mich von ganzer Seele liebt. Er behandelt mich fast wie eine geliebte Kranke, die er bald zu verlieren fürchtet, so zart, so liebevoll und so traurig ist er, wenn er mich mit den großen Augen anblickt, deren Ausdruck Du kennst, und dennoch bin ich frisch und gesund, und hänge doppelt am Leben, seit ich den kleinen Jungen auf dem Arme trage."

An einem schönen Herbsttage, an dem die Sonne noch recht heiß auf die goldene Erde herabbrannte und ein süßes Lüftchen, das die Düfte reifer Früchte trug, die weißlichen Gewebe des Nachsommers durchflatterte, ritten Oertzen und Kallendorf auf einen ziemlich entlegenen Hof, um der Weinlese beizuwohnen. Cäcilie hatte den Kleinen nicht so lange verlassen wollen und war zu Hause geblieben. Es war ein fröhliches Leben über der ganzen Gegend verbreitet. Ueberall begegneten ihnen Wagen mit vollen Körben und schönen Bäuerinnen, die bald in reinliche, dichtbelaubte Bauernhöfe mit weißschimmernden Häusern einlenkten, bald weiter ins Gebirge hineinfuhren. Entfernte Heerdenglocken läuteten und stimmten zur Ruhe, wie Kirchenglocken zur Andacht;

---

*) Der Leser wird es uns zu Gute halten, wenn wir diesen und ähnliche Gallicismen der redenden Personen nicht abändern.

fröhliches Getümmel, dann und wann gemischt mit den schrillen Tönen einer Pfeife, schallte lustig aus einem Wirthshause heraus, dessen hölzerner Bacchus heute mit wirklichen Reben und Trauben dicht behangen war. Alles war in der lautesten Aufregung, denn köstlicher Wein war es, der von der mütterlichen Rebe getrennt und in die Kelter gebracht, und so gleichsam ins praktische Leben eingeführt werden sollte, und die vollen Trauben versprachen reichen Genuß für das ganze folgende Jahr. So jubelt das Volk, daß es den Gott gefangen legt, der, früh oder spät entfesselt, als gewaltiger Geist in diejenigen fahren wird, die ihn jezt zu bändigen wähnen. Endlich erreichten die Freunde den Weinberg, das Ziel ihres heutigen Rittes; alsbald ward der Gutsherr von runden frischen Winzerinnen mit Kränzen umringt, und auch die Winzer hielten von der Arbeit inne, doch verlegener als ihre Weiber, drehten sie ehrerbietig die Hüte in den derben Händen. Auf einen Wink des Verwalters eilte jedoch Alles wieder an die Arbeit; die hohen schmalen Körbe füllten sich mit dem Segen des Jahres, und leichtgeschürzte Mädchen trugen sie auf ihren Köpfen zu den Wagen hin. Dieß Schauspiel mußte Jeden zur Fröhlichkeit stimmen, dessen Inneres nicht ein tiefer Mißton durchhallte; aber Kallendorf blieb ernst und trübe und starrte in die untergehende Sonne, die feurig und strahlenlos am Saume des Himmels hing. Endlich mahnte er den Freund, der in einer kleinen Entfernung mit zwei muntern Mädchen scherzte, welche mit ländlicher Koketterie den stattlichen Mann zu fesseln suchten, zur Heimkehr.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Waadtland, Februar.

Pferderennen im Trab und Schritt.

Das Institut der Pferderennen zum Behuf der Verbesserung der Pferderaçen ist von den Sachverständigen von jeher gleich sehr gepriesen und verdächtigt worden. Was namentlich die englische Methode betrifft, so stellen sie die Einen als die Hauptursache, wo nicht als die einzige, der hohen Veredlung der dortigen Pferderaçen dar; Andere dagegen behaupten, es werden dadurch höchst einseitig Reit- und Jagdpferde oder Rennpferde selbst gezogen, wogegen die Raçen, welche wegen ihres speciellen Nuzens für Ackerbau und Industrie am meisten Aufmerksamkeit verdienen, vernachlässigt bleiben. — Am besten würde wohl diesem Streit dadurch ein Ende gemacht, daß man zweierlei Rennen anstellte, eine Art, wobei man die Zucht von Pferden im Auge hätte, deren Hauptvorzüge Geschwindigkeit und Leichtigkeit sind, und eine andere, wo man auf Thiere hinwirkte, wie sie sich der Landmann und der Gewerbtreibende überhaupt vorzugsweise wünschen.

Die Art und Weise, wie zu New-Market und auf dem Pariser Marsfeld gerennt wird, kennt Jedermann mehr oder weniger; aber auf eine Gesellschaft zu Veredlung der Zugpferde, welche sich im Waadtland gebildet hat, möchten wir das größere Publikum aufmerksam machen. Alljährlich sezt diese Gesellschaft einen großen und einen kleinen Preis für die beiden Zugpferde aus, welche am schnellsten im Trab eine bestimmte Strecke zurücklegen, und ähnliche Preise für diejenigen zwei Pferde, welche einen schwer beladenen Wagen am besten im Schritt ziehen. Die angenommenen Bestimmungen sind folgende: 1) Die Fahrt im Trab wird mit einem, der Gesellschaft zugehörenden vierräderigen Wagen gemacht. 2) Die zurückzulegende Strecke beträgt 2500 Fuß im Kreise. 3) Jeder Pferdeeigenthümer darf sein Pferd zäumen, anschirren, anspannen, führen, wie er will. 4) Die Verschiedenheit in der Schwere der Fahrenden wird durch Gewichte ausgeglichen. 5) Wenn das Pferd bei der ersten Tour aus dem Trabe fällt, so hat der Eigenthümer das Recht, das Pferd an den Anfang der Bahn zurückzuführen und von vorne anzufangen; fällt es beim zweitenmal wieder aus dem Trab, darf er zum dritten- aber leztenmale wieder anfangen. 6) Der Kutscher, der das, die Bahn begrenzende Seil abstreift, darf auch zweimal, aber auch nur zweimal von vorne anfangen. 7) Die Kraftproben beginnen sogleich nach der Fahrt im Trab. 8) Jeder Eigenthümer darf sein Pferd zäumen, anschirren, anspannen, führen, wie er will, jedoch darf er es nicht besteigen. 9) Der vierräderige Wagen wird mit steigenden Gewichten beladen und muß ohne Stillstand hundert Schritte weit gezogen werden. 10) Hält das Pferd an, oder wird es durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgehalten, so ist ein zweiter und dritter, aber lezter Versuch erlaubt. 11) Dasselbe Pferd kann nur Einen Preis erhalten u. s. w.

Ein solcher Wettlauf in Trab und Schritt fand nun im verflossenen Herbst bei **Morges** auf der Ebene von Bois-rond vor einer großen Anzahl von Liebhabern und Neugierigen statt. Zehn Pferde rangen um den Preis im Trablaufen. Dasjenige, welches den Preis davontrug, legte die Strecke von zweitausend fünfhundert Fuß in zwei Minuten eilf Sekunden zurück, das zweite in zwei Minuten dreizehn Sekunden; die übrigen brauchten über zwei Minuten fünf-und-dreißig Sekunden. Jeder Eigenthümer führte sein Pferd, das an einen sehr leichten Wagen gespannt war; neben ihm saß ein Kampfrichter, der darüber entscheiden mußte, wann das Pferd in den Gallop fiel, und sodann von vorne anfangen ließ. — Unmittelbar darauf folgten die Versuche mit der Zugkraft. Die Pferde mußten, ohne anzuhalten, ein steigendes Gewicht hundert Schritte weit, ziemlich bergan, auf nicht sehr festem Boden ziehen. Das Preispferd zog auf diese Weise fünf- und vierzig Centner, das nächste nach ihm vier-und-vierzig. Die anwesenden Pferdebesizer und Liebhaber zeigten sehr reges Interesse für diese Versuche. Sie überzeugten sich, daß intensive Muskelkraft in beiden Fällen zum Siege führte und daß Pferde, welche ihre Korpulenz kräftiger erscheinen ließ, als die andern, häufig den Kürzern zogen. Die Zweckmäßigkeit dieser Versuche war so einleuchtend, daß sich die Gesellschaft alsbald um manche Mitglieder vergrößerte, so daß in Zukunft die Preise gesteigert werden können. Man gab sich das Wort, alljährlich das Wettrennen, wenn man es so nennen darf, zu wiederholen. Da ein so nüzliches Institut überall leicht ausführbar ist, so zweifeln wir nicht, daß dieses Beispiel aller Orten, wo man der Pferdezucht in Beziehung auf Ackerbau und Gewerbe Aufmerksamkeit schenkt, Nachahmung finden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. März 1833.

Sie sind nicht stets nach Gründen eifersüchtig;
Sie sind es, weil sie's sind. Es ist ein Scheusal,
Erzeugt durch sich, und durch sich selbst geboren.

Shakespeare.
Othello.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Oertzen wunderte sich, wie der glückliche Gutsherr so ernst in das laute, lustige Treiben sehen konnte, und auf dem Rückwege sagte er zu ihm: „Karl, Du bist nicht glücklich. Was hast Du? was fehlt Dir in dieser Fülle von Freuden, die Dich im Hause und außer demselben umgeben?“ Seufzend erwiderte Karl: „Es fehlt mir nur das Eine, daß ich sie nicht genießen kann, weil — weil ich wahnsinnig bin!“ Oertzen sah ihn scharf an. „Ja, ja!“ fuhr Karl fort, „wahnsinnig! und das mit Bewußtseyn, aber ohne Kraft, es zu ändern. Von Dir allein kann ich Heilung erwarten; komm, laß uns absteigen und zu Fuß durch den Wald nach Hause gehen.“ Sie übergaben die Pferde den Reitknechten und schritten langsam unter den, von der Abenddämmerung schwarzgefärbten Bäumen weiter.

„Du kennst meine ganze Geschichte,“ sagte Karl; „Du weißt, wie mich Sophie betrogen, wie ich dann wieder Caroline hintergangen habe und in Cäcilie mein Glück zu finden hoffte.“ — „Und nicht fandest?“ fragte Oertzen erschrocken. „O wohl, wohl!“ rief Karl, „ich fand mehr, als ich hoffen durfte. Ich meinte ein Kind in meine Arme zu nehmen, und es war das vollendetste Weib, zwar lebhaft, erregbar, aber harmlos, wie ein Kind, und dennoch eines Betruges fähig.“ Hier erzählte er ihm die Theatergeschichte, und Oertzen machte ihm sodann Vorwürfe, daß er nicht sogleich Erklärung gefordert habe. „Wer bürgt mir,“ fuhr dann Karl fort, „daß die Liebe, deren ich mich noch erfreue, auf festem Grunde ruht? wer bürgt mir, daß sie einer Versuchung, die in dieser argen Welt täglich sich darbieten kann, zu widerstehen vermöchte? — Und sieh', dieser Gedanke ist es, der mich stumpf macht, für jede Freude nicht nur, sondern auch für jeden Schmerz, außer dem einen der Ungewißheit.“ Oertzen erwiderte: „Theurer Freund, Dein Gemüth ist ernstlich krank; aber ich will Dir Einen nennen, der Dich heilen kann. Wirf Dich vor Gott auf die Knie, blicke tief in Dein eigenes, sündiges Herz, und dann bitte ihn um Vergebung für Deinen vermessenen Wunsch, in die Geheimnisse seiner heiligen Fügungen einzudringen. Sprich selbst, frevelst Du nicht? Mit allen Gütern der Erde, mit einem liebenswürdigen Weibe bist Du gesegnet, und anstatt Gott zu danken, zitterst Du vor einem Phantome!“ Karl warf sich weinend an seine Brust. „Ja,“ sagte er, „ich frevle, ich fühle es; aber — ich bin für's Narrenhaus reif, ich bin verloren, wenn Du mir nicht aus diesem Zustand heraushilfst.“ — „Und wie soll ich das anfangen?“ fragte Oertzen theilnehmend; doch als Karl mit festem, ruhigem Tone antwortete: „Du sollst suchen, meine Frau zu verführen!“ prallte er

einen Schritt zurück und rief: „Ich will Dir etwas sagen: Du bist nicht wahnsinnig, bilde Dir das nicht ein — Du bist schlecht!“

Kallendorf stand wie niedergedonnert, beide Hände vor die glühenden Augen haltend. Endlich sprach er flehend: „Ja, ich **bin** schlecht; — aber — hilf mir!“ — „Mensch, hebe Dich weg von mir!“ rief Oertzen mit abwehrender Gebehrde, setzte jedoch in weicherem Tone hinzu: „Wenn ich glauben könnte, daß Dein Vorschlag mehr sey, als die Ausgeburt einer kranken Phantasie, ich jagte Dir eine Kugel durch den Kopf, um Dir den sogenannten Wahnsinn auszublasen.“ — „Thätest Du es doch!“ sagte Karl; „denn ich lebe in der Hölle, seit der unglückliche Gedanke mich gefangen hält. Uebrigens — die Sache scheint mir doch der Ueberlegung werth; denn **Gewißheit** muß ich haben, will ich haben, das schwöre ich; gibst Du sie mir nicht, so gibt sie mir ein Anderer, wobei Cäcilie und ich schlechter fahren möchten.“

Es gibt bekanntlich keinen größern Despoten, als die Eitelkeit; das zeigte sich auch hier. Oertzen ward durch Kallendorfs Vertrauen gerührt und entwaffnet; er reichte ihm die Hand und sagte: „Schwöre mir lieber, daß Du wenigstens nie einen Vierten in diese Sache hineinziehen willst.“ — „Wenn Du mir hilfst, gewiß nicht!“ betheuerte Karl. „Es möchte Dir überdieß auch nicht so leicht werden,“ fuhr Oertzen fort, „einen aufzutreiben; denn ein Ehrenmann wird sich schwerlich finden für Dein sauberes Projekt, und einem Spitzbuben wirst Du es nicht anvertrauen wollen.“ — „Dir, Dir allein!“ rief Karl aus, „und Du wirst auch der Freundschaft das Opfer nicht versagen und doch ein Ehrenmann bleiben.“ — „Das kommt, weiß Gott, darauf an,“ meinte Oertzen; „ich bin auch ein Mensch, und wenn mir einer die Schaale vor die Lippen hält und mir sagt: kost' einmal, ob's der rechte Nektar ist, so könnte mich's wohl gelüsten, einen Zug zu viel zu thun.“ — „Wenn Du das vermöchtest,“ entgegnete Karl, „ich würde es kalt ansehen und zufrieden seyn; ich wüßte dann doch, woran ich wäre.“ — „Laß uns ein andermal weiter davon reden,“ sagte Oertzen; „es ist wahrhaftig so dunkel geworden, daß man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen kann.“

Gleich darauf zuckten die ersten Blitze eines späten Herbstgewitters durch den einsamen Wald; bald donnerte es heftig und die Freunde geriethen immer tiefer ins Dickigt, ohne zu wissen, wo sie waren, oder wohin sie sich wenden sollten. So mußten sie mehrere Stunden ganz durchnäßt umherirren, und erst gegen eilf Uhr Nachts, nachdem das Gewitter sich verzogen, erscholl das Rufen ferner Stimmen durch den Wald, und Reitknechte mit Laternen eilten auf ihre antwortenden Stimmen herbei, um sie auf den rechten Weg zu geleiten. Bald war nun das Schloß Amsee erreicht. Bleich und in Thränen gebadet, lief Cäcilie ihrem Mann entgegen und warf sich an seine triefende Brust. Sie hatte einen angstvollen Abend zugebracht, und erst als sie ihn geborgen am hellen Kaminfeuer sitzen sah, fand sie, obgleich unter Thränen, das Lächeln wieder und konnte die Augen nicht von ihm abwenden. Oertzen sah den Freund bedeutungsvoll an; dieser aber schlug die Augen vor seinem Blicke nieder.

Am nächsten Morgen, als er mit derselben trüben Miene in Oertzens Zimmer trat, sagte dieser: „Nun, Freund, hat Dir Gott nicht gestern Abend ein sichtbares Zeichen gegeben, um Dich von Deiner sündlichen Thorheit zu heilen? lag keine Ueberzeugung in ihren Blicken voll Sorge und Liebe? War“ — „O, Cäcil!“ unterbrach ihn Kallendorf, „glaube doch nicht, daß der Grund meines Argwohns in **ihr** liegt. Von ihr bin ich nichts gewohnt, als Hingebung und Liebe. Mein eigenes Herz ist mein Feind; je zärtlicher sie ist, je mehr zittere ich vor dem Gedanken, daß diese Zärtlichkeit vielleicht einmal auf einen Andern gerichtet seyn könnte.“ — „Welcher Unsinn!“ rief Oertzen, „was bewiese Dir's denn am Ende, wenn ich Deinen tollen Plan ausführte und von ihr zurückgewiesen würde? Konnte denn ein Anderer nicht vielleicht glücklicher seyn?“ — „Ich habe nun einmal den Glauben,“ meinte Karl,“ daß ich ihrer gewiß seyn kann, wenn sie Dir widersteht. Doch, wenn Du nicht willst, so laß' es; ich finde wohl einen Gefälligern.“ — „Tausend für einen,“ sagte Oertzen; „und wenn man ein Schuft seyn will, ist die Sache auch gar nicht so übel. Doch ohne Scherz, ich habe mir die Sache überlegt: Du brauchst nicht weiter zu suchen; ich bin der Mann, und will mich so aimable machen, wie ich kann.“ Karl fiel ihm entzückt in die Arme. „Mein Freund, mein Retter!“ rief er aus; „wie soll ich Dir danken?“ — „Durch einen feierlichen Eid,“ erwiderte Oertzen, „daß, wenn ich den Versuch wage, er möge ausfallen, wie er wolle, Du nie wieder einen ähnlichen unternimmst, und daß Du, wenn es mir beschieden wäre, Dir Deine Frau abspenstig zu machen, Dein Schicksal als Mann tragen und weder an ihr, noch an mir, noch an Dir selbst eine rasche Handlung begehen willst. Denn, laß Dir's gesagt seyn, ich stehe für nichts, und wie es auch werden mag, Gewißheit sollst Du haben, entweder daß Cäcilie ein Engel, oder daß sie meine Geliebte ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Shakespeares-Fest, gefeiert zu Stratford am 6ten September 1769.

(Beschluß.)

Am 6ten September 1769 begann endlich das Fest. Mit Anbruch des Tages ward die ganze Stadt durch eine Kanonensalve aufgeweckt. Darauf zog ein Chor Musikanten maskirt durch die Gassen und brachte den

vornehmsten Personen Seneraden unter den Fenstern; verschiedene Stimmen sangen dabei ein Lied, an die Damen gerichtet, worin sie gebeten wurden, sich der Süßigkeit des Schlafes einmal zu entziehen und an Shakespeares Fest Theil zu nehmen. In jedem Hause wurden gedruckte Zettel ausgetheilt, auf welchen die Divertissements und Ergötzlichkeiten des Tages der Reihe nach aufgezeichnet waren. Nebstdem wurde noch Jedermann gebeten, die Farben und Bänder zu tragen, die man für diesen Festtag gewählt hatte und Shakespeares Livree nannte. Verschiedene Salven aus kleinem Gewehr unterbrachen hierauf die Musik. Um acht Uhr versammelte sich der Rath in einer der vornehmsten Gassen und begab sich von da aufs Rathhaus, wo Garrik sich schon eingefunden hatte. Hier überreichte ihm der Rath Shakespeares Bildniß in Medaillenform aus Holz von jenem Maulbeerbaum geschnitten und mit Gold ausgelegt. Garrik nahm es und hing es sich auf die Brust. Um halb eilf Uhr ging Alles in die Kirche, wo von dem Orchester der Drurylanebühne das Oratorium Judith aufgeführt ward. Von da kam Garrik unter Ceremonien zurück ins Amphitheater; der größte Theil des Adels begleitete ihn, und vor ihm her zog der ganze Schwarm von Musikanten und Sängern, die alle ein Freudenlied zur Feier des Tages sangen. Gegen drei Uhr war Mittagstafel für ungefähr 700 Personen. Nach der Tafel spielte das Orchester wieder einige Gesänge und andere Stücke, die sich auf den festlichen Tag bezogen. Abends wurde die Stadt und das Amphitheater erleuchtet, mit denselben farbigen Glaslampen, welche das Jahr zuvor bei den Festen gebraucht worden, die Englands Königin dem Könige von Dänemark gegeben hatte. Die Versammlung war sehr zahlreich, und nun ward der Ball eröffnet.

Die schlimme Witterung des folgenden Tages störte den Glanz des Festes. Es sollte nämlich ein Zug von Masken, aus allen Personen in Shakespeares Stücken zusammengesezt, seine Bildsäule auf einem Triumphwagen durch alle Straßen der Stadt bis zum Amphitheater führen, wo Garrik die Statue mit Lorbeeren krönen wollte. Lezterer erschien gegen eilf Uhr vorne auf der Rotonda unter einer Gruppe von Sängerinnen, und rezitirte nach einer Ouvertüre eine selbst gedichtete Ode nach einer ganz neuen Manier. Er deklamirte nämlich ohne Gesang den größten Theil seiner Ode abwechselnd mit einer Arie, die den Refrain ausmachte, und wobei jedesmal die Singstimmen und Instrumente wieder einfielen. Nach dieser Ode, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, hielt Garrik eine Lobrede auf Shakespeare, sagte einige Verse von Milton zum Lobe des Dichters, und schloß endlich damit, daß er alle Feinde des Dichters zu dem Wagestück aufforderte, seinen Ruhm anzutasten. Da trat King, der berühmte Londoner Schauspieler, auf, bat um Erlaubniß, zu reden, und erklärte sich öffentlich für Shakespeares Feind. Dieß gab Anlaß zu einem sehr lebhaften und lustigen Auftritte, der um so mehr Vergnügen machte, je unerwarteter er war. Nachdem der launige Mann die Versammlung lange genug durch seine Spöttereien unterhalten hatte, nahm Garrik das Wort wieder und sprach zu den Damen: „Sie sind's, meine Damen, Sie allein, die Shakespeare in den Besitz der Bühne wieder eingesezt haben; Sie vereinigten sich, ihn zu vertheidigen; Sie errichteten ihm zuerst zu Westmünster ein Denkmal, das ihnen selbst zu so großem Ruhme gereicht, als dem Todten. An Sie also wende ich mich noch einmal mit der Bitte: schützen Sie sein Andenken gegen die Anfälle derer, die von jeher an ihren Empfindungen künstelten, aber ihr Gefühl dadurch abstumpften und zumal allen Geschmack an Natur, wahrer Schönheit und Shakespeare verloren." — Auf diese kleine Rede folgte eine andere in Versen, voller Lobsprüche auf den Dichter und auf das schöne Geschlecht. Abends sollte auf dem entgegengesezten Ufer des Avon ein prächtiges Feuerwerk gegeben werden; wegen des Regens aber konnte man die vorzüglichsten Stücke nicht abbrennen. Alles eilte auf einen Maskenball, wo Pracht und guter Geschmack sich vereinigten. Unter andern Charaktermasken zeichneten sich besonders die Ladys Pembroke, Bouverie und Crewe aus, drei der schönsten Damen in England, im Kostüme der drei Hexen aus Macbeth. Ihre Schönheit bildete einen sonderbaren Kontrast mit der Häßlichkeit ihrer Masken. Auch ein Fallstaff gefiel allgemein. Garrik wiederholte daselbst seine Ode, weihte Shakespeares Tempel ein und bekränzte seine Statue.

Am dritten Tage fand ein Pferderennen statt, wobei ein Jubelbecher von 50 Pfund an Werth der Preis war. Abends ward endlich das prächtige Feuerwerk bei günstigem Wetter vor dem Amphitheater ganz abgebrannt. Nach dem Feuerwerke war wieder Ball, und damit schloß sich das glänzende Jubelfest. Doch sollte es nach der Absicht seines vortrefflichen Stifters nicht das leztemal seyn, sondern alle sieben Jahre wieder gefeiert werden.

J. Ch. Schwarz.

An L. U.

Wie träfe mich ein Blick von dir
So fern und abgekehrt?
Noch minder hörest du von mir;
's wär' auch der Mühe werth!

Was hilft ein blindlings tappend Wort,
Das man von Weitem schreibt,
Wenn Einen hier, den Andern dort
In Kampf das Leben treibt!

Dich such' ich nicht, dich frag' ich nicht,
Mich mühet Andres hier;
Doch strahlt dein schweigend Angesicht
In meinen Nächten mir.

Und wie man die Unsterblichen,
Die schon der Tod bewährt,
Mit heiligem Gedächtniß treu
Im dunkeln Busen ehrt:

So trag' ich, während noch du lebst,
Dich heimlich in der Brust,
Und nähre dein unsterblich Bild
Mit stillster Herzenslust.

A. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Pocken und Prozesse. Kriminalgeschichten.

Mit zwei Wundern fange ich meinen Februarbericht an: die Pocken grassiren und die Prozesse vermindern sich. Die Pocken, ein Ungethüm aus den Kindermährchen, hielt unsere ärztliche Weisheit seit einem Dritteljahrhundert durch die Kuhpockenimpfung für vollständig ausgerottet. Die Erfahrung lehrt aber, daß man entweder eine zu schwache Dosis von dem Gifte eingeimpft hat, oder daß jede Impfung nur auf eine gewisse Zeit sichert. Schon während des polnischen Krieges überraschte die Nachricht, daß in unserm Grenzkordon zwar kein polnischer Aufstand, aber die Kinderpocken ausgebrochen seyen und viele Männer wehrlos machen. Jezt sind sie, ich weiß nicht, ob auf dem Wasser oder Landwege, auch bis Berlin gedrungen und grassiren ziemlich stark. Man hört, daß erwachsene Leute zu neuen Impfungen sich entschlossen haben; von Todesfällen in Folge der Krankheit hat indessen hier noch nicht viel verlautet. Während nun dieß eine temporäre Ungethüm, das man durch den St. Georg Jenner für ewig gefesselt oder todt erachtete, seine Ketten zersprengt hat und wie eine Kindernarrheit Spukbesuche bei der Welt der Erwachsenen macht, scheint, incredibile dictu! ein anderes Ungethüm, so alt wie die Welt und, man meinte, so ewig wie die Welt, die Prozeßsucht, bei uns an Auszehrung zu sterben. Die Advokaten klagen wenigstens beim Kammergericht, daß die Zahl der Prozesse von Jahr zu Jahr abnehme; beim Stadtgericht, wo neben unserm wohlhabenden tiers état die untern Klassen sich des Armenrechts bedienen, um Prozesse über Prozesse, die hier nichts kosten, anhängig zu machen, ist das nicht so der Fall. Aber in der That, die Lust zu prozessiren nimmt unter den Gebildeten von Jahr zu Jahr ab. Man rechnet, daß nichts herauskommt, und ist, um der Kosten und des Aergers überhoben zu seyn, mit den kleinsten Vergleichssummen zufrieden. So verschwinden besonders die Konkurse. In den allerwenigsten Fällen lassen die Gläubiger es zur Eröffnung kommen, und diese ergiebigen Quellen, an denen die alten Advokaten, und die sächsischen, reichsstädtischen u. s. w. wohl noch. Jahrzehnde bis zu halben Jahrhunderten schwelgten, versiegen immer mehr. Jene goldene Zeit war freilich nie bei uns, wo der Advokat Vater dem Advokaten Sohne einen Prozeß zur Ausstattung mitgab, an dem er, bis er wieder Kinder hätte, die ihr Brod verdienten, zehren sollte; indeß waren unsere Konkurskuratorstellen doch immer einträgliche Aemter. Der ehemalige, viel gerühmte und besprochene Luxus unserer Justizkommissarien nimmt daher ab. In wiefern die verbesserte Justiz, die auch wir nämlich noch von unsern Revisoren erwarten, wieder, der erfundenen Schnelligkeit wegen, zu Prozessen locken wird, steht dahin. So wohlthätig es ist, daß der Arme ohne Geld sein Recht im Wege des Prozesses erlangen kann, wäre doch auch hier eine Begrenzung nothwendig, um durch Gesetze, wo es der gebildete Sinn nicht thut, der Prozeßwuth zu steuern.

Neben Prozessen und Pocken nehmen die Kriminalgeschichten einen Rang in der neuesten Chronik ein, Mord, Todtschlag, Selbstmord und Lügen. Ein jezt durch Steckbriefe verfolgter Barbier soll einem jüdischen Kaufmann den Hals abgeschnitten haben. Gewiß ist aber nur, daß der Kaufmann todt, ermordet, und der Barbier verschwunden ist. Die löbliche Zunft der Barbiere führt dagegen zu ihrer Ehrenrettung an, daß der Kaufmann zwar todt, aber gut rasirt gefunden worden sey, daß die Wunden mit einem Beile ihm zugefügt seyen und nicht mit einem Rasiermesser, und in dem Zimmer, das der Barbier verlassen, was allerdings auffallend ist, so bedeutende Summen sich vorgefunden haben, daß eine Beraubung gar nicht einmal wahrscheinlich sey. Wenn es aber doch der Barbier Nauendorf gewesen, so habe er den Defunctus nicht in der Eigenschaft als Barbier, sondern als Spieler und Taugenichts umgebracht, indem er nie ein eigentlicher, rechtschaffener Barbier gewesen, sondern eben nur barbirt habe, um die Leute oder die Polizei zu barbiren. Somit falle das Odium der That nicht auf die Zunft der Barbiere, sondern auf die der Spieler und Taugenichtse. Sey dem auch so, die unglücklichen Barbiere sind doch dadurch in solchen Mißkredit gerathen, daß sehr viele ihre Kunden verloren haben, und ein Messerfabrikant hat die Gelegenheit benuzt, Rasiermesser zu erfinden, mit denen kein Barbier Jemanden den Hals abschneiden kann, wenn der Jemand nicht selbst es will.

Außerdem hat eine Schildwache sich selbst mit dem Gewehr auf dem Posten erschossen, ein junges Mädchen aus den gebildeten Ständen sich ersäuft, ein Schulknabe es gewollt, und eine Frau ist aus einer Mistpfütze ertränkt herausgezogen worden. Da dieß indessen für eine Woche nicht genug wäre, muß auch ein Dienstmädchen ein ausgeseztes Kind mit 500 Thalern neben sich finden; sie behält die 500 Thaler und steckt das Kind in den Ofen, und der Polizeiinspektor Dunker, ein Genie in seiner Art, Falschmünzern, Diebsbanden und dergleichen auf die Spur zu kommen, wird, indem er eben eine gefährliche Gaunerbande überrascht, durch dreizehn Messerstiche von den entsezlichen Bösewichtern niedergestoßen. Man bringt ihn sterbend nach Berlin und Viele haben ihn im Wagen gesehen. Es versteht sich indeß, daß er sowohl frisch und gesund lebt, als das Kind mit den 500 Thalern, wenn es überhaupt je gelebt hat.

Die Singakademie hat an Zelters Stelle — dessen Lieutenant er schon bei Lebzeiten war — Herrn Rungenhagen zum Direktor gewählt. Er siegte bei der Wahl mit sehr bedeutender Stimmenmehrheit gegen Felix Mendelssohn, dessen größern musikalischen Talente Niemand in Abrede stellt, der aber vermöge seiner Jugend und Familienverhältnisse, welche ihm noch keine vollkommene Freiheit gestatten sollen, der Mehrzahl, besonders den ältern Mitgliedern, nicht geeignet schien, schon jezt diesen einflußreichen Posten für die musikalische Welt zu bekleiden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. März 1833.

O Süßigkeit der Stimmen!
Wie pfeifens also rein!
Im Luft wie lieblich schwimmen
Die fliegend' Psälterlein!
Wie zierlich thuts erschallen
Im krauſ' und leeren Holz!
Will mirs ja das gefallen,
Als alle Musik stolz.

Friedrich Spee.

Ein Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von einem Freunde aus Weitersweiler im Wasgau erhielt ich nachfolgendes Lied, welches ich der Aufbewahrung werth halte. Er fand dasselbe bei einem alten Bauern seines Dorfes; es war auf verrauchtes Papier, jedoch noch sehr leserlich, in verzogener gothischer Schrift geschrieben. Der Bauer hielt große Stücke darauf, erlaubte nur eine Abschrift davon zu nehmen und wollte es nicht aus den Händen lassen; übrigens wußte er nur, daß es schon seit langen Jahren in einer alten Bibel gelegen und er diese, zugleich mit dem Hause, von seinem Vater geerbt habe. Mir scheint es aus dem sechzehnten Jahrhundert, von einem Dichter aus Friedrich Spee's Schule zu kommen. Ich konnte den Verfasser noch nicht ausfindig machen, fand auch das Lied noch in keiner Sammlung gedruckt. Sachkundige Literatoren werden ihm schon seine Stelle anzuweisen wissen.

Straßburg im Winter 1833.

August Stöber.

*

Das gaistlich Vogelgsang genannt.

Wohlauf ihr kleinen Waldvögelein,
Alles was in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein!
Singt All, die Stimm erhebt!
Dann Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr,
Gsang, Feder, Schnabel, Waffen,
Kommt alles von ihm her.

A m s e l.

Die Amsel dicht *) zu morgen
In ihrem grünen Haus,
Ihr Herr thut für sie sorgen,
Er warf ihr fleißig aus;
Er läßt ihr täglich bringen
Ihr Trank und frische Speis,
Sie darf nichts thun als singen
Zu Gottes Ehr und Preis.

B a ch s t e l z.

Die Bachstelz thut oft schnappen
Und fangt der Mucken viel;
Nicht auf höret zu knappen
Ihr langer Pfannenstiel.
Den Schweif thuts allzeit schwingen,
Sie läßt ihm nie kein Ruh;
Wann andre Vögel singen,
Gibt sie den Takt darzu.

*) Dichtet.

F i n k.

Fröhlich der Fink am Frühling singt:
Sasa, sasa, hoi Dieb!
Im ganzen Wald sein Stimm erklingt,
Wanns Wetter nicht ist trüb.
Die Dieb will er verjagen,
Die er rund ausserschilt,
Dem Spatzen thut er's sagen,
Der so viel Waizen stielt.

L e r ch.

Das Lerchlein in den Lüften schwebt
Und singt den Himmel an,
Vom grünen Feld es sich aufhebt
Und tröst den Ackersmann.
Gar hoch thut es sich schwingen,
Daß man's kaum sehen mag,
In Zirkel rund thuts singen,
Lobt Gott den ganzen Tag.

R a p p (Rabe).

Der Rapp thut täglich singen,
Ein groben, rauhen Baß,
Heut will es ihm nicht glingen,
Drum singt er cras, cras, cras;
Wer sein Sach schiebt auf morgen,
Will's nicht berichten heut,
Muß sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

S p a z.

Der Spaz sizt auf der Rinnen,
Ruft alle Dieb zusamm:
Es ist hie nichts zu gwinnen,
Wir ziehen in Böham;
Wir lassen uns nicht schrecken
Den wilden Böhmerwald,
Er kann uns wohl bedecken
Am Winter, wann es kalt.

S t a h r.

Der Stahr schwäzt, schnadert, pfeift und singt,
Er ist, der Alles kann,
In seinen Kopf er Alles bringt,
Was er hört, nimmt er an.
Er thut auf Alles losen, (hören),
Er merkt auf Alls mit Fleiß,
Wäscht oft die schwarzen Hosen
Und 's werden doch nicht weiß.

Schwalm (Schwalbe).

Die schwäzig Schwalm macht alle toll,
Sie plaudert hin und her,
Früh hat sie Kist und Kasten voll,
Spat ist Alls leer, leer, leer;
Zu Morgens, wann die Sonn' aufgeht,
Fangt sie zu schwätzen an,
Zu Abend, wann sie niedergeht,
Noch nicht aufhören kann.

S t o r ch.

Wann der Storch hört das qua, qua, qua,
Spaziert er auf dem Moos,
Hat sich das Fröschlein gern zunah,
Er geht darüber los.
Er zieht ihm über die Ohren
Die grünen Hosen ab,
Die Schlacht hat er verloren
Der gut einfältig Schwab.

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Karl ward blaß und roth, zitterte und stand wieder fest da, wie von Eisen. Endlich sprach er entschlossen: „Ich leiste den Eid hier in Deine Hand! Und nun an's Werk. Ich habe täglich Geschäfte in Sophienhof, eine Meile von hier; Du wirst daher Deine Morgenstunden allein und ungestört mit meiner Frau zubringen.“ Und schon am folgenden Morgen schritt Kallendorf zur Ausführung seines, in der That wahnsinnigen Planes. Nach dem Frühstück sagte er zu Cäcilie: „Ich komme vor Mittag nicht nach Hause; Oertzen bleibt, er mag Dir etwas vorlesen, wenn er will.“ Oertzen verbeugte sich, Cäcilie sagte gleichgültig: „gut.“ Als Kallendorf weg war, fragte er, welches Buch ihr gefällig wäre. Sie antwortete: „Ich wollte eben die Romane der Madame de la Fayette und der Madame Tencin lesen; wollen Sie die aus der Bibliothek holen?“ — „Gnädige Gräfin,“ entgegnete Oertzen, „ich will Alles für Sie thun, nur verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen Romane vorlese, die widerstehen mir durchaus.“ — „Nun dann wählen Sie selbst,“ sagte sie. Er kam mit dem ersten Bande von Robertsons Geschichte wieder, sezte sich und fing sogleich an zu lesen. Cäcilie gähnte, er ließ sich nicht stören. Endlich sagte sie: „Ich bitte, hören Sie auf; ich bin erst vor zwei Jahren aus der Schule gekommen, und das ist mir Alles noch erstaunlich gegenwärtig. Lassen Sie uns lieber ein Bischen schwatzen.“ Sie plauderten ein halbes Stündchen von gleichgültigen Dingen, dann ging Oertzen auf sein Zimmer und kam erst, als er Kallendorfs baldige Rückkunft vermuthen mußte, in den Salon zurück, wo er ein lebhaftes Gespräch über die Zimmereinrichtung auf Amsee begann, in dessen Mitte der Freund sie antraf. Cäcilie ging ihm entgegen, ihm die Hand zu reichen, indem sie Oertzen noch im Fluge zurief: „Man muß die Dinge ganz kennen, um sie zu beurtheilen.“

Als Oertzen zur Mittagstoilette auf sein Zimmer ging, eilte Kallendorf ihm nach: „Nun, wie weit bist Du mit ihr gekommen?“ Oertzen antwortete: „Das Ding geht seinen guten Gang, wir waren den ganzen Morgen sehr liebenswürdig zusammen.“ — „Was liest Du ihr denn vor?“ fragte Karl, und mit der ernsthaftesten Miene erwiderte Oertzen: „Le siège de Calais, von Madame Tencin, wo ein guter Freund in aller Unschuld dem andern seine Frau stielt und sich sehr interessant dabei benimmt.“ — „Bravo! vortrefflich gewählt!“ sagte Karl und biß sich in die Lippen; „fahre nur damit fort. Interessirte sie das Buch?“ — „Außerordentlich! Hernach spann ich ein Gespräch an über die Liebe, und ob die Sünden, zu denen sie Veranlassung gebe, nicht zu den verzeiblichen gehören; wir waren noch mitten darin, als Du kamst.“ — „Darum sagte sie also: man muß die Dinge ganz kennen, um sie zu beurtheilen?“ — „Ja wohl,“ sagte Oertzen gleichgültig. Kallendorf pfiff: di tanti palpiti, und ging auf sein Zimmer. So ging es wohl vierzehn Tage ununterbrochen. Robertson ward gelesen, dann wußte man nicht, was man sprechen sollte, und sehnte sich nach Karls Rückkehr, besonders weil Oertzen dann erst liebenswürdig ward. „Mich dünkt, Du kommst gar nicht weiter, Cäcil,“ sagte Kallendorf nach Verlauf dieser Zeit zu seinem Freunde. „Doch,“ sagte dieser, „morgen wage ich eine Deklaration.

Der Morgen kam; dem Ehemann ward sonderbar dabei zu Muthe. Anstatt nach Sophienhof zu reiten, kehrte er bald wieder um, ließ sein Pferd beim Gärtnerhause stehen und erreichte auf heimlichen Wegen die Bibliothek, von wo aus er jedes Wort hören konnte, das im anstoßenden Salon gesprochen wurde; das überwiegende Interesse dessen, was dort vorfallen sollte, schien ihm diesen Schritt zu rechtfertigen. Der Robertson war doch gar zu langweilig gewesen, Oertzen hatte daher diesen Morgen einen Theil von Buffons Naturgeschichte mitgenommen und las dessen Abhandlung über das Schaaf vor. Cäcilie hörte eine Zeitlang mit Vergnügen zu; doch endlich sagte sie: „Ich wollte, Karl wäre erst mit seinen Geschäften auf Sophienhof fertig; es ist recht langweilig, daß Sie immer auf mich reducirt sind.“ — „Im Gegentheil,“ erwiderte Oertzen, doch mit einem Tone, der das Verbindliche des Wortes völlig aufhob. „Ich finde es ordentlich unausstehlich von Karl,“ fuhr sie ärgerlich fort. „Warum reiten Sie nicht lieber mit ihm?“ — „Sie müssen ihm das nicht übel deuten,“ bemerkte Oertzen; „er hat Geschäfte dort, und Sie wissen, wir sind nicht auf dem Fuße, uns vor einander zu geniren. Wenn ich Sie in die Zeit zurückführen könnte, da mir nur durch seine Sorgfalt das Leben erhalten ward, indem er Tag und Nacht an meinem Bette wachte, so würden Sie begreifen, daß mich eine kleine Vernachläßigung von seiner Seite nicht kränken kann. Ich danke ihm unendlich mehr, als ich ihm je zu vergelten im Stande bin, und liebe ihn so von ganzer Seele, daß ich darin selbst Ihnen keinen Vorrang zugestehen kann.“ — „So höre ich Sie gern!“ rief Cäcilie mit glänzenden Augen. „Ja wohl ist er ein guter Mann, wenn er auch manchmal ein wenig verdrießlich ist; und das ist er nur im lezten Jahre geworden.“ — „Er ist nicht verdrießlich,“ sagte Oertzen; „ich fürchte vielmehr, er ist nicht ganz gesund; seine Nerven scheinen mir durch die Strapatzen der beiden Feldzüge, in denen er sich wie ein Held benommen hat, ernstlich gelitten zu haben. Und hat er auch eine liebende Pflegerin an Ihnen gefunden, so glaube ich doch, daß er etwas Außerordentliches für seine Gesundheit thun sollte.“ — „Meinen Sie das?“ sagte Cäcilie; „mein Gott, wie bin ich dann nicht oft zu tadeln gewesen, wenn ich mich über seine üble Laune ein wenig ärgerte! wenn es Krankheit ist, was kann er dann davor? Ich weiß nur zu gut, wie unmöglich es mir war, immer heiter zu seyn kurz nach Cäcils Geburt. Also Sie meinen wirklich, Karl sey krank?“ — „Ich glaube es gewiß und bin überdieß der Meinung, daß man ihn auch als einen Kranken behandeln muß, ohne daß er es merkt; dann, denke ich, wird sein Uebel sich heilen lassen. Soll ich weiter lesen?“ — „Ach nein; die heutige Lektüre hat mich zwar mehr angesprochen, als Ihr vortrefflicher Robertson; aber da Sie um diese Stunde immer auf Ihr Zimmer gehen, so werden Sie verzeihen, daß auch ich dießmal über meinen Morgen disponirt habe. Von zwölf bis zwei Uhr lasse ich immer zwei kleine Mädchen bei mir lesen und arbeiten; dann bin ich gerne zu Ihren Diensten.“ — „Ich bitte, gnädige Gräfin, lassen Sie sich durch mich nicht stören; erlauben Sie mir, wie gewöhnlich, um vier Uhr wieder herunter zu kommen; dann wird auch Karl gewiß bald wieder da seyn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Theater. Raupach und Häring.

Im Theater sieht es, wie immer, traurig aus. Nichts Neues und nichts Gutes. Das Podium des Opernhauses soll neu gedielt werden, seit die Elslers fort sind, um auf die kleine Grundlage ihres Reichthums, der hier erworben worden ist, in London Häuser zu bauen. Die unnatürliche Theilnahme der Schaulustigen hatte doch in lezter Zeit etwas abgenommen. Das Fräulein von Hagn gastirt ununterbrochen fort und wird vermuthlich nächstens engagirt werden. Das Urtheil über sie als Künstlerin will sich noch nicht recht feststellen, wiewohl keine Actrice, unter denen, die jezt bekannt

sind, schon einen so stereotypischen Charakter als Künstlerin hat, daß man auf den ersten Blick weiß, was man bei ihr finden wird und was nicht. Im Tragischen läßt sie, troz der Fülle der ihr zu Gebote stehenden Mittel, kalt, denn Begeisterung und innere Anregung lassen sich nicht machen. Dagegen hat sie im Kokettenfache Wunder gewirkt, und wenn auch ihre Gurly wenig, so hat ihre Mirandolina desto mehr die feuerfangenden Herzen erobert. Es läßt sich in der That dieser Charakter, wenn er Charakter und nicht Maske ist, nicht vollendeter geben. Indeß wird nicht ihre Kunst, ihr Talent und ihr Fleiß, sondern ihre Schönheit den Ausschlag geben, ob sie als engagirtes Mitglied hier bleibt. Sie wird nichts bessern und nichts verschlechtern. Dlle. Fournier ist zu Anfang dieses Monats nach Wien gegangen, zu lebenslänglichem Engagement. Ein schon auf die Liste der Todten gesezter Schauspieler, Herr Lemm, wurde durch eine homöopathische Kur in Dresden von namenlosen Leiden so hergestellt, daß er jezt wieder unter die rüstigsten und verdientesten Mitglieder unseres Theaters zu zählen ist. Einen dämonischen Spaß hatte man sich mit dem Genesenden erlaubt, welcher schon einen Gesunden von schwachen Nerven und reizbarer Phantasie niederwerfen könnte. Lemm empfing am Begräbnißtage Devrients eine Visitenkarte mit dessen Namen und der Einladung, ihm noch in diesem Jahre nachzufolgen.

Raupachs Thätigkeit erlahmt. Seine neuesten Possen wollen kein Glück machen. An bitterm Witze fehlt es ihnen nicht, aber unglücklicherweise wird das Streben fühlbar, Stoffe, die recht gut zu einaktigen Lustspielen ausgereicht hätten, in fünf Akte auszudehnen. Der derbe Spaß kann vor einem zartsinnigen Publikum nur dann noch in Ehren bestehen, wenn die übrigen Zuthaten glatt und mundrecht sind. Aber die Damen klagen über die Zweideutigkeiten und die Herrn — mit Recht über Vieles und mit Unrecht über noch mehr. Raupachs Stücke haben den Nachtheil, daß sie keine Ballette sind, etwas, was sich nun einmal durchaus nicht ändern läßt. Sein leztes Stück, „Denk an Cäsar," hat irgendwo ein hochnothpeinliches Halsgericht abseiten eines liberalen Publikums zu überstehen gehabt. Davor war hier keine Sorge, aber mit und ohne Politik wollte es nichts durch sich seyn; sein „Schelle im Monde," reicher an Wiz, konnte nicht zur Aufführung kommen, weil, abgesehen von der Politik, doch wohl kein Publikum unterm Monde die Exekution des Dr. Weinholdischen Prozesses auf dem Theater geduldig ertragen hätte. Herr von Holtei hat ihn nun vorgelesen; die Schnupftücher der Damen mußten helfen. Ein neues Trauerspiel aus der Hohenstaufenreihe wird einstudirt. Eine hier erschienene Broschüre nennt Raupach und Häring als preußische Dichter im Gegensaz zur süddeutschen Literatur und Poesie. Eine seltsame Aufgabe, die sich der junge Autor gestellt, und an die keiner der beiden genannten Schriftsteller gedacht haben mag, die sich überhaupt verwundern mögen, so neben einander gestellt zu erscheinen, jener wegen seiner Hohenstaufendramen, dieser wegen des Romans Cabanis. Guter Wille und Kenntniß der Entwickelungsgeschichte deutschen Lebens und Geistes lassen sich dem Verfasser nicht absprechen, aber, wie er selbst bekennt, aus Hegels Schule hervorgegangen, räumt er dem Stoffe und der glücklichen Wahl desselben ein solches Vorrecht ein, daß die Poesie selbst dabei zu kurz käme und die Dichter vor Allem dagegen Protest einlegen müßten; denn um deßhalb, weil die Hohenstaufen ein großartigeres Thema für die Poesie, als alle alten griechischen Dynastien sind, wird doch Raupach nicht mehr seyn wollen als Sophokles, und ebensowenig Häring sich etwa über Jean Paul und Goethe sezen wollen, weil er in seinem Cabanis einen historisch-großartigern Gegenstand zum Vorwurf wählte, als jener im Siebenkäs und dieser im Meister. Die Wahl ist etwas, aber noch nicht Alles, die Behandlung noch mehr, aber die Inspiration das Höchste.

Zum Schluß eine Nachricht, die eben aus den Pommerschen Wäldern eingeht. Es hat ein Küstenadler sich auf ein ausgewachsenes Rothwild niedergelassen und dasselbe so gemartert, daß es schon am Sterben war, als ein Jägerbursch — den Adler — nein, das Rothwild mit einem Schuß erlegte. Nun ist eine Untersuchung angestellt worden, der Adler ist entflohen und hat sich noch nicht als Zeuge gestellt, aber es ist in contumaciam gegen ihn angenommen, daß er es gethan hat, und die Adler sind seitdem bei dem schwächern Geschlechte sehr im Kredit gestiegen.

Lyon, Februar.

Die neue Kettenbrücke.

Da, wo die Saone in die Stadt Lyon eintritt, ist sie zu beiden Seiten von steilanstrebenden Felsen sehr eingeengt. Früher waren dieselben noch dichter geschlossen und durch zwei Festungen, von denen man noch die Trümmer sieht, gekrönt. Zur Erweiterung der Pariser Straße auf dem rechten Ufer des Flusses hat man seit mehreren Jahren ein großes Stück des Felsens gesprengt, und mit ihm das eine Fort. Die seit dem Jahre 1830 beschlossenen und neuangelegten Festungswerke befinden sich zum Theil auf dem keilförmigen Hochplateau zwischen Rhone und Saone, auf dessen äußerstem Ausläufer die berühmt gewordene Vorstadt Croix-Rousse liegt, theils auf einem Höhenzuge, der das rechte Ufer der Saone von ihrem Einflusse in die Stadt bis zu ihrer Mündung in die Rhone in einem convexen Halbkreise umschließt. Auf ihm liegen die Vorstadt St. Just, die berühmte Kapelle unserer lieben Frauen zu Fourvieres und alles Mauerwerk, was noch aus der Römerzeit übrig ist. Ein dritter Theil der Fortifikationen liegt in der Ebene, welche das linke Rhoneufer ausmacht und die Vorstadt la Guillotière trägt. Um die sehr schwierige Kommunikation zwischen der Croix-Rousse und der Höhe von Fourvieres zu bewerkstelligen, hat das Ingenieurkorps den Vorschlag gemacht, beide Felsen durch eine Kettenbrücke zu verbinden. Die Höhe derselben über dem gewöhnlichen Bette des Flusses würde etwa 200 Fuß und die Länge derselben 200 Meters (600 Fuß) betragen. Nach angestellten Versuchen und darauf gegründeten mathematischen Berechnungen aber würde sich selbst eine freischwebende Kettenbrücke in einer Länge von 1800 Meters ausführen lassen. Eine Kettenbrücke, die ein französischer Ingenieur in Basel ausführt, soll überdieß eine Länge von 250 Meters erhalten, so daß die genannte Länge der Brücke unserm Unternehmen keine Schwierigkeit in den Weg legen könnte, besonders da die Enden der Ketten in Granitfelsen ruhen würden. Die erforderlichen Kosten sind auf 250,000 Franken angeschlagen und sollen durch Aktien gedeckt, dagegen den Aktionären ein Brückengeld zugestanden werden. Die Sprengung und Abdachung der Felsen, um bequeme Zugänge zur Brücke zu haben, würde das Kriegsministerium auf sich nehmen. Man sagt, es seyen schon bedeutende Summen bei einem Notar Lyons zu diesem Unternehmen niedergelegt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. März 1833.

— Ihr Herrn vom Volk,
Wie kann er schmeicheln eurem Laich von Nachwuchs,
Da auf ein Tausend kaum Ein Rechter kommt?

Shakespeare.
Coriolan.

Neapel und der Vesuv.

Im Sommer 1832.

Wie es eigentlich in Neapel aussehe und hergehe? fragst du. Das ist ein gewichtiges Thema; man möchte dabei zuvörderst fragen, ob's auch der Mühe lohne? Ist nicht schon genug Dinte für Neapel geflossen, um seinen Golf zu schwärzen, genug Papier verschrieben worden, um den Krater seiner Montagna zu füllen? Gibt es noch mehr Häuser zu begaffen, Kirchen zu besuchen, Gemälde zu beschnüffeln, Antiken aufzuzählen, Aussichten zu malen, Orangen und Feigen einzukaufen? Kennen wir nicht alle Staatswagen und Livreen, die auf dem Corso erscheinen? alle sogenannten Lazzaroni von Pie di grotta bis Porta Maddelona, wie sie Makaroni fressen, faule Fische verkaufen, alla Morra spielen und Schnupftücher stehlen? Hat man uns nicht prozessionsmäßig von der heiligen Brüderschaft ins Pulcinelltheater, aus dem Pallaste der Gerechtigkeit in den Moder des Gefängnisses, aus dem glänzenden Damenkreis ins Hospital geführt und uns bewiesen, dieß Alles und Anderes sey das wahre Treiben und Leben Neapels? Wahrlich, es kommt Einem vor, als würden die Fremden hier mehr Neapolitaner, als die von ihnen beschriebenen Neapolitaner selbst, so sehr zersplittern sie ihre Aufmerksamkeit, fassen das Allerunwesentlichste der Nation auf, trinken aus dem ersten besten schmutzigen Bache, als wären sie zu träge, an die Quellen zu gehen. Freilich, wenn man so beobachtet und kritisirt, dann könnte man Jahre und nicht nur wenige Monate laufen, rennen, staunen und stieren, und doch nichts Gescheidteres ersinnen, als Herr v. L., der sich bescheiden einen Nachahmer San Domingos nennt, als könnte er dessen Witz nachahmen, der denn doch wieder sehr oft auf Kosten der Wahrheit das Licht erblickt hat. Ich hatte erst im Sinne, eine Beschreibung der Beschreibungen Neapels zu liefern; aber das würde zu weit führen, langweilig seyn und vielleicht obendrein zu Händeln Anlaß geben. Aber, wie gesagt, es kommt mir ernstlich vor, gerade das Gemeinste, Unbedeutendste habe die ausländische Aufmerksamkeit am meisten gefesselt, mir will scheinen, man habe vor Allem den Pöbel (nicht die Lazzaroni, deren es ja gar keine mehr gibt) und seine Pöbelhaftigkeit im weitesten Sinne des Wortes beschrieben, als wenn der Pöbel nicht überall Pöbel, als wenn Gefräßigkeit, Diebsgelüst, Faulheit, Rachsucht nicht auch in unsern Ländern das ächte Gepräge des rohen, ungezogenen Haufens wäre, als wenn es nur hier Eltern gäbe, die ihren Kindern bloße Namen und keine Erziehung verschaffen. Lernt man erst in Neapel die goldenen Kälber kennen, die Unvernunft heiligt und anbetet? erfährt man erst hier, wie Eigennutz und Unsinn die Wissenschaft zur Quacksalberei, die Politik zur Beutelschneiderei, die Religion zur klingenden

Schelle erniedrigen? Ist es denn noch nicht europäische Thatsache, daß der rohe, unerzogene Mensch seine natürlichen Kräfte nicht zum Dienste des geselligen Lebens, sondern, wie das Thier, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gebraucht? daß er eben deßhalb lügt, betrügt, stielt, todtschlägt, wenn es Noth thut, und zwar um so mehr, je entwickelter er aus den Händen der Natur hervorgegangen? Ob nun der Prügel oder das Stilet, Makaronigier oder Branntweinrausch, flinke Prellerei oder plumper, grober Diebstahl die Aushängeschilde der Pöbelhaftigkeit sind, das ist wohl nicht so vieler feiner Distinktionen werth. Wenn man Notizen liefert über ein Volk, so muß man vor Allem die geistigen und leiblichen Hebel desselben aufsuchen und berücksichtigen, nicht den Pfuhl ausmalen, in dem der Entwickelungsphaeton stecken geblieben. Ein Volk ist eine bewegliche Dunstmasse, gegen deren Mittelpunkte sich immer mehr leuchtende Punkte zusammenziehen, die zuletzt Gestirne, Sonnen, Milchstraße des Dunstkreises werden. Den Uebergang vom Dunst in leuchtende Punkte zeigt die Geschichte; aber der Dunst ist allenthalben eine gestaltlose Masse, gut zu einer Atmosphäre, keiner besondern Erwähnung werth. Es gibt freilich auch Sterne, die mit falschem Lichte glänzen, mit vorübergehenden, unselbstständigen Strahlen schimmern, flackernde Irrlichter, blendende Sumpfmännchen. Solcher mag es auch hier geben; aber laß dir etwas sagen, was du vielleicht nicht weißt: es gibt auch ächte Lichter hier, ächte Männer, hochstehende Männer, und du lachst vielleicht, wenn ich dir sage, in welchem Stande am meisten: unter den Gelehrten. Lache aber nicht zu früh und schüttle auch nicht den Kopf. Vorerst sind die neapolitanischen Gelehrten nicht so abschreckend als die unsrigen; da sie aus freien Stücken, durch keine Halbschule gerädert, nur dem innern Wissensdrange folgend, ihrem Leben eine geistige Richtung gesichert haben, so suchen sie mehr ein Bedürfniß, als die Eitelkeit zu befriedigen, eher die Wahrheit zu erfassen, als ihren Nimbus zu erhaschen; deßhalb schreiben sie weniger, und denken mehr. Was das sonderbar klingt, weil man es selten oder nie gehört! Gebt Acht, wo die Luft am dicksten ist, da ist das Licht am strahlendsten! Und dann, mein Freund, sehe ich bei meiner Behauptung von der Gelehrsamkeit der gelehrten Herrn ganz ab; ich denke, Männer, die dem lähmenden Einflusse eines erschlaffenden Klimas, einer mehr noch erschlaffenden Mitwelt Trotz bieten, ohne andere Mittel, als ihre Talente, ohne andere Aussichten, als die eigene Veredlung, verdächtigt bei einer Regierung, die lieber dem Kalabresen, als dem Gelehrten die Hand reicht, solche Männer mögen wohl mehr sinnen, als sich durch geometrische Kurzweil, archäologische Augenweide, naturhistorische Sammlungen die Zeit zu vertreiben! Und Männer der Art wachsen hier wie aus der Erde hervor; man weiß nicht, woher sie kommen. Sonderbar! ist denn eine Nation unzerstörbar, auch wenn man ihre vollsten Blüthen zertreten? hält der immer neu aufstrebende Geist mit der Alles zerdrückenden Gewalt gleichen Schritt? düngt Unterdrückung wie zerstörende Lava? Seltsamer Widerspruch! Ob zufälliges Spiel, ob nothwendiges Resultat? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß ich abbrechen muß, soll ich nicht — Doch, gar nichts mehr davon! rasch zu etwas Anderem! was mir eben einfällt, und was fällt einem in Neapel eher ein als der Vesuv?

(Die Fortsetzung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Kallendorf stand während dieses Gespräches wie auf Kohlen, und anstatt dem Freunde, seine Verirrung einsehend, reuig und gerührt um den Hals zu fallen, fühlte er sich im Gegentheil durch ihn gekränkt, und fragte, sobald sie allein waren, mit kaum versteckter Ironie: „Nun, wie ging es mit der Deklaration?" — „Schlecht, mein guter Kallendorf; ich wurde förmlich abgewiesen, und nun, denk' ich, kannst Du Dich auch zufrieden geben, denn ich richte nimmermehr bei Deiner Frau etwas aus." Kallendorf erwiderte: „Ich bin krank, Cäcil, wie Du ihr heute sehr richtig sagtest, aber nicht so leicht zu heilen, wie Du meintest. Du siehst, ich habe Deine plumpe List durchschaut." — „Du wirst grob," sagte Oertzen, über und über roth; „aber sage lieber behorcht, anstatt durchschaut, das wird der Wahrheit wohl näher kommen. Doch lassen wir das; ich hoffe, Dein Vertrauen auf die Menschheit wird durch diese kräftige Maßregel nicht gelitten haben." — „Hoffst Du das wirklich? da muß ich Dir sagen, daß Du Dich verrechnet hast. Du hast mich von Anfang an hintergangen; es ist nichts zwischen Dir und Cäcilie vorgefallen, Du hast ihr keine verfänglichen Romane vorgelesen, Du hast nicht in Worten der Liebe mit ihr gesprochen — kurz, noch einmal, es ist nichts zwischen Euch vorgefallen!" — „Nein, geradezu nichts," sagte Oertzen kalt, „aber ich dächte nicht, daß dieses Nichts Dich so zu entrüsten brauchte." — „Das thut es in einer Hinsicht auch gar nicht," erwiderte Karl, „nur werde ich mich natürlich, zur Betreibung meiner Angelegenheit, an einen Andern wenden. Montag erwarte ich mehrere Freunde zur Jagd; sie werden längere Zeit hier bleiben, ich werde prüfen, welcher unter ihnen ihr am besten gefällt, und dann thun, was mir gut dünkt."

Oertzen schwieg und ließ ihn gewähren, auf günstigere Umstände hoffend und jedenfalls froh, vor der Hand der peinlichen Rolle überhoben zu seyn; denn die sonderbare Lage, in der er sich, Cäcilie gegenüber, befand, war doch

nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben. Von jenem Gewitterabende an, als er sie blaß und weinend dem heimkehrenden Gatten entgegeneilen sah, war sie ihm in anderem Lichte erschienen, fast wie ein unschuldiges Opfer, über dem das Schwert gezückt war; denn wohin konnte die Tollheit des Mannes nicht noch führen? Je ernster aber die Sache selbst erschien, um so nöthiger war es, den seiner Sinne nicht Mächtigen zu heilen, und Oertzen hielt jedes Mittel zu diesem Zwecke für erlaubt.

Bald ward es munter auf Amsee; die Gäste trafen nach einander ein, erst einige Verwandte mit ihren Familien, dann mehrere unverheirathete junge Leute, unter welchen der junge Graf Breder nicht allein durch Schönheit und den Besitz der besten Pferde in Wien ausgezeichnet war, sondern auch vor Kurzem den zweideutigen Ruhm erworben hatte, daß seine Schwägerin aus Gram über ein Verhältniß mit ihm gestorben war; sonst ein liebenswürdiger Mensch, bis auf diese Episode, die, obgleich durch seine Schuld herbeigeführt, nicht einmal bedeutend in sein Leben eingegriffen hatte. Mit diesem kam ein Baron Kurzdorf, der häßlichste Mensch der Hauptstadt, der einst in Paris, als sein Cabriolet umgefallen war, von einem zur Hülfe eilenden Franzosen mit den Worten angeredet ward: „ah, Monsieur, comme vous êtes défiguré!" worauf er verdrießlich erwiderte: „que le diable vous emporte! je n'ai jamais eu une autre figure;" übrigens ein lustiger Gesellschafter, ein ritterlicher Charakter und ungefährlicher Freund der Damen. Ferner kam ein Graf von Goll, der mit einer gewissen naiven Schlechtigkeit alle Herzen zu gewinnen wußte, die reinen, versteht sich, ausgenommen; der freigebige Sultan mehrerer Schauspielerinnen und in der Gesellschaft der Todfeind aller Unverheiratheten, jung und alt, sich selbst, versteht sich, ausgenommen. „Wenn ein Fräulein mir nahe kommt," pflegte er zu sagen, „wird mir angst und bange." Dann der junge, harmlose Fürst V., den die Wiener zu citiren pflegten, wenn ein Fremder behauptete, bei ihnen gebe es keine unschuldigen, jungen Männer. Dieser war halb blind, halb einfältig und ganz gutmüthig. Außerdem müssen wir noch einen ältlichen Herrn ganz andern Schlages anführen, einen Stiefoheim Kallendorfs, den Grafen * * *. Er war Besitzer einer großen Herrschaft in Böhmen, eine ungeschickte Figur mit entsetzlich provinziellem Accent und sehr guten theoretischen Grundsätzen über Glasschmelzereien, deren mehrere er selbst leitete. Seine Frau war in Wien erzogen, hatte sich nur mit Mühe entschlossen, den zwanzig Jahre ältern Mann zu heirathen, und es endlich nur des Reichthums wegen gethan. Sie hatte herrliche Shawls, jeden Tag ein anderes Kleid an und kaum ein Interesse, das über diese zwei Artikel hinaus ging, etwa ihre Triumphe beim männlichen Geschlecht ausgenommen.

Die Herrn pflegten sich gewöhnlich Morgens beim Frühstück zu verabreden, wer ihr den Tag über den Hof machen solle, und der Unglückliche, den das Loos traf, that zwar sehr viel zum Ergötzen der Andern, aber gar wenig zum eigenen; denn sie hatte einmal irgendwo gelesen, daß die Menschen durch nichts fester an uns gekettet werden, als durch Dienste, die sie uns leisten; daher mußte denn ihr armer aide de champ du jour immer auf dem Sprunge seyn. „Ach, Gott!" sagte sie schmachtend, „holen's mer a Glas Wasser aus der Quellen." Goll flog hin; denn die Frau war hübsch und jung genug, daß man für sie einen Gang nicht zu scheuen brauchte. Kaum war er zurück, so hieß es: „Sie sind a Schotz, Goll; aber Sie müssen noch amal lauf'n; mai Paperl is mer d'von g'sprung'n; es sizt k'wis auf der Linden im Hof." — Darauf warf sie ihm ein Kußhändchen zu, und Goll kam mit dem Papagayen wieder. Ein andermal wollte sie ein Buch haben, oder ihren Shawl, oder Ueberschuhe; kurz, auf die Länge hätte es auch der Flinkste nicht ausgehalten, aber einen Tag ließ sich's tragen. Der Ehemann sah diese Geschichten mit wahrem Aerger an, der gewiß die einzige Ursache war, weßhalb seine Korpulenz nicht übermäßig zunahm, und jeden Augenblick fragte er: „Hast denn nich Zeit g'nug, Laure? kannst nich main Jager schicken?"

Nach einigen sehr lustig zugebrachten Wochen, deren Saus und Braus aber nicht im Stand gewesen war, Graf Karl zu zerstreuen, war das Amseer Schloß nicht nur von Gästen leer, sondern auch die Besitzer hatten dasselbe verlassen, um auf einige Zeit das wärmere Haus in Wien zu beziehen. Dort fanden sich unter den ersten Besuchen natürlich auch diejenigen ein, welche in Amsee eine so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten. Ein gefälliger Wirth, eine schöne Wirthin, eine bequeme Wohnung und ein trefflicher Koch machten auch das Etablissement in der Stadt sehr angenehm. Als Kallendorf und seine Frau bei einem großen Diner mit der Fürstin von Salvaggio zusammentrafen, ging diese eilig auf das Ehepaar zu und wünschte demselben Glück zur Rückkehr in die Stadt nach so langer Abwesenheit. „Sie haben sich recht verändert, liebe Gräfin," sagte sie; „mich dünkt, Sie sind noch gewachsen." Darauf ward nach dieser und jener gefragt, und auch auf die vornehme Wahrsagerin kam die Rede. „Erinnern Sie sich noch des Abends bei mir, als sie uns Allen die Köpfe verdrehte?" fuhr die Fürstin fort. „Und denken Sie sich, es ist Alles wörtlich eingetroffen; am 19ten April fiel die Gräfin B. mit dem Wagen um, und —" Sie wollte fortfahren, aber die Gluth auf Cäciliens Wangen, die Thränen in ihren Augen und des Mannes durchbohrender Blick machten die Fürstin stocken. „Ach, Gott behüte mich!" rief sie; „ich Unglückskind habe doch keine Klatscherei gemacht? ich

dachte, der Spaß sey Ihnen längst bekannt, Herr Graf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

Statistische Notizen aus dem Reich.

Der jährlich von der Akademie der Wissenschaften in russischer und deutscher Sprache herausgegebene St. Petersburger Kalender war schon für das verflossene Jahr durch mehrere hinzugefügte statistische und andere Tabellen sehr bedeutend und zweckmäßig vermehrt. Der neue Kalender für das gegenwärtige Jahr aber hat durch eine große Anzahl neuer nützlicher und wichtiger Tabellen, die aus amtlichen Quellen der verschiedenen Ministerien genommen sind, noch einen sehr ansehnlichen, interessanten Zuwachs erhalten, und dürfte daher in seiner gegenwärtigen Gestalt auch für das Ausland von Interesse seyn. Auf die gewöhnlichen astronomischen Tabellen, auf die Verzeichnisse der Kirchen- und Staatsfeste, der Ritterfeste am russischen Hofe und derjenigen Tage, an welchen in den Kirchen für errungene Siege Dankgebete gehalten werden, auf die Berechnungen der Jahrszeiten und der Himmelserscheinungen nach altem Styl und mittlerer Petersburger Zeit, des Auf- und Untergangs der Sonne zu Riga, Archangel, Astrachan, Kiew und Tobolsk, folgt eine Liste derjenigen Orte des russischen Reichs, deren Lage durch astronomische Beobachtungen bestimmt ist: hiernach ist der nördlichst gelegene Ort Kilkuin, 69° 22′ n. B., während Kola nur unter 68° 52′ 30″ n. B. liegt, der südlichst gelegene Ort ist Baku, 40° 21′ 26″ n. B.; ferner eine Uebersicht der im Jahr 1831 bei der hiesigen Akademie der Wissenschaften angestellten meteorologischen Beobachtungen: im genannten Jahre fand der lezte Frost am 25sten April n. St. statt, und der erste Frost trat am 13ten Oktober ein; Nordlichter wurden sechs gesehen. Nachricht von dem Auf- und Zugange der Newa seit 1718: am frühesten ward der Strom mit Eis bedeckt im Jahr 1805 am 28sten Oktober n. St., am spätesten im Jahr 1826 am 26sten December; das Eis ging am frühesten auf im Jahr 1822 am 18ten März, am spätesten im Jahr 1810 am 12ten Mai. Auf dreißig Seiten folgt nun ein alphabetisches Verzeichniß aller Städte und bedeutendern Orte des Reichs, Finnlands und Polens, nebst Angabe der Entfernung derselben von den beiden Hauptstädten und von ihren Gouvernements- oder Provinzialstädten; der Hauptort des Kamtschatkischen Bezirks, der Peter-Pauls-Hafen oder die Awatschabay, ist von Petersburg 13.153½ Werst entfernt, Ochotsk 9753 W. Eine besondere Tabelle gibt die Bevölkerung der wichtigsten Städte und Orte des Königreichs Polen und des Großfürstenthums Finnlands im Jahr 1830 an; nach einer spätern Zählung im Oktober 1831 hatte Warschau nur 114.000 Einwohner. Tabelle der vorzüglichsten europäischen Staaten mit Anzeige ihrer Größe und Bevölkerung in Europa, so wie der wichtigsten europäischen Hauptstädte, nebst Angabe ihrer geographischen Lage, ihrer mittlern Temperatur und Bevölkerung; Petersburg zählte hiernach im Jahr 1831 418.000 Einwohner, Moskau 305.000 E., London 1.474,000 E., Paris 770.000 E., Wien 320 000 E., Berlin 223.000 E. — Eine andere Tabelle enthält ein Verzeichniß der europäischen Staaten mit Angabe ihres Flächenraums und ihrer Bevölkerung in den verschiedenen Welttheilen; hiernach hat Rußland in Europa einen Flächeninhalt von 70.000 Quadratmeilen mit 48.000.000 Einwohnern, in Asien 257.000 Q.M. mit 10.450 000 E., in Amerika 23 000 Q.M. mit 50.000 E. Tabelle über die Zahl der in Rußland 1830 Gebornen, Gestorbenen und der geschlossenen Ehen: von griechisch-russischer Konfession waren geboren 1.811.266, gestorben 1.337.241; Ehen wurden geschlossen 349.281. Von den Gestorbenen waren unter 5 Jahren 365.148; ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichten 1052 Personen, zu einem Alter von 120 — 125 Jahren brachten es 46, zu 125 — 130 J. 6, zu 130 — 140 J. 10; zu 140 — 145 J. 3 Personen, und Einer erreichte sogar das seltene Alter von 150 Jahren. Evangelischer Konfession waren im ganzen Reiche, mit Ausnahme von Polen und Finnland, geboren worden 61.985 und gestorben 49.937, kopulirt wurden 14.430 Paare. — Zwei andere Tabellen enthalten die Zahl der in Petersburg und Moskau im Jahr 1831 Geborenen, Gestorbenen und der daselbst geschlossenen Ehen. In Petersburg wurden geboren 9779, es starben 12.727 Personen. Ehen wurden geschlossen 1944; in Moskau wurden geboren 7945, es starben 9078; an beiden Orten zusammen überstieg also die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen um mehr als 4000 Menschen. Kirchen gab es im Jahr 1830 im russischen Reiche 28.237, Klöster 448, worunter 98 Nonnenklöster, geistliche Schulen 559 mit 1250 Lehrern und 51.350 Lernenden. Die unter dem Ministerium der Volksaufklärung stehenden Lehranstalten im Jahr 1826 (neuere Angaben sollen im Kalender des nächsten Jahres folgen), die in allen Theilen des Reichs verbreiteten, sehr zahlreichen Militäranstalten ungerechnet, bestanden in 6 Universitäten, 61 Lyceen und Gymnasien, 313 Kreisschulen, 815 Pfarr- und Volksschulen, 13 Lancasterschulen und 290 Privatanstalten mit 4300 Lehrern und 70.000 Lernenden. — Typographien gab es 134 und Lithographien 29. — Nach einem von der Obercensurdirektion mitgetheilten Verzeichnisse über die im Jahr 1830 in Rußland erschienenen Bücher und periodischen Zeitschriften, worunter indeß alle die Werke und Zeitschriften nicht begriffen sind, welche unabhängig von der Censur des Ministeriums der Volksaufklärung herausgegeben werden, erschienen im genannten Jahre: **Bücher** in russischer Sprache 428, in polnischer 92, in samogitischer 5, in deutscher 105, in lettischer und esthnischer 24, in französischer 48, in englischer 5, in lateinischer 43, in altgriechischer 3, in neugriechischer 4, in hebräischer 17, in türkischer und französischer 1, in chinesischer und russischer 1. **Periodische Schriften**: in russischer Sprache 32, in polnischer 3, in deutscher 3, in französischer 3. — Eine andere Tabelle enthält ein Verzeichniß der Wohlthätigkeitsanstalten in Rußland, die unter dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge stehen, jedoch ohne die in Petersburg selbst befindlichen, die unter der Verwaltung eines besondern Kuratelraths stehen: Hospitäler 124, Armenhäuser 73, Häuser für Unheilbare 4, Irrenhäuser 34, Invalidenhäuser 10, Findelhäuser 28, Wittwen- und Waisenhäuser 12, Arbeitshäuser 31, Zuchthäuser 32. Fabriken und ähnliche Anstalten zählte Rußland im Jahr 1830, 5450 mit 234.000 Arbeitern. — Auf den folgenden Seiten geben mehrere Tabellen eine deutliche und specificirte Uebersicht über Rußlands Schifffahrt i. J. 1831, über Ein- und Ausfuhr. Eingeführt ward unter andern Baumwolle für 47 Millionen Rubel Papier; Seide für 6 Millionen; Sandzucker 24½ Mill.; Wein und Branntwein 12 Mill.; Thee 6½ Mill., Kaffee 3 Mill.; ausgeführt: Getreide für 64 Mill., Talg für 40 Mill. und Talglichter für eine halbe Million, Lein und Garn 25½ Mill., Hanf 18½ Mill., Lein- und Hanfsaamen 15½ Mill., Holz 7 Mill., Eisen 6 Mill., Kupfer 3 Mill., Häute, Leder, Pelzwerk 13½ Mill., baumwollene Fabrikate 5 Mill., Leinwand und Segeltuch 7 Mill.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. März 1833.

— Ueber ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie im Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Uhland.

An die Freunde im deutschen Musenalmanach für 1833.

Ihr holden Sangesgenossen,
So traulich mir einst bekannt,
Wie sind viel Jahre verflossen,
Drin Mancher so fern mir stand!

Aber Eure Lieder tönen
Reich mich an im edlen Chor,
Und den Freundeslenz mich krönen
Fühl' ich jezt noch, wie zuvor.

Mein Chamisso, wackrer Franke,
Gleich mir dem Westen entstammt,
Tief schöpfest Du, tief vom Tranke,
Der glühend die Seele durchflammt.

Ob auch Meinungen uns trugen
Abwärts oft, um Recht und Pakt:
Unsre Frankenherzen schlugen
Wahrlich immer gleichen Takt.

Heil, Eichendorff, grünender Sänger!
Ob Herbst durchhauche den Wald:
Du grünest je frischer, je länger,
In ahnender Elfengestalt.

Ja, der Jugend Lust erwacht mir,
Wo Du tönst, und sey's im Schmerz.
Taghell wird die finstre Nacht mir,
Strahlt als Mond Dein liebes Herz.

Freund Schwab, den in glücklichen Tagen
Ich einst meinen Gustav genannt,
Noch jezt aus dem Leben voll Klagen
Biet' ich Dir vertraulich die Hand.

Mög' es, Dichter, Dir gelingen,
Als erneuter Orpheus, rein
Leben in den Stein zu singen! —
Starrer doch ist Welt, als Stein.

Und, Houwald, Seele voll Liebe,
Wie labt mich Dein sanfter Akkord!
Ob Sturm über Meere mich triebe,
Du lebtest mir lieblich auch dort.

Blieb' mein Gruß auch unerwidert
All dieß Leben lang von Dir:
Liedespfeil, von Treu' befiedert,
Gibt, schon fliegend, Antwort mir.

Vier hab' ich genannt vor den Andern,
Doch Andern gilt ähnlicher Klang,
Auch Solchen schon mit, die da wandern,
Noch fremd mir erblühend im Sang.

Deute sich's ein Jeder treulich,
Jüngling sey er oder Mann.
Klingt Dir treuer Gruß erfreulich,
Geht auch treuer Gruß Dich an.

De la Motte Fouqué.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Karl faßte sich schnell und sprach von etwas Anderem. Als er mit seiner Frau nach Hause kam, sagte er: „Du hättest uns diese Scene ersparen können, wenn Du offen gewesen wärest.“ Sie fiel ihm weinend um den Hals, erzählte den ganzen Hergang der Sache und fügte hinzu, daß sie im Anfange nur aus Angst vor seinem Zorn geschwiegen habe, dann aber, weil die ganze Sache ihr wirklich unbedeutend erschienen sey. Er entgegnete: „Wenn Du gleich gesprochen hättest, wäre uns beiden viel Herzeleid erspart worden; damals wäre es mir leicht gewesen, einen solchen Schritt zu vergeben; jetzt ist mir's unmöglich, ihn zu vergessen.“

Cäcilie weinte viel und war so rührend und lieblich, daß er endlich ganz freundlich wurde und darauf bestand, sie solle am folgenden Tage der Fürstin einen Besuch machen. Sie ward empfangen, als ob nichts vorgefallen wäre, und Goll, der als Vetter der Fürstin fast immer und auch an diesem Tage bei ihr war, half der verlegenen Gräfin über die Unannehmlichkeit des Besuches gänzlich hinweg, indem er das Gespräch alsbald auf das angenehme Leben in Oberösterreich brachte. — Leider zeigte sichs bald, daß die Versöhnung zwischen Karl und Cäcilie keine wahre, dauernde gewesen war, daß er wirklich nicht mehr vergessen konnte. Seit einigen Wochen schon war Graf Breder der deklarirte Liebhaber der Fürstin Sophie; denn so discret zu seyn, wie Kallendorf einst, fühlten sich seine Nachfolger nicht verpflichtet. Eines Abends fragte Karl seine Frau: „Willst Du heute Abend zu Hause bleiben?“ — „Ja,“ erwiderte sie, „ich erwarte Besuch, die Fürstin Sophie will bei mir Thee trinken.“ — „Das ist sonderbar,“ sagte Karl, „Breder hat mir gesagt, er habe dieselbe Absicht.“ — „Nun, so kommen sie beide,“ entgegnete Cäcilie. „Nein!“ fuhr Karl mit grimmigem Blicke auf, „dieß ist mir denn doch etwas zu stark! in meinem Hause sich Rendezvous zu geben!“ Er ging ein paar Mal hastig auf und ab, klingelte und befahl dem eintretenden Bedienten, sogleich der Gräfin Wagen vorfahren zu lassen. Cäcilie stand erschrocken auf und fragte ängstlich: „Karl, was willst Du?“ — „Dich ins Theater führen lassen,“ erwiderte er. Die hellen Thränen in den Augen, sagte sie: „Ich kann wahrhaftig nicht; es ist eine ganz bestimmte Verabredung mit der Fürstin.“ Mit einem Tone, der sie zittern machte, erwiderte er: „Eben deßhalb wirst Du ins Theater gehen! — Glaubst Du, daß ich mein Haus zu Zusammenkünften für diese Person hergeben werde? — Alles das kommt von Deinem heimlichen Besuch bei ihr; hättest Du Deinen Mann nicht hintergangen, so wäre uns auch dieser Auftritt erspart geblieben.“

Mit blutendem Herzen hörte Cäcilie sich ein Vergehen vorrücken, wegen dessen sie sich schon einmal absolvirt glaubte. Sie fügte sich indessen still in das Unvermeidliche und ging in die Oper. Man gab Griselde von Paer. Die Sage von dieser orthodoxen Frau, die den mitunter wahrhaft barbarischen Launen des Mannes Alles opfert, Alles hingibt, ohne je zu murren, ist eine der lieblichsten, und für das weibliche Geschlecht nicht weniger ansprechend, als die Rinaldos und Tankreds für das männliche. In jeder Gestalt, von der alten französischen Romanze an, in welcher Griselda auf die strenge Forderung des unbedingten Gehorsams sanft erwidert: Sire, obéir à ce qu'on aime est bien plus doux que commander, bis zur großen Oper, kann dieser Stoff seine Wirkung nie verfehlen, obgleich derselbe von einem fast vergessenen Dichter, Ludwig Heinrich v. Nicolay, in einer einfach rührenden Ballade wohl am gelungensten behandelt ist. Cäcilie faßte, durch das Beispiel dieses Musterweibes angefeuert, den Vorsatz, jede Härte ihres Mannes ruhig zu ertragen, und empfing ihn mit ungetrübter Miene, als er ihr nach einer Stunde in die Loge folgte. Er dagegen war und blieb still und machte ihr das Herz nicht leichter durch seine Gegenwart. Aber in ein anderes Gemüth, als das seiner Frau, hatte Kallendorf diesen Abend einen glühenden Brand geworfen. Die Fürstin Sophie war höchst gereizt über die Beleidigung, die ihr widerfahren war. Nach einer förmlichen Verabredung so ohne Weiteres von seiner Thüre abgewiesen zu werden, das stach gar zu grell ab gegen die seligen, heimlichen Abende, die sie mit ihm in ihrer Wohnung verlebt hatte. Sie beschloß, Graf Karl, auf den sie alle Schuld schob, zu vergelten, was er an ihr gethan; Graf Goll schien ihr ein passendes Werkzeug ihrer Rache, sie fuhr daher augenblicklich nach Hause, ließ den Vetter zu sich kommen, eröffnete ihm ihr beleidigtes Herz und gab ihm zu verstehen, daß sie ihm die Macht zutraue, dem Kallendorf seine Frau abspenstig zu machen, was dieser als einen pikanten Zeitvertreib für den langen Winter ansah.

Oertzen, der am nächsten Tage Alles, was vorgefallen war, aus Karls Munde erfuhr, würde es, als an sich unbedeutend, gewiß nicht weiter beachtet haben; allein die Art, wie es erzählt ward, zeigte nur zu unverkennbar, daß durch diese geringfügigen Vorfälle die alte Grille des Freundes von Neuem zur heftigen Leidenschaft angefacht war. Als er ihn freundlich zur Ruhe zu ermahnen begann, versicherte Karl, sich alle seine frühern Vorwürfe und Drohungen vorgehalten und recht zu Herzen genommen, ja fortwährend, im Gebet wie im Geräusch der Welt, gegen die Idee, die ihn beherrsche, gekämpft zu haben, aber Alles umsonst. Sein eheliches Glück sey gestört; er fühle selbst, daß er seine Frau wie ein launischer Tyrann behandle, ihre Jugend trübe, ihr Glück untergrabe; allein er selbst sey noch unglücklicher, er führe ein elendes Scheinleben, in welchem ein Gedanke alle andern verschlinge,

und keine Gewißheit könne ihm so schrecklich seyn, als dieser Zustand des Zweifels. Daher bitte und beschwöre er ihn noch einmal, sich seiner anzunehmen und mit Aufrichtigkeit den frühern Plan wieder aufzunehmen, nämlich: alle Künste der Verführung zu versuchen, um zu sehen, ob Cäcilie wirklich mit ächter Liebe an ihm hänge, und erst nachdem er sich am Ziele oder abgewiesen sehe, ihm Leben oder Tod anzukünden. Oertzen, den das bisherige Schweigen Kallendorfs über dessen Seelenverfassung irre geführt hatte, der sich daher jezt plötzlich auf eine recht betrübende Weise enttäuscht sah, erwiderte nach einer Pause: „Karl, ich danke Dir mein Leben, und seit einigen Jahren auch den ganzen Reiz desselben; deßhalb will ich, so schwer es mir auch wird, thun, was Du verlangst. Ich will redlich an Dir handeln, so wahr mir Gott helfe; und nun sey ruhig: laß mich gewähren, treibe mich nicht, frage nicht, wie es steht, und füge Dich in Alles, was ich verlange. Mit einem Wort: gieb Dich ganz in meine Hände!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel und der Vesuv.

(Fortsetzung.)

Das ist ein dankbarer Gegenstand, so breitgeschlagen und doch immer neu; da kann man sich als Gelehrten, Romantiker, Helden, Poeten, besonders als Poeten darstellen. Ja, ich habe einen Menschen gekannt, der seine politischen Ansichten ein halbes Leben lang mit sich herumtrug, ohne sie losschlagen zu können, bis er endlich auf dem Vesuv Muth und Gelegenheit fand, mit einem sogenannten großen Manne darüber erst leise, dann laut vor der Welt zu sprechen. Was das poetisch ist! Besonders ist die reizende Gefahr sehr interessant für einen Kraftmenschen, von dem gesprochen werden soll. Zudem haben wir glücklicherweise eine Eruption, und zwar keine alltägliche. Der frische, gedoppelte Lavastrom, der die vorhergehende Nacht den alten, gewöhnlichen Fußweg überfluthet hatte und nun eine Meile über die Einsiedelei hinab mit sehr starker Wendung, wie die zwei-und-zwanziger Lava, nach Torre del Greco läuft, war uns eine liegende, leuchtende Säule, an deren linker Seite hinauf wir den Weg auch ohne Führer sicher gefunden haben würden. Der glühende Fluß liegt in einem zehn Fuß hohen Schollenbette, das er sich selber erst abgesondert, vielleicht, wie der erste freie Blutstrom sich die Ader bildet. Wir stiegen hart unter dem Gluthstrom hinauf, der uns sicher durch jeden Seitenausbruch verschüttet hätte. Da ist aber keine Gefahr; jede Lava dämmt sich selbst, wie jede organische Revolution. Wir gelangten an die Mündungsquelle dieses sonderbaren Stromes, und sahen den glühenden Strich in seiner ganzen Länge durch die Nacht hin ausgegossen. Ruhig war die Quelle und überwallte geräuschlos; nur am Abhang des Berges, wenn sich hin und wieder das glühende Geschiebe angehäuft, rutschten die knorrigen Klumpenmassen, überwarfen sich und donnerten flammend ins Thal. Der Ritter Monticelli hatte uns früher von der radförmigen Fortbewegung der Lava gesprochen; doch bemerkte ich dießmal durchaus kein Rollen, vielmehr ein fortwährendes Schieben und Geschobenwerden. Die Bewegung scheint sich nur nach der Verschiedenheit der jedesmaligen Flußmasse richten zu müssen. Gewiß ist diese höchst verschieden bei den verschiedenen Eruptionen, die nach Breislaks Bemerkung die jedesmaligen Repräsentanten bestimmter innerer geologischer Bildungsverhältnisse seyn müssen. Sicher ist die jetzige Lava sehr abweichend in ihren Bestandtheilen von derjenigen, die ich bei einem frühern Ausbruch zu beobachten Gelegenheit hatte, hätte ich auch keine andern Beweise als den Geruch; denn da ist keine Spur von dem früher bemerkten charakteristischen arsenikalischen Knoblauchgeruch; auch der Schwefeldampf ist sehr gering, fast gar nicht bemerkbar. Die gegenwärtige Masse scheint überdieß sehr hart zu seyn; schwere Steine, mit Gewalt darauf geworfen, sprangen winklicht ab; auch gibt sie nicht so leicht ihre Wärme ab, denn man naht sich ihr auf einen Schritt; einer unserer Gefährten sezte sich sogar auf eine überhängende Schollenbank und spielte mit dem Stocke in der unter ihm fließenden Gluth. Mir kommt es einmal als ausgemacht vor, daß die Lava eben fließt, wie sie kann, und deßhalb gewiß sehr verschiedenartig. Daher die Erscheinungen der stoßenden, schiebenden, radförmigen, flüssigen rc., sogar stäubenden Bewegung, welch leztere zu der abgeschmackten Idee von Wassereruption geführt hat, da sie doch von glühendem, wirbelnden Lavasand herkommt. Soll denn die Natur und ihre Erscheinungen überall ins Gelehrtengeleis gebannt werden?

Endlich kamen wir oben auf dem Rand des alten, großen Kraters an. Hier ließe sich nun, wie es die Gewohnheit mitbringt, eine merkwürdige Connaissance machen, ein gefallener Minister sprechen, eine reizende Amazone einnehmen, man könnte im Glanze der Dichtung seine Unbedeutenheit sonnen, und das nicht ohne Grund; denn wenn man da oben ankommt, so muß man entweder ein Mann seyn, oder einen lügen. Man ist dem erhabenen Schauspiel nicht gewachsen, man wird erdrückt von dessen Größe; da aber hilft die Eitelkeit, die uns nie fallen läßt, nach und stellt uns auf Stelzen; unser Gesichtskreis wird erweitert, wir sehen mehr, als vorhanden, und schreiben mehr, als wir sehen, d. h. wir schreiben Apokalypsen. Das ist der Ursprung der Vesuvischen Romane. Die Wunder des gemeinen Lebens sind für uns verloren; daher die geckenhafte Betäubung bei außergewöhnlichen Erscheinungen, die doch im gemeinen Leben

fußen. Wir unsererseits fanden leider nur sehr gewöhnliche Leute vor, einige englische Maler, die Rhum wie Wasser tranken, um sich zu erwärmen oder gar zu begeistern, eine zärtliche Französin, welche die Wuth hatte, sich von ihrem Begleiter an eine höhere Randspitze führen zu lassen, troß des Cicerone's Bemerken, daß weder Gefahr noch Aussicht dort zu finden sey. Ich kannte das Weib, ihr Mann liegt todtkrank in Castellamore; o Weiberbegeisterung! Ich für meinen Theil sezte mich ganz behaglich und unpoetisch neben einige Neapolitaner nieder, von denen die aufrichtigen Reisenden aller Orten berichten, daß sie nicht den Muth haben, ihre Montagna zu besteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Post- und Fuhrwesen. Aufhebung von Klöstern.

Aus den mitgetheilten ausführlichen Nachrichten über die Organisation des russischen Postwesens ergibt sich, daß der Betrag des Postportos innerhalb der Grenzen des Reichs sehr gering ist; man zahlt für einen Brief, der ein Loth, oder ein Paket, das ein Pfund schwer ist, für eine Entfernung von 1000 — 1200 Werst nur 60 Kopeken Kupfer (5 Silbergroschen), und nie mehr als einen Rubel Papier (9 Silbergroschen), wenn ein Brief auch 7 — 8000 Werst weit geht. Anders jedoch ist es mit den nach dem Auslande bestimmten Briefen: ein einfacher Brief nach Hamburg z. B. kostet 315 Kopeken Kupfer, nach Frankreich 6 — 7 Rubel, nach Portugal und Spanien 9 Rubel, und das Porto für alle von hier abgehenden Briefe muß auch hier in Petersburg entrichtet werden. Den Schluß dieses höchst reichhaltigen, gemeinnützigen Kalenders machen die Nachrichten über die Diligencen und über die Einrichtung zur Assekurirung der Transporte. Diese Transporteinrichtung ist für Rußland von großem Nutzen. Sie übernimmt es, schwere, schwierig zu verpackende und flüssige Waaren aller Art zu transportiren, welche die Post nicht annimmt, und welche, wenn man sie Fuhrleuten anvertraut, in Gefahr sind, unterwegs gestohlen, verdorben oder verspätet zu werden. Leute gemeinen Standes werden auch bei diesen Transporten, gegen geringe Bezahlung, als Passagiere angenommen. Man kann Sachen und Waaren ohne Assekurirung versenden; geht dann etwas verloren oder leidet Schaden, so treiben die Comptoirs und Sektionen mit Hülfe der Regierung den Werth des Verlornen oder Beschädigten von den Fuhrleuten ein und bemühen sich, die Eigenthümer zu befriedigen. Wünscht aber Jemand ganz sicher zu gehen, so kann er seine Sachen oder Waaren assekuriren; dann zahlt er, außer den Frachtgeldern, noch vom Werth ½ Procent Assekuranz. Wenn assekurirte Sachen verloren gehen oder verdorben werden, wird das Geld unverzüglich nach dem angegebenen Werthe erstattet.

Französische Blätter finden ein Vergnügen daran, Verfügungen der russischen Regierung, die im Geiste der Gerechtigkeit und des Wohlwollens abgefaßt sind, im gehässigsten Lichte und ganz verdreht darzustellen. Unter mehrern ganz falschen Angaben wollen wir nur Eine herausheben und einige kurze Details über den wahren Zusammenhang der Sache geben. Die Gazette de France sagt in einer ihrer Nummern vom November, man habe die Kathedrale zu Wilna zu einem Pulvermagazin bestimmt, die Kirche der heiligen Väter zu Ponewiec in einen Maskeradensaal, in der einzigen Diöcese von Wilna 120 katholische Klöster in russische Kirchen verwandelt und die Priester des lateinischen Ritus mit Priestern vom griechischen vertauscht. Von all diesem, was jeder Unbefangene, der nur einigermaßen mit dem Geiste und den Ansichten der russischen Regierung bekannt ist, selbst gehörig zu würdigen wissen wird, ist nichts wahr, als daß eine gewisse Anzahl russischer Klöster in Weiß-Reussen und in den südlichen Provinzen aufgehoben worden ist. Diese Anordnung aber, weit entfernt, ein Akt der Verfolgung zu seyn, ist nichts als eine einfache Maßregel der Ordnung, dem kanonischen Rechte gemäß, welches vorschreibt, daß eine Klostergemeinde aus nicht weniger als acht Profeßthuenden bestehen soll. Da nun mehrere Klöster dahin gekommen waren, daß sie nur zwei bis drei Mönche zählten, so ließ die Regierung Erkundigungen über den Zustand der römisch-katholischen Klöster einziehen, woraus sich ergab, daß die Hauptursache des Verfalls derselben, welcher öfters schon den Unwillen der römisch-katholischen geistlichen Behörde selbst erregt hat, in der geringen, sich stets noch mindernden Zahl der Profeßthuenden liegt, die schon seit geraumer Zeit in keinem Verhältnisse mehr mit der Menge der vorhandenen Klöster steht. Während Rußland nämlich auf mehr als 35 Millionen Bekenner des griechisch-russischen Ritus etwa 400 Klöster zählt, hatte es auf etwa 2½ Millionen Katholiken 300 katholische Klöster, folglich ein Kloster auf ungefähr 8000 Katholiken, während bei den erstern ungefähr auf 100,000 nur ein Kloster kam. Viele dieser katholischen Klöster liegen in Gegenden, wo fast die ganze Bevölkerung nicht zu ihrer, sondern zur griechisch-russischen Kirche gehört. In Litthauen und Samogitien, deren Bewohner sich fast durchgängig zum römisch-katholischen Glauben bekennen, kommt auf 20,000, ja sogar auf 40,000 Katholiken nur Ein Kloster, während in den südlichen Gouvernements und in Weiß-Reussen, wo fast die ganze Bevölkerung griechisch-russisch und griechisch-unirt ist, ein Kloster auf 2000 und selbst 1000 Einwohner gerechnet werden kann, die von der Weltgeistlichkeit bedienten Pfarrkirchen nicht mitgezählt. Natürlich, daß hier die Mönche schon durch die Lage ihrer Klöster zum Müßiggange verleitet werden mußten, ihren Nebenmenschen keinen Nutzen brachten und öfters denselben zur Last fielen. Viele Klöster enthielten, wie gesagt, nicht einmal die kleinste Zahl von Mönchen, die Pabst Benedikt XIV. selbst im Jahr 1744 für die Fortdauer eines Klosters vorschrieb.

(Die Fortsetzung folgt.

Auflösung des Palindroms in Nr. 53:

i	a
e	h

Unendlicher Logogryph.

Schneide den Kopf mir weg und setz' ihn hinten am Schwanz an:
War ich Stange zuvor, werd' ich ein Adler anjezt.

Raube dem Räuber den Kopf und heft' ihn wieder dem Schwanz an:
Sieh da! im Augenblick wird er ein Papagey seyn.

Schneidest du nun dem Papagey selbst den geschwätzigen Kopf ab:
Hinter mit ihm: so ersteht Stange der Segel im Schiff.

Fährst du so immer fort mit Kopfabschneiden und Ansatz:
Reicht auch unendlich Papier nimmer zum längsten Geschäft.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. März 1833.

— Die heil'ge Ehre seiner selbst
Und seiner Gattin gibt er Preis dem Leumund,
Deß Stachel schärfer als das Schwerdt, und nie
(Denn wie die Sachen stehn, so ist's ein Fluch,
Daß man ihn nicht dahin bringt,) reißt er aus
Die Wurzeln seines Wahns.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Karl versprach Alles und war von dem Augenblicke an wieder heiterer und nachsichtiger gegen die Thorheiten der Menschen. Nach einigen Tagen besuchte er selbst mit seiner Frau die Fürstin von Salvaggio und entschuldigte ihr neuliches Ausfahren durch ein Mißverständniß. Sophie nahm die Entschuldigung freundlich an, obgleich sie sehr wohl wußte, was sie davon zu denken habe. Die neue Lage, in welche Oertzen sich versezt sah, veranlaßte ihn natürlich, sich viel an Cäcilie zu halten; aber er fand fast immer Goll an ihrer Seite. Dieser begleitete sie nicht nur ins Theater und wieder nach Hause, führte sie in allen Gesellschaften zu Tische, oder stand hinter ihrem Stuhle am Thee- und Spieltisch, sondern er besuchte sie auch täglich in ihrem eigenen Hause; kurz, er that Alles, was, nach Kallendorfs Meinung, Oertzen hätte thun sollen. Karl aber bemerkte von Allem dem nichts, denn er vernachläßigte seine Frau geflissentlich, um sie ganz sich selbst zu überlassen, und sie — genoß arglos der Freuden des Lebens, sah sich manchmal, wenn sie sich des männlichen Schutzes bedürftig glaubte, nach Kallendorf um, und nahm, wenn dieser nicht in der Nähe war, unbefangen den Arm, der sich ihr zuerst darbot, und das war fast immer Golls. Mit Unmuth bemerkte Oertzen die Emsigkeit, mit welcher der neue Anbeter ihr seine Huldigungen darbrachte, und wie es ihm gelang, sie nach und nach in immer nähere Verbindung mit der Fürstin Sophie zu ziehen, wo viele ästhetische Abende verbracht wurden, die Cäcilien unwiderstehlich zu fesseln schienen. Kallendorf war nie gegenwärtig dabei, er vermied die Fürstin noch immer, wenn er irgend konnte; um so mehr fühlte sich Oertzen bewogen, sich in den Zirkel einzudrängen, und sobald jener erfuhr, daß Cäcilie und Oertzen sich bei der Fürstin träfen, gab er die häufigen Besuche ohne Murren zu. Es ward oft gelesen, und immer erhielten Cäcilie und Goll die Rollen der Heldin und ihres Liebhabers; beide lasen mit Gefühl, und wenn Goll mit leidenschaftlichen Blicken an ihr hing, wurden dieselben oft mit gütigen, theilnehmenden erwidert. Dem armen Oertzen ward immer banger ums Herz, er überlegte Tag und Nacht, was zu thun sey, fand aber vor der Hand nichts nöthiger, als unaufhörlich zu wachen. „So hat denn," sagte er sich, „der edelste, beste Mensch durch die eine unbegreifliche Grille den Teufel am Ende selbst beschworen, den er verbannen wollte. Nur seine Launen und seine Vernachläßigung haben die arglose, liebenswürdige Frau dahin gebracht, daß ihr Herz sich wirklich von ihm wendet; aber nicht, wie er es berechnete, denn das Schicksal spottet immer des vorwitzigen Menschen." Uebrigens ging durchaus nichts vor, was sich geradezu als tadelnswerth hätte bezeichnen lassen.

Man sang, las, sprach und lachte, und das Alles mit einer Feinheit, mit einem Geschmack, wie es nur in den gebildetsten Kreisen möglich ist; es war ein kleines Athen in Aspasiens vertrautesten Gemächern, wo namentlich über die Dichter unserer Zeit manches geistreiche Urtheil gefällt ward, das Oertzen wohl hätte niederschreiben können, damit wir uns im Stande sähen, es den Lesern mitzutheilen. So viel uns davon bekannt ist, war Goll ein großer Bewunderer von la Motte Fouqué, mit seinen ritterlichen Gestalten und kühnen Verwicklungen. Oertzen dagegen haßte diesen Schriftsteller, was manchen lebhaften Streit veranlaßte, der von den Frauen entschieden oder noch mehr verwirrt wurde. Einst sagte Goll: „La Motte Fouqué kann ohne Zweifel neben die besten Dichter unserer Nation gestellt werden.“ — „O ja, im Bücherschrank,“ entgegnete Oertzen in seiner trockenen Manier. Die Fürstin, die diesen Witz noch nicht gehört hatte, sagte: „Man weiß den Propheten daheim nie zu schätzen. Was Graf Oertzen da sagte, ist so fein und witzig, wie irgend ein gedrucktes Bonmot, und morgen ist's vergessen.“ — „Und wenn es wirklich ein unsterbliches Wort wäre,“ sagte er galant, „es hätte seinen schönsten Augenblick eben jezt durch Ihren Beifall.“ — „Wie altmodisch!“ erwiderte sie. „Um wieder auf la Motte Fouqué zu kommen,“ sagte Cäcilie, „meine Schwester schrieb mir neulich, daß er in Norddeutschland nicht weniger enthusiastische Verehrer habe, als Sie sind, Graf Goll. Bald nach der Einnahme von Paris machte er von dort eine Reise nach Holstein, wo er nach wenigen Tagen gar possirlich wie ein gerupfter Hahn umher ging, weil die Damen, um ein Andenken von ihm zu haben, seinen Federbusch plünderten. Aber darum bin ich nicht weniger Ihrer Meinung; er ist gewiß ein großer Schriftsteller, schon durch seine Undine, und sollte es nicht entgelten, wenn Manche sich durch übertriebene Verehrung lächerlich machen. Wie ungerecht wäre es, ihn weniger zu bewundern, weil Andere es zu viel thun.“ — „Ja, wer das Maaß seiner Bewunderung immer bestimmen könnte,“ sagte Goll seufzend vor sich hin, „das wäre ein glücklicher Mensch!“ — „Hat es Sie schon einmal zu tief getroffen, lieber Vetter?“ sagte die Fürstin, um die sehr deutliche Beziehung noch handgreiflicher zu machen. Cäcilie sah verlegen vor sich hin, Oertzen ärgerlich, denn ihm schien gar zu viel Absicht in der gezwungenen Sentimentalität zu liegen. Goll seufzte tiefer. „Nun, Antwort!“ fuhr die Fürstin fort, „berichten Sie, aus welcher Wunde fließt denn das Blut?“ — „Ach!“ erwiderte er, „die Wunde ist groß, weil sie so klein ist.“ — „Wie groß würde sie erst seyn, wenn sie gar nicht wäre!“ sezte Oertzen in ähnlichem Tone hinzu. — Cäcilie brach in lautes Lachen aus und Goll lachte mit, biß sich aber dabei in die Lippen. Die Fürstin sagte: „Wahrhaftig, Oertzen, Sie sind heute unübertrefflich, ich liebe Sie troz meiner selbst.“ — „Dießmal,“ antwortete er, „müssen Sie einen alten Witzkopf statt meiner lieben, denn das lezte Bonmot war wirklich nur ein Citat, ich war gar nicht zu Originalwitz aufgelegt.“

Als die Gesellschaft bald darauf auseinanderging, nahm er sich vor, das Treiben der Fürstin wo möglich keinen Tag mehr aus den Augen zu lassen. Kallendorf suchte inzwischen seine innere Unruhe hinter äußerer Sorglosigkeit zu verstecken; aber sein Gemüthszustand war wirklich bedauernswerth. Ob Krankheiten, wie die seinige, ein Unglück sind, das der Himmel über uns verhängt, so daß es Jeden treffen kann, oder ob sie nur in eigener Verschuldung ihren Keim haben, das ist eine Frage, die man vor Zeiten gewiß im Sinne der lezteren Voraussetzung entschieden hätte; jezt aber, wo so manche Sünde als Monomanie betrachtet oder doch dargestellt wird, glauben wir etwas Aehnliches für unsern Freund in Anspruch nehmen und ihn dadurch in den Augen der Welt entschuldigen zu dürfen. Was ihn selbst anbelangt, so fühlte er in der Idee, die ihn beherrschte, keine Gewissensbisse, sondern nur die peinliche Unmöglichkeit, sich davon loszumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel und der Vesuv.

(Beschluß.)

Der alte große Krater, der vor zwei Jahren ein ungeheurer leerer Kessel war und nur auf seinem Grunde, in den man hinabsteigen konnte, einige kochende Schlünde hatte, hat sich in sehr kurzer Zeit bis an den Ring hinauf mit Lava angefüllt. Diese Masse, glühend in der Tiefe, ist auf ihrer Oberfläche zum Theil erkaltet, zum Theil in eine Menge flammender Risse gesprengt; sie ist an verschiedenen Punkten über den Rand des Kessels ausgetreten und fließt besonders auf der östlichen Seite nach Ottajano hinunter in mehreren Strömen, die viel mächtiger sind, als die beiden vordern, die nach Torre del Greco hinunter laufen. Ungefähr in der Mitte dieser Lavamasse hat sich nun allmählig ein neuer, kleinerer Kegel nach Art des alten aufgeworfen und trägt jezt den eigentlichen thätigen Krater in sich. Derselbe erhöht und dehnt sich zusehends aus, und muß allem Anscheine nach, wenn er so zu schaffen fortfährt, seine Linien mit denen des großen Kegels vereinigen, kurz, einen einzigen Berg mit ihm ausmachen, so daß der Vesuv wieder ungemein an Höhe gewinnen wird.

Das merkwürdigste Phänomen dieser unserer Eruption ist gewiß die gegenwärtige äußere Gestaltung des Vesuvs selber; sie dürfte vielleicht Berücksichtigung verdienen und besonders nicht so ganz zufällig seyn, als es geradehin

scheinen möchte. Göthe hat zu seiner Zeit schon die nämliche Katastrophe gesehen und dieselbe sehr treu beschrieben. Mittlerweile ward der ganze Kessel wieder ausgebrannt, leer, voll, fiel, stieg in sehr verschiedenen, aber immer ganz regelmäßigen und einander bedingenden Formen. Die aufgezeichneten metereologisch-statistischen Beobachtungen über diese äußern Formveränderungen sowohl als auch über die Vorboten, Symptome, Nachläufer der Ausbrüche, über die Paroxysmen und Remissionen derselben, deuten auf einen systematischen Entwicklungsgang des ganzen vulkanischen Prozesses hin, und wenn wir dann bedenken, daß schon Plinius den Berg in seinem Verhalten ganz so beschreibt, wie es in neuerer Zeit beobachtet worden, so könnte man leicht versucht werden, anzunehmen, daß hier von Bildung zur Zerstörung hinüber ein eigenthümlich gesetzlicher Gang, ein bestimmter, natürlicher, gleichsam organischer Formationswechsel vorwalte, der freilich nicht durch bloße Höhenmessungen und malerische Expositionen von kleinlichten Terrainsverschiedenheiten, sondern durch eine treue, allgemeine Auffassung der Physionomie und der Lebensäußerungen einer jedesmaligen Eruption ergriffen und in ein kritisches Licht gestellt zu werden verdiente. Die immer wiederkehrenden, einander wechselseitig verschlingenden und gebärenden Bildungsperioden des Berges sind ein wahres und treues Bild des Kreislaufes der Weltgeschichte.

Der junge Kegel hat nun das Feuerhandwerk seines Vaters übernommen und schafft recht munter fort; bis in unsere Nähe jagte er seinen schweren Gluthregen. Nachlassend und wieder aufbrausend, als hätte er Athem geholt zu seinen Anstrengungen, schien er einige Male sogar fürchterlich werden und uns Angst machen zu wollen; es war aber leider keine Gefahr vorhanden, wie sie doch die Französin zu wünschen schien. Zwei junge Schweizer suchten jedoch die Gefahr auf, die die Dame erwartete. Ihre Idee war, über die Lavadecke weg, die, wie Eis über einem See, über der siedenden Masse lag, bis an den kleinen Kegel vorzudringen. Der geringste Zweifel in ihr Vorhaben war Grund genug für sie, dasselbe auszuführen. Sie liefen, gleich Orpheus, in die Hölle, ohne jedoch für eine geliebte Euridice getrieben zu werden. Ihr Ziel ist über zweihundert Schritte entfernt; nun denke dir die Lavadecke überall von flammenden Schlünden zerrissen, die sie oft weit umgehen müssen; die Decke selber schwankt bei jedem Fußtritte; plötzlich, nur durch dumpfes Tosen mahnend, bricht links und rechts der erstickende Rauch, das versengende Flammengestöber hervor; sie stehen auf einem, losgetrennten Stück — es bewegt sich vorwärts, sie fahren — da gilt's, über den gähnenden Abgrund zu springen. Je näher sie rücken, desto größer die Gefahr; jetzt ersteigen sie den ersten Ring, der von dem zirkelförmig fallenden, schwerern Gluthhagel wie ein Wall aufgeworfen worden; sie dringen innerhalb der Schußlinie hinab; bald stehen sie am Fuße des donnernden Kegels, aber ein flammender Corytus umgürtet die höllische Werkstätte, sie können nicht weiter und bringen ihre elende Beute, einige Schwefelstücke, wie der Alpenjäger ein armselig Gratthier, von dem lebensgefährlichen Wagniß zurück, Gesicht und Haare verbrannt, Hut und Sohlen eingeäschert. Unsere Angst um sie war so groß, als ihre Verwegenheit; häufig waren sie uns aus den Augen verschwunden, entweder hinter Lavahaufen, oder im Rauch versteckt. Was das liebe, derbe Trotzköpfe sind! Als wir die jungen Helden hinlänglich gelobt und getadelt hatten, ritten wir Alle zusammen, mit Asche wohl bepudert, auf unsern Stöcken zum Waldbruder hinunter.

Am meisten für Vulcanologie haben hier der Mineralog Ritter Monticelli, der wohl das schönste vulcanische Museum besizt, und der Chemiker Covelli gearbeitet; ihre Schriften sind klassisch, was sie nicht nur den angestrengtesten, fast tagtäglich unternommenen Beobachtungen, sondern noch mehr dem wirklich wissenschaftlichen Streben, das sie auszeichnet, zu verdanken haben. Covelli, der Freund Davys und Humboldts, ist leider vor einiger Zeit, in seiner schönsten Lebensblüthe, gestorben; der alte Monticelli lebt noch wie ein Jüngling seinen Studien. Er ist einer jener Schilde, die Neapel gegen die witzelnden Kritiken der vorübersummenden Fremden beschützen; er hat in frühern Zeiten für sein Volk gelitten, jezt lebt er nur der Wissenschaft.

Göthe spricht in seinen Briefen aus Neapel von einer tropfsteinförmigen Bekleidung einer vulkanischen Esse, die durch die allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen gebildet worden sey; diese allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen sind salzsaure Sätze, in ungeheurer Menge vorhanden und mit Metallen verschiedentlich gefärbt. Die Analysen der verschiedenen Laven und Lavenbestandtheile werden hier sehr fleißig und tüchtig gemacht; aber der Chemie, so viel sie auch verspricht und auch leisten sollte, traue ich nicht mehr so ganz, seitdem sie Alles machen kann, was sie will, im Gegensatz zu der Alchimie, die nicht fand, was sie suchte. Ueber den eigentlichen Ursprung des vulkanischen Feuers kann dir unser Pfarrer, der nie stecken bleibt, wo es sich um Beweise handelt, noch immer bestimmtere Auskunft geben, als ich. Er hat früher in der Christenlehre so was von Sodoma und Gomorrha mit der Vulcanologie verflochten, und siehe da, seine Verwandten hier haben ganz und gar die nämliche Exegese über den Untergang von Pompeji und Herkulanum unter die Menge gebracht, und halten die lebenslustigen Neapolitaner mit diesem einleuchtenden Dogma im Zaume. Die Dummköpfe sind nur darum so zuversichtlich und tongebend, weil sie einander aller Orten verstehen, was

bei den Gelehrten so selten der Fall ist. Ich habe übrigens die grobe Ansicht von einem Steinkohlenbrande, die mir Lippi angeschwazt hat und die ich wie ein Heiligthum vertheidigt habe, aufgegeben, die Neptunisten, die mich mit den oben angeführten salzsauren Salzen so lange gefangen hielten, verlassen und bin zu den Vulcanisten übergelaufen. Der feurige Erdmittelpunkt, den ein theologischer Professor in der Schweiz ebenfalls, aber unter einem andern Namen, nämlich als Hölle, anerkennt, erklärt leicht, allgemein und viel; denn man muß am Ende doch etwas glauben, wenn man nichts weiß.

Abschied.

Nun gürte, Liebste, gürte zur Reise mich,
Um Brust und Hüfte schlinge mir fest den Gurt,
Und schenke, Liebste, mir noch einmal
Hier an der Schwelle den Wein des Abschieds,

Voll bis zum Rand' und daß es darüber geht:
Rubin der Becher, aber der Wein ein Kuß;
Der Gurt ein Armumfang, daran ich
Ewig gedenke mit süßen Schauern.

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Aufhebung von Klöstern. Pferderennen.

Im zweiten Theil der von Pabst Benedikt XIV. bei dieser Gelegenheit erlassenen Bulle heißt es unter anderm: „Wir haben erfahren, daß mehrere Klöster der polnischen Provinz in die höchste Armuth versunken und kaum zwei oder drei Mönche zu unterhalten im Stande sind; in solchem Falle verordnet das kanonische Recht, mehrere Klöster in eins zu vereinigen, so daß zehn oder mindestens acht Mönche in einem Kloster beisammen leben.“ — Demnach hat der Kaiser verordnet, daß diejenigen katholischen Klöster, in denen die Zahl der Mönche nicht vollständig ist, und solche, die mitten in griechisch-russischen und griechisch-unirten Ortschaften liegen, deren Mönche mithin in Gemeinden einer ihnen fremden Konfession nie in den Fall kommen, ein geistliches Amt auszuüben, aufgehoben, die Mönche in andere fortbestehende Klöster versezt, die Klosterkirchen in solchen Gemeinden, wo wenigstens hundert katholische Einwohner sind, die eigene Häuser besizen, in Pfarrkirchen verwandelt und die Gebäude der aufgehobenen Klöster zu milden Stiftungen oder gemeinnüzigen Einrichtungen verwendet werden sollen. Die baaren Kapitale der aufgehobenen Klöster sind alle ohne Ausnahme zur Hülfskasse geschlagen, die der katholische Klerus in Rußland besizt, und die sowohl dazu dient, gebrechliche Geistliche zu unterstüzen, als auch die Fonds der Seminarien zu bereichern. Dieß Unterstüzungskapital für ärmere katholische Kirchen und Klöster ward nämlich aus dem Ueberschuß der Einkünfte reicherer katholischer Kirchen gebildet. Dieser von sechs Eparchien bestrittene Beitrag, der am 1sten Januar 1823 seinen Anfang nahm, gibt jährlich eine Summe von 5575 Rubel Silber. Jezt beträgt dieses Kapital, mit Einschluß der im Jahr 1829 aus dem Reichsschaz bewilligten Summe von 100.000 Rubel Banko, schon 350.000 R. B. und wächst nun, durch die Kapitalien der aufgehobenen Klöster, bis zur Summe von 1.850.000 R. B. an. Das unbewegliche Vermögen und sonstige Eigenthum der eingehenden Klöster ist der Krone zur Verwaltung übergeben, jedoch unter der Bedingung, daß die Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, namentlich zu Schulen, statt der bisher bestandenen Klosterschulen, verwendet werden. Das Eigenthum der römisch-katholischen Klöster besteht in Vorwerken, Ackerland, Wiesen, Waldungen, Dörfern mit Bauern und in baaren Kapitalien. Diese Güter haben die Klöster auf verschiedenen Wegen erlangt, zum Theil durch das Traditionsrecht, zum Theil als Wiederkauf, die meisten aber wurden ihnen testamentarisch vermacht, unter der Bedingung, daß Seelenmessen gelesen oder gottgefällige Anstalten unterhalten würden. Der Gesammtbetrag der Kapitalien der Klöster ist 49.487 Dukaten, 63.125 Thaler, 2,173.190 Rubel Silber; ferner 29.242 männliche Erbleute, von denen in Weiß-Reussen und den drei Südgouvernements sich fast alle zur griechisch-russischen Kirche bekennen. Hiervon gehörten den aufgehobenen Klöstern 13.098 Bauern, 7278 Dukaten, 2600 Thaler und 1.166.765 Rubel Silber. Was die wohlthätigen Anstalten und Schulen der aufgehobenen Klöster betrifft, so wird die Sorge für erstere der geistlichen Ortsobrigkeit, für leztere dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts anheimgestellt. Die Klostergebäude sind, mit Ausnahme der Wohnungen der Priester derjenigen Kirchen, welche für Pfarrkirchen erklärt worden, zu gemeinnüzigen Anstalten bestimmt, in jeder Eparchie aber ist ein Kloster für die Bedürfnisse der Geistlichkeit selbst, und namentlich zu Versorgungsanstalten bejahrter und an unheilbaren Krankheiten leidender Kirchendiener vorbehalten.

Auf Veranstaltung der Regierung werden in verschiedenen Gegenden des Reichs Pferderennen angestellt. Dergleichen fanden den verflossenen Herbst z. B. in Jekaterinoslaw und Cherson statt. Der erste Preis bestand aus einer silbernen Vase, 1500 Rubel an Werth, der zweite in 500 Rubel. In Neu-Tscherkask war im Oktober ein Pferderennen bei dem Obrist Orlow. Die Rennbahn maaß 21 Werst; von 12 Rennern legten dieselbe 3 in 36 Minuten zurück. Die Besizer sämmtlicher Renner kamen überein, daß Jeder derselben einmal im Jahre ein Pferderennen bei sich anordnen und die Liebhaber dazu einladen wolle, um immer besser die Schnelligkeit und Kraft der Pferde kennen zu lernen, an denen Rußland vor vielen andern Ländern reich ist. — Auch in Orenburg hat die dortige Regierung die Kosaken des Uralschen Heeres aufgefordert, die Pferderennen wieder ins Leben zu rufen, welche von Alters her ein Lieblingsvergnügen der kriegerischen Bewohner des Urals waren. Am 15ten September ging dieser Wunsch in Erfüllung. Der Gebieter des westlichen Theils der kleinen Horde der Kirgis-Kaissaken, von der Heeresobrigkeit eingeladen, kam mit einem ansehnlichen Gefolge. Zum Rennen wurden 30 Pferde aus den Gestüten des Uralschen Heeres und 13 Kirgisische Pferde auserlesen, die von jenen abgesondert rannten. Die Rennbahn betrug 16 Werst. Um 11 Uhr wurden die Uralschen, eine Viertelstunde später die Kirgisischen Pferde losgelassen. Die Vordersten der erstern erreichten in $22\frac{1}{2}$, die der leztern in $21\frac{1}{2}$ Minuten das Ziel, und ihre Besizer empfingen auf der Stelle die ausgesezten Preise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. März 1833.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn; doch lieb ist immer nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Hölderlin.

Der Briefwechsel zwischen dem Tübinger Professor Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen zu Konstantinopel, in Beziehung auf den Zustand Griechenlands und der Griechen im sechzehnten Jahrhundert.

So sehr das alte Griechenland seit Wiederherstellung der Wissenschaften die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, so sehr seine Literatur und Kunst ihren Fleiß, Forschungsgeist und Scharfsinn in Anspruch genommen hatte, und ein so helles Licht durch fortgesetzte Bemühungen über das Leben jenes Volkes in allen seinen Beziehungen verbreitet wurde, so wenig war das neuere Griechenland einige Jahrhunderte hindurch berücksichtigt und so dunkel und unbekannt waren sein Zustand und seine Schicksale. Weitläuftige Untersuchungen wurden über die Lage dieses oder jenes alten Ortes, über die Abstammung dieser oder jener alten Völkerschaft, über den Ursprung dieser oder jener Sitte angestellt; was aus Athen und Sparta geworden, ob die Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis nur noch existiren und unter welchen Bedingungen sie existiren, darüber suchte Niemand Auskunft. Ein Masse von Gelehrsamkeit wurde auf die Aufhellung der griechischen Geschichte, Literatur und Kunst, Mythologie und Alterthümer verwendet; ob jezt die Stille des Grabes, die Finsterniß der Barbarei, ob das Kreuz oder der Halbmond in jenen klassischen Gefilden herrsche, dieß interessirte Niemanden. Man sprach von dem ruhigen Flusse der Sprache Herodots, dem kräftigen Ausdrucke eines Thucydides, der sanften Anmuth eines Xenophon; welche Laute jezt gehört werden an jenen Orten, wo der gefeierte Jonier dem bewundernden Volke seine Geschichtsbücher vorgelesen, wo der ernste Athener seine Geschichte und der herrliche Führer der Zehntausende seinen Zug und des Sokrates Lehren niedergeschrieben, darum bekümmerte man sich nicht. Die Kunde, welche zuweilen ein Wanderer aus Europas Osten brachte, betraf nur Konstantinopel und seine Umgebungen; das eigentliche Griechenland war für das übrige Europa in dasselbe Dunkel gehüllt, wie Europas Westen zur Zeit Homers für die Griechen. Der erste Gelehrte, welcher über das neue Griechenland sich Licht zu verschaffen suchte, ist der bekannte Tübinger Professor Martin Krusius, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ein enthusiastischer Verehrer von Allem, was griechisch war und griechisch hieß; selbst die Predigten, welche er anhörte, schrieb er griechisch nach bis zur Zahl von siebentausend. Diesem gelang es, mit dem Patriarchen zu Konstantinopel und einigen Gelehrten daselbst einen Briefwechsel anzuknüpfen und auf diesem Wege Nachrichten über das neue Griechenland und die kirchlichen und politischen Verhältnisse desselben zu erhalten. Dieser Briefwechsel ist

bis jezt nur für die Geschichte der kirchlichen Verhandlungen zwischen Tübingen und Konstantinopel benüzt; die in demselben enthaltenen Nachrichten über Griechenland und seine Bewohner, ihre Sprache ꝛc. wurden nicht einmal in neuester Zeit beachtet. Ich versuche es, sie zu geben, nebst einer kurzen Geschichte dieses Briefwechsels, besonders so weit in derselben der Geist des Volks und der schreibenden Personen charakteristisch sich ausspricht. *)

Kaiser Maximilian II. schickte im Jahr 1573 den Freiherrn David von Ungnad als Gesandten nach Konstantinopel. Dieser bat sich von der theologischen Fakultät zu Tübingen einen tüchtigen, kenntnißreichen jungen Mann aus zum Prediger auf seiner Reise und während seines Aufenthaltes zu Konstantinopel. Die Fakultät schlug ihm den Magister Stephan Gerlach vor. Martin Krusius beschloß, diese Gelegenheit zu benützen, „um sich von dem Zustande des griechischen Volks, seiner Sprache, der griechischen Kirche und andern Verhältnissen Kenntniß zu verschaffen und den Griechen Glück zu wünschen, wenn sich noch einige Trümmer der alten Herrlichkeit bei ihnen vorfinden sollten.“ Da er Niemanden zu Konstantinopel kannte, sondern nur wußte, daß ein Patriarch sich daselbst befinde, so wandte sich Krusius an diesen, wiewohl er ihm sogar dem Namen nach unbekannt war, und ließ ihm durch Gerlach einen vom 7ten April 1573 datirten Brief einhändigen. Krusius äußert unter Andern in demselben, „daß nicht unbescheidene Neugierde ihn zu seinem Schreiben veranlasse, sondern eines Theils wolle er den Griechen Glück wünschen, daß das Christenthum noch nicht bei ihnen erloschen sey — er habe früher geglaubt, die christliche Kirche sey in jenen Gegenden ganz ausgerottet, später aber habe er erfahren, daß noch ein Funke des Christenthums bei ihnen glimme und daß ein Patriarch ihrer Kirche vorstehe — anderntheils wolle er sie seiner Liebe zu Griechenland, dessen Sprache und Wissenschaft er den größten Theil seines Lebens gewidmet habe, und seiner Theilnahme an dessen Schicksale versichern.“ Um dem Patriarchen einen Begriff von der evangelischen Lehre und von seinem Eifer für das Griechische zu geben, legte Krusius eine, von dem Tübinger Kanzler Jakob Andreä bei Gerlachs Weihung gehaltene, von ihm in das Griechische übersezte Rede bei. Sie hatte die Worte des Evangeliums Johannis X. 12. „ich bin der gute Hirt,“ zum Gegenstand. Gerlach kam den 6ten August in Konstantinopel an. Der Patriarch nahm ihn sehr zuvorkommend auf und versprach Beantwortung des Schreibens. Nach Gerlachs Entfernung las der Patriarch das Uebersandte, erstaunte aber nebst mehrern gerade anwesenden Griechen nicht wenig über die Predigt. Krusius hatte ihrer in dem Briefe nicht näher erwähnt, sondern nur den Zweck ihrer Uebersendung lateinisch beigesezt. Dieß hatten die Griechen entweder nicht bemerkt oder nicht verstanden; kurz, sie sahen in der Predigt eine Aufforderung der Deutschen an den Patriarchen, sein Amt mit mehr Eifer und größerer Thätigkeit zu versehen. Der Rhetor des Patriarchen und Gerlach lösten endlich das Mißverständniß. Ohne noch eine Antwort erhalten zu haben, schrieb Krusius im März 1574 einen zweiten Brief an den Patriarchen, welchem wiederum eine griechisch nachgeschriebene Predigt beigelegt wurde.

*) Um das nationelle Gepräge nicht zu verwischen, habe ich, so viel möglich, wörtlich übersezt und einige Stellen der Briefe beibehalten, welche nicht unmittelbar den angegebenen Zweck berühren.

(Die Fortsezung folgt.)

Kallendorf.

(Fortsezung.)

Während dessen hatte sich Baron Kurzdorf, den wir auf Amsee flüchtig haben kennen lernen, in der Nähe dieses Gutes angekauft. Er schrieb an Kallendorf, er sehe als wohlinstallirter Nachbar seiner und seiner Familie Rückkehr nach Amsee freudig entgegen und hoffe, sie werden nicht erst den Sommer abwarten, sondern mit den ersten Schneeglöckchen zu ihm hinauseilen. Zu dieser freundlichen Aufforderung kam bald noch eine andere, stärkere. Oertzen, der die Leseabende bei der Fürstin Sophie eifrig besuchte, bemerkte bald, daß sie Cäcilien und Goll auf alle Weise zusammen zu bringen suchte, und bekannt mit allen Verhältnissen der Vergangenheit, wußte er den Schlüssel zu dieser unedlen Verfahrungsart leicht zu finden. Er war im Innersten empört über diese Frau, die ihm einst so angenehm gewesen. Was ihn aber tiefer noch bewegte, war die Entdeckung, daß Cäcilie offenbar anfing, sich für Goll zu interessiren. Er glaubte zwar fest, daß ein Wüstling, wie er, sie nie auf die Länge fesseln würde; aber ihre große Jugend und Lebhaftigkeit, bei der gänzlichen Vernachläßigung von Seiten des Mannes, erregten doch mancherlei Besorgnisse in ihm. Er war überzeugt, daß Cäcilie den besten Willen habe, daß sie den Gedanken einer Untreue nicht nur verabscheue, sondern daß derselbe ihr noch nie in den Sinn gekommen sey; aber zugleich bedachte er die Gebrechlichkeit aller Menschen und die ganz eigene Lage, in welcher sie, ihr selber unbewußt, sich befand. Er glaubte, und entschiedener noch als ihr Mann, daß sie allerdings fähig sey, einer Verführung zu unterliegen; aber er glaubte dieß ohne Unterschied von allen Menschen und meinte, Jeder habe seinem Gott zu danken, wenn es ihm gelungen sey, der Versuchung zu widerstehen, weil sie vielleicht nicht zur rechten Stunde, oder unter den rechten Umständen gekommen war. Daher schien es ihm auch so frevelhaft

an seinem Freunde, nicht nur von seiner Frau eine an sich übermenschliche Festigkeit zu verlangen, sondern sogar die Umstände und die Stimmung herbeiführen zu wollen, die zwei gute Menschen zu den elendesten machen konnten. In diesen Verhältnissen hielt er ein keckes Eingreifen nicht für unrecht, selbst wiederum von einer andern menschlichen Schwäche verführt, die uns gar zu leicht verleitet, die Rolle des Schicksals übernehmen zu wollen. — In Folge dieser Reflektionen ging er am folgenden Morgen zu Kallendorf und erklärte ihm: hier im Geräusche der Stadt lasse sich zur Ausführung seines Planes nichts Ordentliches anfangen; er sehe Cäcilie kaum ohne einen ganzen Schwarm von Anbetern, die sie überall umringen; daher bitte er ihn, seine Abreise aus der Stadt zu beschleunigen, damit er ihr Gemüth in der Stille des Landlebens besser erproben könne. Graf Karl sah ihn scharf an und sprach: „Oertzen, Du bist stark in Deinen Forderungen und verlangst mein Vertrauen so unbedingt, daß Du einen sehr hohen Begriff von demselben haben mußt. Doch Du sollst Dich darin nicht getäuscht sehen; in vierzehn Tagen werde ich mit Cäcilie abreisen, Du magst dann folgen, sobald Du es für gut hältst."

Cäcilie empfing diese Nachricht sehr unmuthig, zumal ihr natürlich kein anderes Motiv anvertraut ward, als die Bitte des Baron Kurzdorf; Goll und die Fürstin aber waren au désespoir, um so mehr, da Oertzen jedes tête à tête zwischen jenem und Cäcilien zu verhindern wußte. Er paßte auf wie ein Argus und die Fürstin fing an, sich in Betreff ihrer getäuschten Erwartungen hinsichtlich Golls zu trösten, weil ihr die Gefahr, von Oertzen geliebt zu werden, für Cäcilie noch näher erschien, und weil ihr nur daran lag, sich an Kallendorf gerächt zu sehen, gleichviel durch welches Mittel. Die vierzehn Tage waren bald verstrichen, und die arme Cäcilie schied von den Freuden der Stadt, ohne eine Ahnung der Intriguen, die ihretwegen dort gespielt worden waren, doch auch noch früh genug, um der Gefahr zu entgehen, die ihr allerdings unter solchen Verhältnissen drohte. Bald darauf ging Oertzen auch aufs Land, doch nicht gerade nach Amsee, sondern erst zu Kurzdorf, wo nicht lange nachher auch Kallendorf mit seiner Frau sich einfand.

Nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände und Folgen schien es Oertzen das Beste, den ehrlichen Baron von der unerhörten Lage, worin er sich befand, vollständig zu unterrichten und sich dessen Rath und Hülfe zu erbitten. Theils aus natürlichem Hang zu allem Abentheuerlichen, theils aus wahrem Edelmuth und aus Freundschaft für Kallendorf, interessirte sich Kurzdorf auf das Lebhafteste für die Sache, hielt es aber für nöthig, nach einem feierlichen Versprechen der Verschwiegenheit und des Gehorsams, seine Frau mit ins Geheimniß zu ziehen, um sich in keinem Falle durch sie gestört zu fühlen.

Als Kallendorfs mit den ersten Blättern ankamen, wurden sie von dem biedern Wirthe und seiner Gattin als liebe Verwandte so gut als möglich empfangen. Bald war man in dem reizend gelegenen, noch etwas leeren Hause behaglich eingerichtet. Aus einer Spalte des Felsen, worauf das Schloß erbaut war, drängte sich eine mächtige Ulme, die mit ihren Wipfeln den Balkon überragte, der zu Cäciliens hübschem Zimmer gehörte. Durch die Aeste des alten Baumes blickte der Mond und beleuchtete die nahen Gebirge und den Silberspiegel des Sees. Kallendorfs Zimmer, neben dem ihrigen, stand fast immer leer, weil er täglich Geschäfte auf Amsee hatte und nur auf Stunden herüberritt. Kurzdorf und Oertzen waren auch oft aus, und so waren die Frauen, des Morgens wenigstens, fast ganz auf sich selbst beschränkt und auf den kleinen Cäcil, der ein schwarzlockiger Amor und der Stolz und die Freude der Mutter geworden war. Der flüchtige Eindruck, den Goll auf Cäcilien gemacht hatte, war in der Stille des Landlebens bald ganz verwischt, und die Erholung von den Strapatzen des geselligen Treibens that ihr, auch körperlich, sehr wohl. Der süße Frühling hauchte bald seinen Duft durch alle Gänge des Gartens, und jeder Tag rief neue Blüthen ins Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Fasching.

Es war eine erfreuliche Erscheinung, das Pariser Volk beim lezten Fasching so froh und lustig zu sehen. Seit mehreren Jahren war keine solche allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Lustbarkeiten bemerkt worden. Zwar hat es nicht an grämlichen Leuten gefehlt, welche, besonders in den karlistischen Blättern, hämische Bemerkungen über den fröhlichen Fasching laut werden ließen. Wollte man ihnen glauben, so hätte das Volk dießmal in einem Taumel von Ausgelassenheit und Ausschweifung den Karneval zugebracht, und Paris wäre, zur Schande der Menschheit, der Tummelplatz eines betrunkenen, sich wie das Vieh im Kothe wälzenden Volks gewesen. So verläumden die Parteimänner ein Volk, das eine ihnen gehässige Revolution durchgeführt hat. Allein die Gelegenheit, sich zu rächen, ist nicht lange ausgeblieben, und jene Leute, welche so viel von der Sittlichkeit des vorigen Hofes wußten, sind über die Maßen beschämt, seitdem die abentheuerliche Geschichte der Herzogin von Berry von ihr selbst eingestanden worden ist. Von den Ausschweifungen, welche die Karlisten den Parisern zur Last gelegt haben, waren wenig Spuren zu bemerken, und zwar nicht mehr, als zu jeder andern Zeit; denn daß Alles in der größten Zucht und Ordnung abgelaufen sey, möchte ich eben nicht behaupten und läßt sich auch bei einer solchen Gelegenheit, wo alle Stände in Bewegung sind, und in einer so großen Stadt, wo die schlechten Sitten neben den guten wohnen, nimmermehr erwarten. Daß aber sogar die Frauen aus den gebildeten Ständen empörende Frechheit und Ausgelassenheit bewiesen haben sollen, wie ich in ei-

nem karlistischen Tageblatte gelesen habe, ist eine baare Verläumdung. Interessant wäre es aber in psychologischer Hinsicht, zu erforschen, woher plötzlich eine so allgemeine Fröhlichkeit, ein so entschiedener Hang zu Lustbarkeiten entstand, daß überall nur von Bällen, Soirées dansantes und dergleichen die Rede war. Ein kleines Pariser Tageblatt behauptet, doch wohl nur zum Scherze, vom 1sten Februar bis zum Faschingsdienstage haben in Paris jeden Abend 500 Bälle und Soirées dansantes stattgefunden, und man könne deren in Allem, vom Neujahr an, 50,000 rechnen, die zusammen 500,000 Kontretänze ergeben. Was für eine Tanzlust muß sich der Pariser bemächtigt haben, wenn sie seit Anfang des Jahrs 500,000 Kontretänze geliefert haben! Ich glaube, die Ursachen dieser Fröhlichkeit brauchen nicht lange gesucht zu werden. Seit einigen Jahren lebte man in beständiger Unruhe und Sorge. Von außen her war der Krieg zu befürchten, von innen das gänzliche Stocken des Handels und der Ruin des Gewerbfleißes. Dazu kam noch im vorigen Jahre die furchtbare Cholera, welche so manche Familien in Betrübniß versetzt hat. Jetzt sind alle diese Uebel verschwunden. Man hat nun die Gewißheit, daß die großen Mächte alle friedfertig bleiben, und ihre Anleihen beweisen, daß sie nicht im Stande sind, sich leichtsinnigerweise in Kriegsunternehmungen zu stürzen. Auch Frankreich hat dazu weder Lust, noch Mittel. Der Handel lebt wieder auf und der Gewerbsfleiß wird wieder rege. Die furchtbare Cholera ist überstanden und man fühlt das Bedürfniß, sich zusammen zu finden und gemeinschaftlich darüber zu freuen, daß man der Verheerung entgangen ist. Auch die aufrührerischen Bewegungen im Innern Frankreichs haben aufgehört und es hat den Anschein, als ob künftig Alles ruhig seinen Gang fortgehen werde. Alles dieses mag dazu beigetragen haben, das Volk zur Fröhlichkeit zu stimmen und bei allen Klassen den Hang zu öffentlichen und Privatlustbarkeiten dießmal zu vermehren. Der Hof gab das Beispiel mit seinen Bällen, zu welchen statt der sonstigen sogenannten hoffähigen Personen Familien aus den verschiedenen Klassen eingeladen waren. Aber auch ohne den Hof hätten die Pariser nicht ermangelt, sich diesen Fasching nach Herzenslust zu vergnügen. Die Theater hatten, wie gewöhnlich, einige neue Possen in Bereitschaft, um das Zwergfell der Zuschauer zu erschüttern. Die große Oper und mehrere andere Theater gaben, wie sonst, Bälle. Leider war, wie ich früher gemeldet, dem Direktor Veron sein Belustigungsplan verdorben worden, so daß die Opernbälle dieses Jahr eben nicht die reizendsten waren und auch nicht am häufigsten besucht wurden. Am Direktor lag die Schuld nicht, denn er hatte den besten Willen; allein, wie gesagt, das Schicksal hatte seinen Plan vereitelt. Dagegen war es im Variétéstheater und in andern Schauspielsälen desto lebhafter, so wie in den großen Privathäusern, in den eigentlichen Ballsälen und den Schenken, die fast alle außerhalb der Barrieren der Stadt liegen. Der letzte Tag des Fasching ward durch ein gelindes und heiteres Wetter begünstigt. An diesem Tage war daher die Hälfte der Einwohner von Paris in Bewegung und strömte besonders den Boulevards und der St. Honoréstraße zu, wo sich die meisten Masken zu zeigen pflegen. Man glaubte, der alte Gebrauch der Verkleidungen verschwinde allmählig bei veränderten Sitten aus Frankreich; allein dießmal sah es hier gar nicht darnach aus, als ob die Saturnalien zu Ende gingen. Der Gebrauch taucht wieder auf, und wahrscheinlich wird er noch nicht so bald untergehen, obschon er wahrlich nicht zu den gescheidtesten gehört; jedoch eben dieß ist oft der Grund, warum sich Gebräuche lange fortpflanzen; die vernünftigen werden oft mit vieler Mühe aufrechterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Gold-, Silber- und Platinalager im Ural.

Im Ural und den andern Gebirgen Sibiriens werden fortwährend sehr bedeutende neue Gold- und Silbererzlager aufgefunden. So sind die im Jahre 1831 unternommenen Bergexpeditionen zum Aufsuchen neuer goldhaltiger Gerölle und Silbererze im Bezirk der Kolywanowoskresenskischen Hüttenwerke in Sibirien von dem schönsten Erfolge gekrönt worden. Zu diesem Zwecke wurden in dem genannten Bezirke vom Mai bis November zwölf Expeditionen unternommen. Man fand in mehreren Bergflüssen Goldsand, wovon 4000 Pfund 4, 5, ja selbst stellenweise 30 Solotnik Gold lieferten; in einigen Thälern fand man nur eine bis zwei Ellen unter der Oberfläche goldhaltige Lager, die aus zertrümmerten Gängen von Golderzstufen entstanden zu seyn scheinen, daher deren Entdeckung zur Auffindung der eigentlichen Goldstufen führen kann. Eben so befriedigend sind die Resultate der Expeditionen ausgefallen, die zum Auffinden der ursprünglichen Lager von Silbererzen ausgeschickt wurden. Man entdeckte an mehreren Orten bedeutende Silbererzlager, von denen 40 Pfund Erz von 10 — 15 Solotnik Silber, 2 — 6½ Pfund Blei und 1 — 4½ Pfund Kupfer gaben. An einigen Stellen hat man zwar keine Lager von Silbererz entdeckt, jedoch höchst beachtenswerthe Anzeigen derselben, die in der Folge zu nähern Nachsuchungen benuzt werden sollen. Neue Spuren von Platina hat man dagegen bei dieser Gelegenheit nicht gefunden. Bis vor zehn Jahren rühmte sich bekanntlich die neue Welt des alleinigen Besitzes der Platina; im Jahr 1822 entdeckte man im Ural, bei Gelegenheit des dort neu aufgefundenen, so ungemein ergiebigen Goldsandes, die erste Platina in den Bergwerken der Gräfin Stroganow und des Herrn von Jacowlew. Zwei Jahre später fand man mehrere reiche Platinaschichten in den der Krone zugehörigen Minen von Nertschinsk und Goroblagodat. Diese russische Platina gibt der amerikanischen durchaus nichts nach, und man findet sie in Sibirien, ebenso wie in Amerika, in größern oder kleinern Stücken, in Gestalt von Blechen oder Körnern, welche selten mehr als ein Quentchen wiegen. Bis jezt wurden in Amerika nur zwei sehr große Stücke dieses Metalls gefunden, von denen das eine, 15 Quentchen schwer, sich im Berliner Museum, das zweite, 1½ Pfund schwer, im königlichen Museum zu Madrid befindet. Gleich zu Anfang, da sich in Sibirien die ersten Gold- und Platinaspuren zeigten, war die Menge der dort gefundenen gediegenen Goldkörner bei weitem bedeutender, als in Amerika; dasselbe gilt nun auch von den jezt von dort bezogenen Platinastücken, die zugleich noch viel größer sind, als die aus Amerika kommenden. Zwei vor einigen Jahren in Sibirien aufgefundene gediegene Platinastücke sind besonders merkwürdig. Eines derselben wiegt, was im Auslande fast unglaublich erscheinen dürfte, 10½ Pfund. Es ist eine dichte Masse von unregelmäßig sphärischer Figur, mit vielen Erhöhungen und Narben, 4 Zoll lang, 3 Zoll breit und 2½ Zoll dick; die Farbe kommt hellglänzendem Blei gleich, spielt jedoch ins Silberfarbene. Man fand es am Ufer eines Flusses in Lehmerde, welche die Arbeiter zur Zubereitung von Ziegeln aufgruben. Der Arbeiter, der die Masse aufwarf, hielt sie im ersten Augenblick für einen gewöhnlichen Sandstein und wollte sie bei Seite werfen. Das zweite gediegene Platinastück wiegt 14¾ Loth und ist ganz flach geformt. Da nun die jährliche Ausbeute an Platina so sehr bedeutend ist, so hat die Regierung bekanntlich bereits seit mehreren Jahren aus diesem Metalle Münzen zum Werth von drei und fünf Silberrubel prägen lassen. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. März 1833.

Wie nun? — was ist's? — Hab' ich, hat sie die Schuld?
Versucher und Versuchte — wer fehlt mehr?

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Kallendorf.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit ging Kurzdorf allein mit Kallendorf spazieren. „Hören Sie einmal, Freund,“ sagte jener, „ich weiß nicht recht, was ich von Ihnen denken soll, daß Sie Ihre allerliebste Frau immer so allein lassen mögen. Sie könnte sich doch leicht dadurch gekränkt fühlen.“ — „Sie sehen aber doch, daß sie es nicht thut,“ erwiderte Kallendorf; „sie blüht ja wie eine Rose und hat ihren Cäcil.“ — „Welchen Cäcil meinen Sie?“ fragte der Baron pfiffig, „den Kleinen oder den Großen?“ Und da Kallendorf nur mit einem finstern Blick antwortete, fuhr er fort: „Nun ja, das kann man wahrhaftig wohl fragen, und, lieber Vetter, Sie mögen es nun gut oder übel aufnehmen, ich muß durchaus einmal ein ernsthaftes Wort darüber mit Ihnen reden. Es ist nicht richtig damit; ich sage Ihnen, der Oertzen geht ihr nicht mehr von der Seite.“ Graf Karl erwiderte kalt: „Oertzen ist mein bester Freund, lieber Nachbar; ich bin seiner so sicher, wie meiner selbst, und bitte Sie überhaupt ein für alle Mal, meine Familienangelegenheiten in Ruhe zu lassen.“ Kurzdorf sagte, sichtlich pikirt: „Hm, mir kann's recht seyn, das heißt, ich kann schweigen, so lange es eben geht, und länger nicht.“

Karl blieb den Abend bei der Gesellschaft und war sehr bewegt, Oertzen dagegen sehr heiter und angelegentlich um Cäcilie beschäftigt, die, durch ihres Mannes längere Gegenwart erfreut, des Freundes Scherze mit vieler Laune erwiderte. Mit schwerem Herzen und heftig streitenden Gefühlen ritt Karl am andern Morgen nach Amsee zurück. Oertzen hatte, ausschließlich mit Cäcilie beschäftigt, jede Gelegenheit zu einem Gespräche mit ihm vermieden, und Karl konnte seinen Aerger darüber nicht unterdrücken, obgleich er es auf der andern Seite durchaus nur als aus seinen eigenen Forderungen hervorgegangen betrachten konnte. Am folgenden Tage kam er mit einem kleinen Wagen, um seine Frau zu einer Morgenpromenade abzuholen; sie sagte: „heute kann ich nicht, Karl, ich soll zum ersten Male versuchen zu reiten; Oertzen will mich darin unterrichten.“ — „Ah, das ist etwas Anderes,“ versetzte er mit verbissenem Unmuth; „vielleicht beehrt mich die Baronin mit ihrer Gesellschaft.“ Diese war gleich bereit, sezte ihren Hut auf und fuhr mit ihm davon, während Cäcilie sich zur Reitstunde anzog. Erst gegen die Essenszeit kam sie in fröhlicher Aufregung nach Hause und erzählte dem Manne Wunderdinge von Oertzens Sorgfalt und Geschicklichkeit und von ihrer eigenen Gelehrigkeit. Graf Karl fing an, seine Lage ganz unerträglich zu finden; er hatte das Gefühl, sich im eigenen Netze gefangen zu haben, doch ein falsches Ehrgefühl erlaubte

ihm nicht, zurückzugehen. Als er bald darauf einen einsamen Augenblick mit Oertzen erhaschte, sagte er: „Das geht ja jezt herrlich, Cäcil.“ — „Ja, wahrhaftig!“ erwiderte dieser leichtsinnig, „es geht — ich hätte es selbst nicht gedacht. Aber Du zweifelst doch nicht mehr an mir?“ — „Gott bewahre!“ rief Graf Karl und stürzte hinaus in den Garten, wo er, die glühende Stirn an einen Baumstamm drückend, seine heißen Thränen nicht zurückhalten konnte. Abends erwartete er Cäcilie auf ihrem Zimmer; als diese hereintrat, sagte sie gähnend: „Ah! bist Du da, Karl? Ich bin zwar müde von dem Ritt, aber es wäre doch schön von Dir, wenn Du mir etwas vorläsest.“ Damit streckte sie sich aufs Sopha neben ihn hin, und kaum hatte er angefangen zu lesen, als sie fest einschlief. Er schlug sich vor den Kopf und dachte: „O ich Thor, wie konnte ich einem Weibe, wie konnte ich einem Manne trauen!“ Und mit der bittern Gewißheit, ihr Herz verloren zu haben, verließ er das Zimmer, schickte die Kammerjungfer hinein, die Gräfin zu entkleiden, und ritt noch denselben Abend nach Amsee zurück. Als Oertzen ihn dort am andern Morgen besuchte, war er kalt und verschlossen, und als jener das Gespräch auf Cäcilie brachte, sagte Karl im Tone der ärgerlichsten Empfindlichkeit: „Ich bitte Dich, verschone mich; Du hast mir ja selbst gesagt, wir wollen von der Angelegenheit nicht weiter sprechen.“ — „Du bist doch, in Bezug auf Cäcilie und mich, Deinem alten Wunsche und Verlangen treu geblieben?“ fragte Oertzen, ohne Rücksicht auf Kallendorfs zerrissenes Gefühl. „Durchaus!“ erwiderte dieser; „aber nicht mir, sondern Gott allein sollst Du Rechenschaft geben!“ — „Das ist nicht ganz der Abrede gemäß,“ fuhr Oertzen unbarmherzig fort. „Aber — wie Du nun bist! Erst drängst Du mich, läßst mir keine Zeit und Ruhe, und kaum thue ich, was Du verlangst, so willst Du vor Eifersucht bersten.“ — „Ich?“ fuhr Karl auf; „ich eifersüchtig! Ich glaube Du bist toll! — bin ich doch Deiner sicher, wie ich hoffe!“ — „So sicher wie irgend eines Menschen; aber Du weißt, die Menschen sind eben alle schwach.“ — „Nun so seyd es!“ rief Karl aus, „seyd so schwach, daß ihr mit kaltem Blute Freund und Mann verrathet, so werde ich doch endlich wissen, woran ich bin!“ — „Wo ist denn jezt Deine Ruhe geblieben?“ versezte Oertzen. „Was hast Du mir gelobt? was hast Du beschworen? ist das schon Alles vergessen? Uebrigens thätest Du besser, mir zu vertrauen, als zu rasen.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Kallendorf erschien nicht beim Essen; statt seiner jedoch kam Abends ein Zettel an Cäcilie, worin er ihr trocken meldete, daß er auf vierzehn Tage verreisen müsse und ihr freie Wahl lasse, ob sie so lange die Gastfreundschaft Kurzdorfs in Anspruch nehmen, oder allein auf Amsee das Haus hüten wolle. Sie wählte ersteres, weinte aber bitterlich, daß der geliebte Mann sie so unvorbereitet und ohne Abschied verlassen konnte. Ueberhaupt fühlte sie sich durch sein ganzes Betragen wirklich tief gekränkt und konnte den Grund desselben durchaus nicht errathen, denn sie hatte die feste Ueberzeugung, daß die Ursache seiner Verstimmung nicht in abnehmender Liebe zu suchen sey. Allein seine gänzliche Verschlossenheit hemmte auch den Erguß ihres Vertrauens, daher zwang sie sich, in seiner Gegenwart heiter zu erscheinen und hielt es unter ihrer Würde, ihm Vorwürfe zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsetzung.)

Krusius schrieb den 21sten Januar 1575 sowohl an den Rhetor als an den Protonotar des Patriarchen, auch ohne ihre Namen zu kennen. In seinem Briefe an den Rhetor äußert er seinen Wunsch, mit einigen Griechen in Briefwechsel zu treten, und verbindet mit der Bitte um Antwort zugleich die, der Rhetor möchte den Patriarchen bewegen, ihm insbesondere, wenn auch nur einige Zeilen zu schreiben; „er wolle diese in seiner ihm so lieb gewordenen griechischen Bibliothek als einen Schatz aufbewahren.“ Dieses Schreiben war mit einem Geschenk begleitet — einer von Krusius in das Griechische übersezten Leichenrede des Doktors Heerbrandt auf Barbara Schnepf! In seinem Schreiben an den Protonotar sagt Krusius: „Ueber folgende zwei Punkte wünschte ich nähere Nachricht von Dir, nämlich erstens, welche der berühmteren Städte — ich meine ein Thessalonich, Athen, Chalcedon, Nicäa u. a. — der Zerstörung entgangen sind und noch stehen, welches neben ihren alten Namen die jetzigen sind und in welchen von ihnen Metropoliten, Erzbischöffe und Bischöffe jezt noch den christlichen Kirchen vorstehen; der gute Zustand derselben würde mir außerordentliche Freude verursachen; sodann, ob eine Anleitung zur Erlernung der jetzigen gemeingriechischen Sprache und ein Lexikon derselben vorhanden, ob das neue Testament in das Neugriechische übersezt ist und woher ich diese Bücher mir verschaffen könnte. Ich wünschte gar sehr die Kenntniß der neugriechischen Sprache, welche ich bereits etwas gekostet habe, an die alte, ächt hellenische Sprache wenigstens so weit anzuknüpfen, daß ich das in ihr Geschriebene verstehen könnte. Denn es ist meiner Ansicht nach sonderbar, wenn man das Alte versteht, von dem aber, was die Gegenwart gibt, beinahe keine Kenntniß besizt. Darum habe ich zu der lateinischen Sprache auch ihre Töchter, die französische und italienische gelernt.“

Der Rhetor, Johannes Zygomalas, antwortet Krusius am 15ten November 1575 in einem Briefe voll der höflichsten und freundschaftlichsten Ausdrücke. Seine Kenntniß der griechischen Sprache, sagt er unter Anderem, das Attische seines Ausdrucks habe ihn beinahe außer sich gebracht. „Ich," fährt er fort, „preise Dich und die Deinigen glücklich; Dich, weil Deine trefflichen Eigenschaften Dir den Lehrstuhl der lateinischen und griechischen Literatur erworben haben; die Deinigen, weil ihnen ein neuer Demosthenes und Cicero in Deiner Person geworden ist." Nachdem Zygomalas Einiges von dem Patriarchen und den Religionsstreitigkeiten erwähnt hat, schließt er also: „Wir bitten die freigebige Hand Eurer Großen durch Deine und des Kanzlers Vermittlung um Geldunterstützung. Ich richte diese Bitte an Euch wegen unserer zahlreichen Bedürfnisse und der vielen Abgaben, welche wir alljährlich unsern Beherrschern bezahlen müssen. Dann vermögen wir mit um so größerer Bereitwilligkeit und um so regerem Eifer zur Auffindung von noch nicht gedruckten griechischen Schriften, besonders Geschichtswerken, Euch behülflich zu seyn. Wir werden sie entweder abschreiben, oder die Originale selbst schicken, damit Ihr sie durch den Druck zu einem Gemeingut machen könnt. Auch in Betreff der neugriechischen Sprache werden wir es an uns nicht fehlen lassen." Der Protonotar Theodosius Zygomalas, ein Sohn des Rhetors, antwortete ebenfalls am 15ten November 1575 und schloß dem Briefe an Krusius ein Schreiben an die Tübinger Studirenden bei, voll Ermahnungen und Aufforderungen zum Fleiß, zur Sittlichkeit, zu Gehorsam und Ehrerbietung gegen den Regenten, und nicht ohne die Voraussetzung abgefaßt, es werde, ja wohl in der Absicht, es möchte dem Herzoge gezeigt werden. In dem Briefe an Krusius heißt es unter Anderem: „In Betreff Deiner Frage, welche der berühmteren Städte Griechenlands noch nicht zerstört seyen, bemerke ich, daß ich Dir zu Gefallen eine Darstellung der Metropolen, begleitet von einigen andern speziellen Nachrichten, welche mir der Patriarch von Alexandrien während seines Hierseyns im vorigen Jahr mitgetheilt hat, verfaßt und Herrn Gerlach zur Besorgung an Dich übergeben habe. Das Wissenswertheste von den berühmteren Städten ist beigefügt. Ich habe diese Schrift verfaßt, so gut es gehen mochte; denn unsere Hausgenossin ist die Armuth, welche die Ausführung so manches Trefflichen hindert. Dieses, nach dem Ausspruche des Komikers, verderblichste Thier wird selbst beim Schreiben lästig und hat auch eine Antwort auf Deinen Brief verzögert. Gezwungen von dieser Despotin, mußten wir uns, wenn auch wider Willen, mit dem Erwerbe der nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschäftigen. Die Wissenschaften sind Gegenstände, welche uns kaum im Traume zu Gesicht kommen. Dieß möge Dir die Spuren mangelhafter Bildung, welche mein Brief an sich trägt, erklären. Nur eine aus inniger Liebe Alles überwindende, ja ich möchte sagen, blind machende Freundschaft kann mich bewegen, an euch zu schreiben, die ihr an Bildung, Kenntnissen und wissenschaftlichen Bestrebungen, so wie durch eure Akademien bereits Athener seyd. So oft ich von euren Akademien höre, entsteht in mir das sehnliche Verlangen, sie mit eigenen Augen zu sehen, sie, die die Schätze des alten Hellas als Erbinnen in ihren Schooß aufgenommen haben. — Athen habe ich mehrmals besucht (ich bin nämlich von Nauplia im Peloponnes, welcher in der Nähe Athens liegt); ich habe es durchwandert und Alles mit Aufmerksamkeit betrachtet: den Areopagus, die ehemalige Akademie, das Lyceum und das Parthenon. Letzteres ist das ausgezeichnetste Gebäude, das es geben kann. Es enthält auf seiner Außenseite rings herum Darstellungen aus der hellenischen Götterlehre in halberhabener Arbeit. Auf dem großen Thore stehen schnaubende Pferde, welche man für belebt halten könnte. Sie sind, wie es heißt, eine Arbeit des Praxiteles, dessen künstlerisches Genie selbst Steine zu durchdringen wußte. Noch bietet Athen manche andern sehenswerthen Merkwürdigkeiten dar. Ich erwähne nicht des der Stadt gegenüberliegenden Berges, welcher Heilkräuter aller Art hervorbringt und welchen ich den Garten des Adonis nenne, nicht der gesunden Luft, des trefflichen Wassers und anderer Vortheile. Ihnen verdanken die Athener, wiewohl sie sonst in Barbarei versunken sind, ihr natürlich gutes Gedächtniß und ihre wohlklingende Stimme. Sie wissen durch verschiedene Gesänge ihre Zuhörer nicht minder zu bezaubern, als die Syrenen im Alterthum."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Gustav III. von Scribe und Auber. Neue Lieder von Beranger.

Zur Feier des Faschings hätte auch Scribe's und Auber's neue Oper, „Gustav der Dritte oder der Maskenball," bereit seyn sollen; allein die großen Opern werden nicht so bald fertig, als es der Direktor und das Publikum wünschen. Das Stück konnte erst am 27sten Februar zum erstenmale gegeben werden. Vielleicht kam es auch dem Direktor gelegen, in der nüchternen Zeit nach dem Fasching ein recht anziehendes Stück zu haben. Genug, diese Oper ist wieder ein neuer glänzender Beweis von der besondern Fähigkeit Scribe's, jeden Gegenstand, und auch den ernsthaftesten, heiter aufzufassen und geistreich zu schildern. Wer hätte sich zum Beispiel eingebildet, daß sich aus der Geschichte des schwedischen Königsmordes durch Ankarström eine heitere Oper werde machen lassen? Hätte man zwanzig Theaterdichtern diese Aufgabe vorgelegt, wären sie vielleicht Alle gescheitert; aber Scribe wußte es zu machen. Natürlich hat er sich an die Geschichte wenig gekehrt, und hätte die historische Begebenheit so geendet, wie Scribe's Stück, so wäre Alles gut abgelaufen. Scribe

sowohl, als Auber haben mit diesem Stücke ihren Ruhm, der durch ihre lezten gemeinschaftlichen Arbeiten gelitten hatte, wiederhergestellt. Indessen hatte Scribe schon nach einigen mißlungenen Versuchen ein sehr geistreiches dramatisches Gemälde für das Gymnase dramatique geliefert, nämlich „das Unglück eines glücklichen Liebhabers," das man seinen besten Stücken zur Seite sezt und das jezt fast täglich auf jener Bühne aufgeführt wird. Die neue Oper mag freilich in ästhetischer Hinsicht kein Meisterstück seyn; allein Scribe versteht es besser, als alle andern Dichter, einem Tonkünstler in die Hände zu arbeiten und einer Oper einen dramatischen Zuschnitt zu geben, daß sie belustigt und unterhält, und geschieht dieses, so fragt der Zuschauer, wenn er eben nicht Anspruch darauf macht, ein großer Kenner der Dichtkunst und Dramatik zu seyn, wenig darnach, ob das Stück ästhetisch schön ist; es hat ihn unterhalten, weiter hat er nichts verlangt. Zu einer Oper gehört Spektakel, Augenweide, Bewegung, Abwechslung. Alles dieses findet sich in dem neuen Stücke, und der lezte Aufzug, welcher den Maskenball darstellt, ist einer der glänzendsten, den die Oper je geliefert hat. Die Zeitungen haben bemerkt, kein Hof sey im Stande, ein so glänzendes Fest zu geben; freilich hat kein Hof ein solches Tanzpersonal zu seinem Befehle, wie Dr. Veron hier eines dem schaulustigen Publikum vorführt. Dieser Maskenball würde beinahe allein hinreichen, den Erfolg des Stückes zu sichern. Was Auber's Antheil an dieser Oper betrifft, so sind die Stimmen darüber getheilt. Einige behaupten, er habe sich einem so großen Unternehmen, wie das Sezen einer Oper in fünf Aufzügen ist, gewachsen gezeigt und die Zahl seiner besten Opern um eine vermehrt. Dagegen meinen Andere, er habe die vortrefflichen, ihm von Scribe gelieferten Situationen schlecht benuzt und, einige interessante Singstücke abgerechnet, eine sehr flache, geringfügige Oper geschrieben. Mangel an Originalität wird dem Tonsezer bei dieser Gelegenheit von Neuem vorgeworfen, was ziemlich unnöthig ist; denn von diesem Mangel muß das Publikum jezt schon so ziemlich überzeugt seyn. Indessen kann sich der Tonsezer mit dem Glücke trösten, daß seine Opern in ganz Europa gemacht haben, vielleicht Italien ausgenommen, wo es noch nicht Mode ist, von den Franzosen Opern zu entlehnen. In England war dieß ebenfalls sonst nicht Sitte; allein seit dem Frieden haben die Engländer bei dem Mangel eigener Opern eingesehen, daß sie im Grunde doch nichts Besseres thun können, als die neuen Stücke der französischen Bühne entlehnen, wie sie es auch mit den Vaudevilles machen, manchmal ohne daß die Uebersezer oder Bearbeiter so redlich sind, ihre Muster anzugeben. — Zu den Karnevalsfreuden gehörte auch die Erscheinung einer neuen Sammlung Berangerscher Lieder, mit einer merkwürdigen, gefühlvollen Vorrede dieses originellen Dichters. Er nimmt darin gewissermaßen Abschied von der Lesewelt, indem er ankündigt, er werde zwar nicht aufhören zu dichten, aber selbst herausgeben wolle er keine Gedichte mehr. Er liebe, wie immer, seine Freiheit und Unabhängigkeit. Er habe sich nun so viel erworben, daß er für die Zukunft beruhigt sey; weiter werde er niemals etwas verlangen, und Niemand habe je über ihn vermocht, mehr anzunehmen. Zwar habe es nicht an edelmüthigen Anerbietungen gefehlt; er aber wolle gegen Niemand in Verbindlichkeit stehen, sondern auf seine Weise leben. Charaktere, wie Beranger, sind in Paris höchst selten. Bei den vielen feinen Lebensgenüssen, welche hier einen gefeierten Schriftsteller locken, gehört eine starke Lebensphilosophie dazu, solchen Verführungen zu widerstehen und nicht diesen oder jenen Grundsaz aufzugeben. Der Eine besingt die Macht, der Andere eine Parthei, der Dritte läßt sich bereden, zu schweigen, um Niemand zu mißfallen; fast Keiner schlägt ein gemächliches Leben aus, wenn es ihm angeboten wird. Beranger allein hat den Muth, sich mit Wenigem zu begnügen, nur das Nothwendige selbst zu erwerben und den Ueberfluß zu verschmähen. Lucian Bonaparte ließ ihm, als der Dichter noch jung und unbekannt war, die erste Aufmunterung zu Theil werden und überließ ihm seinen Gehalt als Mitglied des Nationalinstituts. Dessen gedenkt Beranger mit Dankbarkeit, und deßhalb widmet er seinem ehemaligen Wohlthäter diese lezte Sammlung von Liedern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, Februar.

(Beschluß.)

Lawinen in Grusien.

Berichte aus Grusien geben Nachricht von einer fürchterlichen, glücklicherweise daselbst seltenen Begebenheit. Am Morgen des 25sten August stürzte nämlich eine, durch ihre außerordentliche Größe in der Geschichte der Erde vielleicht unerhörte Schneelawine vom Berge Kasbek in die Schlucht herab, durch welche die große Heerstraße von Tiflis geht, und bedeckte diese auf 2 Werst in der Länge; in der Breite erfüllte sie die ganze 40 Faden weite Schlucht, und lag auf dieser Strecke in einer Höhe von ungefähr 40 Faden, so daß in dieser Ausdehnung die ungeheure Masse von mehr als anderthalb Millionen Kubikfaden Schnee, Eis und durch die Gewalt der Lawine mit fortgerollten Felsstücken die Kommunikation versperrte. Der Terek, der durch die verschüttete Schlucht fließt, ward in seinem Laufe gehemmt, so daß er oberhalb des Engpasses tobend aus seinen Ufern trat, mehrere Brücken wegriß, einen Theil der Straße zerstörte und die Niederungen überschwemmte, bis er sich einen Abfluß gebahnt hatte. Daß durch diese Lawine kein Mensch verunglückt ist, verdanken die Bewohner der Umgegend ihrem Scharfsinne und der Kenntniß ihrer Gebirge. Schon eine Woche, bevor die Schneemasse herunterrollte, hatten sie Kennzeichen bemerkt, die ihnen keinen Zweifel ließen, daß eine fürchterliche Lawine herabrollen werde, und waren daher mit ihren Heerden und ihrer ganzen Habe nach entfernten Gegenden geflüchtet. Die Vorboten einer großen, Gefahr drohenden Lawine sind die mehr oder minder häufig herabrollenden kleinen Lawinen und das, den Bergbewohnern wohl bekannte Lockerwerden des ewigen Schnees auf dem, 2500 Toisen über die Oberfläche des schwarzen Meeres sich erhebenden Kasbek. Wenn nämlich auf diesem Berge und am Abhange desselben die Masse des sich jährlich mehrenden Schnees so angewachsen ist, daß sie ihre Haltbarkeit verliert, so rutscht sie allmählig herab und reißt große Felsenmassen mit sich fort, was mit einem donnernden Getöse geschieht; zugleich bemerkt man an den in den Terek sich ergießenden Gebirgsströmen, daß sie stark anschwellen und Erde und kleinere Felsstücke mit sich fortrollen. Dieß sind sichere Vorzeichen der Lawinen. Da der Kasbek 17 Werst von da entfernt ist, wo die Lawinen in die Schlucht herabstürzen, so vergeht immer einige Zeit, ehe die herabrutschende Schneemasse sich so anhäuft, daß sie über alle Felsenvorsprünge, welche die Straße schüzen, wegrollen kann, und so wird es den Gebirgsvölkern leicht, sich zu flüchten, ehe die Gefahr eintritt. Aehnliche Schneefälle kennt man, seitdem Grusien zu Rußland gehört, nur noch zwei, von denen der eine sich im Jahr 1808 und der andere 1817 zutrug; troz aller angewandten Mühe und der angestrengtesten Arbeit dauerte es beinahe fünf Jahre, ehe aller herabgestürzte Schnee theils weggeräumt, theils geschmolzen war.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. März 1833.

Wer je erglühen wollte für Freiheit, Ehr' und Ruhm,
Der holte sich das Feuer von unserm Alterthum,
Das Feuer, welches schlummernd in Aschenhaufen ruht,
Die einst getrunken haben hellenisch Heldenblut.

Wilhelm Müller.

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsetzung.)

„Wenn ein Orpheus," fährt der Protonotar Zygomalas in seinem Schreiben an Krusius fort, „welcher Thiere und Steine der Sage nach bezaubert hat, wenn ein Terpander aus Methymne oder ein Marsyas, welcher mit Apollo selbst einen musikalischen Wettstreit hatte, die Athener gehört hätten, so würden sie, betroffen von dem Siege der Natur über die Kunst, ihre Flöten weggeworfen und ihre Rohrpfeifen zerbrochen haben. Doch was mache ich so viele Worte von Athen? ist es doch nur noch die leere Haut eines Thiers, dem das Leben entflohen! Das wahre Athen ist jezt bei Euch, so wie auch der Helikon, Böotiens Berg, welchen ich bis auf den Gipfel erstiegen habe. Ich habe mit forschendem Blicke jene Wälder betreten, jene herrlichen Wiesen, habe von dem Lorbeer des Parnasses gekostet, habe die Musen gesucht und die Hippokrene, und was sonst noch hochgefeiert lebt in dem Gesange; aber ich habe vergeblich gesucht, und ich Thor mußte mir gestehen, daß dieß Alles da gewesen ist zu jener Zeit, als weise Männer daselbst wandelten und wohnten. Alles Schöne, alles Herrliche ist nun verschwunden aus Hellas: es ist zu Euch gewandert. Ihr seyd jezt die Besitzer, die Weisheit ist Euer Studium, Euer Hauptzweck, nicht, wie bei uns, Nebenbeschäftigung. Die Wissenschaften verleihen Eurem Geiste täglich mehr Schärfe und Kraft, mehr Glanz; aber von uns sind Weisheit und Wissenschaft gewichen, da wir Sklaven sind. Doch davon genug! — Was die Bücher in der neugriechischen Sprache oder ein Lexikon betrifft, so wisse, daß nichts dergleichen vorhanden ist; auch die heilige Schrift ist nicht in unsere Sprache übersezt. Eine solche Arbeit würde sich weder lohnen, noch Jemand sie auf sich nehmen. Sollte jedoch ein Reicher bei Euch, der uns unterstützen will, dergleichen Schriften verlangen, so möge er uns Geld schicken, und wir werden uns an die Arbeit machen. Ich werde solche unter Mitwirkung anderer Gelehrten, wenn diese dafür belohnt werden, innerhalb eines Jahres vollenden und Euch zu allgemeiner Bekanntmachung zuschicken, so wie auch eine neue historische Schrift, welche den Uebergang der Türken nach Europa mit möglichster Genauigkeit, Treue und Kürze beschreibt. Sie ist von uns verfaßt und noch Niemanden mitgetheilt worden, noch wird sie es werden, wenn wir nicht eine, unserer Mühe angemessene Belohnung dafür erhalten. Zudem kann ich auch correkte alte Schriften von Werth, gedruckte und ungedruckte, besorgen." Das leztere Anerbieten wiederholt Zygomalas am Schlusse seines Briefs und hofft, er werde noch manchen alten, ungedruckten Klassiker in den verschiedenen Städten finden; doch sey hiezu, wenn je zu etwas, Geld nöthig.

Krusius antwortete dem Rhetor Zygomalas den 14ten April 1576. Er bemerkte ihm unter anderm, daß ihn seine Bekanntschaft mit den Griechen in Konstantinopel mehr freue, als eine große Summe Geldes. In Betreff einer Geldunterstützung und der Anschaffung von griechischen Büchern wolle er mit dem gerade abwesenden Kanzler zu Rathe gehen. Dem Portonotar Zygomalas wurde in demselben Monat geantwortet. Krusius bezeugt in diesem Briefe seine Freude über die erhaltene Antwort und fährt dann fort: „Was Du von Athen schreibst, hat mir große Freude verursacht. Ich höre mit Vergnügen, daß die Stadt noch steht, aus welcher Künste und Wissenschaften nach allen Richtungen hin sich verbreitet haben. Einige unserer Geschichtschreiber, die ihrer erwähnen, erzählen, sie sey völlig zerstört und nur einige Fischerhütten befinden sich an der Stelle des ehemaligen Athens. Ich konnte dieser Nachricht hauptsächlich deßwegen keinen Glauben schenken, weil Laonikus Chalkondylas, der ein geborner Athener war und vor hundert Jahren lebte, nichts dergleichen in seiner Geschichte erzählt. Da Du die Stadt selbst gesehen hast, so bist Du mir ein glaubwürdiger Zeuge. Sehr angenehm wäre es mir, wenn Du mir eine Abbildung von Athen, aber von Deiner eigenen Hand, schicken würdest, des Thucydides wegen, welchen ich meinen Zuhörern erkläre. Bei Erwähnung des Helikon äußertest Du, Du seyest auf demselben gewesen, habest aber keine Spur des alten Ruhmes mehr daselbst vorgefunden; bei den Deutschen seyen jezt alle Vorzüge. Ich berichte Dir nun Folgendes, nicht um zu prahlen, sondern um die Wohlthaten Gottes zu preisen." (Hier folgt eine Beschreibung der würtembergischen Lehranstalten, besonders der Tübinger Universität, „welche unter den protestantischen nicht die lezte sey.") — „Unter meine Wünsche," fährt Krusius fort, „gehört namentlich der, Dich zu Fortsetzung der Geschichte des Laonikus Chalkondylas bis auf unsere Zeit bewegen zu können. Gibt es keinen andern Geschichtschreiber, welcher die Eroberung der Stadt und den Untergang des oströmischen Reiches mit allen Einzelnheiten beschrieben hat? Wer war die Gemahlin des lezten Kaisers Konstantin, welche zugleich mit ihm den Tod fand? wie hat sie geheißen? Die Nachrichten mangeln mir hierüber. Wer war der damalige Patriarch und was ist aus ihm geworden? Wie wurde die Patriarchenwürde wieder hergestellt? Gibt es noch einige Palälogen, Kantakuzeno, Notara, Laskaris, Chrysoloras, Argyropulo und Chalkondylas? Die lezten vier sind es, welchen wir Deutschen die ersten Anfänge hellenischer Bildung zu verdanken haben. Vergnügen würde es mir gewähren, mit den Namen der Gelehrten in Konstantinopel, Griechenland und Asien, so wie der Patriarchen, Metropoliten, Bischöffe und anderer ausgezeichneten Männer bekannt zu werden. Gieb mir darüber Auskunft, theurer Freund, und theile mir einige der an dießjährigen Pfingsten bei Euch gehaltenen Predigten mit. — Die Nachricht von Eurer Armuth hat mich schmerzlich berührt. Ich werde mir alle mögliche Mühe geben, gute Menschen zu Eurer Unterstützung zu bewegen. Indessen nimm beifolgendes geringe Geschenk an; ich bin leider nicht Herr über reiche Ländereien und über unversiegbare Einkünfte, sonst würde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, Dich und Andere zu unterstützen." Mit diesem Briefe des Krusius wurde von den Tübinger Studirenden eine Antwort auf den Brief des Theodor Zygomalas abgeschickt.

Die Wißbegierde des Krusius beschränkte sich indessen nicht auf die von Zygomalas erhaltenen Nachrichten, sondern er schrieb im Mai 1577 auch an einen Diakonus Symeon Kabasiles nach Konstantinopel um Nachrichten über Griechenland. Sein Brief enthält unter Anderm folgende Stellen: „Ich liebe die Griechen sehr und es ist mein sehnlicher Wunsch, das Wohlwollen der Besseren der Nation zu erwerben und eine innige Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland nach Kräften anzuknüpfen. Die alte Sprache Griechenlands trage ich nach meinen geringen Kräften vor als Lehrer; die verderbte neuere wünschte ich zu erlernen. Ich habe zwar einige Fortschritte darin gemacht, aber es fehlt mir leider an einem Wörterbuche. Wenn Du einige freie Zeit hast, so bitte ich Dich, mir beiliegende Hochzeitgedichte (sie waren von Krusius selbst in altgriechischer Sprache verfaßt, das eine auf die Vermählung des Herzogs Ludwig von Würtemberg, das andere auf die Verheirathung des Doktors Schwarz) Wort für Wort in die neugriechische Sprache zu übersetzen und die Uebersetzung mir zuzuschicken. Auch um Uebermachung von Anderem, in dieser Sprache geschriebenen, das Du sonst weggeworfen haben würdest, ersuche ich Dich. Sehr erfreulich wären mir Nachrichten über die Sprache in Thessalonich und Athen, über den Zustand und die Größe der leztern Stadt und über ihre Merkwürdigkeiten. Von nicht geringerem Interesse wird es für mich seyn, zu erfahren, in welchem Theile Griechenlands die alte Sprache am wenigsten barbarisch gesprochen wird." Krusius begleitete diesen Brief mit einem Geschenke, dem mathematischen Lexikon des Dasypodius.

(Die Fortsetzung folgt.)

K a l l e n d o r f.

(Fortsetzung.)

Nach vierzehn Tagen erhielt Kurzdorf einen Zettel, worin ihm Kallendorf seine Rückkehr nach Amsee meldete. Dieser eilte sogleich selbst hin, ließ sich bei dem Grafen melden und bat um eine geheime Unterredung, die Kallendorf mit schwerer Ahnung gewährte. „Mein

bester Freund,“ hob der Baron an, „ich muß Ihnen gestehen, ich befinde mich hier in einer Lage vor Ihnen, die ich mir nicht unangenehmer denken könnte. Sie entsinnen sich vielleicht eines Gespräches, worin ich Ihnen am Schluß erklärte, ich werde über gewisse Dinge schweigen, so lange es angehe.“ Kallendorfs Herz klopfte hörbar, als er mit dumpfer, zitternder Stimme erwiderte: „Ohne Vorrede, Herr Baron; was ist es?“ — „Es existirt,“ sagte dieser, „mit einem Worte, es existirt —“ — „Zum Teufel! was existirt?“ rief Karl ungeduldig. „Es existirt ein Verhältniß zwischen meiner Cousine, Ihrer Frau, und Graf Oertzen, Ihrem Cousin. Karl sah ihn eine Weile erbost an und sagte endlich: „Das weiß ich.“ — „Verzeihen Sie,“ wandte Kurzdorf ein, „das wissen Sie nicht! Von kleinen Galanterien mögen Sie etwas wissen, aber nichts von dem, was vorgeht.“ — „Was geht denn vor?“ fragte Karl gepreßt. — „Sie gibt ihm Rendezvous auf ihrem Zimmer.“ — „Ihr Zimmer ist jedem offen,“ sagte Karl ärgerlich. „Auch von der Seite, mein Schatz,“ polterte der Baron heraus, „von welcher Oertzen hinein kommt? über die Ulme auf dem Balkon?“ — „Sie lügen!“ rief Kallendorf. „Hoho, Schatz!“ erwiderte Kurzdorf, „Sie wollen mich beleidigen! Aber einem Manne in Ihrer Lage verzeihe ich Alles.“ — „Ich glaube so etwas nicht, bis ich es selbst sehe,“ sagte Karl. — „Nun, so sehen Sie es, mein Herr, sehen Sie es, und das heute Abend noch, wenn Sie wollen; die Gräfin wird ihn ohne Zweifel wieder herein lassen, denn sie weiß nichts von Ihrer Rückkehr.“ Karl wollte wieder auffahren, nahm sich aber zusammen und sagte: „Gut, ich werde es untersuchen; um zehn Uhr bin ich bei Ihnen.“

Wie dem Unglücklichen bis zehn Uhr die Zeit verstrich, wollen wir nicht ausführen; es wäre ein zu unerfreuliches Gemälde. Entfesselt tobten alle Leidenschaften in seiner zerrütteten Seele, und wenn er, wie Marie Antoinette, in Einem Tage graue Haare bekommen hätte, so wäre es nicht auffallender gewesen, als bei ihr. Um neun Uhr hüllte er sich in seinen Mantel und ging zu Fuße nach Kurzdorfs Schloß. Dieser kam ihm am Eingange des Parks entgegen. „Sie müssen nicht ins Haus,“ sagte er; „aber hier von der Einsiedelei aus haben Sie die freie Aussicht auf den Ihnen wohlbekannten Balkon.“ Dann setzte er sich einen Augenblick neben ihn auf eine Bank vor der Hütte und drang auf ein förmliches Versprechen, sich heute wenigstens ruhig zu verhalten, es möge geschehen, was da wolle. „Das habe ich ohnehin schon mit einem feierlichen Eide gelobt,“ erwiderte Kallendorf dumpf. — „Gut,“ sagte Kurzdorf; „aber jezt muß ich Sie verlassen; meine längere Abwesenheit würde zu Hause auffallen. Also ich baue auf Ihr Wort: Sie benehmen sich wie ein Mann und wie ein Christ.“

Nicht lange war der Baron weg, als Kallendorf ein leises Pfeifen an der Ulme vernahm und bald darauf die Balkonthüre sich öffnen sah. Cäcilie, nur zu kenntlich an einem hellblauen Kleide, auf das der Schein des Lichtes im Zimmer fiel, trat heraus; gleich darauf raschelte es in den Zweigen und Oertzen, in seinem hellen Ueberrocke, die Jagdmütze auf dem Kopf, schwang sich von einem starken Zweige des Baumes über das Eisengitter des Balkons, wo ihm Cäcilie in die Arme fiel und ihn dann in ihr Zimmer hineinzog. Kallendorf riß sein Taschentuch, das er eben in der Hand hielt, mitten durch und verließ die Einsiedelei und den Park, ohne zu wissen, was er that und dachte. Er hatte lange nur das eine, herzzerreißende Gefühl, daß er der elendeste Mensch unter der Sonne sey. Es war ihm nie so klar geworden, wie theuer ihm Cäcilie war, als in dem Augenblicke, da er sie auf immer verloren hatte. Erst allmählig kam er wieder zur Besinnung, und jezt rief er sich die ganze Geschichte seines Verhältnisses mit ihr ins Gedächtniß zurück. Er dachte an den unwiderstehlichen Zauber ihrer bewußtlosen Liebe, an ihr kindlich argloses Herz, und mit einem Male ward es ihm klar, wie er allein der Mörder ihrer Unschuld sey, wie er selbst den Freund und sie gewaltsam in den Abgrund gezogen habe, der jezt Beide zugleich mit ihm verschlungen. Der Gedanke an seinen Sohn, der den Namen trug, welcher einst Alles umfaßte, was ihm theuer war, stimmte endlich seinen Schmerz weicher. Er warf sich unter einen Baum ins feuchte Gras und weinte wie ein Kind. Das Weinen ging bald in Gebet über; er murmelte leise ein Vater unser. Als er an die Bitte kam: „und führe uns nicht in Versuchung,“ schauderte er zusammen und rief: „Nein, die Bitte darf ich nicht mehr thun, denn ich habe Andere in Versuchung geführt und ins Elend! O Gott! verzeihe mir, verzeihe mir, wie ich ihnen verzeihe!“ — Damit raffte er sich auf und ging seinem Hause zu. Oertzens Verlust schien ihm jezt in seiner weichen Stimmung fast noch schmerzlicher, als Cäciliens, denn sie war nur verführt worden, er hatte den Vertrauenden verrathen; doch auch ihm wollte er verzeihen, nur sich selbst als den verworfenen Urheber verabscheuen. Dem Bedienten stockte, beim Anblick seiner verstörten Züge, das Wort auf der Zunge; er ließ den Grafen in sein Kabinet gehen, ohne eine Bestellung, die er an ihn hatte, auszurichten. Karl schloß die Thüre hinter sich zu und wollte sich aufs Kanapee werfen, als er zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen Oertzen in festem Schlafe darauf liegen sah. Diese Frechheit rief augenblicklich den bösen Geist in ihm hervor; er nahm eine Pistole von der Wand, doch als sein Auge wieder auf den schlafenden Freund fiel, gedachte er seines Eides, und in demselben Augenblick schleuderte er die Pistole durch's Fenster, dessen zerbrochene Glasscheiben

klirrend ins Zimmer fielen. Oertzen sprang jählings auf und rief: „Karl, bist Du toll!“ aber das Wort war kaum heraus, als ein Blick in des Freundes Gesicht ihn befürchten ließ, es möchte in der That Grund zu dieser Frage vorhanden seyn; denn seine Züge waren entstellt, Todesblässe bedeckte sein Gesicht und die Lippen bebten krampfhaft. „Karl!“ rief er wieder im Tone des tiefsten Gefühls, „was ist Dir?“ — „Das fragst Du?“ erwiderte Karl mit zitternder Stimme, „Du Mörder meines Glücks! Du Schurke!“ — „Karl!“ rief Oertzen zum drittenmale, „Du vergißt Dich! Oder — bist Du wirklich wahnsinnig?“ — „Nein; aber ich komme von der Einsiedelei, von wo man die Aussicht auf Kurzdorfs Schloß hat.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ rief Oertzen, „er redet irre! Karl, ich beschwöre Dich, lege Dich zu Bette, Du bist krank!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Literarische Charlatanerie.

Die Charlatanerie in der Literatur scheint Fortschritte zu machen, oder von einem Unternehmen zum andern überzugehen. Ich habe neulich von einer vorgeblichen „Gesellschaft zur intellektuellen Emancipation“ gesprochen, von der aber wohl Niemand etwas weiß, als ihr vorgeblicher Sekretär Emile de Girardin. Ich habe aus dem von ihm unterzeichneten Programme dargethan, was für riesenhafte literarische Unternehmungen wir von jener unsichtbaren Gesellschaft zu erwarten haben, abgesehen von dem schon wirklich vorhandenen Journal des connaissances utiles, das, wie Jedermann weiß, oder wie es Emile de Girardin versichert, zu nicht weniger als 100.000 Exemplaren abgedruckt wird, ohne einmal die deutsche Ausgabe mitzurechnen, welche, wie ebenfalls Girardin versichert, zu 25.000 Exemplaren verbreitet wird, damit auch die armen Deutschen des Lichtes nicht beraubt werden, welches die unsichtbare Gesellschaft, der ganzen Welt zu Frommen, mitten in Paris aufsteckt. Nun beklagen sich zwar einige literarische Nachspürer, daß sie nicht im Stande seyen, jenes vortreffliche Journal in Deutschland aufzutreiben, und einige wollen schon eine Prämie für denjenigen aussetzen, der so glücklich seyn wird, ihnen ein Exemplar davon zu verschaffen; allein vielleicht haben sie nicht emsig genug darnach gesucht. Ein Journal, das uns zu 25.000 Exemplaren bescheert wird, muß doch wohl irgendwo stecken; ja es muß überall vorhanden seyn, in Museen, Schenken, Gasthöfen ꝛc. Man wird sich ferner aus erwähntem Berichte erinnern, daß die Herausgabe des Journal des connaissances utiles nur eine der geringsten, und man kann dreist hinzusetzen, der geringfügigsten Arbeiten der unsichtbaren Gesellschaft ist. Sie hatte einen gemeinnützigen Kalender für das Jahr 1833 zu liefern versprochen, und zwar zu 1.300.000 Exemplaren, was, beiläufig gesagt, eine vortreffliche Ausbeute für den Staatsschatz in Ländern abgegeben haben würde, wo das Kalendermachen und Drucken ein Vorrecht des Königs ist und wo er seinen Stempel auf jedes Exemplar setzen läßt. Allein in Frankreich ist es glücklicherweise dem Könige niemals eingefallen, ganz allein Kalender machen und verkaufen zu wollen. In Frankreich macht Kalender, wer will und wie es ihm beliebt. Kein Kalender hat hier je unter dem Stempeldrucke geseufzt, noch dem Staatsschatze etwas abgeworfen, und Gottlob sind die Kalender beständig so frei geblieben, als die Luft. Daher erscheinen sie denn auch jährlich unter allen möglichen Gestalten, von der Größe eines Fingergliedes an bis zu Menschenhöhe, mit und ohne Kupfer und Holzschnitt, mit und ohne Witz, mit und ohne Verstand. Somit hat denn auch die unsichtbare Gesellschaft einen Kalender oder Almanach herausgeben können, und dießmal ist ihr Werk offenbar, und nicht zweifelhaft, wie die deutsche Ausgabe ihres Journals. Es wird den Vorübergehenden auf den Gassen von Paris für 10 Sous angeboten, und dieser Preis ist wahrlich nicht zu hoch für den nützlichen Inhalt; ob aber der Almanach zu 1.300.000 Exemplaren abgedruckt worden ist, möchte ich eben nicht verbürgen; vielleicht hat man drei Nullen zu der Zahl in der süßen Hoffnung hinzugesezt, daß die Ankündigung einmal wirklich in Erfüllung gehen werde. Mit diesem Almanache ist aber noch wenig gefördert. Die unsichtbare Gesellschaft wird einige Hundert Gewerb- und Ackerbauschulen, einige Hundert Sparkassen, einige Tausend Bibliotheken für die Gemeinden anlegen und die Bücher dazu selbst schreiben. Das sind die eigentlichen herkulischen Arbeiten, wegen welcher sie, wie sie behauptet, zusammengetreten ist; man kann denken, was für einen sauren Posten Emile de Girardin hat, welcher bis jezt das einzige Organ ist, wodurch sich die Gesellschaft der Welt kund thut. Wenn er nur nicht unter der Last erliegt!

Indessen er nun nach Bekanntmachung des Almanachs ein wenig ausruht und die Tageblätter nicht mehr wie zuvor mit so langen Ankündigungen oder sogenannten Prospektus heimsucht, erscheint eine andere Gesellschaft auf dem Schauplatz und nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Gesellschaft verspricht zwar nicht so viele Dinge, als die vorige, aber was sie leisten will, geht ebenfalls ins Erstaunliche; sie will ein Journal liefern, eine Europe littéraire, die ein Meisterwerk seyn soll. Bereits hat man in deutschen Blättern die Soirées der Gesellschaft und ihre mittelst goldener oder vergoldeter Löffel präsentirten Sorbets gerühmt, was wenigstens beweist, daß die Gesellschaft wirklich vorhanden ist; denn Sorbets und goldene Löffel lassen sich nicht denken ohne Jemand, der sie hergibt und der etwas damit ausrichten will. Es sollen 100.000 Exemplare von der Europe littéraire, die wöchentlich dreimal erscheinen wird, ausgetheilt werden. Man kann jezt mit keinem literarischen Unternehmen Aufsehen erregen, wenn man nicht zu gleicher Zeit ankündigt, daß es zu 100.000 Exemplaren gedruckt wird; die 10.000 reichen nicht mehr hin. Die Europe littéraire hätte also sehr Unrecht, wenn sie sich nicht ebenfalls als eine zu 100.000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift ankündigte, noch ehe ein Blatt davon dem Publikum zu Gesichte gekommen ist. So etwas verfehlt selten seine Wirkung bei dem gutmüthigen Theile des Publikums.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. März 1833.

> Hymen. Still' die Verwirrung end' ich,
> Die Wunderdinge wend' ich
> Zum Schluß, der schön sich fügt.
>
> Shakespeare.
> Wie es euch gefällt.

Kallendorf.

(Beschluß.)

Kallendorf zitterte so, daß er nicht sprechen konnte; endlich nahm er eine zweite Pistole von der Wand, gab sie Oertzen hin und stieß mit fürchterlicher Stimme die Worte aus: „Schieß mich todt, Heuchler! ich darf es nicht selbst thun!" Oertzen nahm die Pistole und fragte gefaßt: „Was ist hier vorgefallen? Es muß irgend ein entsetzliches Mißverständniß obwalten. Sprich — was traust Du mir zu?" — „Wo kommst Du her?" fragte Karl, gleichfalls gefaßter. — „Gerade aus Wien." — „Unmöglich!" rief Karl aus; „Du lügst! o Dein ganzes Wesen ist Lüge!" — „So wahr mir Gott helfe," sagte Oertzen feierlich, „ich komme aus Wien! und was Deinen leidenschaftlichen Vorwurf der Lüge betrifft, so habe ich Dir in meinem Leben nur Eine Unwahrheit gesagt." — „Wann? — wann?" fragte Karl mit erstickter Stimme. — „Als ich Dich glauben machte, daß ich mich zur Ausführung Deines schändlichen Planes in Bezug auf Cäcilie brauchen lassen wolle." — „Oertzen!" rief Karl, „erkläre Dich! ich fange wieder an zu athmen." — „Erst," sagte Oertzen sehr ernst, „erzähle Du mir, was Dich in diesen entsetzlichen Zustand versezt hat;" und nachdem Karl mit vieler Anstrengung Alles erzählt hatte, rief er aus: „Nun, so wolle Gott dem Kurzdorf verzeihen! Ihm hatte ich in meiner Noth Deine tolle Grille anvertraut und er rieth mir, Dich einmal alles Ernstes eifersüchtig und Dir dadurch die Thorheit Deines Benehmens begreiflich zu machen, indem er meinte, wenn Du nur einmal wirklich Ursache hättest, an Deiner Frau zu zweifeln, würdest Du einsehen lernen, wie Unrecht Du gehabt, einem wesenlosen Schatten nachzujagen. So bedenklich es mir auch vorkam, fing ich doch an, auf seinen Plan einzugehen. Vor acht Tagen aber mußte ich schnell nach Wien, und da hat der gute Baron vermuthlich meine Abwesenheit zu diesem Knalleffekt benuzt, den er ohne Zweifel im Ariosto gelesen hat." Kallendorf fiel dem Freunde gerührt um den Hals, denn der Gedanke, daß ein Anderer Cäciliens Gemach betreten haben könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Als er am andern Morgen nach tiefem Schlaf erwachte, stand Oertzen schon vor seinem Bette.

„Ich bringe volle Aufklärung," sagte er. „Kurzdorf selbst war der Balkonstürmer in meinen zurückgelassenen Kleidern, und die Dame war seine Frau in Cäciliens Kleide; diese aber hatten sie vorher unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur aus ihrem Zimmer vertrieben. Da hast Du den ganzen Roman, und obgleich ich die Verfahrungsart nicht gebilligt haben würde, so denke ich doch, Du wirst sie dem guten Kurzdorf verzeihen; denn die Absicht war rein — und sie ist erfüllt, nicht wahr? Cäcilie aber ahnet nichts von Allem, was seit

einem Jahr zwischen Dir und mir vorgefallen ist, und wir sind einander so gleichgültig, wie Schwester und Bruder. Deßhalb versprich mir, ihr nie etwas von Deiner traurigen Verirrung zu entdecken."

Kallendorf versprach Alles. Er zog sich schnell an und ritt mit leichtem Herzen zum nachbarlichen Schlosse, wo sein herzlicher Händedruck die verlegenen Wirthe schnell beruhigte. Als er das Zimmer seiner Frau, der man von seiner Rückkehr noch nichts gesagt hatte, leise öffnete, saß sie mit dem kleinen Cäcil auf dem Schooße da und sagte ihm zum Nachsprechen die Worte vor: „Lieber Gott, mache meinen Papa recht glücklich und froh, damit Mama auch glücklich sey!" Karl schloß sein liebes Weib gerührt in die Arme und küßte sie so innig und selig, wie seit Jahren nicht. Sie sah ihn lange an und las eine heitere Zukunft in seinen blauen Augen. „Die Reise hat Dir wohl gethan, Karl," sagte sie nach einiger Zeit. „Ja wohl!" rief er heiter, „ich habe endlich einen fatalen Prozeß vom Halse, der mich seit Jahren gequält hat. Der gute Oertzen hat mit dem glücklichsten Erfolge den Vermittler gemacht."

Auch Oertzen lächelte noch eine freundliche Zukunft. Nach jahrelangem Flehen gelang es ihm, das schönste Herz, das je von Männern getäuscht worden ist, von der aufrichtigen Liebe des seinigen zu überzeugen. Er ward des Freundes glücklicher Schwager. Caroline schämte sich gar sehr, als zwei-und-dreißigjährige Braut mit einem nicht ältern Bräutigam vor den Altar zu treten; aber nachdem sie einmal zu diesem Schritte den Muth gefaßt hatte, machte sie den Mann, dem sie sich ganz hingab, so glücklich, wie er es auf dieser Erde werden konnte. Karls und Cäciliens glühende Leidenschaft bildete Anfangs zwar einen seltsamen Kontrast mit der ruhigern Liebe Cäcils und Carolinens, aber die Zeit hat den Unterschied ausgeglichen, und heute am 31ten December 1832 will kein Mensch glauben, das Caroline fünfzehn Jahre älter ist als Cäcilie, zumal da die Kinder der letztern mit der Protektionsmiene der ältern Vettern auf die der erstern herabsehen.

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Fortsetzung.)

Symeon Kabasiles antwortete im Februar 1578: „Ich habe Deinen Brief vor Kurzem erhalten. Unaussprechlich ist das Vergnügen, welches ich nicht minder über Deinen schönen, feinen Ausdruck und die ihm inwohnenden Atticismen, als über die freundschaftliche Gesinnung, von welcher Du fortwährend gegen uns beseelt bist, empfunden habe. In Betreff der Kunst des Ausdruckes scheinst Du den Alten nichts nachzugeben. Einige der bei Vorlesung Deines Briefs anwesenden Gelehrten wollten Dich in Hinsicht des Wohllauts und des Ausdrucks dem Demosthenes, in Hinsicht der Gedanken dem Isokrates an die Seite stellen. Ich hätte vor Freuden hoch aufspringen mögen, als sie Dich und Dein Schreiben so erhoben. Des Geldes hätte es nicht bedurft, indessen statte ich Dir meinen verbindlichen Dank dafür ab. Deine Aufträge habe ich, so weit es mir möglich war, besorgt. Ich lege Dir die Bitte vor, Du möchtest mir ein, von mir besonders bezeichnetes Buch (es war ein magisches, der Schlüssel Salomos), das sich bei Euch häufig in lateinischer Sprache findet, in das Griechische übersetzen und in beiden Sprachen zuschicken. Ich will Dir dagegen den ganzen Aesop oder einige Reden des Isokrates in das Gemeingriechische übertragen, so daß Dir die Erlernung desselben nicht schwer werden wird. Sollte die Uebersetzung obiger Schrift Dir zu viel Mühe machen, so bitte ich Dich wenigstens um ein lateinisches Exemplar: ich kenne einen italienischen Arzt, welcher der lateinischen Sprache sehr mächtig ist. Rathe mir überdieß, womit ich in der Astrologie den Anfang machen soll. Ich bin für diese Wissenschaft so sehr eingenommen, daß ich meinen Liebling, den Aristoteles, häufig auf die Seite lege und mich mit jener beschäftige."

Symeon gibt nun folgende Nachricht über Athen und über die Sprache der Griechen: „Das alte Athen hat aus drei Theilen bestanden. Was das jetzige betrifft, so wird der innerste Theil, d. h. die Akropolis, worin ein Tempel des unbekannten Gottes steht, nur von Türken bewohnt, der ganze äußere Theil, der ehemalige mittlere, nur von Christen; der äußerste ist nur zum Drittheil bewohnt. In ihm befindet sich ein Pallast aus Marmor auf hohen Säulen. Ueber dem Thore hat sich die alte Inschrift noch erhalten:

Das ist Athen, weiland des Theseus Stadt.

Der Umfang der ganzen bewohnten Stadt mag sechs bis sieben Miglien betragen; die männliche Bevölkerung kann sich auf 12,000 Seelen belaufen. Was ich von den Dialekten Dir berichten soll, weiß ich nicht. Es sind ihrer über siebzig, welche von einander sehr abweichen. Der schlechteste von allen ist der Dialekt von Athen. Die übrigen Griechen, welche meistentheils gut sprechen, nennen die Athener gewöhnlich voll Verachtung Barbaren, was im alten Griechenland der umgekehrte Fall war. In Thessalonich, Konstantinopel, im Peloponnes finden sich Viele, welche unsere Volkssprache so gut sprechen, wie die Alten. Wir finden nämlich, daß Letztere die Volkssprache in vielen Stücken, besonders in den Komödien, ganz so wie wir gesprochen haben. Man dürfte deßhalb das Neugriechische weniger ein barbarisches Gemisch, als die eigentliche Volkssprache der Hellenen nennen, wenn es gleich manche barbarische Wörter enthält, z. B. die

Benennungen der Monate, welche wir aus dem Lateinischen entlehnt haben. Wenn Du einen einzigen dieser Dialekte, den unsrigen, lernst, so kannst Du alle gut verstehen. Man trifft überdieß unter den gemeinen Leuten welche, die dorisch, andere die attisch, äolisch oder jonisch, noch andere, welche gemeingriechisch sprechen."

Etwas früher als an Symeon Kabasiles, nämlich im März 1577, hatte Krusius wieder an beide Zygomalas geschrieben; an Theodosius unter anderm Folgendes: „Eine außerordentliche Freude hat mir die in alten Geschichtsbüchern enthaltene Kunde von einer Verbindung zwischen den Schwaben und Griechen vor 490 Jahren verursacht. Irene, auf deutsch Friederike, aus Sulzbach in Schwaben, war die Gemahlin des Kaisers Manuel Komnenus. Eine andere Irene, Tochter des Isaak Angelus, war mit dem deutschen König oder römischen Kaiser Philipp vermählt und liegt nicht weit von Tübingen, im Kloster Lorch, begraben. In Konstanz, auch nicht sehr weit von hier, ruht Emanuel Chrysoloras, der daselbst den 15ten April 1415 starb." Theodosius Zygomalas antwortete im Februar 1578, gibt jedoch keine Nachrichten über Griechenland, sondern entschuldigt sich wegen seines langen Stillschweigens mit einer zwanzigmonatlichen Reise im Orient und auf den Cykladen herum, macht Krusius einige Komplimente wegen seines attischen Styls, läßt die Tübinger Professoren grüßen und schließt also: „Die Uhren haben mein Vater und ich erhalten. Sie sind nicht blos Weiser der Stunden, sondern auch Denkmale der innigsten Freundschaft. Ich habe sie stündlich in der Hand und schätze sie wegen ihrer zierlichen Schönheit höher, als alle Reichthümer des Gyges."

Neben seinem Briefwechsel mit Vater und Sohn Zygomalas und mit Symeon Kabasiles suchte Krusius noch weitere Verbindungen in Konstantinopel anzuknüpfen. Er schrieb mehrere Briefe an angesehene und gelehrte Griechen, z. B. an den Stellvertreter des Patriarchen von Alexandrien, an den Metropoliten von Berrhöa u. a., entschuldigte seine Freiheit mit seiner feurigen Vorliebe für alles Griechische, und legte auch wohl eine von Doktor Schnepf oder Herbrand gehaltene, von ihm in das Griechische übersezte Predigt bei; allein Antwort scheint er nicht erhalten zu haben. Der Briefwechsel mit Theodosius Zygomalas war indessen nicht minder eifrig fortgesezt worden. Krusius bestürmte ihn unaufhörlich mit Bitten um Erklärung neugriechischer Wörter, um neugriechische Briefe und um historische und geographische Nachrichten. Zygomalas willfahrte in Bezug auf die erste Bitte. Seinen Erklärungen voran schickt er folgende Nachricht über die damalige Sprache der Griechen: „Die gemeine oder die Volkssprache der gegenwärtig so unglücklichen Griechen ist sehr gemischt und ungleich. Es finden sich in ihr altgriechische Wörter und Redensarten, aber auch römische, türkische, albanische und manche andere. Die Griechen sind gleich einzeln stehenden Bäumen; so wohnen sie oder vielmehr so dürfen sie wohnen. Denn sie sind, mit Schmerz sage ich es, im Lande der Fremden, zerstreut, blos geduldet und vermischt mit den Heiden. Wenn Du einen Konstantinopolitaner sprechen hörst, so kannst Du altgriechische, gemeingriechische und türkische Worte hören. Es wohnt eine Menge Türken in Konstantinopel, und durch den Verkehr mit ihnen schleichen sich viele ihrer Worte in unsere Sprache ein, so wie man auch ihre Kleidung und manche ihrer Gebräuche angenommen hat. Ist es doch meistens so, daß der Gehorchende im Denken und Handeln seinem Gebieter ähnlich wird! Die Kreter kann man an ihrem Gekreische erkennen, und ihre Sprache ist mit lateinischen und andern Wörtern untermischt. Auch die Sprache der Peloponnesier ist mit lateinischen Wörtern gemengt, aber auf andere Weise. Mit Thränen würde sich Dein Auge füllen, wenn Du die einst so gebildeten Athener sprechen hörtest. In demselben Verhältnisse, in welchem einst die Fülle des reinsten, lautersten Hellenischen in ihrer Sprache lebte, ist sie jezt völlig barbarisch und unter allen Dialekten kenntlich. Athen ist gegen drei Jahrhunderte wüste gelegen, und die jezigen Athener sind ein Gemisch aus den verschiedensten Städten. Es ist aber noch besser, Du hörst einen Athener, als Du siehst ihn. Wie die Egypter von den Griechen erkannt werden an dem Worte karakaxa, welches jene charachaxa aussprechen, da ihnen die Aussprache des k eben so unmöglich ist, als manchen Franken die des th, das bei ihnen wie t lautet, so sind auch die Athener, Kreter, Peloponnesier, Chier und alle andern sogleich kenntlich an ihrer Sprache. Weichen sie aber auch in einigen Worten und Redensarten von einander ab, so versteht doch einer den andern im Gespräche, weiß aber auch zugleich, ob einer ein Konstantinopolitaner, Kreter, Chier, Nauplier, Naxier, Insel- oder Festlandsbewohner ist. Es verräth ihn, um mich eines Ausdrucks des Herrn zu bedienen, seine Sprache."

(Der Beschluß folgt.)

Sehnsucht nach Frieden.

1.

O daß ich endlich an mein Herz ihn schlösse,
Den Engel des Friedens mit den heil'gen Zügen,
Mir in der Seele wohnte still Genügen,
Und Aetherklarheit meine Stirn umflösse!

Daß ich in Lust und Leid mit heitrer Grösse
Säh' jedes Tags Verheißung vor mir liegen,
Sich ihrem Dienste jede Stunde fügen,
Mit reinem Sinne wirkte und genösse!

Flieht, Leidenschaft, Verworrenheit und Schwanken,
Weicht, Wogen des Gefühls, Sturm der Gedanken,
Zeig', inn'rer Himmel, deine tiefe Bläue!

Jungfräulich sey der Morgen mir, empfänglich,
Der Tag ein Mann, deß Thatkraft unvergänglich,
Der Abend hold, ein Knab', der Blumen streue!

2.

Wär' ich dem Wandrer gleich, der beim Erwachen
Des Tages Pfade sinnig überdenkt,
Dann stet gemessen seine Schritte lenkt,
Mag Nebel wallen, mag die Sonne lachen;

Dem nicht der Wechselglanz der tausendfachen
Erscheinungen des Sinnes Helle kränkt,
Der wahr sie schaut und still in sich versenkt,
Still weiter zieht, wie auf der Fluth der Nachen;

Der, wenn es um ihn stürmt und glüht und schauert,
Im Innern ruht, und was ihm auch begegne,
Stark, mit gehalt'ner Seele überdauert;

Wenn dann am Ziele sich der Abend röthet,
Getrost zurückschaut, dankt, und daß ihn segne
Des Ew'gen Huld, in der Kapelle betet.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Regsamkeit in der periodischen Literatur.

Die Unternehmer der Europe littéraire haben nicht allein sogenannte Prospektus, sondern auch Supplemente zu denselben drucken lassen, worin sie die Briefe bekannt machen, die ihnen wegen ihres Unternehmens geschrieben worden sind. Sie haben sich nämlich an Banfiers, Pairs, Deputirte u. s. w. gewandt, um sie zur Theilnahme an ihrer Zeitschrift zu bewegen, und die Bankiers, Pairs, Deputirte u. s. w. haben sehr höflich geantwortet, sie seyen bereit, ein so wichtiges Unternehmen aus allen Kräften, das heißt mit ihrem Gelde, ihrem Talente und ihrem Beifalle zu unterstützen. Diese Herrn werden daher die Fondateurs oder Stifter der Anstalt genannt. Sogar die Minister werden unter diesen Stiftern aufgeführt. Es kommen unter denselben mehrere Namen vor, an welche sich auch Könige und Kaiser zu halten pflegen, wenn sie zwar nicht eine Zeitschrift, wohl aber ein Anleihen unternehmen wollen, als Rothschild, Aguado u. a. Dann wird eine Legion berühmter Schriftsteller angeführt, die zu diesem Gelde der Fondateurs das Kapital ihres Talentes fügen wollen, und eine noch größere Zahl von Korrespondenten, unter denen die meisten Herausgeber französischer Provinzialblätter genannt werden. Mit dieser reichlichen Ausstattung von — Namen also wird diese neue Zeitschrift ihren Lauf beginnen; vermuthlich mit einigem Glanze im Anfang ihres Erscheinens, bald aber wird dieser Glanz wieder erlöschen, wie der so mancher andern Zeitschriften, bei denen man allzusehr darauf bedacht war, das Publikum mit großen Namen zu angeln. Uebrigens käme ein gutes literarisches Blatt jezt ganz zur rechten Zeit, indem wirklich keines da ist, das den Forderungen, die man an eine Zeitschrift für Literatur zu machen berechtigt ist, entspricht. Das Publikum scheint jezt eine besondere Vorliebe für Erzählungen und Mährchen zu haben; daher es sich die meisten so elegant gedruckten Zeitschriften angelegen seyn lassen, es nach seinem Geschmacke zu bedienen. Die Revue de Paris, die Revue des deux mondes, die Almanache und noch mehrere Zeitschriften liefern alle Erzählungen, und außerdem erscheinen noch besondere Sammlungen von Erzählungen, zum Theil nach deutschen Mustern, was jedoch nicht verhindert, daß sie wieder ins Deutsche übertragen werden; denn die Lust zum Uebertragen ist eine Schwäche des deutschen Charakters. Die Damen haben auch ihr besonderes Journal des Femmes, das elegant gedruckt und mit Kupfern verziert wird. Aus der großen Zahl der Mitarbeiterinnen sieht man, daß sich unter dem schönen Geschlecht jezt manche Dichterinnen befinden. Für die Jugend hat eine Zeitschrift begonnen: Journal des Enfans, das manche berühmte Schriftsteller als Mitarbeiter zählt; ob diese Schriftsteller aber geeignet sind, für die Jugend zu schreiben, möchte man bezweifeln, wenn man sieht, daß sie meistens selbst noch sehr jung sind und noch keine Erfahrung in der Kunst, mit Kindern umzugehen und sie zu unterrichten, besitzen können. Der gute Erfolg dieses Blattes oder vielmehr dieser heftweise erscheinenden Zeitschrift hat andere Unternehmer bewogen, auch ein Journal des jeunes Personnes und ein Journal des Demoiselles anzukündigen, für welche ebenfalls wieder manche bekannte Namen angeworben sind. Ueberhaupt sieht man in der Journalistik ein ziemlich reges Leben entstehen. Man bemerkt auch, daß der Druck jezt mit großer Eleganz besorgt wird, was noch vor wenig Jahren nicht der Fall war. England ist Frankreich darin mit gutem Beispiele vorangegangen, und wahrscheinlich wird Frankreich in dieser Hinsicht wieder auf die Nachbarländer wirken. Die Leichtigkeit, mit welcher die Pariser Künstler lithographiren, erlaubt auch, den Zeitschriften manche „illustrative Verschönerung", wie die Engländer sagen, beizulegen. Bekanntlich erscheinen einige Zeitschriften, wie l'Artiste, la Carricature u. a., niemals ohne diese Ausstattung, und sie ist sogar die Hauptsache dabei. Ueberhaupt ist Paris vielleicht die Stadt, wo am meisten lithographirt wird. Diese Kunst ist etwas so Gewöhnliches geworden, daß die armen Kupferstecher Mühe haben, mit ihrer so schwer erlernten Kunst noch fortzukommen. Die lithographirten politischen Karrikaturen belustigen manche Leute; sie sind aber meistens Räthsel, die man nur dann errathen kann, wenn man die örtlichen Umstände genau kennt. Dadurch unterscheiden sich die Pariser Karrikaturen von den Londonern, bei denen der derbe Witz sogleich in die Augen fällt. Manche Karrikaturen auf die Männer der jezigen Regierung werden von Karlisten erfunden und herausgegeben; allein wenn man selbst wurmstichig ist, muß man Andere nicht wohl nennen, und sicher bieten ihre eigenen Koryphäen Stoff genug zu Karrikaturen dar; aber diese Karrikaturbilder und die wehmüthigen Aufsäze, die sie in die Tageblätter und Zeitschriften ihrer Parthei einrücken, sind der einzige Trost, den sie haben. Mit der Hoffnung, einmal wieder empor zu gelangen und die Macht wieder in die Hände zu bekommen, sieht es immer schlimmer aus, und da sich so manche große Herrn in Europa in die bestehende Ordnung der Dinge fügen, die sie nicht ändern können, so wird zulezt auch die karlistische Parthei ihre Zeitschriften als einziges Vehikel der Aeußerung ihrer Gesinnungen haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. März 1833.

Wen Geldsucht blaß macht, oder Schwelgerei —
Her, Allesammt! Damit ich euch beweise,
Daß Wahnwitz euer aller Uebel ist.

Wieland
nach Horaz.

Die Roulette.

Die Roulette — ein böses, ein niederträchtiges Wort! welche Masse von Jammer und Schande in den paar Buchstaben! Betrug, Gemeinheit, schmutzige Kameradschaft, Schande, Zerrüttung, Verzweiflung, Selbstmord! und in anderer Reihe Pranger, Zuchthaus, Schaffot! Auch mir war es ein furchtbares Wort, ohne daß ich mir etwas Bestimmtes dabei dachte, und eines Tags sprach ich bei mir: „Bah! sehen muß ich das Ding doch einmal!"

Wie einem zu Muthe ist, wenn man einen unbekannten, geheimnißvollen Ort betritt, weiß Jeder; aber hier war es eigentlich Schreck, was mir die Brust so wunderlich beengte. Ich betrete ein langes, schwach erleuchtetes Gemach, die Wände rings tapezirt mit Hüten, deren Besitzer dort oben am Glücksrad stehen, und gleich beim Eingang begegnet mein Auge Gesichtern, ernsten, forschenden Gesichtern, die einen mustern von Kopf bis zu den Füßen, und noch nicht lange standen hinter diesen Gesichtern Gensdarmen, gleich Hetzhunden, die man nur loskoppeln durfte. Beängstigend, entsetzlich ist dieser Anblick! Spitzbüberei, Liederlichkeit, Kerker und Verhör, diese und verwandte Gedanken tauchen unwillkührlich in meinem Gehirn auf und unter. Diese mißtrauischen, forschenden Blicken — ja, das ist die unsichtbare, allgegenwärtige Polizei. Ich fühle, wer den Fuß über diese Schwelle setzt, hat sich dem Bösen verschrieben, und die Leute an der Thüre hier sind nicht gewöhnt, einen Unterschied zu machen. Ich denke an Mutter, Freunde, Geliebte, und das Herz pocht mir. Bei Gott! auch nicht um einen Liard will ich spielen, aber zusehen; warum nicht?

Mitten im großen Zimmer steht, eine Ellipse bildend, eine schwarze, starre Menschenmasse. Sie umschließt einen großen ovalen Tisch, mit schönem grünem Tuch bezogen, das dem Auge wohlthut; und auf diesem Tuche sind beiderseits mit Goldfarbe jene 36 Ziffern verzeichnet, und jene fatalen Worte, die jeder kennt, der je an diese grüne Tafel getreten: manque und passe, paire und impair, rouge und noir. In der Mitte zeigt sich die Höllenmaschine, die Roulette. In einem glänzenden Becken von Mahagoniholz, zwei Fuß im Durchmesser haltend, dreht sich auf einer Spindel die in Fächer getheilte Scheibe, in deren jedem abwechselnd eine rothe und eine schwarze Ziffer zu sehen ist. Vier Männer mit ernsten, unbeweglichen Gesichtern sitzen rechts und links in Ausschnitten am Tische, und vor ihnen prangen in symmetrischen Reihen die Gold- und Silberrollen. Drei derselben führen das Zeichen ihrer furchtbaren Gewalt, die lange Krücke, in der Hand, der vierte ergreift mit der einen Hand die metallene Handhabe der Scheibe, gibt ihr einen raschen Schwung und wirft mit der andern, gegen die Richtung

der schwingenden Scheibe, die elfenbeinerne Kugel in das Mahagonibecken. — Tiefe Stille ringsum! Aller Augen haften bange an der Kugel und harren ihres unwiderruflichen Spruchs. Sie kreist acht, zehnmal pfeilschnell im Becken umher, neigt sich mit abnehmender Kraft gegen die Mitte und hüpft endlich in eines der numerirten Fächer der Scheibe. Die Nummer wird laut ausgerufen, und der Bankier schaufelt gemächlich die Einsätze herein oder stößt prunkend den Gewinnenden den Goldhagel hinaus.

Alles dieß sieht sich ganz artig an: auf keinem Gesicht ein Zucken der Verzweiflung, hell fällt das Licht gerade herunter auf den lustigen grünen Teppich, wo das frischgemünzte Geld gleich Diamanten funkelt; die angenehme Wärme im Saale durchdringt meine im Decemberfrost draußen erstarrten Glieder, die Schaam, das Bangigkeitsgefühl schmelzen allgemach dahin, und es wird mir ganz behaglich zu Muthe. Jezt erst sehe ich mich neugierig nach den Spielern um: die Hälfte derselben gehört dem Mittelstand an, ein Viertel jener dürftigen Klasse, bei der der Rock eben nicht schmutzig ist, aber viel zu lange gedient hat, jener Menschenrace mit hohlen Augen und abgezehrtem Gesicht, die von der Hand in den Mund lebt; das lezte Viertheil endlich sind gemeine Arbeiter. Die zarte Jugend ausgenommen, sind es Leute jeden Alters; hin und wieder schimmert sogar ein kahler, weißer Schädel aus der Menge, zum Beweis, daß man an diesem Ort so gut alt wird als anderswo. Auf der Straße wäre mir keines dieser Gesichter aufgefallen, aber auch hier ist nichts Besonderes darin zu lesen; wie alle Blicke nur auf Einen Punkt gerichtet sind, auf den grünen Teppich, so malt sich auf allen Gesichtern eine und dieselbe Leidenschaft; Habgier spricht aus ihnen, aber ruhige, stille Habgier. Schon eine kurze Erfahrung überzeugte mich, daß der unterdrückte Affekt nur von Zeit zu Zeit gleich einem Gewitter sich entladet; dann kommt jene erschreckliche Bläße zum Vorschein, jener stiere Blick auf das lezte springende Silberstück, gegen das der Eigner Elend und Verzweiflung verwechselt. Ich hatte auch nicht anders gedacht, als der grüne Teppich werde von den Spielern mit Gold und Bankzetteln bedeckt, an Einem Abende könne einer ein reicher Mann und ein Bettler werden, und dieß war es eigentlich, was meiner Einbildungskraft ein so furchtbares Bild gegeben hatte. Aber nein, hier ein Zweifrankstück, dort ein Fünffrankstück, dieß und mehr nicht ist der jedesmalige Einsatz; die Roulette ist kein Riesenthier, das in gräßlichem Heißhunger Alles auf einmal verschlingt; nein, ein Schneeball ist es, der sich weiter wälzt und dabei langsam, aber unfehlbar größer und größer wird. Hin und wieder reißt ein Felsstück, oder was es ist, auf seiner Bahn Stücke davon ab; aber er rollt abwärts, das Eingebüßte ist bald ersezt, und die Masse wächst, wächst ins Riesenmäßige. Für jezt aber hatte ich noch keine Ahnung, wie schrecklich wahr lezteres Gleichniß ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel zwischen Martin Krusius und einigen gelehrten Griechen.

(Beschluß.)

Der lezte Brief, welchen die Sammlung des Krusius enthält, ist von Theodosius Zygomalas. Er ist vom 7ten April 1581 datirt und umfaßt zwölf gedruckte Folioseiten. Der größte Theil desselben hat die verschiedenen Schicksale und Belagerungen Konstantinopels von den frühesten Zeiten bis auf die Eroberung der Stadt durch die Türken zum Gegenstande. Zygomalas berücksichtigt aber auch die von Krusius längst an ihn gerichteten Bitten um Nachrichten über die Städte Griechenlands, die griechischen Schulen, über die vornehmern griechischen Familien u. a. Wir entheben dem Schreiben das auf unsern Zweck Bezügliche. „Einige Jahre vor der Eroberung Konstantinopels ahneten viele edle und gelehrte Männer das bevorstehende Unglück und wanderten aus. Konstantin Laskaris schiffte mit seiner ganzen Familie und noch mehrern andern nach Messina auf Sicilien. Theodor Gaza begab sich nach Rom, andere Männer von Bildung und Gelehrsamkeit dahin und dorthin, und entgingen so den Greueln der Gefangenschaft. Andere flüchteten in den Peloponnes, nach dem Pontus, auf die Inseln, kurz, wo sie nur Sicherheit hofften. Damals zogen auch viele der angesehensten Geschlechter weg, wie die Paläologen, welche einst auf dem Kaiserthrone gesessen hatten, die Kantakuzeno und die Rales, Familien, von welchen aber jezt noch Mitglieder theils zu Konstantinopel, theils zerstreut anderswo leben. Von den Paläologen befinden sich noch jezt einige Familien hier, die der Gebrüder Konstantin und Manuel, ferner noch bei zehn andere vornehme Geschlechter, welche in einem mäßigen Wohlstande leben und Geschäfte treiben. Man hört noch die Namen Kantakuzeno, Rales, Mamala, Notara (von diesen sind die meisten im Peloponnes) Latinus, Muzalos, Batazis, Diplobatazis, Asanbos, Chrysoloras, Laskaris, Eugenikos und andere, die ich nicht einzeln anführen kann. Die meisten derselben haben die großherrlichen Zölle gepachtet. Die einen werden reich dabei, andere gehen zu Grunde. Sie sind übrigens getrennt von einander gleich großen Bäumen. Die einen leben in Konstantinopel, die andern, und dieß ist die Mehrzahl, in den Städten des Pontus, z. B. Anchialos, Midea, Sozopolis, Mesembria u. s. f. Zum Theil bringen sie auch mit Diensten am Hofe ihr Leben durch oder fristen dasselbe durch Handlung

oder sonstiges Gewerbe. Ihr Eigenthum, das ihnen einst die Mittel zu einem glänzenden Leben geboten hatte, befindet sich seit jener Unglückszeit in den Händen der Türken und sie selbst führen ein Sklavenleben, bei welchem sie sich so gut als möglich fortzubringen suchen. Von edeln Geschlechtern und einer Blüthe derselben ist gewöhnlich nur da die Rede, wo sie die Macht besitzen und gewisse Einkünfte haben. Wunderst Du Dich also nicht, daß man von den Unsrigen nur noch hört, da sie sich seit 130 Jahren in der Knechtschaft befinden? Freilich sind es nur unscheinbare Trümmer alter Herrlichkeit und bloße Namen, nicht, wie Du zu glauben scheinst, fürstliche Häuser und mit Glanz umgebene Geschlechter. Wenn die Eiche gestürzt ist, da mag sich ein jeglicher Holz holen. Als das griechische Reich zu Grunde ging, verloren die meisten ihr Eigenthum, und die Diener des Sultans sind jezt Herrn und besitzen Häuser, schöne Ländereien, welche sie sich zugeeignet haben. Eine Beschreibung Griechenlands und Asiens, Nachrichten von den dort sich aufhaltenden Christen, ihren Kirchen, deren Vorstehern und Priestern, habe ich Gerlach gegeben. Dieß Eine bemerke ich noch, daß jene Landstriche, z. B. Thracien, Macedonien, Hellas, der Peloponnes, Epirus und andere, so wie die Städte Heraklea, Thessalonich, Athen, Nauplia, Naupaktus, Joannina und andere von der Natur außerordentlich begünstigt sind. Ihre Lage ist die beste und schönste, die Luft gemäßigt, die Wasser klar und der Gesundheit zuträglich. Land und Meer tragen mit freigebiger Hand bei, die Bewohner dieser Gegenden in den reichlichsten Genuß der mannigfaltigsten Güter zu setzen. Manches freilich ist mit der Zeit entschwunden und nur noch ein unbedeutendes Ueberbleibsel ehemaligen Glückes und alter Herrlichkeit. So sind Heraklea und Athen, einst so berühmte Städte und Mütter der Wissenschaft und Weisheit, jezt ganz das Gegentheil von ehemals. Dagegen sind andere Städte jezt volkreicher, als im Alterthum, z. B. Nauplia und Thessalonich. Dieß ist die nothwendige Folge eines langen Zeitlaufs. Alles, singt Sophokles, alles, was jezt dem Blicke verborgen ist, bringt die lange, die unendliche Zeit hervor und begräbt es wieder in Dunkelheit. Alle diese Länder sind jezt, mit Schmerzen spreche ich es aus, unterjocht, niedergedrückt, den Türken dienstbar. Von Wissenschaft ist fast keine Spur mehr zu finden, und die schwere Bedrückung unserer Tyrannen ist Schuld daran. Indessen sind die Einwohner jener Gegenden sehr empfänglich für Erwerbung von Kenntnissen, und es ist dieß eine Folge der natürlich guten Anlagen der Hellenen, des gemäßigten Klimas und der Lage ihres Landes, Vorzüge, womit die Gottheit selbst sie beglückt hat und welche ihnen durch nichts zu rauben sind. Doch die Wolken des täglich auf sie einstürmenden Ungemachs lassen die Sonne dieser hohen Vorzüge nicht leuchten und die Weisheit nicht zur Blüthe kommen. Möchte Gott einst diesem Jammer ein Ende machen und uns unsere alte Freiheit und unsere alte Verfassung wiederschenken. — Neben andern Vorzügen der Hellenen, welche Dir als Griechenfreund bekannt sind, möge auch Folgendes für die Trefflichkeit unsers Volks sprechen. Der Pabst in Alt-Rom errichtete eine umfassende Unterrichtsanstalt, ließ in dieselbe griechische Knaben kommen und stellte an derselben griechische Lehrer an, so viele sich fanden. Jezt sind dort, wie glaubwürdige Briefe meiner Freunde mich versichern, Lehrer und Schüler in großer Anzahl und ihre Leistungen haben den erwünschtesten Fortgang. — Dieß, mein Bester, über Griechenland und sein Volk. Ich sehe, wie ich auch sonst schon bemerkt habe und beständig meinen Landsleuten versichere, alles Schöne und Gute hat von den Gefilden Griechenlands Abschied und bei euch seinen Sitz genommen, Weisheit, Wissenschaft, die edelsten Künste, Edelsinn, Kriegskunde, Wohlstand, Bildung und der ganze Chor der Grazien. Aber

Grausam zerstörte die Zeit den Ruhm der hellenischen Charis
Und barbarischem Brauch beugte Aglaia sich.

So klagt der gelehrte Exarch Antonius aus Korfu in seinem Trauergedicht auf die Unterjochung Griechenlands, das in so ruhmloser Knechtschaft sein Joch trägt. Der Anfang des zweihundert Distichen enthaltenen Gedichts ist folgender:

Jezo beginnet den Trauergesang, pierische Musen,
Ewigem Thränenstrom, Helikon, lasse den Lauf!
Jezo, ihr Charitinnen, des Zeus drei herrliche Töchter,
Weint um's hellenische Land, weint um's unselige Volk!
Schaue herab, o Zeus, auf das treffliche Volk, wie es hinsinkt;
Klage mit thränendem Blick, Hellas, dein schreckliches Loos!

Deine Frage, in Betreff des Namens der lezten Kaiserin, kann ich nicht beantworten. Troz meiner fortgesezten Nachfragen, konnte mir Niemand weder Auskunft geben, noch ein Gemälde von ihr zeigen. Man trägt sich mit der Sage, Konstantin habe mit der Kaiserin, seinen Kindern, vielen Verwandten und Freunden das Mahl des Herrn genossen und hierauf sie sämmtlich enthaupten lassen, um sie der türkischen Gefangenschaft zu entziehen. — Wenn Du die neue historische Schrift, von welcher Du sprichst, herausgibst, so setze nur Deinen Namen vor; es ist wegen der Türken."

Mit diesem Brief schließt die gedruckte Korrespondenz des Krusius. Ob sie weiter fortgesezt wurde, ist mir nicht bekannt. Zu bedauern ist, daß Krusius die Briefe weder alle, noch vollständig gegeben hat, wie man aus seinen Anmerkungen dazu schließen muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, März 1833.

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten *)

Da überall in Deutschland, wo Hoftheater von Hoftheater-Intendanten geleitet werden, mehr oder weniger dieselben Erscheinungen and auch dieselben **Klagen** sich darbieten, so dürften die Gründe dieser Erscheinungen und Klagen wohl einmal näher ins Auge zu fassen und solcher Versuch namentlich einem Manne gestattet seyn, welcher durch eigene, mehrjährige Erfahrung, nicht blos als Beobachter, sondern als mithandelnde Person, seinen Blick hinreichend geschärft zu haben glaubt, um über den Gegenstand ein Urtheil haben und geben zu dürfen. Denn nach langen Studien und fortgesetzter, eifrigster Beschäftigung mit theatralischen Dingen durch Zufall und fürstliches Vertrauen plötzlich selbst zum Intendanten eines Hoftheaters berufen, war ihm vergönnt, die Resultate jener Studien und der persönlichen Bekanntschaft mit fast allen größern Theatern des In- und Auslandes nun auch — wiewohl auf kleinerm Raum — in praktische Anwendung zu bringen und so die Theaterwelt mit allen ihren Räthseln, Tiefen und Krümmungen auch von innen heraus gründlich kennen zu lernen. Wie ihm aber hier die Ueberzeugung ward, daß die Schwierigkeit überall dieselbe, ja vielleicht um so größer ist, je kleiner der Schauplatz — weil in kleinerm Raume die Dinge um so heftiger aneinander stoßen — wie ihm also diese Ueberzeugung ward, so lernte er auch einsehen, daß er früher **nichts** einsah und seine ganze Wissenschaft nur die eines Laien gewesen. Von dieser Erfahrung ausgehend, kann er nicht umhin, zu behaupten, daß ein sicheres Urtheil über Theaterverwaltung im Allgemeinen und die Bedingungen des Erfolges oder Mißlingens nur von solchen zu erwarten sey, die selber praktisch dabei betheiligt waren; worin denn zugleich ein Fingerzeig für Viele zu finden seyn dürfte, welche, trotz einer kaum oberflächlichen Beschäftigung damit, sich täglich zu Richtern in der Sache aufwerfen und ihre bloße Zuversicht für den Maßstab ihrer Unfehlbarkeit halten. — Wenn es aber hiernach im höchsten Grade schwer und bedenklich erscheint, die Handlungen einer Theaterverwaltung an sich und als solche, da von Tausenden kaum Einem das innere Getriebe derselben klar vor Augen liegt, beurtheilen zu wollen, so wird gleichwohl das **Resultat** derselben solchem Urtheile nicht entzogen, vielmehr, sofern es mangelhaft und unbefriedigend ist, gewiß mit Recht zum Gegenstande des Tadels gemacht werden können. Denn nicht nach den **Ursachen** des Mangels ist hier zu fragen, sondern nur, ob derselbe wirklich vorhanden sey, und diese Frage kann, in Bezug auf die deutschen Hoftheater, selbst von uns, trotz alles uns eigenen esprit de corps, leider nicht verneinend beantwortet werden, da deren Leistungen weder den durch die Vergangenheit erregten Erwartungen, noch den Ansprüchen der Gegenwart, noch auch der Würde ihrer eigenen Bestimmung entsprechend sind. Wenn aber diese schlimme Wahrheit fast von Jedermann, ja zum Theil von den Intendanten selbst erkannt wird, und dennoch nichts zur Abhülfe geschieht, so muß es, behaupten wir, Gründe geben, warum nicht geschehen **kann**, was Allen, die Höfe selbst, ihre Beschützer und Erhalter nicht ausgenommen, so wünschenswerth und nothwendig erscheint. Diese Gründe aber dürften, da die meisten deutschen Privattheater den Zustand der Hofbühnen nicht theilen, zunächst in der Gestaltung dieser Institute selbst und in der unmittelbaren Einmischung zu suchen seyn, welche von Seiten eben jener Beschützer und Erhalter darauf ausgeübt wird. Wenn aber, wie bei unumschränkten Monarchien — und eine solche muß jedes Theater seiner Natur nach seyn — auch im Theaterorganismus alles Gedeihen blos von dem Oberhaupt abhängt, so ist gewöhnlich schon der erste, wichtigste Akt jener höhern Einmischung, die Wahl dieses Oberhauptes nämlich, geradezu **gegen** solches Gedeihen gerichtet, da nicht ächte Bildung und Kennerschaft, sondern nur Zufall und persönliche Neigung darüber zu entscheiden pflegen. So lange aber das Amt eines Theatervorstandes für ein **Hofamt** und der Kammerherrnschlüssel als Schlüssel dazu, wie zu den Geheimnissen der Kunst überhaupt, angesehen wird, so lange möchte freilich auf würdige Erreichung des Zweckes im Voraus zu verzichten, und jedes etwaige Gelingen nur für das Werk eines glücklichen Zufalls zu halten seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr v. **Elsholtz**, dem wir diese Mittheilungen verdanken, wird die hier angedeuteten Ideen in einer besondern Schrift weiter ausführen. D. R.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 59:

Raa. Aar. Ara.

C h a r a d e.

1. 2.

So willst du Alles, was dich sehr
Gefreut, nicht was betrübt.
Und was sich mühsam lernt und schwer,
Wird leichter, so geübt.

So kommt der Frühling mit dem Merz,
Wenn erst der Winter floh,
Doch selten in dasselbe Herz
Kommt ächte Liebe so.

3. 4.

Die Kunst, zu der man inner Licht
Und äußer Licht bedarf;
Die Liebe, sagt man, könn' es nicht,
Und übt es doch so scharf.

In Tiefen, die kein Senkblei mißt,
Dringt sie mit solcher Kunst;
Den Vorhang, der ihr feindlich ist,
Entfernet ihre Gunst.

1. 2. 3. 4.

Der beste Trost für **das** Gemüth,
Dem Liebes ward entfernt,
Hat auch, mit Schmerz um sie bemüht,
Entsagung es gelernt.

Vor seinem Frühling schwindet schnell
Das schwer bewahrte Eis;
Der trübe Blick wird wieder hell,
Was fror, ach! glühend heiß;

Das Schweigen wird ein Jubelton,
Und aus Verlust Gewinn;
Zu schneller Wechsel raffte schon
Selbst blühend Leben hin.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. März 1833.

— Erde, Tausendkünstlerin,
Penelope, die ihren Schleier flickt
Und trennet!

Herder.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

Jedermann weiß heutzutage, daß die Erde, bevor sie die Gestalt angenommen, in der sie seit einer Reihe von Jahrhunderten der Schauplatz der Menschengeschichte ist, Umwälzungen durchgegangen hat, welche frühere Schöpfungen begraben haben. Längst sind die Zeiten vorbei, wo sogar die Sprecher des Menschengeschlechts in den versteinerten Resten früherer Geschöpfe Naturspiele, verunglückte organische Keime erblickten, wo man meinte, die Muscheln, welche man auf den hohen Gebirgen findet, haben Pilger aus der Tasche verloren, und die im Apennin ausgegrabenen Stoßzähne von den gefallenen Elephanten Hannibals herleitete. Der Glaube, daß alle Unebenheiten des Erdballs in verschiedenen Perioden erfolgte Geburten der Tiefe sind, dringt immer weiter unter die Gebildeten; der Einbildungskraft ist ein schrankenloses Feld geöffnet und sie sieht hier hochstämmige Farrenwälder, riesige Krokodille, furchtbare Zwittergestalten zwischen Fisch und Eidechse von jäh aufsteigenden Gebirgen bedeckt, dort brüllende Mammuths unter schrecklichen Gewittern von tobenden Wasserfluthen verschlungen. Je mächtiger aber das Interesse dieser Kriegsgeschichte der Erde ist, desto mehr scheint man, wie dieß ja auch mit der Geschichte der Menschheit der Fall ist, dasjenige aus dem Auge zu lassen, was die Erde im gegenwärtigen Friedenszustande schafft und hervorbringt. Freilich, dieses allmähliche Verwittern und Zerbröckeln der Gebirge, dieses sanfte Aufstößen und Aufschwemmen kommt gegen das, was im Kriegs- und Revolutionszustand geleistet worden, gar nicht in Betracht. Wenn sich hie und da noch ein kalkiges Gestein bildet, oder eine Wurzel mit einer Scheide von Eisenerz umgibt, oder ein paar Schwefelblüthen anschießen, so sind alle diese Wirkungen, mechanische wie chemische, gleichsam nur Symbole der früher wirksamen Kräfte; die Erde hat die kriegerischen Titanen vorläufig verabschiedet, und was sie in den Vulkanen an aktiver Macht beibehalten, exercirt gleichsam nur zur Kurzweil und Uebung im Feuer. Diese unscheinbaren Bildungen liegen uns indessen immerhin am nächsten. Ergötzen wir uns an den phantastischen Schlachten der Erdmächte, vergessen wir aber nicht, daß wir bei dem ruhigen Organisiren im Friedensstande desto mehr betheiligt sind, da das Loos des Menschengeschlechts von dem guten Vernehmen zwischen den gesetzgebenden Gewalten des Erdballs abhängen möchte; der Mensch spielt im historischen Drama der Erde naturgemäß die Rolle des egoistischen Kannegießers, der gerne von Stürmen und Schlachten in der Vergangenheit und Ferne hört, aber seinem Städtchen den ewigen Frieden wünscht und, wenn es gut geht, desselben Wohl bedenkt.

Wir versuchen es, die Bildungen der jetzigen Schöpfung auf mechanischem und chemischem Wege im Allgemeinen darzustellen, und nehmen dabei den geistreichen französischen Naturforscher **Brongniart** zum Führer; wir sehen indessen dabei für jezt von den Wirkungen der thätigen Vulkane ab.

Sämmtliche Bildungen, welche wir auf der Oberfläche der Erde, und so weit wir in dieselbe eindringen können, beobachten, gehören der Zeit ihrer Entstehung nach zwei Perioden an; die eine ist das Reich des alten **Saturn**, die andere das jetzige Reich **Jupiters**. Alles, was sich nach den lezten großen Umwälzungen der Erdrinde, welche die Kontinente und Meere in den Zustand versezt haben, in dem sie sich befinden, seit der Mensch die Kenntniß davon von Geschlecht zu Geschlecht hat verbreiten können, gehört Jupiters Reich, der Periode nach der lezten Fluth an. Die antediluvianische Periode, Saturns Reich, endet da, wo jene begann. Die gegenwärtige Erdepoche umfaßt also Alles, was augenfällig erst nach der jetzigen Umschreibung der Kontinente gebildet ist, d. h. was auf der Erde hat vorgehen können, ohne daß man, um seine Bildung zu erklären, auf so gewaltige Kräfte, wie man sie seit den historischen Zeiten nirgends mehr wirken sieht, schließen müßte; ferner Alles, was seit der Existenz des Menschengeschlechts sich gebildet hat, und dessen Gleichzeitigkeit mit demselben entweder unmittelbar durch geschichtliche Denkmale, oder durch den innigen Zusammenhang der Erscheinungen mit unzweideutigen Spuren von dem Vorhandenseyn der Menschen erwiesen ist.

Es ist zwar immerhin wahrscheinlich, daß die jetzige Periode auf dem ganzen Erdboden so ziemlich zu gleicher Zeit begonnen hat; damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß sich die verschiedenen Welttheile in dieser Beziehung nicht ganz gleich verhalten. So können sich z. B. die Naturkräfte, deren Wirksamkeit wir in den lezten antediluvianischen Erdschichten, dem sogenannten ältern aufgeschwemmten Land erkennen, in Asien ungleich früher in das jetzige Gleichgewicht gesezt haben, als in Amerika; jener Kontinent könnte bereits für Menschen bewohnbar gewesen seyn, während der Kampf der Elemente auf lezterem noch fortdauerte. In Amerika sind vielleicht zu einer Zeit, wo in Hochasien bereits die Menschengeschichte begann, noch Berge aufgestiegen, haben sich vielleicht noch ganze Länderstücke aus dem Ocean erhoben. Denn nur das Niveau des Meers hat sich, so weit das Gedächtniß des Menschengeschlechts hinaufreicht, gleich bleiben müssen, weil dieses Niveau an keiner Stelle anders werden kann, ohne sich aller Orten zu ändern; davon abgesehen, ist kein Grund vorhanden, warum gewaltsame Senkungen und Hebungen der Erdfläche, die Bildung von Erzgängen aus der Tiefe herauf u. s. w. überall zugleich hätten aufhören sollen. Auf dem Standpunkte, den unsere Kenntnisse erreicht haben, läßt sich dieß eben so wenig behaupten als leugnen.

Wie dem aber sey, so viel ist gewiß, von den ältesten Zeiten an kennt man kein authentisches Beispiel von so gewaltigen Naturereignissen, wie ein Zurückweichen oder Steigen des Meers, die Erhebung eines Gebirges u. s. w.; nirgends sah und sieht man auf dem Boden der Meere oder Landseen sich wahre chemische Niederschläge bilden, welche wirklich versteinerte, chemisch veränderte Reste von organischen Wesen enthielten; niemals noch hat ein Mensch eine Erzader oder einen Gang im Gebirge sich bilden sehen. Kurz, seit der ältesten historischen Zeit befindet sich die Erdrinde in ihrer ganzen Ausdehnung, und soweit sie mittelbar und unmittelbar von Menschen hat erforscht werden können, in einem Zustand von Ruhe und Unthätigkeit, der den auffallendsten Kontrast bildet mit jenem Zustand chemischer Gährung, welche in früherer Zeit jene mächtigen Schichten von Kalk, Schiefer, Gneis, Steinkohle hervorgebracht, welche die Pyrenäen, die Alpen u. s. w. emporgetrieben und die Erzgänge in Europa und Amerika mit kieselerdigem Gestein, mit Silber-, Kupfer-, Blei-, Zinkerzen u. s. w. gefüllt hat. Dieses Friedensstandes nun genießt die Erde, seit sie den Menschen trägt; diese Periode ist es, die wir als Jovis Reich bezeichnet haben, im Gegensatz zu dem Saturns, dessen Thron die lezte Erdumwälzung zertrümmert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Roulette.

(Fortsetzung.)

Aus Neugier studirte ich nun den ziemlich verwickelten Gang der Maschine; es entging mir nicht, daß die Bank im Vortheil war, übertrieben konnte ich indessen diesen Vortheil nicht finden, denn ich war im Kopfe bald mit der trügerischen Rechnung fertig, da der Zufall doch dem Gesetze der Wiederkehr und des endlichen Gleichgewichts unterworfen sey, so könne der Spieler mit seinem Einsatz den Zeitpunkt abwarten, wo die Wahrscheinlichkeit des Treffens momentan überwiegend auf seiner Seite ist, und dieß werde die Chancen, welche der Bankier sich vorbehalten, so ziemlich ausgleichen. Ja, just diese unselige Vorstellung ist es, was die Spieler befängt; denn der berechnenden Spieler sind hier ungleich mehr als der Wagehälse. Diese Vorstellung liegt all ihren sinnreichen, aber irrigen Systemen zum Grunde, sie ist ein wahres chronisches Uebel, das hinterlistig Wohlstand und Leben untergräbt. Eine unübersteigliche Schranke macht alle Rechnungen der Art zu nichte, namentlich die feste Grenze, welche Gewinn und Verlust nicht überschreiten dürfen.

Wie gesagt, diese Vorstellung übte ihren Zauber auf mich selbst, und so fing ich an im Kopf mitzuspielen, nachdem ich mehrere Umstände abgewartet, welche zusammen die Wahrscheinlichkeit bedeutend auf meine Seite zu bringen schienen. Lange spielte ich so, und war immer glücklich. Ich werde warm und immer wärmer, und endlich kann ich dem Drange, aus dem Spaße Ernst zu machen, nicht länger widerstehen. Ich fange an zu setzen, indessen sehr wenig; das Glück bleibt mir fortwährend gewogen, und drohte einmal meinem lustigen systematischen Gebäude der Einsturz, unversehens stand es solider als jemals wieder da. Mehr brauchte es nicht, mich vollends in Feuer zu setzen. Ich komme nach Hause mit meinem Gewinn, der im Verhältniß zu der Summe, welche ich aufs Spiel gesezt, gar nicht unbedeutend und immerhin geeignet war, mir Muth zu machen. Ich war einmal nahe daran gewesen, meinen Einsatz völlig zu verlieren, und so schien mir diese Erfahrung sehr vollständig und des weitern Nachdenkens werth. Ich brachte einen Theil der Nacht damit zu, mit der Feder in der Hand mein System regelmäßiger und in größerem Maaßstabe, nämlich stufenweise bis zu der Summe von fünfhundert Franks auszuführen. Nicht als ob ich dabei ganz verblendet gewesen wäre; nein, ich hielt meinen Kalkul durchaus nicht für unfehlbar; ich glaubte, er könne in der Wirklichkeit zu Schanden werden, aber die Möglichkeit erschien mir höchst entfernt, höchst unwahrscheinlich, und trat der Fall je ein, so war ich ja schon durch vorgängigen Gewinn gedeckt. Ganz ruhig war ich bei der Sache nicht, aber ich tröstete mich mit dem gemeinen Gedanken: nun, verlierst du auch, es bringt dich nicht um und du spielst dann nicht mehr!

Wer sollte es glauben? sieben-und-zwanzig Abende hinter einander, wo ich jedesmal drei, vier Stunden spielte, gewann ich fortwährend. Da dieser Gewinn mit meiner außerordentlichen Vorsichtigkeit bei denjenigen Einsätzen, wo die Wahrscheinlichkeit des Treffens am geringsten war, im Verhältniß stand, so konnte es keine große Summe seyn, indessen belief sie sich immerhin auf dreitausend sechshundert Franks. Schlecht müßte man den schwachen, gebrechlichen Menschen kennen, wollte man glauben, ein jugendliches Gehirn habe sich von einem Glücke, das ja eben durch Geisteskraft gebannt schien, nicht betäuben lassen. Ich ließ mich hinreißen. War ich doch hinter das Geheimniß gekommen, um dessen willen so mancher bleiche Alchimist die Kohlen angeblasen, um dessen willen sich so mancher sogenannte Weise den Kopf zerbrochen. Die feinsten Lebensgenüsse gaukelten meiner Einbildungskraft vor, ja meine Bethörung ging wirklich so weit, daß mich nur Ein Gedanke unheimlich verfolgte, die Furcht, ein Befehl der Regierung möchte plötzlich die Spielhäuser schließen.

Am acht-und-zwanzigsten Tag — ich zählte genau nach, denn gerade an einem Monat wollte ich die Richtigkeit meines Kalkuls erproben — am acht-und-zwanzigsten Tag lasse ich mich munter, wie gewöhnlich, am grünen Teppich nieder, wo die Quelle rann, aus der ich das Glück schöpfen wollte, das man mit Gold erkauft. Mit Schadenfreude und innerlichem Triumph sah ich, wie die Bankiers nach den beiden kleinen Täfelchen schielten, welche ich vor mir liegen hatte, als wollten sie hinter den Zauber kommen, der so unfehlbar Stück für Stück von ihrem Goldklumpen anzog. Endlich tritt der Zeitpunkt ein, wo verschiedene Nummern lange nicht mehr herausgekommen sind, wo also die Wahrscheinlichkeit für mich ist und ich nach meinen Regeln das Spiel beginnen muß. Ich komme auf das Drittheil, auf die Hälfte, auf drei Viertheile meines Kalkuls herunter, und es wird mir nicht ganz wohl zu Muthe; noch ein paar Nummern — keine trifft! Endlich die lezte Nummer; trifft sie nicht, sind fünfhundert Franks verloren! Ich horche ängstlich hin; der Spruch des Schicksals erfolgt: fünfhundert Franks sind dahin!

Dieser Schlag bringt mich aus der Fassung; es drängt mich, ein wenig Luft zu schöpfen im Saale, und ich greife nach dem schlechten Bier, das hier unentgeldlich abgegeben wird. Nach einigen Minuten habe ich mich mit dem Gedanken an einen Verlust, der kaum in fünf, sechs Abenden wieder einzubringen ist, etwas vertrauter gemacht und betrete wiederum, freilich nicht mehr mit dem alten Selbstvertrauen, das Schlachtfeld. Ich will kurz seyn: das Unglück verfolgt mich, und ohne daß ich von den selbst entworfenen Regeln ein Haarbreit abweiche, verliere ich noch zweimal den vollen Betrag des Einsatzes. Gerade soviel hatte ich mitgebracht: fünfzehnhundert Franks; an Einem Abend waren sie hin!

War ich rasch für die Sache in Feuer gerathen, so sank mir der Muth noch weit schneller. Also von der Höhe, auf der ich so selbstgefällig gestanden, muß ich herab, und ungleich rascher, als ich sie erstiegen! Ja, ich mag sinnen, wie ich will, es ist klar: was heute geschehen ist, kann morgen wieder geschehen, kann sehr oft geschehen, und darüber kann ich mich zu Grunde richten. Es wäre vernünftig gewesen, ich hätte mir den Fall zur Warnung dienen lassen; aber da ließ sich die tückische Stimme der Hoffnung lauter und immer lauter vernehmen; ich spielte fort, und um den Leser nicht mit Wiederholung derselben Auftritte zu ermüden, sage ich nur, daß ich in Kurzem nicht allein die gewonnene Summe wieder verloren hatte, sondern daß, nach einigen unbedeutenden Schwankungen, auch alles Geld, das ich vor dem Spiele besessen, etwa zweitausend Franks, vom großen Schlund verschlungen war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, März 1835.

(Fortsetzung.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Nächst dem gibt es fast kein Hoftheater in Deutschland, wo nicht auch das Repertoire, die Wahl der Mitglieder, die Besetzung der Rollen u. s. w. ganz oder theilweise durch den Hof selbst, oder doch mit Hülfe des darauf wirkenden Einflusses, ohne Rücksicht auf die Vorschläge des Intendanten und die Wünsche des Publikums, bestimmt würden, daher denn hier die Oper, dort die Posse, am dritten Ort das Ballet, hier eine schöne Sängerin, dort eine reizende Tanznymphe die Herrschaft gewinnt, allen andern Produktionen und Talenten nur als kümmerlichen Lückenbüßern den Zugang gestattend. Wie kann aber ein Institut, welchem der Geschmack des Einzelnen zum Gesetze dient, dem Geschmack Aller, wie doch seine Bestimmung es fordert, genügen, wie kann der Kunst überhaupt genug geschehen, wenn eine so einseitige Dienstbarkeit ihr aufgebürdet wird? Hiezu kommt dann, um die Schwierigkeit zu vermehren, noch der unmittelbare Verkehr der Mitglieder mit den höchsten Personen oder deren Umgebung, ein Verkehr, der in seinen Folgen eben so verderblich, als schwer zu umgehen und in der Natur der Sache begründet ist; denn im *Dienste* des Hofes haben jene natürlich ein Recht auf dessen Schutz, hat dieser sogar die Pflicht, solchen Schutz nicht zu versagen. Hiedurch aber ist allen Klagen und Ansprüchen, gerecht oder nicht, der Zugang geöffnet und, da im Theaterleben die Anlässe zu beiden unzählig sind, der Mißbrauch von dem Gebrauche nicht mehr zu trennen.

Wie oft ist, auch während unserer Amtsführung, der Fall vorgekommen, daß die unbedeutendsten, ja ungegründetsten Klagen, die abgeschmacktesten Forderungen, die unmöglichsten Wünsche, sey es unmittelbar oder durch ein dienendes Organ, vor den Fürsten gebracht und angehört, ja selbst zum Gegenstand weitläuftiger Erörterung gemacht wurden; wie oft haben wir Beschlüsse zu vollziehen gehabt, wodurch, vielleicht um einer Weiberlaune willen, der Erfolg langer Vorbereitungen plötzlich vernichtet ward, wie oft ruhig zusehen müssen, wie Eitelkeit und böser Wille, durch höhere Nachsicht geschützt, den Wünschen des ganzen Publikums gleich den unsrigen Troz bot! Zwanzig Vorfälle der Art könnten hier aus eigener Erfahrung mitgetheilt werden, welche jedoch dem Leser, der ja selbst so oft das Opfer davon ist, billig erspart und dem vorbereiteten, umfassendern Bericht über diese Angelegenheit aufbehalten werden sollen.

Will man also das bisherige Hoftheater-Verwaltungssystem aufrecht erhalten, und den Zweck, wenigstens annähernd, erreicht sehen, so gibt es dazu nur *einen* Weg: diejenige Einsicht und Resignation von Seiten der Fürsten nämlich, welche dazu gehört, um nicht den meist *begünstigten*, sondern den anerkannt *fähigsten* Mann zu dem Amt des Hoftheater-Intendanten zu befördern, und diesem sodann eine vollkommene, völlig unbeschränkte Freiheit des Wirkens, ohne störenden Eingriff von irgend einer Seite, wiewohl unter strenger Verantwortlichkeit, angedeihen zu lassen. Wo aber, wird man fragen, ist der Mann, mit so eiserner Consequenz, mit so unerschütterlicher Festigkeit, mit so bewährtem Muthe begabt, um einem Fürsten gegenüber, dem man als Diener Verehrung schuldig ist, ja welchen man liebt und um jeden Preis befriedigen möchte, jene Tugenden zu üben, im Widerspruche mit dessen *Wünschen* zu üben? Ihm, welcher der Erholung so sehr bedarf, sie so theuer bezahlt, in billigen, meist leicht scheinenden Dingen zu widerstreben, etwas als unausführbar darstellen, wo blos ein entfernter Nachtheil, eine vielleicht ungegründete Befürchtung im Wege liegt, kurz, sich fest zeigen, wo Festigkeit so leicht für Eigensinn gehalten werden kann, ist eine zu schwere Aufgabe, als daß sie von einem Diener gegen seinen Herrn immer und unter allen Umständen vollkommen könnte gelöst werden. Und dennoch ist dieß die tägliche, unerläßliche, wichtigste Pflicht des Hoftheater-Intendanten, dessen mindestes Abweichen von der vorgezeichneten Bahn gewöhnlich eine ganze Reihe von Inconsequenzen nach sich zieht, die endlich ihn selbst mit seinem Beruf entzweien und den Musensiz ihm zum Dornensiz umschaffen. Ihm bleibt nur die Wahl zwischen entschiedenem *Auf-* oder ehrenvollem *Abtreten*, zwischen dem Sieg seiner Meinung oder dem Rückzuge vom Amt, da jeder Seitenpfad, jedes Winden und Weichen, Handeln und Drehen doch endlich, wenn auch später, zu dem leztern Ziele führt. Darum sey der Vorsteher eines Hoftheaters vor allen Dingen ein entschiedener Charakter und ein unabhängiger Mann, das Beste zu wollen und es ohne Gefahr für seine Existenz zu wollen fähig, ein Mann, der seinem Fürsten selbst zu *widersprechen* wagt und dessen Gunst seiner Pflicht willig zum Opfer bringt. Ein solcher aber wird zu ähnlichem Opfer stets am wenigsten genöthigt seyn; seine *Fähigkeit* dazu schüzt ihn am besten *dagegen*, und dieß bezweifeln, hieße nicht allein das menschliche Herz überhaupt, sondern auch den Charakter der Fürsten verkennen. Ja, die Wahrheit ist keine Fremde mehr am Fuße der Throne, das Ohr der Fürsten ihr nicht ferner verschlossen, seitdem die Zeit selbst ihre Sprache zu reden, mit so mächtiger Stimme zu reden angefangen, daß fast mehr Kühnheit dazu gehört, sie zu verschweigen, als sie zu enthüllen.

Troz der Möglichkeit aber, daß ein Mann der bezeichneten Art gefunden und das Verhältniß zwischen dem Hof und ihm zu einem dauernden werden könne, troz dieser Möglichkeit also scheint ein anderer Zustand der Dinge wünschenswerth, und zwar um so mehr, als das ganze Institut der Hoftheater, der übrigen Gebrechen nicht zu gedenken, gewissermaßen als verjährt und außer der Zeit stehend zu betrachten ist. Was bei Errichtung derselben als eine Wohlthat der Fürsten dankbar anzuerkennen und freudig zu benuzen war, erscheint jezt, wo Geschmack und Urtheil ein Gemeingut geworden, als Fessel für den Fortschritt der Kunst und der Künstler, welcher nicht mehr blos durch die Fürsten bestimmt wird, sondern vielmehr größtentheils im Volke seinen Impuls und Ursprung findet. Darum soll jezt, wo das Theater von der Theilnahme des Publikums abhängt, das Urtheil des Publikums *nicht* abhängig seyn, vielmehr freien Spielraum haben zum Loben und zum Verdammen, eine Freiheit, die freilich der Natur des Hoftheaters widerspricht und doch, namentlich in größern Städten, so unentbehrlich ist, daß deren Vorenthaltung durch gänzliche Gleichgültigkeit für die Sache selbst nur zu häufig bestraft wird. Geschmack und Urtheil soll also, wie schon gesagt, frei seyn, Jeder in dem Seinigen befriedigt werden, der Fürst nur zuerst, und dafür auch, seiner Stellung nach, den höchsten Beitrag zu Erhaltung des Ganzen entrichten. Und so allein kann, was bei deutschen Hoftheatern, troz ihres strengen Haushalts, so häufig außer Acht gelassen oder doch mißverstanden wird, neben dem künstlerischen auch dem industriellen Charakter der Anstalt sein Recht verschafft und sie selbst auf den Fuß einer würdigen Unabhängigkeit gesezt werden, wie solches in allen Ländern, wo das Schauspiel wahrhaft als Volkssache gilt und das öffentliche Urtheil keiner Beeinträchtigung unterliegt, wirklich der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. März 1833.

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

Max v. Schenkendorf.

Der Riese.

Von Ehrenfried Stöber.

Zu Straßburg an dem Rheine
Ein Riese sich erhebt,
Das Haupt im Sonnenscheine,
Wo hoch die Wolke schwebt.

Ihn schmücket eine Krone;
Vor Wettern nimmer bang,
Steht er, der Zeit zum Hohne,
Bald tausend Jahre lang.

Des Riesen Herzensschläge
Sind Widerhall der Zeit,
Die rastlos, immer rege,
Sich Stund' an Stunde reiht.

Ihn zieret eine Rose,
Sie welket nimmermehr;
Ihm reiten auf dem Schoose
Vier Kön'ge still daher.

Und unter ihnen tönet
Manch heiliger Gesang,
Der Gram und Leid versöhnet
Beim hehren Orgelklang.

Den Fuß birgt in den Schlünden
Die Erd', im dunkeln Schacht,
Wo in den öden Gründen
Einsam der Kobold wacht.

Fühlst du kein feiges Grauen,
Am Riesen klimm empor:
Entzücket wirst du schauen
Der Alsa Blumenflor.

Der Schwarzwald, Wasgau's Zinnen,
Umsäumt vom Himmelsdom!
Die Fluthen siehst du rinnen
Im weiten Silberstrom.

Den Zauberstab, ihn schwinget
Der Greis, von mancher That
Er schnell die Kunde bringet
Zur fernen Königsstadt.

Erschallen Siegeslieder,
Der alte Patriot
Läßt wehn die Fahnen nieder
Und beut den Feinden Spott.

Er theilt des Landes Freude;
Wie schimmert seine Pracht,
Strahlt in dem Freudenkleide
Er durch die schwarze Nacht!

Du treuer Gränzenhüter,
Wie herrlich stehst du da!
Ein stattlicher Gebieter,
Wie nie ein Auge sah.

Der Münster war geheißen
Der Riese hoch und kühn;
Du kannst ihn sehn und preisen,
Ziehst du gen Straßburg hin.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Diese Ruhe ist indessen, wie wir bald sehen werden, keineswegs absolut; aber die geologischen Prozesse, die jezt noch auf Erden vorgehen, sind so außer allem Verhältniß schwach gegen die eben angeführten früherer Zeit, daß ihr Einfluß immer nur lokal und in die engsten Grenzen eingeschlossen bleibt.

Alle geologischen Bildungen aller Zeiten sind von zweierlei Natur: sie sind entweder auf mechanischem, oder auf chemischem Wege entstanden, und hier zeigt sich gleich wieder ein wesentlicher Unterschied zwischen den ältern Perioden der Erde und der jetzigen darin, daß in jenen die auf chemischem Wege erfolgten Bildungen die mechanisch entstandenen unendlich überwiegen, während in der gegenwärtigen Zeit gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Das Ende der Saturnischen Periode ist aber durch mächtige mechanische Niederschläge bezeichnet, welche man unter dem Namen des ältern aufgeschwemmten Landes zusammenfaßt, und die jene ungeheuren Massen von Knochen in sich schließen, welche Landthieren angehörten, die den jezt lebenden zwar sehr ähnlich, aber nicht identisch mit ihnen sind. Unmittelbar an diese alten Niederschläge schließen sich nun, als eine Fortsetzung im Kleinen, die mechanischen Erdbildungen der jetzigen Periode an, die neuern Alluvialbildungen oder das jüngste aufgeschwemmte Land, von dem wir jezt zunächst sprechen.

Diese Produkte der gegenwärtigen Erdperiode liegen nothwendig, wo sie vorhanden sind, zu oberst. Alles an ihnen weist darauf hin, daß sie das Wasser vielmehr ruhig abgesezt, als gewaltsam hergeschwemmt hat; indessen sind sie von ganz ähnlichen, aber der ältern Zeit angehörenden Formationen im einzelnen Falle oft sehr schwer zu unterscheiden. Ihre Bildung oder vielmehr ihr Absatz geht beständig fort. Sie haben seit den ältesten Zeiten die Reste der gegenwärtig auf der Erde lebenden Thiere und Pflanzen in sich aufgenommen und begraben sie noch täglich. Man findet in ihnen hin und wieder Knochen von Geschöpfen, welche zwar ausgestorben sind, aber seit Bildung der gegenwärtigen Kontinente gelebt haben und nur durch den Menschen oder durch zufällige Umstände ausgerottet wurden. Hieher gehören die Geweihe des Riesenhirsches, die man vorzüglich im Torf in Großbritannien findet; sein Geschlecht scheint gänzlich vom Erdboden verschwunden. Die thierischen Ueberreste in diesem Boden sind nicht sehr verändert, nur entweder geschwärzt oder verwittert, je nach den Einflüssen. In solchem Erdreich, und in der Regel nur in solchem Erdreich findet man auch Menschenknochen, Ueberbleibsel menschlicher Geräthe und Waffen; z. B. die Keile, Aexte, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Kiesel, Jaspis, Quarz und anderm harten Gesteine, mühselige Kunstwerke der ersten Bewohner des Landes. Diese Waffen und Werkzeuge haben insgemein die auffallendste Aehnlichkeit mit denen der wilden Stämme in Amerika und auf den Inseln des großen Meeres. Es sind dieß die ersten Spuren des Menschengeschlechts, und diese Gegenstände liegen zwar häufig so tief vergraben, daß man an ihrem hohen Alter nicht zweifeln kann; aber durchaus aller Boden, in dem sie gefunden werden, ist aufgeschwemmtes Land, über dem man nie und nirgends festere Erdschichten aufgelagert gesehen hat.

Die Alluvialbildungen der neuern Zeit zerfallen in zwei Klassen: Pflanzenbildungen, Lehm-, Sand- und Grusbildungen.

Unter der ersten Klasse sind begriffen der Humus oder die Dammerde und der Torf, beides Körper, welche in fortwährender Bildung begriffen sind, wobei die abgestorbenen Gewächse eine eigenthümliche Modifikation erleiden. Die Dammerde ist der horizontalen Verbreitung nach die ausgedehnteste Formation des Erdbodens, aber der vertikalen Richtung nach die schwächste; nie, sogar wo die Vegetation außerordentlich üppig ist, zeigt sie sich auch nur einigermaßen mächtig, und es ist dieß einer der stärksten Beweise dafür, daß der jetzige Zustand der Erdoberfläche wohl bei weitem nicht so alt ist, als man sich gewöhnlich denkt. — Die Torflager finden sich bald auf dem Boden breiter Thäler mit geringem Fall, bald in engen und ziemlich hochliegenden Thälern. Der Torf besteht vorzugsweise aus krautartigen Gewächsen, und seine Bildung scheint vornehmlich dadurch bedingt, daß das Wasser nicht ganz in den Boden sikern kann und weder vollkommen stagnirt, noch zu rasch erneuert wird, wodurch die Gewächse nicht eigentlich verfaulen, sondern eine eigenthümliche, mit dem Gerben zu vergleichende Ummandlung erfahren. Man findet in den Torflagern häufig auch Baumstämme, Trümmer menschlicher Geräthe, Reste von Sumpf- und Waldthieren, und zwar nicht blos von solchen, welche noch an Ort und Stelle leben, sondern auch von Arten, welche entweder blos an weit entlegenen Orten oder überhaupt gar nicht mehr vorkommen. Hieher gehören die Biberknochen, die man in den Torflagern an

der Somme findet und die oben angeführten Riesengeweihe. Dieß beweist zwar immerhin das relativ hohe Alter mancher Torflager; aber sie eignen sich durch die Art ihrer Bildung an manchen Orten noch besser als die Dammerde zu Zeitmessern, und auch hier hat die Berechnung gezeigt, daß sie eben nicht so sehr alt seyn können. An manchen Orten hat man beobachten können, daß kleine Anhöhen, die im Bereiche wachsender Torflager lagen, seit Menschengedenken von ihnen bedeckt worden sind. In andern Fällen senkt sich der Torf längs der Thalwände herab und schreitet vorwärts gleich den Gletschern; aber der Gletscher schmilzt fortwährend an seinem untern Rand, den Torf dagegen hält nichts auf. Dadurch nun, daß man durch den Torf bis auf das feste Erdreich sondirt, kann man ungefähr sein Alter schätzen, und bei allen diesen Schätzungen sind, wie bei den Dünen, deren Wachsthum einen ähnlichen Maaßstab an die Hand gibt, nie viel über viertausend Jahre herausgekommen.

Es gibt auch Holztorfe, die ganz, oder fast ganz aus Baumstämmen und Aesten bestehen. Man sieht sie zuweilen am Meeresstrand im Sand begraben und ziemlich tief unter der niedrigsten Ebbe. Man darf aber daraus weder schließen, daß sie älter sind als die historische Zeit und das gegenwärtige allgemeine Niveau der Meere, noch auch, daß das Meer seit der Bildung dieser Holztorfe gestiegen ist, sondern nur, daß der schlammigte Boden, in dem sie sich gebildet, sich allmählig gesenkt hat, was eine allgemeine Eigenschaft solchen Erdreichs ist.

Die zweite Klasse der mechanischen Produkte der jetzigen Zeit begreift die Thon-, Mergel- und Sandbildungen, die in fortwährendem Wachsthum begriffen sind. Der Thon ist häufig durch fast ganz zersezte, oft eigentlich verkohlte vegetabilische Theile braun, ja schwarz gefärbt; dieser Umstand unterscheidet, neben der Lagerung, die Lehmgebilde wesentlich von den Torfen. Sie finden sich zwar bisweilen neben einander gelagert, aber fast immer überwiegt dann die eine Klasse von Bildungen die andere bei weitem. Vorzüglich in den breiten Thälern, am Zusammenfluß großer Ströme, an ihren Ausmündungen in das Meer zeigen sich die Lehm- und Sandbildungen in ihrer größten Mächtigkeit und entstehen hier just unter Umständen, die der eigenthümlichen Modifikation, welche die Gewächse in den Torfen erleiden, zuwider sind. Man findet in ihnen ganz dieselben Knochen und Trümmer überhaupt wie in den Torflagern, aber seltener und aus ähnlichem Grunde, weßhalb auch die Pflanzen darin stärker zersezt werden, weniger gut erhalten. In solchen Lehm- und Sandlagern hat man namentlich ganze Fahrzeuge entdeckt, deren Form und ganze Bauart eine sehr niedrige Stufe der Kultur verrathen und auffallend an die Fahrzeuge der Südseeinsulaner und anderer halbwilden Stämme erinnern. In ihnen begraben findet man endlich auch Reste von Bauwerken, deren Alter bekannt ist, und in diesem Falle geben sie eine Art Chronometer an die Hand, mittelst dessen man berechnen kann, wie viel Zeit diese Anschwemmungen brauchen, um zu einer gewissen Mächtigkeit zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Roulette.

(Beschluß.)

Es wäre schwer zu beschreiben, wie schauerlich seltsam sich während der lezten Spieltage Alles, Menschen wie leblose Gegenstände, vor meinen Augen verzerrte. Ich lebte beständig wie in einem fratzenhaften Traume, und das überreizte, fiebernde Gehirn gebar wahnsinnige Bilder. Wo ich hinsah, standen Nummern, rollten Elfenbeinkugeln und hüpften in die Fächer; wo ich ging und stand, hörte ich die eintönigen, schleppenden Rufe der Bankiers. Nachts wurde mein Zustand vollends unerträglich; war der Spuk bei Tage lästig, so ward er im Traume grausenhaft, und wenn mit dem Tageslicht die Vernunft erwachte, so überfiel mich das unendlich bittere Gefühl, daß ich durch die Ungewißheit des Besitzes um jeden Genuß gebracht, daß ich eigentlich unglücklich sey. Aber trotz dem konnte ich nicht zu dem Entschlusse kommen, umzukehren, und ein wahnsinniges Gelüste trieb mich unwiderstehlich, all mein Geld auf's Spiel zu setzen. Ja, kann man es glauben? am Ende ward der Wunsch in mir rege, es möchte Alles dahin seyn, damit ich von dieser furchtbaren Angst erlöst wäre, und da ich alle Methode beim Spiel aufgab, so ging er auch bald in Erfüllung.

Ich hatte hundert Franks von meiner Schwägerin zu erheben: auch sie müssen dran, der Tropfe muß in den Ocean rinnen. Ich gehe zu ihr, und während sie ihre Kommode öffnet und das Geld sucht, betrachte ich das friedliche Feuer im Kamin, das reinliche Gemach, dessen Schmuck ihre Lust ist, das aufgeschlagene Buch neben der häuslichen Lampe, und da wird mir zu Muth, als sey ich ein Wesen aus einer andern Welt, ein Auswurf der Menschheit. Ja, von solchen Genüssen weiß ich nichts mehr; der Friede auf ihrem Gesicht, der Friede, den die Luft dieses Zimmers athmet, Gott! wie weit ist er von meiner Brust! Mit zitternder Hand nehme ich das Geld, das bald ein Abgrund verschlingen soll. Das gute Weib! sie gab es mir in fünf neugeprägten Goldstücken; sie machte mich aufmerksam darauf und meinte, so etwas bewahre man gerne auf. Ich war erschüttert — und lief geradewegs ins Spielhaus. Eine innere Stimme sagt mir, ich werde unfehlbar dieses mein Leztes verlieren, aber ich will wissen, woran ich bin; und keine Zögerung! ein einziger Wurf soll die Entscheidung

geben! Ich trete hinzu, werfe meine fünf Goldstücke auf den Teppich: verloren!

Mag man es für Erdichtung halten oder nicht, ich betheure, ein eigenthümliches schwermüthiges Gefühl der Freude stieg in meinem Herzen auf. Ich war empfindlich bestraft für meine Tollheit, ich hatte die Züchtigung verdient, und meine Seele war damit wieder frei; ja, ich trat wieder ins Leben ein, ich genoß wieder, wie Menschen genießen, konnte mich freuen eines schönen Morgens, der frohen Gesichter der Freunde, des süßen Lächelns der Geliebten; ich war von einer Krankheit genesen und fühlte den unschätzbaren Werth der Gesundheit.

Ich setze den Fuß über die Schwelle des verfluchten Hauses, den festen Entschluß im Herzen, es nimmer wieder zu betreten, da tritt an der Thüre ein ziemlich anständig gekleideter Mann, dem die Freude, die aus meinen Augen strahlte, Muth machen mochte, demüthig vor mich hin und spricht mich um eine Unterstützung an. Ich war nicht in der Stimmung, wo man eine Bitte abschlägt, und griff instinktmäßig in die Tasche. Gesegneter Zufall! im Winkel der Westentasche fühle ich ein kleines Geldstück; es ist ein Frank. Hier! rufe ich und drücke ihm die Münze kräftig in die Hand. Aus diesem Hier sprach so viel Freude und Jubel, daß der Elende, der an dieser Thüre auf die Großmuth glücklicher Spieler spekulirte, sicher nicht anders dachte, als die Taschen strotzen mir von gewonnenem Golde. Dieser Mann ist schwerlich etwas Anderes, als ein Opfer des Spiels, und somit predigte der Bettler vor dieser Thüre denselben Text, der mir eben gelesen worden war. Ich habe mir die gedoppelte Warnung zu Nutzen gemacht, und möge hin und wieder ein Spieler, dem diese Zeilen vor Augen kommen, sich mein Beispiel zu Herzen nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, März 1833.

(Fortsetzung.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Aus diesen Gründen ist in Frankreich, England, Italien u. s. w., wie Jedermann weiß, von Hoftheatern längst nicht mehr die Rede, und wenn auch hier und dort zu Erhaltung einer würdigen Pracht gewisse Zuschüsse von den Gouvernements bewilligt werden, so lehrt doch das Beispiel vieler ausländischer, ja selbst deutscher Bühnen, daß gerade die bedeutendsten Resultate rein durch Privatkräfte und ohne Hülfleistung von oben erzielt worden. Man darf nur an die Thätigkeit der kleinern Pariser Theater, oder an den Glanz erinnern, den Barbaja durch die Vereinigung der ausgezeichnetsten Talente Europas seiner Opernunternehmung zu geben gewußt, man darf nur die verhältnißmäßig außerordentlichen Leistungen mehrerer deutschen Privattheater betrachten, um sich zu überzeugen, daß, weit entfernt, die Kunst durch den Erwerb herabgewürdigt zu sehen, dieser vielmehr der Kunst als Bundesgenosse dient, indem auf die Dauer sicher nur das Gold einträgt, was in seiner Gattung sich als gut und tüchtig zeigt. Einzelne widersprechende Erfahrungen können diese Wahrheit nicht umstoßen; denn wie wunderlich auch oft, im Sinne der sogenannten Gebildeten, der Geschmack der Menge sich äußern möge, so wird doch nur höchst selten etwas im ethischen und ästhetischen Sinne rein Verwerfliches deren Beifall gewinnen.

Um jedoch auf dem angedeuteten Wege nicht auf einmal zu weit zu gehen und auch hier dem wohlthätigen, uns Deutschen so nothwendigen Gange allmähliger Entwickelung Raum zu lassen, sollte zuvörderst der Versuch gemacht werden, den Hoftheatern, ohne deren Natur und Charakter ganz aufzuheben, blos durch Verschmelzung mit einem Privatinteresse zu Hülfe zu kommen, das heißt, ein Privatunternehmen mit der Eigenschaft eines Hoftheaters, eine Verwaltung unter herrschaftlicher Firma und Garantie ins Leben treten zu lassen, deren Grundzüge, nur mit wenigen Worten hier angedeutet, darin bestehen, daß der erwählte, mit Kenntniß und Erfahrung wohl ausgerüstete Vorstand als Staatsdiener zwar aus der herrschaftlichen Kasse besoldet, jedoch, durch angemessene Bürgschaftsleistung verbunden, mit der Verwaltung des Instituts, nach den zu entwerfenden Bedingungen, auf eigene Gefahr und unter der Verpflichtung beauftragt würde, den vorgeschriebenen Etat genau einzuhalten, ja den etwaigen Verlust oder Gewinn, jenen aus der geleisteten Kautionssumme zu decken, diesen aber zum Besten des Instituts selbst wieder verwenden zu lassen. Die Vortheile solcher Einrichtung gegen die bisherige und die Gründe davon liegen so klar am Tage, daß sie theils kaum einer Erörterung bedürfen, theils aus dem oben Gesagten aufs Klarste hervorgehen. Lebenslängliche Anstellungen, mit Ausnahme der schon bestehenden, herkömmliche Lasten, unzulässige Ansprüche, amtliche Einmischungen, Mißbrauch und Willkühr — alles das fällt weg; der Vorstand arbeitet, wo nicht für eigenen Nutzen, doch gegen eigene Beschädigung; die Gebildeten und die Menge — alle müssen befriedigt werden; das Publikum ist Richter über das Talent, und dieses der beste und einzige Besitztitel des Inhabers. Gunstherrschaft, Empfehlungs- und Protektionswesen verschwindet, und Gesammtwirkung, das Lebensprinzip aller theatralischen Kunst, durch Einheit des Willens, ununterbrochene Aufsicht und einen geschickt anzuregenden Geist des Wetteifers erzeugt, durch Lohn und Strafe zu rechter Zeit erhalten, macht künstlerischer Eigenmächtigkeit, einseitiger Begier nach Beifall, rücksichtsloser Nebenbuhlerschaft ein Ende, wodurch einzelne bedeutende Talente bei Hofbühnen so oft nur als hervorstechende Punkte eines Gemäldes, ohne innere Verbindung unter sich dastehen. Ein Schauspiel aber soll einem Bilde, dem größten von allen Bildern, es soll dem Regenbogen gleichen, wo keine einzige Farbe auf Kosten der andern hervortritt, sondern alle, von der tiefsten bis zur höchsten Lichtstufe, wie der große Künstler sie ordnete, in innigster Verschmelzung erscheinen. Denn das ist der Triumph der Kunst, wenn das Kunstwerk nicht aus einzelnen Theilen bestehend, wenn es als ein nothwendig innerlich Ganzes, als ein Körper im vollkommensten Ebenmaaß aller Glieder dem Auge sich darstellt, und hierin dürfte zugleich ganz einfach die Aufgabe dessen sich ausgesprochen finden, der einer würdigen Theateranstalt vorzustehen berufen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. März 1833.

Ueber'm Kiesel wächst der Pfriemenstrauch,
Unter'm Strauche liegt ein Jüngling todt.

Russisches Volkslied,
nach P. v. Goetze.

Das Grab des armen Andrej.

Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth.

Auf der Straße, die von Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschloß Zarskoiselo führt, findet sich ein schönes, nicht eben sehr großes, doch in dem elegantesten Geschmack damaliger Zeit aufgeführtes Gebäude, welches die Kaiserin Elisabeth, als sie noch Prinzessin war, erbauen ließ und es einige Sommerwochen bewohnt hat. Gegenwärtig steht es öde und verlassen, seine Mauern sind dem Verfall nahe und die Gegend umher ist in ihren ursprünglichen wilden und einsamen Zustand zurückgekehrt, aus dem die Hand der Kaiserin sie gerissen hatte. Die Geschichte dieses Schlosses ist die rührende Geschichte eines treuen Herzens, das fürstlicher Uebermuth und die Tyrannei weiblicher Laune zertrat; diese verfallenen Gemächer schmückte einst die Liebe, ihr Scharfsinn schuf den Plan zum Gebäude und ihr Zauberstab ließ die traurige Einöde sich mit den Reizen eines blühenden Gartens schmücken. Dieses Alles ist nun dahin! Die Tage des Glanzes sind verschwunden, und nur die traurige Kunde bleibt von Thaten, welche uns aus der Nacht jener Zeiten voll Willkühr und Uebermuth überliefert werden.

Es war ein trüber Herbstabend, als ich den Kirchhof eines kleinen Dorfes besuchte, welches nicht weit von jenem Schlosse seine einsamen Hütten am Ufer eines Baches ausbreitet. Herbstliche Nebel füllten die Luft und die frühe Dämmerung, welche die Gegend einzuhüllen begann, zeugte von der Annäherung des langen, trübseligen Winters. Das Geräusch auf der Hauptstraße, die von zahllosen Wagen bedeckt war, welche entweder den Weg zur Hauptstadt suchten, oder von dorther kamen, verhallte bald gänzlich, und mit jedem Schritte, den ich näher dem Ruheplatz der Todten that, umgab mich auch mehr und mehr jene tiefe, melancholische Einsamkeit und träumerische Ruhe, die den Charakter nordischer Gegenden so treffend bezeichnet. Zwischen den Gräberreihen hinwandelnd, brachte ich meine Zeit damit zu, die Namen auf den Kreuzen und Steinen zu lesen. Ich betrat ein Plätzchen im fernsten Winkel, wo sich meinem Auge ein einfacher Stein ohne Namen, noch sonstiges Merkmal zeigte. Hohes Gras wölbte seine Spitzen über ihn, Moos bedeckte zum Theil seine Fläche, und seine tief eingesunkene Lage zeigte, daß man den, der unter ihm schlummerte, schon vor langer Zeit hier versenkt habe. Aber warum kein Name? War der Busen des Unglücklichen mit so schwarzer Schuld belastet, daß man sich scheute, seinen Namen dem Stein einzugraben? wie, oder ist dieses Grab das einzige, von dem die bezeichnende Hand der Liebe, sonst an jedem noch so anspruchlosen Kreuze weilend, sich abwandte, dessen einsamer Bewohner Niemanden hatte, den er sein nannte? — „Armer Schläfer!“ rief ich, „so bist du der einzige, der ungerufen, wie ein Dieb

in der Nacht, dich hast zu deiner kalten, engen Ruhestätte stehlen müssen! Der Engel, der einst über diese Gräber rauschend dahinziehen wird, wenn er sie alle aufruft, die hier liegen, wie soll er Dich nennen?" Doch er wird die Sonnenblume fragen, die dort zu deinen Häupten einsam dasteht; sie, die aus deinem Herzen entsprossen ist, wird die Geschichte desselben wissen und manchen theuern Namen nennen, den deine Mitbrüder entweder aus Haß oder Furcht verschwiegen haben."

In diesen Betrachtungen störte mich ein alter Mann, der mich schon lange mit Theilnahme betrachtet hatte. Er schien hier im Bereich der Gräber vollkommen zu Hause zu seyn; als ich mich zu ihm wandte mit der Frage, wer unter jenem Stein begraben liege, erhob er seine Stimme und mit einem Ausdruck von feierlichem Schmerz rief er die Worte: „Wen die Ungnade des Gesalbten des Herrn verfolgt, dessen Name ist aus dem Buche der Geschaffenen gestrichen, er hat nie gelebt!" Nach einer Pause fügte er mit milderem Ausdruck hinzu: „Lieber Herr, wollt Ihr wissen, wer dort liegt, so kann Euch dieses Niemand im ganzen Dorf besser sagen als ich. Seht, wenn der Himmel es nicht anders gelenkt hätte, so wäre ich jezt nicht der arme Astaf, der Todtengräber, und jener, der da liegt, trüge einen Namen, den auf die Nachwelt zu tragen, Marmor, Gold und Edelgestein viel zu niedrige Stoffe wären. Aber Ihr dürft mich nicht verrathen, thut das nicht, lieber Herr; denn sind gleich die Zeiten vorbei, wo die große Zarewna herrschte, kennt Niemand in der großen Stadt den armen Andrej und seinen Bruder, den alten Todtengräber, so ist Bosheit und Tücke doch noch nicht ausgestorben und ich habe einen Enkel, der Tambour bei der kaiserlichen Garde ist." Er hielt inne und näherte sich dem einsamen Grabsteine, den Hut in den gefaltenen Händen, und sein weißes Haar flatterte im Abendwinde. Wie im Gebete sprach er: „Die Wege des Himmels sind wunderbar! er hat das Herz der großen Kaiserin gewendet, die goldne Sonne ihrer Gnade ging ihm unter, und das frische Blut seiner Wangen sprühte unter die finstere Erde gleich einer Quelle, die jauchzend und prächtig vom Berge niederfällt, goldfunkelnd im Morgenglanz, dann aber, ehe sie zum segensreichen Fluß anschwellen kann, vom gierigen Sand der Wüste gefressen, ohne Namen spurlos in die Erde sinkt. Das ist das Leben des armen Andrej."

Ich sezte mich auf den Stein nieder, und als die lezten Strahlen der den Nebel durchbrechenden Sonne eben die nahe Kirchhofsmauer färbten, horchte mein Ohr dem Flüstern im falben Grase und den Tönen des Windes, der, über die öde Fläche dahinfahrend, die Häupter der Herbstblumen auf den Grabhügeln wiegte. Astaf, der Todtengräber, stand vor mir, auf seinen Stab gelehnt; die traurige Stätte noch einmal mit seinem Blicke messend, hob er mit einem tiefen Seufzer an, die nähere Geschichte seines unglücklichen Verwandten zu erzählen. Seine einfachen Worte hüllten sich, wo sie sein bewegteres Gefühl ausdrücken sollten, in jenen Schmuck der Rede, der dem gemeinen Mann eigen zu seyn pflegt und den orientalischen Ursprung des Volks anzudeuten scheint.

„Mein Gedächtniß," hub er an, „wenn es sich jener Zeiten des Glanzes erinnert, ist treu wie der Hund, der die kostbaren Kleider seines Herrn noch bewacht, da sie diesem längst nicht mehr angehören; so sehe ich noch die Gesalbte des Herrn, die große Zoreyna (Zarewna), wie sie vor uns stand und ihr Auge auf mich und meinen Bruder fiel. Es war damals die große Truppenmusterung, der Türkenkrieg bewegte das Land, und die Hauptaufstellung war in der Nähe unseres Dorfes. Jene Ebene, die Ihr vor uns seht, die ihre öde, trübe Fläche weithin vor uns ausstreckt, damals hättet Ihr sie sehen sollen! Unabsehbar, keinem Auge ermeßlich, dehnten sich die Reihen der Krieger aus; Offiziere, Generale flogen unaufhörlich auf stolzen Rennern die Linien dahin. Trommelschlag, Kommandowort, kriegerisch Spiel tönte betäubend durcheinander, von den stampfenden Rossen erdröhnte weithin dumpf der Heideboden, und ich glaube, die Vögel des Himmels, erschreckt und verschüchtert, verloren sich auf Jahre aus dieser Gegend. Die Prinzessin verließ gleich am Anfang der Musterung ihre Kutsche; auf ihr stolzes Leibroß sich schwingend, zeigte sie sich inmitten des Haufens der Generale, stets in reger Bewegung. Nun geschah es, daß sie, bei einer Abtheilung Halt machend, im Gespräche mit einem Offiziere ihren Handschuh fallen läßt. Ehe jener vom Pferde sich herabschwingen kann, tritt der junge Andrej hervor, hebt den Handschuh auf und reicht ihn knieend der Prinzessin dar. Sie blickte auf ihn und auch auf mich, der ich neben ihm stand, und jener Blick, Herr, ist es, den ich nie vergessen werde. Der junge Andrej war ein schöner Bursche, der schönste hier im Dorfe und wohl noch weiter hinaus; er war mein Bruder!"

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Diese Lehm- und Sandbildungen der neuesten Zeit lagern auf dem Boden der Thäler und bilden den Grund vornehmlich da, wo sich dieselben bei ihrer Hauptmündung in die Ebenen oder in das Meer ausweiten; sie nivelliren den Boden der Thäler in weiter Erstreckung und auf höchst gleichförmige Weise; sie bilden endlich an den Mündungen aller großen Flüsse, wie Nil, Ganges, Rhein, Rhone, Amazonenstrom, Ohio u. s. w. die sogenannten Deltas; sie rücken in die See hinein vor, indem sie allmählig

die Tiefe am Ufer ausfüllen, und dadurch kommt es, daß das Meer scheinbar zurückweicht und daß Städte, welche ursprünglich am Gestade lagen, sich nach längerer oder kürzerer Zeit mehr oder weniger tief in das Land hinein versezt sehen. Schon den Alten war dieses Verhältniß wohl bekannt. Herodot erzählt, die egyptischen Priester haben ihr Land als ein Geschenk des Nils betrachtet. Schon Aristoteles bemerkt, Homer spreche von Theben, als wäre es die einzige Stadt in Egypten, und schweige ganz von Memphis. Die Städte Rosette und Damiette, die vor nicht tausend Jahren am Meeresstrand erbaut worden, liegen jezt eine deutsche Meile weit im Land. Nach einem der Gelehrten, welche mit Bonaparte in Egypten waren, wäre ein Cap vor Rosette in kaum sechs-und-zwanzig Jahren um eine Viertelmeile länger geworden. Im selben Maaße, als Egypten an Grundfläche zunimmt, erhöht sich auch sein Boden, und das Flußbett kommt immer höher zu liegen, daher die Ueberschwemmung mit jedem Jahrhundert weiter über die alten Zeichen hinausgeht. Nach Herodot hätte sich das Niveau in 900 Jahren um sieben bis acht Cubitus erhöht. Bei der Insel Elephantine geht jezt die Ueberschwemmung um sieben Fuß höher, als unter Septimius Severus zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Zu Cairo muß jezt der Fluß, wenn er das Land gehörig wässern soll, drei einen halben Fuß höher steigen als im neunten Jahrhundert. Die alten egyptischen Bauwerke stehen jezt alle mehr oder weniger tief im Boden, und der Schlamm, den der Fluß absezt, bedeckt jezt sogar die künstlichen Hügel, auf denen die alten Städte erbaut sind, mehrere Fuß hoch. — In Holland, in Italien ist es ganz augenfällig, wie rasch der Rhein, der Po, der Arno, seit sie in Dämme eingeschlossen sind, ihr Bette erhöhen, wie schnell die Vorgebirge an ihrer Mündung in die See vorrücken, und es läßt sich daraus abnehmen, daß diese Flüsse eben nicht sehr viele Jahrhunderte dazu gebraucht haben, um die Ebenen zu bilden, welche sie jezt durchströmen. Viele Städte, die einst blühende Seehäfen waren, liegen jezt weit im Lande; Venedig erhält mit großer Mühe die Lagunen, in denen es liegt, und dennoch ist seine Vereinigung mit dem Festlande unausbleiblich. Zu Augusts Zeit lag Ravenna noch in den Lagunen, und jezt liegt es eine Stunde vom Ufer. Adria in der Lombardei war vor etwas mehr als zweitausend Jahren der Haupthafen an dem Meere, dem es seinen Namen gegeben, und jezt liegt es drei Meilen davon entfernt. Nach angestellten Messungen hat sich das Bette des Po, seit er eingedämmt ist, so erhöht, daß sein Wasserspiegel jezt höher liegt, als die Dächer in Ferrara, und das Land an seiner Mündung ist so rasch in die See vorgerückt, daß seit 1604 über sechstausend Klafter Uferland gewonnen worden sind, wobei auf das Jahr hundertfünfzig, an manchen Stellen sogar zweihundert Fuß kommen. — Dieselben Ursachen haben längs der Rhein- und Maasmündungen dieselben Wirkungen hervorgebracht, und die Bewohner der gesegnetsten Striche jener Niederung sehen nicht ohne Bangen die Flüsse zwanzig, dreißig Fuß über ihren Köpfen weglaufen. Die Anschwemmung geht in der Nordsee so rasch vor sich, als in Italien, von Friesland bis nach Holstein hinauf. Dieser äußerst fruchtbare, von den Flüssen und dem Meer gebildete Küstenstrich ist für die Bevölkerung von desto höherem Werthe, als der alte Boden, lauter Heideland und Torfmoor, fast überall kaum kulturfähig ist. Das angeschwemmte Land allein ernährt die volkreichen Städte, welche sich seit dem Mittelalter längs dieser Küste erhoben haben.

Noch gehört in diese Klasse neuester Bildungen eine, welche dem Menschen in demselben Verhältniß verderblich ist, in dem die Anschwemmungen meistens wohlthätig sind, nämlich die Dünen, oder Sandhügel, welche das Meer da, wo sein Boden sandigt ist, auf niedrigen Küsten anhäuft. Wo der Mensch ihrem Wachsthum keine künstliche Grenze setzen kann, rücken sie so unwiderstehlich ins Innere des Landes vor, als die Anschwemmungen in die See hinausrücken. Sie treiben vom Regenwasser gebildete Sümpfe vor sich her und verschütten, was ihnen in den Weg kommt, Felder, Häuser, Wälder. Die Dünen im Meerbusen von Gascogne haben bereits eine Menge Dörfer begraben, deren Namen man nur noch aus den Urkunden des Mittelalters kennt, und noch jezt sind ganze Landstriche in großer Gefahr. Das Dorf Mimisan im Departement der Heiden kämpft seit vielen Jahren mit den Dünen und eine rückt, über sechzig Fuß hoch, augenscheinlich darauf zu. Man schäzt, daß sie jährlich sechzig Fuß zurücklegen; darnach würden sie an Frankreichs Küste zweitausend Jahre brauchen, um Bordeaux zu erreichen; mißt man aber ihre jezige Ausdehnung und rechnet man rückwärts, so erhält man das Resultat, daß sie sich vor etwas mehr als viertausend Jahren zu bilden angefangen haben; ein neuer Beweis, daß der jezige Frieden auf Erden noch nicht viele Jahrtausende besteht.

(Die Fortsezung folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Lucrezia Borgia von Victor Hugo.

Victor Hugo hat seine Sache gut gemacht. Erst vor wenigen Wochen verlezte ihn das ministerielle Verbot seines Schauspiels le Roi s'amuse. Das Handelsgericht wies seine Klage ab; allein er gab sein Schauspiel mit einer geharnischten Vorrede heraus, und gleich darauf brachte er auf die Bühne des Porte St. Martintheaters sein neuestes Produkt, Lucrezia Borgia. Es gehörte ein so kühnes Genie und die in Frankreich jezt herrschende Theaterfreiheit dazu, um eine solche Heldin dramatisch darzustellen. Vor fünfzehn Jahren hätte vielleicht Niemand geglaubt, es werde jemals dahin kommen, daß man die Schandthaten der Borgia's auf dem Theater erblicke. Victor Hugo aber greift seinen Stoff kühner an, als jeder andere Dichter. Offenbar reizt ihn ge-

rade, was Andere abschreckt, und man sollte glauben, das Scheußliche, besonders große Laster, begeistere ihn am meisten. Er hat also die schändlichen Verräthereien und Vergiftungen, wie sie zur Zeit des Pabstes Alexander VI. in Italien gäng und gäbe waren, besonders in der päbstlichen Familie, con amore geschildert und die lasterhaften Charaktere jener Zeit mit derbem Pinsel hingestellt, besonders aber die verruchte Lucrezia Borgia. Dem französischen Publikum darf man aber einen gehässigen weiblichen Charakter nicht ohne Mischung mit einer guten Eigenschaft vorführen, welche das Gehässige ein wenig dämpft und die Verworfenheit etwas neutralisirt. Solch einen Zusaz hat denn auch Lucrezia Borgia unter der Feder des Dichters bekommen. Sie ist Mutter, und wiewohl sie ihren im Ehebruche, ja in der Blutschande erzeugten Sohn nicht anerkennen kann, so wacht sie doch über ihn und nimmt sich seiner mit leidenschaftlicher Mutterliebe an. Sie folgt seinen Schritten, er lernt sie kennen und faßt Zuneigung zu ihr, ohne zu wissen, daß dieses Weib seine Mutter und die berüchtigte Lucrezia Borgia ist, von der Jedermann mit Abschen spricht. Dieses Geheimniß wird ihm zum Theil durch seine Freunde offenbart, welche zu Venedig in dem ihren Freund Jennaro beschützenden Weibe die Vergifterin und Mörderin ihrer Verwandten erkennen, und ihr einer nach dem andern ins Ohr raunen, was sie an ihren Familien verbrochen hat. Dieß ist einer der besten Auftritte im Stücke; aber ein noch viel tragischerer und zugleich einer der effektreichsten, die jemals auf die Bühne gebracht worden sind, ist der, worin sich das heftige Weib an diesen leckern Gesellen wegen des ihr angethanen Schimpfes rächt. Ein heimlich mit ihr einverstandener Verräther muß alle die Freunde zu einem Gelage einladen. Während sie zechen und rauschende Trinklieder singen, läßt sich in der Ferne ein feierlicher Kirchengesang hören, der immer näher kommt. Die Zechbrüder spotten Anfangs über die Mönchsstimmen und wollen mit ihren Trinkliedern fortfahren; bald wird ihnen aber unheimlich zu Muthe bei dem Todtengesange auf der Gasse. Der Zug der Mönche rückt endlich in den Saal und bleibt im Hintergrunde stehen. Die Freunde vermuthen Anfangs, es sey hier eine scherzhafte Mummerei im Werke, und ihre Gebieterinnen haben sie veranstaltet, um sie beim fröhlichen Gelage zu überraschen. Einer von ihnen hebt die Kapuze eines der Büßenden auf und erblickt mit Entsetzen ein abgezehrtes, altes Mönchsgesicht. Jezt werden sie unruhig. Lucrezia Borgia erscheint wie der Racheengel und kündigt ihnen an, sie seyen vergiftet und diese Mönche von ihr hieher bestellt, um sie zum Tode zu bereiten, da sie nur wenige Augenblicke noch zu leben haben. Sie läßt die Mönche etwas bei Seite treten und zeigt den Zechbrüdern im Hintergrunde fünf Särge, die für sie bereit stehen. Jezt tritt ihr Sohn Jennaro, den sie nicht in dieser Gesellschaft vermuthet hatte, vor und fragt, ob nicht ein sechster Sarg für ihn bereit sey, da er das Schicksal seiner Brüder theile. Lucrezia wird betroffen, sie läßt die fünf Schlachtopfer ihrer Rache von den Mönchen abführen und hat nun eine lange Unterredung mit Jennaro. Dieser hatte früher eine kleine Flasche mit Gegengift von ihr bekommen; er fragt, ob genug darin sey für ihn und seine Freunde. „Kaum genug für Dich allein!“ antwortet sie. — „Nun, so will auch ich keinen Gebrauch davon machen!“ ruft er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschland, März 1833.

(Beschluß.)

Deutsche Hoftheater und Hoftheater-Intendanten.

Sollen nun diese allgemeinen Betrachtungen auf irgend eine besondere Lokalität, hier namentlich auf das Hoftheater in München, angewendet werden, wo von einer bevorstehenden Veränderung gerade jezt allgemein die Rede, ja solche schon durch öffentliche Blätter verkündet ist, so dürfte zuvörderst gefragt werden müssen, ob die Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen und die deßhalb auch hier sich wiederholende Klage für gerecht zu halten, und worauf sie insbesondere begründet sey? Hier wird nun jeder Unbefangene, der das Theater, wie wir, seit einer Reihe von Jahren kennt und beobachtet hat, sich gestehen müssen, daß selbiges unter der jezigen Verwaltung keineswegs gewonnen hat, daß vielmehr große, schwer auszufüllende und um so mehr fühlbare Lücken entstanden sind, als auch die edelsten Stüzen der Anstalt zu wanken und der Zeit ihren Tribut zu zahlen beginnen. Gleichwohl kann der Vorstand nicht anders als ein kenntnißreicher, wohlgesinnter, für sein Fach tüchtig ausgerüsteter Beamter genannt werden, der nebenher von den Umständen mehr als viele Andere in seiner Lage sich begünstigt und gefördert sah, indem die Anstalt ihm mit reichen Mitteln und um so mehr zu unbeschränkter Wirksamkeit übergeben wurde, als in seiner Person die früher getrennten Aemter des Hoftheater- und Hofmusik-Intendanten sich vereinigt fanden. Wenn nun trozdem das Personal allmählig immer schwächer an Gehalt, das Repertoire immer magerer, der Zusammenhang des Ganzen immer lockerer wurde, so muß auf ein unheilbares inneres Uebel geschlossen werden, wogegen die Verwaltung vergebens ankämpft und dem fortan nicht anders mehr als durch eine gründliche, allgemeine Wiedergeburt des Ganzen zu wehren seyn dürfte. Vielleicht ist aber der Fehler zum Theil auch darin zu suchen, daß gewisse herkömmliche Mißbräuche nicht gleich Anfangs mit der Wurzel ausgerottet wurden und neben dem höchsten noch ein anderer Einfluß sich forterhielt, der, wenn auch nüzlich und hülfreich an sich, doch immer gefährlich wird für die Macht, die sich seiner ausschließlich als Stüze bedient. — Da nun aber die Sachen einmal so stehen und die Mißstimmung im Publikum dergestalt angewachsen ist, daß der Wunsch einer Veränderung dem Gerücht, welches eine solche verkündet, lebhaft entgegen kommt und folglich wohl als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten kann, so muß man jenes Ereigniß allerdings willkommen heißen, insofern dasselbe den bezeichneten Uebeln wirklich abzuhelfen im Stande ist. Wollte man aber blos mit der Person des Intendanten wechseln und an die Stelle eines erfahrnen, lokalkundigen Mannes, eines ersten Hofbeamten und selbst Künstlers, wollte man, sagen wir, blos einen Nachfolger an dessen Stelle seyen, so würde damit, insofern nicht zugleich ein ganz neues System der Verwaltung einträte, nicht nur nichts gewonnen, sondern die Verwirrung und Unzufriedenheit nur noch vergrößert, ja die Lage dieses Nachfolgers selbst um so mißlicher werden, je höher die Erwartungen auf seine Hülfe gespannt waren. Die zu bewerkstelligende Reform müßte daher nicht mit der Person, sondern vielmehr mit der Sache beginnen, wo das Uebel vorzugsweise seinen Siz hat, und hiezu erscheint, um es wiederholt zu sagen, als das beste, erfolgreichste und wohlfeilste Mittel immerhin die oben bezeichnete Verwaltungsart, diese Vereinigung von höherm Einfluß und freier Wirksamkeit, von herrschaftlichem und persönlichem Interesse, kurz, diese Mischung von Hof- und Privatanstalt, wo alle Bedingungen des Gedeihens beisammen liegen, ein Mittel, dessen auch, nach unserer besten Ueberzeugung, sich alle deutschen Hoftheater als Retters aus ihrer Verkümmerung mit der Zeit noch werden bedienen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. März 1833.

— Mutter Erde, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.

Hölderlin.

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Alle bisher besprochenen Bildungen der neuesten Zeit sind auf rein mechanischem Wege dadurch entstanden, daß überall auf der Erdoberfläche die atmosphärischen und tellurischen Wasser vom Erdreich und dem verwitternden Gestein Theile losreißen und abwärts führen. Je voluminöser und schwerer diese Theile sind, desto früher bleiben sie, der Natur der Sache, nach liegen, je feiner im Wasser suspendirt, desto weiter gelangen sie in die Tiefe. Daher sehen wir die hochliegenden Thäler mit den Brocken des die Gebirge bildenden Gesteins besäet, in den mittlern Thälern finden wir die Kiesbänke, aus kleinerem Gerölle bestehend, in den großen Thälern endlich und am Gestade des Meeres die Lehm- und Thonlager, das eigentlich sogenannte angeschwemmte Land. — Man sieht, alle diese Schöpfungen sind für die kleine Welt des Menschen großartig und mächtig genug, ja nur zu oft übermächtig; aber gegen das Relief der Erdrinde im Ganzen kommen sie kaum in Betracht.

Noch ungleich geringfügiger erscheint indessen die zweite Hauptklasse der Bildungen, die auf chemischem Wege entstandenen, und was jezt der Art auf der Erdoberfläche sich bildet, verhält sich zu den chemischen Produkten der frühern Zeit wirklich kaum wie der Funke der Elektrisirmaschine zu dem Bliß der Wolke. Was die Erde in ihrem Innern chemisch schafft, entzieht sich unsern Blicken, sogar unserer Vermuthung; auf der Oberfläche aber sehen wir sie die Kräfte, mit denen sie ihre Rinde bildete, gleichsam nur noch spielend üben; und wenn diese Kräfte einst aus Meeren und süßen Wassern Hunderte von Klaftern mächtige krystallinische Massen niederschlugen, so lassen sie jezt nur, gleich dem chemischen Experimentator, aus alter Liebhaberei in winzigen Schaalen hin und wieder Krystalle anschießen.

Die bedeutendsten der chemischen Gebilde der jetzigen Zeit sind noch die Kalkgebilde. Hieher gehören vor Allem die Stalaktiten und Stalakmiten der Kalksteinhöhlen. Bei ihnen ist jedoch im einzelnen Fall die Grenze zwischen der jetzigen und der vorigen Periode nicht anzugeben, und dieselbe Stalaktitenmasse kann beiden angehören. Denn die Theile der Erdoberfläche, von denen sich nach der vorlezten Revolution das Meer und die hohen Fluthen süßen Wassers zurückgezogen hatten, wurden nicht sogleich von Menschen bewohnt, sondern jezt nicht mehr existirende Thiergeschlechter waren die Vorgänger des Menschengeschlechts auf diesem Boden und scheinen wieder vernichtet worden zu seyn, bevor der Mensch daselbst auftrat. Aber trocken gelegt war dieser Boden einmal, und die Bildung von Stalaktiten in den Kalk-

steinhöhlen konnte also ihren Anfang nehmen, und sie bildeten sich auch wirklich vor der lezten Katastrophe, in welcher die Thiere umgekommen und in eben jene Höhlen geschleppt worden sind, unter deren Knochen man noch nie und nirgends einen Menschenknochen gefunden hat. — Hieher gehören ferner die aufgelösten Kalk führenden, sogenannten inkrustirenden Quellen, von denen die von Guancavelica in Südamerika und die auf Java die berühmtesten sind. Das interessanteste Produkt dieser Art ist aber wohl der Kalkstein, der sich vorzüglich im römischen Staate noch fortwährend bildet, der sogenannte Travertin. Er kommt vor in der Ebene von Tivoli ostwärts von Rom, und bei Tivoli selbst sperrt dieses aus dem Teverone sich absetzende Gestein den Fluß und bildet die schönen Wasserfälle an diesem berühmten Ort. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich beim Zusammenfluß des Velino mit der Nera bei Terni. — Auf ähnliche Weise bildet sich Travertin in einigen schottischen Seen; das bekannteste Beispiel ist aber der Kalkstein, der sich fortwährend in den Morästen der großen ungarischen Ebene absezt und so fest wird, daß man damit bauen kann: sämmtliche Häuser von Czegled sind daraus erbaut. In diesem Kalke stecken eine Menge Süßwassermuscheln, deren Schaale fast gar keine Veränderung erlitten hat, und schon dieß begründet zwischen diesem jüngsten Süßwasserkalk und dem ältern, der frühern Periode angehörenden Süßwasserkalk einen bedeutenden Unterschied.

In andern Fällen, die wohl blos darum seltener sind, weil die Beobachtung hier weit schwieriger ist, schlägt sich Kalk auch aus dem Meerwasser nieder und kittet den Sand des Meeresgrundes und Muschelthiere aller Art zu einer festen Masse zusammen. Hieher gehört das berühmte Gestein, das sich an der Küste von Sicilien, Messina gegenüber, fortwährend bildet. Nach Spalanzani braucht es nur zehn, zwölf Jahre, bis der Sand an dieser Küste, der aus Quarz-, Feldspath- und Glimmerkörnern besteht, durch das kalkigte Bindemittel so fest zusammengebacken wird, daß man das Produkt zu Mühlsteinen brauchen kann. Der augenfälligste Beweis, daß dieses Gestein sich fortwährend bildet, ist, daß man nicht selten Bruchstücke menschlicher Werkzeuge darin findet. — Ganz ähnlicher Natur ist der grobkörnige Kalkstein an der Küste von Guadeloupe, in welchem man das Gerippe eines Caraiben fand, das längere Zeit für einen wahren Anthropolithen und damit für einen Beweis galt, daß sich menschliche Gebeine in der frühern Erdperiode angehörigen Schichten finden. Sichtbar besteht dieses Gestein nicht nur aus kleinen Kalksteinkörnern, sondern auch aus kleinen Korallen und Muscheln, welche durch einen ohne Zweifel von einer Mineralquelle unter der See herrührenden kalkigten Kitt verbunden sind. — Beispiele der Art gibt es ohne Zweifel noch manche, obgleich sie uns für jezt unbekannt sind; es muß noch bemerkt werden, daß die Kalk führenden Quellen, welche zu Erzeugung dieses neuesten Gesteins Anlaß geben, fast immer aus dem Kalkgebirge in der Nachbarschaft von Vulkanen kommen.

Sind, wie wir gesehen haben, die neuesten Kalkbildungen weder weit verbreitet, noch von großem Belang, so ist das, was die jetzige Natur auf der Oberfläche aus Kieselerde bildet, noch viel geringfügiger und seltener, während in den frühern Formationen der Erdrinde die Kieselerde just die überwiegendste ist. Das auffallendste Beispiel, das hieher gehört, sind die Concretionen von Kieselerde, welche die kochenden Wasserstrudel auf Island, die sogenannten Geyser, rings um ihre Mündungen in porösen Massen absetzen. Ferner sezt sich Kieselerde in gallertartigem Zustand in den Bassins mancher Mineralquellen ab, welche weder so heiß sind, noch so gewaltsam hervorsprudeln, wie die isländischen Geyser, und in großer Entfernung nicht nur von thätigen Vulkanen, sondern von vulkanischem Boden überhaupt zu Tage kommen; hieher gehören die Quellen von Montdor, besonders aber die heißen Quellen von Poorgootha in Indien, deren fester Bodensatz 32 Procent Kieselerde enthalten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Grab des armen Andrej.

(Beschluß.)

„Wenn Ihr jemals, lieber Herr," fuhr der Todtengräber fort, „den Stamm der jungen Birke gesehen habt, wie sie, nicht beengt von dem am Boden klebenden niedrigen, gemeinen Gesträuch und nicht vom gierigen Schlingkraut umsponnen, von schmutzigem Moose gänzlich frei, schlank und biegsam ihre frische, balsamduftende Krone in die klaren Frühlingslüfte emporhebt, ein schöner Jüngling unter den alten Stämmen des finstern Waldes, so war Andrej, ein Sohn, wie das Gebet jedes Vaters ihn vom Himmel erbittet, ein Bursche, wie ihn sich jede schöne Dirne mit heimlichem Seufzer wünscht. Unter den muthigen jungen Kriegern war er der muthigste, die Gesänge, die damals das ganze Dorf kannte, die noch jezt mancher alte Graukopf seinen Enkel lehrt, er sang sie zuerst zur Balalaika — und er gerade sollte der einzige seyn, der den allgemeinen Ruhm der kaiserlichen Waffen nicht miterwerben durfte; er allein war ausgeschlossen aus der Reihe der Tapfern, welche ihr Blut verspritzen durften in jenen ewig merkwürdigen Tagen. Armer Andrej! noch sehe ich dich an jenem Baume dort gelehnt; in die Ferne war dein Auge gerichtet, und wie der Blick des Geliebten die Spur seines Mädchens verfolgt, so verfolgte der deinige die tapfern Schaaren, die im Strahl der Morgenröthe mit klingendem Spiel zum Felde der Ehre, zum Schlachtfelde

zogen. Das Dorf war wie ausgestorben, alles, was noch Kraft und Muth im Busen spürte, hatte sich willig dem Zuge angeschlossen, nur Greise, Weiber und Kinder waren nachgeblieben. Zu diesen zählte sich der arme Andrej jezt, er verbarg sich, damit kein Blick der Gefährten ihn treffe und seiner spotte. Verzweiflung nagte an seinem Herzen und Thränen rollten über seine Wangen; doch die Zarewna wollte es nicht anders."

„Wen die Sonne bescheint, den kleidet sie in Gold und Purpur, und sollten auch Bettlerlumpen seine Glieder umhüllen. Wie es auch immer kommen möge, der Sohn des Glückes steigt unaufhaltsam, und bald sieht man seinen Fuß dort, wo die Häupter der Menge sich befinden, sein Haupt jedoch über alle erhoben, die ersten Segnungen des jungen Tages trinkend. Jenen Pallast, den Ihr dort gesehen, ließ damals die Zarewna bauen; es hieß, sie wolle hier die schöne Jahreszeit allein und ferne von dem Geräusch der Stadt hinbringen; Andrej aber durfte um sie seyn. Sie fand Gefallen an seiner Treue, seinen einfachen Sitten, seiner demuthsvollen Ergebenheit. Wenn er sie mit einer Thräne im Auge immer wieder bat, ihn ziehen zu lassen in den Krieg, so bestrafte kein zürnender Blick seine Keckheit. Sie, die Kaisertochter, in Purpur geboren, ließ sich herab, um die Gunst des armen Sohnes der Heide zu werben. Sie selbst unterwies ihn in mancher Wissenschaft und Kunst. Die einsamen Winterabende blieb sie mit ihm allein; beim Schein einer vertrauten Lampe, Auge in Auge, gingen die flüchtigen Stunden im zärtlichen Gespräche, von keinem fremden Ohr behorcht, dahin. Lockte ein günstiger Himmel ins Freie, so zeigten sich in den stillen Gängen des einsamen Gartens seine beiden Bewohner entweder zu Roß oder zu Fuß, immer aber beisammen. Wie das Mädchen des Dorfes ihrem Erwählten zur Seite geht, so wandelte die Kaisertochter an seiner Seite. Wer damals die Worte der Liebe hätte belauschen können, die Verheißungen, die von den Lippen der hohen Frau tönten, er hätte etwas anderes vorher gesagt, als daß der Bruder des schönen Günstlings am Abend seiner Tage den Spaten schwingen werde, um seinen Mitbrüdern eine Ruhestätte vor den Stürmen des ewig wechselnden Schicksals zu bereiten. Ja, Herr, die Launen des menschlichen Schicksals sind wie der nächtliche Wind der Heide, wie das Gewölk, das über ihre traurige Oede dahinzieht, ewig wechselnd. Laßt mich meinen Bericht schließen, damit die Worte, welche jezt kommen, nicht das Ohr eines dieser Schläfer hier treffen."

Er schwieg und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Mein Blick weilte mit Interesse auf seinem Antlitz, ich suchte mir die Züge des schönen Andrej zu vergegenwärtigen, und meine Phantasie sezte sie aus der Aehnlichkeit mit dem noch höchst wohlgebildeten Greisenkopfe zusammen. „Nun," rief ich ungeduldig nach einer ziemlich langen Pause, „Du vergißt, mir Andrejs weiteres Schicksal zu erzählen." — „Herr," entgegnete Astaf, der Todtengräber, „erlaßt mir den umständlichen Bericht; ich bin überzeugt, auch Euch macht die Geschichte Kummer, obgleich Ihr ihn nicht gekannt, den Stolz meiner Jugend, die Freude meiner Tage. So laßt mich denn kurz seyn. Die Prinzessin gewann bald einen andern Mann lieb, der, erfahren in den Händeln des Hofes, ihr Herz dauerhafter zu umstricken wußte. Den armen Andrej traf ihr ganzer Ueberdruß; er sollte auf immer aus ihrem Antlitz, und wenn die Großen etwas wollen, so ist es schon geschehen, ehe sie noch ihren Willen ganz ausgesprochen. Ein Offizier, ein nichtsnutziger Raufbold, mußte auf ihren Befehl mit dem Jünglinge anbinden; dieser natürlich forderte ihn und — man sagt, daß dem armen Jungen ein blindgeladenes Pistol gegeben wurde — sie schossen sich auf wenige Schritte, und der fremde Offizier hätte nicht eben nöthig gehabt, im Rufe des sichersten Schützen zu stehen, sein Ziel wäre ihm doch nicht entgangen; er schoß den guten Knaben gerade ins Herz, und somit war die Liebesgeschichte aus. Die Leiche wurde bei Nacht und Nebel hier begraben, über seinem Haupte ward der Degen zerbrochen, sein Name, als der eines im Duell Gefallenen, der Vergessenheit übergeben. So begräbt man den, welchen das Auge des Gesalbten meidet, der gestorben ist im Schatten der Ungnade! Schlafe wohl, armer Andrej!"

Astaf, der Todtengräber, hatte seine Geschichte beendet; ich wußte nun, wessen Körper der namenlose Stein barg, und mein Auge füllte sich mit einer Thräne. „Fürstenliebling!" rief ich, „armer Knabe, wie schwer hast du dafür gebüßt, daß sich ein fürstlicher Busen mit all seiner verstohlenen Gluth, mit all seinem verführerischen Glanz an deine Seite lehnte! Ach, warum mußtest du fallen, so ruhmlos fallen! Wärest du lieber dahingezogen mit deinen Brüdern; der Tod auf dem blutigen Felde der Ehre, unter zusammenrauschenden Siegesfahnen, wie wünschenswerth erscheint er gegen dieses geheime, lautlose Verschwinden, gegen dieses stille, vergessene Liegen im einsamen Kirchhofwinkel. Ja, dir darf keine Grabschrift blühen, denn eine Weiberthräne der Schaam würde sie stets wieder auszulöschen trachten; sie wäre ja ein Denkmal, wie Fürsten lieben!"

Astaf hatte meine Worte vernommen; er näherte sich mir jezt geheimnißvoll, und als fürchtete er, in der Nacht, die uns jezt umhüllte, die Lauschertritte nahen zu hören, flüsterte er mir ins Ohr: „Der Himmel ist gerecht! In der Jahresnacht des Todes des armen Andrej verläßt sie die prangende Fürstengruft, in der sie schlummert, und kommt hieher. Ich selbst habe sie auf jenem Grabsteine sitzen sehen und weinen. Der Himmel ist gerecht!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Erlau in Ungarn, März.

Die neue Kathedrale zu Erlau.

Man hat schon häufig sagen hören, unsere Zeit vermöge Alles, nur keine Kirche zu bauen: Dieß gilt wenigstens nicht bei uns; denn vor unsern Augen sehen wir eine herrliche Kirche entstehen, deren Erbauung wir dem würdigsten Kirchenfürsten verdanken.

Die alte, aus den Zeiten der ersten Könige Ungarns (denn das Bisthum ward durch den ersten, nämlich durch den h. Stephan, gestiftet) herstammende Kathedralkirche ward theils durch die Türken, theils durch die Christen, welche die Feste Erlau, in welcher sie stand, gegen sie vertheidigten, zerstört. Jene waren vom Jahr 1596 — 1687, also 91 Jahre, im Besitz derselben. Zwei Jahre, nachdem sie daraus vertrieben worden, nämlich im Jahr 1688, dachte der mit seinem Kapitel dahin zurückkehrende Bischof auf die Erbauung einer neuen Kirche, die auch in der untern Stadt, aber nach damaliger Nothe (Sitte) weder geräumig, noch ansehnlich genug, sich erhob; dem spätern wachsenden Bedürfniß halfen einige Klosterkirchen ab. Da die jetzige Volksmenge sich über 18,000 Seelen beläuft, so wollte der lezte Bischof (denn erst im Jahr 1804 wurde Erlaus bischöflicher Stuhl zu einem erzbischöflichen durch den jetzigen Kaiser erhoben), Karl Graf Esterhazy, der Erbauer des herrlichen Lyceums in Erlau, eine neue Kathedrale bauen lassen, wurde aber durch seinen Tod daran verhindert. Der von ihm, seinen Nachfolgern und einigen Domherrn herrührende Fond machte beiläufig die Hälfte der Summe aus, welche nach vorläufigen neuen Bauüberschlägen die Erbauung derselben erforderte; aber der jetzige Erzbischof, der als Dichter so gefeierte und in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Patriarch Ladislaus von Pyrker, entschloß sich, mit Beihülfe seines Kapitels den Bau zu unternehmen und mit Gottes Hülfe zu vollführen. Im Winter 18$\frac{30}{31}$ ließ er die alte Kirche niederreißen und im März den Bau der neuen beginnen; seitdem ward, die drei Wintermonate ausgenommen, selbst zur Zeit der fatalen Cholera ohne Unterbrechung daran fortgearbeitet, und da dieses Jahr die Dachung und Einwölbung vollendet wird, so wird man im Spätherbst des künftigen Jahres ziemlich am Ziele seyn. Sie wird größer, als jene in Gran, bei welcher seit dem Tode des lezten Primas alle Arbeiten eingestellt wurden und die wohl noch mehr als die Hälfte des bereits Geleisteten erfordert, hat an innerer Länge 42 Wiener Klafter und in der Breite 18. Die Höhe der Kuppel beträgt 20 Klafter; die zwei Seitenschiffe werden von dem mittlern durch runde Säulen getrennt, was im Ganzen einen herrlichen Effekt macht. Zu dem Porticus führen 20 Stufen aufwärts, und die daselbst angebrachten 8 Säulen haben 5 Schuh im Durchmesser und bei 9 Klafter Höhe. Der Baumeister ist Herr Joseph Hild, Erbauer der schönen Börse in Pesth (ein Pesther), der mehrere Jahre die Architektur zu Rom studirte.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Lucrezia Borgia. Guido Reni.

Jennaro will wenigstens den Tod seiner Freunde rächen, ergreift ein Messer auf dem Tische und will Lucrezia damit erstechen. Sie wendet alle Künste eines schlauen, verschmizten Weibes an, um ihm diesen Gedanken auszureden, und schon ist es ihr gelungen, als aus dem benachbarten Zimmer sein bester, nun sterbender Freund ihm zuruft, er solle ihrer Aller Tod an ihrer gemeinsamen Mörderin rächen. Jezt erglüht das Herz des edlen Jennaro wieder von Rache, er durchsticht Lucrezia, und diese gesteht ihm nun im Augenblicke des Hinscheidens, sie sey seine Mutter. Dieses Ende ist gräßlich, aber höchst dramatisch. Die alten Klassiker, das heißt die Anhänger des alten klassischen Theatergeschmacks, gestehen zu, daß die lezten Auftritte erhaben schön seyen, aber alles Uebrige verwerfen sie. Auch beschuldigen sie den Dichter, er habe es verstanden, sogar eine Lucrezia Borgia zu verläumden. Ueber den Styl können sie dießmal keinen Tadel anbringen; denn anstatt sein Stück in verschrobenen Versen zu schreiben, wie sonst, hat Victor Hugo die einfachste Prosa gebraucht. Es kommt einem vor, als ob er sich beflissen habe, den natürlichen, einfachen Styl eines Boccaz oder Machiavels nachzuahmen. Dlle. Georges spielt die Lucrezia vortrefflich. Da sie nicht jung mehr ist, so steht ihr diese Mutterrolle wohl an, auch hat sie zu dieser, eben nicht viel Gefühl erfordernden Rolle alle nöthigen Eigenschaften. Dieses Stück hat den besten Erfolg gehabt und wird beständig gegeben. Auch sind schon mehrere Parodien erschienen; eine z. B. im Variétéstheater, die den sonderbaren Titel Tigresse mort au rat führt. Scribe hat auch eine für sein Theater, das Gymnase dramatique, geschrieben; diese heißt une répétition générale und ist wirklich sehr drollig, wiewohl Scribe sie noch witziger hätte machen können, wenn er nicht so eilig gewesen wäre. Es wird darin die Probe eines Stückes dargestellt, welches dem V. Hugoschen nachgebildet ist, aber in einer niedrigen Sphäre vorgeht. Mitten in der Aufführung bemerkt Einer, daß sie zwei Aufzüge überschlagen haben, und meint also, man müsse von vorne anfangen; allein ein Anderer antwortet, die überschlagenen beiden Aufzüge seyen nur eine Wiederholung der beiden vorigen, folglich könne man ganz gemächlich von dem zweiten Aufzuge zum fünften übergehen; eine nicht üble Satire auf das Originalstück, in welchem wirklich die Handlung dieselbe bleibt, bis im fünften die so tief dramatische Todtenscene eintritt. Das Hugo'sche Trauerspiel ist schon gedruckt, erschienen und wird gewiß auch auf fremden Bühnen, in Ländern, wo Theaterfreiheit herrscht, nicht weniger Beifall finden, als in Frankreich. Ueberhaupt bemerkt man in diesem lezten Versuche des kühnen Dichters manchen Anklang an den dramatischen Geschmack fremder Völker, und es ist wenig Altfranzösisches darin zu finden; man könnte meinen, das Stück sey aus England, Deutschland oder Spanien nach Frankreich hinübergekommen und von V. Hugo blos übersezt worden. Diese Bemerkung wird man gewiß nicht auf ein anderes neues Trauerspiel anwenden, welches neulich das Théâtre français unter dem Titel Guido Reni zum erstenmale aufgeführt hat und dessen Verfasser ein Künstler, Namens Anthony Béraud, ist. Ob dieser Künstler etwas Großes in der Kunst geliefert hat, weiß ich nicht, zweifle aber daran, da sein Name noch nicht bekannt geworden ist. Er war, wenn ich nicht irre, eine Zeitlang Direktor des Vaudevilletheaters. In der Dramatik wird er durch diesen ersten Versuch schwerlich berühmt werden; nicht als ob es ihm an der technischen Fertigkeit im Versemachen fehlte; allein zu einem guten Trauerspiele gehört mehr. Der Verfasser hat, vermuthlich in einer Uebersetzung, die tragische, von Bissey Shelley poetisch dargestellte Geschichte der Beatrix Cenci gelesen, welche Guido Reni malte, als sie im Gefängnisse wegen eines ihr zur Last gelegten Verbrechens den Tod erwartete. Das Bild mit den sanften Zügen rührte Richter und Volk, und Beatrix Cenci wurde begnadigt. So weit die Sage. Béraud hat darin eine Gelegenheit gesehen, die Kunst zu verherrlichen, und deßhalb nicht Beatrix Cenci, sondern Guido Reni zum Haupthelden seines Trauerspiels gemacht, auch die Sage so ziemlich verlassen, um eine ganz andere Geschichte zu erfinden. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. März 1833.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!

Goethe.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Der zweite Theil des Faust wird sich nächstens in Aller Händen befinden, und es möchte nicht unwillkommen seyn, wenn wir dem größern Publikum einen kleinen Vorschmack davon durch Mittheilung einiger Episoden geben. Bei der Wahl der folgenden Scene hat uns, neben dem Umstand, daß sie fast am leichtesten von dem Ganzen zu trennen war, die Rücksicht geleitet, daß sie das Gegenstück zu einer Scene des ersten Theils des Faust bildet und auch am meisten unter allen vom Charakter des frühern Faust hat, daher sie am besten vom alten jugendlichen, dessen Bild in jeder Seele lebt, zu dem neuen gereiften und gealterten hinüberleitet. Sie eröffnet den zweiten Akt.

* * *

Hochgewölbtes, enges, gothisches Zimmer, ehemals Faustens, unverändert.

Mephistopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurücksieht, erblickt man Fausten hingestreckt auf einem altväterischen Bette).

Hier lieg', Unseliger! verführt
Zu schwergelös'tem Liebesbande!
Wen Helena paralysirt,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

(Sich umschauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt;
Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben sich vermehrt;
Die Dinte starrt, vergilbt ist das Papier,
Doch alles ist am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre stockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem solchen einzigen Stück
Wünscht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einst belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüsten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüsten,
Wie man so völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wissen's zu erlangen,
Dem Teufel ist es längst vergangen.

(Er schüttelt den herabgenommenen Pelz, Cicaden, Käfer und Farfarellen fahren heraus).

Chor der Insekten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron,

Wir schweben und summen
Und kennen dich schon.
Nur einzeln im Stillen
Du hast uns gepflanzt,
Zu Tausenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Busen
Verbirgt sich so sehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllten sich eh'r.

Mephistopheles.

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich schüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttausend Ecken
Eilt euch, ihr Liebchen, zu verstecken:
Dort wo die alten Schachteln stehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In staubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In solchem Wust und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts, mich so zu nennen,
Wo sind die Leute, die mich anerkennen?

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erschallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufspringen.)

Famulus

(den langen, finstern Gang herwankend.)

Welch' ein Tönen! welch' ein Schauer!
Treppe schwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenster buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Estrich, und von Oben
Rieselt Kalk und Schutt verschoben,
Und die Thüre, fest verriegelt,
Ist durch Wunderkraft entsiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Riese
Steht in Faustens altem Vließe!
Seinen Blicken, seinem Winken,
Mögt' ich in die Kniee sinken.
Soll ich fliehen? Soll ich stehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephistopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus?

Famulus.

Hochwürdiger Herr! so ist mein Nam' — Oremus!

Mephistopheles.

Das lassen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooster Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meister, das ist ein Beschlagner:
Wer kennt ihn nicht, den edlen Doktor Wagner,
Den ersten jezt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein, der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre so das Obre schließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbst Faustus Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdger Herr! wenn ich euch sage,
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von allem dem ist nicht die Frage;
Bescheidenheit ist sein beschieden Theil.
In's unbegreifliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doktor Faustus Tagen,
Noch unberührt, seitdem er fern,
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenstunde seyn?
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten bebten, Riegel sprangen,
Sonst kamt ihr selber nicht herein.

Mephistopheles.

Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! sein Verbot ist gar zu scharf,
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen.

Der zarteste gelehrter Männer-
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen;
So lechzt er jeden Augenblick,
Gellirr der Zange gibt Musik.

Mephistopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen.

(Der Famulus geht ab, Mephistopheles setzt sich gravitätisch nieder.)

Kaum hab' ich Posto hier gefaßt,
Regt sich dort hinten, mir bekannt, ein Gast.
Doch dießmal ist er von den Neusten;
Er wird sich grenzenlos erdreusten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Ungleich verbreiteter und mannigfaltiger erscheinen die salzigten Produkte der neuern Zeit. Sie sind auch für den Menschen von weit höherer Bedeutung als die bisher besprochenen chemischen Gebilde; aber trotz ihrer Allgemeinheit, ist ihre Bildung in so enge Grenzen eingeschlossen, und schon der Name Efflorescenz, Blüthe, der für die meisten dieser Salze sehr passend erscheint, bezeichnet ihre Bildung als eine wesentlich oberflächliche so gut, daß sie wohl am besten die schon öfters geäußerte Behauptung bestätigen, die Erde scheine gegenwärtig an ihrer Oberfläche ihre chemischen Kräfte nur noch spielend zu üben.

Die Mineralwasser, welche zahlreiche Salze der verschiedensten Art auf der Erde verbreiten, gehören eigentlich gar nicht hieher; denn die Salze scheinen sich wirklich in diesem Falle nicht erst zu bilden, sondern die Elemente dazu werden wohl vom Wasser aus den längst gebildeten Eingeweiden der Erde losgerissen. Anders verhält es sich mit dem Natrum und dem Borax, die sich unter gewissen Bedingungen auf dem Boden von Seen wirklich bilden; ferner mit dem Alaun, der in den Spalten von bituminösem Erdreich täglich anschießt, und mit dem Hauptelemente des Schießpulvers und damit eines Haupthebels der jetzigen Welt, dem Salpeter, der unter unsern Augen auf weiten Strecken dazu geeigneten Landes erzeugt wird.

Unter den brennbaren Körpern, die wir als Gebilde unserer Zeit in Anspruch nehmen können, verdienen nur der Schwefel und das Bitumen oder Erdpech Erwähnung. — Neugebildeter Schwefel kommt allerdings häufig genug vor; rechnet man aber den ganzen Tribut der thätigen Vulkane und allen Schwefel, der sich hin und wieder noch aus Wasser niederschlägt, zusammen, so kommt dieß Alles kaum in Betracht gegen die Massen von Schwefel, welche sich aus frühern Erdschichten und namentlich aus den Schwefelkiesen des jüngsten Flötzgebirges gewinnen lassen, also aus Erdformationen, welche der Zeit der Bildung nach unserer Periode am nächsten liegen. Der Schwefel, der in den Handel kommt, ist demnach entweder antediluvianischer oder postdiluvianischer. Zu der erstern Klasse kann man mit Gewißheit nur denjenigen rechnen, der aus der Solfatara von Puzzuoli, von der Insel Lipari, aus Island — letztere Insel liefert bei weitem am meisten — von Guadaloupe, von ein paar andern Antillen und von einigen vulkanischen Inseln der Südsee kommt. Der Schwefellager in den ältern Erdformationen sind dagegen unzählige, ohne noch die Schwefelkiese zu rechnen. — Noch dazu wird in gegenwärtiger Zeit der Schwefel fast ausschließlich durch die Vulkane erzeugt; seine Bildung aus Wasser, oder, wie man es nennt, auf nassem Wege, hat fast gänzlich aufgehört, und was man noch davon beobachtet, ist eben hinreichend, uns einen Begriff davon zu geben, wie die Natur in dieser Beziehung in früherer Zeit gewirkt haben mag. Die Schwefellager schlugen sich einst, so muß man es sich vorstellen, gleich den Kalkgebilden, aus Mineralwassern nieder, in denen der Schwefel aufgelöst war. Nun gibt es noch jezt hin und wieder Mineralwasser, in welchen eine geringe Menge von Schwefel aufgelöst ist, den sie, sobald sie sich auf der Erdoberfläche ergießen, fallen lassen; hieher gehört eine Quelle im Thal von Montmorency bei Paris, ferner die Quellen von Aachen, Aix in Savoyen, Tivoli u. a. Strömten nun diese Wasser reichlicher und enthielten sie mehr Schwefel, so würden sie eine Schichte dieses brennbaren Stoffs auf dem Boden absetzen, und diese Schichte könnte dann ihrerseits mit Schichten von Thon, Mergel u. dgl. bedeckt werden; und dieß ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Bildungsgang in frühern Zeiten gewesen, nur daß damals alle geologischen Erscheinungen hundert- und tausendmal mächtiger waren als jezt.

Das Bitumen oder Erdpech kommt zwar aus Flötzgebirgsschichten am Boden oder auf Binnenwassern in manchen Ländern in großer Menge zu Tage, es scheint sich aber nirgends mehr unter unsern Augen zu bilden. Es durchdringt an der Erdoberfläche den Sand und andere Körper und modifizirt so an einigen Stellen das Erdreich, indessen sehr unbedeutend. Hieher gehören die bituminösen Quellen im Modenesischen, in den Maremmen bei Siena, die Naphta von Baku am kaspischen Meer, das Erdpech auf dem todten Meer in Judäa u. s. w.

Am allerschwächsten, am allerunsichersten wirken endlich die jetzigen Naturkräfte auf Reproduktion derjenigen Körper, für welche sich der Mensch am meisten interessirt,

der Metalle. Wohl schießen in Bergwerken, wo auf Kupferkies und Eisenerz gearbeitet wird, an dem Holz- und Mauerwerk Krystalle von Kupfer- und Eisenvitriol an; aber sichtbar hat die Lokalität großen Einfluß auf die Bildung dieser flüchtigen Produkte. Am entschiedensten und häufigsten bildet sich unter unsern Augen dasjenige Metall, das überhaupt im Leben der Erde die Hauptrolle zu spielen scheint, das Eisen, und zwar erzeugt es sich vorzugsweise hin und wieder in Morästen. Hieher gehören die Fälle, wo man die Wurzeln der im Schlamm stehenden Gewächse und Bäume mit eigentlichen Scheiden von phosphorsaurem Eisen umgeben findet; ferner der sogenannte Raseneisenstein, im Hannöverschen, in der Lausitz und anderswo, der sich in den Mooren fortwährend bildet und wiederersezt, wenn man ihn ausbeutet. Man sieht, dergleichen Moräste könnten als Eisenplantagen gelten, wenn sich dieses Metall sonst gar nicht oder sehr selten fände; aber Gold und Silber auch nur in der kleinsten Qualität hervorzubringen, will der heutigen Natur so wenig als den Alchymisten gerathen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Guido Reni. Die Pariser Künstler.

Beatrix Cenci ist in Bérauds Trauerspiel „Guido Reni“ zwar beibehalten, sie muß aber die Geliebte des Malers werden, und nicht im Gefängnisse, sondern in der Werkstätte des Künstlers sich malen lassen. Schon der Anblick dieser Werkstätte entzückt sie; sie ruft aus:

C'est l'atelier du Guide! ah! le glorieux!
Dans ses oeuvres, partout, il est là, sous mes yeux!
Là souvent, jusqu'au sein des sphères immortelles,
L'imagination sur les brillantes ailes
L'emporte d'un seul vol, et Dieu lui-même, alors,
De son heureuse audace approuvant les transports,
L'initie au secret des beautés éternelles.
Merveilles du pinceau, pour moi toujours nouvelles,
Pour la dernière fois charmez-vous mes regards!

Und Guido Reni spricht nicht minder enthusiastisch, als er die Züge der Geliebten malen soll:

Ce modèle charmant, le ciel me le confie!
C'est elle, la voilà cette aimable Sophie,
Telle que la rêvait ma poëtique ardeur,
Telle qu'au sein des nuits, elle enchantait mon coeur.
Oh! que d'attraits, parés d'une candeur touchante!
Dans ses traits la vertu me paraissait vivante;
Des pensers ravissans, doux comme ses beaux yeux,
M'emportaient avec elle aux pieds du roi des cieux.
Ah! cet ardent amour, dont je bénis l'empire
Est digne, croyez-moi, de l'objet qui l'inspire.
Cet amour, Beatrix, nous rapproche du ciel u. s. w.

Diese Verse beweisen wenigstens so viel, daß es dem Dichter nicht an schwärmerischem Gefühle fehlt. Sein Trauerspiel ist deßwegen aber noch nicht gut. Da es bereits gedruckt ist, so kann Jedermann darüber urtheilen. Der Verfasser hat eine Vorrede beigefügt, worin er sich ziemlich dunkel über eine persönliche Begebenheit, vermuthlich einen Zweikampf, äußert, den die meisten Pariser wahrscheinlich längst vergessen haben. Dabei gesteht er, daß er ein Künstler sey, die Kunst mit vieler Wärme liebe und seine Kollegen hochschätze, worauf er denn wirklich eine Menge von jezt lebenden Pariser Künstlern anführt, die er zu seinen Freunden rechne. Die Künstler bilden in Paris eine bedeutende Gesellschaft und scheinen sich sehr gut unter einander zu verstehen. Zuweilen übertreiben sie ihre Anmaßungen und beklagen sich, daß der Staat nicht genug für sie thue. Ließe man die Herren schalten, so würden einige Millionen mehr aus der Tasche der Steuerpflichtigen gezogen, damit die Künstler große Bestellungen bekämen. Vor nicht langer Zeit führte der Präfekt des Seinedepartements einen Prozeß gegen einen Maler, weil dieser vor fünfzehn Jahren einen Vorschuß von der Regierung für ein zu lieferndes Gemälde bekommen hatte, das aber niemals zum Vorschein gekommen ist. Ich habe Schriften gesehen, in welchen dem Präfekten und der Regierung überhaupt dieses Verfahren als eine Jämmerlichkeit zum Vorwurfe gemacht wird, weil man von einem Künstler einen armseligen, ihm dargereichten Zehrpfennig wieder fordere; allein warum soll ein Maler nicht so gut Wort halten, als ein anderer Bürger? Er hatte die Verpflichtung übernommen, ein Gemälde zu liefern; die Regierung hätte angefangen, die im Kontrakte enthaltenen Bedingungen gegen ihn zu erfüllen; warum sollte nicht auch der Maler zur Erfüllung seiner Obliegenheit angehalten werden können? Will er jezt nicht mehr, oder hat er Arbeiten übernommen, die ihm mehr Gewinn versprechen, oder ihm mehr zusagen, so soll er wenigstens gewissenhaft seyn und dem Staate zurückgeben, was er von ihm als Vorschuß empfangen. Freilich muß in einem Staate wie Frankreich, wo jährlich eine so bedeutende Summe aus der Tasche der Unterthanen genommen wird, ein Theil zur Aufmunterung der Kunst verwendet werden, und daran läßt man es auch in Frankreich sicher nicht fehlen. Indessen wäre es möglich, daß bei Vertheilung der Bestellungen die Gunst manchmal mehr vermöchte, als das Verdienst; glücklicherweise ist aber die öffentliche Meinung da und spricht sich durch die Presse unverholen aus, wenn die Regierung fehlt. Wahrscheinlich ist es ein unzufriedener Künstler, welcher so eben eine Reihe von dichterischen Schilderungen der im folgenden Monat beginnenden Kunstausstellung unter dem Titel: Prométhéides ankündigt und schon vor der Eröffnung mit einer Einleitung auftritt, worin er sich über die Hintansezung der Künstler bitter beklagt:

Je sais que le Corrège a péri de misère,
Qu'à peine Lesueur vivait de son salaire;
Que Géricault, mourant sur un lit de douleur,
Cherchait pour sa Méduse un toit conservateur,
Car vous laissiez pourrir cette page savante,
D'un desastre fameux vision palpitante.
Eh bien! suivant le sort de ces coeurs chaleureux,
Comme eux amant des arts, je puis souffrir comme eux.

Der Dichter liefere aber bei der nächsten Ausstellung Gemälde, wie die von Corregio, Lesueur, oder auch nur von Géricault, und er wird hoffentlich nicht Hungers sterben, besonders wenn er etwas sparsam zu leben weiß, eine Kunst, die zuweilen den Künstlern unbekannt ist. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. März 1833.

— Das Dümmste, was geschicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.

Goethe.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Fortsetzung.)

Baccalaureus
(den Gang herstürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt sich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, sich verderbe,
Und am Leben selber sterbe.

Diese Mauern, diese Wände
Neigen, senken sich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was soll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor so viel Jahren,
Wo ich, ängstlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich diesen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute?

Aus den alten Bücherkrusten
Logen sie mir was sie wußten;
Was sie wußten, selbst nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkelhelle!

Nahend seh' ich's mit Erstaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich, wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals schien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verstand.
Heute wird es nicht verfangen;
Frisch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethes trübe Fluthen
Das schiefgesenkte, kahle Haupt durchschwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachsen akademischen Ruthen.
Ich find' euch noch, wie ich euch sah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephistopheles.

Mich freut, daß ich euch hergeläutet.
Ich schätzt euch damals nicht gering;
Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —

Ihr trugt wohl niemals einen Zopf?
Heut schau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz resolut und wacker seht ihr aus,
Kommt nur nicht absolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! wir sind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und sparet doppelsinnige Worte;
Wir passen nun ganz anders auf.
Ihr hänseltet den guten treuen Jungen;
Das ist euch ohne Kunst gelungen,
Was heut zu Tage Niemand wagt.

Mephistopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direkt in's Angesicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernst, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephistopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren seyd ihr, merk' ich, selbst bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungswesen! Schaum und Dust!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gesteht! was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.

Mephistopheles (nach einer Pause).

Mich däucht es längst. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht schaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich sehr! Da hör' ich doch Verstand;
Der erste Greis, den ich vernünftig fand!

Mephistopheles.

Ich suchte nach verborgen=goldnem Schatze,
Und schauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Gesteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Ist nicht mehr werth als jene hohlen dort.

Mephistopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

Baccalaureus.

Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Mephistopheles,

(der mit seinem Rollstuhle immer näher in's Proscenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur schlechtsten Frist
Man etwas seyn will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? genickt, gesonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen.

Mephistopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel seyn.

Mephistopheles (abseits).

Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf,
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephistopheles.

Original, fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders seyn:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zulezt doch noch n' Wein.

(Zu dem jüngern Parterre, das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel, der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Fortsetzung.)

Dieß sind im Allgemeinen, mit Ausnahme derjenigen Erscheinungen, welche auf Rechnung der thätigen Vulkane kommen, die geologischen Phänomene, welche gegenwärtig auf der Erdrinde vor sich gehen. Jeder Leser, der nur irgend einmal die entblößte Flanke eines Schiefer- oder Kalkgebirgs oder einen Erzgang gesehen, hat sich hiernach überzeugen können, daß wir, im Vergleich zu frühern Weltaltern und ihren Schöpfungen, die jetzige Zeit mit Recht als eine Zeit des tiefsten Friedens bezeichnet haben.

Aber, könnte man sagen, die Tiefe der Wasser, welche doch den bei weitem größten Theil der Erdoberfläche ausmachen, ist dem menschlichen Forschungsgeiste unzugänglich; wer will behaupten, daß die Kräfte, welche das Relief der Erdrinde gebildet, nicht dort unten fortschaffen und bilden? Allerdings vermag nur die Einbildungskraft in jene Schlünde zu tauchen, und sie thut es auch; hat sie doch nicht zu fürchten, daß die langsame Hand der Erfahrung ihre luftigen Bauten so bald zertrümmere, und so hat man denn in neuerer Zeit, zu Bekräftigung der Hypothese, wornach sich die ganze Erdrinde nicht periodisch gewaltsam, sondern ruhig und allmählig gebildet hätte, und wornach zwischen unserer jetzigen Periode und der frühern kein Absatz, sondern erstere blos die Fortsetzung der leztern wäre, wirklich die Behauptung aufgestellt, es bilden sich auf dem Boden der Meere fortwährend noch Flözschichten, ähnlich z. B. dem im Flözgebirge so allgemein vorkommenden groben Kalkstein. Als Beweis für diese Behauptung führt man die oben beschriebenen Kalkbildungen an manchen Meeresküsten an, läßt aber die Verschiedenheit der Umstände und des Maaßstabes offenbar ganz außer Acht, wenn man jene unbedeutenden Ablagerungen bei Messina, Guadeloupe u. s. w. mit Flözkalkschichten zusammenstellt, welche hundert und mehr Fuß mächtig über ungeheure Strecken hinstreichen. Wir können unmöglich beweisen, daß dieses oder jenes in der Tiefe des Meers nicht vorgehe; wer aber etwas behauptet, dem steht es zu, den Beweis zu führen, und so müßten die Vertheidiger der Hypothese, von der wir hier sprechen, zu Bekräftigung ihrer Annahme, die Erdrinde habe sich überhaupt allmählig gebildet und fahre fort, sich, wenn auch langsamer als früher, doch wesentlich auf dieselbe Weise in den Tiefen der Wasser zu bilden, sie müßten darthun, daß in diesem oder jenem Seestrich der Meeresgrund seit zwei bis dreitausend Jahren sich seiner Beschaffenheit und seinen Bewohnern nach wesentlich verändert hat. Man mag den Bildungsgang in der Tiefe sich noch so langsam denken, hin und wieder hätte man doch Beweise, oder doch Spuren davon; indessen ist außer den erwähnten Kalkformationen an einigen Küsten lediglich nichts der Art bekannt, und aus den glaubwürdigsten Nachrichten aller Zeiten scheint im Gegentheil hervorzugehen, daß der Meeresgrund überall, wo man ihn zu verschiedenen, weit auseinander liegenden Zeiten beobachtet hat, derselbe geblieben ist. Wir führen einige Beispiele an.

Seit man an den Küsten von Ceylon und im persischen Meerbusen Perlen fischt, in den dreihundert Jahren, seit man im mexikanischen Meerbusen und an den Küsten von Amerika auf und abwärts dasselbe Gewerbe treibt, hat man nie bemerkt, daß eine Schichte von Gestein die Muscheln bedeckt, leztere selbst verändert, den Meeresboden erhöht und dadurch den Tauchern ihr Geschäft erleichtert hätte. Die Austern, welche man seit undenklicher Zeit in der Bucht von Cancale fischt, die Austern, welche die Römer von verschiedenen Punkten des Mittelmeers bezogen, sind sich in ihren Lagerungsverhältnissen von jeher ganz gleich geblieben; mußten die Fischer zuweilen ein wenig ihren Standpunkt ändern, so kam dieß nicht daher, daß an der frühern Stelle der Boden nach Höhe, Beschaffenheit und Bewohnern ein anderer geworden war, sondern nur daher, weil man zu viele Austern gefischt hatte und der Platz für den Augenblick erschöpft war. Nie hat man bemerkt, daß sich Austernbänke mit einer Steinschichte bedeckt hätten oder der Meeresfläche näher gerückt wären. — Was von den Austern und Perlmuscheln gesagt worden ist, gilt auch von den Korallen: die Korallenfischer am Mittelmeer suchen diese Zoophyten von jeher an denselben Küsten und in derselben Tiefe, und doch ist dieses ein Meer, das an seinen Küsten und auf seinem Boden Vulkane genug hat, und am häufigsten und seit undenklicher Zeit fischt man Korallen just in jener Meerenge von

Messina, wo, wie wir gesehen haben, eines der wenigen authentischen Beispiele von Steinbildung durch Zusammenkittung des Sandes vorkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die evangelische Societät. Das Venel'sche Institut.

Als Gaussen, das Haupt der evangelischen Societät, vor einigen Monaten in Rom war, wurde hier von Manchen behauptet, seine Reise habe zum Zweck, bei dem Pabste eine Annäherung zwischen der methodistischen und römisch-katholischen Kirche zu bewirken; es wurde sogar hinzugefügt, diese Annäherung sey nicht schwer, da die Methodisten auch den Grundsatz des herrschenden geistlichen Ansehens und der Unfehlbarkeit, die Erbsünde und die ewige Verdammung, deßgleichen mit den Katholiken das furchtbare Prinzip annehmen: extra ecclesiam nulla salus. Gaussens Reise hatte aber wahrscheinlich einen ganz andern Zweck. Es leben in Rom und in mehreren Städten Italiens viele reiche methodistische Engländer und Schotten; es war ganz zweckmäßig, deren Unterstützung für die neue Gemeinde und Fakultät anzusprechen, ehe Gaussen für denselben Zweck nach England ging. Diese Sammlung hat auch einen sehr glücklichen und klingenden Erfolg gehabt. Nun wird von der Gesellschaft auch eine Gazette évangélique herausgegeben, die wahrscheinlich bald einen sehr polemischen Charakter haben wird, wiewohl sie sich bis jezt nur durch sehr gründliche und erschöpfende Artikel auszeichnet, wodurch sie sich dem Genfer Protestant würdig gegenüberstellt. Die gründlichen und erschöpfenden Vorträge der evangelischen Fakultät können nur günstig wirken, denn sie sind ein Sporn für die Akademie.

Genf hat sich seit dreißig Jahren durch seine männlichen Erziehungsanstalten ausgezeichnet, und es trafen in ihnen junge Leute aus allen Theilen der Welt zusammen. Für deutsche Eltern war nur zu bedauern, daß in diesen Instituten so wenig auf deutsche Körper-, Gemüths-, Geistes- und Kraftausbildung Rücksicht genommen wurde. Diese Lücke ist seit vorigem Jahr durch die Venel'sche Erziehungsanstalt ausgefüllt, die mit unserm Schnepfenthal viel Aehnlichkeit hat. Sie bestand schon seit zehn Jahren in dem waadtländischen Städtchen Orbe und ist nun in die Nähe von Genf übergetragen, wo der Vorsteher Venel, der lange in Deutschland gelebt und studirt hat, einen weitläuftigen und herrlich gelegenen Garten ankaufte und da neben dem schon vorhandenen Wohngebäude ein großes, ganz seinem Erziehungsplan angepaßtes Haus errichtete. Seit sechs Monaten ist dieses fertig und von zwanzig bis dreißig Zöglingen bewohnt. Alle Zöglinge sind streng nach ihrem Alter in den zwei Flügeln, sowohl für die Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, als auch für Spiel- und Turnplatz geschieden, die Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren in dem einen, die Jünglinge von sechzehn bis zwanzig in dem andern. Erstere stehen unter unausgesezter Aufsicht und Leitung eines Lehrers, der, wenn er seine Stellung nur einigermaßen faßt, ihr Freund, Rather und Gespiele seyn muß. Die Erwachsenen, obgleich auch unter steter Aufsicht, genießen doch einer größern Freiheit des Willens und Handelns, die jedoch nach dem Maaß des Vertrauens, das sich ein Zögling erworben, erweitert, eingeschränkt oder ganz entzogen wird. Gleichmäßig fortschreitende, kräftige Entwickelung des Körpers, Gemüthes und Verstandes, ohne dabei im Geringsten die äußern Formen für Umgang und Anstand zu vernachlässigen, sollte zwar die Aufgabe jeder vernünftigen Erziehung seyn, sie wird aber nur selten gelöst, weil es häufig an moralischer Kraft und Ausdauer gebricht. Diesen Zweck so gut wie möglich zu erreichen, ist das charakteristische Streben der Venel'schen Anstalt. Deßhalb wird alle Verweichlichung und Geschäftslosigkeit durchaus vermieden; jede Stunde hat ihre genaue Bestimmung und jeder Tag unwiderruflich seine gymnastischen Uebungen im Freien, von denen nur ärztliche Verordnung befreien kann und die bald für den Zögling Bedürfniß und Vergnügen werden. Beim Unterricht hält man an dem in allen französischen Ländern nicht genug zu wiederholenden Grundsatz fest: lieber wenig sicher und gründlich, als viel und verworren. Daher muß jeder eintretende Zögling erst die untern Klassen durchlaufen, ehe er in die obern aufgenommen wird; so muß er z. B. erst genau in der physischen Geographie bewandert seyn, ehe er zum Studium der Geschichte gelassen, und in den Sprachen erst hinlängliche Beweise seiner Fertigkeit im öffentlichen Reden gegeben haben, ehe er mit der Literatur bekannt gemacht wird. Religionsunterricht wird als die Basis aller moralischen Bildung angesehen, und um diese zu erreichen, wird streng gedrungen auf Pflichteifer, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit selbst in den geringfügigsten Handlungen. Als ermunternder Lohn dafür wird dem Zögling ein größeres Vertrauen und genauerer Umgang mit den Lehrern und der liebenswürdigen Familie des Vorstehers. Unterrichten ist viel leichter, als erziehen, und was das Venel'sche Institut vielleicht vor allen Anstalten dieser Art auszeichnet, ist, daß man sich darin eifrig bemüht, das Gesammte der menschlichen Natur zugleich zu fördern und alle Hebel der Philosophie und Religion, des Unterrichts und der Körperstärke, die zur Willensstärke führen muß, des gesellschaftlichen Umgangs und des Geschmacks an Natur und Kunst in Bewegung zu setzen, damit keine Kraft unentwickelt bleibe, oder die eine auf Kosten der andern sich ausbilde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 65:

Wiedersehen.

Homonyme.

Meine erste Sylbe pflag
Mir man einzuprägen;
Nennt nach ihr bis diesen Tag
Mich noch allerwegen.

Jezo trag' ich große Herrn,
Kleine Herrn nicht minder,
Glänzen sie, so sehen gern
Mich die kleinen Kinder.

Doch oft schreib' ich selber auch
Jene Sylb' ins Wasser,
Kenne wohl den Kriegesbrauch,
Bin ein schlechter Spaßer.

Trage scharfes Kriegsgeschüz,
Feinde wegzujagen,
Daß sie oft ob seinem Bliz
Jene Sylbe schlagen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. März 1833.

Wenn es so soll in deutschen Landen gehen, so ist mirs leid, daß ich ein Deutscher geboren bin.

D. Martin Luther.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Kaiserliche Pfalz. *)

Saal des Thrones.
Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde (aller Art prächtig gekleidet tritt ein).
Der Kaiser (gelangt auf den Thron; zu seiner Rechten der Astrolog).

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantelschleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß jeder stutzt,
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da ist er doch der kühne Thor!

Mephistopheles
(an dem Throne knieend).

Was ist verwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser.

Für dießmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,

*) Diese Scene ist die zweite des ersten Akts.

Das ist die Sache dieser Herrn. —
Da löse du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm seinen Platz und komm an meine Seite.

Mephistopheles
(steigt hinauf und stellt sich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — Der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun ist's ein Span —

Kaiser.

Und also ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr sammelt euch mit günstigem Sterne:
Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.
Doch sagt, warum in diesen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entschlagen,
Schönbärte mummenschänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathschlagend quälen sollten?
Doch weil ihr meint, es ging nicht anders an,
Geschehen ist's, so sey's gethan.

Kanzler.

Die höchste Tugend, wie ein Heiligenschein,
Umgibt des Kaisers Haupt, nur er allein
Vermag sie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menschen lieben,
Was alle fordern, wünschen, schwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel sich in Uebeln überbrütet.

Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
In's weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.

Der raubt sich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt sich dessen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverleztem Leib.
Jezt drängen Kläger sich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indessen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitschuldigste sich stüzt,
Und: Schuldig! hörst du ausgesprochen,
Wo Unschuld nur sich selber schüzt.
So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen, was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zulezt ein wohlgesinnter Mann
Neigt sich dem Schmeichler, dem Bestecher;
Ein Richter, der nicht strafen kann,
Gesellt sich endlich zum Verbrecher.
Ich malte schwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.
(Pause.)
Entschlüsse sind nicht zu vermeiden,
Wenn alle schädigen, alle leiden,
Geht selbst die Majestät zu Raub.

Heermeister.

Wie tobt's in diesen wilden Tagen!
Ein jeder schlägt und wird erschlagen,
Und für's Kommando bleibt man taub.
Der Bürger hinter seinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felsennest,
Verschwuren sich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte fest.
Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was Alle wollten,
Der hat in's Wespennest gestört;
Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert.

Man läßt ihr Toben, wüthend Hausen,
Schon ist die halbe Welt verthan;
Es sind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt, es ging' ihn irgend an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bildungen der gegenwärtigen Erdperiode.

(Beschluß.)

Es ist noch nicht lange genug her, daß man die Meere genau sondirt und die Beschaffenheit des Grundes einigermaßen genau untersucht. Dagegen werden derlei Beobachtungen sehr häufig an denselben Stellen, nicht weit von den Küsten, an den Flußmündungen, angestellt, und doch hat man noch nie gehört, daß man irgendwo, statt Triebsandes in einer bestimmten Tiefe, nach ein paar hundert Jahren festes Gestein in geringerer Tiefe gefunden hätte. Da man also keinen einzigen positiven Beweis dafür hat, daß sich im Meere nicht weit von den Küsten je ein Gestein, auch nur so mächtig als der winzigste Gipshügel gebildet habe, so sagt man, die Bildung neuer Erdformationen, ja ganzer Gebirge gehe in den Tiefen des großen Oceans vor sich. Daß sich hier vielleicht feste, sogar mächtige Schichten von Kalkstein bilden, wer kann dieß leugnen, wer aber auch behaupten? Da, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen, mag man immer lustig Hypothesen bauen, die Sonde wird sie nicht so bald vernichten. Man kann sogar die Bildung von Urgebirg, von Granit, Basalt u. s. w. an Orten, wo wir ihn nie erblicken werden, nicht läugnen. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn man sich unter den Wassern Titanenschlachten träumt und meint, da wir jetzt schwerlich mehr einen Kontinent zu entdecken haben, werde über kurz oder lang einer sich über den Wasserspiegel erheben und dem Menschen, dem es wunderlicherweise fast schon zu enge wird auf dem Erdboden, hülfreich seinen Rücken bieten, damit er den Ueberfluß seines wuchernden Geschlechts darauf absetze. Gebirge, wie die Alpen, Pyrenäen, Cordilleren, haben sich gewiß nicht Stück für Stück, langsam erhoben; nein, die Kraft, welche sie nach einer gewissen horizontalen Richtung emporgetrieben, hat sicher auf der ganzen Linie so ziemlich gleichzeitig gewirkt. So tief man sich nun auch die Südsee oder den atlantischen Ocean denken mag, und so unbedeutend die stärksten Unebenheiten der Erdkugel gegen ihre Masse sind, so ist es doch gewiß nicht wahrscheinlich, daß Gebirge selbst im Schooß der tiefsten Meere aufgestiegen seyn sollten, ohne daß man an der Oberfläche und namentlich an den Küsten die geringste Bewegung bemerkt hätte. Sagt man aber, so sey es nicht gemeint, es seyen im Meere in jüngster Zeit keine Alpen, keine Pyrenäen aufgestiegen, keine Erdschichten gewaltsam aufgehoben und übereinander gestürzt worden, so ist weiter nichts zu bemerken; denn daß sich im Meere fortwährend Flötzschichten horizontal und ruhig absetzen, kann, wie gesagt, weder geleugnet, noch bewiesen werden, und so lange nicht weitere Fortschritte der Wissenschaft unser Bild von den Schöpfungen der jetzigen Zeit Lügen strafen, steht der Satz fest, daß Jupiter, in Vergleich zu seines Vaters stürmischem Regiment, eine höchst friedliche Welt regiert. Freilich hat Jupiter in dieser seiner Welt einen Störefried, von dem sein Vater Saturn nichts wußte, einen Kritiker, der an seiner Natur mäkelt und Manches ganz anders einrichten würde, wenn er könnte. Indessen glaubt dieser schon gewaltig viel zu thun, wenn er Pfützen austrocknet, Wasserfaden eindämmt und Löcher in die Berge bohrt. Mancher Dammbruch, manches verschlammte Ackerfeld beweist aber, daß dem Menschen sogar die jetzige Natur hin und wieder zu unruhig ist, und er sollte in allen Kirchen für eine recht lange, friedliche Regierung Jupiters beten; denn geräth dieser über kurz oder lang etwa mit seinem königlichen Bruder Pluto in Mißverständnisse, so hat er keine Zeit mehr, sich mit dem Menschen abzugeben, und dieser wird vorneweg ersäuft oder verbrannt.

Man hat schon hundertmal gesagt, die größten Einschnitte der Erdoberfläche seyen, im Verhältniß zur Masse des Erdballs, Nadelritzen auf einem Kürbis. Was wird aber in diesem Bilde vollends aus den Werken der Menschenhand? Man könnte berechnen, wie groß die Erdkugel, welche Lichtenberg im Traume bekam und analysirte, seyn müßte, oder vielmehr, wie klein sie seyn dürfte, wenn darauf der Beobachter mit dem stärksten Microscop, das der Mensch bis jezt zu Stande brachte, die Münster wie anschießende Krystallspitzen und Menschenmassen bei Krönungen und Volksfesten in demselben Verhältnisse sollte wimmeln sehen, in dem sich vor unserm bewaffneten Auge die Infusorien im Wassertropfen tummeln. Die Elemente zu dieser Berechnung sind gegeben oder lassen sich leicht finden; wer Lust und Zeit hat, mag sich daran machen; aber über dem stolzen Gefühle, daß der Mensch solchem Problem gewachsen sey, wird es bei ihm schwerlich zur Demuth kommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Tempelorden.

Hie und da zeigt sich noch Jemand im Kostüm der St. Simonisten, das heißt mit einem Barte, einem sammtnen Barrete, einer hinten zugeschnürten Weste, einem kurzen Ueberrocke und langen weißen oder rothen Hosen. Man hat sie zu Neujahrsgeschenken in Zucker, Holz, Pappe u. s. w. abgebildet; man hat sie auf der Bühne lächerlich gemacht und die Regierung hat sie verfolgt und zerstreut. Sie haben aufgehört, als eine Sekte oder eine Korporation die Aufmerksamkeit des Publikums zu beschäftigen. Dagegen hat das

neugierige Publikum eine neue Erscheinung gehabt, nämlich die Tempelherrn, die in ihrem Kostüm noch auffallender sind, als die St. Simonisten, und einen berühmten, unglücklichen Orden des Mittelalters wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Wer hätte vermuthet, daß man wiederum Tempelherrn mit weißem Mantel und rothem Kreuze auf den Gassen von Paris würde einhergehen sehen, auf dem Pontneuf besonders, wo vor sieben Jahrhunderten die Tempelritter lebendig verbrannt wurden? Ist das nicht gerade, als ob der Phönix aus seiner Asche wieder erstände? Spötter haben nicht ermangelt, sich über die neuen Ritter mit dem weißen Mantel lustig zu machen und zu behaupten, sie haben den Fasching dadurch auf eigene Weise begehen wollen. Allerdings traf die Erscheinung mit dem Fasching unglücklicherweise zusammen, und da mögen denn manche Leute unter dem Volke geglaubt haben, das Ganze sey nur eine Verkleidung zur Belustigung der Herrn gewesen; allein die Herrn hatten die Sache in allem Ernste angefangen und setzen sie seitdem auch so fort. Es handelt sich hier nicht um eine neue Gesellschaft; der Tempelverein besteht schon lange in Paris, und ich habe neulich eines Beweises seiner Existenz erwähnt, nämlich des gegen den abtrünnigen Abbé Chatel geschleuderten Bannstrahls, denn auch dieses kleine Häuflein spricht von Bann und Verwerfung; aber es scheint seiner Verborgenheit müde geworden zu seyn und ist auf einmal an's große Licht der Welt getreten. So haben sich denn die Brüder so dreist wie die St. Simonisten in ihrem eigenthümlichen Kostüm gezeigt und ein großes öffentliches Fest begangen, an welchem auch viele Lajen Theil genommen und wovon alle Zeitungen gesprochen haben. Dieß hat zur Folge gehabt, daß sich manche Neugierige in den Verein haben aufnehmen lassen. Bekanntlich behauptet der Tempelverein in Paris, er sey eine unmittelbare Fortsetzung des ehemaligen Tempelordens, und er zeigt eine Urkunde von dem vorgeblichen unmittelbaren Nachfolger des unschuldig hingerichteten Jacques de Molay vor. Dieser Nachfolger hieß Larmenius und die Urkunde scheint aus jenem Zeitalter zu seyn; ob sie aber ächt sey, ist eine andere Frage. Die folgenden Großmeister haben diese Urkunde unterschrieben; wenigstens stehen die Namen da; freilich können sie späterhin aufgezeichnet worden seyn. Auch wäre es kaum begreiflich, wie der Orden in den verflossenen Jahrhunderten hätte bestehen können, da die Geistlichkeit mit so eifersüchtiger Wachsamkeit ihren Katholizismus vor allen Schismen bewahrte. Wie hätte zur Zeit der Verfolgung der Hugenotten der Tempelorden den Späheraugen der französischen Priester und der päbstlichen Nuntien entgehen können? Zwar lehrte der Orden keine eigenen Dogmen; allein er besaß ein sogenanntes Evangelium Johannis, welches der Geistlichkeit höchst verdächtig seyn mußte, und er bewahrte ein sogenanntes Leviticon, das mit den Lehren der katholischen Kirche sich nicht wohl vertrug. Ich glaube also nicht, daß der Orden oder Verein während der Zeit der Intoleranz in Frankreich wirklich bestanden hat. Wahrscheinlich entstand er als Freimaurerloge zu der Zeit, da die Freimaurerei sich ausbreitete, und weil dabei viel vom Tempel gesprochen wurde, so werden die Herrn geglaubt haben, sie stammen von den Tempelherrn ab. Indessen wäre es doch möglich, daß die Geschichte des Vereins interessante Aufschlüsse über das Ordenswesen in Frankreich gäbe. Es wird behauptet, Fenelon, Massillon, und sogar Friedrich II. haben zu dem Tempelvereine gehört. Hier muß ein Irrthum obwalten; das wäre ein sonderbarer Verein, in welchem Massillon und Friedrich II. dasselbe Gelübde ablegten! Erst während der Revolution trat der Verein öffentlich auf.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Die politischen Wissenschaften in Genf.

Alle äußern Umstände, Lage des Gartens und der Gebäude, innere Abtheilung und Einrichtung des neuen Hauses, Entfernung von der Stadt, die alle ihre vielen Hülfsquellen eröffnet, ohne ihren nachtheiligen Einfluß äußern zu können, wirken in der Venel'schen Anstalt günstig zusammen, und nicht wenig thut das kindliche, ächt deutsche Verhältniß der Zöglinge zur Familie des Vorstehers, in deren Schooß sie einen Theil des Abends zubringen. Einigemale des Monats sind größere Vereine in den weiten Sälen des Wohnhauses, wo unter Zuziehung von Genfer Künstlern und Künstlerfamilien kleine Konzerte ausgeführt werden, an denen die geübtern Zöglinge wesentlichen Theil nehmen; die älteste Tochter des Hauses ist selbst eine treffliche Harfenspielerin. Abwechselnd mit der Musik wird etwas im Hause Erzeugtes vorgelesen oder vorgetragen, in der Regel das Journal des Instituts, das die Zöglinge und Lehrer schreiben; hernach tanzt man bis gegen Mitternacht.

Eine Lehranstalt ganz anderer Art gründet jezt der Professor Rossi, der in Deutschland durch sein kriminalrechtliches Werk und neuerdings durch seine Thätigkeit bei der schweizerischen Tagsatzung bekannt ist. Es soll die sciences morales et politiques umfassen. In Genf, wo der materielle Pol auch in der Wissenschaft so stark vorherrscht, erwarte ich nur wenig vom Vortrag moralischer Wissenschaften, die politischen hingegen können wohl gedeihen, und in guten Händen vielleicht besser als irgendwo auf dem Kontinent, wenigstens freier. In Genf werden die Lehrer in ihren Vorträgen nie durch die Regierung beengt oder gehindert werden, wie dieß besonders in Frankreich der Fall ist, wo man in der Politik noch zu keiner wissenschaftlichen Ansicht gelangt ist und wo demokratische Ideen und Interessen immer mit monarchischen im Streit liegen und sich gegenseitig niederhalten, weil sie sich keine freie Bewegung, sondern immer nur Herrschen und Unterdrücken denken können. Einen ruhigen und gemäßigten Vortrag über politische Gegenstände nennt man dort bleich, farblos, geistlos und unnüz; Gerechtigkeit gegen die Regierung und ihre Maßregeln heißt den Franzosen servile Unterstützung des Throns; spricht aber ein Lehrer von der Emanzipation des Volks, so kommt die Regierung, beschuldigt ihn revolutionärer Grundsätze und verdammt ihn zum Stillschweigen. Dieß Alles ist bei uns in Genf nicht zu fürchten; Politik und Diplomatik können sich beide ganz frei und unabhängig bewegen. Das schöne, freilich mehr rednerische, Talent Rossi's für den Vortrag der Geschichte wird seine Vorlesungen über diesen Gegenstand gewiß anziehend machen. Ebenso wird da Statistik, besonders in ihrer Verbindung mit politischer Oekonomie, gelehrt werden. Da die Verschiedenheit der Sprachen, so wie eine Menge großer und kleiner, enger und weiter Rücksichten die Theilnahme Genfs an einer Schweizeruniversität hindern, so ist das Aufkommen der Rossischen Lehranstalt für Genf sehr wünschenswerth und es werden dadurch manche akademische Lücken, wenn auch nicht ausgefüllt, doch minder fühlbar gemacht. Rossi hielt diesen Winter Vorlesungen über schweizerische Geschichte, die sehr zahlreich, besonders von Damen besucht wurden, welche sich von der lebhaften, farbenvollen, poetischen, vielfach zu Rührung und Thränen führenden Darstellung sehr ergriffen fühlen. Bekanntlich ist die mittelalterliche Schweizergeschichte an dazu passenden Momenten nicht arm, wiewohl auch die neueste sehr rührend genannt werden muß. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. März 1833.

— Solcherlei Schmiede verstehn sich auf Dehnung des Erbguts.

Juvenal.
14. Satire.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Fortsetzung.)

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser, bleiben aus.
Auch, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man, wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Partheien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn;
Wer will jezt seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder krazt und scharrt und sammelt,
Und unsre Kassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr,
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Welschhühner, Hühner, Gäns' und Enten,
Die Deputate, sichre Renten,
Sie gehen noch so ziemlich ein,
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte
Der edlen Herrn den lezten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.

Nun soll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen,
Der schafft Anticipationen,
Die speisen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.

Kaiser
(nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umher zu schauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majestät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindseliges zerstreut?
Wo guter Wille, kräftig durch Verstand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand,
Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?

Gemurmel.

Das ist ein Schalk — der's wohl versteht —
Er lügt sich ein — So lang' es geht —
Ich weiß schon — was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Projekt —

Mephistopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Mann's Natur- und Geisteskraft.

Kanzler.

Natur und Geist! — so spricht man nicht zu Christen.
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter:
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworr'ner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Die willst du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiser.

Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt;
Was willst du jezt mit deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff' es denn!

Mephistopheles.

Ich schaffe, was ihr wollt, und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen,
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

Daß die Araber die Ziffern, welche noch nach ihnen genannt werden, und die sie selbst häufig indische Buchstaben nennen, aus Indien nach Europa gebracht haben, weiß und glaubt Jedermann; daß wir ihnen aber auch drei Entdeckungen zu danken haben, welche die Wissenschaften, das Verhältniß der Länder und Staaten zu einander und die Kriegskunst auf der ganzen Welt umgestaltet, nämlich das Papier, den Kompaß und das Schießpulver, ist zwar aus historischen Gründen schon vielfältig behauptet worden, wird aber noch keineswegs ganz allgemein angenommen. Die Beweise dafür finden sich in einem vor Kurzem in Frankreich erschienenen Werke: Essai sur l'histoire des Arabes et des Maures d'Espagne, par Viardot, ziemlich vollständig zusammengestellt und wir theilen den Abschnitt mit, da er verschiedene, minder bekannte Details enthält.

Vor noch nicht sehr langer Zeit stritten sich fast in allen Ländern die Gelehrten in weitläuftigen Abhandlungen darüber, woher, um das eilfte Jahrhundert, das Papier nach Europa gekommen sey, dem sie mit Recht einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Wissenschaften zuschreiben, wie andernseits das Abkommen des egyptischen Papyrus eine der vornehmsten Ursachen der im Mittelalter hereinbrechenden Finsterniß gewesen war. Der Italiener Casiri hat im vorigen Jahrhundert in arabischen Schriftstellern den wahren Ursprung des Papiers aufgefunden. In China war es seit undenklicher Zeit bekannt, und wurde dort aus Seide bereitet. Im Jahre 30 der Hegira, in der Mitte des siebten Jahrhunderts, ward eine Fabrik der Art nach chinesischem Muster zu Samarkand errichtet, und acht-und-fünfzig Jahre später, im Jahr 706, erfand ein gewisser Youzef Amrou aus Mekka die Kunst, Papier aus Baumwolle zu bereiten, die in Arabien ungleich häufiger war als Seide. Dieß sagt der Araber Muhamed al Gazeli mit deutlichen Worten. Ein weiterer Beweis, daß die Araber und nicht, wie man lange behauptet hat, die Griechen in Konstantinopel das Baumwollenpapier erfunden haben, liegt darin, daß ein gelehrter Grieche, der nach Montfaucon unter Heinrich II. den Auftrag hatte, ein Verzeichniß der alten Handschriften auf der königlichen Bibliothek zu Paris zu fertigen, dieses Papier nie anders als Papier von Damascus nennt. Zu weiterem Disput gab die spätere Erfindung des Papiers aus Linnen und Hanf Anlaß. Maffei und Tiraboschi nahmen sie für Italien, Scaliger, Murray, Meermann für Deutschland in Anspruch. Keiner aber hatte eine Urkunde aufzuweisen, die über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichte. Die allerälteste in Frankreich ist ein Brief Joinvilles an Ludwig den Heiligen, kurz vor des Lezteren Tod im Jahr 1270 geschrieben, und noch dazu rührte dieses Papier wahrscheinlich vom Kreuzzuge nach Egypten her. In Spanien dagegen reichen die Beweise vom Gebrauch des jetzigen Papiers ein ganzes Jahrhundert weiter hinauf. So liegt in den Archiven von Barcelona ein Friedensschluß zwischen Alphons II. von Aragon und Alphons IX. von Kastilien, mit der Jahrszahl 1178, so wie die der Stadt Valencia von Jakob dem Eroberer bewilligten Fueros, vom Jahr 1251. Dieses Papier rührte von den Arabern her, welche nach ihrer Einwanderung in Spanien, wo Baumwolle so selten war als Seide, bald darauf verfielen, es aus Linnen und Hanf zu bereiten. Die ersten Fabriken wurden zu Xativa, jezt San-Felice, errichtet, einer im Alterthum, nach Plinius und Strabo's Bericht, durch ihre Leinwandfabrikation bekannten Stadt. Der Cherif Edrysy, der im zwölften Jahrhundert lebte, sagt von Xativa: „daselbst wird auch herrliches, unvergleichliches Papier verfertigt.“ Auch in Valencia, das in einer an Lein sehr reichen Provinz liegt, erhoben sich bald ähnliche Fabriken, und nicht lange darauf auch in Katalonien. In diesen beiden Provinzen sind auch noch jezt die vorzüglichsten spanischen Papiermühlen. In Kastilien verbreitete sich das Linnenpapier erst unter Alphons X., in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; von da kam es ohne Zweifel erst nach Frankreich, Italien, Deutschland, England. Die arabischen Handschriften waren meist auf geglättetes Papier geschrieben, und die vielen Zierrathen mit so brennenden, glänzenden Farben gemalt, daß man sich darin wie in einem Spiegel betrachten konnte; „ut ego ipse,“ sagt der Orientalist Casiri, „in illis veluti in speculo me non semel conspexerim.“

Der Kompaß ist vielleicht so wenig als das Papier eine ursprüngliche Erfindung der Araber. Troz mancher vorgebrachten Gegenbeweise, scheint es doch, als ob sich die Chinesen mehrere Jahrhunderte vor ihnen dieses oder eines ähnlichen Instruments bedient hätten. So viel ist aber wohl ausgemacht, daß die Araber, die chinesische Boussole mochte beschaffen seyn, wie sie wollte, dieselbe vervollkommnet, verbreitet, namentlich aber daß sie diese unschäzbare Erfindung uns gebracht haben. Der Kompaß soll, der Sage nach, in Europa zuerst bei den Neapolitanern im Brauche gewesen seyn, auf den ältesten Boussolen sieht man das Bild der Lilie — mit Karl von Anjou war das französische Wappen nach Neapel gekommen — und lange Zeit galt Flavio Gioja von Amalfi sogar für den Erfinder derselben. Die besondere Eigenschaft des Magnets bezeichnete man Anfangs mit den Worten Zoron und Aphron. Albertus Magnus und andere Doktoren der geheimen Wissenschaft disputirten viel über Ursprung und Bedeutung dieser Worte, und am Ende schrieb man sie, weil man sich nicht anders zu helfen wußte, dem Aristoteles zu. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Der Tempelorden.

Damals war Dupuis, der bekannte Verfasser des Werkes: Origine de tous les cultes, Mitglied des Tempelvereins. Dieser wollte demselben eine politische Richtung geben, indem er dazu dienen sollte, das Pabstthum auszurotten. Von Anfang an soll nämlich der Tempelverein den Päbsten, welche zur Zerstörung des Tempelordens ihre Zustimmung gegeben hatten, spinnenfeind gewesen seyn; aber eben deßwegen hätte der Verein unmöglich unter den vorigen Königen Frankreichs bestehen können. Der Verein war aber so klug, wie es scheint, in Dupuis Ideen nicht einzugehen und sich in seine Verborgenheit zu hüllen. Auch Napoleon soll die Absicht gehabt haben, aus dem Vereine etwas zu machen und ihn zu besondern Zwecken zu benutzen. Deßhalb wurde im Jahr 1808 der Jahrestag der Hinrichtung Jacques de Molays mit großem Pomp in einer der Pfarrkirchen von Paris gefeiert. Allein er ließ das Instrument liegen, und es war so glücklich, unversehrt aus seinen Händen zu kommen. Zur Restaurationszeit machte der Verein wieder einiges Aufsehen, indem er im Jahr 1824 ein großes Fest feierte, zu welchem auch einige Engländer und Schotten kamen. Sir Sidney Smith sprach davon, man müsse dem Orden eine Insel im mittelländischen Meere zu verschaffen suchen; allein die disponibeln Inseln scheinen selten geworden zu seyn. Der ehemalige Maltheserorden sucht schon lange nach einer derselben, und kann troz alles Forschens keine finden. In Ermangelung einer Insel mußte sich der Tempelorden also nach wie vor mit einem gemietheten Saale in Paris begnügen. Um diese Zeit erschien ein Manual für die Ordensbrüder, welches wohl die erste gedruckte Schrift des Vereins war. Bald darauf gab Gregoire eine Notiz über denselben in seiner Geschichte der religiösen Sekten, obschon er selbst gestand, daß er keine Sekte sey und keine Glaubenslehre bekenne, sondern Katholiken, Protestanten und Deisten aufnehme. Seitdem war es wieder still mit dem Orden bis zu Anfang dieses Jahrs. Es scheint, einige unruhige oder ehrgeizige Köpfe sind, durch das Beispiel der St. Simonisten verleitet, auf den Einfall gerathen, zu versuchen, ob sich aus dem Tempelorden nicht etwas Neues machen lasse, ob man demselben nicht einen neuen Glanz, ein neues Daseyn geben, ob man sich seiner nicht bedienen könne, um sich emporzuschwingen; denn einen religiösen Zweck kann man mit diesem Vereine nicht haben. Die Religionsfreiheit ist groß genug in Frankreich, und es bedarf wahrlich keiner besondern Gesellschaft, um auf dieselbe hinzuwirken. Das Dogmenwesen aber ist den meisten Franzosen viel zu gleichgültig, als daß sie es versuchen sollten, alte Dogmen aus dem Mittelalter wieder aufzuwärmen. Vielleicht haben auch blos einige müßige Menschen in der Erinnerung an den Tempelorden, der mit seinem Kostüm, seinen mystischen Phrasen und seinem vorgeblichen Alterthume die Phantasie in Anspruch nimmt, einen angenehmen Zeitvertreib gesucht. Die karlistischen Tageblätter behandeln diese Sache mit dem vollsten Ernste und sehen darin ein Zeichen vom Verfall des jezigen gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich, ein Zeichen des Bedürfnisses einer Umgestaltung; allein so weit sind wir glücklicherweise nicht. Der Tempelorden ist, wie gesagt, nichts Neues; er bestand unter den ältern Bourbons so gut als jezt, ohne daß die bürgerliche Gesellschaft deßhalb in sich zerfallen wäre. Das Ordens- und Sektenwesen hat blos einen vorübergehenden Schwung erhalten, weil die Jugend das Bedürfniß in sich fühlt, Vereine zu bilden und Lärm zu machen. Der Tempelorden ist im Grunde viel unschuldiger, als mancher während der Restauration zur Unterdrückung des Vaterlandes oder im Sinne des Obskurantismus gestiftete Verein. Wahrscheinlich wird vor Ende des Jahrs der alte oder vorgeblich alte Orden in seine vorige Dunkelheit zurücksinken, ohne daß deßhalb der Staat, oder die Kirche, oder die Gesellschaft im Geringsten gefährdet worden wären. Die Leute, welche überall Gefahr für den Staat wittern, sind meist weit geneigter zur Störung, als zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Dg.

Genf, März.

(Fortsezung.)

Eine neue Genfer Geschichte.

Merkwürdig ist es, daß bisher nie Vorlesungen über Genfer Geschichte hier gehalten wurden, die uns doch, meine ich, am nächsten liegt. Es ist gewiß, unsere jungen Leute kennen die Geschichte von Athen, Sparta und Rom viel besser, als die ihres Vaterlandes; und doch hat die Genfer Geschichte so viele anziehende und wahrhaft erhebende Punkte. Voriges Jahr kam A. Thourel, ein junger französischer Advokat, ich glaube aus Montpellier, hieher und warf sich mit großem Eifer auf die Genfer Geschichte, die er neu bearbeitete, größtentheils freilich ohne gründliches Quellenstudium und nur nach den darüber gedruckten Schriften. Diese neue Thourelsche Geschichte kommt nun seit vorigem Sommer heftweise heraus. In der Sprache und Darstellung hat sie allerdings manches Gute, die Bedeutung des Geschichtsforschers und Geschichtsschreibers scheint aber Thourel noch nicht gefaßt zu haben. Unter die Fahne des heutigen französischen Liberalismus gestellt, glaubt er nach dessen Sinn und Streben über Vieles absprechen zu können, was ihm wenig zusagt. Daher werden alte Volkssagen, die ihm nicht verständig genug scheinen, mit vornehmem Stillschweigen übergangen oder mit wenigen, wegwerfenden Worten abgefertigt. Das Mittelalter beschäftigt ihn nur wenig und es hat keine Farbe, es ist bleich, wie die Franzosen sagen, ja todtenbleich. Das Leben, die Sitten, die Vortheile und Vorzüge in ihm ahnet der Verfasser gar nicht, oder hält sie keiner ausführlichen Darstellung werth. Er gehört also noch der alten historischen Schule Frankreichs an; er zeichnet und malt seine Zeiten nicht, sondern er voltairisirt sie. Darin bestärkten noch unverständige Beurtheiler den jungen Mann; so sagte unter andern ein hiesiges Journal gleich bei dem ersten Heft: „Nous féliciterons encore l'auteur d'avoir fait mainbasse (niedergemezelt) sur toutes ces traditions populaires, ces fables ridicules, auréole obligée de l'origine de notre cité, et dont nos précédens historiens n'ont pas manqué de farder leurs ouvrages.“ Nach dieser Niedermezelung aller Traditionen gelangte Thourel auf den Punkt, gestehen zu müssen, daß er über Genfs Entstehung und Gründung nichts mit Gewißheit anzugeben wisse; es lasse sich aber vermuthen ꝛc. Es ist so leicht, in der Geschichte wie in der Politik, zu zerstören und niederzureißen, aber so schwer, Besseres aufzubauen. Der Verfasser hat den ersten Theil seines Buchs in drei Epochen getheilt; die erste geht von den dunkeln Zeiten bis auf unsern großen Hohenstaufen Barbarossa, dem Genf seine Erhebung zur freien Reichsstadt und darum den halben Adler in seinem Wappen verdankt. Die zweite Epoche reicht bis auf den edlen Bischof Adhemar Fabri, den zweiten Wohlthäter Genfs, und die dritte bis auf das Bündniß der Stadt mit Freiburg im Jahr 1526.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. März 1833.

— Gib ihnen alles Gold zur Beute,
Das sie gehabt, ja alles Gold der Welt,
Und keine Stunde Ruh gibt's ihnen heute.

Dante. Die Hölle.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Fortsetzung.)

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht,
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marschalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bischen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, verspricht, was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.

Mephistopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen,
Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen.
In Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus;
So sage denn: wie sieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme sind's — Versteh'n sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron —
Ein mattgesungen — alt Gedicht —
Der Thor bläs't ein — der Weise spricht —

Astrolog

(spricht, Mephistopheles bläs't ein).

Die Sonne selbst, sie ist ein lautres Gold,
Merkur, der Bote, dient um Gunst und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;
Die keusche Luna launet grillenhaft,
Mars, trifft er nicht, so dräut euch seine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,
An Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja! wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das Uebrige ist alles zu erlangen:
Palläste, Gärten, Brüstlein, rothe Wangen,

Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unser keiner kann.

Kaiser.

Ich höre doppelt, was er spricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was soll nun das — Gedroschner Spaß —
Calenderey — Chymisterey —
Das hört' ich oft — Und falsch gehofft —
Und kommt er auch — So ist's ein Gauch —

Mephistopheles.

Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es, daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt?

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser.

Nur eiligst! du entschlüpfst nicht wieder!
Erprobe deine Lügenschäume,
Und zeig uns gleich die edeln Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügst, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügst, zur Hölle senden!

Mephistopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall besitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle,
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern,
Sieht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben? —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen,
Am Tag erkennen, das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser.

Die laß ich dir! Was will das Düstre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug und ack're sie an's Licht.

Mephistopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;

Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben).

Herr, mäßige solch dringendes Begehren!
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der sey erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser.

So sey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir auf jeden Fall
Nur lustiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephistopheles.

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

(Fortsetzung.)

Diese technischen Ausdrücke sind nach Casiri nichts anders als die durch die christliche Aussprache etwas verdorbenen arabischen Worte für Süd und Nord (djaron, warme Luft, Mittag, aoron, Mitternacht). Es ist überdieß erwiesen, daß keine europäische Nation vor dem dreizehnten Jahrhundert den Kompaß gekannt hat, während sich die Araber desselben auf den Reisen in ihren weiten Länderstrecken und bei ihrem starken Seehandel, welchen beiden man die ersten Bücher über Schifffahrtskunst und Geographie verdankt, lange vorher bedienten. Edrysy, der, wie gesagt, im zwölften Jahrhundert schrieb, spricht vom Kompaß als von etwas, das unter seinen Landsleuten allgemein verbreitet sey. Selbst italienische Geschichtschreiber sprechen ihnen die Ehre dieser Erfindung zu. Eben so bestimmt weist ein anderer Umstand darauf hin, daß sie sich der Boussole schon längst bedienten, der Umstand, daß sie den Magnet nicht nur auf Seereisen, sondern auch zu Land in den Wüsten zum Wegweiser nahmen. Der Grieche Laonicus Chalcondylas, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, erzählt in seinem Buche de rebus turcicis, bei Gelegenheit der Caravanen: „sie leiten ihre Kameele nach Zeichen, welche nach magnetischer Berechnung den Weg angeben; sie nehmen nämlich vom Nordpunkt ab, nach welcher Weltgegend sie sich richten müssen, und schlagen sofort nach gezogenem Schlusse ihren Weg ein.“ Ja, die Araber bedienten sich der Bussole sogar in ihrem Hauswesen, beim Gebete nämlich, wobei sie bekanntlich das Antlitz gegen Mekka richten müssen. Die fünf täglichen Gebete der Muselmänner beginnen mit den Worten: „Das Antlitz gegen die heilige Caaba gerichtet, bete ich zu Gott rc.“ — Wie kann man sich übrigens darüber wundern, daß der Kompaß wahrscheinlich von den Arabern herrührt, da es noch zweifelhaft seyn dürfte, ob nicht sogar eine Erfindung, um deren Ehre sich Huyghens und Galilei streiten, nämlich die Anwendung des Pendels zur Zeitmessung, ihnen gebührt. Ein Orforder Doktor, Bernhard, behauptet dieß geradezu. Der Pater Martin Sarmiento fand in arabischen Handschriften häufig ihrer automatischen Uhren erwähnt. Freilich weiß man nicht bestimmt, ob diese Uhren der Araber wahre Pendeluhren waren, oder vielmehr blos einen sogenannten Balancier hatten. So viel scheint aber außer Zweifel, daß sie, lange bevor diese Mittel zu Regulirung des Ganges der Uhren im Occident bekannt wurden, durch eine dieser beiden Erfindungen die Uhren verbesserten, welche bei ihnen seit dem Ursprung ihrer Macht im Brauche waren. Die erste Uhr, welche man im Abendlande sah, war bekanntlich ein Geschenk Haroun-al-Raschids an Karl den Großen; es war dieß indessen Allem nach eine Wasseruhr.

Das Schießpulver kam unter den christlichen Völkern erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Brauch. Das älteste bekannte Beispiel, daß man in Frankreich sich des Geschützes bediente, ist vom Jahr 1338. Erst acht Jahre später, in der Schlacht bei Crecy, schossen die Engländer aus Kanonen, und ungefähr um dieselbe Zeit fingen auch die Italiener an, sich des Pulvers zu bedienen. Damals war aber dieses furchtbare chemische Präparat den Arabern längst bekannt und diente ihnen bei ihren Kriegen. Der Geschichtschreiber Al-Makur berichtet, Hadjy-Agé habe, als er die Stadt Mekka im Jahr 690 belagerte, den Tempel mittelst einer Art von Bomben zum Theil in Asche gelegt. Alamre, Geheimschreiber des egyptischen Emirs Malek-al-Sabeli, beschreibt in einem vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßten Werke ein Kriegsgeschütz folgendermaßen: „ringsum gebundene und mit Salpeterpulver in

Brand gesteckte Scorpionen fahren schlängelnd und pfeifend dahin, bis sie zerspringend Feuer speien und in Brand stecken; da sah man denn das Geschleuderte sich gleich einer Wolke in den Lüften verbreiten und unter schrecklichem, donnerähnlichem Getöse und unter Flammenspeien Alles zerschmettern, verbrennen, einäschern." — Man wird nicht behaupten wollen, diese Worte beweisen nicht, daß hier von eigentlichem Pulver die Rede sey, man könne sie eben so gut auf eine Art von griechischem Feuer deuten; denn was beim Uebersetzer Casiri nitratus pulvis heißt, nennt der arabische Verfasser malh-al baroud, welches Wort Salpeter, Steinsalz, sal petrae bedeutet und noch jezt bei den Arabern der gewöhnliche Ausdruck für Schießpulver ist. Aber noch schlagendere Beweise liefern die spanischen Chroniken, bei denen man nicht behaupten wird, daß der Sinn der Worte durch die Uebersetzung verändert worden sey. Die Chronik von Alphons VI., verfaßt von Pedro, Bischof von Leon, erzählt bei Gelegenheit eines Seegefechts zwischen dem Emir von Sevilla und dem von Tunis im eilften Jahrhundert: „die Schiffe des Königs von Tunis führten viele eiserne Röhren, aus denen sie viele feurige Donner schleuderten."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Beschluß.)

Genfs Geschichte.

In diesen Jahrhunderten sieht man die Herrschaft der Allobroger und der Römer, die Annahme des Christenthums (im vierten Jahrhundert), dann die Herrschaft der burgundischen Könige, der Nachfolger Karls des Großen, endlich der Bischöfe, die im Anfang souverän und unumschränkt waren, dann die Regierung mit den Bürgern theilten, bis sie nach Annahme der Reformation ganz auswandern mußten. Recht gelungen und unterrichtend ist die Darstellung des Anfangs und der zunehmenden Macht des Hauses Savoyen, seiner sich immer wieder erneuernden Umtriebe, um Genf zu unterjochen, so wie des daraus hervorgehenden beständigen und hartnäckigen Streits zwischen den savoyischen Fürsten und den Genfer Bischöfen und den Einwohnern, aus dem leztere endlich nach langen, mühsamen und bewundernswürdigen Anstrengungen siegreich hervorgingen. Dem Verfasser ist es auch gelungen, die Nichtigkeit der savoyischen Ansprüche auf Genf bündiger und klarer darzustellen, als von frühern Historikern und Politikern geschehen ist. Wiewohl es schon in seinem System liegt, sich sehr streng über die Geistlichkeit auszusprechen, so läßt er doch den Genfer Bischöfen Gerechtigkeit widerfahren, die durch ihre Festigkeit, ihre Talente und ihren Patriotismus zur Erhaltung der republikanischen Freiheiten und zur Blüthe des kleinen Staats beitrugen. Unter diesen steht oben an der tugendhafte Adhemar Fabri, dessen Franchises in jener dunkeln Zeit lange wie ein sicher leitender Leuchtthurm dastanden und die Verfassungsurkunde und die schüzende Magna-charta der Republik waren. In der folgenden Periode, die den muthigen Heldenkampf der Freiheit und des Rechts gegen die Herrschsucht des mächtigen Nachbarn darstellt, finden wir gute, nur zu rhetorische Schilderungen von den Genfer Heroen: Berthelier, Levrier, Besançon-Huguet und ihrer edlen Kampfgenossen. In grellem Gegensaz stehen ihnen die savoyischen Fürsten gegenüber, z. B. Johann von Savoyen und Karl III. mit ihrer Herrschsucht, ihrer Treulosigkeit, ihren Verbrechen und ihrer niedrigen Rachsucht. Es fragt sich nur, ob es ganz klug ist, diese lang bekannten Beschwerden gegen Savoyen jezt wieder aufzuregen, wo wir seit lange in Frieden und Freundschaft mit unserm Nachbar leben. Wir können Savoyen nicht schaden, wohl aber Savoyen uns, denn wir können sein Getreide, sein Holz auf unserm Markt nicht entbehren. Warum überdieß so stolz seyn auf unsere Unabhängigkeit von Savoyen? Allerdings ist diese ein großes und wichtiges Gut, allerdings haben die Genfer in Rath und Kampf Edles und Großes dafür geleistet; aber dieß würde nicht geschehen seyn, oder es würde nichts gegen das übermächtige Savoyen geholfen haben, wenn Frankreich und die Schweizerligue die Vergrößerung Savoyens nicht sehr gefürchtet und sich ihr kräftig entgegengesezt hätten. Würde sich Genf im sechzehnten Jahrhundert ohne Berns und Freiburgs Hülfe haben halten können? Gewiß nicht, so wenig als zu Anfang unsers Jahrhunderts gegen Frankreich und 1814 gegen ein kleines österreichisches Armeekorps; es wäre auch 1612 entweder gar keine savoyische Escalade vorgefallen, oder es wäre nicht bei einer Ueberrumpelung geblieben. Daher ist es allerdings ganz richtig, wenn Thourel die Freundschaft und Theilnahme der Schweiz an Genfs Schicksal sehr hoch anrechnet; wir können aber nicht die Meinung derjenigen theilen, die unsern kleinen Staat jezt noch für ebenso interessant halten, als ehemals. Genf war bis zur Vereinigung mit Frankreich ein europäischer Staat mit eigener Geschichte, Stellung und Politik, das heutige Genf ist nur eines der zwei-und-zwanzig Schweizer-Bruchstücke, ein Kanton des Landes, welches selbst nur zu den europäischen Staaten dritten Ranges gehört. So viel aber ist gewiß, Genf ist als Schweizerkanton glücklicher und gesicherter, denn je als europäische Republik. — Thourels Freunde haben angekündigt, er werde in der neuern Genfer Geschichte die aristokratischen Familien hart angreifen. Es wäre möglich, daß dieser Angriff der eigentliche Zweck seines ganzen, sonst ziemlich überflüssigen Buchs ist, und daß zwei Bände geschrieben werden mußten, um am Ende des dritten die Schleußen des französischen Liberalismus gegen die alten Genfer Familien zu öffnen, die sich in manchen Regierungsmaßregeln vergriffen haben, aber deren Verdienste um des Landes Glück und Auszeichnung, um die Gründung herrlicher Anstalten und um die Wissenschaften dieß weit aufwiegen. Die Geringschäzung und Herabsezung alter, in des Vaterlandes Geschichte berühmter und wohlklingender Namen ist nun einmal in der heutigen Schweiz Sitte geworden; Genf muß dem Impuls folgen. Thourel hat seine Studien in der Genferschen Geschichte dazu benuzt, um auch Vorlesungen darüber zu halten. Seine oratorische Fertigkeit und der Luxus seiner Phrasen erinnerten uns an seinen südfranzösischen Landsmann Charles Durand, der hier vor einigen Jahren mit außerordentlichem Applaus Vorlesungen über französische Literatur hielt, dann aber aus der Mode kam. — Merle d'Aubigny, einer der Pfeiler der evangelischen Fakultät, gab einen guten Kurs über die Geschichte der Reformation, worin unserm Luther vielleicht zum erstenmal in Calvins Stadt Gerechtigkeit widerfuhr.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. März 1833.

— Das ist in Eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie Ihr nur immer war't!

Goethe.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

Lustgarten.*)

Morgensonne.

Der Kaiser, dessen Hofstaat, Männer und Frauen. Faust, Mephistopheles (anständig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet).

Marschalk (tritt eilig auf.)

Durchlauchtigster, ich dacht' in meinem Leben,
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben
Als diese, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung ist berichtigt,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Los bin ich solcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer seyn.

Heermeister (folgt eilig).

Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt sich frisches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiser.

Wie athmet eure Brust erweitert!
Das faltige Gesicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeister (der sich einfindet).

Befrage diese, die das Werk gethan.

Faust.

Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.

Kanzler (der langsam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er liest).
„Zu wissen sey es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.

*) Zwischen diese und die vorige Scene fällt das große, von Faust und Mephistopheles dem Kaiser bereitete Maskenfest.

Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz."

Kaiser.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug?
Ist solch' Verbrechen ungestraft geblieben?

Schatzmeister.

Erinnre dich! hast selbst es unterschrieben;
Erst heute Nacht. Du standst als großer Pan,
Der Kanzler sprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Festvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogst sie rein, dann ward's in dieser Nacht
Durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So stempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert sind parat.
Ihr denkt euch nicht, wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt,
Wie alles lebt und lustgenießend wimmelt!
Obschon dein Name längst die Welt beglückt,
Man hat ihn nie so freundlich angeblickt.
Das Alphabet ist nun erst überzählig,
In diesen Zeichen wird nun jeder selig.

Kaiser.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen.

Marschalk.

Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufassen;
Mit Blitzeswink zerstreute sich's im Lauf.
Die Wechslerbänke stehen sperrig auf,
Man honorirt daselbst ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleischer, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt scheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn sich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer schneidet aus, der Schneider näht,
Bei: „Hoch dem Kaiser!" sprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephistopheles.

Wer die Terrassen einsam abspaziert,
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom stolzen Pfauenwedel,
Sie schmunzelt uns und blickt nach solcher Schedel;
Und hurtiger als durch Witz und Redekunst
Vermittelt sich die reichste Liebesgunst.
Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem sich hier.
Der Priester trägts andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden,
Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden.
Die Majestät verzeihe, wenn in's Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern scheine.

(Der Beschluß folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die Ereignisse, welche sich am Himmel zutragen, der Stand seiner ewigen Sterne, der Lauf seiner Haupt- und Nebenplaneten, ihre Bedeckungen und Verfinsterungen u. s. w. haben vor den irdischen Begebenheiten das voraus, daß sie sich nach bestimmten Gesetzen ereignen, auf welche keine Menschen-, ja nicht einmal Minister- und Fürstenlaune Einfluß übt, und daß sie sich daher berechnen und mit Zuversicht vorhersagen lassen. Während z. B. eine projektirte Londoner oder Frankfurter Konferenz sehr leicht an neuen Instruktionen eines der Ambassadeurs oder ähnlichen diplomatischen Incidenzpunkten scheitern kann, gehen die himmlischen Kongresse, die Konjunktionen der Planeten, gleich ihren Oppositionen, die Mondphasen, mit allen dahin gehörigen Haupt- und Nebenumständen, in der allergrößten Regelmäßigkeit vor sich, und keine der himmlischen Herrschaften läßt bei einem solchen astronomischen Rendezvous auch nur eine Sekunde auf sich warten, wogegen die irdischen Herrschaften in Erfüllung dieser und ähnlicher Zusicherungen oft nur zu saumselig erfunden werden. Der, von dem wüsten, irren, unzuverläßigen irdischen Getriebe ermüdete menschliche Blick richtet sich daher gern gen Himmel, um Regel und Beständigkeit unter den Sternen zu suchen, wenn er sie in den irdischen Erscheinungen schmerzlich vermißt. Eine tiefsinnige Rechnung, welche über alle Kräfte des menschlichen Geistes zu gehen scheint, hat den Himmelsbeobach-

ter belehrt, an welchem genau bestimmten Punkte des blauen Aetheroceans er zu einem eben so genau bestimmten Momente jede der schwimmenden planetarischen Inseln aufzusuchen hat, die diesen Aetherocean durchwogen, und er darf mit dem großen Kepler stolz ausrufen: „Ich habe die Planeten in Fesseln geschlagen!" *)

Das begonnene Jahr **) wird manche merkwürdige Himmelsbegebenheiten zeigen, und wir sagen dieselben mit eben so viel Zuverlässigkeit vorher, als wir die Hoffnungen auf politische Veränderungen, mit denen der Mensch jedes neue Jahr antritt, voll scheuen Zweifels auf sich beruhen lassen.

Am 6ten Januar Morgens ereignet sich eine, bei uns sichtbare partielle Mondfinsterniß, welche um 7 Uhr 42 Minuten ***) anhebt, und um 10 Uhr 3 Minuten endigt. Die Mitte derselben tritt um 8 Uhr 53 Minuten ein, und der Erdschatten reicht alsdann beinahe bis zur Mitte des Mondes. Die Erde nämlich, wie wir bei dieser Veranlassung in das Gedächtniß der Leser zurückrufen, wirft, als eine für sich dunkle Kugel, der Sonne gegenüber, einen trichterförmigen Schatten hinter sich, in welchen sich der Mond, bei seinem Laufe um die Erde, nach Maaßgabe seiner höhern oder tiefern Stellung zuweilen mehr, zuweilen weniger tief eintaucht. Wird die ganze Mondscheibe vom Schatten bedeckt, so heißt eine solche Finsterniß total, sonst aber, wie wir den Ausdruck oben gebraucht haben, partiell. Verehrung vor der erhabenen Wissenschaft, welche dem Laufe der Gestirne gesetzgebend folgt, erweckt aber die Sicherheit, mit welcher der rechnende Astronom die Dimensionen des Erdschattens an dem Punkte, wo er jedesmal vom Monde durchschnitten wird, bestimmt und daraus die Größe und Dauer der Finsterniß auf das Genaueste angibt, und der Zweifler selbst muß an die Gesetzgebung der Himmelsmechanik glauben lernen, wenn er die Rechnung und den Erfolg ohne Ausnahme im bewunderungswürdigsten Einklange findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Kepler, vom Planeten Mars sprechend: „De motibus Martis in hunc modum triumpho, eique, ut plane devicto, tabularum carceres aequationumque compedes necto." S. dieses Astronomen Werk: De stella Martis. S. 246.

M.

**) Der Aufsatz hat sich ohne unsere Schuld verspätet; der Umstand, daß die vorhergesagten Veränderungen am Himmel zum Theil bereits eingetreten sind, thut indessen dem Zweck der Abhandlung keinen Eintrag.

D. Red.

***) Mittlere Berliner Zeit.

Von den Ansprüchen der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.

(Beschluß.)

Der Araber Al-Khatyb führt an, als Ferdinand IV. im Jahr 1308 Gibraltar belagert, habe man sich der Donnermaschinen bedient, und später, da von der Belagerung von Basa durch Ismael, König von Grenada, i. J. 1325, die Rede ist, erzählt er: „Die Mauren haben die Stadt mit Maschinen und Geschützen angegriffen, welche Feuerkugeln unter mächtigem Donner, ganz ähnlich den Gewitterschlägen, geschleudert, wodurch die Mauern und Thürme der Stadt sehr beschädigt worden." Ismael nahm darauf die Feste Martos, indem er sie „mit unaufhörlichem Feuer aus Donnermaschinen" angriff. In einem i. J. 1331 von Alphons VI., König von Arragon, an die Stadt Alicante geschriebenen Briefe, worin er meldet, daß die Mauren gegen die Stadt ziehen, heißt es, der König von Grenada „führe viele eiserne Kugeln mit sich, um sie mit Feuer weithin zu schleudern." In der Beschreibung der Belagerung von Tarifa durch die vereinigten Truppen der Könige von Fez und Grenada, i. J. 1340, berichtet der Geschichtschreiber Conde, „die Belagerer haben zuerst den Platz mit Donnermaschinen angegriffen, welche durch Naphta große Eisenkugeln geschleudert, wodurch großer Schaden an den Mauern angerichtet worden." Bei der Belagerung von Algesiras i. J. 1342 zerstörten die Mauren die Werke der Christen „mit Kugeln von glühendem Eisen, welche sie mittelst Donnernaphta schleuderten." Die berühmte Chronik von Alphons XI. drückt sich bei Gelegenheit derselben Belagerung von Algesiras noch bestimmter und deutlicher aus: „Die Mauren in der Stadt schleuderten viele Donner gegen das Heer, eiserne Kugeln so groß wie starke Apfel, und sie warfen sie so weit von der Stadt weg, daß manche über das Heer wegflogen, andere in dasselbe einschlugen." — Dieselbe Chronik erzählt: „fünf aus Afrika kommende Fahrzeuge seyen in den Hafen eingelaufen, beladen mit Mehl, Honig, Talg und Pulver, womit sie die Donner schleudern." Ferraras, der diese berühmte Belagerung höchst ausführlich beschreibt, bemerkt überdieß, diese eisernen Kugeln seyen mit heftigem Knall zerplatzt, und fügt hinzu: „es ist dieß das erstemal, daß in der Geschichte vom Gebrauche des Pulvers die Rede ist, denn mit Pulver wurden jene Kugeln geschleudert."

Wäre das Schießpulver erst in Deutschland erfunden worden, hätten da wohl die Spanier den Gebrauch desselben von den afrikanischen Mauren lernen können? Alles weist darauf hin, daß diese mörderische Composition von den Arabern in Egypten erfunden worden, wo es ja von jeher Salpeter in Menge gab, „ubi conficitur multo

abundantius"; Plinius, der dieß sagt, fügt hinzu, die Egypter haben sich des Schwefels und des Salpeters bei Verfertigung von Gefäßen bedient: frequenter liquatum nitrum cum sulphure coquentes in carbonibus. Da sie demnach täglich mit den drei Substanzen, Salpeter, Schwefel, Kohle, umgingen, so kamen sie entweder bloß durch Zufall oder in Folge wirklicher chemischer Versuche, zu denen sie ja eine so große Vorliebe hatten, auf die wahre Mischung jener Körper. Das so erfundene Pulver mochte aber wohl lange zu mancherlei dienen, bis man auf den Gedanken kam, es in eigentlichen Geschützen anzuwenden. Nach dieser höchst wahrscheinlichen Annahme erklären sich alle angeführten Chronikstellen vollkommen. Sie erklärt auch, warum man bei den europäischen Heeren auf einmal Geschütze im Brauch sieht, ohne daß die Zeitgeschichte ein Wort von den Versuchen und Proben sagte, welche doch einem ordentlichen Geschützwesen nothwendig hätten vorausgehen müssen, wenn das Pulver erst in Deutschland oder irgend anderswo im Abendlande erfunden worden wäre. Berthold Schwarz kann deßhalb immerhin das Pulver auf seine Faust auch erfunden haben; wenn aber die Engländer auf einige Stellen in Bacos Werken hin versucht haben, die Erfindung des Pulvers diesem großen Mann zu vindiciren, so kommen wir hier offenbar wieder auf die Araber zurück. Denn es verhält sich mit jenen Stellen wie mit einer andern in Bacos Werken, aus der man gleichfalls schließen wollte, er habe die Fernröhren erfunden, während die Stelle wörtlich in des Arabers Alhacen Abhandlung von der Optik vorkommt, welche Baco häufig benützt. Kurz, dieser Umstand ist, was die Erfindung des Pulvers betrifft, ein neuer Beweis für die hier aufgestellte Meinung; denn Baco konnte zur Zeit, da er schrieb, nur nach den Schriften der Araber, aus denen er überhaupt zum größten Theil seine ausgebreiteten Kenntnisse schöpfte, im Allgemeinsten einen Begriff vom Schießpulver haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

Kulturfortschritte in der Krimm und in Grusien.

Man erhält hier fortwährend sehr befriedigende Nachrichten aus dem Süden des Reichs. Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie schnell die Südküste der Krimm der Vervollkommnung entgegengeht. Wer sie vor einigen Jahren bereist hat, würde sie jezt kaum wiedererkennen. Die schönen Straßen, so wichtig für den Wohlstand der Halbinsel, werden in Kurzem ganz vollendet seyn; 300 Arbeiter sind täglich dabei beschäftigt. Der Gouverneur von Taurien sezt Alles ins Werk, was zum Aufkommen eines Landes, das einst eine der schönsten Provinzen Rußlands werden wird, beitragen kann. Täglich sieht man die Landgüter im Preise steigen und neue Besitzer sich in der Krimm niederlassen. Beim Anblick der seit zwei Jahren aufgeführten Gebäude, die zum Theil mit vielem Geschmack und großer Eleganz erbaut sind, muß man erstaunen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß diese herrlichen Gegenden in wenigen Jahren der Sammelplaz der höhern Gesellschaft werden. Man wird nach der Südküste der Krimm reisen, um seine Gesundheit wieder herzustellen, wie man jezt Italien zu diesem Zwecke besucht. Außer dem Badeorte Koslow, dessen Ruf sich schon bei mehreren Krankheiten vollkommen bewährt hat, sollen noch an verschiedenen andern Orten sehr bequeme Seebäder eingerichtet werden.

Der Weinbau gedeiht vortrefflich und die Weinberge von Aluchta, Aidanel, Miskow, Alupka und andere rechts von Aluchta nach Sewastopol zu können denen der bekanntesten Weinländer an die Seite gestellt werden. In Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren wilde, verkrüppelte Bäume über rauhe Felsen hervorragten, sieht man jezt große Anlagen, deren Weine an Geschmack und Gehalt den feinsten gleich kommen. Das Beispiel der Thätigkeit und Ausdauer derer, die sich hier zuerst mit dem Weinbau beschäftigten, hat so sehr auf die Eingebornen gewirkt, daß sie ihre angeborne Trägheit bekämpfen zu wollen scheinen. Während sie früher dem, was um sie herum vorging, gleichgültig zusahen, fangen sie jezt, da sie sich von dem Nutzen der Anlagen überzeugt haben, an, dem Beispiele zu folgen, und zwar mit so gutem Erfolg, daß zwischen ihren Landstücken und denen ihrer Lehrmeister bald kein Unterschied mehr seyn wird; auch sieht man schon nach und nach den wilden Weinstock verschwinden, der wahrscheinlich noch von den alten Anpflanzungen der Griechen und Genueser herstammt. — Den Liebhabern der Trüffeln dient zur Nachricht, daß man vortreffliche Schwämme dieser Art auf dem Landgute des Generals Borosdin gefunden hat und wahrscheinlich auch an andern Orten finden wird. Zwei Steinkohlengruben hat man unweit Simpheropol entdeckt, und eine Probe von Steinkohlen, die fünfzehn Werst von dieser Stadt gegraben werden, ist vielversprechend. Man ist übrigens jezt damit beschäftigt, die obigen Gruben genauer zu untersuchen, und hoffentlich wird man deren noch mehrere in jenen unbebauten Gegenden entdecken, die überhaupt noch manches Nützliche enthalten, wie z. B. den Krimmischen Marmor, dessen ganzen Werth man erst mit der Zeit recht wird erkennen lernen.

Auch in Grusien ist die wichtigste Quelle des Reichthums der Weinbau. Die Gebirge, welche diese Provinz durchschneiden, sind mit Weinreben bedeckt, die theils natürliche Hecken bilden, theils die im Lande einheimischen Maulbeer-, Granaten-, Nußbäume und andere Gewächse umranken. Es wird viel Wein in Kachetien bereitet, da fast alle Einwohner dieses Geschäft treiben. Fast kein Land ist aber auch zur Kultur des Weinstocks so geeignet, als eben dieses; es läuft parallel mit der hohen Kette des Kaukasus, welche diesen Strich gegen die Nordwinde schüzt, und die Abdachungen seiner Gebirge entfalten sich amphitheatralisch viele Werst in die Länge und Breite. Flüsse, Bäche und Kanäle erleichtern dem Landmanne die nöthige Bewässerung der Weinberge. Man findet in Kachetien Trauben von verschiedenen Gattungen, unter denen mehrere der besten Sorten. Leider verderbt man sie durch übermäßige Besprengung, wodurch sie wässerig werden. Dieß ist häufig der Fall, da die Besitzer der Weingärten sich wenig um die Güte des Weins bekümmern, sondern, wie die meisten Asiaten, nur darnach trachten, recht viel zu produziren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. März 1833.

— Das sind die Blinden, Geistesschlaffen,
Sie wußten in der Welt zum Geben nie,
Und nie zum Sparen sich ein Maaß zu schaffen.

Dante. Die Hölle.

Episoden aus dem zweiten Theil des Faust.

(Beschluß.)

Faust.

Das Uebermaß der Schätze, das, erstarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenuzt. Der weiteste Gedanke
Ist solches Reichthums kümmerlichste Schranke;
Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;
Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen,
Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen.

Mephistopheles.

Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb und Wein berauschen.
Will man Metall, ein Wechsler ist bereit,
Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauktionirt,
Und das Papier, sogleich amortisirt,
Beschämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, ist daran gewöhnt.
So bleibt von nun in allen Kaiserlanden
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiser.

Das hohe Wohl verdankt euch unser Reich,
Wo möglich sey der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr seyd der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meister unsres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Kollegen.

(Ab mit Faust.)

Kaiser.

Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich schaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beſſ're Flasche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich schon in der Tasche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld, ich mach' es schuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es ist ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiser.

Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
Wie ihr gewesen, bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr spendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiser.

Und lebst du wieder? du vertrinkst sie schon.

Narr.

Die Zauberblätter! ich versteh's nicht recht.

Kaiser.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchst sie schlecht.

Narr.

Da fallen andre, weiß nicht, was ich thu'.

Kaiser.

Nimm sie nur hin, sie fielen dir ja zu.

(Ab.)

Narr.

Fünf tausend Kronen wären mir zu Handen!

Mephistopheles.

Zweibeiniger Schlauch, bist wieder auferstanden?

Narr.

Geschieht mir oft, doch nicht so gut als jezt.

Mephistopheles.

Du freust dich so, daß dich's in Schweiß versezt.

Narr.

Da seht nur her, ist das wohl Geldes werth?

Mephistopheles.

Du hast dafür, was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephistopheles.

Versteht sich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fischbach?

Mephistopheles.

Traun!

Ich möchte dich gestrengen Herrn wohl schaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz! —

(Ab.)

Mephistopheles (solus.)

Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz!

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

(Fortsetzung.)

Am 9ten Januar, Morgens 8 Uhr, 17 Minuten 31 Sekunden, zeigt sich der veränderliche Stern Algol im Medusenhaupte *) in seinem kleinsten Lichte, eine Phase, welche nach Verlaufe von 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten regelmäßig wiederkehrt. Unter den Wundern des Firsternhimmels sind nämlich die sogenannten „veränderlichen Sterne,“ deren scheinbare Größe periodisch ab- und zunimmt und deren wir im Laufe unseres Vortrags noch mehrere erwähnen werden, besonders ausgezeichnet. Algol, von welchem wir hier sprechen, ändert sein Licht in der angegebenen kurzen Periode von 2 Tagen 20 Stunden 19 Minuten von der zweiten bis zur vierten Größe dergestalt, daß er 2 Tage 13 Stunden in seinem größten Glanze erscheint, dann schnell an Licht abnimmt und schon in 3½ Stunde sein geringstes Licht zeigt, regelmäßig aber in 3½ Stunde auch wieder zu seinem größten Lichte zurückkehrt. Dergleichen veränderliche Sterne, deren Lichtwechsel bestimmte, bald längere, bald kürzere Perioden hat, gibt es mehrere am Himmel, und man hat verschiedene Erklärungen eines so auffallenden Phänomens versucht. Da alle Firsterne Sonnen sind, welche höchst wahrscheinlich von dunkeln Planeten umkreist werden, gleichwie unsere Sonne von ihren Planeten, so kann man annehmen, daß sich ein solcher dunkler Planet periodisch zwischen uns und den Stern stelle und ihm dadurch momentan einen Theil seines Glanzes für uns entziehe; oder man kann ferner annehmen,

---

*) Im Sternbilde Perseus, mitten in der Milchstraße. Der unter diesem Sternbilde dargestellte Held hält in der einen Hand ein Schwert, in der andern das oben erwähnte Medusenhaupt. Man rechnet dazu zwei Sterne zweiter Größe: Algol, von dem hier die Rede ist, und Algeiib. R.

die Fixsternsonne drehe sich wie unsere Sonne um ihre Are, und eine ihrer Halbkugeln sey weniger glänzend als die andere. Unter dieser lezteren Voraussetzung würde die Rotation des Algol in der oben angegebenen Zeit von nicht 3 Tagen vor sich gehen, wogegen unsere Sonne über 25 Tage zu einer vollen Umdrehung um ihre Are braucht. Die Fixsternsonne Algol müßte also entweder viel kleiner als unsere Sonne, oder ihre Rotationsbewegung müßte eine viel schnellere seyn. Welche von diesen Voraussetzungen die richtige ist, kann bei dem heutigen Stande der Astronomie nicht ausgemacht werden.

In der Mitte des Monats Januar wird Merkur, bei heiterer Witterung, am Morgenhimmel erblickt werden können, indem dieser Planet alsdann seine größte westliche Ausweichung hat. Merkur beschreibt nämlich eine, innerhalb der Erdbahn liegende, fast kreisförmige Bahn um die Sonne und geht lezterer daher, bei ihrem täglichen Laufe durch den Himmel, bald voran, bald folgt er ihr und bald befindet er sich zugleich mit ihr im Mittagskreise. Da aber seine größte Entfernung von ihr noch nicht 29 Grad beträgt, so kann er nur in dieser größten Entfernung, entweder, wie oben, vor Sonnenaufgange des Morgens am östlichen Horizont in der Morgendämmerung, oder, bei östlicher Ausweichung, nach Sonnenuntergang am westlichen Horizonte in der Abenddämmerung bemerkt werden. (Vergl. unten.) Ein wenig Nachdenken, welches wir von den mit diesen Gegenständen noch nicht ganz vertrauten Lesern verlangen dürfen, wird dieß Alles anschaulich machen.

Am 20ten Januar findet eine für uns unsichtbare Sonnenfinsterniß statt, deren wir, eben ihrer Unsichtbarkeit wegen, weiter nicht erwähnen, sondern nur im Allgemeinen bemerken wollen, daß überhaupt zwar viel mehr Sonnen- als Mondfinsternisse vorfallen, die sichtbaren Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Punkt der Erde aber gleichwohl viel seltener sind als die sichtbaren Mondfinsternisse, was daher kommt, daß der Mond beim Eintritt in den Erdschatten sein Licht auf so lange wirklich einbüßt und allen Beobachtern verdunkelt erscheint, während bei Sonnenfinsternissen, der Parallare wegen, sich ein Beobachter im Schattenkegel des Mondes befinden kann, indeß ein entfernterer zweiter Beobachter die Sonne weit außerhalb dieses Schattens sieht.

Am 24sten Januar hat ein anderer veränderlicher Stern, Mira im Wallfische (Mira Ceti), sein kleinstes Licht; er verschwindet dann für das Auge. Dieser sogenannte „wunderbare Stern" befolgt bei seinen Lichtveränderungen eine Periode von 332 Tagen, die er aber nicht immer ganz genau einzuhalten scheint, und zeigt sich zur Zeit seines schönsten Lichtes als ein Stern zweiter Größe, während er im schwächsten Lichte selbst für Fernröhre fast ganz unsichtbar wird. Es ist nicht ganz leicht, die oben gegebene Erklärung vom Lichtwechsel der veränderlichen Sterne auf diesen besondern Fall anzuwenden, wenn man nicht etwa annehmen will, die eine Halbkugel der Fixsternsonne Mira besitze ein äußerst glänzendes, die andere dagegen ein verhältnißmäßig nur ganz mattes Licht, was wir an unserer Sonne nicht beobachten. Indeß muß bedacht werden, daß die Entfernung der Fixsterne von uns im eigentlichen Sinne unermeßlich ist und daß deßwegen der Schluß von einer Beobachtung an unserer, verhältnißmäßig ganz nahen Sonne auf einen Fixstern nicht vollkommen zulässig erscheint. Fortgesezte Beobachtungen mit immer mehr vervollkommneten Instrumenten klären vielleicht auch dieses Geheimniß des Fixsternhimmels auf.

Noch ein anderer dieser veränderlichen Sterne, Ras el geti im Herkules, hat sein kleinstes Licht am 1sten Februar und am 25sten Februar sein größtes. Wenn die Leser bei dieser Gelegenheit vielleicht Befremden über die wunderlichen Sternnamen äußern sollten, welche wir ihnen hier mittheilen, so bemerken wir, daß diese Namen arabischen Ursprungs sind, indem während der finstern Jahrhunderte des Mittelalters die Wissenschaften, besonders aber die Astronomie, ein Asyl bei den Arabern gefunden hatten, und jene Namen sich aus der gedachten Periode herschreiben.

Am 26sten März fängt Venus an, am Abendhimmel in ihrem höchsten Glanze zu leuchten. Es gibt nämlich Zeiten, wo dieser Planet in einem so außerordentlichen Glanze strahlt, daß er am hellen Tage mit bloßen Augen am Himmel wahrgenommen werden kann, und wenn sich dann sehr heiteres Wetter dazu gesellt, so nimmt sich die Erscheinung fast wunderbar aus. So zeigte sich Venus im Juli 1716 zu London, wo die Witterung gerade besonders günstig war, und das Volk schrie Wunder. Aehnliches ward zu Paris im Jahre 1750 beobachtet und nicht weniger angestaunt. Der Grund liegt in einer besondern Stellung, welche Venus dann gegen Sonne und Erde hat und zu welcher sie in beiläufig acht Jahren zurückkehrt. Gleichzeitige Heiterkeit der irdischen Atmosphäre bleibt aber immer eine zweite Bedingung. Ich wünsche dem Leser diese Begünstigung von ganzem Herzen. Ich habe Venus unter solchen Umständen beobachtet und bin von dem Anblicke bezaubert gewesen, wie Venus denn überhaupt der schönste Stern am ganzen Himmel ist. Die Ursache des ganz besondern Glanzes aber, wodurch sich Venus im Allgemeinen vor allen übrigen Gestirnen ausgezeichnet und nach welcher die Leser fragen könnten, scheint in der Beschaffenheit ihrer Oberfläche zu liegen, welche zum Lichtreflex besonders geeignet ist. Alles bei diesem schönen Planeten deutet auf reiche Lichtentwicklung und ungetrübte Heiterkeit, und langjährige, sorgfältige Venusbeobachtungen haben in der Atmosphäre derselben nur

äußerst selten schwache und auch dann bald wieder vergehende Spuren von nebelartigen oder wolkigen Verdichtungen bemerken lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Fortsezung.)

Weinbau im Kaukasus. Russischer Champagner.

Man keltert die Trauben in Kufen, aus Ziegeln verfertigt und wohl gekittet, die zwar sehr dauerhaft, aber schwerlich dicht genug sind und dem Most nothwendig Kalktheile mittheilen. In diese Gefäße werden die Trauben ohne alle Auswahl geschüttet und mit Füßen getreten; der Most fließt in große Krüge, welche mehrere Eimer fassen. Weder die Weinbauer, noch die Weintrinker von Kachetien verstehen sich auf einen guten Wein; daher auch die Bereitung dieses Getränkes, sowohl in Hinsicht der Auswahl der Trauben, als der Gährung, ohne alle Sorgfalt geschieht. Der Ertrag der Weinerndte wird auch in Einem Jahre verzehrt, und wenn einige der reichen Besizer hievon eine Ausnahme machen und ihren größern Vorrath eine längere Zeit aufbewahren, so findet man doch in ganz Kachetien fast nirgends einen zweijährigen Wein. Die Weine jenes Landes werden aber mit dem Alter sehr stark; sie kommen dann den Port- und Madeiraweinen ziemlich gleich, sind aber feiner als diese. Die Kachetier haben weder Fässer, noch Flaschen; daher können sie ihren Wein auch nicht lange aufbewahren. Wenn sie ihn zum Verkauf versenden, nämlich nach Tiflis, welches ihr Hauptmarkt ist, so füllen sie ihn in Schläuche von Büffel-, Schaaf- und Schweinshäuten, die sie erst mit Naphta tränken. Diese in den Bazars liegenden Weinbehälter erscheinen einem Europäer natürlich sehr ekelhaft, und um den Wein aus einem solchen Schlauche zu ziehen, wird demselben ein Bein abgebunden.

Man verfertigt in Kachetien jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Eimer Wein und gegen 100,000 Eimer Branntwein; die Ausbeute könnte aber weit größer seyn. Fast Alles wird im Lande selbst consumirt; denn von jeher waren die Einwohner von Grusien bekannt wegen ihres Hangs zu geistigen Getränken, besonders zum Wein; diese Neigung haben sie noch jezt, und der Aermste unter ihnen trinkt täglich seine Tonga Wein (ungefähr ein Stoof nach russischem Maße). — Der Kachetische Wein ist nie über den Kaukasus gekommen; auch wäre der Transport mit großen Schwierigkeiten verknüpft, zu Lande fast unmöglich und zu Wasser wenigstens sehr schwierig. Der Weinbau könnte weit bedeutender seyn, wenn alle Einwohner an dem Verbrauch Theil nähmen, was aber nicht geschieht, da die meisten Muhamedaner sind und keinen Wein trinken. Uebrigens hat die Regierung einen so wichtigen Industriezweig Grusiens, als die Weinbereitung ist, keineswegs vernachlässigt. Um den Weinbau daselbst zu befördern, geht man damit um, Böttger anzusiedeln, eine Glasfabrik anzulegen und einen geschickten Weinbauer anzustellen, um die Einwohner mit der Art, wie man in Frankreich den Weinstock behandelt und Wein bereitet, vertraut zu machen.

Kommt man über den Kaukasus, so findet man diese Industrie nur auf einen kleinen Landstrich beschränkt. Kisljar und die nächsten Dörfer liefern jährlich etwa eine Million Eimer Wein und eine halbe Million Eimer Branntwein, der unter dem Namen des Kisljarschen bekannt ist. Ueberraschend ist in der That das Resultat der in dieser Gegend angestellten Versuche zu Erzeugung russischen Champagners. Schon vor anderthalb Jahren sind mehrere Probekisten dieses Weins hieher gesandt worden, und wahrlich, es ward dem besten Weinkenner schwer, den französischen Champagner vom kaukasischen zu unterscheiden. Der hiesigen kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft wurden von dem kaukasischen Vereine, der sich zur Fabrikation von Champagnerweinen aus inländischen Trauben gebildet hat, verschiedene Proben dieses Weins vorgelegt, und sie erklärte in ihrer lezten feierlichen, öffentlichen Sizung, daß eine Gattung dieser Weine ganz vortrefflich sey und dem französischen V. Cliquot, eine andere dem Ruinard père et fils am nächsten komme, und eine dritte Sorte um nichts schlechter sey, als die französischen Champagnerweine zweiter Gattung. Die kaiserliche ökonomische Gesellschaft votirte demnach bei dieser Gelegenheit dem kaukasischen Vereine den lautesten Dank, wünschte ihm zu den bereits gemachten Fortschritten in diesem für Rußland so vortheilhaften Unternehmen Glück und sprach zugleich die Hoffnung aus, daß selbiges, von glücklichem Erfolge gekrönt, bald ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der vaterländischen Kapitalisten werden und dadurch einen umfassendern Wirkungskreis gewinnen möchte. Bereits hat die Nachfrage nach französischem Champagner, der in den dortigen Gegenden mit zwölf bis fünfzehn Rubel die Flasche und noch höher bezahlt wird, daselbst sehr nachgelassen, und an dessen Stelle ist der russische getreten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 71:

Kreuzer.

Homonyme.

Nie vergißt,
Wer vermißt.

Bald liegt mein Wort im Schranke, bald im Herzen,
Hier löscht ihm nur der Tod die reinen Kerzen,
Die gleich dem ewigen Lichtlein immer mild
Und helle leuchten um ein liebes Bild.

Im Schrank verschlossen, ist es bald verdorben,
Bald ist es an Vergessenheit gestorben;
Oft kann es auch im Schranke scheintodt seyn,
Und schnell aufleben, öffnet sich der Schrein.

Dann wird es wohl, auf Händen sanft getragen,
Viel Schönes dir vom lieben Bilde sagen,
Die Hand dir schmücken und die treue Brust,
Und immer mahnen an verschwund'ne Lust.

Im Herzen aber hat es eine Stelle,
In die hinein scheint oft der Mond so helle,
Daß er des Bildes Schatten in der Nacht
Verwandelt in des Himmels blaue Pracht.

Das Bild belebt sich dann, die Wangen blüh'n,
Der Busen hebt sich, rothe Lippen glüh'n,
Auf thun sich Augen, Liebe sieht hinein,
Auf thun sich Arme, Liebe fliegt hinein.

Wo's lebet, ist es Tag und Nacht beständig,
Wo's nöthig ist, da ist es nicht lebendig.
Wo's lebet, fehlt ein theures Leben dir,
Auf manchem Stammblatt liegt es todt vor mir.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. März 1833.

— Erforsche der Monate Gang und der Sterne,
Wo der kalte Saturn sich hingewendet am Himmel,
Welche Kreise verirrt das cyllenische Feuer durchwandre.

Virgil.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833.

(Beschluß.)

Zwei Tage später, am 28ten März, erreicht Merkur seine östlichste Ausweichung und wird demgemäß am Abendhimmel beobachtet werden können: er steht dann nicht zu entfernt von der Venus und vom Jupiter, und läßt sich in dieser Nachbarschaft leicht auffinden.

Mit dem Ende des Monats April fängt der Ring des Saturn an, auf einige Zeit für uns unsichtbar zu werden, oder doch höchstens durch die stärksten Fernröhren, als eine feine, über die Scheibe des Saturn laufende gerade Linie sichtbar zu seyn. Mit dieser merkwürdigen Erscheinung hängt es folgendermaßen zusammen. Den Aequator des Saturn umgibt, nicht etwa knapp anschließend, wie ein Ring den Finger, sondern mit Freilassung eines Zwischenraums von Tausenden von Meilen, frei im Aether schwebend, ein Ring, welcher aus der nämlichen planetarischen Masse gebildet zu seyn scheint, wie der Planet Saturn selbst. Dieser Ring, welcher aber eine verhältnißmäßig sehr schmale Kante hat, begleitet den Saturn auf seinem fast dreißigjährigen Laufe um die Sonne und zeigt uns dabei meistens seine breite Seite, jedoch in einer schrägen Lage, so daß er uns elliptisch erscheint, indem bekanntlich die Projektion eines schief gesehenen Kreises eine Ellipse ist. Zuweilen erblicken wir aber, wie im obigen Falle, auch nur seine schmale Kante, welche sich uns demnach, wiederum den Regeln der orthographischen Projektion gemäß, als eine, die Scheibe des Saturn durchschneidende gerade Linie darstellt. Dieß dauert indeß — zum Troste der Leser, welche eine so merkwürdige Himmelserscheinung gern selbst beobachten wollen, sey es gesagt — nicht lange; schon gegen die Mitte des Juni ist Saturn mit dem Ringe in seiner Bahn wieder so weit herumgerückt, daß statt der Kante neuerdings des Ringes breite Seite sichtbar wird. Lezteres geht nun vierzehn Jahre so fort und der Ring ist während dieser Zeit schon mit gewöhnlichen Fernröhren sehr gut zu sehen. Es wird dem Beobachter dann zuweilen scheinen, als ob an der Saturnscheibe zu beiden Seiten gleichsam Handhaben seyen, was sich aus der Art, wie sie uns mit ihrem Ringe alsdann zu Gesichte kommt, leicht erklärt; wir heben aber diesen Umstand hier besonders hervor, weil die Erklärung desselben den frühern Astronomen, welche mit dem eigentlichen Grunde des ganzen Phänomens noch nicht vertraut waren, viel zu schaffen gemacht hat. Uebrigens ist dieser Ring einer vorzüglichen Beobachtung unter den übrigen Wundern des Sternenhimmels schon deßwegen werth, weil er die einzige Erscheinung dieser Art in unserm *)

*) Wir unterstreichen das Wort „unserm,“ weil es allerdings nicht unmöglich wäre, daß in einem andern Planetensystem ähnliche Fälle vorkommen; denn es unterliegt für

ganzen Planetensysteme ist. Nur Saturn besizt einen Ring, und zwar von einem cubischen Inhalte, welcher den Inhalt unsers ganzen Erdkügelchens 21 Mal übertrifft.

Mehrere inzwischen wieder eintretende Lichtphasen veränderlicher Sterne übergehen wir, um einer großen Mondfinsterniß zu erwähnen, welche am 1ten Juli gegen Mitternacht stattfindet, und wobei sich der Mond so tief in den Erdschatten eintaucht, daß im Augenblicke des kürzesten Abstandes der beiderseitigen Mittelpunkte nur noch eine schmale Sichel am nördlichen Rande sichtbar bleibt. Wir können den Himmelsbeobachtern und den Freunden der Astronomie unter unsern Lesern ferner den 6ten Juli als einen interessanten astronomischen Tag empfehlen. Morgens gegen halb 3 Uhr hat Algol sein kleinstes Licht und Mira ihr größtes, wie wir denn dieser Lichtphasen der beiden merkwürdigen Sterne oben ausführlich Erwähnung gethan haben. Venus aber zeigt sich als Morgenstern, aus den im Allgemeinen ebenfalls schon oben entwickelten Gründen, in einem solchen Glanze, daß sie noch nach Sonnenaufgange am Himmel bemerkt werden kann. Die folgenden Nächte bieten wieder eine andere Merkwürdigkeit dar. Es ist nämlich bekannt, daß in der ungeheuren Aetherkluft zwischen Mars und Jupiter vier, erst in der neuern Zeit entdeckte kleine Planetchen (Planetoiden, Asteroiden): Ceres, Juno, Pallas und Vesta, kreisen, welche selten in eine zur Beobachtung recht günstige Stellung kommen. In diesen Nächten aber wird Vesta, nachdem sie in der Opposition, d. h. genau der Sonne gegenüber gestanden hat, im Kopfe des Schützen, jedoch nur mit guten Fernröhren zu beobachten seyn. Man mag ihr als einer neuern astronomischen Bekanntschaft immerhin nähere Aufmerksamkeit schenken.

Am 13ten Juli kommen am östlichen Himmel Mond und Venus nahe zusammen. Am 17ten Juli aber, Morgens gegen 6 Uhr hebt eine partielle Sonnenfinsterniß an, welche bis fast 8 Uhr dauert und bei welcher für uns gegen zwei Drittheile der Sonnenscheibe vom Neumonde bedeckt erscheinen werden. Wie gern wir den Lesern mit der Aussicht auf totale Sonnenfinsternisse schmeichelten, welche deßhalb so sehr auffallend sind, weil sich dabei alle Wirkungen der Nacht zeigen, die Vögel zur Erde niederfallen, die Sterne sichtbar werden u. s. w., so müssen wir doch in dieser Rücksicht unsere obige Aeußerung wiederholen, daß die sichtbaren, besonders aber die totalen Sonnenfinsternisse für bestimmte Punkte der Erde seltene Erscheinungen sind. Für Paris z. B. hat de Vencel, um einen von Ludwig XV. geäußerten Wunsch zu befriedigen, berechnet, daß von 1724 bis 1900, 59 Sonnenfinsternisse sichtbar seyn werden, worunter keine einzige totale, und nur Eine ringförmige, den 9ten Okt. 1847, d. h., wobei der die Sonne verdeckende Mond kleiner als jene erscheint und um sich her noch einen hellen Ring von ihr frei läßt. Endlich aber müssen wir in dieser Beziehung bemerken, daß, wenn die Berechnung der Mondfinsternisse verhältnißmäßig leicht ist, die Berechnung einer Sonnenfinsterniß dagegen mit allen Umständen eine höchst mühsame Arbeit wird. Ehre also den rechnenden Astronomen, welche sich einem so schwierigen Geschäfte unterziehen.

die heutige Astronomie, vielleicht selbst a priori, keinem Zweifel mehr, daß die Fixsterne Sonnen mit planetarischem Gefolge sind; und warum sollte sich also dort ein Phänomen unseres Planetensystems nicht wiederholen können? N.

Am 3ten August hat der schon mehrmals erwähnte veränderliche Stern Ras al geti sein kleinstes und am 25ten August wieder sein größtes Licht. Am 8ten Sept. erneuert sich der auch schon erwähnte Umstand, daß Merkur seine größte westliche Ausweichung erreicht, dem zu Folge er der Sonne bei ihrem Aufgange vorangeht. Er wird dann mehrere Tage am Morgenhimmel gut zu beobachten seyn und fast eine Stunde glänzen, ehe er im Schimmer der Morgendämmerung erbleicht. Einige nun wieder eintretende merkwürdige Lichtphasen der veränderlichen Sterne übergehen wir. Dagegen wird uns der Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages noch ein interessantes astronomisches Weihnachtsgeschenk, eine totale Mondfinsterniß bringen, auf welche wir schließlich ganz besonders aufmerksam machen. Nach halb 9 Uhr *) fängt der Mond an in den Erdschatten zu treten, eine Stunde später hat er sich ganz in denselben eingetaucht und wird ihn erst nach Mitternacht wieder ganz verlassen, um wieder als Vollmond zu leuchten.

Dieß ist das Tableau der Himmelsbegebenheiten des Jahres 1833, und wir sind stolz auf die Genauigkeit, mit welcher wir namentlich die Verfinsterungen vorhergesagt haben, wogegen sich in demselben irdische Verfinsterungen zutragen könnten, von welchen sich keiner der Leser bis jezt etwas träumen läßt.

*) Wir machen zum Schlusse nochmals darauf aufmerksam, daß bei diesen Zeitbestimmungen mittlere Berliner Zeit verstanden ist, daher sich Zeitdifferenzen für manche Leser ergeben werden, wenn dieselben nach ihrer Uhr rechnen. Mittlere sowohl als wahre Zeit sind für jeden andern Meridian andere, daher auch unsere obigen Zeitbestimmungen nur als beiläufige zu betrachten sind. N.

Ueber das Münzkabinet in der großen Pariser Bibliothek.

Der Medaillendiebstahl in der königlichen Bibliothek zu Paris und der Prozeß, der eine Folge desselben war, hat die Aufmerksamkeit des Publikums auf die größte Münzsammlung der Welt gerichtet. Wer auch keinen Begriff von dem Gefühl von Wonne und Respekt hat, womit der Liebhaber eine athenienssische Eule oder einen Trajanskopf auf einem Goldstück betrachtet, fühlte sich von der Kunde jenes Tempelraubs unangenehm berührt, und bei dem Gedanken, so viele Göttergestalten und Kaisergesichter seyen zu einer gemeinen Goldstange zusammen-

geronnen, ward es wohl jedem zu Muth, als sey damit am gemeinsamen geistigen Gute der Menschheit ein schnöder Frevel begangen worden. Einige Notizen über den Belang dieses berüchtigten Diebstahls, und gelegentlich über die interessante Sammlung selbst, möchten nicht unwillkommen seyn. Was wir dabei über das Studium der Münzen als allgemeines Bildungsmittel sagen werden, kann natürlich nicht neu seyn, dürfte aber doch dazu dienen, hie und da einen der Vielen, welche jährlich die verschiedenartigsten Zwecke nach Paris führen, auf eine Sammlung aufmerksam zu machen, welche eine der größten Zierden dieser Stadt ist und von den Fremden häufig zu sehr vernachläßigt wird.

Schon im Jahr 1801 geschah ein Einbruch in das Antikenkabinet; aber der Napoleonischen Polizei gelang es, die gestohlenen Schätze vollständig wieder beizubringen; die Diebe erlitten ihre Strafe, aber dieser Vorgang unter dem eisernen Scepter des Despoten war nicht geeignet, die Jauner, welche ihr Handwerk noch ungleich weniger verlernt haben als die Polizei, vor einem ähnlichen Versuche unter der Herrschaft des Juste-milieu abzuschrecken. Jezt, da so viele der ausgeflogenen goldenen Vögel nicht mehr eingebracht worden sind, versichert man, das Münzkabinet sey durch die sinnreichsten Vorkehrungen auf ewig gegen jeden Einbruchsversuch gesichert. Wir wünschen, daß die Pariser Schlosser pfiffiger seyn möchten, als die Pariser Spitzbuben; es gehört aber viel dazu.

Der Verlust, den die Sammlung durch den lezten frechen Diebstahl erlitten, ist zwar immerhin bedeutend, doch nicht so groß, als man sich vielleicht vorstellt. Er ist nicht unersetzlich, er macht keine Lücke in dem großen Arsenale der Kunst und Wissenschaft, und ist ein unbedeutender Bruchtheil des noch Vorhandenen. Allerdings haben sich zweitausend antike Münzen im Schmelztiegel in gemeines Metall verwandelt; aber diese Stücke sind in verschiedenen gedruckten Werken gestochen und erklärt, und somit unzerstörbares Eigenthum der Wissenschaft geworden; überdieß sind wohl noch alle materiell in öffentlichen und Privatsammlungen vorhanden, und mit der Zeit können möglicherweise alle, mit Ausnahme der allerseltensten Stücke, wieder beigebracht werden. Unter dem Verluste befinden sich auch viele neuere französische Goldmünzen; bei diesen verliert man aber nur den Metallwerth, da sämmtliche Stempel noch vorhanden sind. Fast alle entwendeten Antiken gehörten aber der Reihe der römischen Kaisermünzen an. Die Köpfe der Cäsarn und Kaiserinnen, von Pompejus bis zum lezten byzantinischen Kaiser, waren früher in Gold, in ununterbrochener Reihe, vorhanden. Diese Sammlung bestand aus dreitausend Stücken; der Diebstahl hat sie um zwei Drittheile vermindert, aber dieselbe Suite ist noch in Silber, dieselbe in großem, mittlerem und kleinem Bronze vorhanden. Eine andere Suite von beinahe sechzigtausend Stücken in allerlei Metallen, bei deren großer historischer Wichtigkeit der Metallwerth gar nicht in Betracht kommt, umfaßt die Münzen sämmtlicher in der alten Welt bekannten Völker, Städte und Herrscher; sie besteht unversehrt. Ferner besizt das Medaillenkabinet fünfzigtausend Stücke aus der neuern Zeit.

Die Kunst, Münzen zu prägen, ist, wenn man der Parischen Marmorchronik glaubt, etwa 2700 Jahre alt, und das Kabinet besizt unbezweifelt verschiedene Stücke aus den ersten Zeiten dieser Kunst. Die alten Münzen gelangten, nachdem sie auf die mannigfachste Weise aus dem Verkehr gerissen worden, für den sie geschaffen gewesen, auf den mannigfachsten Wegen, hier vom Geizhals verscharrt, dort mit einer Leiche begraben, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten auf uns. Wir sehen in ihnen die Repräsentanten der Schätze der alten Völker und Könige; ihr conventioneller Werth ist längst dahin, aber das historische Interesse und zum Theil die treffliche Arbeit geben ihnen in den Augen des Künstlers, des Gelehrten, des Liebhabers eine andere und weit höhere Bedeutung. Ist ja doch Hochachtung vor Allem, was lange Jahrhunderte bestanden hat, ein allgemeiner Zug der Menschennatur: mit heiliger Scheu berührt man eine Münze, welche einem Sokrates, einem Perikles durch die Hände gegangen seyn kann, und mit fast religiöser Regung betrachtet man die Züge eines Alexanders, Cäsars, Anakreons, Hippokrates, welche die Zeitgenossen in Erz gebildet und die sich, troz aller Geißeln der Menschheit, troz dem Sturz der Reiche und allen Stürmen der Natur, bis auf uns erhalten haben. Da liegen sie in den Schubfächern, gleich unter einander, wie im Grabe, alle die Könige, alle die Männer, groß und klein, welche Lärm gemacht haben in dieser Welt. Hier herrscht keine andere Rangordnung, als die der Chronologie, und die Ruhe ihrer Gruft wird nur gestört, wenn der Geschichtsforscher die Züge all dieser großen Herrn mustert, deren Geld nur noch bei den Münzliebhabern im Cours ist.

Einen andern, aber immer auch eigenthümlichen Eindruck machen die Suiten der neuern Geschichte, besonders die der französischen, welche natürlich hier am Vollständigsten repräsentirt ist. Nach dem glänzenden Jahrhundert des großen Ludwig, der besonders im Medaillenschlagen groß war, und der immer noch sehr reichen Regierungszeit des fünfzehnten Ludwigs, durchläuft man mit immer steigendem Interesse die kurze königliche Bahn Ludwigs XVI., das blutige Interregnum der Revolution, die schimmernde Periode Napoleons und des Kaiserreichs, die Rückkehr Ludwigs XVIII., Karls X. Thronbesteigung. Eine mit einer Juliuskugel geschlagene Medaille schließt wieder einen Zeitraum und leitet auf Ludwig Philipps Zeit hinüber, in der der Liebhaber, als Zeugniß einer Episode des Dramas, das sich gegenwärtig abspielt, die

heimlich verbreiteten Münzen mit dem Bildniß Heinrichs V., des Prätendenten, einreiht.

Das gesammte Münzkabinet besteht aus mehr als hundert-zwanzig-tausend Stücken in Gold, Silber und Bronze. Durch eine methodische, höchst verständige Anordnung wird diese Sammlung, die größte bestehende, zu einem Geschichtsbuche der Jahrhunderte, zu einem Museum aller Götter, Helden und berühmten Männer, zu einer gewaltigen Karte der den Alten bekannten Welt, zu einem Rituale der Apotheosen, Opfer, Spiele, Feste, Ceremonien aller Religionen, zu einer synchronistischen Tabelle aller Völkergeschichten, zu einer Synopsis der Anfänge der Kunst, ihrer Entwicklung, Blüthe, ihres Verfalls und Wiederauflebens, zu einem Wörterbuch aller Sprachen der Welt.

Die große Bedeutung der Münzkunde für alle Zweige der historischen Wissenschaften springt in die Augen; vor Allem aber lebt darin die ganze Mythengeschichte. Hier ist der ganze Olymp beisammen, wie zu Vater Homers Zeit, und jede Stadt, jedes Land führt uns seine eigenthümliche Gottheit vor: Athen zeigt uns seine Minerva, wie sie Phidias gebildet, Creta den Jupiter, dessen Wiege die Insel war; auf Delphis Münzen schlägt Apoll die Lyra, und wenn auch der Dianentempel zu Ephesus ein Raub der Zerstörung wurde, so hat sich doch das Bildniß seiner Göttin zu uns gerettet. Wer will es dem Alterthümler verargen, wenn er in einer solchen Welt zum Götzendiener eigener Art wird und über der längst dahingeschwundenen die jetzige vergißt?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Februar.

(Beschluß.)

Bezähmung der Rebellen im Kaukasus. Räuber und Krankheiten in Kur- und Liefland.

Glücklicherweise ist nun auch seit vorigem Herbst die, seit mehreren Jahren im Kaukasus und in Daghestan durch die fortgesezten Aufstände der wilden Stämme der kaukasischen Bergvölker gestörte Ruhe der friedlichen Bewohner dieser fruchtbaren, herrlichen Länder völlig gesichert. Unbezweifelt blieb hier der polnische Aufstand, der in den Bergen des Kaukasus widerhallte und die Bewohner glauben ließ, daß derselbe, wenn er auch keinen Fortgang hätte, doch dazu dienen möchte, sie längere Zeit der Bestrafung zu entziehen, nicht ohne Wirkung. Der Kaukasus rührte sich; er glaubte die Adler auf seinen Gipfeln zu erschrecken. Daß diese Gebirgsvölker übrigens während der bewegten Zeit von 1826 — 27, als Abbas Myrsas Truppen bis an den Samburg vordrangen und das ganze jenseitige Land mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte, keinen Aufstand gegen die Russen unternahmen, rührte grossentheils von der Glaubensverschiedenheit her; denn die Bergvölker sind sämmtlich Sunniten und hassen die Perser auf den Tod. Zulezt aber regten sich doch schon damals die Lesghinen in Kachetien, aufgemuntert durch die gelungenen Raubzüge ihrer Nachbarn, der Tschetschenzen und Tscherkessen. Der Hauptanstifter dieser mehrjährigen Unruhen war jedoch Schach Kasi-Mullah, der alle Bazars des Kaukasus mit den Sagen von seinen Thaten erfüllt, von dem die Mutter an des Säuglings Wiege singt und mit dessen Namen die Kinder einander erschrecken. Er war von Geburt ein Koisubuliner, und sein Großvater soll ein entflohener russischer Soldat gewesen seyn. Als Knabe trieb er täglich seinen Esel, mit Weintrauben befrachtet, in die nahe gelegenen Dörfer, um dort die süße Last gegen Weizen zu vertauschen. Diese nomadisirende Lebensart verschaffte ihm eine genaue Bekanntschaft mit der Lokalität des Landes, deren er sich in der Folge meisterhaft zu bedienen wußte. Dieser Kasi-Mullah nun sann später auf nichts Geringeres, als sich zum unumschränkten Gebieter des längst unterworfenen Daghestans zu machen, und indem er seinen Plan auf die Unwissenheit und den Aberglauben seiner Landsleute gründete, erschien dieser frech auftretende Aufruhrprediger unter ihnen als ein Prophet, von oben gesandt, und nahm einen religiösen Charakter an, unter dessen Hülle jedoch die Raubsucht als wahrer Grund verborgen lag. Troz einer Menge Niederlagen und Unfällen aller Art hatte Kasi-Mullah, stets aufgemuntert durch die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute und durch einige glückliche Streifereien, nie lange Ruhe. Zu Anfang des lezten Frühlings sammelte er von Neuem ansehnliche Haufen, wiegelte das Volk auf, gewann neue Anhänger und sezte die ganze Gegend in Angst und Schrecken. Um nun den, beinahe fünf Jahre dauernden Ausfällen dieses Unruhestifters und den fortwährenden Aufständen der ihm zugethanen Berggemeinen ein Ziel zu setzen, ordnete der Kaiser eine gleichzeitige Expedition gegen alle Stämme an, die sich der Gemeinschaft mit Kasi-Mullah schuldig gemacht hatten, und so sind nun diese Aufrührer gestraft und gebändigt. Kasi-Mullah, der sein leztes Asyl, die unzugängliche Kluft von Himry, zu der noch keines Russen Fuß gedrungen war, hartnäckig vertheidigte, ist gefallen. Sein und seiner nächsten Anhänger Leichname fielen in die Hände der russischen Truppen. Alle Veteranen versichern einstimmig, es sey ihnen nie eine so feste Position vorgekommen, wie die des unzugänglichen Gebirgspasses von Himry, über dessen Höhen und Klüfte mehr als dreitausend der kühnsten Gebirgskrieger, berühmt wegen ihrer Fertigkeit im Schießen und ihrer Geschicklichkeit in dieser Art von Krieg, zerstreut waren.

Leider lauten die Berichte aus Kur- und Liefland in Betreff der nun schon seit geraumer Zeit die dortigen Gegenden durchziehenden Räuberbanden keineswegs befriedigend; häufig noch geschehen nächtliche Einbrüche; die Räuber gehen in Rotten von 10, 12 — 30 Mann, meistens vermummt, mit entstellten Gesichtern. In Dünaburg ist eine Kriegskommission niedergesezt, die den bisher eingebrachten Unholden einen kurzen Prozeß machen soll. Gegen hundert Verdächtige waren bereits in und um Dünaburg eingezogen worden. — Die bösen Folgen des traurigen Sommers, so wie der vorjährigen Mißerndte haben leider nicht verfehlt, sich bei den armen Bauern zu zeigen. In Liefland ist zu Anfang des Winters ein böser Typhus ausgebrochen, an welchem in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl Personen gestorben ist. Bei genauer Untersuchung hat sich ergeben, daß diese Krankheit aus dem benachbarten Witepskischen Gouvernement herübergekommen ist und dort um so leichter um sich gegriffen hat, als die jezige ungesunde Nahrung der Bauern den Körper dazu besonders empfänglich macht. Nicht sowohl aber der eigentliche Mangel, als vielmehr der vorjährige schlechte Roggen welcher ein nur kleistriges, breiartiges Brod ohne alle Kraft gibt, die bittersaure, schwarze Grüze, welche nur mit Mühe aus der gefrornen Gerste gewonnen wird, so wie das durch Frost und Nässe verderbene Gemüse jeder Art haben der Epidemie dort den Weg gebahnt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 76:

Andenken.

Beilage: Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. April 1833.

Timon. — Was? Diebe?
Diebe. — Kriegsvolk, keine Diebe.
Timon. — Beides, und vom Weib geboren!

Shakespeare.

Die Industrieritter.

Nach dem Franzosen Arago.

Wie man Schneider, Schuster, Krämer, Schriftsteller ist, just so ist man auch Industrieritter. Aber diese Klasse gleicht in der Gesellschaft den Käfern in der Insektenwelt: sie ist äußerst vielgestaltig und kommt allüberall vor, in den aristokratischen Salons wie in der verworfensten Kneipe, in der Werkstätte wie im Studierzimmer. Es gibt derlei Ritter im Federhut und den Degen an der Seite, es gibt welche mit dem Aktenbündel unter dem Arm, im abgetragenen Rock wie im elegantesten Frak, mit der modischen Reitpeitsche und dem Hakenstock des Lumpensammlers. Der Chevalier d'Industrie ist keineswegs blos ein zierlicher Spieler an einem Pharotisch, ein Schönschwätzer in einem Theaterfoyer oder ein eleganter Reiter auf einem englischen Fuchsen oder einem andalusischen Hengst; nein, hier ist er ein plumper, händelsüchtiger Bursche auf dem Quai de la Grève, dort ein zudringlicher, geschwätziger Verkäufer von Contremarken an einer Theaterthüre, und weiterhin betrinkt er sich, wenn der Tag reichliches Almosen abgeworfen. Die glänzendsten Kaffeehäuser im Palais royal haben nicht mehr Industrieritter aufzuweisen, als die stinkendste Straße in Paris, die Rue Quincampoix, oder das rauchigste Estaminet in der Cité. Wer kein Gewerbe hat, das ihn nährt, kommt naturgemäß dazu, auf Kosten der Narren und Gimpel sein Leben zu fristen, und wird durch Uebung ein Proteus, der überall dem Gesetze durch die Hand schlüpft. So sehen wir denn unsere Ritter für ihren Lebensunterhalt die mannigfaltigsten Künste üben, wie der gewandte Schauspieldirektor, zu Belustigung seines Publikums, Spaß und Ernst, das Witzspiel und das Rührstück, Drama und Posse vorüberziehen läßt.

Eines Abends ging ich spät nach Hause, in das Observatorium. Da trat, fast gegenüber der niedrigen Mauer, an der der Marschall Ney nach fünf- und zwanzig ruhmgekrönten Jahren für eine augenblickliche Verirrung gebüßt hat, ein ziemlich ordentlich gekleideter Mann auf mich zu und sprach mit unsicherer Stimme: „Ich bitte um eine Unterstützung.“ Ich verdoppelte meine Schritte. „Guter Herr,“ fuhr er bestimmter fort, „ich habe kein Nachtlager; geben Sie mir eine Kleinigkeit!“ Ich habe nichts, rufe ich und eile rasch vorwärts. Der Mann mir nach, packt mich am Kragen und ruft mit heller Stimme: „Herr, ein Almosen!“ — „So spät bettelt man nicht.“ — „Mag seyn, aber so spät weist man einen auch nicht ab.“ Ich gab ihm ein Geldstück, und er verschwand, ohne Dank zu sagen. Beim schwankenden Licht der Laterne hatte ich das Gesicht des Mannes gesehen. Er sah niedergeschlagen aus, jedoch nicht eigentlich verdorben; wohl war sein Blick schlimm, aber er kam mir

nicht natürlich vor; es war als zwänge er sich, grimmig auszusehen, wie man die Stimme verstärkt, wenn man ein Kind einschüchtern will. Was er sprach, war stoßend, abgebrochen, wie eingelernt, und imponirte mir keineswegs. Nach der ersten augenblicklichen Ueberraschung hatte ich nicht übel Lust, dem Bettler den Arm zu bieten und ihn zu bitten, er möchte mit mir nach Hause kommen. Er ließ mir nicht Zeit dazu; das Almosen hatte ich ohne eine Regung von Mitleid hingegeben, und als ich ihn so schnell verschwinden sah, gereute es mich.

Meine Freunde, denen ich mein verdächtiges Abentheuer erzählte, baten mich, auf der Hut zu seyn und Abends einen andern Weg nach Hause einzuschlagen. Aber trotz dem ging ich täglich, häufig um Mitternacht, allein und zu Fuße durch dieselben herrlichen Alleen zwischen dem Pallaste Luxemburg und der Sternwarte, ohne wieder Jemanden zu begegnen. Aber eines Abends, etwa zwei Monate nach jenem Vorfall, gehe ich im Schatten längs des Grabens der Bastille hin — „Guter Herr, ein Almosen!“ Ha! das ist dieselbe Stimme wie damals! Ich trete keck auf meinen Buschklepper zu, und dieser fängt alsbald an zu zittern. „Ich kenne Euch wohl,“ sage ich; „Ihr habt mich vor zwei Monaten um Mitternacht in einer Allee bei der Sternwarte angepackt; jetzt arretire ich Euch.“ — „Was wollen Sie mit mir?“ — „Nun, was thut man mit Räubern und Mördern? Ihr seyd zwar keines von beiden, das sehe ich. Kommt mit mir!“ Der Buschklepper ging lautlos, gesenkten Blicks hinter mir her; er konnte mir entlaufen, denn ich war mehrere Schritte vor ihm. Ich drehte mich um: „Ich wette, Ihr habt keinen Stockdegen, keine Pistole, keinen Dolch bei Euch.“ — „Kein Federmesser! Wozu auch? Sie haben Recht: ich bin kein Räuber, kein Mörder; seit länger als einem halben Jahre friste ich auf diese Weise mein Leben und warte immer darauf, daß mich einer vor Gericht führe; denn dann habe ich doch Kost und freie Wohnung. — Vielen Dank,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „großen Dank, daß Sie mir das Umherlaufen ersparen.“

Was sollte ich anfangen? Moral predigen? Guter Gott! was hätte mein Spekulant davon verstanden! „Was wollt Ihr mit den zwei Fünffrankthalern hier anfangen, wenn ich sie Euch gebe?“ — „Davon leben.“ — „Ja, Euch toll und voll trinken.“ — „Herr, nur zweimal habe ich das gethan, einmal am Tage, wo ich mein Gewerbe begann, und dann Abends einmal, ehe ich für mein Kind ein Brod stahl.“ — „Wie geht es Eurem Kind jetzt?“ — „Es wartet auf mich und schreit nach Brod.“ — „Wo?“ — „Daheim.“ — „Wo wohnt Ihr?“ — „Ueberall und nirgends. Ich esse auf der Straße, schlafe auf der Straße neben meinem Kinde, und wärme es so. Gestern wollte ich in das Wasser springen und sprach zuvor noch einen Vorübergehenden an. Arbeite! fuhr er mich an. Gebt mir Arbeit, erwiderte ich. Er hieß mich mitgehen, der reiche Mann, und lud mir einen Korb mit kostbaren Weinen auf. Ich lief eine Stunde baarfuß hinter seinem Kabriolet her; als ich athemlos zur Stelle war, sprach der reiche Mann: hier dein Lohn! Ich bekam zwölf Sous; der reiche Mann brachte mich zum wenigsten um zwölf Sous. — Mein Kind bekam zu Essen, wir hatten Obdach auf eine Nacht, und ich verschob den Entschluß, mich zu ertränken, auf den andern Tag, das heißt auf heute.“ Der wunderliche Bettler wollte mit diesen Worten seiner Wege gehen, ich hielt ihn. „Nehmt diese zehn Franks.“ — „Guter Herr, damit, und fallen hie und da zwölf Sous von so reichen Leuten ab, wie der gestrige, da lebe ich einen ganzen Monat und mein Kind hat Brod!“

Allerdings, mein Bettler, Wegelagerer und Industrieritter in Einer Person hatte Obdach auf ein paar Tage und konnte sein Kind die rothen, starren Händchen am Feuer wärmen lassen. Wer wirft den ersten Stein auf meinen Schützling?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die in Steinblöcken und Baumstämmen lebendig gefundenen Kröten.

Allgemein bekannt sind die Geschichten von Kröten, welche man in Steinblöcken und Baumstämmen lebendig gefunden haben will, und zwar in Höhlungen derselben, welche von der Luft gänzlich abgeschlossen gewesen seyn sollen. Eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes konnte einerseits unsere Kenntnisse von der thierischen Oekonomie erweitern, andernseits wenigstens dazu dienen, ein althergebrachtes Vorurtheil zu widerlegen; dazu brauchte es aber, da sich wohl höchst selten ein Naturkundiger in dem Augenblick, wo man ein solches eingeschlossenes Thier entdeckt, im Steinbruch oder im Wald befindet, unmittelbare Versuche. Den sehr natürlichen Gedanken, solche anzustellen, hat nun vor einiger Zeit der berühmte englische Geolog Bukland ausgeführt.

Im November 1825 ließ er zwölf runde Löcher in einen Block Jurakalkstein meißeln, deren jedes etwa einen Fuß tief war und fünf Zoll im Durchmesser hielt. Oben brachte man rings herum einen Falz an, in welchen, nach Einbringung der zum Versuch bestimmten Thiere, eine Glasplatte eingepaßt wurde; die Ränder wurden verkittet, damit die äußere Luft hier gar keinen Zutritt haben konnte. Zwölf kleinere Löcher, sechs Zoll tief und fünf weit, wurden in einem andern Block von dichtem Sandstein angebracht und auf gleiche Weise geschlossen. Die Glasplatte diente dazu, daß man das Thier beobachten konnte, ohne Luft zuzulassen, und um alle Insekten abzuhalten, von denen sich das Thier hätte nähren können.

Der angewendete Kalkstein war so porös, daß er Wasser und demnach wohl auch Luft durchließ, der Sandstein dagegen war sehr dicht.

Am 25ten November 1825 wurde in jede der vierundzwanzig Zellen eine vorher sorgfältig gewogene Kröte gebracht, die Zellen auf obgenannte Weise verschlossen und die Blöcke im Garten drei Fuß tief eingegraben. Am 10ten December 1826 grub man sie wieder aus und schritt zur Untersuchung. Sämmtliche in den Sandsteinblock eingeschlossene Kröten waren todt und so stark verwest, daß sie schon geraume Zeit zu Grunde gegangen seyn mußten. Dagegen lebten die im porösen Kalkstein eingeschlossenen größtentheils noch. Eine, welche vor dem Eingraben 924 Gran gewogen hatte, wog nur noch 698. Eine andere dagegen hatte an Gewicht zugenommen; sie wog jezt 1265 Gran, vor dem Eingraben nur 1185, aber das Glas an dieser Zelle war etwas beschädigt. Indessen fand man keine Spur von Insekten darin, in einer andern Zelle dagegen, wo die Kröte todt war, bemerkte man eine Menge sehr kleiner Insekten, deßgleichen am Glase einer dritten. Bukland meint, in eine weitere Zelle, deren Kröte auch schwerer geworden war, möchten auch Insekten gedrungen seyn. Die kleinsten Subjekte waren alle todt, die größern, überlebenden, erschienen, mit Ausnahme der zwei angeführten, abgemagert. — Im Laufe des zweiten Jahrs starben alle, auch die, welche im ersten schwerer geworden waren. Auf dieselbe Weise wurden Kröten in den Stamm eines Apfelbaums eingeschlossen, und diese starben sämmtlich vor Ablauf des ersten Jahrs.

Nach dieser leztern Erfahrung und dem Resultat, das der Versuch mit dem Sandsteinblock ergab, scheint es, daß Kröten, völlig von der äußern Luft abgeschlossen, kein Jahr leben können, und der Versuch mit dem Kalkstein sezt es ziemlich außer Zweifel, daß sie nicht zwei Jahre ohne alle Nahrung ausdauern. Man darf diesem nach wohl sicher annehmen, daß in den Fällen, wo man Kröten in Stein- oder Holzblöcken, ohne alle Kommunikation mit der Luft gefunden haben will, Täuschung obwaltet. Die erwähnten zwei Fälle von Kröten, welche nach einem Jahr schwerer gefunden wurden, beweisen nur, durch welch kleine Oeffnungen Insekten, mit welchen das Thier sein Leben fristet, durch den Stein dringen können.

Wenn die Kröte ihre ersten Entwicklungsstufen, in denen sie bekanntlich langgeschwänzt und ganz auf das Wasser beschränkt ist, durchlaufen hat und nun das Wasser verläßt, so ist das Erste, daß sie sich in Stein- oder Baumritzen in der Nachbarschaft einen Schlupfwinkel sucht. Es läßt sich gar wohl denken, daß eine junge Kröte durch eine kleine Oeffnung in ein Loch geräth, hier sich von den Insekten, welche aus und ein gehen, reichlich nährt und so stark wächst, daß sie bald durch die Oeffnung, durch welche sie hereingekommen, nicht mehr hinaus kann. Unwissenden Holzhauern oder Steinbrechern, welche bei ihrer Arbeit die Höhle der Kröte zufällig aufbrechen, entgeht leicht eine so kleine Oeffnung. In den Fällen, wo Eidechsen, Schlangen, Kröten beim Zerschlagen von Steinen oder Steinkohlenstücken unerwartet zu Tage gekommen, ist es hinterher in der Regel unmöglich, sich von der Beschaffenheit des Steins vor dem Zerschlagen genau zu unterrichten. Man müßte den Block sehr sorgfältig untersuchen, ehe man ihn zerbräche; dieß geschieht aber natürlich nicht, weil im einzelnen Fall kein Mensch an die Existenz solcher Thiere denkt.

Sollte es je vorgekommen seyn, daß Kröten in vollkommen geschlossenen Höhlen lebendig gefunden worden sind, so glaubt Bukland diese Fälle daraus erklären zu können, daß die Kommunikation nach außen im Stein erst später durch Stalaktitenmasse abgeschlossen worden ist. Was Baumstämme betrifft, so ist einleuchtend, daß Höhlungen in denselben, welche lange durch Ritzen mit der Luft kommunizirt haben können, leicht dadurch völlig verschlossen werden, daß das Holz darüber herwächst. Bukland spricht übrigens nicht absolut darüber ab, ob Kröten länger als zwei Jahre ohne Nahrung leben können oder nicht; es wäre dieß z. B. wohl möglich, wenn eine, kurz nachdem sie reichlich Futter zu sich genommen, oder gerade zu Anfang ihres Winterschlafs eingeschlossen würde. In diesen beiden Fällen aber wird das Leben wohl schwerlich viel länger erhalten werden, als bei den von Bukland eingeschlossenen Thieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Der Landtag. Die Maskenbälle. Theater. Botanische und astronomische Vorlesungen. Die Ameise.

Die Verhandlungen der Ständeversammlung hallen hier in allen großen und kleinen, öffentlichen und Privatgesellschaften wider. Je mehr die Physiognomie des jezigen Landtags von allen seither in dieser Stadt erlebten abweicht, desto mehr beschäftigt er auch die Aufmerksamkeit der Einwohner, reich und arm, vornehm und gering, mit wenigen Ausnahmen. Der Landtag hat auch zwei Organe gefunden, welche das Wesentliche der Verhandlungen sogleich am folgenden Tage dem Publikum darlegen; das eine ist die Leipziger Zeitung, das andere das bereits in meiner lezten Mittheilung genannte Landtagsblatt. Die Auflage dieser neuen Zeitschrift mußte sehr bald erneuert und vermehrt werden. Sie verdient auch wirklich den Beifall, den sie erhält. Mit seltener Geschicklichkeit faßt sie in der Regel das Wesen der Diskussionen und jeder einzelnen Rede auf, den eigenthümlichen Ausdruck beibehaltend. Dabei versteht das Landtagsblatt, wo irgend etwas darauf ankommt, seine recht gut angelegte Skizzirung des Ganzen zuweilen mit einem einzigen Worte so passend zu koloriren, daß dadurch das Individuelle und der jedesmalige Ton der Verhandlung ein besonderes Leben erhält. Das Verlangen nach dem Blatte thut sich am besten in dem Haufen Menschen dar, der allezeit Mittags nach zwölf Uhr die Ausgabe desselben erwartet, wenn es aus der Druckerei in die Arnoldsche Buchhandlung kommt.

Diese, wo die Ausgabe geschieht, gleicht gewöhnlich dann einem Bäckerladen zur Zeit der Hungersnoth, und wohl dreimal erneuert sich der voll Ungeduld harrende Haufe. Der ungemeine Erfolg des Landtagsblattes hat auch den Verleger veranlaßt, ihm unter dem Namen des *Morgensterns* ein Blatt mit Urtheilen und Reflexionen über diesen und andere Gegenstände beizufügen, da dergleichen von dem Landtagsblatte selbst ausgeschlossen sind. Dieser, unentgeldlich ausgegebene, Morgenstern scheint immer, wenn am Tage zuvor keine öffentliche ständische Sitzung stattfand und mithin kein Stoff zu Relationen vom Landtage sich darbot.

Eine besondere Vorliebe hat sich im jetzigen Winter hier für die Maskenbälle gezeigt. Mehrern in Privatvereinen folgte ein öffentlicher im Hôtel de Pologne. An allen aber macht man ziemlich allgemein die Ausstellung, daß, ohngeachtet des besondern Glanzes mehrerer solcher Bälle, sie nur noch als das Caput mortuum der vormaligen Freuden dieser Art erscheinen. Das Maskenballvergnügen ist in den ernsten Tendenzen der neuen Zeit untergegangen. Arlequin, Pierrot und Konsorten haben von den allgemeinen Fortschritten der Vernunft wenigstens so viel profitirt, um einzusehen, daß ihre Späße nicht ausreichen, die vielen langen Gesichter in dem großen Leichenzuge der schwarzen Dominos freundlich abzurunden; daher entschlossen sie sich lieber, hölzern und langweilig zu seyn. Die alten Doktoren mit den ungeheuern, zum Theil aus Hobelspänen bestehenden Allongeperrücken und ihr burlesker Anhang laufen als Wesen aus der Zeit vor der Sündfluth umher, und stellen schon darum *gar nichts* mehr vor, weil ihre Originale aus der Reihe der Dinge allzulange verschwunden sind. Mit alten Ordensrittern, Zigeunern, Geßnerschen Schäferinnen u. s. w. ist es der nämliche Fall, und Spanier, Türken, Einsiedler, Köche, Stallmeister gehören schon längst zum verbrauchten Troß solcher Versammlungen. Das meiste Glück machten noch die, hie und da Sammlungen für die Armen veranstaltenden Nonnen vom Orden der barmherzigen Schwestern, zumal wenn man unter dem geistlichen Ornate etwas Reizendes und Weltkindliches argwohnte. Im Ganzen kann man wohl annehmen, daß überhaupt der Maskenspaß sich längst schon überlebt hat und die Julirevolution, welche, mehr als alle frühern politischen Stürme des lezten Jahrhunderts, die Welt zusammenrüttelte, nicht eben geeignet war, den Spiegel ihres vormaligen Zustandes, die Redoute, in ihrem alten Herkommen und mit ihren allmählig sinnlos gewordenen Wizen zu befestigen.

Unsere Bühne hat sich ziemlich fleißig gezeigt. Manches neue Stück ist seit Kurzem über sie hingeflattert. Mehrere darunter geben sogar Hoffnung, auf ihr eingebürgert zu werden. Besonders gehört zu diesen die Oper von *Marschner*: „Des Falkners Braut,“ die, nachdem sie zuerst zum Benefiz von Madame *Schröder-Devrient* gegeben worden und den wohlverdienten Beifall gefunden hatte, immer bei vollem Hause sich wiederholte. Das bis dahin in der Gunst des Publikums vor den übrigen Novitäten prävalirende, schauervolle französische Drama: „Der Mann mit der eisernen Maske,“ hat in dieser schönen Oper offenbar eine vorgezogene Nebenbuhlerin erhalten. Ein kleines Stück: „Der erste Eindruck,“ wenn ich nicht irre, von Frankreichs *Kotzebue*, dem unerschöpflichen *Scribe*, hat einen recht *guten* Eindruck hervorgebracht. Getheilt waren die Meinungen über „den Doppelgänger“ von *Holbein*; doch spricht sich eine große Mehrheit zu Gunsten des lustigen Stückes aus. Sein Hauptfehler besteht vielleicht darin, daß die beiden ersten Akte unglücklicherweise zu große Erwartung von den zwei lezten erregen.

Außer den *naturhistorischen* Vorträgen, womit Hofrath *Reichenbach* seither ein recht ansehnliches, gebildetes Publikum erfreute, hat derselbe nun auch eine Reihe blos *botanischer* Vorlesungen begonnen, die großen Beifall finden. Ebenso eröffnete der dem *astronomischen* Publikum bereits rühmlich bekannte *Lohrmann*, Oberinspektor bei dem mathematischen Salon u. s. w., einen astronomischen Cursus, wozu er, wie der Hofrath Reichenbach bei seinem naturhistorischen, Jedermann unentgeldlichen Zutritt gestattet. Es läßt sich kaum begreifen, wo dieser so viel und mannigfach beschäftigte und, wie überhaupt, auch besonders in Rücksicht der höchst sorgfältigen Abwartung der ihm anvertrauten Aemter, überaus schäzbare Mann, der unter anderm als Vorsteher des hiesigen technischen Instituts sich ungemein auszeichnet, Zeit und Lust findet zu diesem neuen Geschäft, welches seine Kraft und Gewandtheit um so mehr in Anspruch nehmen wird, weil er darauf vorzüglich zu sehen hat, daß der Ernst des erhabenen Gegenstandes der Eleganz eines ziemlichen Theils seiner Zuhörer nicht allzu ernst erscheinen möge. Am Sonnabend den 9ten dieses Monats fand seine erste Vorlesung Nachmittags von halb fünf bis sechs Uhr statt. Das schon durch Reichenbachs Vorträge bekannte, sehr geräumige Lokal in einem Salon des Zwingers war mit Zuhörern und Zuhörerinnen im untern Raume, wie auf der darüber an der Mauer sich hinziehenden obern Gallerie überfüllt. Prinz Johann und Gemahlin nahmen an diesem wissenschaftlichen Genusse Theil. Die ganze Versammlung glich in ihrem Wesen dem einfach, aber höchst anständig eingerichteten Salon. Ein stetes Ehrenmitglied nicht nur dieses Auditoriums, sondern auch aller der großen Natur gewidmeten Vereine und Anstalten, wohnte auch dießmal ihr Hohepriester, der scharfsinnige *Oken*, im Bilde über dem Eingange der Huldigung bei, welche seiner hehren Göttin so eben dargebracht werden sollte. Ueber seine spitzige Miene schien beim Anblicke so vieler mit Eleganz verschmolzenen Wißbegier ein freundliches Lächeln hinzugleiten. Der Vorleser begann mit einer Einleitung über die am Himmelsgewölbe herrschende, wundervolle und durch nichts zu erschütternde Ordnung, ging hierauf zu einer kurzgefaßten geschichtlichen Notiz von der Sternkunde über und leitete dann das aufmerksame Auditorium auf die Betrachtung des Spiegelteleskops hin, welches, nach manchem unvollkommenen Versuche, durch *Herschel* im Jahre 1789 ein neues Licht über die höchste der irdischen Wissenschaften verbreitete, neuerlich aber andern Fernröhren, und namentlich den unübertroffenen *Frauenhoferschen*, den Vorrang lassen mußte. Das Vorgetragene noch mehr zu versinnlichen, gingen Kupferstiche und andere Kunstwerke in der Versammlung herum, unter denen besonders eine chinesische Himmelskarte und ein arabischer, mit Gold- und Silberschrift ausgelegter Globus sich auszeichneten.

Noch verdient eine eben erschienene neue Zeitung unter dem Titel der Ameise Erwähnung, bei der sich der geistvolle *Philippi* als verantwortlicher Redakteur genannt hat. Ohne allen Zweifel gründet sich ihr zu Anfang des Jahres noch nicht geahneter, *plözlicher* Ursprung auf den Untergang der vor Kurzem von einem Verbote betroffenen *Biene*, einer ähnlichen periodischen Schrift, welche sich einer ungemeinen Verbreitung auch in den kleinern Orten Sachsens zu erfreuen hatte.

Berichtigung.

In Nr. 57 dieses Blattes lese man auf der ersten Spalte in der Rubrik statt: Ein Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert — *siebzehnten* Jahrhundert.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. April 1833.

Ein weitumzäunter Garten,
Nach bunten Beeten abgezeilt,
Voll Blumen aller Arten,
Die streitend durch einander blühn,
Verbunden durch ein gleiches Grün.

Rückert.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Von
Christian Wilhelm Huber.

Gesang ist eine der herrlichsten Gaben, womit Natur das Menschengeschlecht beschenkt hat. Es gibt fast kein Volk der bekannten Erde, das nicht Frohsinn und Wehmuth, Liebe und Sehnen, Freude und Schmerz, Andacht und Lebenslust, kurz alle durch Erinnerung und Gegenwart, Heimath und Ferne geweckten Gefühle dem Gesange anvertraut. Die Verfasser der Volkslieder sind meist unbekannt, und dennoch finden sie die allgemeingültigsten Verleger — die Stimme der Nation. Volkslieder behalten aber auch in der weitesten Ferne ihre Verehrer, denn sie sind unbedingt schön, da sie ewig wahr sind. Wer in der kleinen Welt eines Schiffes, wenn über der dunkelblauen Fluth der untergehenden Sonne lezte Strahlen hinzittern, den fast ernsten Abendgesang der, bei eingetretener Windstille feiernden Matrosen vernommen, wer bei herannahender Dämmerung, am Thalhang unter dem Schnee der Alpen, dem Kuhreigen gelauscht, wer in einer Sommernacht unter dunkelblauem Himmel durch die Säulengänge einer südlichen Stadt entlang den festlich geschmückten Häusern gewandelt, in deren offenen Thüren helle Lampen schweben, aus deren Innerem zu den Tönen einer Laute bald anschwellender, bald leise verhauchender Gesang dringt und sich beinahe klagend in den Jubel der sangesfrohen Menge auf der Straße mischt: wer diese Sprache der sich selbst belauschenden Natur gehört, der wird lebhaft den Zauber gefühlt haben, den Volksgesänge auch auf das Gemüth des Fremden üben. So sizt der Isländer, umgeben von den Seinen, am traulichen Feuer über dem, von seinen Vätern ererbten Sagabuche, und seine Vorlesung endet mit einer geheimnißvollen und schauerlich klingenden Rundweise. Die reizenden Töchter Dänemarks entzücken mit dem wunderlieblichen Ausdruck ihrer volksthümlichen Weisen. Ein reiner Spiegel des tiefsten Gemüthes bleibt unser deutscher Volksgesang, und wem ist nicht eine Zauberwelt aufgegangen, wenn er in stiller Mitternacht auf dem herrlichen Rialto der Gondelführer eigenthümlichen Gesang — ein Mittelding zwischen canto fermo und canto figurato — in dem fernen Ruderschlag verhallen hörte? In der großartigen Einfalt der serbischen Lieder leben die Heldenthaten ihrer Vorfahren; bei den Arnauten findet sich Gesang und Tanz in lieblicher Verbindung; auch auf dem Bazar von Athen ertönt noch zuweilen der Nationalgesang der Töchter der Hellenen. Ernst und feierlich sind die Gesänge der Söhne der Wüste, wenn sie als Hadschi aus den heiligen Städten pilgern, und unter den Mograben spricht sich noch die traurige Erinnerung an den Verlust Alhamras in Liedern aus.

Doch wir wenden uns nach dem gesegneten Süden der pyrenäischen Halbinsel. Der Spanier, dessen feinen Organe gleich einer Aeolsharfe durch den leisesten Windhauch in Schwingung gesezt werden, ist bei seiner Tiefe und Beschaulichkeit ein geborner Dichter. Es geht ein gewisser Höhenzug durch den ganzen Charakter der Nation, der sich in jeder ihrer Thaten, in jeder ihrer Schriften abspiegelt. Rechnet man nun noch die klangvolle, an Sinn und Wendungen ungemein reiche Sprache hinzu, so wird klar, wie oft die einfache Rede des Spaniers wie eine dichterische Erfindung klingt. Spanien ist daher vorzugsweise das Land, in dem das Volkslied in seiner vollsten Bedeutung einheimisch ist. Die Hirtenlieder — Cantigas de Serrana — sind wohl die ältesten, uns bekannt gewordenen Volkslieder der Spanier. Die historischen Ritter- und Maurenromanzen wurden seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis ins Unendliche durchgeführt, und mehrere derselben leben noch gegenwärtig im Munde des Volkes. Eben so finden wir auch Lieder in Romanzenform ohne weitere Beziehung auf einen historischen Grund. Selbst von den, in den Liederbüchern aufgenommenen Gedichten scheinen manche der Volkspoesie anzugehören.

Eine besonders merkwürdige Erscheinung sind aber die in Reimen abgefaßten Kernsprüche, welche bis auf die ältesten Zeiten der spanischen Poesie zurückgehen. Da die Ausführung und Ausspinnung dieser Sentenzen auf die spätern Erzeugnisse der spanischen Volks- und Kunstpoesie einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, so dürfte es nicht unpassend erscheinen, wenn wir einige derselben anführen.

Die Nachstehenden befinden sich unter denen, welche der kastilianische Infant Don Juan Manuel (gest. im Jahr 1362) den wahrscheinlich nach orientalischen Mustern gebildeten Erzählungen seines sinnreichen Buches: El conde Lucanor, zu Grunde gelegt hat. Sie sind sämmtlich moralischer Tendenz, und scheinen nach ihrer alten, dem gallegischen Idiome sich nähernden Sprache noch älter als der Verfasser des erwähnten Buches zu seyn.

Wenn auch wund, erliegen
Sollst du nicht den Klagen;
Der wird ewig siegen,
So den Schmerz kann tragen.

*

Wer dich mit dem, was du in dir nicht hast, erhebt,
Der das nur, was du hast, dir zu entwenden strebt.

*

Den Augen nicht, die immer weinen, traue;
Nein, auf die Hände mehr, die wirken, schaue.

*

Wenn du ob dieser Welt, der ungetreuen,
Die dauernde verlierst, wird's dich gereuen.

*

Zeigst du nicht, wer du bist, wenn du es solltest,
Vermagst du's später nicht, ob du auch wolltest.

*

Den Bösen schlag der Gute stets mit Rechtthun;
Das Böse dulden, nenn' ich Schlechtthun.

*

Bleib wo du bist,
Wenn's gut dort ist.

Derlei Concetti, versteht sich mit geändertem Thema, mögen auch in den Gerichtshöfen der Liebe den Troubadours zum Vorwurfe für ihre fröhliche Kunst gedient haben. Sie erinnern wenigstens an die fünfzig conclusioni amorose, welche Torquato Tasso zur öffentlichen Vertheidigung unter den Auspizien des erlauchten Fürsten Renato Cato aufgestellt hat. Auch scheint die Fortspinnung dieser Idee aus den spätern, bei den spanischen Dichtern so beliebten Glossen hervorzuleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Industrieritter.

(Fortsetzung.)

Kommt, geht mit mir weiter in das hohe Kirchenschiff, wo die Andächtigen rings auf den Knieen liegen. Seht, da kniet einer, just neben der Kanzel! Welche Andacht, welch brünstige Blicke gen Himmel! Das heißt beten; dem Mann ist es einerlei, wer ihm zusieht, wer ihm zuhört, ob man ihn beobachtet oder nicht. Er sieht nichts als den Altar, wo das Meßopfer dargebracht wird, er hört auf nichts, als auf den Schritt des Laienbruders, der mit bellender Stimme um eine Gabe bittet für die Seelen im Fegfeuer oder für die Kirchspielsarmen. Unser Andächtiger läßt einige Münze in seiner Tasche klappern und senkt die geschlossene Hand in das Becken oder den gestickten Beutel des Sammlers. Er will kein Aufsehen machen mit seiner Gabe, er legt sie still, sachte, in tiefer Sammlung nieder, steht auf und begibt sich in eine andere Kapelle, wo er wiederum die Messe hört und wiederum opfert. Nehmt ein Beispiel an solch exemplarischem Wandel! Wißt ihr aber, daß dieser Bursche mit dem glatten Haar, dem braunen langen Ueberrock, den gestreiften Strümpfen und kupfernen Schuhschnallen, nichts mehr und nichts weniger ist, als ein Industrieritter? Ja, so ist es: dieser Mann, dessen Wesen jedermänniglich erbaut, frühstückt nie, bevor er nicht zum wenigsten fünf, sechs Messen gehört hat, und er lebt von seinen frommen Opfern. Wenn das Becken ihm vorgehalten wird, läßt er ein kleines Geldstück hineinfallen und nimmt dafür gewandt ein größeres, oft ein glänzenderes heraus. Er hat Augen an den Fingern, er spürt, wohin er greifen muß, und im Handumdrehen hat er sich sein Frühstück zum Theil verdient. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er wegen seines Mittagessens außer Sorgen, und der Heuchler erwidert dem an ihm vorbeieilenden Kirchendiener sein Gott vergelt's! mit einem gütigen Blick. So macht der

Andächtige die Runde durch sämmtliche Kirchen. — Ist euch da mein Wegelagerer nicht lieber?

Noch einmal: ja, in allen Klassen der Gesellschaft gibt es Künstler, welche im Herzen des guten Menschen den Wohlthätigkeitstrieb ertödten, welche Allen, die je von dergleichen Schelmen hinter das Licht geführt worden sind, Glauben und Vertrauen auf ewig rauben.

So war ich einmal vor einigen Jahren Zeuge eines wunderlichen Auftritts. Gegenüber dem Kaffeehaus des Variétéstheaters, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Theaterschriftsteller, die sich hier so unbefangen und bescheiden mittheilen, wie ihre Stücke den Abend zuvor durchgefallen oder beklatscht worden sind, stand ein armer Blinder und schrie den Vorübergehenden mit einem kläffenden, erbärmlichen Gesang die Ohren voll. Manche unschuldige Personen mochten ihn für einen ehemaligen Künstler des Theaters ansehen, vor dem er seine Litanei absang, und hie und da plumpte ein Sousstück in die kleine Büchse am Halse des Pudels, den der Blinde an einem Bindfaden hielt. So oft ein Almosen fiel, sprach der Arme, wie oben der Sakristan, sein Gott vergelt's! aber zu der gutherzigen Grisette sagte der jämmerliche Belisar: mon capitaine, zu dem kleinen Mädchen, das die Großmutter zur Wohlthätigkeit anleitete, Madame, und Mademoiselle zu einem schnurrbärtigen Sergeanten. Ein Tags bleibt ein kleiner Junge von sechs, sieben Jahren — und in diesem Alter steckt schon voll Schelmerei, was in einem Pariser Kollege erzogen wird — ein kleiner Junge, der eben eine Scheere gekauft hatte, vor dem Bettler stehen und kommt auf den Gedanken, auf Kosten des Blinden zu versuchen, ob sie schneide. Er sezt das Instrument an, der Bindfaden ist entzwei und der kleine Schelm macht sich eilends davon; aber der Blinde springt, der Umstehenden vergessend, rasch vom Boden auf, läuft dem Jungen auf dem Boulevard nach, hascht ihn endlich, nachdem er ihn lange um die Bäume herum verfolgt, gibt ihm ein paar Ohrfeigen, fängt seinen Pudel, knüpft den Bindfaden wieder an und schreit nach wie vor: Ames charitables, pour le pauvre aveugle, s'il vous plait!

Wir ändern die Scene. — Hier sehen wir prachtvolle Teppiche, die geschmackvollsten Bronzen; wo wir hinblicken, Seide und Stickerei, Diamanten auf entblößten Busen, rothe Bänder in Knopflöchern, die bei Lander oder Staub genäht worden. Welch elegante Cavaliere! welch herrliche, delirante Weiber, wie der Franzose sagt! Was wird gesprochen? Wahrhaftig! Demoustiers konnte nicht zierlicher ein Madrigal drechseln, der Herzog von Richelieu verstand sich nicht besser auf Lebensart im höchsten Style. Welch anständige Vertraulichkeit und Hingebung! Nun, das wird ein köstlicher Abend werden. Man spielt, nun ja, um zu spielen, nicht um zu gewinnen; man tanzt, um zu tanzen, nicht um eine schnöde Intrigue zum Ziel zu führen. Ich bin auch lebenslustig, und hier fühle ich, wie glücklich man seyn kann, wenn man Geld hat. Alle Dienstage ist hier Gesellschaft; da will ich doch nie fehlen.

Aber was ist dieß? Was für ein Lärm auf einmal! Man zerschlägt die Möbeln, die Damen stäuben entsezt aus einander, es fallen Ehrentitel, wie man sie nicht selten unter den Hallen hört. Zwei Männer messen sich mit drohenden Blicken, wechseln ihre Adressen, trennen sich. Ich gehe dem einen nach, der am Gröblichsten beschimpft worden, für den der ärgerliche Auftritt am unangenehmsten ausgefallen war, denn man hatte ihn zur Thüre hinausgedrängt, und gebe ihm mein Bedauern zu erkennen. Ohne meiner Worte zu achten, ganz behaglich, band er die Schleife seines Halstuches und besah sich im Spiegel, der im Vorzimmer hing. Da trat ein Dritter herzu: „Nun, Freund, wie viel hast Du gewonnen?“ — „Nur hundert-fünfzig Louisd'or.“ — „Wie ungeschickt! Und wann soll es losgehen?“ — „Um acht Uhr.“ — „Wo?“ — „Im Bois de Boulogne.“ — „Ich habe bereits mit Ernst gesprochen; er sekundirt ihm. Auf dem Platze suche ich Händel mit ihm; Du weißt, ich habe eine sichere Hand; er muß zuerst mit mir anbinden, und dann —“ — „Ich verstehe; hier, fünf-und-zwanzig Louisd'or.“ — „Und Ernst?“ — „Nun ja, er soll ebensoviel haben.“ — „Morgen also!“ — Der ehrliche Zeuge ging wieder hinein, ich ihm nach, und da hörte ich, wie er zu dem Mann, der eben bestohlen worden war, leise sagte: „Ich habe mit Ihrem Gegner gesprochen. Morgen um acht Uhr, aber präcis.“ — „In solchen Fällen lasse ich nicht auf mich warten.“

Gut! dachte ich, drei Industrieritter gegen Einen honetten Mann! Wie soll da einer loskommen!

Nach einem so skandalösen, für mich so überraschenden Auftritt fühlte ich ordentlich das Bedürfniß, mich gegen eine Menschenseele über die Empfindungen auszusprechen, die sich hier mir aufdrängten. Unter allen Gesichtern ringsum sprach mich ein junger Mann mit sanften, einnehmenden Zügen, der in dem Lärm fast ganz gleichgültig geblieben war, am meisten an. Ich trat zu ihm und äußerte, junge Augen sehen meistens besser, als Augen mit Brillen; und da er Allem nach hier gut Bescheid wisse, so bitte ich ihn um Auskunft, wo ich eigentlich sey und wie ich mir zu erklären habe, was hier vorgehe. Er blickte mir schelmisch lächelnd ins Auge, und war es nun augenblickliche Laune, oder sah er mir an, bei mir habe es nichts auf sich, wenn er aus der Schule schwatze, er zeigte sich sogleich bereit, mein Verlangen zu erfüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberraschung.

Die Arbeit leg' ich weg, es zieht
Geschwind an's Fenster mich,
Da unten im Garten singen ihr Lied
Zwei Vögel wonniglich.

Ei, sieh' doch, wie die Berge glüh'n
In Rosenröthe ganz!
Ei, sieh' doch, über die Straße hin
Den goldnen Abendglanz!

Und — Vögel, singt noch lauter fort,
Und — Berge, glüht noch mehr:
Ein Wagen fährt über die Straße dort
Mit meinem Liebchen daher!

Doch wie? der Vögel Lied schläft ein?
Die Berge dunkeln sich?
Sie aber fährt zum Thor herein,
Und winkt und grüßet mich.

Zu Ihr! Das Lied ging über ganz
In Ihrer Glieder Gedicht,
Und all' den rosigen Himmelglanz
Sog ein ihr Angesicht!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Literatur. Das Lehrgedicht la Typopraphie.

Ich berichte Ihnen heute Einiges über unsere literarischen Erscheinungen. Naville sezt sein Werk über die öffentliche Erziehung fort, und es ist daran noch immer zu loben und zu tadeln, was wir früher darüber im Morgenblatt ausgesprochen haben und hier nicht wiederholen wollen. Auch über Töpfers liebliches Presbytère, über diese anmuthige Idylle, die einen erfreulichen Gegensaz bildet gegen so manches aufgetriebene und grell gefärbte Produkt der neuen französischen Literaturschule, haben wir im Literaturblatt berichtet.

Eine eigene, fast komische Erscheinung ist la Typographie, Lehrgedicht in vier Gesängen von L. Pelletier. Der Verfasser war früher ein tüchtiger, wohlunterrichteter Sezer, oder Prote, wie man es im Französischen nennt, und stand mehreren Druckereien vor, unter andern derjenigen, welche Mad. Bacciochi, Napoleons Schwester, zu ihrem Vergnügen in Paris errichtet hatte. Immer hatte er bei seinem Geschäft große Lust zu lesen und sich besonders über manches Merkwürdige in seiner Kunst zu unterrichten. Später war er Sezer in einer Buchdruckerei in Genf, verließ aber dieses Geschäft, und von einem ungeheuern Durst nach literarischer Celebrität geplagt, warf er sich in die schöne Literatur, in dieses große Wasser, in dem neben einem seltenen Schwan so viele schnatternde Enten und Gänse herumschwimmen. Im Jahr 1829 gab die französische Akademie einen poetischen Preis auf, nämlich die Erfindung der Buchdruckerkunst. Pelletier beschloß, auch zu konkurriren, und so entstand vorliegendes Gedicht, das begreiflicherweise den Preis nicht erhielt und auch nicht einmal erwähnt wurde, denn es hat von einem Gedicht nur die Reime, und außerdem enthält es in schwülstiger Prosa nur den technischen Theil der Kunst und seine Ausbildung bis auf unsere Tage, von Schäffer, Guttenberg und Faust bis auf Bodoni und die Didots, welch leztere P. lächerlich genug majéstueux und die Raphaël de l'art nennt. Hier Schwulst und Uebertreibung dicht neben platter Erzählung und Beschreibung, dort schiefe Ideen, durchflochten mit französischer Eitelkeit und Aufschneiderei. Was soll man zu Versen sagen, wie folgende:

Art sublime qu'on divinise,
Rien n'arrête enfin ton essor!
Et de Cologne et de Venise
Déjà tu partages le sort;
Déjà sur l'acier qu'il tourmente,
Jenson grave, corrige, invente
Les types surnommés Romains.
Alde paraît: et la science,
S'inclinant devant sa naissance,
Voit l'Italique dans ses mains.

oder gar:

L'acier devenu malléable,
Multiplie enfin les poinçons;
Et les matrices qu'il accable
Se creusent de mille façons.

Diesem sogenannten Gedicht hat aber der Verfasser eine Fluth von Noten und Noten zu Noten beigegeben, von denen sehr viele bei den Haaren herbeigezogen sind, z. B. die Exclamationen über die französische Charte, über L. Byron, die Neugriechen, Genf, Napoleon u. s. w.; manche aber enthalten auch gute Bemerkungen über die Druckerei selbst und ihre Technik, wo der Verfasser von seinem Leisten spricht. Anziehend war mir seine Vergleichung Bodonis in Parma mit P. Didot in Paris, welche hier im Auszug ihre Stelle finden mag.

„Man muß sich wohl vor der Meinung hüten, Jemand sey kein Künstler, weil er diesen oder jenen ausgezeichneten Mann in seinem Fach nicht erreicht hat. Bevor man über Bodoni und P. Didot abspricht, muß man vergleichen, welchem von Beiden es am leichtesten war, sich zu bedeutender Höhe emporzuschwingen. Bodoni wurde 1740 in Piemont geboren und sah in der Buchdruckerei, zu der ihn sein Vater bestimmte, in seinem Vaterland durchaus nichts vorbereitet und vorgearbeitet. Noch jezt, nach drei-und-neunzig Jahren, ist diese Kunst in Piemont sehr vernachlässigt, und man kann daraus ungefähr abnehmen, was sie damals gewesen seyn muß. Mit den guten Studien, die er gemacht hatte, mit guter Kenntniß in Zeichnung und Sculptur begann er sein Geschäft mit großen Gedanken und war entschlossen, Alles darin zu erneuern und der Buchdruckerei einen bis dahin in Italien unerhörten Schwung zu geben. So zog er denn zuerst nach Rom und arbeitete da in der Druckerei der Propaganda. Von da bekam er einen Ruf nach Parma, um hier die Leitung der herzoglichen Druckerei zu übernehmen. Der Ritter Azara brachte ihn bald bei dem Fürsten in hohe Gunst. Dieser edle Spanier und große Freund der Wissenschaften unterstüzte Bodoni sehr bei seinen großen Ausgaben zu Errichtung einer für seine Rechnung unternommenen Buchdruckerei. Aus ihr gingen nach und nach die Werke hervor, die seinen großen Ruf gegründet haben. Im Jahr 1793 ließ er seinen Virgil in Folio und in zwei Bänden erscheinen, dessen Verdienst übertrieben wurde, weil er etwas Neues war. Renouard versichert, Bodoni habe ein Exemplar dieses Werkes zu 90 Zechinen oder 1075 Fr. verkaufen können, und fügt hinzu: diese Ausgabe ist wirklich prachtvoll. Es ist aber Eines sehr zu bedauern: diese geschmackvollen Seiten, die in ihrer Art ein Meisterwerk sind und darum fast verdienten, wie schöne Kupferstiche unter Glas und Rahmen gebracht zu werden, sind nicht korrekt genug gedruckt. Bodoni war nur für das Materielle seiner Kunst begeistert."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. April 1833.

De ces contes bleus,
L'honneur nous assomme:
C'est un vice ou deux
Qui font l'honnête homme.

Béranger.

Die Industrieritter.

(Fortsetzung.)

Eben ging ein junger Mann an uns vorüber, dessen Anzug ich höchst geschmackvoll fand, da hob er an: „Der schöne Schmetterling hier, dessen Eleganz Sie bewundern, ist, was er ist, durch einen Schneider, bei dem er, um Kredit zu bekommen, in einem Kabriolet vorgefahren ist, und das Kabriolet war bei einem Verleiher von einem Livreebedienten gemiethet, der nicht der Knecht, sondern der gute Freund des Herrn ist, welch letzterer gelegentlich in einem andern Quartier auch in den Bedientenrock schlüpft. Es sollte mich gar nicht Wunder nehmen, wenn dieser Bursche mit dem Spitzbuben, den man vorhin zur Thüre hinausgeworfen hat, unter Einer Decke steckte; er für seinen Theil hat heute bedeutend verloren, und da er troß dem munter und aufgelegt ist, so wette ich, er ist wenigstens zum Drittheil bei jenen schändlichen Spekulationen betheiligt, wobei so mancher Gimpel vom Lande lustig um Hab und Gut kommt.“ — „Wenn dem so ist, da sollten Sie doch das hübsche Frauenzimmer warnen, dem er eben so schöne Sachen sagt; Sie erweisen damit der Mutter einen Dienst, die nichts Arges zu ahnen scheint.“ — „Nicht doch,“ war die Antwort; „die junge Dame, für die Sie sich so lebhaft interessiren, ist die Wittwe eines Hauptmanns, der als Garçon bei der Belagerung von Taragona geblieben ist. Sie begleitete den Herrn Gemahl auf seinen Kriegszügen, im Regiment nannte sie Jedermann Mamsell, ohne daß der Mann es übel nahm, und Sie wissen ja, beim ersten Einfall der Franzosen sind die Archive in allen spanischen Städten verbrannt; nun, da ist auch der Trauschein der guten Demoiselle mit zu Grunde gegangen.“ — „Nun, wenn dieß ist, so mögen die beiden Leutchen sehen, wie sie auskommen.“ — „Recht, lieber Herr, mischen Sie sich ja nie in die Angelegenheiten der Industrieritter, wenn Sie nicht in garstige Händel verwickelt werden wollen, aus denen man nie ungeschlagen kommt. Gewürzkrämer duften immer nach Zimmt und Gewürznelken, und einen Haarkräusler riecht man auf sechs Schritte.“ — „Sie meinen also, es sey moralisch nicht ganz räthlich, oft in hübsche Salons der Art zu kommen?“ — „Nicht doch, wenn Sie gewitzigt sind und vorsichtig. Die Luft des Industrieritterthums weht so allüberall, daß, was etwa hier davon in Ihren Kleidern hängen bleibt, Sie draußen nicht verrathen kann. Nein, Sie können hier, wenn Sie gehörig beobachten, an Gewandtheit gewinnen, und zwar just so viel, daß es Sie die Gefahr vermeiden lehrt, und doch nicht so viel, daß Ihr Ruf dadurch leidet. Die Welt verachtet die Schelmen, sie lacht über die Thoren und Gimpel. Von ersterer Kategorie kann bei Ihnen nicht die Rede seyn, sehen Sie aber zu, daß Sie nie ausgelacht

werden. — Doch halt! sehen Sie dort den großen Herrn mit dem gelben Gesicht und der breiten Schmarre auf der Stirne? Das ist ein Ritter vom Orden der Industrie. Das rothe Band im Knopfloch verdankt er einem Versehen des Kriegsministers. Er heißt Durand, ist etliche und dreißig Jahre alt und lebte früher zu Barcellona von einem kleinen Quincailleriehandel. Eines Tags stürzte er in seinem Magazin gegen die Ecke eines Schlosses und verlezte sich hart an der Stirne. Mit ein paar hundert erworbenen Piastern zog er nach dem unglücklichen spanischen Kriege wieder in seine Heimath. Kaum ist er daselbst, so bekommt er ein bedeutendes Paket aus Paris mit folgender Zuschrift: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion zu übermachen, welches Sr. Majestät Ihnen für Ihr ausgezeichnetes Benehmen vor Figueras verleiht. Der Kriegsminister.“ Das Patent wurde unbedenklich angenommen, die Dekoration schimmerte am Knopfloch und der brave Durand, ein Landsmann des Krämers, der auf dem Rückzug unsers Heers in Perpignan gestorben war und dem das Ehrenzeichen galt, konnte gegen den Schleicher nicht mehr auftreten. Wollen etwa Sie dem Minister die Augen öffnen? Was geht es Sie an, daß das Subjekt das Erbe eines Todten sich erschlichen hat? Lassen Sie ihn immer sich brüsten mit Band und Stern. Guter Gott! nur der genießt das Leben recht, der sich um Andere so wenig als möglich kümmert. In dieser Welt, lieber Herr, ist der größte Ehrenmann der, der am künstlichsten zu verbergen weiß, daß er es nicht ist.“

Ich schüttelte den Kopf, aber mein junger Philosoph fuhr ungestört fort: „Lebt man doch für sich, nicht für Andere; Jeder sehe zu, wie er sein Leben bilde, Keiner hilft ihm dazu; und somit ist der der Weiseste, der sich nach der Welt Brauch und Gesetzen mit Ehren durchbringt, nie ernstlich mit seinem Gewissen zerfällt und über den Unsinn in der Welt lacht. Den Verbesserer spielen wollen, ist Thorheit und bringt nur in schlimme Händel. — Sie wissen nun, aus welchem Gesichtspunkte Sie hier Menschen und Gegenstände zu betrachten haben; Sie können nun für sich weiter beobachten und sich die empfangenen Lehren zu Nutze machen. Leben Sie wohl, ich bemerke hier Bewegungen, die mir unangenehm sind, und ich bin gern ungestört; entschuldigen Sie mich.“

Kaum war ich von ihm weg, so stieß mich der große dekorirte Quincailleriehändler an, entschuldigte sich äußerst höflich, und wir waren bald im Gespräch. „Sie haben sich da mit einem jungen Menschen unterhalten, der Ihnen manches Gute sagen konnte, wenn er anders spricht als handelt.“ — „Wie so?“ — „Er kommt eben aus St. Pélagie; er war drei Jahre dort.“ — „Und wie ist er losgekommen?“ — „Durch einen guten Freund, denselben Menschen, dessen häßliches Benehmen Ihnen vor einer halben Stunden aufgefallen ist, durch den Industrieritter, den man mit Schimpf und Schande zur Thüre hinausgeworfen hat. Ich kann Ihnen jezt seine Geschichte nicht erzählen; aber beobachten Sie den jungen Menschen, folgen Sie seinen Bewegungen. Sehen Sie, ersten Rollen ist er noch nicht gewachsen, da spielt er indessen den Compère: er gibt dem gegenübersitzenden Spieler unmerkliche Zeichen, und parirt dabei gegen ihn, um sein Spiel zu maskiren, und da er sich handwerksmäßig für ihn und die andern saubern Gesellen rauft, so ist selten Jemand so keck, ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen.“ — „Nun, das will ich thun, und auf der Stelle!“

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

(Fortsetzung.)

Ein weit sinnreicherer Nachklang, als die oft gedehnten Glossen sind die neueren kleinen Volkslieder der Spanier. Das Thema derselben ist durchgehends die Liebe. In Spanien ist Liebe ein tiefes, aus dem Volkscharakter entsprungenes Gefühl. Die Brust der liebenswürdigen Spanierin ist der Heiligenschrein, in dem dieß himmlische Gefühl eine nie erlöschende Flamme anzündet. Ein unbeschreiblicher Zauber schwebt über dem Wesen der Spanierin; ihr feuriges Auge verräth die Gluth ihres Herzens, die feinen Formen ihres schönen Körpers sind ein lebender Spiegel der innern Regung; aber ihre Sprache, die Quelle der sinnreichsten Wendungen und des unerschöpflichsten Witzes, weiß die Würde des weiblichen Stolzes zu wahren. Sie liebt treu und mit grenzenloser Hingebung, aber eine gleiche Ergebung fordert sie von dem Geliebten; nur wenn er sich ihren Launen fügt, wird ihm Gewährung. Die buntesten Verkettungen der Liebesabentheuer weiß sie mit besonnener Schlauheit durchzuführen und doch dabei ihren Adel zu bewahren. Die Liebesgluth der Spanier ist uns aus ihren Novellen und Theaterstücken hinlänglich bekannt. Die Dichter finden in diesem Charakterzuge ihrer Landsleute reichlichen Stoff, um durch sinnreiche Uebertreibung die Wirklichkeit zu ironisiren. Ein Beleg mag statt vieler dienen. In einer Komödie des Don Juan de la Hoz sagt der Gracioso von der Liebe seines Herrn zu Donna Clara, dem Gegenstande seiner Leidenschaft: die Brust seines Herrn sey vor Liebe schon so beklemmt, daß er vor wenigen Tagen zwei auf dem Tische brennende Wachskerzen mit einem einzigen Seufzer ausgelöscht, worauf er hinzugefügt: Wer ohne Clara lebt, kann auch im Finstern sterben.

Die nachstehenden Lieder sind meistens aus der Gegend von Cadiz, Malaga und Murcia. Ihre Entstehung fällt in den Beginn dieses Jahrhunderts, und sie gehen noch von Munde zu Munde. Die epigrammtische Einfachheit, worin Anmuth und Schärfe der Gedanken und Wärme des Gefühls gekleidet sind, die schlagende Kürze des Ausdrucks wird ihnen immer eine Stelle in der Nationalpoesie Spaniens sichern. Am füglichsten könnte man ihnen manche der in Oberdeutschland, besonders in Oesterreich und Tyrol, gangbaren *Stanzeln* zur Seite stellen. Sie sind alle für den Gesang mit Begleitung der Laute berechnet. Die Musik hiezu ist von den berühmten Meistern Don Pablo del Moral, Don Antonio Lopez und Andern. Die spanische Nationalmusik spricht ganz zum Herzen; sie ist reiner Ausdruck des Sinnes der gesungenen Worte; daher müssen bei spanischen Liedern nothwendig die Worte aufgefaßt und verstanden werden. Schade, daß auch in Spanien die eingeführte italienische Oper die Nationalmusik immer mehr verdrängt. Der Form nach bestehen diese kleinen Lieder aus Coplas, d. h. aus vierzeiligen Strophen, in denen sich ein Vers an den andern mit eigenthümlichen Tonstellen reiht. Diese Coplas sind wieder Seguidillas, Tiranas und Polos, von denen jede Art einen eigenen Takt des Gesanges hat. Die Seguidillas, bei denen der zweite und vierte Vers nur fünf Sylben mit Reim oder Assonanz haben dürfen, sind wieder *mit* oder *ohne* Estrivillo, d. h. einem Anhange von drei Zeilen. Mehrere sind nach dem Takte der Nationaltänze, der Fandangos, Boleros und Manchegas gebildet. Einige dieser Lieder gehören den Majos und Majas an, einer Volksklasse in Andalusien, die sich durch ein großartiges Gemisch von feiner Lebensart und zügelloser Wildheit auszeichnet, und bei eigenthümlicher Tracht und Lebensweise alle Schranken des Gewöhnlichen durchbricht. Bei Verdeutschung der folgenden Strophen mußten Form, Ton, Reim, Assonanz, Alliterazion, Ausdruck und Wendung des Originals lebhaft vor Augen behalten werden.

Der Liebe Meer ist immer
Bewegt vom Sturme,
Auf keinem gehn der Flotten
So viel zu Grunde:
Und doch sind nimmer
Zu nennen und zu zählen
Der Liebe Schiffer.

*

Wenn du verlangst, o Herrin,
Mich zu betrüben,
So thu es, denn Gehorsam
Muß stets ich üben;
Und deine Launen
Will lieber ich ertragen,
Als deine Klagen.

Es sagte mir ein Weiser
Im Fach der Liebe:
Beleidigung ertragen,
Sey Werk der Liebe;
Denn also brenne
Mit Eifersucht und Dulden
Die Flamme stärker.

*

Mittheilung hält
Der Liebe Bund,
Wo *jene* fehlt,
Schwankt *dieser* Grund:
In Klage bricht
Drum aus, wer liebt,
Wenn Liebe nicht
Ihm Liebe gibt.

*

Nicht soll mein herbes Leiden
Milbrung gewinnen,
Denn Niemand soll entdecken
Mein stilles Sinnen:
Mein Glück hat sein Beginnen,
Drum harr' ich meiner Zeit
In Schweigsamkeit.

*

Falsche! wisse,
Deine Täuschung,
Die du bargest,
Ist am Tage:
Denn mein Kummer
War Probierstein
Deiner Worte.

*

Deine Augen und die meinen
Schau'n und sprechen sich wohl immer,
Doch die Herzen sich nicht einen,
Denn der Mund erklärt sich nimmer.
Laß, der du dich stumm bewährest,
Dir zu Sinn die Warnung geh'n:
Wenn du niemals dich erklärest,
Kann ich dich auch nie versteh'n

*

Willst du dir meiner Neigung
Vorzug erringen,
Mußt duldend du und schweigend
Die Lust bezwingen:
Doch Ueberwindung
Wird sicher dir gelingen
Durch Unterwindung. *)

---

*) Die übrigen Lieder, welche noch vor uns liegen, werden wir unter dem Titel dieses Artikels von Zeit zu Zeit einreihen.

D. Ret.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Bodoni und Ambrosius Didot.

Man muß gestehen, Bodoni war ein unermüdlicher Buchdrucker, denn nie ging er müßig, sondern stach immer, selbst wenn er Gesellschaft bei sich hatte, Matrizen in Stahl und sprach dabei. Leider sah er dabei immer mehr auf die Form, als auf die Sache selbst. Sein Geschmack war nirgends sicher und bestimmt, und dieß zeigt sich auch in allen seinen Büchern, die in der Eintheilung des Druckes Fehler haben und sich nie einander gleichen. Er hatte von der Schönheit des Einfachen keinen Begriff und plagte sich ganze Monate mit einer Kleinigkeit. Stendhal erzählt in seinem Rome, Naples et Florence: „Ich hielt mich in dem platten Parma auf, um Correggio's herrliche Fresken zu sehen. Um meiner Pflicht als Reisender nachzukommen, stattete ich dem berühmten Bodoni meinen Besuch ab und wurde angenehm überrascht. Dieser Piemontese ist keineswegs fad, aber leidenschaftlich für sein Fach eingenommen. Erst zeigte er mir alle von ihm herausgegebenen französischen Autoren, dann fragte er mich, welchen ich vorziehe, den Telemach, Racine oder Boileau. Ich gestand ihm, daß ich alle drei gleich schön finde. „Ach, Herr,“ erwiderte er, „Sie sehen den Titel von Boileau nicht recht an.“ Ich betrachtete ihn nun genauer, und als ich ihn lange angesehen, gestand ich ihm endlich, ich sehe an ihm nichts Vollkommeneres und Schöneres, als auf den andern Titeln. „Ach, Herr,“ erwiderte er mir lebhaft: „BOILEAU DESRÉAUX auf einer einzigen Linie von großen Buchstaben! Sechs Monate habe ich gebraucht, bis ich diese Schrift heraus hatte.“ So haben alle Leidenschaften etwas Lächerliches.“ — P. Didot ist mit diesem Namen nicht so glücklich gewesen, denn in seiner Folioausgabe von Boileau sind beide Worte in zwei Zeilen getrennt, was freilich keinen guten Effekt macht. Bodoni war ein großes Talent, aber er dachte nur an den Luxus der Kunst, die in Italien seit langer Zeit stehen geblieben war und keine Fortschritte gemacht hatte. Hierin war er viel ungünstiger gestellt, als P. Didot, dessen Vorfahren schon ausgezeichnete Buchdrucker gewesen waren und eines vorzüglichen Rufs genossen. Durch sein Vaterunser in hundert-fünfundfünfzig Sprachen, Oratio Dominica in CLV linguas versa et exoticis characteribus plerumque expressa, 1806, in Folio, hat er den glänzendsten Beweis seines seltenen Talents abgelegt. Es ist ein brillantes Werk, das durch den Reichthum seiner Ausführung nur mit den vollendetsten Didotschen Ausgaben verglichen werden kann. Alles daran ist sorgfältig und bewunderenswürdig, die Bildung der Titel, der Texte, der Glanz des Drucks, die Schönheit des Papiers, kurz Alles gibt dem Werk einen unbestreitbaren Werth; aber dennoch ist es, wie alle andern Bodonischen Werke, sehr im Preis gesunken. Der Prinz Eugen, damals Vizekönig von Italien, kaufte zwar einen bedeutenden Theil der Ausgabe und machte Geschenke damit; dessenungeachtet trifft man oft Exemplare in französischen Auktionen, wo sie für drei bis vier Louisd'or verkauft werden. Diesem brillanten Werk kann nur sein Manuale tipographico an die Seite gesezt werden, das im Jahr 1818 von Bodoni's kunstverständiger Wittwe in zwei großen Quartbänden herausgegeben wurde. Es ist die reichste Sammlung von Schriftproben, welche jemals erschienen ist, wo aber einige ziemlich oft vorkommen, die in Parma nie haben angewendet werden können; man könnte also dem Werk Ueberfluß und Stolz vorwerfen. Bodoni hätte einen großen Theil seines thätigen Lebens dazu verwendet. Es ist in vieler Hinsicht wirklich bewundernswerth, enthält aber auch geschmacklose, veraltete, überladene, oder magere, nicht gehörig unter einander verbundene Buchstaben und Zierrathen. Im zweiten Theil sind die ausländischen Buchstaben enthalten; fast Alles ist hier prächtig, reich und geschmackvoll, besonders die einundsechzig verschiedenen griechischen und die russischen Schriften, die Bodoni sehr lieb hatte, weßhalb er zweiundachtzig Seiten mit verschiedenen Mustern anfüllte. Lächerlich und in ächt italienischer Manier sind die lateinischen Distichen und italienischen Sonette, die Bodoni über sich abdrucken ließ. In einem wird unter anderm gesagt, er sey nie übertroffen worden und werde auch in Zukunft nicht übertroffen werden ꝛc. Alle Fürsten, die in neuerer Zeit in Italien geherrscht haben, begünstigten und unterstützten den talentvollen Mann, selbst die Prinzessin Elisa von Lucca und Piombino, die vielgeliebte Mad. Bacciochi. Man muß ihm den Vorwurf machen, daß er gegen andere ausgezeichnete Männer in seiner Kunst neidisch und ungerecht war, und doch hätte er ohne P. Didots Virgil, Horaz und Racine schwerlich seine polyglottische oratio dominica zu Stande gebracht. Er verstümmelte manche seiner Ausgaben lateinischer Autoren aus übertriebener Sittlichkeit oder Frömmelei. Wie Alfieri haßte er alles Französische; als aber die Franzosen Herrn und Meister in Italien wurden, mußte er von seinem Hasse etwas ablassen, und es erschienen nach und nach manche französische Klassiker aus seinen Pressen. König Joachim Murat von Neapel hatte den Gedanken, für seinen Sohn einige klassische französische Werke drucken zu lassen; Bodoni wurde dazu auserseben. Zuerst erschien Telemach in zwei Bänden Großfolio auf Velinpapier (1812), das Jahr darauf Racine, der eben fertig wurde, als Bodoni starb. Im Jahr 1814 gab seine Wittwe vollends Lafontaine und Boileau heraus und würde auch das Unternehmen fortgesezt haben, wenn nicht die politischen Veränderungen Italien eine ganz andere Gestalt gegeben hätten. Uebersehen darf auch der griechische Homer nicht werden, den Napoleon bei ihm drucken ließ, und zwar auf Pergament nur zu zwei Exemplaren, das eine für die kaiserliche Bibliothek in Paris, das andere für den jezt verstorbenen König von Baiern. Immer wird Bodoni der Ruhm eines in seiner Kunst höchlich ausgezeichneten Mannes bleiben, wiewohl seine Prachtwerke sehr im Preis gesunken sind, woran unstreitig ihre Unkorrektheit Schuld ist.

Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hob sich in Frankreich die Buchdruckerkunst durch Fournier, der bessere Buchstaben goß. Ihn übertraf aber noch Franz Ambrosius Didot, der den Grundsaz aufstellte, der Drucker müsse zwischen dem Gelehrten und dem Künstler mitten inne stehen. Auf eine treffliche Erziehung ließ er ein genaues Studium des Technischen seines Geschäfts folgen. Ihm verdankt die Buchdruckerei die Einfassung des Sazes in solide, aus Metall gegossene Vierecke, wodurch das genaue Passen der Seiten auf einander möglich ward; ebenso erfand er 1777 die Presse mit einem einzigen Druck, und machte treffliche Versuche zu Bereitung des Velinpapiers, das er selbst zuerst in Frankreich fabrizirte. Aber seine Drucke waren nicht blos schön, sondern, was ihr Verdienst noch mehr erhöht, auch korrekt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. April 1833.

Frommt jenes urzeitkundigen Mannes Bericht uns,
Der erzählt, hier wurde geraubt ein Gespann Pflugstiere dem Sohne
des Zeus, dort
Legte den ewigen Grundstein Romulus? —
Wüstenei'n blos blieben und Trümmer.

Platen.

Römische Briefe.

Schon aus meinen frühern Bemerkungen wirst du ersehen haben, daß ich die römischen Alterthümer nicht blos gemüthlich anzusehen gesonnen bin, und doch wäre diese Anschauungsweise die befriedigendste. Ferner sollst du dich nicht ärgern, wenn die Gegenstände durcheinander vorgenommen werden, gerade wie sie dem Auge vorkommen; sie sind doch am Ende alle Einer Art, Triumphbogen und Mausoleen, lauter Gräber der Vergangenheit, einsam, zerstreut, verwittert, überwachsen auf dem weiten Kirchhofe des neuen Roms. Wenn irgend einige antiquarische Gelahrtheit hin und wieder wie Unkraut zu Tage bricht, so nimm mir dieselbe nicht übel, ich bin ganz unschuldig daran.

Ich fange heute meine Wanderung beim Viehmarkt an, nicht etwa beim neuen Campo vaccino, sondern beim alten Forum boarium. Man sagt, Romulus habe in dieser Gegend, die da zwischen dem Palatinus, Aventinus und der Tiber liegt, ursprünglich sumpfig war und heute Velabro heißt (a vehendis ratibus, oder sonst woher), angefangen, die Umfangsfurche um seine neue Stadt zu ziehen, und zwar im April 753 vor Christus. Wer nicht glaubt, kann nirgends anfangen. Hier stand die berühmte bronzene Kuh von Myron als Sinnbild — man hatte sie von der Insel Egina hergeschleppt — auch die Ara maxima, die Herkules sich selbst errichtet, als er den Kakus, den Räuber seiner Ochsen, erschlagen hatte. Diesem herkulischen Vorbilde folgten später viele heilige Männer, denen es immer glücken mochte, ihre Gegner, die Schismatiker, zu erlegen oder zu verbrennen. Auf dem Kapitol findet man noch die vergoldete Bronzestatue des Herkules Vindiktor, dessen runden Tempel das fünfzehnte Jahrhundert hier fand und zerstörte. Interessant sind die Trümmer einer Janushalle, die die Marktleute gegen Sonne und Regen schützte; in mittelalterlicher Zeit hieß man solche Vorrichtungen Logen. Diese hatte vier Façaden und ward deßhalb Janus quadrifrons genannt. Der Tempel des Janus war ganz was anderes, weßwegen auch Ovid sagt: „Quum tot sint Jani, cur stas sacratus in uno?“ Diese immer offenen, unheiligen Janushallen deuten auf den beständigen Handelskrieg der Klugheit, den die Menschen auch im tiefsten Frieden mit einander führen; die Alten fanden in ihrer Sprache immer Namen für ihre Gegenstände, wir suchen häufig Gegenstände für die Namen. Besagte Halle, deren Viereck auf jeder Seite siebzig Fuß mißt, diente im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der kriegerischen Familie Frangipani, deren friedlichen Abkömmling ich in Montekasino kennen gelernt hatte, zur Festung; sie hatten einen Thurm darauf gebaut, den man nun wieder herabgeholt hat. Außer einem bedeutenden Bogen, dem Septimius Severus und seiner Familie

von den Ochsenhändlern geweiht, sieht man hier die berühmte große Kloaka; Plinius sagt von ihr, ein Heuwagen habe leicht durch dieselbe fahren können, und doch war sie später zu klein; Dionys von Halikarnaß führt die Kloaken, die Straßen und die Wasserleitungen als die drei merkwürdigsten Dinge Roms an, und Strabo findet Rom so interessant unter als über dem Boden. Von hier aus betritt man das Thal zwischen dem Palatinus und Aventinus und bemerkt Reste von dem Cirkus, den Romulus anlegte; hier geschah es bei Anlaß der Spiele, daß die Sabinerinnen geraubt wurden, und Silvagni hat die Oertlichkeit in seinem Gemälde vortrefflich benutzt. Unter Tarquinius wurde diese Stelle in den Cirkus maximus erweitert, welcher allmählig zunehmend unter Konstantin endlich 405,000 Menschen faßte; die zwei größten Obelisken Roms, von denen der eine nun auf der Piazza del Popolo, der andere auf dem Platz des Laterans steht, waren auf dem Grath (Spina), der diese Rennbahn in zwei ungleiche Hälften theilte, aufgerichtet; an den Seiten, wo übereinandergebaute Schwibbogen in die Höhe stiegen, waren die Treppenplätze für die Zuschauer angebracht, ganz wie bei den Amphitheatern. Im westlichen, halbcirkelförmigen Ende standen die Carceres oder Pfosten, von wo die Wagen abgingen, und gegenüber waren die Metae oder Ziele aufgesteckt, die sie sieben Mal erreichen und umfahren mußten. Außer dem Wagenrennen ward hier auch Wettlaufen, Ringen, Faustkampf, Thierhetze aufgeführt, und Androclus Löwe lehrte hier die Menschen Mitleid; jedoch wuchs die Palme am östlichen Ende der Bahn besonders für die Kutscher, deren Nachfolger, die heutigen römischen, eines solchen Gymnasiums sehr bedürften, während die neapolitanischen die Tradition rein erhalten haben. Die Wagenlenker theilten sich und mit ihnen das Volk in vier Partheien, und zwar vermittelst der Kleiderfarbe, in eine blaue (Veneta), grüne (Prasina), rothe (Russata) und weiße (Albata), vielleicht mit Anspielung auf die vier Jahreszeiten. Im Museum Pio-clementinum zu Rom findet man große Aufklärung über diese Spielereien, auch steht im Vatikan die Statue des Wagenlenkers, den man früher in der Villa Montalto unter dem Namen des Gärtners von Pius V. kannte, welcher Pabst seine eigene Freude an demselben hatte.

Die Cirkusspiele waren über zwölf Jahrhunderte lang die Leidenschaft, die Wuth des römischen Volks. Ruhm und Geld ward den glücklichen Siegern zu Theil, und selbst die Pferde wurden nicht vergessen. Auf den Preismedaillen (Cotroni) findet man wohl zwanzig der ruhmwürdigsten Kutschernamen mit dem lateinischen und griechischen „Siege," und in der Villa Borghese hinter Monte Pincio steht noch ein Altar, dem Sieg geweiht, mit dem Votum: „Victoria Venetianorum semper constet feliciter," zu deutsch: „die Blauen sollen leben!" Panem et Circenses! schrie die Stadt, schreien alle Städte noch heutzutage; so ward von jeher die Palme ausgetheilt, einerlei, ob dem Befreier des Vaterlandes oder dem Histrio des Marktes; daher so mancher große Mann die unfruchtbaren Reiser gleichgültig zu den andern an den Nagel hing, während der Pinsel die seinen das ganze Leben lang auf dem Kopf oder im Knopfloch trug; ja, man sagt, die Kutscherhelden sollen äußerst ruhmsüchtig gewesen seyn, und der Kutscher Eutichetus jammert noch auf seinem Leichenstein „non mihi concessa est morituro gloria Circi," zu deutsch: „warum konnte ich nicht auf dem Bette der Kutscherehre sterben?"

Es gibt noch acht andere Cirkus in Rom: der Hadrianische hinter dem Grabmal dieses Kaisers oder hinter dem jetzigen Castello Sant' Angelo; der Alexandrische, auf dem Platze Navona; dieser Platz hat noch die Cirkusform, indem die daran liegenden Häuser auf den Fundamenten der Treppen stehen; der Flaminische, vom trasimenischen Flaminius stammend; seine Trümmer sind zu Kirchenbauten verwendet worden; bei diesem Cirkus stand der Tempel der Bellona und jene Säule, von welcher aus die Consuln den Pfeil gegen die Länder schleuderten, denen Rom den Krieg erklärt; der Heliogabalische beim Amphitheatrum castrense; man fand dort im siebzehnten Jahrhundert den Obelisk, der jezt auf dem Spaziergange des Monte Pincio steht; der Neronische, wo auf Christenleichen Petri Dom erwuchs; der Sallustische, in den Gärten dieses geschmackvollen Doktrinärs zwischen dem Quirinal und dem Pincio; von dorther kam der Obelisk, der jezt auf der Piazza Trinita del Monte errichtet ist, und endlich der Cirkus des Romulus, Sohns des Maxentius, der von allen am besten erhalten ist, an der appischen Straße.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Industrieritter.

(Beschluß.)

Ich that es, aber der junge Sittenprediger lachte mir nach den ersten paar Worten ins Gesicht und sagte im Weggehen: „Sie hätten besser geschwiegen; ich muß gehen, man erwartet mich anderswo. Kommen Sie aber immer öfters in glänzende Cirkel, wie dieser; Sie unterhalten sich gewiß gut. Die vornehmsten Salons in Paris haben ihre Industrieritter, und sie bewegen sich daselbst frei, unbefangen und den ehrenwerthesten Männern gleichgeachtet. Mehr als zehntausend solcher Etourdis leben auf großem Fuß in Paris ohne sonstiges Gewerbe und ohne einen Liard eigenes Vermögen. Sie haben Kabriolets, Pferde, Livreebedienten, Frauenzimmer, und wo sollen sie die Mittel zu solchem Aufwande anders

holen, als in den Hotels der Bankiers und Minister? Hier arbeiten sie in Sicherheit und werden des Lohnes ihrer Arbeit froh. Ich habe ihrer fünfzig und mehr auf einem Feste gesehen, das Herr von Chateaubriand gab, und wenn Sie morgen zu Rothschild kommen, will ich Ihnen zwei Dutzend der angesehensten zeigen; leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten warf mir der Unverschämte einen mitleidigen Blick zu, ging und grüßte im Vorübergehen süß lächelnd ein paar hübsche Frauenzimmer, welche seinen Gruß auf Herzlichste erwiderten.

Der Krebsschaden, auf den ich hier in einzelnen Zügen aufmerksam gemacht, ist nun freilich nicht überall so zu Hause, wie in den Salons, deren einen ich so eben flüchtig skizzirt habe; aber nie ist wohl eine Zeit fruchtbarer an Menschen gewesen, welche auf Kosten der Leichtgläubigen und Unbefangenen leben. Denn was ist ein Industrieritter? ein Mensch, der Anderer Industrie sich zu Nutze macht, Anderer Verdienst in seine Tasche lockt. Die Quellen dieses, wie überhaupt aller socialen Gebrechen, muß man auf den Höhen der Gesellschaft suchen, und je tiefer man herabsteigt, in desto vielfachere Gestalt kleiden sie sich, bis ihrer Formen eigentlich eine Unzahl wird. In dem politischen Wirrwar unserer Tage läßt sich in den wenigsten Fällen genau angeben, auf welchem Wege dieser und jener, der uns zu befehlen hat, geworden ist, was er ist. Hat er auf seiner Laufbahn Schritte gethan, die sich nicht wohl eingestehen lassen, so verfolgt ihn das Mißtrauen und die üble Nachrede. Ueberdrüßig der Demüthigungen, erbittert, will er am Ende den Ruf, in dem er steht, geradezu verdienen, und dieß gelingt ihm nur zu leicht. Offen wagt er nicht zuzugreifen, denn in gewissen Punkten ist mit dem Gesetze nicht zu spaßen, und so birgt er denn seine Schande hinter einem schimmernden Firniß. Der Industrieritter ist ein Dieb, aber ein feiger Dieb, ein Räuber, desto gefährlicher, weil er einem nicht frank zuruft: la bourse ou la vie! sondern einen lächelnd plündert, und noch eine Protektionsmiene macht, während er einen auszieht. Wäre ich jezt zum Ernste aufgelegt, ich könnte von den heißen Thränen erzählen, die dieses Proteusgeschlecht auspreßt, von den Tausenden von Opfern, die es in Fesseln schlägt, von dem blutigen Jammer, der auf der Seele dieser Unholde liegt. Ich würde bitter werden, denn hier handelt es sich, was die Früchte der edlen Ritterthaten betrifft, von ganz andern Dingen, als von der Reue eines jungen Menschen, von ein paar Thränen, die ein Vater vergießt, oder ein paar Züchtlingen mehr in den Galeerenhöfen zu Toulon oder Rochefort.

Genug davon; ich wiederhole es aber: dieser noble Orden ist durch alle Stände der Gesellschaft verzweigt; der Bettelbube, der zu heulen anfängt, sobald er Jemanden kommen sieht, und den Mitleidigen, der ihm ein Almosen gibt, hinter dem Rücken auslacht, und der Mächtige des Tages, der durch seinen Einfluß der Mittelmäßigkeit und Kriecherei emporhilft, sind nur die beiden Pole einer unendlichen Reihe. Der Industrieritter kleidet sich in jede Tracht, nimmt jede Form und Gestalt an. Oft spricht er hoch herab, viel häufiger ist er glattzüngig und kriechend. An was erkennt man ihn? wie entgeht man ihm? Ich weiß nur Ein Mittel: bleibe zu Hause, lebe ohne Freund, ohne Bekannten, ohne Weib, ohne Knecht — und sey der Bedauernswürdigste der Menschen!

Neuere Volkslieder der Spanier.

Liebe ist ein Diamant;
Denn sie kann mit nichts auf Erden
Bis zum Bruch geschnitten werden,
Als mit neuer Liebe Brand.

*

Die Liebe ist ein Rechtsstreit,
Doch ist in ihm kein Fug,
Denn Frauen sind Parteien,
Und fällen auch den Spruch.
Sind auch die Männer Sieger,
Gewinnen sie doch nichts,
Denn stets sind sie verurtheilt
Zu Kosten des Gerichts.

*

Der Spieler und Verliebte
Ist sonderbar gesinnt,
Denn nie ist er zufrieden,
Selbst nicht, wenn er gewinnt.
Im Unglück wird gerungen;
Ist ihm ein Zug gelungen,
Muß neu das Spiel beginnen,
Denn er will mehr gewinnen.

*

Ein weit'rer Sprung gelingt
Nur dem, der, wenn er springt,
Sich größern Raum bestimmt,
Den er zum Anlauf nimmt:
So wird der Liebe Preis
Dem, der zu fliehen weiß,
Und scheinbar sich bezwingt,
Dann plötzlich vorwärts dringt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Durch zufällige Umstände ist die Fortsetzung meines im vorigen Monate begonnenen Berichts über die griechisch-bairischen Angelegenheiten bisher verzögert worden; ich eile jezt, ihn zu Ende zu bringen.

Daß Otto, und nicht Leopold, König von Griechenland geworden, muß besonders für uns Deutsche erfreulich seyn, da Lezterer, schon lange seinem Vaterlande entfremdet und nur auf Fremde gestüzt, von Deutschem nichts als seinen Namen nach Griechenland verpflanzt haben würde, während Otto als der Sohn eines der mächtigsten Fürsten unserer Gaue auftritt, und zwischen seinem Vaterlande und seinem Reiche Bande knüpft, auf welche die Griechen eben so stolz seyn können, als die Deutschen. Daß die Griechen einen Deutschen zum Könige erhielten und nicht, wie ich Mehrere von ihnen wünschen hörte, einen Franzosen, wird ihnen als ein Vortheil einleuchten, sobald sie einsehen, wie sehr der Franzose, im allerdings gerechten Stolze auf seine Nation, im Auslande immer Franzose bleibt, wie er sich da zu multipliziren weiß, und überall, wo er kann, französisch zu modeln und zu formen sucht, während der Deutsche unter den Fremden mit denselben verschmilzt oder zu verschmelzen sucht, indem er das Vaterländische vergißt oder gar verläugnet, und somit, selbst wenn er es könnte und dürfte, die Nationalität derselben auch nicht im Geringsten beeinträchtigt. Das sieht man, um nicht von slavischen und ungarischen Provinzen zu sprechen, die schon lange hätten germanisirt seyn können, vorzüglich in Italien, wo, der langen Herrschaft der Deutschen ungeachtet, nichts von den Sitten und Gebräuchen derselben und nur einige Worte ihrer Sprache aufgenommen worden sind; und diese Worte, die da lauten: Schlaga, Spissebube, Spanzika, trinkewaine ꝛc., weit entfernt, die Italiener uns näher zu bringen, stoßen sie nur noch mehr von uns ab.

Die Regentschaft, welche während der Minderjährigkeit des Königs von Griechenland seine Stelle versehen soll, wurde ernannt; Hofrath Thiersch hatte aus Auftrag der griechischen Nationalversammlung das von derselben erlassene Dekret mitgebracht, wodurch die Wahl Otto's von den Repräsentanten der griechischen Nation genehmigt ward. Durch das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeussern wurde bekannt gemacht, daß dem Prinzen Otto auch in Baiern die mit der Würde und dem Titel königl. Majestät verbundenen Ehren und Auszeichnungen überall erwiesen werden sollen. Er erhielt demnach ein angemessenes Appartement im Residenzschlosse und eine Hatschierwache; die Mitglieder der Regentschaft schwuren ihm den Eid der Treue, das diplomatische Corps und der hoffähige Adel huldigten ihm, so wie auch die fremden, bei Hof vorgestellten Cavaliere, und die Cavaliere der ersten, zweiten und dritten Klasse und das sämmtliche Officiercorps. In der Residenz wurden Säle für große Ceremonien zugerichtet; in der Stadt und Umgegend bereitete sich Jedermann auf große Festlichkeiten vor, und in einem großen, grauen Pallaste, wo auch die Regentschaft ihre Bureaux hatte, wurden Wohnungen eingerichtet für seltne außerordentliche Gäste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Peter Didot.

Franz Ambrosius Didots Söhne, Peter und Firmin beide für das Geschäft erzogen, sezten es auch nach des Vaters Tode fort. Am höchsten steht Peter, der allein mit Bodoni in gleiche Reihe gestellt werden kann, dem es aber freilich bei einem in demselben Geschäft so ausgezeichneten Vater und den vorgefundenen Mitteln viel leichter war, weiter zu streben, als Bodoni, der zuerst in seinem Vaterland die Bahn zum Bessern brach. Peter Didot hat sein ganzes Leben der Vervollkommnung der Buchdruckerkunst gewidmet, die er genau bis in die geringste Einzelnheit kannte. Er hat wirklich zuerst in Frankreich gezeigt, wie weit es Geschmack und Eleganz in der Buchdruckerkunst bringen können, in Büchern kleinen und großen Formats. Ihm genügte es nicht, die Arbeiten seines Vaters in glücklicher Nachahmung fortzusetzen und dem Text seiner Bücher immer mehr Reinheit zu geben, er wollte auch selbst Werke drucken, die zu allen Zeiten die Bewunderung der Kenner verdienen sollten. Gleich nach dem Revolutionssturm bewies Peter, daß Frankreich nicht hinter Bodoni's Anstrengungen in Italien zurückstehe. Damals faßte er den Gedanken, eine prächtige Folioausgabe römischer Klassiker zu veranstalten. Zuerst gab er sie in acht und sechzig Quartbänden heraus, denen damals nichts gleich kam; einige Jahre darauf, 1798, ließ er seinen Virgil in Folio mit drei und zwanzig Kupferstichen nach Zeichnungen Gerards und Girodets als ersten Band der neuen Sammlung erscheinen. Dieses prächtige Werk kam zur Ausstellung der französischen Industrieprodukte auf dem Pariser Marsfeld. Jedermann war über diesen ganz neuen, früher gar nicht geahnten Buchstabenluxus erstaunt, so wie über die Vollendung des Drucks, der Kupferstiche, über das herrliche Papier. Darum erklärte auch die Jury das Werk, freilich mit französischer Uebertreibung, „für das schönste typographische Erzeugniß aller Länder und aller Zeiten.“ Dieser Virgil errang, besonders durch die Richtigkeit und Reinheit seines Textes, den Vorzug vor dem Virgil, den Bodoni im Jahr 1793 herausgegeben hatte. Nur der genauesten Untersuchung gelang es, endlich als einzigen Fehler ein i zu entdecken, dessen . sich im Drucke losgemacht hatte, während in Bodoni's Virgil sieben und dreißig entschiedene Druckfehler gezählt werden können, ungerechnet die Fehler der Interpunktion. Im folgenden Jahr erschien Peters Horaz, der wo möglich den Virgil an Schönheit und Geschmack noch übertraf. Dieser Horaz ist mit herrlichen Vignetten von Percier geschmückt und hat selbst in England Bewunderung erregt, wiewohl man dort bekanntlich sehr viel fordert. Peter Didot gab nun kurz nach einander die Werke von Racine, Boileau und Lafontaine's Fabeln heraus, die seinem Virgil und Horaz ganz zur Seite gestellt werden können. Mit Beharrlichkeit und unermüdlicher Ausdauer beschäftigte er sich mit Allem, was auf die Buchdruckerkunst Bezug hatte. So erhielt er 1798 eine goldene Medaille für die Erfindung eines neuen Models, in dem neunzehn verschiedene Buchstaben zugleich gegossen werden konnten; dadurch verrichtete jezt ein einziger Arbeiter, was kurz vorher fünf erforderte. Er verbesserte und verschönerte selbst die Buchstaben, deren er sich bediente; doch stach er nicht selbst, wie Bodoni, sondern theilte seine Ideen dem Graveur Vibert mit, den er immer zur Hand hatte, und dieser führte sie dann aus. In den Druckwerkstätten war er überall gegenwärtig und nichts entging ihm. Sah er einen übeln Handgriff oder einen Fehler bei einem Arbeiter, so bemerkte er es ihm mit Höflichkeit und Freundlichkeit; ging es auch dann noch nicht recht, so zog er flugs seinen Rock aus und zeigte dem Arbeiter, wie er es machen müsse. Nie hat er seine Pressen zu einem Buch gegen die Sitten oder gegen die Geseze hergegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. April 1833.

Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?

Shakespeare.

Die Jesuitenschüler.

Eine Novelle.

In der kleinen Gasse, die vom Markte zu Coimbra seitwärts abführt und gen Oporto leitet, herrschte eines Abends, statt der gewohnten Stille, eine anhaltende tumultuarische Bewegung. Die Straße war verhaßt und gemieden, weil sich eine bedeutende Anzahl Judenfamilien daselbst niedergelassen hatte, deren ketzerische Gesinnungen und knechtisches Wesen dem stolzen Portugiesen ein Greuel waren. Je duldsamer jedoch jene Verfolgten sich in ihre Lage fügten, desto auffallender mußte es jetzt erscheinen, daß sich ganze Haufen, zum Theil zerlumpten Gesindels, zum Theil anständigere Leute dieser Klasse in Aufruhr befanden. Man sah beim zweifelhaften Lichte des Mondes eine fliehende Gestalt sich die Straße hinab bewegen und endlich an der Bildsäule des Königs Sanch niedersinken. Die Menge drängte sich umher, Laternen, Stöcke, Waffen wurden sichtbar, der Kreis schloß sich immer enger, und endlich wurden die Angriffe auf das unglückliche Opfer auf das Ernstlichste begonnen. Die am Boden liegende Gestalt suchte lange vergeblich, sich aus den Falten ihres langen, schleierartigen Gewandes loszumachen, und als ihr dieses endlich gelang, sah man ein Jünglingsantlitz erscheinen, dessen Züge, trotz der hochaufgetragenen gelben Schminke, von schöner jugendlicher Bildung zeugten. Es gelang ihm, sich von den ersten Angriffen zu befreien, und indem er die Bewegung machte, als suche er eine Waffe an seiner Seite, richtete er sich stolz in die Höhe und rief den bärtigen Gesichtern mit Zorn und Verachtung zu: „Beim heiligen Denys, noch nie hat sich ein ehrlicher Franzose in schlechterer Gesellschaft befunden! Bei meiner Ehre, Leute, wenn Ihr nicht sogleich von dem Enkel eines Connetable von Frankreich ablaßt, so soll es Euch übel ergeben!" Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als die versammelten Juden ein wildes Geschrei erhoben. Sie stürmten jetzt vereint und hartnäckiger auf den Jüngling ein; dieser wehrte sich verzweifelt, sein gelber Mantel flog in Fetzen zerrissen um sein Haupt, dessen blonde Locken sich im Winde bäumten. Im Handgemenge hörte man die zerschlagenen Laternen klirren, die stampfenden Tritte dröhnten auf dem Pflaster, Flüche, Geheul und Geschrei ertönten, und um die Bildsäule herum, die im blassen Mondglanze sich in die Nacht erhob, bewegte sich der drängende Menschenknäuel. Da kamen die Gasse herab vier Fackeln, von reichgekleideten Livreedienern getragen; in ihrer Mitte schritt ein junger Nobile, in seinen schwarzen Mantel geschlagen; er blieb stehen und befahl den Dienern, sich nach der Ursache des Kampfes zu erkundigen. Ehe diese seinen Willen vollstrecken konnten, hatte er sich selbst auf den Vorsprung einer Treppe begeben und rief mit lauter Stimme: „Auseinander!

beim Gesetze Mosis, auseinander!" Die Gruppe theilte sich, die Angreifenden wichen auf den Laut dieser Worte, und jezt wurde beim Schein der Fackeln die abentheuerliche Gestalt des Verfolgten ganz sichtbar. Die schlanken, zarten Formen des kaum neunzehnjährigen Jünglings waren durch eine phantastische Maskentracht entstellt: vom Haupt bis zur Sohle war er in rothes, feuerfarbenes Tuch gehüllt, die Füße zeigten husartige Ballen, ein zottiger Schweif blickte unter dem Mantel hervor und auf einem Brettchen vor der Brust standen die Worte: „Judas, der Erzschelm." Der junge Portugiese besah sich die Gestalt seines Geretteten, in stolzer, überlegener Haltung ihm gegenüberstehend. „Was habt Ihr gethan, Don Horatio?" rief er endlich langsam und monoton, „wie kommt Ihr in diese Gegend?" — „Das fragt dieses sehr ehrwürdige Gesindel," antwortete der junge Franzose, „ich wahrlich habe sie nicht aufgesucht. Der Teufel spiele ein andermal seine Rolle selber; wahrlich, die Unholde haben meines adligen Bluts nicht geschont, da rinnt es über den Arm in heißen Tropfen, und die verdammte rothe Mummerei verhindert, es zu sehen. Ich danke Euch, Don Sebastian, ohne Euch wäre ich vielleicht verloren gewesen." Er wollte mit diesen Worten vor den Portugiesen hintreten, um ihm die Hand zu drücken, doch dieser wich ihm scheu und ängstlich aus. „Bleibt hinweg, Don Horatio!" rief er; „Euer Athem ist verunreinigt durch die Nähe jener Ketzer; wagt es nicht, mich zu berühren, oder ich gebe meinen Dienern Befehl, sich zwischen Euch und mich zu stellen." Der junge Franzose stand stumm da, sein Haupt und seine Arme, die sich gehoben hatten, den Freund und Retter zu umarmen, senkten sich; er wollte etwas erwidern, wandte sich jedoch schnell und ging; der Portugiese sezte langsam seinen Weg fort.

Die obige Scene findet ihre Erklärung, wenn man erfährt, daß die Jesuitenschüler des Kollegiums zu Coimbra dem Volke eine geistliche Komödie veranstaltet hatten, in welcher der junge Horace Bertier, der Enkel des verstorbenen Connetable von Frankreich, die undankbare Rolle des Judas Ischariot hatte übernehmen müssen, dem zahllose Schmähungen und schwarze Anklagen gegen die Juden in den Mund gelegt worden waren. Diese verhaßte und gemißhandelte Nation, lange schon mit tiefer Erbitterung gegen den Orden erfüllt, hatte jezt Gelegenheit genommen, da ihre Macht nicht so weit reichte, sich nachdrücklichere Rache zu verschaffen, ihre Wuth an dem armen Judas auszulassen, den sie in ihr Bereich zu locken verstanden.

Horace kam in das Jesuitengebäude, ohne daß die Professen und der Rektor früher etwas von seinem Unglück erfuhren, als am nächsten Tage, wo der Aufruhr der Juden bekannt wurde. Die Jesuiten, welche die gebietenden Herrn in der Stadt spielten, heischten Genugthuung, und die armen Judenfamilien mußten abermals sich unter das eiserne Joch beugen; einige wurden mit dem Staupbesen aus den Thoren gejagt, andere mußten sich durch eine schwere Geldbuße von einer noch schimpflichern Züchtigung loskaufen. — Unter den Leuten, die dem jungen Franzosen ihr Beileid zu bezeugen kamen, erschien auch Don Sebastian. Er war aus einer der ersten Familien, Erbe großer Reichthümer, doch im höchsten Grade stolz, gebieterisch, feig und sinnlich. Die blasse Farbe des sonst schönen Antlizes zeugte nicht von der Gesundheit und Frische, die im Busen eines zwanzigjährigen Jünglings zu walten pflegt, sein schwarzes Auge leuchtete nicht im Glanze einer reinen, schuldlosen Seele, vielmehr in der dunkeln Glut versteckter Leidenschaften. Er liebte, wie ein Gemüth, dem seinigen gleich, zu lieben versteht, den jungen Horace; denn dieser, im Hause seines Oheims mit ihm aufgewachsen, war ihm frühe schon mit der Hingebung eines warmen, aufrichtigen Charakters entgegen gekommen. Horace war überhaupt ganz das Widerspiel von seinem Freunde. Als Franzose leicht, galant, stets fröhlich, verband er mit einem schlanken, biegsamen Wuchse eine Physiognomie voll Adel, Offenheit und glänzender Jugendfrische. Wir erzählen hier einen Vorfall, der die Denkungsart beider Jünglinge eben so scharf auseinander setzen soll, als sie ihre körperliche Bildung von einander unterschied.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Wenn man vom Circus maximus weg und über den Bach la Marrana gegangen ist, so findet man zur Rechten die Trümmer der Thermen Caracalla's. Eine Menge Schriftsteller erheben ihre Herrlichkeit. Die römischen Thermen geben überhaupt ein reizend-wahres Bild von der allmähligen Civilisation eines ganzen Volkes, die gewöhnlich mit Ueberfeinerung aufhört; sie zeigen uns aber zugleich den ungeheuern Abstand des antiken Volkslebens von dem jetzigen. Es ist unser Leben ein tausendfach zersplittertes, in häusliche Einzelnheiten zerfallenes, während im alten Rom, selbst in der unwürdigsten Periode, unter kaiserlichen Wüthrichen, ein gewisses Zusammenleben in Genüssen und Studien, kurz in den geselligen Verhältnissen aller Art sich beurkundet. Ich kann mir vorstellen, wenn ich diese großen Prachtbauten betrachte, daß die Häuser des gemeinen Volkes beinahe keinen Platz mehr neben denselben finden konnten; aber verlebte denn nicht dieses Volk seine meiste Zeit in Gemeinschaft mit den Reichen und Mächtigen, theilten sie nicht ihre Spiele, sogar ihre Gräber mit einander.

öffneten nicht die Kaiser selbst ihre Hallen dem gemeinen Andrange? Wir haben gar keinen Begriff von jener riegel- und schlösserlosen Zeit. Nirgends mehr aber als in den Thermen zeigt sich dieses Zusammenleben; dieselben waren gleichsam die allgemeinen Casino's, Akademien, Kaffeehäuser der Stadt; im Anfang badete man freilich nur, aber bald errichtete der Luxus Plätze und Säle für alle Uebungen des Körpers und Erheiterungen des Geistes; Hallen und Gärten wurden eröffnet, wo Theater für Fechter und Ringspiele waren; Bibliotheken wurden hergeschafft, (so kam die Ulpianische in die Thermen Diokletians); Catheder erhoben sich, wo Philosophen öffentlich sprachen und Dichter ihre Werke lasen; Gallerien von Statuen und Gemälden prangten da, und die herrlichsten Gebilde, die unsere Zeit bewundert, ein Torso, ein Laokoon, die Badewannen von Basalt 2c. im Vatikan, der Farnesische Stier, die Farnesische Flora in Neapel u. s. w. waren hier aufgestellt.

Es gab eine Menge Thermen in Rom; die Diokletianischen sind die größten, sie enthalten 3200 Badestellen; nach ihnen kommen die Caracallischen. Die des Titus waren aber die geschmackvollsten; ihre Erweiterungen durch Domitian, Trajan, Hadrian tragen die Namen dieser Kaiser; man findet in ihren unterirdischen Gewölben, die nichts anderes sind, als die frühern Wohnungen Neros, welche Titus, nach damaliger Gewohnheit, als Unterlage zu seinen Gebäuden gebrauchte, über dreißig Zimmer und Gänge voll von Arabeskengemälden, die durch Kolorit und Zeichnung interessiren; man sagt, Raphael habe diese Fresken gekannt, dieselben für seine Logen benuzt und später die Zimmer verschütten lassen. Es ist aber eine materielle Unwahrheit und zugleich eine moralische Unmöglichkeit, daß der Künstler, der Leo X. zur Aufdeckung und Erhaltung des alten Roms aufforderte, solche kleinliche Mittel zu seinem Ruhme sollte angewendet haben. Agrippa hatte die ersten öffentlichen Thermen aufgeführt.

Nahe bei Caracallas Thermen liegt das Thal der Nymphe Egeria; ich habe als Knabe schon eine religiöse Sehnsucht nach dieser Heiligen gefühlt, wenn wir Florian lasen; keine Idee hat mich je so ergriffen, als diese heimlich-geweihten Unterhaltungen in der Grotte, versteckt im waldigten Gebüsche, von Quellen umflüstert, mit einem Wesen, das reiner war als Menschen und liebevoller als Götter. Ich habe die Egeria immer vergebens gesucht — auch hier nicht gefunden. Der stille, heilige Wald ist in Türkenkornsteppen verwandelt; die Quellen sind versiegt, miasmatische Ausdünstung brütet ringsum, selbst die Grotte der Nymphe ist nicht mehr; man zeigt sie dir jezt weit von hier in dem Thale Caffarella. Die trockenen Archäologen sahen dort die Statue eines Jünglings oder Flußgottes für die Bildsäule der Nymphe an; ach! nicht die Grotte, nicht die Nymphe ist mehr zu sehen, nur der Name blieb. Egeria hat nie in Stein gelebt; ist sie wohl gar nur in der Tiefe des Herzens zu suchen, und ist vielleicht Numa selbst zu diesem reinen Born herabgestiegen, um seine gutmüthige Weisheit zu holen?

Von hier gelangt man leicht an die Appische Straße, diese Königin der Straßen, wie Sylvius sie nennt; jezt liegt sie da, eine Ruine im Schatten von Ruinen. Eine Menge der berühmtesten Grabmäler liegen auf diesem Wege. Gewiß sind die Gräber der interessanteste Theil der Archäologie, was schon aus dem Bestreben der Alten hervorgeht, sich durch dieselben Ewigkeit des Namens zu sichern. Sie nannten sie: ewige Wohnung, beständige Sicherheit, Sitz der Ruhe, Hafen, Namensewigkeit; sie weihten sie mit Inschriften, welche zur Genüge ihre Ehrfurcht vor denselben beweisen; man sieht aus ihnen, daß Ausschließung aus dem Familiengrabe ein Zeichen der Feindschaft, der Verachtung war; jede große That hieß „titulo res digna sepulchri;" die Armen verbanden sich zu gemeinschaftlichen Gräbern, wenn sie nicht auf jene ihrer Gönner Anspruch machen konnten. Larven, Faunen- und Nymphentänze, Vögel zwischen Amaranthen und Rosen waren auf den Sarkophagen eingehauen, um das Haus des Todes lieblich zu schmücken. Zuerst stößt man auf das Hypogeum der Scipionen, das in weichem Tuffe liegt und eine große Anzahl in albanischen Marmor eingehauene Inschriften und Urnen besaß, die jezt im Vatikan stehen. Der Poet Ennius ward nicht zu gering geachtet, neben diesen Helden eine Ruhestätte zu finden. Hier träumte Alexander Verri seine Notti romane; der bärtige (barbatus) Sieger Samniums und Lucaniens liegt da, und neben ihm der Sohn, der die Korsen bezwang; der Besieger des Antiochus und sein Knabe, der seinen Ruhm dem Grabe allein verdankt. — Aber wo ist die Urne jenes Helden, der den Hannibal schlug? Noch gekrönt mit dem afrikanischen Lorbeer, stieß ihn das Vaterland, das er gerettet, von sich, „das undankbare hat seine Gebeine nicht;" im Sumpfe von Patria, nahe bei Neapel, findet man die Spuren der Volksgerechtigkeit. — Weiter von der Stadt weg stößt man auf den Bogen des Drusus, den Caracalla später als Stützpunkt für die Wasserleitung in seine Thermen brauchte; im Marmorarchitrav stehen die Worte: „de Germanis."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Die griechische Nation hatte, um auf feierliche Weise dem jungen Könige ihre Freude über seine Ernennung und ihr heißes Verlangen nach seiner Ankunft in Griechenland kund zu

thun, aus ihrer Mitte die angesehensten Männer abgesandt; den Admiral Andreas Miaulis nämlich und die Generale Costa Bozaris und Demetrius Kollopulos Plaputas, alle drei Mitglieder der Nationalversammlung, so wie auch, Erstern ausgenommen, Mitglieder der Regierung. Wer Miaulis ist, weiß Jedermann, selbst im kleinsten Compendium der allgemeinen Geschichte wird sein Name gefeiert werden; Bozaris ist der würdige Bruder jenes Markus Bozaris, der mir immer wie ein hochbegeisterter romantischer Heldendichter vorkam, der die zaubervollen Gedichte seines Herzens und seiner Phantasie zu seiner Geschichte machte, und Kollopulos ist ein Mann, der viele Türken erschlagen hat, der große Güter und unzählige Heerden besizt, der den Aufwand liebt und unter den Peloponesen für den prächtigsten gilt und im größten Ansehen steht. Also von ihren Männern des Meeres den ersten, von ihren Kriegern den, welcher den herrlichsten Namen führt, von ihren Gutsbesitzern den glänzendsten sandten die Söhne der Hellenen nach ihrem Könige aus, in das ferne Land des Nordens, das ihnen, denen noch hinter jedem Gebirge eine unbekannte Welt liegt, denen noch die Erde ungeheuer groß und noch durch keine Posten, Dampfmaschinen, Eilwagen und Telegraphen in der Idee verkleinert ist, um so entlegener vorkommen muß, wie eingehüllt in einen düstern, mysteriösen Schleier. Ein majestätischer Kanal, groß wie ein Meer und auch Meer genannt, zieht sich von Hellas Gestaden bis an die schönste der südlichen Pforten Germaniens. Zwischen duftenden Gärten, wo die italischen Nachtigallen schlagen, zwischen schauerlich wilden, doch von italischem Zauber übergossenen Felsen, wo der gewaltigste der deutschen Adler horstet, ziehen sich seine Gewässer hin. Wenn des Himmels blaue Kuppel auf den Höhen seiner beiden Ufer zu ruhen scheint, wenn nur leise seine Wellen athmen und seine Brandungen flüstern, und dann aus den Gärten die Mandolinen girren, von den Felsen Sänge zur Gusla tönen, gleich Schwänen die Segel ziehen, in weißen Bogen die Möven fliegen, wie süß träumt es sich da vom schauerlichen Montenegro und dem wundersamen Venedig, von den abentheuerlichen Haiducken und Uskoken und den sonderbaren Kalabresen, von Loretto, Urbino und Comacchio, von den Ruinen von Pola, von den Ruinen von Adria! Auf diesem Kanale, auf diesem schönen Wege werden von nun an öfter Griechen und Deutsche ziehen und sich grüßen als Freunde, als Verwandte, und sich Grüße mitgeben für die Lieben in der Heimath; auf ihm wird fortan Hellas Jugend in Schaaren nach dem heiligen Sitze der Wissenschaften und der Künste, dem schönen München, wallfahrten, werden deutsche Musensöhne segeln, Apostel der Aufklärung, welche sich durch sie über Griechenland und den Orient verbreiten wird. Diesen Weg hatten auch die Männer eingeschlagen, die ausgezogen waren, ihren König heimzuführen, und ruhten nun auf der Schwelle der Pforte des Landes, in welchem unter so vielen fürstlichen Häusern das ihres Königs als eines der mächtigsten steht. Hochgefeiert im Namen der Kaiser und Könige Europas, ruhten sie aus im Schooße einer griechischen Gemeinde, welche sich da gebildet hat in den Tagen der Trübsal. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Griechen in Triest sind sehr zahlreich; auf dem Spaziergange des Aquedotto, den vorzugsweise die griechischen Familien besuchen, schien es mir oft, als sey ich mitten in Griechenland.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Peter und Firmin Didot.

Als Bodoni starb, erhielt P. Didot den St. Michaelsorden, der diesem von dem König von Frankreich verliehen worden war. Unermeßlich ist das Gute, was von seinen Pressen ausging, und für die Kunst haben sie viel mehr geleistet, als die so kostspielige Imprimerie royale, die nur in dem jährlichen Budget eine große Rolle spielt. Aber nicht allein Prachtwerke lieferte P. Didot in Folio und in Quart, sondern auch eine Unzahl von Büchern in 8., 12., 16., 18., 24. und 32., die alle höchst korrekt gedruckt sind. Seine Prachtwerke haben nicht Bodoni's Ueberfluß an Verzierungen, die oft gewagter und caprizilöser, als schön sind, sondern zeichnen sich vielmehr aus durch kühnen Schnitt der Punzaten, deren dicken und feinen Striche in schönstem Verhältniß stehen, durch kräftige Uebergänge, die jedoch nichts dem Auge Fremdes und Abstoßendes haben. Der Charakter der Druckarten und ihre Farbe ist immer im Verhältniß zu den Formaten. Alles ist darin gleich gehalten, großartig einfach, nicht überladen mit Vignetten und andern Verzierungen. Sie glänzen nur durch die Schönheit der Typen, durch Reinheit und Gleichheit des Drucks, durch das schöne Verhältniß der Ränder zum Text. Nach P. Didot übernahm sein Sohn Jules des Vaters großes Werkhaus, worin in der sogenannten Galerie eine Auswahl der schönsten und merkwürdigsten Druckmaschinen aufgestellt ist; eine zumal, mit schönen Reliefs geziert, war lange die größte Presse in Europa; man druckte damit Bogen von acht- und-dreißig Zoll Länge und vier-und-zwanzig Zoll Breite, und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß ein Kind die Maschine in volle Bewegung setzen konnte. Auch aus Jules Pressen sind viel schöne Drucke hervorgegangen, unter andern ein Phaedrus in Folio. — Größeres Verdienst als Peter und Julius Didot hat Peters Bruder Firmin um die Wissenschaft und Literatur durch die Wiedererweckung, Vervollkommnung und Verbreitung der Stereotypen, mit denen er eine Menge Ausgaben alt-klassischer Werke besorgte, die durch ihre Reinheit, Korrektheit und Wohlfeilheit eine große Verbreitung in Frankreich erhielten und alle Konkurrenz unmöglich machten. Seine Papiermühlen und Schriftgießereien waren der französischen Buchdruckerkunst von unendlichem Nutzen. Firmin zeichnete, schnitt und goß selbst die schönen Buchstaben, welche die englische Schrift nachahmen und daher englische genannt werden. Prachtwerke gingen weniger aus seinen Pressen hervor, als aus denen seines Bruders; indessen lieferte er doch schöne Ausgaben von Camoëns und der Henriade. Firmin ist überdieß selbst Schriftsteller und guter parlamentarischer Redner.

So weit die Parallele zwischen Bodoni und Didot in dem Pelletier'schen Opus. Darin ist auch die Rede von den großen Verdiensten unsers Breitkopf um die Buchdruckerkunst in Deutschland, welch lezterer aber große Vorwürfe gemacht werden, denn von den Bemühungen der Frankfurter, Leipziger und Magdeburger Typographen in den lezten vierzig Jahren weiß der Verfasser noch gar nichts, und er war nicht wenig erstaunt, als ich ihm gute Ausgaben aus diesen Offizinen, unter Andern auch Schiller in Einem Band zeigte. Merkwürdig ist, was er aus langer Erfahrung über den Zustand der Buchdruckerei und des Buchhandels in Paris sagt: „In Paris, das Alles an sich reißt, Alles centralisirt und die Provinzen zum ewigen Zurückbleiben zwingt, in Paris sieht man Eigenthümer von Buchdruckereien, die nicht die geringste Kenntniß von ihrer Kunst und von ihrem Geschäft haben. Man findet Setzer, denen aller Unterricht, selbst die Kenntniß ihrer Muttersprache abgeht, die nur einige Praxis inne haben und sich einbilden, man könne in einigen Wochen ein guter Drucker werden. Seit langer Zeit legt man keinen Werth auf die Korrektoren und verlangt von ihnen, sie sollen täglich zehn bis zwölf Probebogen lesen und daneben noch ein genaues Verzeichniß von dem führen, was sie den Tag über gethan haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. April 1833.

— Data sunt ipsis quoque fata sepulcris.

Juvenal.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Erhöhung der Bildsäulen auf solchen Monumenten zeigt nach Plinius an, daß sich Sterbliche über Sterbliche erhoben; auf diese Art erhob sich jeder Kaiser über seinen Vorgänger, indem die Nachfolgenden immer die Wohnungen der frühern überbauten; das ist die ganze Herrlichkeit der Welt, die ganze Kunst des Ruhmes! Ovid sang von Drusus: „Germanien gab ihm Ruhm und Tod,“ zu zeigen, daß Ruhm und Tod im Leben einerlei Bedeutung haben. Der obere Theil des Monumentes ist mittelalterlich; auch dieser Triumphbogen war ein Fort. Ich führe diese Umwandlungen gern an; mich freut es, zu sehen, wie die festesten Häuser, die größten Städte der Erde nur aus Trümmern zusammengestoppelt sind und ihre Vergänglichkeit schon im Ecksteine, schon im Fundamente tragen. — Ich tröste mich mit dieser allgemeinen Vergänglichkeit, diesem Moder des Lebens, sonst wäre der Tod fürchterlich.

Wir kommen nun ans Appische Thor, jetzt Porta San Sebastiano, das Aurelian mit Marmor schmückte und Belisar mit Thürmen krönte. Hier erblickt man auf beiden Seiten der Straße häufige Ueberreste von Gräbern; auch die Gräber starben und liegen begraben unter Epheuranken und Baumgebüsch; die Natur — welch' schönes Grabmal! Jener Lorbeer steht statt eines geschriebenen Heldenlobes, jener Oelbaum zeigt ein Grab des Friedens an, hohe Geister liegen unter Pinien, und Liebesunglück seufzt aus Cypressen — kindischer Gedanke! — Häufig stößt des Bauern Pflug auf Marmorurnen und mischt weißes Knochenpulver mit dem Erdreich; oft gräbt er ganze Columbarien hervor. Das Columbarium von Livias Freigelassenen ist das merkwürdigste, das man in neuerer Zeit (1726) fand. Man nannte diese gemeinschaftlichen Urnenbehälter Columbaria wegen ihrer Aehnlichkeit mit Taubenhäusern; sie bestanden aus einer bis drei Kammern, an deren Wänden rings und paarweise irdene Krüge standen, mit der Asche der Verblichenen gefüllt. Man achtete dieser Entdeckungen von „gemeiner Leute“ Gräbern nicht sehr, obgleich unter jedem einzelnen Kruge eine eigene Inschrift bemerkt ward, und gleich nach ihrer Aufdeckung wurden sie wieder zerstört; selbst die Asche jenes Mädchens Lalage, von der Horaz singt: „süß redet sie, süß lächelt sie,“ ward nicht verschont. In der Villa Rufini fand man 1822 ein neues Columbarium, das aus Augustus Zeit stammt, wie man aus den Inschriften sieht, z. B. aus dem Epitaphium des C. Gargilius, Lehrers und Freigelassenen des Porkulus Philager, der selber wieder, als Agrippinisches Erbstück, Freigelassener des Augustus war. Gerade diese gemeinen Gräber würden den meisten geschichtlichen Aufschluß geben; aber die Römer sind zu befangen für solche Forschungen.

Wie eine alte Eiche erhebt sich endlich das Mausoleum der Cäcilia Metella aus dem Gräbergebüsch. Sie war die Frau des Krassus. Schade daß die Urne fehlt, die im innern Theile stand. Nachdem diese von den Barbaren nicht geraubt worden und bei Veränderung des Grabmals in eine mittelalterliche Feste, verschont geblieben, wurde sie von Paul III. in einen Winkel des farnesischen Pallastes geworfen, welcher jezt dem Könige von Neapel gehört, dessen Kriegerherz die Manen einer alten Heidenfrau gewiß nicht erweichen werden. Sixtus V. riß das Schloß nieder; die Wappen mit Bären, Tigern, Löwen, Adlern und Schlangen, die man hier, wie so häufig an den Resten von Alterthümern eingebauen findet, beweisen, daß hier zu einer gewissen Zeit schreckliche Raubthiere müssen gewohnt haben. Jezt kochen sich die armen Leute, die nicht mehr in Wäldern wohnen und Eicheln essen können, weil die sogenannten heiligen Wälder umgehauen worden sind, in diesen Trümmern ihre Minestra, die sie mit Betteln sich erst verdient haben.

Indem ich durch den Schilf eines vertrockneten Bächleins ging, krächzte mir Kindergeschrei entgegen, das aus der Höhle eines Grabes drang, wie ich deutlich bemerken konnte. Als ich der Oeffnung des Backsteinruins, die mit Dornen halb verwachsen war, näher kam, erblickte ich einen achtjährigen Knaben, der eine eingeweichte Türkenkornähre in Händen hatte, die er emsig benagte, während ein kleinerer seine Händchen darnach ausstreckte und schrie. Von Zeit zu Zeit hielt der Aeltere dem Jüngern den ersehnten Brocken vor, und wenn dann dieser darnach greifen wollte, rettete er ihn lachend wieder unter die weißen Zähne; ich hatte dieses Gesellschaftsspiel der neckenden Schadenfreude schon oft bei kleinen und großen Menschenkindern gesehen, aber bei der drückenden Langeweile, in die mich meine antiquarische Wanderung gewiß eben so sehr, als dich deren Lektüre, versezt hatte, war mir diese kindisch bedeutungsvolle Scene recht erwünscht. Die kleinen Wilden glozten mich groß an, als ich meinen peripatetischen Katheder neben ihnen im Grase aufschlug; wie ich aber Brod und Käse aus der Waidtasche hervorholte, schien ihnen mein Vortrag zu gefallen. Wir verfielen bald in ein sehr wichtiges Gespräch über die Pflichten von Cicero und Falks Menschen und Götter, und meine Zuhörer schenkten mir geneigten — Hunger. Plötzlich aber lief mir Tomaso aus der Schule und führte bald an der Hand ein Mädchen daher, schwarzaugig, gebräunt, zerlumpt, ein Bündel auf dem ungekämmten Kopf tragend. Sie war nicht Egeria, aber hübsch genug, mich fromm zu machen; ich stand schüchtern vor der Besitzerin des Hauses auf, sie merkte gewiß meine Befangenheit — die Augen eines sechzehnjährigen baarfüßigen Mädchens sind auch Weiberaugen — gab mir meinen Gruß etwas keck zurück und warf das Bündel ins Innere. Ich fragte nach Vater und Mutter, sie erröthete wie ein Salonsfräulein, dann aber traten ihr Thränen in die Augen, die sie vergebens mit der Hand zu verwischen suchte; es war ein Tuch von Nöthen, den schönen Quell zu trocknen, und sie hatte keines. Was ich hier erfahren habe, kann ich nicht beschreiben; die Leute waren früher nicht so arm gewesen, bis der Vater, ein Handwerker, gefänglich eingezogen wurde, weil er unvorsichtige Worte hatte fallen lassen. Jezt wohnen sie getrennt in drei Gräbern: die Mutter hat das beste, in der Kirchhofserde; der Vater wohnt im Grab Hadrians, jezt Fort St. Angelo genannt, und die Kinder in diesem hier. Das Mädchen ist ihren Brüderchen Mutter und bettelt auf der Landstraße; im Bündel war das Mittagsbrod. Ich dachte an die Christenverfolgung der alten und neuen Zeit.

Nach diesem Auftritte war ich nicht mehr aufgelegt, den Alterthümern nachzujagen; ängstlich beklommen wanderte ich über die dürre Steppe hin, aus der die Wasserleitungen es Ancus Martius wie Riesen ihre Arme gegen den Himmel strecken; hier, gerade hier, wo einst Roms Herrlichkeiten prangten, ist die Gegend in eine Einöde verwandelt, die der Hauch der herbstlichen Malaria wie eine Sündfluth überwogt. Man schreibt diese giftige Ausdünstung der Ausrottung der alten heiligen Wälder zu, indem der gährende Boden die Stoffe, die einst zur Nahrung der Gewächse gedient haben, jezt in die Luft ausathme. Es war bei den alten Römern ein heiliger Gebrauch, die umgebenden Haine nicht zu verletzen, gerade wie bei den Schweizern die Bergwälder, die vor Lawinen schützen, durch alte Sagen geheiligt werden. Solche Wälder sind gebannt, aber der Bann der Päbste hob den Bann der Natur auf.

Gedankenvoll, wie man zu sagen pflegt, das heißt, ohne zu denken, gelangte ich nach langem Streifen ans Thor von Ostia oder Porta San Paolo. Hier befinden sich innerhalb der Ringmauern die drei traurigsten Philister, die ich in meinem Leben sah: die Pyramide des Cajus Cestius, der Kirchhof der Engländer und der Monte Testaccio (Scherbenberg). Diese drei stehen auch gedankenvoll, ohne zu denken; sie denken nicht, sie sprechen nicht, sie stehen nur. Sie ständen da im Gefühle ihres Nichts, wie Schiller sagt, wenn man sein Nichts fühlen könnte. Gibt es auf der weiten Welt etwas Hohleres, Pedantischeres, als das Monument eines Mannes, den die Geschichte nicht kennt? einen Kirchhof, mit einem breiten Graben umgeben, aufgeführt wie zu einem Festungswerk, um den Tod zu schützen? und einen Hügel, der seine naturgeschichtliche Entstehung einer Anhäufung von zerbrochenen Krügen und Ziegeln verdankt?

(Der Beschluß folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Ein aus Frankreich geflüchteter reicher Hugenotte hielt sich in Geheim in Coimbra auf mit einer schönen Tochter und zwei noch jugendlichen Söhnen. Ueber Don Sebastian war unschuldig das Gerücht ergangen, als stände er mit jenem Mädchen in einem beschimpfenden Liebesverhältniß; der Bruder, von diesem Gerede in Kenntniß gesezt, hatte ihn gefordert, Sebastian sich jedoch geweigert, ihm Genugthuung zu geben. Ueber diesen Vorfall entspann sich zwischen den Freunden folgendes Gespräch:

Sebastian. Der heilige Jakob soll mich bewahren, daß ich mit einem Ketzer mein Leben auf das Spiel setze, der nicht werth ist, den Bügel meines Rosses zu halten, wenn ich's besteige.

Horace. Das finde ich unrecht; er ist ein Edelmann, wie Du; seine verschiedene Religionsmeinung kann ihn im Punkte der Ehre nicht herabsetzen, noch den Adel seines Blutes schänden.

Sebastian. Er steht tiefer wie das Vieh! — Ein Geschöpf, das die heilige Inquisition wie ein Bündel faules Stroh verbrennen läßt, hat keine Ehre, keinen Adel des Blutes, und folglich kann es auch nicht beleidigen.

Horace. So mußt Du Dich schlagen, um die Ehre der Dame zu retten, die durch Dich gekränkt worden. Gibt's einen Gegenstand, für den wir unser Blut freudig opfern müssen, so ist's der angefochtene Ruf eines unbescholtenen Mädchens.

Sebastian. Bah! sie ist auch eine Ketzerin!

Horace. Und wäre sie die geringste Magd aus Deines Vaters Hause, sonst aber eine unbescholtene Jungfrau, so darfst Du sie nicht beschimpfen, nicht leiden, daß man sie beschimpfe.

Sebastian. Das sind überspannte Grundsätze!

Horace. Es sind die Grundsätze meines Großvaters, eines Connetables von Frankreich, es sind die meinigen, so wie jedes edlen Franzosen.

Sebastian. Meine Ehre ist unantastbar, nur ein Grande von Portugal kann mich beleidigen. Wagt es jener Unbesonnene noch fürder, Schritte gegen mich zu thun, nun wohlan, so gebiete ich über Hunderte von Knechten, deren derben Fäusten ich meine Antwort übertrage; verliert er bei diesem Strauß das Leben, so lasse ich eine Messe lesen. Zu viel Edelmuth schon gegen einen Ketzer!

Horace wandte sich stillschweigend ab und ging hin, sich an der Stelle seines Freundes für das arme beleidigte Mädchen zu schlagen; er erhielt eine ziemlich tiefe Stichwunde, und Sebastian, der dieses erfuhr, lag auf dem Steinboden der Kirche, Genesung und Vergebung für den Freund zu erflehen.

Wenige Monate hierauf gelang es den vereinten Bemühungen der Väter, den reichen, jungen Portugiesen in ihren Orden zu ziehen, mit dem im Geheim geleisteten Schwur, dereinst die ihm zufallenden Güter der Gesellschaft Jesu zuzuwenden. Die Freunde waren jezt enger aneinander gebunden, obgleich Horace über Sebastian stand; denn jener war schon zum Gelübde eines Professen zugelassen worden. Zu den Vätern, die den Freunden am nächsten kamen, gehörte der Pater Angelo del' Ortrand Riguez, ein fast vierzigjähriger Mann, mit der Feinheit und hofmännischen Gewandtheit im Betragen, welche damals nur das Leben an großen Höfen gab. Sein Rang eines Professen von vier Gelübden stellte ihn über den Rektor des Kollegiums; als Mitwissender der tiefsten Geheimnisse trat er mit entschiedener Haltung auf, und die geheime Geschichte seines Lebens meldete Siege, die das unerfahrne Ohr eines Neulings mit schamhaftem Staunen füllten. Seine tägliche Toilette war die eines achtzehnjährigen, gefallsüchtigen Mädchens, so gesucht, so mit verfeinerten Mitteln überladen; doch keineswegs hiedurch verweichlicht, war er so klug und im Ernst der Geschäfte so ausdauernd und streng, wie ein finsterer Greis. Obgleich er den jungen Horace auffallend begünstigte, so war dieser dennoch ihm keineswegs herzlich zugethan. „Ich weiß,“ sagte er eines Tages zu Sebastian, „zu den Eigenschaften, die ein Mitglied unsers Ordens sich erwerben soll, gehört auch seine Klugheit, List, Verstellung, Schmeichelei. Dennoch dürfen diese Unwahrheiten nur bis zu einem gewissen Grade gezeigt und geübt werden, gleichsam wie zum Beweis, daß ein tüchtiger Kämpfer sich auch auf jene versteckten Angriffe verstehen muß. Wehe uns aber, wenn dieses Unkraut auf dem Boden unsers Charakters Wurzel faßt!“ Sebastian dachte über diesen Gegenstand anders. Wenige Wochen, nachdem er nach vollendetem Prüfungsjahr das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, fiel folgendes Ereigniß vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Französische Büchersabrikation. Genfer Nachdruck-Industrie.

„In Paris findet man Buchhändler,“ sagt Pelletier weiter, „die weder lesen, noch schreiben können. Im Jahr 1824 nahm Einer Unterricht darin, und seines Gleichen gibt es Viele, in und außer dem Palais-royal. Solche unwissende Leute haben die Unverschämtheit, keck über den Werth oder Unwerth literarischer Erzeugnisse absprechen zu wollen. Einmal hörte ich einen zu einem jungen, armen Schriftsteller sagen: „Machen Sie mir ein Handbuch der Bäckerei,“ und

als der Schriftsteller erwiderte, er habe nicht die geringste Kenntniß von diesem Geschäfte, versezte der Buchhändler mit Unverschämtheit: „die brauchen Sie auch nicht zu haben; nehmen Sie nur zuerst die Encyklopädie zur Hand, dann erkundigen Sie sich rechts und links, selbst bei Ihrem Bäcker, zu dem fügen Sie die Zeichnung und Beschreibung von einigen Maschinen, und das Buch ist fertig.“ So werden in Frankreich Bücher gemacht, die man dann eifrig in Deutschland übersezt. Ueberdieß sagt Pelletier, der französische Buchhandel, und mit ihm die Buchdruckerei, sey jezt sehr im Sinken, theils wegen des innern Verfalls der französischen Literatur und der Herrschaft des Politischen, theils wegen der guten und schönen Nachdrucke, die in Brüssel, Genf und in Deutschland schnell von jedem nur etwas bedeutenden Buch gemacht werden.

In Genf beschränkt sich der Nachdruck nicht auf Theaterstücke und unterhaltende Bücher, sondern er erstreckt sich auch auf Journale und Zeitschriften. Die französischen Zeitungen, der Temps, der Courier français, le Cabinet de lecture, kommen hier bei leichtem Uebergang über den Jura gegen eilf Uhr an, und um Mittag, also schon Eine Stunde nachher, cirkuliren die nachgedruckten oder eigentlichen abgedruckten Exemplare; denn die Pariser Blätter werden mit einer chemischen Substanz bestrichen und dann von Neuem unter die Presse gebracht, wo jedes wieder sechs bis acht Abdrücke gibt, die freilich bleicher sind als das untergelegte Original, das am Ende fast ganz seine Schwärze verliert. Diese abgedruckten Blätter kosten nur halb so viel als die Pariser, eine bedeutende Ersparniß bei den hohen Preisen jener Zeitungen.

Noch etwas Besseres wird jezt hier mit dem Journal des connoissances utiles vorgenommen, von dem allein in der Schweiz mehr als 20,000 Exemplare cursiren, wiewohl es eine Menge Dinge, Verordnungen, Geseze u. s. w. enthält, die nur für Frankreich selbst Interesse haben. Es wird nicht allein unter dem Titel Propagateur nachgedruckt, sondern auch nach einem sehr verständigen Plan erweitert. Dinge, die nur auf Frankreich Bezug, nur für Franzosen Interesse haben, werden daraus weggelassen und dafür aus andern französischen Zeitschriften ausgehoben, was für den Zweck der Zeitschrift nüzlich und dienlich seyn kann, der kein anderer ist, als in klarer, einfacher und faßlicher Rede Alles zu besprechen, was ohne große technische Vorkenntniß in Akerbau, Viehzucht, in Gewerben aller Art und im häuslichen Leben leicht und mit Vertrauen angewendet werden kann, weil alles Vorgetragene auf vorgängige Erfahrung gegründet ist. Dieses Blatt kommt hier auch in deutscher Sprache für die deutschen Schweizerkantone heraus. Der französische Jahrgang kostet fünf Franken, der Propagateur aber nur drei. Alle Monate erscheint ein Heft von zwei-und-dreißig enggedruckten Oktavseiten. Sollte ein ähnliches Unternehmen nicht auch für Deutschland sehr praktisch seyn?

(Die Fortsezung folgt.)

München, März.

(Fortsezung.)

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Umgeben von griechischen Männern und griechischen Frauen, von griechischen Kindern umspielt, die Lüfte athmend, die noch griechische Namen führen, die Augen am Meere weidend, das von Hellas her kommt, das oft Fahrzeuge mit hellenischer Flagge schmücken, in einer Flur, die nichts Fremdartiges für sie hatte, wo sich die Mauern mit Jasmin behängen, die Bäume mit Rebengeschmeide, wo die Freude unter dem Zelte der Pinie spielt, wo die Natur, wenn sie Feste begeht, die sinnigsten Galeme ihren Lieblingen reicht — da weilten die Abgesandten Griechenlands mit Lust, und nicht mehr düster kam ihnen der mysteriöse Schleier über den deutschen Gauen vor, da er sich so heiter an ihrer Pforte lüftete. Bald traten sie ein zu derselben. Allein wie veränderte sich da plözlich Alles umher! Die schönen Dekorationen waren zusammengestürzt und ein wildes Felsengeröll schauerte sie an, geschmückt mitunter mit Sträußen und Kränzen aus südlicher Zone, wie ein Todtenhof des Nordens. Sie waren auf dem Karso, wo der aus dem heitern Süden kommende Wanderer häufig ungeheure, nebelhafte nordische Gespenster sieht, die ihm symbolisch das Leben jenseits des Gebirgs vorgaukeln, Erscheinungen, so seltsam, so unhold und lichtscheu, daß es ihm wird, wie dem Faust auf dem Blocksberge oder dem Dante in den Kreisen der Hölle. Unsere Gesandten aber, uneingeweiht in die Mysterien des deutschen Lebens, sahen auf dem Karso keine Geister; sie hörten nur das Brausen der Bora, und dachten sich dabei nichts anderes, als daß Deutschland wirklich ein rauhes Land seyn müsse. In den Alpenthälern, in die sie sich darauf vertieften, überzeugten sie sich vollends davon. Wahrlich, es ist schade, daß sie gerade in schlimmer Jahrszeit und dazu noch bei fast unaufhörlich schlechtem Wetter kommen mußten! Die Almen mit ihren Hörnern und Liedern grüßten sie nicht, es grüßten sie nicht die Echo's der Schüsse der Gemsjäger, der lauten Lust der Dörfer, nichts grüßte sie! Alles hüllte sich düster in Nebel und ließ sie vorüberziehen; es zitterte der Boden vom Dröhnen der Wasserfälle, es heulten die Lüfte von der Windsbraut, welche, die Flur entblätternd, von Schlucht zu Schlucht brauste; grause Phantome, erhoben sich die Felsen und trugen über der Landschaft einen Himmel ohne Sonne und ohne Sterne, wilde, reißende Ströme zeigten ihnen den Weg. Miaulis erkrankte, und dadurch verzögerte sich noch die Reise der fremden, seltenen Gäste, auf die man in München harrte. München hatte sich festlich gekleidet zu ihrem Empfange, hatte ihnen Boten entgegengesandt und war außerordentlich bewegt. Endlich! endlich! hieß es auf einmal. Es war am Abend des 13ten Oktobers und finstere Nacht. Endlich! und durch die Wogen der Schaulustigen rollten die Wagen der Männer aus dem Morgenlande nach ihrer gastlich winkenden Herberge, nach dem alten, grauen Pallaste Freissing, welcher wie das Zelt des stolzen Vasallen vor dem Zelte des mächtigen Lehnsherrn steht, an der Pforte des prachtvollen Vaterhauses ihres Königs.

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

Das Erste stellt wie eine Mauer
Dem Feindes-Angriff sich entgegen;
Das Andre bei Trompetenschalle
Wird sich zum Angriff lustig regen.

Das Ganze weißt dem Feind die Zähne,
Doch hat's davon geringen Segen;
Denn meistens wird es ja gemordet,
Gerade seiner Zähne wegen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. April 1833.

Kaum hat man sich einen Makel zugezogen, so ist er mittelst der „pia et religiosa calliditas et pietatis solertia“ wieder abgewaschen.

Pascal.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Es konnte Horacen, der seinem Freunde auch in Verhältnissen des Ordens am nächsten stand, nicht entgehen, daß dieser öfters heimliche Gänge antrat, deren Zweck er ihm hartnäckig verschwieg. Zufällig erfuhr er jedoch, daß er eine junge Jüdin aufsuchte. Eines Tages, als Sebastian sich bei ihr befand, mußte es ein unglückliches Geschick fügen, daß der Pater Ignaz, der in Geschäften sich in jener Gegend befand, ihn im Hause des Juden antraf. Der Entdeckte erschrack heftig; er wußte nur zu wohl, daß Ignaz, stets von ihm mit verächtlichem Stolze behandelt, die Gelegenheit, sich zu rächen, nicht vorüber lassen werde. Sein Entschluß war demnach sogleich gefaßt; er befahl der Jüdin, die Läden ihres Gemachs fester zu schließen, sich krank zu stellen und so ruhig abzuwarten, was geschehen würde. Er selbst flog nach Hause, öffnete Horacens Thür und trat mit den Zeichen äußerster Bestürzung und Trauer hinein. Den Freund zum Mitwisser seines Geheimnisses machend, brachte er die verstellte Klage vor, wie er eben Botschaft erhalten, daß die Geliebte auf den Tod krank liege; ein Befehl des Rektors, der ihn zu sich rufen lasse, verhindere ihn leider, selbst zur Erkrankten zu eilen, er fordere aber von der Freundschaft Horacens, daß er ihn und das arme Mädchen nicht verlasse. Mit diesen Worten schob er dem Erstaunten ein paar Gläser mit Medikamenten in die Hand, beschrieb ihm Gasse und Haus und drängte ihn fort; er selbst aber begab sich aufs Zimmer, wo er, aufs Lager hingeworfen, sich in seine Decken hüllte, als hätte ein bösartiges Fieber ihn überfallen. Was er vorausgesehen, geschah: nicht fünf Minuten vergingen, so klopfte das Stäbchen des Unterprokurators an die Thür, die Gegenwart des Rektors meldend. Dieser trat mit Ignaz herein, nicht wenig verwundert, den Angeklagten auf seinem Zimmer, und zwar in einem Zustand zu finden, der es unmöglich zu machen schien, daß er vor wenig Augenblicken in entlegener Straße am entfernten Ort gewesen. Sebastian stellte sich, als begriffe er nicht, was der Rektor wolle, und dieser wandte sich endlich mit unmuthiger Gebehrde zu Ignaz. „Beim heiligen Jakob!“ rief der alte Jesuit, „so wahr ich ein ehrlicher Biscajer bin, ich habe Niemanden als den Bruder Sebastian zu sehen geglaubt; doch mögen die Düsterheit des ärmlichen Gemachs, die Unwürdigkeit der Umgebung die Schärfe und Klarheit meines Blicks getrübt haben; darauf aber will ich beim Splitter des heiligen Kreuzes schwören, ich sah einen unseres Ordens im Hause jener Gottlosen; schickt hin, und wenn nicht Alles trügt, so muß sich der Uebertreter noch daselbst finden.“ Sebastian stieß bei diesen Worten einen Schrei der Furcht und Besorgniß aus, der die Aufmerksamkeit des Rektors

wieder auf ihn leitete. „Bei Eurem Gelübde!“ rief der ernste Mann, „ich befehle Euch, mir zu sagen, was Euch in dieser Sache bekannt ist.“ Nach einer Pause entgegnete Sebastian mit dumpfer Stimme: „Mein Vater, Ihr fordert die Erfüllung einer harten Pflicht von mir, ich soll gegen meinen Freund und Bruder zeugen.“ — „Gegen Euren eigenen Vater, wenn es der Orden verlangt!“ rief der Rektor strenge. „Wohlan, so sage ich Euch, daß Don Horatio ein Liebesverständniß mit einer Jüdin unterhält. Schickt hin, Ihr werdet ihn finden; ach! ich habe ihn umsonst gewarnt!“ Er sank erschöpft zurück; doch in dem Moment fühlte er die Hand des Rektors segnend auf seinem Haupte. „Tröstet Euch, mein Bruder!“ rief er, „Ihr habt Euren Freund nicht verrathen, gerettet habt Ihr ihn! Der Segen des heiligen Ignaz lege sich auf Euer Herz, wenn es im Dienste des Ordens ob einer strengen Pflicht zu brechen droht!“ Indeß war Horace im Gemach der schönen Esther getroffen und gefangen genommen worden; seine Schwüre, seine Betheurungen halfen nichts; unerbittlich sind Ignaz und seine Häscher, der Unglückliche wird in das Gefängniß des Kollegiums geführt, wo man ihn allein mit seinem Schmerz läßt, der doppelt groß ist, da er wohl fühlt, von welcher Hand der Streich geführt worden.

Drei fürchterliche Tage sind vergangen. Das Haupt auf den Arm gestützt, in grübelnden Unmuth versenkt, sitzt er da am Abend des vierten Tages; das Lämpchen brennt zu seinen Füßen, die Scheibe des Mondes rollt am vergitterten Fenster, von nacheilenden Wolkenschatten verfolgt, dahin, da öffnet sich die Thüre und Sebastian steht vor ihm. Er sprach in langer Rede seine Verlegenheit, seine innern Vorwürfe aus, indeß des Freundes blaues Auge offen und prüfend auf ihm ruhte. „Ich weiß es,“ sagte Horace endlich kurz, „ich bin deinetwegen hier; Du hast mich verläumdet, auf mein Haupt die Strafe gelenkt, welche dem Deinigen zukam; gestehe es offen, ich bin bereit, Dir zu vergeben.“ Sebastian kämpfte mit seinem Stolz, bevor er das Geständniß that, doch sein Herz, noch nicht bis zum Grunde vergiftet, zog ihn dem leidenden, schönen Freunde zu. Er warf sich unter einer Fluth hervorbrechender Thränen an die breite Brust des Jünglings, der ihn aufnahm und herzlich an sich drückte. „Sebastian!“ rief Horace, „der Himmel gebietet über diese Stunde — Dein Busen ist weich — versprich mir, mich nie wieder zu täuschen! Wenn Du im Mißgeschick bist, biete ich offen meine Brust Dir zum Schutz, doch wissen muß ich darum; nicht zum Träger Deiner Sünde biete ich mich an.“ Sebastian schluchzte, ein warmer Händedruck und die Worte: „beim Kreuze, das ich auf der Brust trage, dieses schwöre ich Dir!“ besiegelten aufs Neue den Bund. Horace ging jezt mit der Heiterkeit einer jugendlichen Begeisterung aus dem Kerker in den Hof, der dazu bestimmt war, straffällige Mitglieder des Ordens der Oeffentlichkeit preiszugeben; doch die Mauer, welche diesen Hof umgab, war so hoch, daß auch hier das Geheimniß bewahrt wurde, in dessen Schleier die Gesellschaft Jesu für gut fand, alle ihre Angelegenheiten zu hüllen. Baarfuß, den Oberleib entblößt, die Arme mit einer gelbseidnen Schnur, dem Zeichen der Rechte seiner edlen Geburt, umschlossen, stand Horace eine Stunde da, wie er hoffte und wünschte, von Niemanden gesehen. Doch hierin täuschte er sich. An die Mauer des Hofes stieß der Pallast der Prinzessin Constanzia della Gloria. Das blühende siebzehnjährige Mädchen ward durch die Politik des Hofes von Lisboa gleichsam wie im Exil zu Coimbra gehalten, und ihre Duenna, eine alte Prinzessin von Geblüt, eine Karrikatur von Stolz, Unwissenheit und Aberglauben, war dem Mädchenfrühling zum Wächter gegeben. Doch ein junges, aufathmendes Leben holt seine duftende Nahrung vom Mond und den Gestirnen; Träume lehren es die Liebe, und der Schatten eines Bildes hat noch Körper genug, um diese Träume wahr zu machen. Die schweren Wellen der dunkelrothen Vorhänge waren niedergelassen, die Prinzessin lag am Fenster, die braune Grimasse einer alten maurischen Amme trug mit geschwinder Zunge ein südliches Mährchen vor, indem sie bei der Schilderung jeder Liebesscene lachend die grellen weißen Zähne enthüllte. Das fürstliche Mädchen sah gedankenvoll hinaus, da trafen ihre Blicke unten auf den schönen Jüngling im Hof, der, das Haupt gesenkt, in einer schönen träumenden Stellung dastand. Das Mährchen der alten Myrza hatte jezt für die Prinzessin Bedeutsamkeit, sie wußte jezt, wer der schöne maurische Ritter war, der im Thal zu Ronceval den neunarmigen Riesen bekämpfte, sie sah den schlanken Hirten vor Augen, der dem Zug seiner weißen Lämmer träumend nachschlich auf die Höhe des Berges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Beschluß.)

Den Engländern verzeihe ich's, wenn sie sich das Leben sauer machen, um einen eigenen Geschmack zu beurkunden; sie bezahlen ihre Albernheiten theurer, als wir unsere Genüsse; aber sich auch den Tod verbittern durch Originalität und die Leute zu ärgern durch verewigte Pedanterie — was geben sie dafür, sie, die alles bezahlen zu können glauben? Der Scherbenberg wäre das wahre Sinnbild ihres Kirchhofs, wenn er nicht noch das Gute hätte, unterminirt zu seyn und kühle Keller zu halten, wo man im Oktober Luperkalien feiert und die Maler sich Modelle für Bacchantinnen holen. Ich sah allda einen Rudel weißbekitteter Buben, die ich über die Entstehung dieses Hügels befragte. Der älteste antwortete mir: „der Hügel

stand schon, als wir die Schule betraten.“ Ich dankte für die geschichtliche Notiz; man kann über einen so bedeutsamen Gegenstand nicht mehr zu wissen verlangen. Als ich links der Stadt zu ging, bemerkte ich, beim tiefen Wasserstand der Tiber, die Reste des Pons sublicius, wo Horazius Cokles seine Heldenthat gethan; die Brücke hieß später Pons Aemilius und noch zwei andere Römer, Commodus und Heliogabalus, flogen über ihr Geländer in den Fluß hinab, freilich unwillkürlich. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen der Geschmack. Ich weiß fast nicht, was mir besser gefällt, der Salto mortale eines Wütherichs oder eines Helden? Oft kommt es jedoch auf Eins heraus.

„Auf heute Abend hat eine Gesellschaft schwarzer und weißer Tauben, die aus Oberitalien angelangt ist, die Ehre, ein verehrliches römisches Publikum zu einem neuen romantischen Schauspiele einzuladen, das sie im Mausoleum des Augustus aufführen wird. Besagte Tauben, überzeugt von dem vortrefflichen Geschmack der hiesigen Einwohner, werden sich alle Mühe geben, den Beifall, den sie durch ihre Kunst schon in mehreren Hauptstädten Italiens eingeerndtet haben, auch hier zu verdienen, und bitten deßhalb um geneigten Zuspruch.“ Nun, gehen wir hin! es wird wohl eine Art Ballet seyn; in einer Zeit, wo die menschlichen Schauspieler den ganzen Thierkreis ihrer Kunst durchlaufen haben, dürfen sie wohl im Zeichen des Krebses ausruhen, während die thierischen Bestrebungen mit Recht auf Anerkennung Anspruch machen. Unsere Philosophen finden hier Thatsachen für ihre Entwicklungstheorie, und da Heine von Eidechsen gelernt hat, sehe ich nicht ein, warum man die Talente der Tauben nicht unterstützen sollte. Wir Menschen sind gegenwärtig auf der Entwicklungsleiter schon in den Spekulationshimmel hinauf gestiegen, wo wir uns an der Spiegelherrlichkeit unseres Selbsts, der berühmten Null, ergötzen. Reichen wir unsern niedrigen Brüdern, die da nachkommen, die Hand; der heilige Franziskus ist, wie ich dir schon früher einmal bemerkt habe, uns mit schönem Beispiele vorangegangen. Die Tauben haben übrigens das Mausoleum Augusti nicht aus eigenem Antriebe zum Schauspielhaus gewählt, sonst dürfte man ungescheut schließen, daß sie archäologische Kenntnisse besitzen. Das Grabmahl des Augustus, das man vorzugsweise Mausoleum heißt, gab in der Zeit des Mittelalters dem Stadttheile, in welchem es liegt, den Namen Augusta. Im zwölften Jahrhundert verwandelten es die Herrn Colonna in ein festes Schloß, das später vom römischen Volke zerstört ward. Aus dem Gebäude, wie es jezt da steht, könnte man nur sehr unbefriedigende Aufklärung über seinen antiken Zustand erhalten. Sueton aber hat den Ort genau bezeichnet und Strabo beschreibt das Denkmal im fünften Buche seiner Geographie. Es war bis auf die höchste Spitze hinauf mit Bäumen besezt und rings von einem Gartenhain umgeben, der dem römischen Volk geöffnet war. Gegenwärtig sieht man nur die untersten Schwibbogen; das Gewölbe des Hauses selbst, auf dem die Pflanzung stand, ist zusammengestürzt und hat so einen ebenen Plan gebildet, um welchen man im verflossenen Jahrhundert eine Art Amphitheater errichtet hat, wo besonders zur Sommerszeit allerlei Schauspiele aufgeführt werden; das ist auch der Grund, warum sich die Künstlertauben heute hier produzirten. Die Thiere haben sich ausgezeichnet; doch, da mir die Individualitäten des Personals noch nicht gehörig bekannt sind, so enthalte ich mich einer strengern Kritik. Das Stück selber, das aufgeführt wurde, war im Genre der Affen- und Bärenkomödien; es ist aber begreiflich, daß die Flügel der Thiere demselben einen besondern Schwung verliehen. In dieser Hinsicht wären auch unsern menschlichen Schauspielern oft Flügel zu wünschen. Wir haben in Deutschland mehrere dramatische Werke, die sich ohne Beihülfe von Thieren nicht auf die Bretter bringen lassen. Du siehst hieraus, daß unsere Dichter, die gemeiniglich ihrem Jahrhundert vorausarbeiten, sich in ihrer Ahnung nicht betrügen. Das Schauspiel war eine sommernachtstraumartige, faustisch-blocksbergische Zusammensetzung, wo der äußere Zusammenhang oft fehlt, während man uns auf eine innere Einheit verweist; kurz, die Tauben zeigten sich in verschiedenen Charakteren und spielten eine Art Intermezzo, wie wir es in Goethe's Faust finden. Als Solo's zeichneten sich aus: die „Unverbrennliche,“ die im Mittelpunkt eines sprühenden Feuerreifes hielt, die „Unbewegliche,“ die auf dem Rohr einer losknallenden Pistole, ohne zu wanken, saß, u. s. w. Als Tutti war besonders eine Schlacht merkwürdig, welche die Schwarzen mit den Weißen führten; beide Partheien schossen und knallten gegen einander, zogen sich zurück, griffen an, hierhin, dorthin wogte das Gedränge, in Pulverdampf gehüllt war das Schicksal — da sandte Napoleon seinen Dessair: die Weißen flohen. Doch genug; unser menschliches Publikum schrie: miraculo! nur einige Katzen bewiesen durch ihre miauende Kritik eher ihren Neid, als ihren Geschmack, und der Theaterdirektor gelangte zu einer vollen Kasse.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März

(Fortsetzung.)

Die baierisch-griechischen Angelegenheiten.

Tags darauf begann das Oktoberfest. Ein Theater eigener Art war die Theresienwiese geworden. Ungeheure Menschenmassen strömten hinzu und füllten es an, neugierig auf das Fest, neugieriger noch auf die Fremdlinge, welche gestern bei finsterer Nacht angekommen waren. „Die Griechen! die

Griechen!“ riefen auf einmal wohl achtzigtausend Stimmen. Sie waren vorgefahren und bald darauf erschienen sie vor Aller Augen auf einer offenen Tribune *) der Cirkusbank: Andreas Miaulis, der greise Hydriote, der berühmte Admiral, Konstantin Bozaris, der Erbe der Waffen des Markos, und Demetrius Koliopulos Plaputas, der prachtvolle Peloponnesier, der Schrecken der türkischen Schlösser, und zu ihrer Linken: Paulidis Diamanti, Major des Koliopulos, Andreas Stipas aus Hydria, Kapitän des Miaulis, Wasilis Zaravellas, Suliote, Hauptmann des Bozaris, Demetrius Bavalopulos aus Moliorgenas in Charitana, Ordonnanz des Koliopulos, und Georgeos Pipis, Ordonnanz des Bozaris. Da standen sie wie auf einem Fels, an welchem die brausenden Wogen der neugierigen Menge brandeten; da blühten sie, in ihrem schönen Kostüme, über den nach aberwitzigem Schnitte dunkel gekleideten Abendländern, wie Blumen aus sanfterer Zone im Gersten- oder Haferfelde. Noch hatten sie ihren König nicht gesehen, und leer stand noch ihnen gegenüber das elegante, nach allen Seiten offene, mit einer Blumenausstellung gezierte, schimmernde königliche Zelt. Da donnerten die Kanonen auf den Höhen des Theaters; lauter und festlicher brausten die Massen der Zuschauer, der Nationalgesang der Baiern erscholl, Musikchöre stimmten ein: es kamen der König der Baiern, der König der Griechen und die Königin des Festes, Theresia, die Mutter der griechischen Könige. Wäre das Wetter minder häßlich gewesen, es hätte den Griechen wohl werden können, wohler und heimathlicher, als da sie an Deutschlands Pforte ruhten; denn sie waren einem Volke vorgestellt, das ihnen verwandt geworden, sie standen, allenthalben umflattert von ihren Nationalfarben **), ihrem Könige gegenüber und ihm, der zuerst unter den Fürsten der sich den Sklavenfesseln entringenden Hellas Beifall zugeklatscht und sie besungen hat. Vor ihnen lag die Stadt, wo die Söhne der edelsten Griechen, die Söhne des Miaulis, der Sohn des Markos Bozaris u. a., erzogen werden, wo sich eine griechische Kirche befindet, wo der erste der Philhellenen wohnt, jener Mann, den die Griechen verehren und lieben wie ihren Meister, den sie sich als eine Wohlthat von seinem Könige ausgebeten haben, kurz, Thiersch, Θιρσιος, ὁ διδασκαλος ἐξοχωτατος, wie sie selbst ihn zu nennen pflegen. Wenn sie aber auch das Wetter und vielleicht auch die Scenen des Festes wenig erfreuten, so mußten sie sich andernseits an der schönen Ordnung freuen, die überall herrschte, an der Wohlhabenheit, die überall hervorleuchtete, an der Reinlichkeit, an der Gutmüthigkeit, am Frohsinne der Baiern und an der Volksthümlichkeit der königlichen Familie.

Der folgende Tag war abermals ein Tag der Freude. Die Firsten der Häuser, die Zinnen der Stadt vergoldeten sich mit den ersten Strahlen der Sonne, und in den Straßen wirbelten die Trommeln in Musikchöre, donnerten die Kanonen. Es war der Tag der Namensfeier der Königin Theresia, es war der Tag, wo die Steine der neuen Krone von Hellas zu Edelsteinen wurden und zu flimmern begannen. Glockengeläute, Weihrauch, heilige Lieder, Gebete gaben den Lüften einen feierlichen Ton. Die Gassen waren gedrängt voll von festlich geschmücktem Volk, von glänzenden Equipagen, von den ausrückenden Regimentern der Garnison, von den Wagen der Landleute, welche ihre Preisfahnen heimbrachten.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Da sie noch keine Audienz beim König gehabt, konnten sie auch nicht, dem Ceremoniel zufolge, in dessen Zelte Platz nehmen.

**) Blau und weiß ist die Nationalfarbe der Griechen, so wie der Baiern.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Waldenser. Literarische Charlatanerie.

Die so interessanten Waldensergemeinden in Piemont sind schon manchmal im Morgenblatt besprochen worden, und wenn ich nicht irre, wurde dabei auch der Wunsch geäußert, es möchte ein Sachverständiger ihre Geschichte schreiben. Dieß ist nun geschehen, und eine Histoire des Vaudois depuis leur origine jusqu'à nos jours kommt jezt von einem jungen Waldenser, Namens Alexis Muston, auf Subscription heraus. Getrieben von dem Durst nach Unterricht und Kenntnissen, die er sich in seinen Thälern unmöglich erwerben konnte, wanderte er aus, studirte zuerst auf der Akademie von Lausanne, durchreiste dann Deutschland, ließ sich endlich für einige Zeit in Straßburg nieder, und hier faßte er den Entschluß, die bisher nicht genug bekannte Geschichte seiner Heimath und seiner edlen Ahnen zu schreiben. Zu diesem Zweck stellte er genaue Forschungen über seinen Gegenstand auf den Bibliotheken von Baden, Tübingen, Stuttgart, Karlsruhe, Heilbronn, Mannheim und Heidelberg an, wo er aus Chroniken und Handschriften eine Menge Nachrichten und überdieß an zweihundert alte Werke sammelte, die die Waldenser berühren. Den Ertrag seines Werks will der wackere Muston zum Ankauf einer Bibliothek verwenden, um es durch sie seinen Landsleuten möglich zu machen, sich in der Heimath zu unterrichten und nützliche Kenntnisse zu verschaffen, ohne, wie er, zur Auswanderung gezwungen zu seyn. In Genf findet dieses schöne Unternehmen lebhafte und herzliche Theilnahme.

Einen neuen Beweis der französischen Charlatanerie in der Wissenschaft hatten wir vor Kurzem an der Dissertation sur l'emplacement du mur que César fit construire près de Genève contre les Helvétiens p. Depery, Chanoine de Belley. In dieser Dissertation, der auch eine Karte beigefügt ist, sagt der gelehrte Herr Canonikus: „Cäsars Mauer wurde nicht, wie man lange glaubte, in der Richtung von Nyon nach Gingins, auch nicht von Genf nach Gex hin gebaut, sondern nach meiner Entdeckung auf dem linken Rhoneufer, von dem Bois-la-Batie bei Genf bis an den Berg Wache. Diese meine Meinung gründe ich auf Cäsars Worte selbst, und sie stimmt überdieß ganz mit der Oertlichkeit überein. Die Mauer war 19,000 Schritte lang.“ Kaum war die Dissertation heraus, so vindizirt ein Herr Chupiet aus Bourg diese Entdeckung als sein Eigenthum und behauptet, sie schon in einer ungedruckt gebliebenen Schrift vom Jahr 1825 ausgesprochen und weiter ausgeführt zu haben. Während nun die beiden französischen Antiquare, diese zwei Duodez-Champollions, über ihre Entdeckungspriorität mit einander streiten, thut man hier dar, daß dieselbe Ansicht schon vor mehr als hundert Jahren von dem Staatssekretär Gautier in der 1730 gedruckten Geschichte Genfs von Spon, 4., Tom. II. p. 289, nicht etwa nur flüchtig ausgesprochen und hingeworfen, sondern weitläuftig erörtert und auseinandergesezt, auch mit einer Karte begleitet worden ist. Dieselbe Ansicht hatten später der Graf Turpin von Crissé in seinen Commentaires de César, Montargis 1736, und Lemaire in seiner Ausgabe von Cäsar 1819 geäußert; ja, Barbié du Bocage hat nach den obigen Angaben sogar eine Karte von Gallien mit dieser so gestellten Mauer gezeichnet. Was soll man nun von den Herren Depery und Chupiet denken?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. April 1833.

Hast du Lust, die Sitten des Menschengeschlechts zu erkennen,
Brauchst du ein einziges Haus. —

Juvenal.

Der Ball und das Jahrhundert.

Zwei Männer, nicht mehr jung, noch nicht alt, kurz in dem Alter, wo das Herz noch keine kalte, leere Stätte ist, weil noch Leidenschaften darin hausen, wo aber schon Vernunft und gereiftere Erfahrung vor Uebereilung und Schwindelei schützen, ergingen sich in einer hellen Winternacht auf einem Boulevard von Paris und waren seit längerer Zeit in lebhaftem Streit begriffen. „Sie bleiben also dabei," sprach der Eine, „alle Erscheinungen in der Zeit, groß und klein, sollen den Stempel des Jahrhunderts und seiner Sitten tragen? man brauche den Charakter der Zeit nicht lange zu studiren, die Luft sey damit geschwängert —" — „Wollen Sie mich ewig mißverstehen?" erwiderte der Andere; „was habe ich gesagt? um die Sitten einer ganzen Zeit kennen zu lernen, brauche man nur Ein Haus, Eine Familie zu beobachten, überall liegen die Laster wie die Tugenden des Jahrhunderts, seine Neigungen, wie seine Launen offen zu Tage, und am Kamin sehe man in dieser Hinsicht so viel und mehr als auf dem Markte; kurz, es sey mit der Zeit, wie mit dem einzelnen Menschen: nur im Schlafrock, nur in seinem Hauswesen lernt man ihn recht kennen." — „Da brauchte ich also etwa nur den Lumpensammler auszufragen, der dort an nichts denkend hinschleicht, und hätte ein Bild vom Jahrhundert?" — „Leicht möglich, ganz gewiß aber bekommen wir ein solches, wenn wir mit den lustigen Masken dort auf den Opernball gehen." — „Gotbehüte! wenn man in den Dreißigen ist, wirft man seine Nächte nicht so weg! und was wollen Sie mir auf dem Ball eigentlich zeigen?" — „Den Einfluß des politischen Lebens auf Alles, auch auf das Kleinste." — „Damit kommen Sie von Ihrer frühern Idee ab." — „Keineswegs! wenn ich Ihnen sage: so ist in zwei unruhigen Jahren der Ball geworden, so heißt dieß doch wohl soviel: aus der Wirkung hätte man einigermaßen auf die Ursache schließen können." — Bei diesen Worten standen sie unter dem Peristyl des Theaters, und der Ungläubige ließ sich, halb scheltend, halb lachend hineinziehen.

Oberflächlich betrachtet, ist seit hundert fünfzig Jahren mit dem Opernball, troß aller politischen und moralischen Umwälzungen, so gut als keine Veränderung vorgegangen; da geigt nach wie vor das Orchester, und kein Mensch hebt den Fuß zum Tanze; da zieht nach wie vor der Troß von Narren umher, in seltsamer Vermummung, und in der Zeit der unbeschränktesten Redefreiheit übt man noch immer komisch-ernst die bescheidene Maskenfreiheit, wie mancher arme Teufel von Poeten noch bei der Fabel und dem Gleichniß ist. Daß Venedig, hätte es Preßfreiheit gehabt, nicht auf das Carneval verfallen wäre, fällt keinem Menschen ein. Da kommt immer noch der Marquis vom Hofe Ludwigs XIV., starrend von

Gold, der Quäker im platten, knappen Kleide, der Grieche mit den bunten Flittern — ein Trödelmarkt der Mit- und Vorwelt. Ja, blickt man nur oben darüber weg, so ist das Jahr 1830 vom Jahre des Heils 1700 kaum zu unterscheiden, und abgesehen von der Eleganz und Gravität, die unterwegs abhanden gekommen sind, könnte ein Talon-rouge, der wieder auferstände, meinen, er sey zu Versailles; er könnte sich heimisch fühlen, wie ein alter Römer in den aufgedeckten Straßen von Pompeji.

„Nun," begann einer unserer Beobachter, „ich strenge jezt schon eine gute Weile alle meine Seelenkräfte an, um Ihrer Idee hier auf die Spur zu kommen; vergebens! Der Savoyarde schreit zu den plumpen Bildern seiner Zauberlaterne: dieß stellt das und das vor! Ich wollte, Sie machten es ebenso." — „Nur Geduld!" — „Wie lange noch? Sie müßten nur die dreifarbige Malerei am Proscenium hier als Spuren der Juliusrevolution geltend machen; denn sonst werde ich hier wahrlich nicht mehr davon gewahr als sonstwo!" — „Still! schweigen wir von den Todten!" — „Und wahrhaftig," fuhr der Andere fort, „einen trübseligern Ball habe ich in meinem Leben nicht gesehen! Die langen schwarzen Dominos machen mir ganz wirre vor den Augen; wie kann man sich mit der gefügigsten Einbildungskraft dahinter verschiedene Gestalten, verschiedene Charaktere schaffen! Tausend Individuen und nur Ein Mensch! Wie langweilig! kaum hie und da eine armselige Charaktermaske!" — „Nun ja, die ganze Gesellschaft ist über Einen Leisten geschlagen; soll es da nicht auch der Ball seyn? Charaktere! wo ist denn dergleichen überhaupt zu finden? — Wäre ich ein Maler und hätte ich die Gleichheit allegorisch darzustellen, ich gäbe ihr einen schwarzen Domino." — „Und der Gerechtigkeit nähmen Sie wahrscheinlich die Binde?" — „Ja, und schielen müßte sie." — „Sehen Sie, wie die drei Damen hier, die so verlassen herumstreifen, unter der Maske lachen! Sie haben uns behorcht; haben sie doch sonst nichts zu thun!" — „Wenn man in ausgewählten Cirkeln die Damen mit einander gähnen läßt, kann man da auf dem Ball der nächsten Besten nachlaufen?" — „Hm!" erwiderte der Andere, „was machen Sie für Umwege!" — „Hören Sie! in diesem Jahrhundert, das uns blitzschnell durch die Zeit dahinreißt, wo Keiner einen festen Halt gewinnen kann, denn die Gegenwart drängt unwiderstehlich zu einer Wiedergeburt in einer nahen Zukunft, in dieser Zeit befinden sich mancherlei Menschen in bedauerlichen Verhältnissen; Niemand aber ist wohl mehr zu beklagen als die Frauen. Ja, wenn sie sich nicht bald zu der zurückgezogenen Lebensweise der Engländerinnen entschließen, wenn sie nicht lernen, sich auf sich selbst zu beschränken, wenn sie, die Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration im Kopf, fortwährend männlichen Umgang suchen, so kann ein schreckliches Sittenverderbniß nimmer ausbleiben. Die beiden Geschlechter sprechen nicht mehr Eine Sprache; die männliche Jugend brütet ob Staatsinteressen und hat zu den harmlosen Spielereien des geselligen Lebens keine Zeit mehr. Was man einem Frauenzimmer den Hof machen hieß, das ist viel zu langweilig. Wollen die Weiber uns haben, müssen sie uns entgegenkommen, sich uns hingeben, und wenn sie damit einmal den Anfang machen, wo wollen sie aufhören? Der Zeitgeist verhält sich zu den Sitten, wie das Klima zu Blüthen und Früchten; in Zeiten des Bürgerkriegs reift stets das öffentliche Leben auf Kosten des häuslichen, wie in der tropischen Sonne die Palme gedeiht und die Rose zu Grunde geht." — „Noch weiß ich nicht, wo Sie hinauswollen." — „Nun, zum Beispiel, eben die Damen dort von höchst zweideutiger Natur haben den eigentlichen spezifischen Charakter der zarten weiblichen Organisation, die Schaam, noch nicht ganz abgestreift; wenn sie aber stehenden Fußes mänadisch alle Schranken durchbrächen, es wunderte mich nicht." — „Ich gestehe, sie führten vorhin verwunderliche Reden, und ich dachte, man müsse es gegenwärtig hier mit dem Zutritt nicht so strenge nehmen; indessen sprachen sie blos halblaut." — „Warum? weil es immer noch eine öffentliche Schaam gibt." — „Wahrhaftig!" erwiderte der Freund nachdenklich, „Sie könnten nicht so ganz Unrecht haben." — „Kommen Sie, machen wir uns in den Haufen! — Sehen Sie denn gar nichts an diesen Menschen, wenn ihre Gesichter nicht hinter einer Maske, ihre Glieder nicht hinter den Falten des Domino stecken? Tragen nicht alle das Zeichen des Bürgerkriegs vor der Stirne?"

(Der Beschluß folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Wenige Wochen nach diesem Ereigniß wurden beide Freunde ins Gemach des Don Riguez beschieden. Mit einnehmender Freundlichkeit trat ihnen der stolze Mann entgegen. „In Uebereinkunft mit dem Pater Rektor," hub er an, „ist es mir gelungen, zwei treffliche Aufträge für Sie, meine jungen Freunde, aufzufinden. Wir sind unter uns, Sie sollen sie vernehmen. Neugierig bin ich, wem von Ihnen beiden ich dankbarer seyn werde für die wohlerfüllte Pflicht. Ich habe mich in meiner Wahl von den verschiedenen Charaktervorzügen leiten lassen, die Sie schmücken. Don Ortes Bellador, früher Admiral der Flotte seiner portugiesischen Majestät, befindet sich seit gestern in den Mauern unserer Stadt; es gilt, ihm ein wichtiges Papier abzulocken, das er in Händen hat und das uns von großem Nutzen seyn kann. Die nähern

Umstände und Beziehungen finden sich hier auf diesem Blatte. Es gilt nun, meine Freunde, daß Sie durch List oder Ueberredung, durch Frömmigkeit oder Schmeichelei, durch welche Künste Sie immer wollen, das Papier erhalten. Der Admiral ist mit einem alternden, doch, wie man mir sagt, noch immer schönen und galanten Weibe verbunden. Sie wissen nun, was Sie zu thun haben; Ihnen, Don Sebastian, theile ich die Frau zu, Sie, Don Horatio, erhalten den Mann. Zum Vorwand, ins Haus zu kommen, mag dieses Kästchen dienen, das mir ein Vetter des Admirals für ihn hat einhändigen lassen.“ Er machte eine entlassende Verbeugung und beide Freunde gingen, sich zu ihrem Berufswege vorzubereiten.

Mit klopfendem Herzen, die einstudirten Rollen im Kopfe, standen sie am andern Morgen, nach der Messe, vor dem Pallast; ein Mohrenknabe öffnete ihnen den Vorsaal und die zahlreiche Dienerschaft bückte sich, eine Straße bildend, vor den eben so geachteten als gefürchteten Ordensgeistlichen. Der Admiral, ein korpulenter Sechziger, mit einer gesunden Weinlaune im rothen Antlitz, lag am Kamin und wärmte seine podagrischen Beine. Er empfing die beiden jungen Patres mit Höflichkeit und nahm das Kästchen in Empfang. Als die Etiquette es erlaubte, erschien seine Gemahlin; nach einigen Stunden ging man zur Tafel, die reich besezt war und an der vornehme Gäste Theil nahmen. Horace fand Gelegenheit, mit einem jungen Verwandten des Hauses sich über die innern Verhältnisse der Familie zu besprechen und manche interessante und wichtige Notiz zu sammeln, indeß Sebastians Stolz sich herabließ, der Dame Ulrica zu schmeicheln, die ihm ein williges Ohr lieh und nach der Tafel eine Audienz versprach. Als er sich so weit sah, glaubte er durch eine salbungsvolle Rede voll glatter Frömmelei sein Ziel schnell zu erreichen, doch die Dame wich ihm aus und that, als verstände sie nicht, wovon eigentlich die Rede sey. Endlich erhebt sie sich, holt ein zierlich gearbeitetes Kruzifix hervor, schenkt es ihm, bittet sich dabei einen Platz in seinem Gebet aus und empfiehlt sich. Sebastian geht innerlich ergrimmt und findet auf dem Vorsaal Horacen, der eben nicht glücklicher gewesen war. Durch ein paar Gläser guten Weins heiter und ausgelassen gestimmt, war er mit dem Hausherrn auf allerlei kurzweiliges Gespräch gekommen, und hatte zulezt vergeblich sich bemüht, es zu dem ernsten Geschäft hinzulenken. „Ich tauge nicht in den Orden,“ murrte er auf dem Heimwege; „eine lustige Gesellschaft, ein Glas Wein machen mich zum Plauderer; statt Geheimnisse zu erforschen, mache ich die meinigen offenbar.“ — Don Riguez, als er den Bericht der Jünglinge vernahm, lächelte und sprach: „Meine Freunde, ich habe mich in der Wahl geirrt; beschäftigen Sie sich mit der Frau, Horatio; Sebastian mag es mit dem Manne zu thun haben.“

Der Abend desselben Tages zeigte, wie richtig der feine Weltmann geurtheilt hatte. Als Horace zu einem Spaziergange das Haus verließ, flog der kleine Mohrenknabe an ihm vorbei und steckte ihm einen Granatapfel in die Hand; die Frucht öffnend, fand er ein Papier, worauf die Worte standen: „Pater Horatio, eine Dame bittet, Ihr möchtet in Eurem Auftrag Euch an sie wenden.“ Diese wenigen Worte enthielten einen deutlichen Wink für den Erfahrenen, doch ein unauflösliches Räthsel für den armen Horace. Er entschloß sich, zur bezeichneten Stunde an den vorgeschriebenen Eingang zu gehen. Es war Abend, und ein großer Theil des vornehmen Adels in Coimbra, auch der Admiral, auf einem Feste außerhalb der Stadt versammelt. Donna Ulrica kam in ihren einsamen Gemächern ihm mit einer bezaubernden Freundlichkeit entgegen; sie sezte sich zu ihm, Horatio mußte erzählen; doch sobald er die ernste Verhandlung berührte, spielte sie in schäkerndem Ton mit ihrem Papagai, lobte seine Farben und nöthigte den jungen Jesuiten, ihn auf die Hand zu nehmen; er that es und kam dann wieder auf das wichtige Papier zurück; da flog die Dame an ihre Harfe, und in orientalisch weicher Stellung auf beide Knie niedergelassen, ließ sie sich in einem rauschenden Capriccio vernehmen; sie blickte mit Lachen zu ihrem Freund hinauf und nöthigte ihn, die ersten Takte eines kleinen spanischen Liedes zu singen, das in den Straßen von Madrid öfters ertönte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Endlich schlug die Stunde (drei Uhr Nachmittags) der feierlichen Auffahrt der griechischen Deputation bei den Königen von Baiern und von Griechenland. Die westliche Pforte des Pallastes Preissing öffnete sich und es erschien ein Zug, der sich nicht durch Größe und Gepränge vor andern dergleichen auszeichnete, aber durch die Neuheit seiner Erscheinung und durch seine hohe Bedeutung. Die Gesandten fuhren in zwei sechsspännigen Galawagen. Miaulis war, wie immer, sehr einfach gekleidet *). Ein Fessi mit hellblauem Funda.

*) Die Kleidungsstücke eines Albanesers sind folgende: das Fessi, die rothe Müze mit dem blauen Büschel oder Funda darauf, das Hyrokamison, Hemd, das Ensiari, Brustläppchen, auf diesem das Pesili, eine Jacke mit Aermeln, über dieser ein Westchen ohne Aermel, Fermeli genannt; eine Leibbinde, Sonari, für den Geldbeutel und das Schnupftuch, vorzüglich aber zur Zierde, das Sillachi, ein lederner Gürtel oder vielmehr vier Blätter Leder übereinander, wie in einer Brieftasche, worin die Pistolen und der Hanischar gesteckt werden; weiße Unterhosen, Frakl, die man aber nicht sieht, darüber die Fustanella, ein langes, weißes Tuch, das, in viele Falten gelegt, unter dem Gürtel befestigt wird und bis auf die Tirinluchia herabreicht, eine Art Gamaschen; endlich die Schuhe, Papuzia oder

eine schwarze Halsbinde, ein dunkelblaues Sostari, ein dunkelblaues Pesili, das wegen seines uneleganten Schnitts, seiner Weite und Länge wie ein Kamisol aussah, ein weißes, blau und roth gestreiftes Sonari, dunkelblaue Schalavaria, weiße Strümpfe und schwarze Frankenschuhe; daraus bestand sein Anzug, so wie der seines Adjudanten. Die beiden Generale aber und ihre Adjudanten waren in Albanesertracht und hatten nur die Fessi mit Miaulis gemein. Sostari, Pesili, Fermeli und die Tusuluchia waren bei Bozaris von grünem, bei Kollopulos von rothem Sammt, bei Beiden, vorzüglich bei dem Leztern, reich mit Gold gestickt; um ihre Hüften schlangen sich feine, gestreifte Sonari und Silachi von Marokin mit prächtigen Pistolen; ihre Fustanella war von schimmernder Weiße, ihre Papuzia von rothem, goldgesticktem Marokin; Bozaris trug an einer grünen Schnur einen reichbeschlagenen türkischen Säbel, Kollopulos einen noch viel kostbarern an einer rothen Schnur. Paulidis war minder prächtig, aber doch immer noch sehr glänzend, Zaravellas aber viel einfacher gekleidet. Die Kürassiere, die Bereiter, die Lakaien, Kutscher, Wagen und Pferde, kurz Alles, was König Ludwig geschickt hatte, war eben so prachtvoll; und Alles zusammen, Griechen und Begleitung, das Gedränge der Zuschauer in den Gassen und an den Fenstern, und so Vieles, was man sich dabei dachte und vorstellte, bildete ein Ganzes, das sich dem Merkwürdigsten anreiht, was man gesehen hat, ein Ganzes, das man nicht auf der Leinwand darstellen kann, das aber als Tradition im Vaterlande fortleben und immer seine ganze Lebendigkeit wieder erhalten wird, sobald es in einen beredten Mund oder an eine lebhafte Einbildungskraft gelangt. Als die Gesandten zur Residenz einfuhren, waren sie sichtbar ergriffen. Sie fuhren ein zum Hause der Wittelsbacher, das zu den ältesten Fürstenhäusern von Europa gehört, aus welchem die schöne Theodelinde von den mächtigen Lombarden gefreit ward, aus dem zwei Kaiser des deutschen Reichs hervorgingen und mehrmals Prinzen auf fremde Throne gerufen wurden, das über Gaue herrscht, die zu den schönsten und wichtigsten Deutschlands gehören, und über ein biederes Volk. Die Gesandten waren durch das Kaiserthor an die Kaisertreppe gekommen; hier stiegen sie aus und wurden nun durch die mit Hatschieren, Pagen und Livreen besezten Gänge ins Trierische Appartement geführt, und nicht lange, so wurden sie zur feierlichen Audienz in den Thronsaal abgeholt. Hier stand vor den Stufen des Throns König Ludwig, umgeben von seiner Familie, von dem Staatsminister seines Hauses, von den Pallast-, Schlüssel- und Hofdamen, vom Dienstcortege, vom diplomatischen Korps, den bei Hofe vorgestellten Fremden, worunter auch Pozzo di Borgo, den hoffähigen Kavalieren der drei Rangklassen und vom sämmtlichen Offizierkorps. Den Abgeordneten des verarmten und verwilderten Griechenlands, in Hütten auf Ruinen geboren, alt geworden in einem stürmischen Lager, prachtvolle Gebäude nur aus Mährchen kennend, ward es wohl sonderbar zu Muth in den Sälen einer der prächtigsten Residenzen Europas. Sie gingen auf glattem, köstlichem Marmor, oder auf reichen, schwellenden Teppichen; sie waren geblendet von dem Schimmer der Wände, phantastisch umschwebt von den mannigfaltigsten Gebilden der Kunst, sie standen mitten unter Göttern und Helden von Altgriechenland, welche, wie verwünscht, in fremdem Lande als Bilder umherhingen und standen, und sich nun belebten und ihnen zum erstenmale wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit erschienen; mußte es sie da nicht bedünken, als befänden sie sich in einem Feenschlosse? Und als nun die Flügel des Thronsaals aufgingen und ihnen die Majestät des Throns und seine prangende Umgebung entgegenstrahlte, mußten sie nicht einen Augenblick ihre Sinne sammeln, um sich zu erinnern, daß sie die Abgeordneten eines stolzen Volks seyen?

Zaruchia, welche entweder von Leder oder von einer Art Flechtwerk sind. Schalavaria heißen die weiten Beinkleider der Hydrioten; sie gehen bis unter die Knie.

Genf, März.

(Fortsezung.)

Pictet-Diodati.

Charlatanismus kann man dem nicht vorwerfen, der vor ein paar Jahren zu früh für sein Vaterland starb, ich meine Pictet Diodati, über dessen reiches, thätiges, ächt republikanisches Leben vor Kurzem eine gedrängte, aber geistreiche Biographie herausgekommen ist. Es ist eine der Gestalten, die einen wie aus einer fernen Zeit ansprechen, denn Genf hat keinen solchen Mann mehr; die republikanische Einfalt und Glanzlosigkeit verliert sich immer mehr in Luxus und gesellschaftliche Ansprüche. Pictet war 1768 in Genf geboren. Noch jung wurde er von dem alten Minister Necker angezogen und brachte oft ganze Tage bei ihm in Copet zu, wo ihn Mad. de Staël wegen seines edlen Gemüths, wegen seiner Liebenswürdigkeit und seines nie ruhenden Geistes schäzte und liebte. Necker gab ihm Unterricht in politischer Oekonomie und Verwaltungskunst. Am 15ten April stimmte Pictet im Conseil général gegen die Vereinigung Genfs mit Frankreich, wozu damals Muth gehörte. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, fortan seinem Vaterland zu dienen, als es doch unter die fremde Herrschaft kam. Später wurde er Richter und Mitglied des französischen corps législatif, wo Napoleon ihn zuerst achten lernte. Als seine Zeit aus war, wurde er zum Präsidenten des Kriminalhofs im Lemandepartement ernannt. Als 1810 Genf bei der Scheidung des Kaisers von Josephinen eine Deputation nach Paris sandte, stand Pictet an ihrer Spitze und sprach mit muthiger Wärme von den Verdiensten der verstoßenen Frau. Im folgenden Jahr wurde er wieder ins gesezgebende Corps gewählt und übte da, troz der damals sehr schwierigen Umstände, großen Einfluß. Er hatte den Muth, dem Kaiser mit der eisernen Hand und dem eisernen Willen, der so ungern Widerspruch duldete, öffentlich seine abweichende Meinung auszusprechen. Als Genf endlich wieder selbstständig wurde, nüzte er seinem Vaterland mit weisem Rath und kluger, kräftiger That. Im Conseil souverain saß er neben seinem alten Freund, dem verstorbenen Dumont, und zeichnete sich in allen seinen Reden und Abstimmungen aus durch Sachkenntniß, Scharfsinn, attischen Wiz, besonders aber durch ächten Liberalismus. Er sprach gewöhnlich die Endsylben nicht deutlich aus und murmelte, wie wir zu sagen pflegen, manchmal in den Bart. Darum sagte Fr. v. Staël von ihm: „On voudrait secouer sa cravate dans laquelle se perdent tant de jolies choses.“ In seiner Lebensweise war er, ungeachtet eines bedeutenden Vermögens, fast so einfach wie sein Großonkel Marc Pictet, von dem man sich folgenden Zug erzählt. Als er erster Syndik der Republik war, machte er einmal des Abends — denn am Tage nahm er sich nie von seinen Geschäften Zeit dazu — dem damaligen französischen Residenten in Genf einen Besuch. Als er wieder wegging, begleitete ihn dieser ins Vorzimmer und rief laut nach den Leuten des Herrn Syndiks. Hierauf erwiderte ihm aber P. ganz einfach: „Ne vous donnez pas tant de peine, Monseigneur, tous ces gens-là, ce sont ma Jeanne,“ und damit zeigte er auf seine ihn mit einer kleinen Laterne erwartende Magd.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. April 1833.

Das Herz in mir empört sich, es erbeben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust;
In mir ist Nacht. —

Schiller.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

So vergingen ein paar Stunden, die Nacht war eingebrochen, Mondesglanz und farbiger Duft zitterten vor dem offenen Fenster, Früchte standen in silbernen Schaalen auf einem Tisch, doch kein Licht erschien, so wie keine von den vielen Zofen. Nach einer Weile erhob sich die Dame, trat zu einem Kästchen, öffnete es und zog ein Papier heraus. „Don Horatio," sprach sie in einem muntern, aber festen Tone, „Eure Jugend erklärt das Mißverständniß, das noch zwischen uns obwaltet. Seht, hier ist das Papier; allerdings kann ich darüber gebieten, denn mein Gemahl ist nur der erste meiner Sklaven. Wohlan! tragt auch Ihr meine Ketten nur kurze Zeit, und die Schrift ist Euer." Der junge Franzose fühlte sich von einer Glut überströmt, die mehr von Zorn als von Beschämung ihren Ursprung herleitete; da stand die Versucherin vor ihm, in ihren Händen zitterten die so sehnlich begehrten Blätter; er glaubte darnach haschen zu können, doch Uebereilung und Zürnen überflog ihn, hastig sprang er auf, und die ihm angeborne Artigkeit gegen das schöne Geschlecht konnte nur so viel über ihn gewinnen, daß er die Hand der Dame, die sich auf seine Schulter stützte, nicht unwillig wegschob. Am andern Morgen war der Admiral mit seiner Gemahlin fortgereist, und das kostbare Papier blieb verloren.

„Warum fügten Sie sich nicht ihrem Willen?" fragte Riguez den Jüngling. Die Röthe des Erstaunens auf den Wangen war dessen ganze Antwort. „Sie scheinen noch immer nicht zu wissen, daß der Orden Ihnen befehlen kann!" rief jener mit einem glatten, vornehmen Lächeln. „Auch eine Sünde?" stotterte Horace, noch höher erröthend. „Was nennen Sie Sünde? Kann ein Mittel, das da dient, einen guten Zweck zu erreichen, sündhaft seyn? und wäre es eine Sünde, so fällt sie aufs Haupt derer, die über Sie befehlen; Sie sind, wie jeder Einzelne von uns, nur Werkzeug, um das Wohl des Ganzen zu fördern." Die Nacht nach diesem Gespräch vergoß der arme Jüngling heiße Thränen auf seinem einsamen Lager; so grausam, so kalt, so eisern tyrannisch hatte er noch nie die Geißel über seinem Haupte gefühlt; doch sein warmes, reines Herz sollte noch schärfer die verwundende Tigerklaue fühlen. Die Schmerzen dieser Nacht, die empfangene Demüthigung hatten ihn jezt zum ernsten, fast mannhaften Jüngling gemacht; er that sich selber das heilige Gelübde, nie in einem ähnlichen Falle sich der Sünde zu verkaufen, und wenn auch sein Leben in Gefahr stände.

Sebastian hatte unterdeß einen glänzenden Triumph gefeiert; es war ihm, vereint mit Don Riguez, gelungen,

die Prinzessin Constanze della Gloria für den Orden zu gewinnen; sie und die Duenna hatten ihren frühern Beichtvater verabschiedet und erklärten sich bereit, einen Schüler der Lehre Loyolas zu nehmen. Das Amt wurde Riguez angetragen, der es freundlich annahm, obgleich die Zeit seiner Abreise von Coimbra sich näherte. Schon hatte er das Register der Sünden der strengen Domina willig in sich aufgenommen und mit sicherer, galanter Zuvorkommenheit die unerquickliche Sünderin getröstet. Als sich jezt die junge Prinzessin anmelden ließ, rief ihn zu seinem nicht geringen Verdruß ein dringendes Geschäft ab und Horace erhielt den Platz im Beichtstuhl. Er nahm ihn ein, ohne zu wissen, hinter welchen Seelenschleier es ihm vergönnt seyn werde, zu schauen. Finster, verstimmt saß er da in der dämmernden Kirche und schaute die lange Perspektive hinab, an deren Ende die ewige Lampe vor dem Antlitz der heiligen Jungfrau brannte; da rauschte es den Gang herauf, drei Frauengestalten, in Schleier gehüllt, wurden sichtbar, zwei blieben zurück, die dritte aber schwebte mit ungewissem Schritte dem Beichtstuhl zu. Horace sah eine jugendliche Gestalt vor sich, er sammelte schnell seine Aufmerksamkeit und erwiderte ihren Gruß mit einer ernsten Hauptneigung; jezt sank sie ihm zur Seite aufs Knie, den Mund und die Wangen dem Gitter nähernd, an dem des Jünglings Wange lag. Er fühlte einen warmen Athemzug, hörte die reine, schöne Stimme eines Engels. Sie beichtete Sünden, die vor dem Sinn ihres strengen Richters zu Liebenswürdigkeiten wurden; doch als ihre Lippen mit stockenden Worten jenen schönen Anblick im Hofe und dessen Eindruck beschrieben, wie sie klagte, daß seitdem die Gestalt jenes Jünglings sie in ihrem Gebete störe, und er aus ihrem Munde die genaue Beschreibung seiner selbst vernahm, da erröthete er und eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich seiner. Seit diesem Moment war die Prinzessin della Gloria kein gleichgültiger Gegenstand mehr für ihn. Es wurde ihm nicht schwer, sie zu sehen, und es boten sich öfters Gelegenheiten, die eine Leidenschaft in seinem Busen befestigten, welche sein ganzes Leben anders zu gestalten bestimmt war. Constanze wußte nicht, welchem Herzen sie die Geständnisse des ihrigen vertraut hatte; das aber wußte sie, daß der schöne feurige Jüngling, der sich ihr jezt näherte, Niemand anders war als der Büßende im Hofe des Kollegiengebäudes. Es galt, in der Nähe der Duenna durch kein Wort, keine Miene das Ansehen eines Mitglieds einer so heiligen Gesellschaft zu stören; doch eine junge Liebe ist schon durch die Seligkeit des Anblicks befriedigt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Ball und das Jahrhundert.

(Beschluß.)

„Das ist denn doch etwas zu arg!“ meinte der Andere lächelnd. — „Warum denn? es ist sonnenklar, und ich wollte wetten, ich sehe Jedem seine politische Ansicht an der Nase ab. Sehen Sie, hier wie überall theilt sich das Publikum in drei Kategorien. Die jungen Leute hier im grünen, bis oben zugeknöpften Frack, mit dem raschen, entschiedenen Schritt, dem etwas zur Seite geneigten Kopf, dem feurigen, kecken Blick, das sind die Kavaliere unserer Zeit; muthig, galant, ja fast gekleidet wie ihre Vorgänger zu den Zeiten Karls I. von England; denn diese faltigen Beinkleider und der knapp anliegende Rock erinnern wenigstens entfernt an jene reiche Tracht, welche uns Van-Dyks Pinsel überliefert hat; man sieht sich unwillkührlich nach der Spitzenkrause und der feuerfarbnen Feder auf ihrer Mütze um. — Die andern dort, die sich durch nichts im Aeußern besonders auszeichnen, die aber fest einherschreiten und aus deren Augen ein schwärmerisches Feuer sprüht — fallen einem bei ihnen nicht Altenglands Rundköpfe ein? Von Mystik und Religionsschwärmerei ist zwar bei ihnen just nichts zu verspüren, aber sie sind darum nicht weniger fanatisch und von hohem Muth erfüllt, als jene Frömmler. Sie gehen aufrecht durch das Leben hin, unbekümmert um die Gegenwart, denn mit jedem Tag, der verstreicht, rückt die Zukunft näher, die ihr Erbtheil ist; unerschütterlich steht ihr Glaube auf der Grundlage ihres Dogmas. Ihr Prinzip, die Existenz ihrer Parthei hängen nicht vom Leben oder Sterben eines schwachen Kindes ab; wie die Regierung wirthschaftet, kümmert sie wenig, und wenn man ihre Freunde in das Gefängniß wirft, machen sie ein Gesicht dazu, wie der Soldat, der seinen Nebenmann in der Schlacht fallen sieht, denn ihr Prinzip kann man nicht im Schloß Blaye unter Schloß und Riegel halten. Ein gemeinsamer Haß ist das Band, das sie mit den Kavalieren verknüpft und der Schlüssel zu dem Räthsel ihrer gegenseitigen Toleranz. Sie gehen mit einander um, sie achten sich gegenseitig, wie Kriegsleute, die auf dem Schlachtfeld einander gegenüber gestanden haben, und sich nun im Waffenstillstand die Hände reichen. — Nun betrachten Sie sich, was nicht zu diesen beiden Klassen gehört: spricht nicht Unruhe, Unentschiedenheit aus allen diesen Juste-milieusgesichtern? Sie wissen nicht recht, sind sie Volk oder Adel, und aller Luxus, den sie zur Schau stellen, riecht nach dem Ungeschmack des Parvenu. Sehen Sie näher zu; ist es nicht, als ob diese Masse noch ganz verduzt wäre von dem Glück, von all dem Segen, der Keinem bei der Wiege gesungen worden? ja, jeder möchte gar zu gerne an seinen Hut schreiben: Ich bin der und der und das und das. — Sehen sie z. B. dort die Bursche mit den plumpen Köpfen, den glanzlosen Augen,

den Händen in den Taschen; sehen sie nicht aus wie eine wandelnde Liquidation? — Diese drei Bruchtheile unserer jetzigen Welt bewegen sich, streng gesondert, um und durcheinander; dort messen sich ein Paar mit den Augen, hier stößt man sich hin und wieder mit dem Ellbogen, und hätte man an dem ewigen Partheizank und den gemeinen Gefahren des Lebens nicht genug, wir könnten leicht einen blutigen Auftritt erleben. Noch einmal: es riecht hier nach Bürgerkrieg." — „Hier aber nicht mehr als anderswo." — „Aber auch nicht weniger; ich habe nicht behauptet, der Ballsaal sey ein besonderer Ort."

Da entstand auf einmal eine große Bewegung im Saal. Es bildete sich ein weiter Kreis, die Logen füllten sich mit neugierigen Zuschauern und in der Mitte des Saals stellten sich verschiedene Gruppen auf; endlich gibt das Orchester das Zeichen — zum reizend verschlungenen Walzer? zu der leichten, graziösen Quadrille? nein, zu einem ausschweifenden Tanze, deßgleichen sich bisher noch nie über die Schwelle eines Saals gewagt hatte, einem Tanze, wie ihn naive, ausgelassene Volkslust unter anderm Himmel geschaffen. — Breitet einen Wiesenteppich aus, pflanzt hohe Pappeln umher, mit dem schwarzen und silbernen Laub, das in den Lüften wallt gleich den Wellen eines Sees, wölbt einen spanischen Himmel darüber, laßt die poetischen Lüfte der Provence wehen — wie schön ist Alles, wie reizend, wie poetisch der wollüstige Fandango! Aber hier — wer kann ihn hier ohne Entsetzen ansehen!

Der eine der Freunde wollte mit einer Gebehrde des Unwillens das Wort nehmen; da fiel der andere ein: „Verzeih mir's Gott! ich glaube gar, Sie wollen Ihrem tugendhaften Aerger Worte geben? hier? zu dieser Stunde? warum nicht gar!" — „Ich hätte aber doch nicht gedacht — Was ich hier sehe —" — „Am hellen Tage geht tausenderlei vor, was Sie noch nie gesehen haben. Haben Sie nicht schon hundertmal vor den Abscheulichkeiten, welche die Bilderhändler öffentlich aushängen, die Augen niederschlagen müssen? Guter Freund, in Uebergangszeiten, wie die unsrige, wirft die Gesellschaft ihren Schaum aus, während sich das Familienleben ruhig und sachte fortbildet. Unsere Jugend kann, heftig aufgeregt, wie sie ist, stillen Freuden und Genüssen keinen Geschmack abgewinnen; sie braucht Sinnenreize, die mit der Glut ihrer Leidenschaften im Verhältniß stehen. Soll sie etwa, Wohlgeruch duftend, den Blumenstrauß in der Hand, von Putztisch zu Putztisch wandern und Chloris in süßen Versen besingen? Nein, nehmt sie, wie sie ist, wie sie nach zweijährigem Sturme seyn kann! Auf den Bällen, welche Catharina von Medicis gab, ging es, stelle ich mir vor, nicht viel decenter zu als hier." — „Aber —" — „Bedenken Sie, wenn einem alle Hoffnungen zu Wasser geworden sind und man nichts, gar nichts mehr glaubt, wenn einem der Boden unter den Füßen schwankt, wenn kein Mensch, der denkt und handelt, seiner Sache gewiß ist, wo es sich gerade nicht von heute, sondern von morgen handelt, wie können Sie da, was die Menschen thun und lassen, moralisch abzirkeln wollen?" — „Still! was bedeutet der Lärm, der Aufstand? Die Tänzer stäuben auseinander! Was wollen die Leute dort mit den unheimlichen Gesichtern und den rothen Bändern?" — „Schon lange warte ich auf sie!" sagte der Andere lachend. „Die armen Narren! an Tanz und Emeute lassen sie ihren Zorn aus, wie das ungeschickte Kind an dem Werkzeug, womit es sich wehe gethan. Ja, es wäre gar hübsch und moralisch, wenn man, hat man einmal sein Schäfchen im Trockenen, den Strom einer Revolution frisch weg in sein Bett zurückbeschwören könnte. Das geht aber leider nicht: der Strom ist einmal hoch aufgestaut, und er siedet und braust, bis er einen Abzug gefunden und uns Alle dann auf seinem breiten Rücken in das neue Bett hinabreißt, das er sucht und wühlend findet!" — „Also die Polizei nimmt sich der Sittlichkeit an!" — „Ja, sie ist ihr Aushängeschild." — „Sehen Sie, sie muß weichen, sie zieht sich zurück." — „Ja, mit einem Rudel Gefangener in der Mitte! — Ihr großen Herrn, wenn es ja bei uns ein wenig schlimmer werden soll, als unter dem alten Regime, so laßt doch wenigstens der Jugend ihr althergebrachtes Recht, die Schaarwache zu prügeln!" — „Wahrhaftig, Freund," sagte der Andere nachdenklich, „ich glaube, ihr Satz ist nicht so ganz unrichtig." — „Ich versichere Sie, je weiter wir ihn verfolgten, desto mehr würden wir uns überzeugen, wie richtig er ist. Sehen Sie dort die Gruppe, die kein Mensch eines Blicks würdigt? Das sind sieben, acht hochansehnliche Parlamentsglieder, die vor noch nicht drei Jahren mit ihrer hohen Gegenwart den ganzen Saal in Aufruhr gebracht hätten; es sind ehrenwerthe Männer in jeder Hinsicht, aber leider ging ihnen der Athem zu früh aus, und da sezten sie sich auf den ersten Markstein an der Straße nieder und vermeinten, Jedermann müsse sich so bald müde gelaufen haben, wie sie. Sehen Sie, man achtet ihrer so wenig, als wenn sie Gesetze machten. — Dort wandelt ein großer Gelehrter, der ein Buch, das er nicht verstand, übersezt und mit erklärenden Noten herausgegeben hat; sie haben ihn zum Pair gemacht. Er milkt die Kuh seiner Wissenschaft und bezieht eine Pension von der Civilliste. Mit den großen Herrn ist's vorbei, wie die Welt jezt läuft, und so gilt denn ein solcher Monsieur für den Repräsentanten der Aristokratie. Ja, wie sonst das Pergament, so herrscht jezt das Patent, und ich werde von Aristokraten gespeist, gekleidet, wohl gar rasirt, und die Herrn müssen sich vor mir armseligen Proletair recht tief bücken. Ein artiges System! seine Dogmen sind in den Koth geschrieben, der sich an die gewichsten Schuhe des Herrn Pairs anhängt. Wie schön nimmt sich diese neugebackene Aristokratie aus!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die neuen Kloaken.

Erstaunliche Arbeiten sind im vorigen Jahre in Paris vorgenommen worden, die schon lange beschlossen waren, an die man sich aber der großen Kosten wegen nicht hatte wagen wollen. Es sind dieß die Wasserleitungen und Kloaken, die noch in manchen Stadtrevieren fehlten. Seit der ersten Revolution haben sich einige Reviere, die ehemals kaum bewohnt waren, zu den bedeutendsten Theilen der Stadt emporgeschwungen; diesen mußten doch auch die Vortheile zu Theil werden, welche die ältern Reviere längst genossen; und als die Cholera im vorigen Jahre ausbrach, bemerkte man in den Tageblättern, wie unsauber und ungesund mehrere Reviere noch seyen, obschon die Abgaben der Bürger ungeheuer sind, und sie mit Recht von der Stadtobrigkeit fordern können, daß sie für das viele Geld auch für die Reinlichkeit der Stadt sorge. Dieß war schon oft gesagt worden, obgleich eben nicht mit vielem Erfolge. Dießmal gab nun die Cholera den Ermahnungen Nachdrück; auch liefen die regierenden Herrn Gefahr, selbst ein Opfer ihrer Nachläßigkeit und Gleichgültigkeit zu werden. Was also jahrelange Warnungen nicht hatten bewirken können, sezte dießmal ein schreckliches Uebel ins Werk, um so mehr, da es die Klugheit gebot, Hunderte und Tausende von Taglöhnern nicht ohne Arbeit zu lassen, in dem Augenblicke, da andere Arbeit leider schon zu sehr und zu lange stockte. So wurden denn im vorigen Jahre ganze Straßen aufgewühlt, um unterirdische Wasserleitungen und Kloaken anzulegen. Einige sind auch jezt noch nicht ganz fertig und es wird ununterbrochen an denselben gearbeitet. Dadurch ist nun die Stadt eben noch kein Muster von Reinlichkeit geworden; leider sieht es auf den meisten Gassen im Winter noch eben so schmuzig aus, als zuvor; allein für die Bequemlichkeit und auch für die gesunde Luft sind die neuen Anstalten gewiß ein nüzliches Unternehmen, und dazu haben sie einer Menge Familien Nahrung und Erwerb verschafft. Durch das Aufwühlen des Bodens der Gassen sind auch mehrere Ueberbleibsel aus der Vorzeit zu Tage gefördert worden. So hat man in den Straßen Montmartre und St. Denis die Grundlagen ehemaliger Thore wiedergefunden. Damals war die Stadt noch klein, und leicht konnte man ihre Mauern mit Gräben und ihre Thore mit Thürmen gegen den Feind vertheidigen. Jezt erstreckt sie sich weit über diese alten Grenzen hinaus, und die ehemaligen Thore befinden sich fast mitten in der Stadt. In der Straße Laharpe auf dem linken Seineufer stieß man beim Anlegen einer Kloake auf eine Wasserleitung aus noch viel älterer Zeit, nämlich aus der der Herrschaft der Römer in Gallien. In jener engen und langen Straße, in welcher man noch die Bauart des alten Paris beobachten kann, liegt nämlich das einzige römische Denkmal, welches Paris aufzuweisen hat, wenigstens das einzige Gebäude aus jener Zeit; denn Skulpturen römischen Ursprungs besizt Paris mehrere. Einige Altäre mit Basreliefs sind an der Spize der Insel, auf welcher die Notre-Dame-Kirche steht, ausgegraben worden und werden im königlichen Museum aufbewahrt. Ebenso hat man vor vier Jahren, als aus einer ehemaligen Kirche auf derselben Insel ein Privathaus gebaut werden sollte, in den Grundlagen dieses Gebäudes mehrere Skulpturen aufgefunden, die noch das Eigenthum des Besizers dieses Hauses, eines Weinhändlers, und von der antiquarischen Gesellschaft zu Paris im neunten Bande ihrer Abhandlungen beschrieben und abgebildet worden sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, März.

(Beschluß.)

Die Kunst in Genf.

Der verstorbene Cuvier war ein genauer Freund unsers Decandolle, und aus Anhänglichkeit an ihn bedachte er vielfach unsern botanischen Garten und unser naturhistorisches Museum, diente auch allen in Paris studirenden jungen Genfern als Freund und Rathgeber. Darum hat Genf zu den ihm in Montbeillard und Paris zu errichtenden Monumenten bedeutend beigesteuert.

Wenden wir nun von Unterricht, Literatur, Schule und Wissenschaft einen Blick auf die schöne Kunst, so läßt sich nicht läugnen, daß sie troz aller Bemühungen der Regierung und einzelner Männer, auch einiger schönen Talente ungeachtet, doch nur ein kleinliches, trauriges Leben hat. Daran ist Vieles Schuld, ein wahrer Rattenkönig, ein Weichselzopf von hindernden Ursachen, vor Allem aber unser Genferisches Nüzlichkeits- und Geldfieber, welches immer wiederholt, daß mit Uhrmachen und Ringfassen mehr zu verdienen ist, als mit Malen und Meißeln, und daß zu jenem nur gute Augen und Fleiß gehören, zur bildenden Kunst aber Genie, eine Pflanze, eine Sonnenblume, die in unserm Klima nur selten zur Blüthe kommt. Drei bis vier bemittelte oder reiche Kunstfreunde ausgenommen, die lange in der Fremde gelebt haben, will Niemand von einem Gemälde oder dergleichen wissen; höchstens kommt eine hübsche Landschaft in das Puzzimmer. Wenn hier noch Männer leben, wie Töpfer, Lugardon und Chaponnière, so liegt die Ursache lediglich in ihren Familienverhältnissen und weil ihnen hie und da ein Fremder etwas abkauft. Diese Kunstarmuth zeigte sich wieder recht bei unserer lezten Kunstausstellung, die der vorigen noch bedeutend nachstand. Es war ein Bazar von Mittelgut, von Genrebildern und kleinen Porträts, an denen besonders das Vermeiden der Hände merkwürdig war, in welcher Negative unsere Maler eine große Kunst besizen. Nur Weniges hob sich über die Mittelmäßigkeit, so die kleinen neapolitanischen Bilder von Lugardon und die trefflichen Zeichnungen dieses genialen Künstlers, einige gute Genrebilder von Grosclaude, der auch in Deutschland bekannt ist, und glücklich aufgefaßte und ausgeführte Landschaften von Diday, Bourry, Guigon und Schäfer in Paris. Von Bildhauerarbeit war gar nichts da, wiewohl wir an Chaponnière einen talentvollen jungen Künstler haben. Dagegen sahen wir durch Zufall hier die Marmorstatue des Generals Joubert, die ihm seine Vaterstadt Aix errichtet hat. Sie wurde von den Bildhauern Legendre und Herald in Lyon ausgeführt und ist acht Fuß hoch, auf einem Fußgestell von eilf Fuß. Der General, halb in seinen Mantel gehüllt, zeigt mit der linken Hand auf die Erde und hält den Degen in der rechten; sein Hut liegt auf der Erde. Recht glücklich ist der Gedanke, ihn so in dem Augenblick darzustellen, wo ihn kurz vor der Schlacht von Rivoli Berthier im Angesicht des Feindes fragt, wo er seine Schlachtfronte aufstellen wolle, und ihm Joubert antwortete: „Là, général!“ Diese Stelle hatten aber eben die Franzosen, vor dem Feind zurückweichend, verlassen. Joubert sammelte unter dem mörderischen Feuer der Oesterreicher seine Truppen wieder und trug durch ein kühnes Manövre wesentlich zum Gewinne der Schlacht bei.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. April 1833.

Mephistopheles. — Damit Ihr seht, daß ich Eurer Pein
Will förderlich und dienstbar seyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren.
Goethe.

Die Singekränzchen.

Bambocciade.

Asmodi bückte sich, schnallte sein Bein fester und sprach: „Was bleibt uns nun noch zu sehen übrig? Wir standen hinter dem Thronhimmel des Fürsten, dem Beichtstuhle des Priesters, hinter der Tapetenwand der diplomatischen Kabinette und den Theetischen der gesellschaftgebenden Damen; wir hatten den Schlüssel zu allen Hinterthüren und Geheimnissen, und wir benuzten ihn; Ihr müßt gestehen, daß ich ein Meister in der Dechiffrirkunst des Lebens bin. Was kann Euch noch verborgen seyn? Ihr wißt, was es ist, was so eben in jenem Pallaste hinter dem seidnen Vorhange wegrauschte; Ihr könnt die Geschichte eines Abends entziffern, wenn Ihr am Morgen die Fensterjalousien früher oder später geöffnet sehet, als sonst; Ihr versteht die Gefühle, die die Kammerpräsidentin durchstürmen, wenn sie an der heutigen Toilette mehr Weiß als Karmin oder umgekehrt aufträgt. Man kann nicht anders, als meine Lehrgabe bewundern.“

Ich hörte auf diese Anrede nur mit halbem Ohr; denn mein Begleiter war in den Zug gekommen, sich selbst zu loben. Mein Blick senkte sich zum Fenster hinaus, der thauige Duft des Morgens erfrischte die Augen, die sich diese Nacht nicht geschlossen hatten, und ich musterte die rothwangigen Gestalten, die in großen Städten nur am frühen Morgen die Straßen bevölkern. Mein hinkender Freund war überall zugegen, seine Gedanken liefen meinen Blicken parallel, und ich hörte bald seine monotone Stimme in folgenden Worten an meine Ohrtrommel schlagen: „Ich errathe einen Wunsch, dem Ihr so eben eine halbe Tertie lang nachgehangen seyd. Wahrhaftig, Ihr habt einen artigen Geschmack: die Hüften antik, der Gang sylphidenartig; sie hatte braunes Haar, und ihr kleines Ohr schimmerte rosenfarb. Bedarf es mehr, Euch den Verstand zu berücken? Ihr wollt in den Laden gehen, den der Engel da betreten hat, wollt ein Uhrband kaufen, das die Kleine vielleicht häkelte, wollt den Moment zu einem Blicke benutzen, den sie möglicherweise gar nicht bemerkt. Was ist zu thun? Ihr sollt sie kennen lernen.“ Es gab Augenblicke, wo mein lahmer Freund sehr liebenswürdig seyn konnte. So hätte ich ihn auch jezt umhalsen, an mein Herz drücken und mit meinen Küssen bedecken mögen; denn die junge Schönheit hatte in der That den Eindruck auf mich gemacht, dem er so beredte Worte zu geben wußte. Er trat an mein Schreibpult, beschnitt einen Bogen Papier, ergriff die Feder und krizelte einige Hieroglyphen darauf, die er zu einem Briefe zusammenschlug, mit einer Adresse versah und mir geheimnißvoll lächelnd einhändigte. Dann sagte er: „Bester, die Minister von ganz Deutschland lassen ihre Reisewagen packen, sie halten in

Carlsbad einen Kongreß. Ich muß dabei das Protokoll führen und in vier Wochen sehen wir uns wieder." Asmodi hatte eine sehr zarte Hand, er drückte die meinige und verließ mich.

Ich glaubte nichts anderes, als einen direkt an meine Zauberin gerichteten Brief in der Hand zu haben. Wie erstaunte ich aber, die sonderbarste Adresse zu finden, lautend: „Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Weber, Vorsteher des Singinstituts hinter der Parochialkirche." Daß ich an eine Person adressirt wurde, die hinter einer Kirche wohnte, sah meinem Freunde ähnlich; aber was sollte mir Herr Weber? wann hatte ich den Wunsch geäußert, mich für das Theater zu bilden? ich, dem von den Göttern die Kehle nur zu einer Stufenleiter der Disharmonie gemacht war! Welcher Zusammenhang mit meinen Wünschen und dem Versprechen, sie zu befriedigen! Doch verzweifelte ich nicht, ich beschied mich auf den Nachmittag und nahm mir vor, um diese Zeit meinen Mann aufzusuchen.

Herr Weber schien jenes Urbild gewesen zu seyn, das unserm Tieck zu seinem unsterblichen Eulenböck gesessen. Warum ihn schildern, da ich ihn nur zu citiren brauche? Dieselbe in allen Nüancen der rothen Farbe spielende Burgundernase, dasselbe Spiel des Dämonischen und Schalkhaften um die zusammengekniffenen Mundwinkel, derselbe Veriergeist auf den Augenbraunen, die er bald zu einem betrügerischen Ernste herab, bald zu einer Eulenspiegelmiene hinauf zog; nur traf ich einen firirteren Blick, den sogenannten satanischen, der an gutmüthigen Schauspielern so lächerlich ist und bei unserm Musikdirektor die Folge seiner Lehrstunden und der für sie nothwendigen Gravität war. Uebrigens lehrte mich die Umgebung des Mannes, daß die Kunst meist vergeblich nach Brod geht und sich mit ihrer himmlischen Nahrung begnügen muß. Man hatte mehrere Höfe zu durchwandern, ehe man im entlegensten Hinterhause auf einen Gang stieß, dessen lezte Thür mit einem geschriebenen Aviso auf den musikalischen Namensverwandten des ausgezeichnetsten deutschen Komponisten wies. Herr Weber trug einen grünen Rock, der eben so kahl war, wie die Wände seines einzigen Zimmers. Ein zerrissenes Kanapee, ein Porträt Mozarts, ein Notenpult und zwei Blechlampen hingen und standen rings an ihnen entlang, der Plafond der Decke war von Lampenruß so schwarz gefärbt, daß man nur mit Mühe die Grundfarbe des Zimmers wieder erkannte. Aber ein Klavier prangte in der Mitte desselben, auf dem Hunderte von Notenblättern eben so freundlich schimmerten, als die darauf gezeichneten mystischen Kreuze und schwarzen Nadelköpfe jedem Uneingeweihten abschreckend erscheinen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit Horace, fand sich auch Sebastian öfters in dem Hause ein; auch ihn fesselte das schöne Mädchen, allein gewohnt an List, Verstellung und Schleichwege, umgarnte er mit frommen Reden die Alte, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern. Sein Freund durchschaute auch hier seinen Plan und zitterte für die reine Lilie; er nahm sich vor, sie zu beschützen, unbekümmert darum, daß er einen Bund gegen sein eigenes Herz, gegen die ersten Stürme einer erwachten, ungeschwächten Natur machte. Ohne Sebastians Tücke hätte Horace nie den Muth gefunden, so weit zu gehen; doch jezt, indem er die Prinzessin vor seinem Freund warnte, berührte er Gegenstände, mußte Gefühle schildern, welche in seinem und dem Herzen des Mädchens ihre nur zu deutlich erklärenden Bilder fanden. Sie gegen die Angriffe der Leidenschaft warnend, machte er selbst solche Angriffe. Sebastians erschöpfte Geduld drängte zur Katastrophe, die Wachsamkeit der Duenna war eingeschläfert, jezt galt es zwischen den beiden Freunden, einer den andern zu bewachen. Sebastian zitterte vor der Möglichkeit, daß Horace ihm die Beute entreißen könnte, und dieser wich nicht von des Mädchens Seite, um jenem nicht Zeit zu lassen, seine verderblichen Künste geltend zu machen. So geschah das Unvermeidliche: Constanze, im Schutze ihres Engels, verlor mit diesem zusammen ihren Himmel, und Sebastian mußte es seyn, der zuerst hinter den Schleier dieses unglücklichen Ereignisses blickte. Er war vernichtet, er schwor Rache, und die Ausführung folgte dem neugebornen Plane auf dem Fuße. Aus seinem Munde erfuhr der Rektor das Geschehene, Horace ward in Gewahrsam gebracht; er leugnete nicht. Der im Gewittersturm plötzlich aufgebrochene Frühling seines Herzens überwältigte ihn dergestalt, daß der kräftige Jüngling unter Schmerz und Lust fast zu erliegen glaubte. Nicht die Anklage, die der Freund gegen ihn erhoben, nicht die Gefahr, welche ihn selbst bedrohte, bewegte seine Brust; nur ihr Bild stand vor ihm, ihr Bild im entzückenden Ausdruck des Schmerzes und der Liebe.

Die Väter des Ordens ließen den Unglücklichen nicht lange im Zweifel über sein ferneres Schicksal; am Abend des dritten Tages erhielt er ein Billet von Sebastians Hand: „Don Horatio, Ihr werdet mich anklagen, daß ich meinen Schwur gebrochen, daß ich Unheil auf Euer Haupt gebracht; ich aber sage Euch, Ihr seyd es, der mich schmählich verrathen! Ich leugne nicht, daß ich Euer Verbrechen den Vätern angezeigt; alles, was meine Freundespflicht noch gebietet, ist der Rath, dem Befehle, welchen Don Riguez Euch noch heute Abend kund thun wird, schnelle Folge zu leisten. Dieß kann Euch retten, nur dieß allein." Horace warf das Blatt weg, fest entschlossen, keines Men-

schen Gnade zu erflehen. Nach einer Stunde trüben Nachsinnens öffnete sich die Thür und Don Riguez trat mit einer Lampe herein. Ehrerbietig erhob sich der Jüngling, die Locken aus dem bleichen Antlitz streichend, schaute er dem ernsten Manne entgegen. „Nicht daß Ihr Eurer Leidenschaft gefolgt seyd, mein Freund,“ hob dieser an, „nicht das tadle ich; denn wir sind alle Menschen, und dieser schwarze Rock scheidet uns nicht von den Gesetzen, die die Natur uns auflegte. Daß Ihr aber so wenig Klugheit und Vorsicht in Wahl des Gegenstandes und der Mittel zeigt, dieses zieht Euch die Strafe zu, welche von Eurem Haupte abzuwenden, ich nicht mächtig genug bin. Durch Donna Hubertia, der Prinzessin Duenna, ist Euer Verhältniß der ganzen Stadt schon bekannt; es ist keine andere Rettung für Euch und unsern Orden, als Eure schleunige Abreise aus dieser Stadt.“ — „Heiliger Denys!“ rief der durchschauerte Jüngling und stürzte zu den Füßen des Professen; „legt mir, o mein Vater, die härteste Buße auf, gebietet, daß ich meinen Körper mit Geißelhieben zerfleische, nur fordert nicht, daß ich den Ort verlasse, wo sie athmet!“ Er hatte sein Antlitz an Riguez Knie gepreßt, und dieser fühlte die wilde Glut seiner Thränen. Eine Pause entstand, während welcher man ihn laut schluchzen hörte. „Unglücklicher!“ hub Riguez endlich an, indem er mit der Lampe die zu seinen Füßen liegende Gestalt beleuchtete; „was forderst Du? — Meint Dein kindischer Sinn, wir sollen die ergiebigen Vortheile dieses Bodens aufgeben, blos damit Du Deinen Roman fortspielen könnest? Seit wann ists Sitte in diesem Orden, daß Leidenschaft über Klugheit triumphirt? — Hört, Don Horatio, setzte er milder hinzu, Eure Jugend, Eure Offenheit rührt mich; hört, was mein gutes Herz für Euch ausgesonnen hat. Ihr seyd jung, schön, Euer Glück bei Frauen ist mir durch tausend Beispiele, welche Ihr in Eurer Unbefangenheit nicht einmal bemerkt habt, deutlich geworden; wohlan! auch dieses sind Verdienste, und der Orden wird Euch nicht sinken lassen. Gerade jezt zeigt sich eine Gelegenheit, eine Aufgabe zu lösen, an der die ergraute Klugheit mehrerer unserer Brüder gescheitert ist; Eure blonde Jugend kann vielleicht spielend den Sieg davontragen. Gabriele d'Estrées, eine eifrige Anhängerin des Ketzerthums, ist die erklärte Geliebte König Heinrichs von Frankreich geworden; durch sie kann unserm Orden Eingang am Hofe dieses Fürsten verschafft werden, gelingt es, das geistreiche Mädchen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Hier sind Briefe und Vollmachten, eine ritterliche Kleidung, Gold und kostbare Anzüge jeder Art liegen bereit, nehmt sie in Empfang und reiset noch dieser Tage ab; in welcher Maske Ihr Euch der Dame nähern wollt, es sey Eurem Willen ganz überlassen.“ — Riguez schwieg und warf einen fragenden Blick auf den Jüngling, doch dieser fuhr mit der Geberde des Schreckens und der Angst auf: „Unmöglich, rief er, vermag ich Künste der Verführung auszuüben mit einem gebrochenen Herzen! Wie kann ich Verräther an der Liebe werden, jezt, da sie gerade ihre schönsten Segnungen über mich ausgeschüttet hat?“ — „Verblendeter!“ rief Riguez in kaum verhehltem Zorn, „so laßt Ihr Euer Blut mit Euch spielen! Wohlan, ich bin nicht hier, um Euch zum Liebesboten zu dienen, fügt Euch dem Beschluß, welchen meine Milde gefaßt hat, oder seyd augenblicklich bereit, noch in dieser Nacht zur Flotte abzugehen, welche segelfertig nach der neuen Welt im Hafen zu Porto liegt.“ — Der Jüngling wand sich im Krampfe der blutigsten Schmerzen am Boden; endlich rief er laut und schreiend: „Mutter Gottes! du siehst in mein Herz, es ist frei von Lastern! alles, alles will ich erdulden, nur nicht Verrath an der Liebe!“ — Er sank auf den Steinsitz und bedeckte das Gesicht mit den Händen; als er wieder aufsah, deckte Finsterniß den Raum um ihn, Riguez war verschwunden, sein Schicksal entschieden.

Nach einer Weile erschien Ignaz mit dem Kerkermeister, zugleich ein Schiffer; seine Bande wurden gelöst, und Ignaz reichte ihm ein Schreiben. Es enthielt die wenigen Worte von Don Riguez Hand: „Habt Ihr mir Abschiedsworte an gewisse Personen zu vertrauen, so thut es dreist; als portugiesischer Edelmann, mehr noch als rechtgläubiger Christ schwöre ich es auf's Sakrament, ich will sie getreulich abgeben; dieses Anerbieten wird Euch hoffentlich den Beweis geben, daß Euch der Freund achtet, wenn Euch der Vorgesetzte verdammt; reiset glücklich.“ Horace küßte gerührt das Papier, dankbar erkannte er die lezte Gunst seines zürnenden Geschicks, er ließ sich nieder auf seine Knie, und obgleich seine Thränen häufig niedertropften und die Schriftzüge zu verlöschen drohten, so vollendete er doch beim dürftigen Schein der Lampe den Brief an die geliebte Constanze. Er beschwor sie nicht, ihm treu zu bleiben; konnte er von einem jungen, aufblühenden Leben fordern, daß es sich der hoffnungslosen Trauer verbinde? er beschwor sie nur, sein Angedenken in ihrer Seele durch nichts verlöschen zu lassen, so wie man an einen früh verstorbenen Freund denkt, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Diesen Brief nahm Ignaz in Empfang, drückte dann einen brüderlichen Kuß auf Horaceus Stirn und leuchtete noch mit dem flackernden Lämpchen nach, als die beiden Männer durch den finstern Thorweg des Kollegiums hinaus in die finstere Nacht zogen.

(Beschluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Holtei's Lorbeerbaum und Bettelstab.

Neulich schrieb ich Ihnen von Herrn von Holtei's ersten Versuchen, die originell genug, aber noch nicht befriedigend

waren. Jezt kann ich Ihnen von etwas, das über den Versuch hinaus ist, melden. In einem Drama, das den ein wenig preziösen Titel „Lorbeerbaum und Bettelstab," und einen melodramatisch nachhinkenden Epilog, Bettelstab und Lorbeerbaum genannt, führt, hat er als Dichter und Schauspieler einen ganz eigenthümlichen Sieg errungen. Holtei's Talent, wie es sich zeigt, ist leicht; aber was sein poetisches Empfindungsvermögen betrifft, so ist es viel tiefer, als man nach dem, was er zu Tage bringt, meinen wird. Es wird ihm Alles so ungemein leicht und er hat selbst eine so lebendige Phantasie, daß sich das Leichte in seiner Vorstellung condensirt. Auf der Bühne unterliegt es dann einem Probierstein, wo seine Vorstellungskraft nicht mithilft, und schnellt auf, oft sehr zu Schaden seines Autors. Mangel an Schulstudien lassen ihn nur zu häufig da ein Fundament verfehlen, wo ein weit minder Begabter, der aber taktfest in den Anfangsgründen ist, sicherer bauen würde. Wenn aber Phantasie und Empfindung in ihm schaffen und den Dichter heben, ist es immer ein allzukühner Schwung; er übersliegt mit der Wirklichkeit die künstlerische Wahrheit, und die Schönheitslinie ist für ihn nicht da. Dieß hat sich wieder am lebendigsten in jenem Drama gezeigt. Gefühle citirt er aus der Tiefe des Schmerzes, Situationen erfindet er, denen die conventionelle Wahrheit zwar nicht abgeht, aber die ästhetische Befriedigung, und so schafft er ein Gemälde der Rührung, von dem Alt und Jung hingerissen wird, und das doch als Kunstwerk nichts ist. Er hat die Leiden eines deutschen Dichters — offenbar mit Anklang an Heinrich von Kleists Geschichte, wiewohl auch Vieles in der innerlichen Entwickelung an Hölderlin mahnt — auf die Bühne zu bringen gewagt, und zwar auf was für eine Bühne? Auf die, wo der Affe Jocko sprang, Pferde zuweilen trampeln, Seiltänzer, Taschenspieler, und was sonst für Surrogate jezt das Daseyn von Secondairtheatern fristen; auf eine Bühne, wo die Leute nur lachen oder gar gräßliche Kriminalgeschichten mit Zauberspektakel sehen wollen. Hier hat er verstanden, die intensiven Leiden eines verkannten deutschen Genies mit so lebendigen Zügen auszuführen, daß die ganze Versammlung in Thränen zerfließt, Geschäftsmänner, denen jedes Trauerspiel zuwider ist, zwei-, dreimal kommen, und das Rührdrama zu einem sehr einträglichen Kassenstück ohne alle Kosten für die Direktion geworden ist. Dazu gehört ein seltenes Talent; aber indem man die angestrengten Motive, die zum Theil gelungene dramatische Ausführung und die ungeheure Wirkung betrachtet, bedauert man doch zugleich, daß es nicht mehr wurde als ein Stück, das den Leuten Thränen auspreßt. So wenig nur, scheint es, wäre nöthig gewesen, und es wäre viel mehr, als es ist, ein originelles Drama, das nicht der Königsstädtischen und ein Duzend Bühnen von heut, sondern dem deutschen Theater und der deutschen Literatur für immer angehört hätte. Mit aller Würde läßt er die Repräsentanten der Prosa dem Dichter gegenüber treten, es sind insgesammt wackere Menschen, die ihn nur nicht anzufassen wissen, oder vielmehr er selbst weiß sich nicht anzufassen und zu schicken. Und hierin liegt die ästhetische Sünde: der Dichter ist im Grunde genommen kein Dichter, denn er fühlt nicht die Seligkeit, es zu seyn, in sich und geizt nur nach Anerkennung, und weil sie ihm versagt wird, geht er unter. Doch ließe sich mit Wenigem dieser erste Theil zur künstlerischen Höhe heben; es sind, wo die Empfindung ihre Sonnenhöhe erreicht, meisterhafte Stellen darin, z. B. des armen Heinrichs Abschied von der Poesie; aber das Nachspiel, wo er als wahnsinniger Bettler wiederkehrt und zur Besinnung erwacht, als er vom Ruhm nach seinem Tode hört, ist, wiewohl von erschütternder Wirkung, mit einem Kunstwerk am schwersten auszusöhnen. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Julianischen Thermen.

An andern Orten von Paris hat man römische Münzen, Töpferarbeiten u. s. w. ausgegraben; unter andern in dem Lustgarten des Luxemburger Schlosses, wo ehemals ein römisches Lager gewesen seyn soll; aber, wie gesagt, von Gebäuden ist nur noch ein einziges römisches vorhanden: dieß sind die sogenannten Thermes de Julien, welche man lange für ein Gebäude aus der Zeit Kaiser Julians angesehen hat, weil dieser in demselben wohnte. Indessen hat Dulaure in seiner Geschichte von Paris bewiesen, daß dieser Pallast aus der Zeit des Kaisers Constantius Chlorus herrührt. Genug, es war ein Pallast aus der römischen Kaiserzeit; was aber davon übrig geblieben ist, sieht so ziemlich einem Pferdestalle ähnlich und besteht nur aus drei Wänden und einer offenen Seite. Vor mehrern Jahren hat man das Bauwesen eines Böttchers, welcher vor demselben seine Wohnung hatte und den Kaisersaal als Werkstätte brauchte, abgerissen, so daß der Saal wieder vom Tageslichte beschienen wird. Man hat ein Dach darüber angebracht und kann jezt ganz bequem die Bauart der Mauern untersuchen. Mit seinen Gärten scheint dieser Pallast eine große Strecke Landes in diesem jezt so bewohnten Quartier eingenommen zu haben. Dieses Gebiet ist aber schon frühzeitig nach und nach geschmälert worden, und jezt steht der Kaisersaal mitten zwischen Häusern eingezwängt. Aber die alten unterirdischen Gewölbe, die als Wasserleitungen für die Bäder des Pallastes dienten, laufen noch zum Theil unter den Gebäuden und Gassen der Umgegend weg. Ein solches Gewölbe, oder wenigstens die Mauern desselben hat man nun neulich quer unter dem Boden der Straße Laharpe beim Anlegen der Kloake gefunden und dieselben durchschneiden müssen, um die neue Arbeit fortführen zu können. Welche Menge von Begebenheiten, welches Sinken und Emporkommen der Reiche, der Städte, der regierenden Häuser liegt zwischen der Wand der römischen Wasserleitung und der der Kloake unter der Regierung Königs Ludwig Philipp! Diejenigen, welche die Wasserleitung des Pallastes der römischen Kaiser anlegten, dachten wohl nicht, daß eine Zeit kommen werde, wo man ihre Arbeit als ein unnützes Hinderniß durchstechen müsse, eine Zeit, wo gallische Könige fast so mächtig seyn würden, als die damaligen Kaiser, eine Zeit, wo das Revier, in welchem sich die Residenz der Herrscher befand, eines der schlechtesten und unansehnlichsten von Paris seyn würde. Man hat schon daran gedacht, den Kaisersaal, oder, wenn man lieber will, den Kaiserstall zu benuzen, und hat vorgeschlagen, eine Sammlung von Alterthümern darin anzulegen. An diesem Kunstmuseum wäre dann Alles alt, Gebäude und aufbewahrte Sachen. Dieß ist aber nicht zu Stande gekommen, und vielleicht hat man wohl daran gethan, weil man doch mit dem Gebäude hätte Veränderungen vornehmen müssen. Das Beste wird wohl seyn, man läßt den Saal leer, wie er jezt ist, und schüzt ihn blos vor Regen und Schnee. Höchstens könnte man in der Mitte die andern, in Paris aufgefundenen Alterthümer aus der römischen Zeit aufstellen; man hätte alsdann Alles beisammen, was an Kunstsachen aus jener Zeit hier noch vorhanden ist. Aber an den Mauern verändere man ja nichts, denn sie sind der einzige Ueberrest der Thermes de Julien. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. April 1833.

Welche Gewächse von selbst in die strahlende Luft sich erheben,
Fruchtlos steigen sie zwar, doch froh und muthiger Stärke,
Denn sie treibt im Boden Natur.

J. H. Voß. Nach Virgil.

Beobachtungen über das Alter einiger Bäume aus der Familie der Nadelhölzer.

Schon mehrmals haben wir Beobachtungen über das Verhältniß des Wachsthums der Bäume und das Alter mancher Veteranen der Pflanzenwelt mitgetheilt, Beobachtungen, welche in neuester Zeit durch den berühmten Botaniker Decandolle in Anregung gebracht worden sind. Die Leser schienen sich dafür zu interessiren, wir fahren daher fort, das Neueste in diesem Fache zu ihrer Kenntniß zu bringen; so heute Beobachtungen über einige europäische Nadelhölzer von demselben piemontesischen Naturforscher, dem man die von uns früher einmal mitgetheilten Messungen von Oliven- und Orangebäumen verdankt.

Die Nadelhölzer bilden eine der merkwürdigsten und für den Botaniker räthselhaftesten Familien; sie zeigen in vielen Verhältnissen Charaktere, welche sie von allen andern Gewächsen auffallend unterscheiden; so haben sie z. B. das Eigene, daß sie sich nie durch Ableger fortpflanzen. Ihrem Holze fehlen die Spiralgefäße, welche die Substanz fast aller andern Hölzer ausmachen, beinahe gänzlich; es besteht dem größten Theil nach aus Zellen, welche mit Luft gefüllt sind, und daher rührt auch sein, im Verhältniß zu den meisten andern Hölzern, sehr geringes spezifisches Gewicht, weßhalb es am leichtesten vom Wasser getragen wird. Das Gewicht des Tannenholzes verhält sich zu dem des Wassers nur wie 546 zu 1000. Das Alter der Fichten, Tannen und aller in diese Familie gehörigen Bäume läßt sich übrigens, ganz wie bei andern Hölzern, nach den Jahresringen bestimmen, und wir haben früher beschrieben, welche Methode Decandolle dabei vorschreibt.

In manchen Gebirgen, erzählt unser Beobachter, schätzen die Forstleute das Alter der Fichten und Tannen nach einer eigenen Methode; sie nehmen nämlich so viele Jahre an, als sich von unten bis an die Spitze hinauf regelmäßige Verästungen zählen lassen. Ich habe manche Bäume nach dieser Methode geschätzt und mich wirklich überzeugt, daß man ziemlich dieselben Resultate erhält, wie wenn man auf die gewöhnliche Weise auf dem Durchschnitt des gefällten Baums die Jahresringe zählt. Bei alternden Bäumen trifft indessen jene Rechnung nicht mehr zu. Bei den Nadelhölzern scheint nämlich der Trieb in der Mitte eine ganz eigenthümliche ascendirende Kraft zu besitzen, wodurch eben die Krone dieser Bäume die charakteristische Pyramidenform erhält; mit dem Alter aber nimmt diese Kraft des mittlern Triebs ab und vertheilt sich immer mehr unter die Nebenzweige; der Baum wächst dann nicht mehr in die Höhe, sondern seine Krone breitet sich mehr aus, und daher rührt namentlich die

dolden- oder fächerförmige Krone mancher südlichen Pinien.

Bei meinen Ausflügen in die Penninischen Alpen habe ich die schönsten Tannen im Forste von Ferré gefunden. Sie verdanken ihre Erhaltung ihrer Abgeschiedenheit, denn es wäre wirklich unmöglich, die Stämme in die Thäler herab zu schaffen. Jener Wald liegt in der Schlucht, Allee-blanche genannt, unten am mittäglichen Abhang des Montblanc, und ein mächtiger Gletscher sperrt fast gänzlich die Kommunikation mit dem Thale von Courmayeur, durch welches die Straße von Aosta zieht. Ich habe in jenem Walde Tannen gemessen, welche 4 Meter oder 12 Fuß 4 Zoll im Umfang hielten; aber der größte Baum weit und breit ist ohne Zweifel die Tanne auf dem Berg Béqué, zwischen Dolone und Pré- St. Didier. Dieser Veteran der Alpenvegetation heißt bei den Aelplern der Ziegenstall, weil Ziegenheerden darunter überwintern. Der herrliche Baum mißt über der Wurzel 7 Meter 62 Centimeter oder 23 Fuß im Umfang, und der ungeheure Stamm behält noch über dem ersten Ast, der selbst 8 Fuß 1 Zoll 1 Linien mißt, eine Dicke von 12½ Fuß.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Jahresringe einer andern Tanne zu messen und zu zählen, und theile im Allgemeinen die Resultate dieser Messung mit, um das Alter der Tanne von Béqué darnach zu schätzen. Die Tanne (Abies excelsa) maaß 2 Meter 85 Cent., 8¼ Fuß, im Umfang und war der Zahl der Jahresringe nach 260 Jahre alt. Im ersten Jahrhundert wuchs sie sehr rasch; indessen nimmt das Wachsthum gleichförmig ab, und theilt man die Zeit in zehnjährige Perioden, so findet man, daß der Baum im zehnten Jahr 2 Zoll 8 Linien dick war, vom 90sten bis zum hundertsten aber nur noch um 1 Zoll 2¼ Linien dicker wurde. Mit dem zweiten Jahrhundert fängt das Wachsthum an sehr gleichförmig zu werden; es beträgt in je zehn Jahren zwischen 1 Zoll 1 Linie und 9¾ Linien, aber in der lezten Periode vor dem 260ten Jahr, in welchem der Baum gefällt wurde, nur noch 8½ Linien. In den folgenden Jahrhunderten hätte sich das Wachsthum ohne Zweifel noch vermindert und wäre etwa auf 7 Linien in der zehnjährigen Periode herabgekommen, in welchem Verhältniß es sich wohl lange hätte erhalten mögen. Diese 7 Linien möchten also wohl ziemlich den Maaßstab für das Wachsthum der Tannen in ihrer zweiten Lebensperiode abgeben, d. h. während der langen Reihe von Jahren, wo sie langsamer, aber zugleich weit regelmäßiger als Anfangs wachsen. — Nach diesen Elementen läßt sich nun das Alter unserer großen Tanne berechnen. Sie mißt, wie angeführt, 23 Fuß im Umfang, also 7 Fuß 8 Zoll im Durchmesser. Die 260 Jahre alte Tanne maaß 2 Meter 85 Cent. oder 8 Fuß 9 Zoll 4 Linien im Umfang, d. i. 95 Cent. oder 2 Fuß 11 Zoll 1 Linie im Durchmesser. In den lezten zehnjährigen Perioden wurde sie nur noch um 8½ Linien dicker, und wäre also, wenn man sie hätte stehen lassen, am Ende des dritten Jahrhunderts 3 Fuß 2 Zoll dick gewesen, und am Ende des vierten, wenn man fortwährend dasselbe Verhältniß des Wachsthums annimmt, 4 Fuß 1 Zoll 8 Linien. Sezt man nun nach der obigen, höchst wahrscheinlichen Annahme voraus, vom fünften Säkulum an betrage das Wachsthum nur noch 7 Linien in der zehnjährigen Periode und erhalte sich in diesem Maaßstabe gleichförmig fort, so wäre etwa der Baum in jedem Jahrhundert um nicht ganz 6 Zoll dicker geworden und hätte nicht weniger als fast zwölfhundert Jahre gebraucht, um zu einem Baum von 7 Fuß 8 Zoll Durchmesser, wie die Tanne von Béqué, zu erwachsen.

Dieser Riesenbaum kann aber noch Jahrhunderte leben, denn seine Vegetation ist noch so kräftig, daß man ihm das Alter gar nicht ansieht. Vor diesem Zeugen ferner Jahrhunderte fühlt man recht, wie gigantische Bäume auf analoge Weise, aber fast noch kräftiger die Einbildungskraft ansprechen, als Reste antiker Kunst. In der That, ein Gewächs, in dem Jahrtausende lang die Naturkraft ununterbrochen schafft und wirkt, und das alljährlich der Erde mehr gibt, als es von ihr empfängt, ist ein erhabenes Bild.

Die Lerchen, deren Holz etwas schwerer ist als das Tannenholz — sein Gewicht verhält sich zu dem des Wassers wie 622 zu 1000 — sind als Bauholz so schäzbar wie die Tannen, und für den Schiffsbau wohl noch von größerer Bedeutung. Es ist aber traurig, wie sinnlos man überall im Alpengebirg die Fichtenwälder verheert; nirgends sind die Schläge auch nur einigermaaßen vernünftig angeordnet, im besten Wachsthum befindliche Bäume werden zwecklos niedergeschlagen, und nur noch in einzelnen Schluchten trifft man hin und wieder ein paar gigantische Lerchenbäume, wie sie vor Alters die Abhänge der hohen Alpen und die angrenzenden Thäler bedeckten. Ich habe indessen im Forste von Ferré verschiedene sehr große Lerchen gemessen. Die größte derselben maaß 16 Fuß 9½ Zoll im Umfang, und da ich mich durch Beobachtungen an gefällten Lerchen überzeugt habe, daß sie so ziemlich nach demselben Verhältnisse wachsen, wie die Tannen, so ergäbe sich für diese Lerche, wenn man die obige Rechnung auf sie anwendet, ein Alter von mehr als achthundert Jahren.

Die Singekränzchen.

(Fortsezung.)

Herr Weber öffnete meinen Brief und sagte mit der freundlichsten Miene von der Welt: „Mein alter Freund schreibt mir da, daß Sie in unser Kränzchen eintreten

werden, um es mit Ihrer sonoren Stimme zu unterstützen. Was singen Sie? Tenor? Nein, nein, Sie haben zu viel Bart am Kinn, Ihr Adamsapfel ist stark, es ist Blei in Ihrer Stimme: Sie müssen das tiefe C vortrefflich hervorbringen. Gott, Gott, die Tenore werden rar! Nichts als Bässe, Kopfstimmen und Fisteln! Ich bitte jezt um die Skala.“ Was Skala! Ich wußte nicht, wie mir geschah. Das war ein schlechter Streich, den mir der Lahme spielte. Mich zu einem Sänger zu machen, meine Stimme dem Gelächter preiszugeben und mich in eine Lage zu bringen, in der ich nicht anders konnte, als die mir übertragene Rolle zu Ende spielen! Herr Weber schlug auf dem Klavier an, ich flüsterte die Töne, die er vorspielte, in einer ungefähren Annäherung nach, mußte mir einige Male sagen lassen, doch gefälligst den Mund aufzusperren, und erstaunte nicht wenig, als der Examinator in die Hände klatschte, meinen Baß bald mit der Reinheit einer Glocke, bald mit der Stärke eines Bären verglich und mich feierlich als Mitglied seines Instituts aufnahm. Ich machte meinem Aerger durch einige halbe Fragen nach Werth, Wesen, Sinn und Bedeutung der sogenannten Singkränzchen Luft; Herr Weber fing sie entzückt auf und gab mir folgende Auseinandersetzung:

„Wir emanzipiren uns. Die alten Riegel springen ab, und ein verschlossenes Thor rauscht nach dem andern auf. Der Genius dieser Zeit, ein muthwilliger Knabe, kennt keine Regel, keine Straße; alle Wege stehen ihm offen. Er greift nach tausend Dingen, die sonst unberührt lagen, er wirft sie durcheinander und stört den Staub auf, den Jahrhunderte auf sie gesammelt haben. Er jagt die alten Gluckhennen der Wissenschaft von ihren philosophischen Windeiern, auf denen sie mit eben so viel Pathos, als Ingrimm seit Menschengedenken brüten; er fährt den Träumern, die in den Banden der Phantasie gefangen schlafen, mit Federdaunen in die sinnenden Nasen; ja, mein Herr, was soll ich es läugnen, er hat auch in der Musik Alles über den Haufen geworfen. Darin sehe ich aber einen Fortschritt. Was war diese göttliche Kunst vor fünfzig Jahren? Einige wenige Geister hatten die Notenschlüssel in ihren Gewahrsam gebracht; die freieste Kunst, so frei wie der Waldgesang der Vögel, war einer sklavischen Zunftform unterworfen, sie war kein Werk der Begeisterung und konnte Niemanden begeistern. Junger Mann, wie strich man vor fünfzig Jahren die Geige? wie blies man auf der Flöte? wie schlug man die zauberischen Tasten des Klaviers an? und, gerechter Himmel! wie sang man? Das war eine Familienfrage, wenn der jüngste Bube die Violine lernen sollte. Man rief die Verwandten, die Pathen, die Nachbarn zusammen, wenn man über die große Frage abstimmen wollte, ob Rosinchen bei einem Maitre das Klavier, und eine zweite Versammlung, wenn sie nach einigen Jahren wohl gar den Gesang lernen sollte. Da lagen auf den Instrumenten die Reichardtschen Schäferspiele, die Liederchen von Schulz, in denen nichts als die gemüthlichen Phrasen: Die Morgenröthe steigt empor! oder: Die liebe Lerche singt schon wieder! varirt waren. Kam es hoch, so verstieg man sich in eine Komposition von Feska oder Benda. Das war die Musik noch vor dreißig Jahren. Seitdem haben wir glänzende Fortschritte gemacht. Was die Gewerbefreiheit für die Industrie war, das wurde der Dilettantismus für die Kunst. Die Musik ist in mannigfache Wahlverwandtschaften getreten. Was haben Gips und Salz mit der Erde gemein? Und doch säet man jene, um die Aecker fruchtbarer zu machen. Ebenso ist eine Notensaat über alle Länder ausgegangen; um welches Feld zu bebauen? den Patriotismus, die Unschuld, die Erziehung. Ich rede nur von der Verbindung, die die Musik mit dem Ton der Gesellschaft eingegangen hat. Leichtbeschwingte Arien und Cavatinen machen den Lauf um die Welt. Wo fänden Sie eine gebildete Dame, die Kellers Sonaten oder die Variationen von Rohde nicht zu singen wüßte? Die Musik ist ein Lebenselement geworden, sie hat die Fadaisen der Unterhaltung verdrängt, sie hat die ewig tanzlustigen Füße der Gesellschaft endlich zur Ruhe gebracht. Die musikalischen Akademien waren eine Folge dieses Aufschwunges, und die Singkränzchen wieder eine Folge der Akademien. Begeisterte Freunde und Freundinnen der Kunst treten zusammen, um sich von den Entbehrungen und Anstrengungen, die ihnen ihr Beruf des Tags auflegt, in einigen heitern, eben so angenehm als nützlich verbrachten Stunden des Abends zu erheben. Bald sind es die erhabenen Schöpfungen eines Graun, Haydn, Händel, bald die fröhlichen, gaukelnden Jubeltöne der Komponisten des Tags, die von ihren Lippen schwellen und sich zu jauchzenden, klagenden, bittenden, spottenden Harmonien vereinigen. Ein solcher Verein, junger Mann, hat sich unter die leitende Aegide meiner Direktion gestellt. Wir treffen uns Montags und Donnerstags präcis sieben Uhr, wir beobachten einen ungezwungenen Ton und ich erhalte von der Person ein monatliches Honorar von zwölf Groschen, nebst vier Groschen für Beleuchtungs-, Feuerungs-, Klavierstimmungs- und Notenkopialkosten, macht Summa Summarum sechzehn Groschen.“ Ich mußte lachen, gab ihm sein Geld und versprach, mich zur bestimmten Stunde einzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Holtei's neues Stück. Mante und seine Folgen.

Auch im Nachspiel ist viel ächt dichterisch Gefühltes. Heinrich geht zum Beispiel mit der sich fixirenden Idee unter: der

Frühling ist gestorben. Er traut ihm nicht, als er im schönen Frühling erwacht, er meint, „er sey nur gemacht." Auch fehlt es nicht an bittern Epigrammen: Sagt's Niemand, daß der arme Heinrich noch lebt; denn solchen Ruhm erkauft man nur mit dem Tode. — Es war eine unglückliche Annahme des Publikums bei der ersten Vorstellung, Holtei habe sich selbst unter dem verkannten Dichter gemeint; es mochte seines Dichters Loos und Talent so verschieden seyn von dem hier gezeichneten, als sein eigenes, dem der willige, freundliche Dank der Gegenwart nicht fehlt. Als Schauspieler in der Rolle des Heinrich zeigt er sich mit jeder Wiederholung mehr als ein Künstler; freilich nur in den Parthien, wo die Begeisterung von seinem Naturell unterstützt wird. Dann ist aber auch die Wirkung außerordentlich.

Zu gleicher Zeit prosperirt auf den nämlichen Brettern ein Stück von nichts weniger als intensivem Gehalt: „Der Eckensteher Nante im Verhör." Ein Eckensteher ist in seiner statistisch-symbolischen Bedeutung ungefähr das, was in Wien ein Fiaker ist. Diesem Nante (Abkürzung für Ferdinand) ist ein Mantel gestohlen worden und er läßt sich darüber auf der Polizei zu Protokoll vernehmen. Dieß ist der Inhalt eines Stückes, das Abend für Abend Hoch und Gering in die Königsstadt lockt und den Fremden, der gewohnt ist, über Berlinisches Wesen und Treiben zu spotten, so gut als den Einheimischen anzieht, ein Problem für den bescheidenen Verfasser, die Schauspieler und die Zuschauer selbst, die sich im Augenblick, wo das Lachen sie erschüttert, fragen: „Wo steckt es?" Schon ist der Lokalspaß in die Provinzen gegangen, wird auf allen kleinen und großen Theatern aufgeführt; in mehreren Abdrücken und Auflagen erschienen, hat er zu Prozessen zwischen Buchhändlern Anlaß gegeben und soll bereits zu 7000 Exemplaren in die Welt gegangen seyn! Bereits droht eine Collateral- und Descendenzfamilie. Den Succeß des unbedeutenden Spasses sich erklären zu wollen, ist eine nicht leichtere Aufgabe, als es sich beantworten wollen: woher das Glück kommt?

In derlei Fällen erhebt jeder seinen Zoll vom Publikum auf solche Modeartikel; Chassé hat den Mützenfabrikanten, den Schustern und Stuhlmachern, den Taschentuchwebern ihr Schärflein eingebracht, so jezt Nante den Buchhändlern, den Bilderhändlern u. s. w.; es gibt Nantewalzer, Nantecigarren, kurz Alle haben verdient, die Verdienst zu schätzen wissen, nur der Generalintendant des Hoftheaters hat sich die Gelegenheit entgehen lassen, ein Nanteballet aufzuführen. Von dem unter der Würde, womit man sonst gern bei der Hand war, kann hier nicht die Rede seyn, wo man schon Affenballette sah, und ein Berliner Eckensteher ist doch noch immer um viele Staffeln über einem Affen. Es ist an diesem Hoftheater nichts Neues, daß wenig Neues geschieht, so ganz ohne etwas hat es sich indeß noch in keinem Wintersemester beholfen. Ein Witzling hatte vor vielen Jahren die Geschichte dieses Theaters beschrieben und logisch dargethan, wie es im Verlauf eines Viertelseculi ein ächtes Marionettentheater geworden sey. Man schien sich seither nun etwas anstrengen zu wollen, um zu beweisen, daß dem nicht so sey; allein in den lezten Jahren ist man mehr als je auf den alten, bequemen Weg zurückgekehrt, und der Intendant hat förmlich renoncirt auf die Eigenschaften eines menschlichen Individui im moralischen und einer Person im juridischen Sinne, und ist selbst zur Marionette geworden. Die Sache ist eigentlich nicht so übel; eine Marionette sieht nicht die Schande, hört nicht den Spott und steht Niemand Rede und Antwort für das, was nicht zu verantworten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Projekt eines historischen Museums.

Ein junger Architekt, Namens Albert Lenoir, ein Sohn des bekannten ehemaligen Directors des Musée des Monumens français, hat so eben ein Projekt bekannt gemacht, nach welchem das Palais des Thermes, mit einem dahinter befindlichen sehr merkwürdigen Gebäude, dem Hôtel de Cluny, welches am Ende des 15ten Jahrhunderts von Jacques d'Amboise erbaut worden und eines der wenigen noch vorhandenen gothischen Privatgebäude ist, in Verbindung gebracht werden und Alles zusammen zu einem Musée historique umgeschaffen werden sollte. Der junge Künstler hat bei diesem Projekte seiner Phantasie freien Lauf gelassen. Vermittelst eines Grabens mit einer Zugbrücke soll die Anstalt von der Straße abgesondert werden; dann soll ein gallischer Hof, das heißt ein Hofraum mit gallischen Denkmälern, folgen; von da soll man in den Kaisersaal treten, dessen Mitte die Bildsäule Kaiser Julians zieren würde. Natürlich gehören in diesen Saal alle Denkmale aus der römischen Zeit. Hinten in diesem Saale befindet sich ein gewölbter Bogen, der später zugemauert worden ist. Diesen braucht man nur wieder aufzubrechen, um von da ins Hôtel de Cluny zu gelangen. Hier soll nun erst ein lombardischer Saal sich befinden, um den Uebergang von der römischen Baukunst zur gothischen zu bilden, und dann soll man in die gothische Kapelle des Hotels gelangen, welche als ein vollendetes, vortreffliches Muster der gothischen Bauart erscheint und dann mit allerlei interessanten Kunstgegenständen aus jener Zeit verziert werden könnte. In den Sälen des Hotels will der Künstler sodann alte Glasmalereien, Sammlungen von merkwürdigen Bildnissen und andern dergleichen Kunstsachen anlegen. Ich glaube allerdings, daß hier die gothischen Sachen, die man seit Kurzem im Louvre aufgestellt hat, besser an ihrer Stelle wären, als in den prächtigen, modern angelegten Sälen des Louvre, wo sie sich in Vergleich mit der Umgebung etwas ärmlich ausnehmen. Schwerlich wird aber das vorgeschlagene Musée historique zu Stande kommen. Das Hôtel de Cluny ist kein Eigenthum des Staates, sondern gehört einem Privatmanne; es müßte also erst angekauft und zu einem Museum eingerichtet werden. Zu den Kosten werden sich aber die Kammern schwerlich verstehen wollen, da sie der Ausgaben schon so außerordentlich viele zu votiren haben. Ein solches Musée historique war vorhanden; unter der Regierung der ältern Bourbons ist es thörichterweise aufgehoben worden. Vielleicht wäre es leichter, es wieder herzustellen, als ein ganz neues anzulegen. Uebrigens ist zu wünschen, daß der Staat das Hôtel de Cluny an sich kauft, um es in gutem Stand zu erhalten. Die Privateigenthümer, die es bis jezt besessen, haben schon Mancherlei daran modernisirt, das heißt verunstaltet, um es zu Privatzwecken einzurichten. Es befinden sich in diesem Hotel noch Gewölbe, welche zu den Thermes de Julien gehörten und ebenfalls römischen Ursprungs sind. Allein die Regierung wird sich mit Mangel an Geld entschuldigen und das Gebäude seinem Schicksale überlassen. Es gibt überhaupt nur noch zwei ächt gothische große Gebäude in Paris, jenes Hôtel de Cluny auf dem linken Seineufer und das ehemalige Hôtel de Saint-Paul auf dem rechten, in welchem im Mittelalter die Könige eine Zeitlang wohnten und wo jezt Kaufleute ihre Waarenlager haben. Beide sind historische Denkmale; allein die Regierung hat zu viel mit der Gegenwart zu thun, als daß solche Dinge ihre Aufmerksamkeit besonders erregen könnten. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. April 1833.

Handlung und Wort sind getrennt, als trennten sie Berge, und die sind
Dem unersteiglich, deß Geist reif bis zum Ernste nicht ist.

Klopstock.

Das Eine, was Noth thut in Frankreich.

(Von einem Deutschen in Frankreich.)

Neben dem allgemeinen Streben nach politischer Freiheit, ist in jedem einzelnen Volke noch irgend ein besonderes, ihm eigenthümliches Hauptbedürfniß hervorgetreten. Das Eine, was Noth thut, ist ein anderes in Deutschland, ein anderes in Frankreich. Hier ist das Eine, dessen alle Welt harrt, die Ausgießung des heiligen Geistes der Aufklärung über alles Volk. Dieses Bedürfniß thut sich von Tag zu Tag um so lauter kund, als das französische Volk in seinen politischen Erwartungen getäuscht, aus seinem bräutlichen Entzücken der Julitage unfreundlich aufgeweckt wurde. Es ist in der elegischen Stimmung des Orpheus, als er die jüngst wiedergefundene Geliebte von neuem seinen Armen entsinken sah.

Je bitterer sich Frankreich getäuscht fühlt, je werktäglicher das politische Treiben es umrauscht, um so lieber flüchtet es in die stillen Kreise seines innern Lebens und sucht hier die Sabbathruhe, die Sonntagsfreuden, die es draußen nicht findet. Immer lebendiger wird es inne, daß nunmehr Aufklärung und Religiosität das seyen, was ihm Noth thut; Licht und Wärme müssen bis in die verstecktesten Adern des Volkes eindringen, um die Wunden, welche die vergangenen Jahrhunderte ihm eingebrannt hatten, zu heilen.

Bekannt ist es, wie sehr noch das französische Volk in der Unwissenheit befangen ist. Der Statistiker Dupin hat uns Frankreich mit all seinen Departementen im schwarz-grau-weißen Domino, wie eine nächtliche Maske vorgeführt, und weltbekannt ist es, wie tief noch die Mehrzahl der Franzosen im Dunkeln steht. Aber eben so sehr verdient es Anerkennung, daß die neueste Zeit, durch populäre Tagblätter und Bücher, durch gemeinsinnige Vereine und Bildungsanstalten junger Volkslehrer, ernstlich strebt, diesem Zustande geistiger Unmündigkeit abzuhelfen. Das Volk selbst ringt mit sehnsüchtigem Drange nach Licht. Noch ist ihm der Sinn des Auges nicht aufgeschlossen; aber es reckt seine tausend Polypenarme tastend hinaus in die weite, sonnige Welt und greift begierig nach geistiger Nahrung. Freilich bedarf es noch mancher Opfer, mancher Versuche, bis man aus diesem unseligen, schmählichen Zustand herausgetreten seyn wird. Aber es muß Tag werden auch in den untersten Gängen der Gesellschaft.

Nicht weniger dringend kündigt sich das religiöse Bedürfniß in Frankreich an. Ernst, sinnend, hausfromm werden die Franzosen, die jüngst noch, Gott und Welt verleugnend, durchs Leben gestürmt waren. Jetzt werden sie sich ihrer Krankheit bewußt und schaudern vor dem Gifte, das in ihren Adern schlich. Der Pesthauch der Verführung hatte lange Frankreichs Dunstkreis erfüllt und

mit unwiderstehlicher Gewalt die Jugend vergiftet. Da war fast kein Jüngling, wenn er auch noch so rein das Vaterhaus verlassen hatte, der nicht von seinen Irrfahrten durchs Leben mit schwarzen Segeln, wie Theseus, heimgeschifft kam und den greisen Vater in ein Meer von Gram stürzte. Es ist anders geworden. Das Herz des französischen Volkes ist nicht schlechthin unempfänglich für das Heilige. Leichtsinnige, der Verführung blosgestellte Kinder, hatten sie sich träumend einschiffen und durch den Eisstrom des Religionsspottes hindurchführen lassen ins winterliche Land der Selbstsucht. Aber die Trugschlüsse, die der Verführer ihnen wie gebrannte Wasser vorgehalten hatte, konnten sie nur in kurze Betäubung, in verfliegende Fieberhitze bringen. Schon fühlen sie sich erschlafft und schauern vor Kälte; schon lassen sich aus dem verlornen Paradiese Stimmen vernehmen, wie ein Schweizerreigen aus der Ferne, und ein verzehrendes Heimweh drängt sie nach dem Süden eines gemüthvolleren, wärmeren Lebens. Ja, es ist anders geworden mit den Franzosen. Dieß erprobt sich an keiner Erscheinung besser, als an Berangers neuesten und lezten Liedern. Gott! welche veränderte Stimmung! Jene harmlosen, lustigen, champagnergeistigen Liedchen, welche der Volksdichter einst mit der ungetrübtesten Laune gesungen hatte, sie haben sich verduftet, und die wenigen heitern Klänge, die Beranger in seinen nouvelles et dernières chansons anschlägt, tönen ganz anders und sind von ernsten Lauten durchklungen. Was er in le Cardinal et le Chansonnier von seinem Liede sagt: „Dieu brille à travers ma gaité!“ das gilt überhaupt von dem französische Volke, dessen ächter Repräsentant Beranger von jeher gewesen ist. Hat er doch nie dem Volke den Rücken gewandt, um ihn am Hofe zu beugen. Er hat als Spielmann auf den Straßen die Saiten gerührt und in der Schenke mit dem Volke Brüderschaft getrunken und auch heute noch schämt er sich nicht, ihm Du zu sagen, während manches Andern Nemesis ihre Schlangenhaare in zierliche Locken gekräuselt und sich als Ehrendame zu Hofe begeben hat. Beranger blieb des Volkes treuer Fürsprecher, mit ihm ist er grau geworden; darum klingen auch seine Worte so feierlich, als drängen sie aus der Brust des Volkes hervor: Dieu brille à travers ma gaité! Ja, hinter dem harmlosen Leichtsinne der Franzosen schimmert das religiöse Bedürfniß wie eine blanke Folie hindurch. Aber sein Zustand ist noch peinlich und unselig; es ringt nach religiösem Glauben, weiß aber nicht, woher er ihm kommen soll. Dieß bezeugen die seltsamen Versuche der neuesten Zeit, durch welche man den erkrankten Körper der Gesellschaft mit frischer Gesundheit und Lebenskraft zu erfüllen meint. Aber so wenig vor dem Gotte Saint Simons je das französische Volk die Knie beugen wird, eben so wenig kann Fourriers neue industrielle Welt auf dem französischen Boden Raum gewinnen. Fort und fort laufen neue Utopisten in das uferlose Meer der Systeme aus; wie laut aber auch ihr Siegesruf: Land! Land! vom Mastkorb herunter schallt, die Küste der neuen Welt erscheint nicht. Die St. Simonisten zumal sollten ihre Niederlage redlich bekennen, da sie gleich Anfangs laut genug angekündigt haben, daß, wofern ihre Plane sich nicht schnell verwirklichen, sie schon um deßwillen sich für geschlagen halten. Aber in der That, warum sollte nicht das Christenthum, das bereits alle Wechselfälle des irdischen Looses mit siegreicher Gewalt durchgerungen und unter allen Himmelsstrichen Wurzel geschlagen hat, warum sollte es nicht auch in Frankreich sich unerschüttert behaupten? Es wird gewiß wieder tief ins Herz der Nation eindringen, sobald die Franzosen es in seiner wahren Eigenthümlichkeit werden erkannt haben und es nicht mehr, wie bisher, mit dem Katholicismus verwechseln, von dem sie freilich schon längst unwiderruflich sich losgesagt. Sie dachten sich das Evangelium in Zwiespalt mit der Vernunft, und ahnten nicht, daß es vielmehr den ganzen reichen Ideenschatz des Menschengeistes ins Bewußtseyn, ans heitere Licht herauf zieht. Ja, sie werden es nicht ohne Rührung erkennen, daß hierin eben seine hohe Bestimmung liege, alles Menschliche, wenn auch noch so viel Irrthum daran haftet, in seinen Kreis aufzunehmen und es durch seine unwiderstehliche Reinigungskraft zu verklären. Welche Form immer ihr äußerer Gottesdienst annehmen mag, so viel steht zu erwarten, daß bald der Tag kommt, da sie das finden, was ihnen Noth thut. Dann erst, wenn Aufklärung und Religiosität dem französischen Volke Kopf und Herz werden erleuchtet und erwärmt haben, wird es auch mündig seyn für die freieren Institutionen, nach denen es jezt schon ringt, die es aber nicht ertragen könnte. Männer, welche diesem Hauptbedürfniß thatkräftig entgegen kommen, meinen es redlich mit Frankreich und sind wahre Patrioten, welche Farbe sie auch im Wappen tragen.

Die Singekränzchen.

(Fortsetzung.)

In einer großen Stadt ist der Stundenschlag sieben die Theaterklingel, welche eine neue Veränderung der Scene ankündigt. Der Lärm der öffentlichen Bauten ist im Nu verhallt, die Wechsler schließen ihre Komptoire, die Waarenläden werden mit langen eisernen Stäben verriegelt, die arbeitende Welt wirft ihre Nähnadel, ihren Hobel, ihren Hammer von sich, die Ladendiener und Grisetten machen ihre Toilette und eilen, die Oerter zu verlassen, die den Tag über der Schauplatz ihrer Kunstfertigkeiten oder ihrer Komplimente, und nur zu oft auch

Zeugen ihrer Seufzer und Langeweile gewesen wären. Doch welche Eile, welche Geschäftigkeit! Wie kann man sich so stürmisch der Erholung in die Arme werfen! Ist es die Ruhe, die einer solchen Anstrengung bedarf? Nein, man sieht, daß die Augenblicke Jedem kostbar sind, die er auf die Vorbereitung der nun folgenden Vergnügungen verwendet. Man muß sich von den Spuren der Beschäftigung des Tages befreien, man muß die verschobenen Locken wieder in eine modische Lage bringen, hier gibt es eine Manschette, dort einen Tüllstreifen, der noch befestigt werden muß, vielleicht ist gar vom langen Sitzen das Korset zu nachgiebig geworden, man muß es von Neuem schnüren, und wie viel Zeit kostet das nicht! Ich beschloß daher, meinen Gang in die réunion chantante nicht zu übereilen; denn konnte es mir jezt noch verborgen bleiben, daß das Institut des Herrn Weber bestimmt war, um dem petit monde nach den Aufopferungen des Tags einen süßen Genuß, eine leichte Erholung, eine unschuldige Unterhaltung zu gewähren? Jezt errieth ich die Ideenverbindung meines hinkenden Freundes, der mich, um die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, veranlaßt hatte, in eine Gesellschaft zu treten, in der sie ohne Zweifel als das gefeiertste Mitglied glänzte.

Ich hatte falsch gerechnet und kam zu spät. Schon auf dem ersten Hofe hörte ich Diskantstimmen, die eine Fuge einübten, und auf dem zweiten die dazwischen donnernde Stimme des Dirigenten. Ich trat in das matt erleuchtete Zimmer, wurde wie ein Bekannter betrachtet und erhielt von einem jungen Manne ein Notenblatt, von dem ich nur soviel verstand, daß die hoch stehenden Noten höhere und die tief stehenden tiefere Töne bedeuten sollten. Herr Weber ließ sich nicht stören; er arbeitete mit Händen, Füßen, mit den durchbohrenden Augen, seiner stentorischen Stimme, um die Diskantstimmen im reinen Tone, im Takte, in gehöriger Beachtung der langaushaltenden Fermaten, und vor allen Dingen in dem richtigen Zählen der Pausen zu erhalten. Ich fand dabei Muße, die Anwesenden mit flüchtigen Blicken zu mustern. Von einem Theil der jungen Damen, sah ich wohl, hatte ich falsch prognosticirt: es waren verlegene, blutrothe Kinder, schüchterne Töchter der sogenannten Bürger und Eigenthümer allhier, von der Natur jedoch mit ebenso günstiger Aussteuer bedacht, als vielleicht von ihren Eltern. Diesen jungen Wesen steht gewöhnlich an der Stirne geschrieben: soviel bekommst du mit: drei Dutzend Hemden, vier Dutzend Paar Strümpfe, sechzehn Bettüberzüge, mehrere Dutzend Tischgedecke und so fort, und wenn die Mutter vielleicht schon todt und der Vater wieder verheirathet ist: das ist dein Mütterliches, das kann man dir nicht nehmen. Und in der That liegen diese Gegenstände schon seit Jahren unter Schloß und Riegel, und werden von den aufblühenden Rosen zuweilen betrachtet, und die Augen fangen ihnen dann an freudiger zu glänzen ob einer Zukunft, die bis jezt erst noch in ihren goldenen Träumen lebt. Warum sollten sie nicht auch singen lernen? Sie können stricken, nähen, häkeln, auf Stramine arbeiten, und haben schon für manche vor den Altar getretene Freundin ein Brautschnupftuch von Musselin mit köstlichen Arabesken und Namenszügen gestickt; sie verstehen unzählige artige Arbeiten, warum sollten sie nicht in den Schacht ihrer Kehle fahren, um das klingende Silber und die Glockenspeise ihrer Stimme zu Tage zu fördern? Aber die Eltern sind geizig, sie drehen einen Groschen viermal um, ehe sie ihn ausgeben, und ich weiß, es hat tagelange Kämpfe gekostet, ehe sie Röschen und Hannchen erlaubten, eine Kunst zu üben, von der sie selbst nichts verstehen, ohne welche sie wohlhabende Bürger und Meister geworden sind und sogar einen eigenen Stuhl in der Kirche haben. Doch Röschen und Hannchen sind ebenso genügsam, als schlau. Wollen sie denn bei der theuern Madame Carpagnoli Stunde nehmen? Nein, sie sind mit Herrn Weber zufrieden, wo schon ihre Freundinnen singen und mit dem sie einen eigenen Plan ausgedacht haben. Herr Weber steckt eine reine, fein gebiegelte Chemisette vor, stäubt seinen einzigen grünen Oberrock höchst sorgfältig ab und macht sich zu den Aeltern der jungen Damen auf den Weg. Diese sollten seinen Bitten widerstehen können? Sie sollten gefühllos gegen die artigen Schmeicheleien des gewandten Mannes seyn? Sie sollten seiner väterlichen Fürsorge nicht ihre beiden Augäpfel anvertrauen? Nein, in dieser Lage hat dem Manne noch Niemand widerstanden. Dieß ist der Weg, auf dem er seine Chöre komplettirt und die Stimmen ausforscht, die einst seine Solosängerinnen werden.

So eben wollten wir aus Haydn's Frühling in seinen Sommer treten, die Tenoristen waren tausendmal angerufen worden: scharf eingesezt! und die Altistinnen eben so oft: ausgehalten, meine Damen, es ist eine ganze Note! als sich die Thür öffnete und eine Nachzüglerin hereintrat. Sie war es, die ich zu finden hoffte. Alles verbeugte sich, sie dankte links und rechts und eilte in das Nebenzimmer, um sich ihres Mantels und Hutes zu entledigen. Nichts Interessanteres, als die Debatte, die sich jezt zwischen Herrn Weber und der Säumigen entspann. Ein Stichwort gab das andere, Niemand blieb eine Antwort schuldig, und Einer spizte den Stachel seiner Entgegnung immer schärfer als der Andere. Das mußte ein gewöhnlicher Auftritt seyn, denn Alles lachte, bis auf den Direktor, der Ungehorsam noch eher zu ertragen schien, als Ueberlegenheit an Witz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

Mit einer Ladung Kummer
Durchschiffe ich die Nacht,
Das Glück entschlief am Steuer,
Die Lieb' am Segel wacht:
Doch dröhnt bei Ungewittern
Des Schiffes lecker Bau,
Ergreife ich mit Zittern
Der Hoffnung Ankertau.

*

Dein Tanz — ein Zauberwesen —
Hat mich dir ganz geweiht;
Uebt solche Macht Verändrung,
Was wirkt Beständigkeit?
O, was empfänd' ich,
Wärst du nur nicht im Wechsel
Allein beständig!

*

Die Gunst, die du gewährest,
Gleicht dem Billardspiel:
Die Kühnheit meiner Fordrung
Nimmt hoch den Ballen;
Doch deine Schlauheit
Faßt immer tief den Ballen,
Daß er zurückläuft.

*

„Nie erinnre ich mich deiner!“
Herrin! scheint der Spruch vermessen?
Nein! — Erinnerung hat Keiner,
Der nicht früher was vergessen.
In der Seele schwebt beständig,
Himmlische! dein Bild lebendig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Das Theater. Das Judenedikt. Die Grippe.

Es blizt und zückt in der Anstalt noch Manches hie und da heraus von Wille und Begeisterung; aber das muß man nur ausblitzen und auszücken lassen und nicht durch Widerstand die Flamme der Bewegung mehren, ist der sehr richtige Grundsaz. So will die Crelinger noch immer selbst etwas; man erdrückt nun ihre poetische Kraft auf geschickte Weise durch schwere Raupachsche Rollen, welche ebenso, wie man sagt, daß Hegels Philosophie in unserm Staate dazu gedient, den Demagogismus in den gebahnten Staatswegen und Kanälen zu placiren, auf unserm Theater die selbstständigen und eigenwilligen Talente in den großen Mechanismus einbrücken und einzwängen sollen. Jezt hat man auch deßhalb das Fräulein von Hagn aus München angestellt, eine schöne, junge Actrice, der aber das Phantom Kunst auch nicht die Hauptsache ist, und die vermöge ihrer Schönheit die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem lästigen Gespenste aus alter Zeit abzulenken verspricht, obgleich sie nicht tanzt. Um die lästigen Anmuthungen der Poeten und literarischen Kunstfreunde zu beseitigen, hat man ihnen jezt die freie Entrée genommen, welche ihnen nur unter solchen Bedingungen temporär restituirt worden, daß ihre Selbstständigkeit dadurch aufhört. Nun haben sich endlich diejenigen Mitglieder des dramatischen Lesecomités, welche in ihrer Liebhaberei noch Gedanken an eine Kunstanstalt hegten, wie Neumann, Raumer, davon losgesagt. Was fehlt also noch, um zum Ziele zu kommen? noch dazu, da keine Zeit in Berlin günstiger war, indem mit der Theaterwuth auch das Interesse dafür fast erstorben ist.

Von dem projektirten Judenedikte, welches auswärts so viel Allarm erregt, spricht man auch hier, aber mit Ruhe. Man ist zu überzeugt, daß die Ausführung eines auch nur ähnlichen unmöglich wäre. Denen, welche am Entwurf gearbeitet haben sollen, ist wohl weder Judenhaß, noch feudalistische Absicht zuzuschreiben; vielleicht nur nicht gehörige Berücksichtigung dessen, was die Zeit fordert, und Indignation über das, was neuerdings von einigen Individuen der israelitischen Nation unter dem Mißbrauch des Namens „liberal“ in die Welt geschrieen worden ist. Sie haben übersehen, daß gerade die Juden im Preußischen auf das Allerentschiedenste ihre Protestation gegen die Ungebühr eines Börne, Saphir u. s. w. ausgesprochen und die Ansichten der von ihnen so genannten Pariser Synagoge mit Unwillen desavouirt haben. Von einem Staatsmanne ist der viel liberalere Vorschlag allen Ernstes gemacht worden: Börne's Briefe nicht allein nicht zu verbieten, sondern deren Verbreitung zu befördern, um mit dem Ekel an diesem Schmuz einen Widerwillen gegen die liberalen Wortführer zu erwecken. Die Aengstlichkeit — oder ein liberaler Impuls? — hat indeß obgewaltet, und man hat ihm wirklich den Gefallen gethan, die Briefe zu verbieten.

Jezt schreckt nicht, aber droht doch ein neues Gespenst. Die Grippe ist ante portas, eine neue Incarnation der Influenza, des Katarrhs oder des ordinären Schnupfenfiebers. Sie tödtet zwar nicht, wirft aber doch pelotonweise die Menschen ins Bett und zwingt, wo sie wüthet, die Theater und Schulen zu schließen.

Auflösung der Charade in Nr. 83:
Wallroß.

Räthsel.

Dich geduldig Wesen
Hab' ich heut erlesen,
Will vor allen Dingen
Dich auf dir besingen.

Dich, des Wechsels Stätte,
Dich, des Geistes Bette,
Dich, Chaussee der Hände,
Endlich und ohn' Ende,

Dich, der Musen Fähre
Ueber Berg und Meere,
Meine Augenweide
In der Unschuld Kleide.

Drauf ich Räthsel malen
Darf und Liebesqualen,
Mondschein, Sterngewimmel;
Erde, Höll' und Himmel.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 15. April 1833.

Der Vortheil ist dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schließen
Kein sicher Bündniß.

Goethe.

Die Jesuitenschüler.

Zweiter Abschnitt.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, und finden unsern Freund wieder in einer reizenden Platanenwaldung an den Ufern des Amazonenstroms, wo die Gesellschaft Jesu bedeutende Besitzungen im Schutze der portugiesischen Regierung sich erworben hatte. Der Rosenschimmer der ersten Jugend, der Glanz einer romantischen Zeit war gewichen, bleiche, schmerzliche Erinnerungen wiegten sich auf seiner Stirne und das Bewußtseyn des erwachten Mannesalters, die strengen Pflichten, welche er beschworen, und deren Ausübung seine Kräfte in Anspruch nahmen, verscheuchten jene weichen Träume seiner Jugend. Nur in den einsamen Stunden der Nacht, wenn der helle silberne Strahl des Mondlichts in seine Zelle glitt, oder seine Gestalt umfloß, wenn er allein am Ufer des majestätischen Flusses durch schweigende Gruppen riesiger Blüthenstauden wandelte, da kamen ihm die Bilder aus dem geliebten Europa; Constanzens Lächeln, ihr erster Kuß, dazwischen Sebastians Verrath, Don Riguez kalter, unbestechlicher Stolz schwebten ihm vor.

Seiner Leitung als der eines Oberprofessen war die Bekehrung einer angesehenen Häuptlingsfamilie übergeben, die an den Ufern des Flusses ihre weitläufigen Wohnungen aufgeschlagen. Navezuma, ein Greis von achtzig Jahren, herrschte mit der väterlichen Macht eines Patriarchen über seine Untergebenen, er war die Milde, die Güte, die Gerechtigkeit selbst; nur Eines konnte seinen Geist zu mächtigem, ungewohnten Zorn aufreizen: wenn eine fremde Hand an den Altar seiner Götter rührte. Denselben Flammeneifer theilten seine drei Söhne und das Heer seiner Enkel fühlte sich zu seinen Füßen von ähnlichen Gesinnungen durchflammt. Welch schweres Tagewerk ihm hier anbefohlen worden, fühlte Horace nur zu wohl; doch sein Sinn, selbst edel und voll Liebe, ließ ihn durch die rauhe Hülle jener Söhne der Natur ein edles Herz ahnen, und er verzweifelte nicht, obgleich Navezumas Familie sich angelegen seyn ließ, besonders seinem Bekehrungseifer alle nur ersinnlichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er empfand dieses um so schmerzlicher, da seine Bemühungen, den ehrwürdigen Heiden die Segnungen des Christenglaubens fühlen zu lassen, wahrhaft Sache seines Herzens waren. Unwürdig, ja frevelhaft erschien ihm die Bekehrungsart seiner Ordensgenossen, welche, zufrieden, einige öffentliche Gebräuche des christlichen Kultus den Heiden aufzudringen, sich weiter nicht viel um den Zustand ihrer Seelen bekümmerten; öfters hatte er deßwegen Streit mit dem Pater Hugo Lamormain, welcher mit ihm dieselbe Würde und Verpflichtung theilte, jedoch auf gänzlich verschiedenem Wege dem Ziel zustrebte. Zwanzig

Jahre älter als Horace, verband er mit dem lauernden Uebermuth eines Machthabers die demüthige Gleisnerei eines durch feige Künste Emporgekommenen; gewohnt, ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Vorgesezten zu seyn, kannte er keine andern Gebote, als am Ruhm und Glanz des Ordens zu arbeiten; was er dabei für Befriedigung seiner eigenen Lüste gewinnen mochte, war seine Sache, geschah es nur mit Klugheit und Vermeidung öffentlichen Aergernisses. Ihm, dem Schmeichler, war es gelungen, in die Familie Ravezumas einzudringen. Ja, er verschmähte es nicht, zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau und des heiligen Ignaz, seinen Leib in das Gewand eines heidnischen Priesters zu hüllen, um in scheinbarer Anbetung vor dem Hausgötzen Ravezumas das Knie zu beugen.

Als der feurige Horace dieses hörte, loderte sein Flammeneifer hoch auf, doch Hugo erwiderte auf seine Vorwürfe mit kaltem Lächeln: „Wo kommt Ihr denn her, mein Bruder, daß Ihr so unbekannt mit den Gesetzen der Welt seyd? Wohlan, zeigt mir denn die Fortschritte, welche Ihr in der Heidenbekehrung gemacht, besonders bei der Familie des stolzen Häuptlings. So viel mir bewußt ist, hat man Euch einmal mit Stockschlägen empfangen, an deren Folgen Ihr drei Wochen das Lager hüten mußtet, als Euer Fuß es wagte, die Schwelle jener Wohnungen zu betreten, indeß mir ein Platz am Mahle gegönnt wird, wo ich freilich mir etwas Gewalt anthun muß, das Fleisch junger Stiere, welche den Wagen des Gottes Mahuin gezogen, roh zu verzehren, so wie es nicht sehr ergötzlich ist, dem Gott Wam zu dienen, indem man sich während eines langen Gebets einige Haare aus dem Vorderhaupte reißen muß. Doch die heilige Jungfrau gestattet es, daß, während ich diese unschuldigen Gebräuche übe, ich mein Versehen durch zwölf Aves und drei Paternoster wieder gut mache, die ich leise vor mich hinmurmle. Auch das vergeben die Stifter unseres Ordens, wenn ich nothgedrungen die Taufe nicht anders verrichten kann, als durch eine scheinbar zufällige Berührung mit einem nassen Tuch, weil dem Körper der eigensinnigen Täuflinge das Besprengen mit kaltem Wasser nun einmal nicht behagen will. Muß sich's doch der allerheiligste Gottessohn gefallen lassen, mit dem Gotte Wam zugleich verehrt zu werden, denn so nur kann er auf dem Altare Platz finden. Habt Ihr übrigens nicht gehört, Bruder, daß ein siegendes Volk nur in dem Fall sich das besiegte ganz unterwirft, wenn es scheinbar auch seinen Göttern Altäre baut? Die Geschichte liefert hiezu tausend Beispiele.“ — „Wie!“ rief Horace mit Unwillen, „und da seyd Ihr kühn genug, dem General nach Europa zu berichten, Ihr hättet jene Heiden zu Christen gemacht?“ — „Freilich,“ entgegnete Hugo; „seyd Ihr denn so ein Neuling in den Geheimnissen unseres Ordens, daß Ihr nicht wisset, wie dem heiligen Stuhle nur um das gesegnete Land zu thun ist, welches unter den Tritten dieser Ungläubigen seufzt und seine Reichthümer nur unwillig in ihre Hände liefert?“ Horace blickte den Sprechenden mit Zorn und Verachtung an. „Unwürdiger!“ rief er, „nennst Du dieses die Geheimnisse unseres Ordens, so zähle mich nicht zu den Wissenden; zittere vor mir, leicht könnte mein Eifer die Stimme unwürdiger Nachsicht unterdrücken und an Dir zum Verräther werden, um den Obern zu zeigen, welch treuloser Miethling im Weinberg des Herrn arbeitet.“ Er wandte sich ab und bemerkte nicht, wie Hugo ihm mit einem hämischen, boshaften Lächeln nachsah.

Wenige Monate hierauf, während welcher Zeit Horace vergebliche Anstrengungen aufbot, mit Ravezumas Familie in freundschaftliche Berührung zu kommen, verkündete ihm Hugo mit schlecht verhehltem Triumph, daß es ihm gelungen sey, Athaliba, den ältesten Sohn Ravezumas, zu bewegen, den Gott der Christen zu bekennen, doch unter der Bedingung, daß er bei der Verehrung seinem Hausgotte den Vorrang lasse. Die Kirche des Kollegiums wurde aufs festlichste geschmückt, und eine große Anzahl Eingeborner strömte hinzu, den Sohn ihres Königs die merkwürdige Ceremonie verrichten zu sehen. Hugo hatte Horacen zu entfernen gewußt, denn er hoffte an diesem Tag das stolze Gebäude kommender Triumphe zu gründen. Der stolze Häuptling erschien und der demüthige Pater empfing ihn am Eingang seiner Kirche mit knechtischer Verbeugung; auf dem Altare, der aufs Glänzendste geschmückt war, standen, in fließende Goldstoffgewänder gehüllt, die heiligen Personen des Mittlers und der gebenedeiten Mutter, über ihren Häuptern jedoch, dieß hatte Athaliba verlangt, erhob sich auf einem Gerüste Mahuins, des zehnköpfigen Gottes Gebild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Singekränzchen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit war schon so weit vorgerückt, daß wir jezt den Uebergang zu einigen heitern Liedern machten, meistentheils Chören aus Auber's, Boyeldieu's und Rossini's Opern. Ich erhielt für jeden dieser Gesänge: z. B. Liebe wohnt in niedern Hütten, von Call, oder: Ertönet ihr Hörner und Schalmeien, von Boyeldieu, oder: Blüthenkränze, Spiel und Tänze, von Rossini, regelmäßig ein Notenblatt, verließ mich aber auf meinen Nachbar, einen Schulmeister und Besitzer einer Stimme, die seines Standes würdig war. Ich bat ihn, für mich mitzusingen,

und er hat redlich sein Wort gehalten. Herr Weber konnte nicht genug rühmen, wie viel Kraft heute von der Stelle, wo ich stand, ausgegangen sey. Er machte mich nach dem Schlusse der Uebungen mit einigen der Herrn bekannt, in denen er mir Privatsekretäre, Cassenassistenten, junge Beamte auf Wartegeld und einige andere vorstellte, die er lakonisch die einzigen Söhne ihrer Eltern, d. h. junge Faullenzer und Aspiranten ansehnlicher Erbschaften, nannte. Die Damen hatten sich inzwischen in ihre Wienermäntel und Bibihüte gehüllt, sie passirten sanft erröthend eine zu beiden Seiten von den Herrn gezogene Chaine, Herr Weber leuchtete mit einer Laterne über den stockfinstern Hof, und ich bemerkte, daß sich nach und nach einige der Abgehenden zu Paaren bildeten, die sich heute nicht zum erstenmale zusammenfinden mochten.

Meine Annäherungen an die sarkastische junge Dame, die Trägerin der Opposition gegen den machthaberischen Herrn Weber, gehören nicht hieher. Ich wollte die Singekränzchen schildern, und erlaube mir, aus den Erfahrungen, die ich in ihnen machte, noch dreierlei hervorzuheben: die Ständchen, die Kirchenmusiken und die Landparthien. Seine Zeitgenossen schildern, heißt die Nachwelt über die Sitten ihrer Vorfahren aufklären.

Einem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen seyn, daß die Sitte der Serenaden seit dem Ende der sentimentalen Restaurationsperiode seltener geworden ist. Noch vor drei Jahren waren sie die Mode des Tags, oder vielmehr der Nacht. Die Eisenhoferschen Quartette wetteiferten um eilf Uhr in den großen Städten mit dem Gesange der Nachtigall und den geschwätzigen, plätschernden Brunnen. Welche junge Schöne hatte nicht wenigstens einmal unter ihrem Fenster das majestätische: Tochter des Himmels! oder das schmelzende: Schlaf wohl auf weichem Flaum! mit klopfendem Herzen vernommen und sich gefragt: ob das ihr gelte? Die Ständchen machten sich meist durch Verabredungen, die in den Singekränzchen getroffen wurden. Wer sich eines huldvollen Blickes zu erfreuen hatte, oder hoffte, ihn durch eine Gefälligkeit zu erlangen, wer auf einem Spaziergange eine verlorene Schleife hatte aufheben und der schönen Besitzerin wieder zustellen können, wem das Ungefähr die Wohnung der Unbekannten oder wohl gar den Tag, da sie die Erde würdigte, geboren zu werden, zugeraunt hatte, oder wer auch nur dieselbe Gestalt drei Mal an demselben Fenster zu derselben Stunde hatte sitzen sehen, wie konnte er anders, als seinen Gefühlen durch eine Serenade zu Hülfe kommen? Ich muß gestehen, in solchen Augenblicken herrschte unter den zur Unterstützung aufgeforderten Mitgliedern des Vereins eine Aufopferung, eine Theilnahme, eine Bereitwilligkeit, die Achtung vor dem Institut einflößte. Man wählte die neuesten Musikstücke, man aß den Tag über kein Fleisch, sondern nur ein stimmelösendes Gemisch von Zucker und Ei, man versäumte die angegebene Stunde um keine Minute, und wie oft war man nicht bereitwillig, den Text und die Noten auswendig zu lernen! Ein freundlicher Dank, ein Händedruck, einige Gläser Wein genügten, um seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Man wird sagen: Jeder gab hier gern, was er zu einer andern Stunde für sich in Anspruch nahm; aber mein Schulmeister war von Blatternarben besäet, seine Nase mißrathen, sein Mund ohne Ende, seine ganze Gestalt war Ausschuß; wem hätte er je eine Serenade bringen wollen? Und er war es, der sich einer Aufopferung hingab, die an die Zeiten der Decius und Curtius erinnerte. Er war untröstlich, als die Sitte nachließ, als man ihm keine Anträge mehr machte, als er sich nicht mehr unter die Fenster stellen durfte. Die Väter fingen nämlich an, sich diese Huldigungen zu verbitten, die Töchter dankten nicht mehr für eine Ehre, die jezt so wohlfeil geworden war, und die Polizei war seit der Julirevolution immer bereit, jede Nachtmusik eine Störung der öffentlichen Ruhe zu nennen.

Eine zweite Beziehung der Singeinstitute ist die Verbindung, welche die Kirche mit ihnen unterhält. Bei allen Völkern ist die Musik ein wichtiger Hebel des öffentlichen Gottesdienstes; und welcher christliche Kantor wird sich nicht glücklich schätzen, an den hohen Festtagen zwischen dem Altargebet und der Predigt eine Hymne mit Wechselchören und Soloparthien unter obligater Orgelbegleitung zu arrangiren? Das ist der Grund, warum die Kantoren und Organisten mit den Vorstehern der Singekränzchen auf Du und Du leben, warum sie sich auf der Straße umarmen, zuweilen gemeinschaftlich dejeuniren, und immer bereit sind, ihren Freunden Noten zu leihen, oder ihnen Schulbuben zu schicken, die Fertigkeit genug besitzen, ihnen im Abschreiben derselben beizustehen. Auch Herr Weber war immer bereit, zu helfen und sich durch Gefälligkeiten verbinden zu lassen, deren Erwiderung ihn nichts kostete. Kurz vor der Marterwoche, wenn die hohen Festtage des Charfreitags und der Ostern allmählig eingeläutet wurden, fing er an, besonders geschmeidig zu werden. Er tadelte das Zuspätkommen nicht mehr, unterließ das lästige Wiederholen einzelner Notensätze und sprach mit besonderer Salbung von den kommenden Festesfreuden. Endlich wagte er, mit seinem Anliegen hervorzutreten. Und wer hätte einen Dienst versagt, der einer christlichen Gemeinde galt? Wer gab nicht gern eine auf den ersten Osterfeiertag verabredete Spazierfahrt auf, oder verlegte sie auf einen andern Tag?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die große Oper.

Bei Gelegenheit der Erörterung des Budgets des Ministeriums des Innern kamen dießmal in der Deputirtenkammer, wie jedes Jahr, die von der Regierung den großen Theatern bewilligten Unterstützungen zur Sprache, die sich bekanntlich auf die Summe von 1.300.000 Fr... n belaufen. Die Oper bekommt davon den größten Theil, nämlich 750.000 Franken. Diese ungeheure Zulage wurde, wie gewöhnlich, von einigen Deputirten aus der Provinz angegriffen, wogegen einige Repräsentanten der Stadt Paris sie als sehr ersprießlich für den Staat darstellten und lebhaft vertheidigten. Leztere Herrn behaupteten nämlich, wie bereits in frühern Jahren, Paris müsse, als Hauptstadt eines großen Reichs, auch großartige Anstalten für die Kunst besitzen, der Staat sey verbunden, Nationaltheater aufzumuntern, solche Anstalten ziehen die Fremden herbei und fördern nebenbei den Kunstfleiß. Den Deputirten aus der Provinz wollte die Nothwendigkeit, so kostspielige Anstalten aufrecht zu halten, so wenig einleuchten, als zuvor; sie wollten oder konnten nicht begreifen, warum man das arme Volk mit Auflagen erdrücken müsse, damit die müßigen Bewohner der Hauptstadt und die Fremden das Vergnügen haben können, eine geschickte und theuer bezahlte Tänzerin zu bewundern, oder sich an den Tönen eines berühmten Sängers zu ergötzen. Alles in der Welt hat seine Kehrseite, so auch die kostspieligen großen Theater, die allerdings Schönes hervorbringen und darstellen, aber auch außerordentliche Summen erfordern. Es ist sehr angenehm für die Pariser, daß sie sich rühmen können, die größte Oper in der Welt zu besitzen, an welcher die ausgezeichnetsten Tänzerinnen angestellt sind, die man nur finden kann, und die überhaupt eine Vereinigung von Tonkünstlern, Schauspielern und Tänzern darbietet, wie man sie anderswo vergebens suchen würde. Nun ist es freilich sonderbar, daß ein ganzes Land Steuern zahlen soll, damit die Pariser das Vergnügen haben, Abends sich an den Sprüngen oder Tönen auf der Bühne zu ergötzen und vortrefflich gemalte Dekorationen zu sehen; die Landleute in den Pyrenäen, Cevennen oder Alpen kümmern sich wenig um diese Herrlichkeiten und müssen doch dazu beisteuern. So geht es aber auch mit manchen andern Anstalten, von denen der Landbewohner nichts genießt und zu deren Unterhaltung er dennoch beitragen muß. Besser wäre es freilich, wenn diese blos zur Belustigung, nicht aber zum Unterrichte oder zur öffentlichen Bildung dienenden Anstalten auf eigene Kosten beständen, wie es in England der Fall ist; dann würden sie vielleicht nicht so großartig seyn, als jezt, dagegen würde aber der Staat Niemanden eine Last zur Unterhaltung derselben aufzubürden haben. Leider ist dadurch den Engländern nicht viel geholfen; sie haben noch stärkere Auflagen zu zahlen, als die Franzosen, und keine so gute Oper; wenn nicht jedes Jahr die vorzüglichsten Tänzer und Tänzerinnen der Pariser Oper nach London hinübergingen, so würde diese Stadt kaum ein leidliches Ballet ausführen können. Die bedeutende Summe, welche der französische Staat seiner Oper zahlt, ist übrigens nicht verloren; denn obschon der Tanz beinahe das Beste thun muß, so hat doch die Musik und die scenische Darstellung auch einen bedeutenden Antheil an dem Erfolge. Ginge die Oper ein, so würde die Komposition der dramatischen Musik wenig Aufmunterung mehr finden und beinahe ganz aufhören, und auch die Theatermalerei würde ihre Hauptstütze verlieren. Seitdem Dr. Veron die Leitung der Oper übernommen hat, kann sich Paris wahrlich nicht darüber beklagen, daß derselbe es an mannigfaltiger Ergötzung fehlen lasse. Bald hat er eine neue Oper, bald ein wundersames Ballet in Bereitschaft, bald gibt er von beiden einige Bruchstücke, welche die Pariser einen ganzen Abend, oft bis spät in die Nacht belustigen. Obschon nun aber die meisten Tageblätter Dr. Verons Lob anstimmen, so fehlt es doch auch nicht an tadelnden Kritikern, welche den rührigen Mann als einen Marktschreier darstellen, der zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht nehme, um Zuspruch zu bekommen, die Journalisten besteche, dem Volke etwas vorgaukle und allerlei buntes Zeug darstelle, das bald hernach von der Bühne verschwinden müsse, weil es dem Kunstgeschmacke widerstrebe. Etwas mag freilich wahr daran seyn; allein man setze sich an Dr. Verons Stelle, und man wird finden, daß man es nicht so gut machen würde. Er hat es mit einem verwöhnten, durch eine Menge von Schauspielen zerstreuten Publikum zu thun, das er nur durch etwas Pikantes, Neues locken kann. Daß er die Zeitungen dabei zu Hülfe nimmt, ist dem Manne nicht zu verdenken; denn jedes neue Stück auf der Opernbühne kostet den Unternehmer eine sehr bedeutende Summe, und wenn ihm die Zeitungen das Publikum abwendig machten, so wäre der Unternehmer unfehlbar verloren. Daß er nichts Schlechtes liefern werde, dafür bürgt nicht allein sein eigener Kunstsinn, sondern auch der Ruf der Personen, die für ihn arbeiten. Seine Schuld ist es aber nicht, daß Auber nicht mehr Originalität besizt und seine Opernmusik so flüchtig arbeitet, und andere Tonsetzer in Paris können sich einer so großen Aufgabe, wie das Setzen einer Oper in fünf Aufzügen, nicht unterziehen; dazu fehlen ihnen die Kräfte. Wollte Rossini für Veron Opern setzen, so wäre dieß allerdings für das kunstliebende Publikum sehr erfreulich. Dieser berühmte Tonkünstler hat sich aber in seiner Jugend müde gearbeitet und wünscht jezt auszuruhen. Bis also das Schicksal einen größern Tonkünstler erweckt, als Auber, muß sich Veron und das Publikum wohl mit den Leistungen dieses im Grunde sehr gefälligen Meisters begnügen. Als der Operndirektor neulich mit der neuen und großen Oper „Gustav der Dritte oder der Maskenball“ auftrat, ließ sich Anfangs nur Eine Stimme hören, nämlich die der Bewunderung; alle Zeitungen ertönten von dem Lobe dieses großen, neuen Kunstproduktes; jezt aber ist es nicht mehr so; man tadelt, und zwar ziemlich heftig, und sagt schon vorher, der Operndirektor werde ehestens genöthigt seyn, die fünf Aufzüge in drei zusammenzuziehen und zulezt nur noch den fünften, nämlich den Maskenball, darzustellen. Auch über Scribe ergießt sich der Tadel, daß er einen unsinnigen Text gesezt habe. Ich möchte aber den sehen, der jezt im Stande wäre, für das Pariser Publikum eine große Oper in fünf Aufzügen zu dichten, und zwar eine, welche Beifall erhielte. Hier muß nämlich nicht allein für den Geist, sondern auch für das Auge gesorgt werden, und das Ganze muß die Theilnahme aller Klassen von Zuschauern in Anspruch nehmen. Außerdem muß dafür gesorgt werden, daß der Tonsetzer den ganzen Reichthum seines dramatischen Talentes bestmöglich entfalten könne. Scribe hat geglaubt, und mit vollem Rechte hat er glauben können, diese vielfache Aufgabe durch seinen Gustav den Dritten gelöst zu haben. Die Geschichte der Verschwörung Ankarströms und der Ermordung des Königs von Schweden mußte nach seiner Auffassung ein sehr anziehendes Schauspiel werden; nur hätte er, da er doch Manches hinzudichten oder umändern mußte, um der Darstellung mehr Reiz zu geben, keine so neue Geschichte wählen, oder die Fabel in andere Zeiten und andere Länder verlegen sollen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. April 1833.

Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabes Nacht von Engelslippen klang?

Goethe.

Die Singekränzchen.

(Beschluß.)

Man dringt in Herrn Weber, sich deutlicher zu erklären, Zeit und Ort zu bestimmen, und vor Allem die Musikstücke zu nennen, welche er aufführen will. Es ist eine Fuge von Bach, oder ein Chor von Hasse, oder eine Motette von Bernhard Klein. Aber ist das auch nicht schwer? Haben wir Altisten genug? Sind die Solostimmen komplicirt? Herr Weber weiß für Alles Rath. Er verspricht, den zweiten Sopran durch einige Currendisten unterstützen zu lassen, Hülfstruppen, die ihm der Cantor der Sophienkirche stellen muß; er nennt einige junge Choristinnen des Königstädter Theaters, welche er gebildet und deren sich die ältern Mitglieder noch mit Entzücken erinnern, die nicht abgeneigt wären, die schwierigen Partheien zu übernehmen. Was bedarf es mehr, um einen glänzenden Erfolg zu sichern? Der Tag rückt heran, die Proben ließen nichts mehr zu wünschen übrig, die jungen Damen haben ihre Eltern, ihre Verwandte, ihre Pathen zu diesem öffentlichen Debüt eingeladen, das Orgelchor, sonst nur mit flachshaarigen Schulbuben und mit armen Sündern, die sich dem Klingelbeutel entziehen wollen, besezt, bietet heut wegen der vielen modigen Kostüms und Hüte und der reizenden Antlitze, die unter den leztern versteckt sind, einen bezaubernden Anblick dar; alle Welt hat kleine Zettel in der Hand, die den Text der Musikstücke enthalten, das Amen des Predigers ist verhallt und die Orgel beginnt ihre Präludien. Was soll ich noch sagen? Herr Weber kann nichts Unvollkommenes liefern: es wurde pausirt, Takt gehalten, wie nie, und die schwierige Fuge schlug meisterhaft zusammen. Man wünschte ihm Glück, er dankte lächelnd und begleitete seine Sängerinnen die staubigen Treppen hinunter. Der Frühling ist gekommen, auf den Straßen werden Veilchen ausgeboten, und die Herrn beeilen sich, ihren Begleiterinnen duftende, sentimentale Sträußchen zu überreichen.

Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit ist endlich noch das Signal für eine Unterhaltung, die ich mit diesen lezten Pinselstrichen zeichnen will. Wer hat nicht in der Stadt, von der ich rede, zuweilen des Sonntags zur Zeit der Mittagswende gesehen, wie mehrere endlose, unbedeckte, dicht mit einem muntern Mischvölkchen besezte Wagen zu den Thoren hinaussprengen, um ferne, oft über mehrere Dörfer hinausliegende Plätze des Vergnügens aufzusuchen? Das konnte nur Herr Weber mit seinem Singeinstitut gewesen seyn. Diese Spazierfahrten wiederholen sich drei bis vier Mal im Jahre, und sind die angenehmste Abwechslung, die der Verein gewährt. Die Musik tritt dann in den Hintergrund; es sind nur die Freuden des geselligen Zusammenlebens, die jezt genossen

seyn wollen. Und sollte man sich nicht mit ganzem Verlangen dem Scherz und dem Spiele ergeben, da es für Viele so heißen Kampf bedurfte, um die Erlaubniß zu einer unbewachten Ausflucht zu erhalten? Die jungen Damen sind Töchter guter Eltern; wie flehend und schmeichelnd mußten sie aber nicht ihre Rede stellen, um die Abneigung derselben gegen diese Konsequenz der Singekränzchen zu überwinden? Man kannte freilich Herrn Weber, aber nicht sein männliches Personal; wie durfte man also dem Uebermuth der Jugend die Zügel seines Betragens in die eigene Hand geben? Ja, und dennoch sehen wir jezt die hoffnungsvollen Töchter mit freudestrahlendem Antlitz durch das Brandenburger Thor fahren. Es ist ausgemacht, daß sie über die Bedenklichkeiten den Sieg davon getragen, daß sie versprochen haben, Punkt eilf Uhr wieder an der Hausthür zu klingeln, und diese Erlaubniß dann nie wieder in Anspruch zu nehmen.

Ich bedaure, hier abbrechen zu müssen, weil die Darstellung mich in ein anderes Gebiet, das ich nicht verfolgen wollte, führen würde. Es ist ein Anderes, die Singekränzchen porträtiren, ein Anderes, die Spazierfahrten schildern. Ich füge nur hinzu, daß mir bei einem dieser Ausflüge, der seine Richtung nach Köpenick nahm, aus dem Gebüsch mein Freund Asmodi entgegentrat. Er hinkte in meine Arme und drückte mich mit Wärme an seine Brust. Ueber seine diplomatische Mission fand er des Erzählens kein Ende, und in der That waren die Mittheilungen, die er gab, über Alles interessant. Er zog mich in den Strudel der Politik, dem ich kaum entronnen, wieder hinein; ich dachte über die Thorheit nach, daß ich ohne Stimme hatte singen lernen wollen, und entschlüpfte den jubelnden Seelen, die auf einem grünen Rasen ihren bunten Reigen aufführten. Das ist Alles schon lange her: ich habe Herrn Weber nie wieder gesehen, zweifle aber keineswegs, daß er noch immer der Mittelpunkt der kleinen musikalischen Bestrebungen und geselligen Freuden ist, an denen ich eine kurze Zeit Antheil nahm, daß er noch immer um die Osternzeit Kantaten einstudirt, und bei seinen Männerstimmen zuweilen anfrägt, ob man nicht eine Fahrt unternehmen und die nöthigen Hülfsgelder deßhalb zusammenschießen wolle. Möchte dabei auf ihn nie mehr kommen, als daß er die Summen abrundet, möchte es ihm nie an reinen, silberhellen Stimmen fehlen und seinen Worten an der schlagenden Kraft, mit der er so viele altfränkische und zögernde Mütter von dem Sinn und der hohen Bedeutung der Musik zu überzeugen wußte!

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Der Zufall wollte, daß Horace, von seinem Geschäfte früher zurückgekehrt, gerade in dem Moment die Schwelle der Kirche betrat, wo Hugo im Namen der heiligen Jungfrau eine lange, mit Schmeicheleien überhäufte Danksagungsrede an den stolzen Häuptling hielt für die Gnade, welche er durch sein Bekenntniß der christlichen Religion erwiesen; er stürzte bei diesen Worten vor dem Götzenbilde nieder, indem er hiedurch das Zeichen allgemeiner Verehrung gab, dem die ganze Versammlung, die Familie des Häuptlings an der Spitze, folgte. Dieß war für den auf's Aeußerste gebrachten Horace zu viel; mit fliegendem Gewande, gleich dem Vernichtungsengel Gabriel, eilte er die Gallerien hinab, schritt die Gerüste hinauf und betrat sie mit eisernem Fußtritt. „Elender!" schrie er, und riß mit gewaltiger Faust Hugo empor, „was beginnst Du? — kniee vor Gott und nicht vor Teufeln!" Schreck und Entsetzen füllten in dem Moment den weiten Raum des Tempels, die rohen Schaaren in Athalibas Gefolge erhoben ein dumpfes, gräßliches Geschrei, das sich vielfach an den hohen Kreuzgewölben brach; Hugo, der hierin einen Schutz seiner Freunde ahnete, erhob sich aus seiner in Schreck und Furcht niedergebeugten Stellung und trat dicht an die Brüstung der Gallerie, um seinen Verfolger anzuklagen; doch in dem Augenblick traf schon den armen Horace ein Pfeil, aus der Tiefe hinaufgesendet, dergestalt in die Seite, daß er blutend niederstürzte. Die Jesuiten verließen in schneller Flucht den Tempel, denn sie erwarteten nichts geringeres, als einen allgemeinen furchtbaren Aufstand, der sich für sie mit einem Blutbad endigen konnte, ein Ereigniß, das in der Geschichte dieser unglücklichen Missionen eben nichts seltenes war. Doch Athaliba schien vollkommen durch die augenblickliche Bestrafung des Verräthers besänftigt, besonders deßhalb, weil der tödtliche Pfeil von dem Bogen seines eigenen Sohnes, des jungen Montezuma, geflogen war, eines Knaben, schön wie der junge Tag. Er war der Liebling seines Großvaters, so wie des Vaters, der den kühnaufstrebenden schlanken Jüngling seinen vier-und-zwanzig übrigen Söhnen mit entschiedener Partheilichkeit vorzog.

Hugo erschien bald nach diesem Vorfall in kriechender Demuth vor seinem hohen Täuflinge, und wirklich hatte seine Zuversicht ihn nicht getäuscht, er fand die gütigste Aufnahme. Athaliba erklärte ihn für einen edlen Märtyrer, und selbst Montezuma zeigte durch eine ihm sonst fremde Toleranz, daß auch er für seine Person dem fremden Gotte und seinem Diener eine gewisse Achtung nicht versagen könne; nur sollte sich jener tückische, wahnsinnige Eiferer, wie er Horacen nannte, nie seiner Schwelle nähern

dürfen; Hugo stimmte beifällig in diese Ansicht und schied erst nach mehreren Tagen, nachdem er mit Gold, Perlen und Schätzen aller Art beladen worden war. Bald hierauf erlebte das Kollegium den glänzenden Triumph, daß Athaliba seinen Liebling Montezuma den Jesuiten, und vorzüglich dem Pater Hugo, zur Leitung überließ.

Horace erhielt von diesen Begebenheiten die genaueste Nachricht, während er, an seiner Wunde darniederliegend, das Zimmer hüten mußte. Die Kenntniß der Heilkräfte, die er in Coimbra durch anhaltendes Studium sich angeeignet hatte, unterstüzte jezt seine ungeschwächte Natur in ihren Bemühungen, die Krankheit zu besiegen, so kräftig, daß er nach einem Monat wiederum im Stande war, die ihm anvertrauten Geschäfte zu leiten. An dem Tage seiner Verwundung in der Kirche hatte, da seine Ordensbrüder ihn verließen, ein junger Eingeborner sich seiner angenommen und ihn auf seinen Schultern aus dem Tumult getragen; auch später an seinem Krankenbette hatte Zirja Mittel gefunden, dem Unglücklichen nahe bleiben zu dürfen, um ihn zu pflegen. Horace erkannte seine Bestrebungen mit Dank, und im Gespräch, welches er in einsamen Nächten mit ihm führte, gewahrte er bald, daß ein Funke göttlicher Begeisterung in die empfängliche Seele des jungen Heiden fiel. Diesen zur Flamme anzuschüren, war dem edlen, von seinem Glauben selber tief Ergriffenen nicht schwer; doch er wußte aus der Geschichte seines eigenen Lebens, daß das Feuer schöner Begeisterung, wenn es auch noch so glühend emporstrebt, doch eines festen, unverfälschten Stoffes bedarf, an dem es zehrt, wenn es nicht bei den Stürmen des Lebens augenblicklich wieder verlöschen soll; er legte daher schwere Pflichten, schmerzliche Aufopferungen, gründliches Nachdenken und ernste Ueberzeugung zum Grunde, und bemerkte mit Freuden, daß seines jungen Lieblings Gemüth vor diesen Prüfungen nicht zurückbebte, daß er den Glauben zwar langsam, aber desto sicherer in sich aufnahm. Auch deutet und erklärt ja eine Liebe die andere, und so gestaltete sich in Zirjas Busen die Freundesliebe zur geläuterten Gottesliebe. Ehe ein halbes Jahr verging, konnte der Heide mit Ueberzeugung zum Bunde der Christen übergeben, und erhielt, am Tage des heiligen Stephan getauft, den Namen dieses Märtyrers.

Hugo's beleidigter Stolz brütete indessen über Racheplänen; er sah mit hämischem Auge die Bekehrung des jungen Heiden und berechnete, welche Vortheile hieraus Horacen erwachsen könnten; denn Zirja war, der Häuptlingsfamilie verwandt, aus einem angesehenen Stamme entsprossen. Ueberdieß war ihm die Nähe eines Mannes, dessen strenge Grundsätze, dessen unbeugsamen Charakter er fürchten mußte, in seinem Wirkungskreise zu gefährlich, als daß er nicht seine Entfernung sehnlich hätte herbeiwünschen sollen. Noch fand er Trost in der bestehenden Feindschaft Navezuma's, seiner Söhne und Enkel gegen Horace; doch jezt trat ein Umstand ein, der diese Feindschaft in das aufrichtigste und wärmste Wohlwollen verwandelte. Montezuma hatte im Bade eine giftige Schlange am Arm verwundet; durch ein auf unrechte Weise angewandtes Heilmittel war der Schaden noch vergrößert und der Jüngling an den Rand des Grabes gebracht worden. Jammernd stürzte sich der unglückliche Vater vor den Altären seiner Götter nieder, himmlische und menschliche Hülfe anrufend, bewegte er durch seine Klagen jede auch noch so verhärtete Brust; auch zu Horacens Ohr drangen sie; er erschien am Lager des Halbbewußtlosen. Genau die Umstände bei der Verwundung, so wie die Natur des Giftes untersuchend, fand er endlich ein Mittel aus, welches Rettung versprach. Drei fürchterliche Tage vergingen, wo der Kranke einem völlig Todten gleich dalag, am Morgen des vierten öffnete er aber von neuem die Augen dem Lichte, mit der Klarheit und Sicherheit eines Genesenen. Er richtete sich auf und begrüßte seinen Vater, der zu Häupten des Lagers knieete; Athalibas Entzücken kannte keine Grenzen, er forschte nach dem Retter seines Lieblings, und an Zirjas Hand trat Horace ins Gemach. Bei seinem Anblick verhüllte der stolze Häuptling sein Antlitz. „Wehe mir!“ rief er mit durchdringendem Schmerzenslaut, „ich habe dieses Mannes Blut vergossen! der Gott meiner Väter hat aber nicht gewollt, daß er Gleiches mit Gleichem vergelte. O führe ihn zu mir, Zirja, daß sich Navezuma's Sohn und Eribura's Enkel vor der weißen Stirn eines Christen demüthige; denn bei dem Haupte meines Vaters, er hat am Edelsten gehandelt von Allen, die die salzige Straße des Meeres hieher gezogen sind, um in dem silbernen Schild unsers großen Flusses sich zu spiegeln. Führe ihn her zu mir!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, April.

Kunst- und Musikverein.

Die Zeit der Emanzipationen ist auch die der Vereine; diese bereiten jene vor, diese sind der Ausspruch des gefühlten Bedürfnisses der Einzelnen, jene die rechtliche Anerkennung der Allgemeinheit durch das Gesez. England ist das Land der Vereine; woran andere Regierungen scheitern würden, das sezen dort Privatpersonen ins Werk. Compagnien treten mit der Kraft und Ausdehnung von Königreichen auf; dadurch drängt sich nicht die halbe Bevölkerung zum Staatsdienst, und Keiner glaubt seine Existenz unsicher, wenn er nicht eine lebenslängliche Staatsanstellung hat, weil die Gesellschaft selbst Ressourcen genug bietet, zu Auszeichnung und zu Vermögen zu gelangen. Daraus folgt unmittelbar größere Unabhängigkeit, festeres Selbstvertrauen, offenes Aussprechen der Grundsäze und konsequentes Handeln darnach, geringere Aengstlichkeit, Umsicht und Rücksicht auf Verhältniß und Lage, mit Einem

Worte, größere Freiheit. Der Staat, der die Vereine befördert, fürchtet diese nicht. — Von politischen spreche ich in einem belletristischen Blatte nicht, sondern nur von einigen bescheidenen Vereinen in Karlsruhe, welche Kunst und Industrie fördern und ausüben.

Seit dem Jahr 1819 bestand hier ein Kunstverein, der ohne andere Mittel, als die Beiträge seiner Mitglieder, sechs Kunstausstellungen zu Stande brachte, einige junge Künstler unterstüzte und in Medaillen Preise zur Belohnung oder Aufmunterung ertheilte. Der Großherzog Leopold würdigte ihn seiner Aufmerksamkeit und Unterstüzung, und ließ in das Staatsbudget eine jährliche Summe von 1000 fl. für die Kosten der Ausstellung aufnehmen, welche die Landstände von 1831 auch gerne bewilligten. Durch diese Uebernahme auf die Allgemeinheit wurde der Verein nun in den Stand gesezt, auch seinen Mitgliedern Vortheile zu gewähren; so wird nun eine fortwährende kleine Ausstellung von Kunstgegenständen für dieselben gehalten, es werden nach Maßgabe der Mittel Ankäufe gemacht und unter die Mitglieder verloost, jährlich wird ein vorzügliches Kunstwerk durch Kupferstich, Steindruck oder Abguß vervielfältigt und den Theilnehmern gratis zugeschickt. Dieses Jahr geschieht es mit dem beliebten Improvisator im Golf von Neapel von Moosbrugger. Die neue Gestaltung wurde unter der Direktion von Frommel ausgeführt. — Auf die vorjährige Ausstellung wird wohl erst in drei Jahren eine andere folgen. Ueber jene theilte zwar das Kunstblatt einen beurtheilenden Bericht mit; doch wenn dieser für den Ausspruch des Gesammturtheils gelten sollte und nicht nur für eine Stimme, der Alles gefällt und die jedes Gemälde für ein Kunstwerk nimmt, so müssen wir in der Verständigern und selbst in der Menge Namen feierlichst Protestation dagegen einlegen. Eine kleinere, von einem achtbaren Kunstkenner in demselben Blatte gelieferte Recension hat diesen Fehler der vorstehenden bereits gerügt, und wahrlich, wer den Aufsaz läse, ohne die Gemälde zu kennen, würde Orths Schweineheerde im Beiertheimer Walde für ein eben so treffliches Kunstwerk halten, wie Helmsdorfs Tassoeiche bei Rom.

Fast eben so lange als dieser Kunstverein besteht ein Musikverein für gediegene Musik ernstern Styls, mit Ausschluß der Oper. In seiner Sphäre liegt also hauptsächlich einerseits die ältere italienische und deutsche Kirchenmusik und andernseits die Oratorien. Er ist nach dem Vorbilde eines Vereins eingerichtet, den schon vor langen Jahren der berühmte Pandektist Thibaut, der Verfasser der „Reinheit der Tonkunst“ und ihr eifriger Verfechter, in Heidelberg gegründet hat und leitet; es war dieselbe Begeisterung für jene Meisterwerke des Mittelalters von der einen, dasselbe Bedürfniß, sie zu kennen und zu verstehen, von der andern Seite, was auch dem hiesigen seine Entstehung gab. Er ist kein Frankfurter, kein Berliner Verein; seine Mittel sind geringer, seine Wirksamkeit bescheidener; wenn es kein Singverein wäre, würde ich sagen, er wirke im Stillen, aber deßhalb nicht minder erfreulich. So anspruchslos nach außen, so fest und ernst ist er in seinen Grundsäzen, in der Wahl seines Stoffes; nur das Gediegenste, wahrhaft Große und Erhabene findet Zulaß, und Palestrina, Durante, Bach und andere Geistesverwandte führen den heiligen Chor.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Gustav III. von Scribe und Auber.

Was man am meisten getadelt hat und was der Geschichte schnurstracks zuwider war, ist, daß der Dichter aus der Liebe des Königs zur Frau des Ankarström den Beweggrund zur Verschwörung des Mannes gemacht hat. Wahrscheinlich hat Scribe gefühlt, daß ein gewöhnlicher Verschwörer und Mörder das Publikum nicht sehr rühren würde, und hätte er einen blos politischen Beweggrund angenommen, so wäre das Stück zwar historischer geworden, aber das große Publikum würde an dem Mörder und seinem Schlachtopfer wenig Antheil genommen haben, und der politischen Sachen hat man in Paris schon so viel, daß es wahrlich verlorne Mühe wäre, sie auch noch auf die Bühne zu bringen. Also weg mit dem politischen Beweggrunde und dafür die Rachsucht eines durch seinen König beleidigten Ehemanns gesezt! So hat Scribe gedacht und gethan. Die fünf Aufzüge seines Stückes sind fünf Gemälde, die dem Tonsetzer wie dem Dekorateur die schönste Gelegenheit an die Hand gaben, ihre ganze Kunst zu zeigen. Im ersten Aufzuge Gustav mit seinem Hofe, und zur Belustigung oder Erholung von den Staatsgeschäften ein Ballet. Dieses kommt zwar etwas frühe; allein es war im ganzen Stücke keine andere Gelegenheit, eines anzubringen; es muß aber einmal eines da seyn, man geht zur Oper, um tanzen zu sehen; sollte daher die Gelegenheit auch bei den Haaren herbeigezogen werden, sie muß erscheinen. Zulezt erfährt man, Gustav wolle über sein Schicksal eine berüchtigte Wahrsagerin in Stockholm zu Rathe ziehen, da ihm allerlei geheimnißvolle Winke zukommen. Ankarström zeigt sich als ein eifriger Anhänger des Königs, ja als sein wärmster Freund. Im zweiten Aufzuge die Wohnung der Wahrsagerin, Gustavs Zusammenkunft mit derselben und auch das Erscheinen der Frau Ankarströms, welche für den König heimliche Liebe hegt und dennoch ein tugendhaftes Weib bleiben will. Die Wahrsagerin räth ihr, gewisse Kräuter unter dem Galgen in der Nacht zu sammeln und daraus einen Trank zu bereiten. Man hat Scribe vorgeworfen, daß schon in mehrern seiner Stücke etwas Aehnliches von Kräuter- oder Zweigeholen vorkomme, unter andern in Robert le diable. Es ist freilich zu bedauern, daß der Dichter dießmal nichts Neues erfunden; allein dafür bekommt man im dritten Aufzuge die Aussicht auf einen Galgen. Dieß ist wenigstens etwas Neues in der Pariser Oper, und bisher ist noch nie ein Galgen auf dieser Bühne dargestellt worden; für manche Pariser mochte das Ding selbst wohl etwas Neues seyn, denn in ganz Frankreich ist kein Galgen zu finden. Es ist Mitternacht; die Gräfin Ankarström sucht Kräuter gegen die Liebe, was eben nicht zu den Gesinnungen einer Hofdame aus der heutigen Zeit paßt. Gustav geräth auch hieher, ich weiß nicht recht, wie und weßwegen; die Gräfin trifft mit ihm zusammen und Beide gestehen sich ihre Liebe, anstatt Kräuter gegen dieselbe zu pflücken. Nun erscheint auch Ankarström, der aus bloßer Fürsorge seinem Herrn hieher gefolgt ist, da er weiß, daß man ihm nach dem Leben trachtet. Er dringt in ihn, sich nach Hause zu begeben. Gustav begibt sich weg, nachdem er von seinem treuen Diener das Versprechen sich hat geben lassen, die verschleierte Dame zur Stadt zu begleiten, ohne sich nach ihrem Namen und Stande zu erkundigen, was auch Ankarström gethan haben würde, wenn nicht kurz nach dem Abgehen des Königs eine Rotte von Verschwornen über ihn hergefallen wäre, indem sie ihn für den König hielten. Jezt nimmt die verschleierte Dame keinen Anstand, sich als die Gräfin Ankarström zu erkennen zu geben, um ihrem Manne das Leben zu retten. Der gute Ehemann bleibt nun ganz verduzt stehen, und aus einem treuen Diener seines Herrn, der ihm seine Frau hat verführen wollen, wird er der bitterste Feind desselben. Das läßt sich in einer Oper sehr gut hören. Er erkundigt sich nach den Planen der Verschwörer und verspricht ihnen seinen Beistand.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. April 1833.

Ja! Euer Haus ist ein seltsamer Ort.
Es wandeln dort in stiller Mitternacht
Die Geister längst Verstorbner durch die Hallen.
Uhland.

An Justinus Kerner

in Weinsberg.

O theurer Schattenspieler! *)
Es spricht der Dank so Vieler
Zu dir aus meinem Lied!
Wer ist, der nicht gerühret
Vom Hauch, den er gespüret,
Aus deinem Hause schied?
Der nicht aus neuen Zeichen
Den Geist, den ewig reichen,
Der Welt und Herz bewegt, errieth?

Zwar schlossest du die Pforten
Des Lieds. Nicht mehr in Worten
Ergießt sich Poesie;
Die Sprache, so gebrechlich,
Umfaßt, was unaussprechlich,
Mit ihren Lauten nie;
Du ändertest dein Walten
Und prägtest in Gestalten
Den flüß'gen Strom der Phantasie.

Was andre nur gesungen,
Das hast du dir errungen:
Den magischen Pallast.
Das Wild sucht deine Halle,
Das Pferd in deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem du ließest wehen
Das griechische Panier;
Im Regen mußt' erbleichen —
Ein unglückdrohndes Zeichen! —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger *) weg von dir.

Das Gartenhäuschen schimmert,
Auf altem Stein gezimmert,
In frischem, neuem Glanz;
Dort kostete den Schlummer
Der Feldherr, den der Kummer
Umschwebt des Vaterlands;

*) S. Kerners Reiseschatten, in welchen er als Schattenspieler Luchs auftritt.

*) Wilhelm Müller, im Herbst 1827. Ihm zu Ehren pflanzte Kerner eine Fahne mit den griechischen Nationalfarben auf den von ihm dichterisch und wohnlich zugleich hergestellten alten Stadtmauerthurme auf, der in seinem Garten steht.

Dort hängt voll stiller Trauer
Herab an düstrer Mauer
Rybinski's *) abgelehnter Kranz.

Den Polen und den Ungern **)
Du lässest keinen hungern,
Du ladest sie herein,
Bereit, sie zu ergötzen
Mit Bildern und mit Schätzen,
Mit Harmonie'n und Wein;
Aus dunkler Schwermuth Schatten
Führst du die Lebensmatten
Zurück zum goldnen Sonnenschein.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geschaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unschuld graut,
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

So stört das Wunderbare
Dein Leben dir, das klare,
Der Seele Frieden, nicht;
Du nimmst der Geister Necken,
Den tollen Spuk, den Schrecken,
Mit auf in das Gedicht,
Das sich in deinem Innern
Aus Zukunft und Erinnern
In bunten Fäden weiter flicht.

Einst trug ein seltsam Wappen
Dein Schild; zu deinem Knappen
Erkorest du den Scherz; ***)
Und nachher sang und fühlte
Die Brust — die Hand, sie kühlte
Der Menschheit Pein und Schmerz;
Doch stets ist gleich geblieben
Im Glauben, Ahnen, Lieben,
Dein unverwüstlich reiches Herz.

Den Einklang zweier Welten
Belauschest du, vom Schelten
Des Marktes nicht empört;
Des Lebens erd'ge Schaale
Ward von dem mächt'gen Strahle
Des geist'gen Blicks zerstört,

*) Im vorigen Jahre besuchte dieser polnische Feldherr den Dichter.
**) Nic. Lenau.
***) In den Reiseschatten.

Von ungewohnten Zungen,
Aus ernsten Dämmerungen
Hast du manch seltsam Wort gehört.

Doch, daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es sey dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme,
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht.

Dann geht die Sag' im Volke:
„Habt ihr in rother Wolke
Das Häuschen auch geseh'n?"
Und wem es wird begegnen,
Der wird sich freudig segnen,
Daß ihm ein Heil gescheh'n.
Es werden milde Lüfte
Und warme Balsamdüfte
Aus seinem Sapphirthore weh'n.

Dann möcht' ich bei dir weilen,
Den Sternensaal durcheilen
In raschem, hohem Flug!
Dann schauten wir vom Fenster
Des Zwischenreichs Gespenster,
Manch' langen, blassen Zug —
Bis uns, am lichten Ziele,
Nach langem Schattenspiele
Ein Engel ruft: es ist genug!

Gustav Pfizer.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Horace stand mit der Unbefangenheit eines siegenden Bewußtseyns vor dem stolzen Fürsten, der ihm vergeblich die reichsten Schätze anbot. „Ich habe gehandelt, wie ich sollte und mußte," erwiderte er ruhig; „uns Christen ist es Pflicht, unsern Feinden Gutes zu thun; glaube nicht, Athaliba, daß ich den Knaben rettete, weil er Dein Sohn war, ich hätte ebenso Deinen niedrigsten Sklaven gerettet." — „Du verschmähst meinen Dank," nahm der Häuptling das Wort, „so verschmähe wenigstens nicht, einige Tage mein Gast zu seyn, damit sich an unserem Herde der Schatten eines Mannes an die Wand male, welcher es verdiente, der Freund der Fürsten des großen Flusses zu seyn."

Diese Einladung konnte Horace nicht ablehnen, er folgte, von Montezuma und Zirja begleitet, dem beglückten Vater in dessen Wohnung. Hier fand er nun die vom Himmel so oft erflehte Gelegenheit, Gutes zu wirken in reichem Maaße; die Herzen waren ihm und seinem Wort geöffnet, Milde, Güte, Gerechtigkeit und Liebe erblühten unter seinen Händen, und ehe das Jahr noch seinen Kreislauf vollendet, genoß er des Entzückens, durch die Taufe das schöne Werk der Bekehrung an der ganzen Familie zu krönen. Doch wie bitter war die Belohnung für sein Wirken.

Hugos Bemühungen war es endlich gelungen, seinen Mitprofessen bei den Obern verdächtig zu machen, als einen gefährlichen Neuerer, dessen schwärmendes Haupt nicht eher ruhen werde, als bis die trefflichsten, seit lange bestehenden, und mit Mühe befestigten Ordnungen umgestürzt seyen. Hierauf langte ein Befehl des Ordensgenerals aus Rom an, der Horacen zurück nach Europa beschied. Diesem Briefe lag ein Schreiben von Don Riguez bei, dessen Inhalt schmerzlich verwundend war. „Sie kommen, Don Horatio, in unsern Kreis zurück, doch die Hoffnungen, welche der Orden auf sie gründete, sind abermals getäuscht worden. Mit Mühe gelang es mir, den Zorn unseres Generals, in dessen Nähe in Rom ich jezt wohne, von Ihrem Haupte abzulenken. Unglücklicher, wie lange werden Sie in der Irre gehen, wie lange wird das Leben und Ihre Bestimmung Ihnen ein Räthsel bleiben? Der Befehl der Obern sendet Sie für's erste nach Marseille; doch ich hoffe Sie vielleicht bald in Rom zu begrüßen.“ Sebastian schrieb die wenigen Worte: „Wir haben Euch nicht aus unserem Andenken gelöscht, Don Horatio, in Marseille wird man Euch in meinem Namen empfangen; die heilige Jungfrau und der Apostel Johannes mögen Eure Person schützend begleiten bei den Gefahren einer so langen Seereise.“

Horace fühlte nur zu deutlich, von welcher Hand dieser Streich geführt worden; sein Schmerz, sich verkannt zu sehen, wurde jedoch durch das Bewußtseyn, jene Vorwürfe nicht zu verdienen, gemildert; auch freute es ihn im Stillen, daß sich nun das theure Land seiner Jugend ihm wieder öffne, ewig geliebte Bilder füllten den Busen, doch ach! unter diesen fehlte das geliebteste — Constanzens Bild. Warum ward ihrer mit keiner Sylbe erwähnt? hatte sie im Arm eines Gemahls des Freundes vergessen, oder war sie, einem Engel gleich, frühe dem finstern Treiben der Sterblichen entrückt worden? Quälende Besorgnisse füllten das Auge ihres Freundes mit Thränen. Als die Familie Ravezumas die baldige Abreise ihres geliebten Gastes erfuhr, äußerte sie Sorge und Betrübniß; Montezuma wollte seinen Lehrer begleiten, und Zirja war durch keine Bitte oder Vorstellung von dem Entschluß abzubringen, die Reise nach Europa mitzumachen. „Nimm Deinen Freund als den geringsten Deiner Knechte mit, laß mich zugleich mit Dir den Strahl des Lichtes saugen, welchen Dein klares Auge trinkt; viel eher kannst Du's Deinem Körper verbieten, den Schatten in seinem Gefolge zu haben, als es Dir gelingen wird, Zirjas Bewunderung von der Schönheit Deiner Seele zu trennen.“

Als die Abschiedsstunde schlug, hatte Athaliba dem edlen Christen den größten Beweis seiner Zuneigung zugedacht; er führte ihn in die innere Abtheilung seiner Wohnung, wo die Frauen königlicher Abkunft sich versammelt hielten. Hier nahm er ihn bei der Hand, und indem er ein junges, blühendes Mädchen zu sich winkte, sagte er mit feierlicher Stimme: „Großmüthiger Mann, Spiegel des wahren Glaubens, den auch der Sohn Ravezuma's verehrt, nimm hier die Tochter Groma's, des Kindes Ravezuma's, zu Deiner Gattin, nimm das Kind der Palmen mit in Dein Vaterland und laß ihre Stimme Dir seyn gleich dem Vogel der Erinnerung, der auf dem dürren Aste der Gegenwart seine goldenen Lieder singt. Ich habe Dein Blut vergossen und Du thatst mir Gutes; jezt nimm das Gute, welches meinem Sinn Dir zu erweisen gelüstet.“ — Horace sah das zitternde Geschöpf zu seinen Füßen sinken; er hob es auf, und indem er durch eine ehrfurchtsvolle Beugung den stolzen Häuptling begrüßte, lehnte er mit freundlicher Würde das schöne Geschenk ab. „Du weißt, Fürst,“ sprach er, „daß ein Gelübde uns verbietet, der Liebe eines Weibes theilhaftig zu werden; sichere mir auch in der Ferne Deine Achtung und Liebe, Athaliba, und Du hast mich reichlich und auf alle Zeiten beschenkt. Bleibe dem Glauben treu, den Du in meine Hände geschworen, und sey versichert, daß wir uns dereinst wiedersehen.

Noch denselben Abend ging das Schiff, welches unsern Freund entführte, unter Segel; Zirja befand sich auch auf demselben, und Hugo gab unter geheuchelten Freundschaftsversicherungen den Abziehenden das Geleit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die Oper.

Im vierten Aufzuge heimliche Berathung der Verschwörer. Sie loosen, wer dem Könige das Leben rauben soll. Die Gräfin Ankarström muß selbst dieß verhängnißvolle Loos ziehen; der Name Ankarström kommt heraus. Der fünfte und lezte Aufzug stellt endlich den Maskenball bei Hofe vor, das Beste im ganzen Stücke, oder wenigstens das Lustigste. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, es gebe keinen Hof in Europa, an welchem ein so glänzendes Fest gegeben wer-

den könne, als hier auf der Opernbühne. In der That ist dieß die bunteste Augenweide, die man sich nur denken kann, und die Operndirektion mag eine bedeutende Summe ausgegeben haben, um dieses schöne Schauspiel einzurichten. Daher glauben auch einige, sonst mit der Oper nicht zufriedene Leute, dieser Maskenball möchte das Einzige seyn, das zulezt von dem neuen Stücke Scribes und Aubers übrig bleiben werde. Ueberhaupt verwendet Dr. Veron ungeheure Summen auf die äußere Ausstattung der Stücke auf dieser großen Bühne, weil er wohl weiß, daß man, um großen Beifall zu erhalten, alle Sinne der Zuschauer in Anspruch nehmen, sie alle gleichsam bezaubern muß. Dennoch zweifle ich sehr, ob er seine Rechnung bei dem großen Aufwande findet, den er zu machen genöthigt ist. Auch geht die Rede davon, er sey Willens, abzutreten; er selbst hat in den Zeitungen angekündigt, sobald es der Regierung gefalle, sey er bereit, den mit ihr geschlossenen Kontrakt aufzuheben, weßhalb ihn Janin im Journal des Débats bittet, doch ja so gut zu seyn, und zu bleiben, da ohne ihn die Oper unmöglich auf dem bisherigen glänzenden Fuße bestehen könne. Wahrscheinlich weiß aber Niemand besser, als er, wo ihn der Schuh drückt. Dieser Glanz der Oper ist nur ein künstlicher und kann nur durch künstliche Mittel hervorgebracht werden. Von dem reichhaltigen ältern Repertoire der großen Oper ist unter Verons Leitung beinahe nichts gegeben worden. Das jüngere Publikum kennt kaum noch Glucks, Mozarts, Mehuls, Cherubinis, Paers Opern. Ein Duzend neuer Opern und eben so viele neue Ballette, und dann von Zeit zu Zeit Bruchstücke aus beiden Gattungen, dieß sind die einzigen Elemente, aus denen der jezige Direktor seine Vorstellungen zusammensezt, und keine dieser Vorstellungen kommt ohne großen Aufwand zu Stande. Es ist schon ein Wunder, wie sich eine so kostspielige Anstalt während des vorigen Jahres bei dem durch die Cholera verursachten Elende hat halten können. Allerdings hat die Regierung eine außerordentliche Zulage bewilligen müssen; aber auch mit dieser würde mancher Direktor eine so schwere Last nicht haben tragen können. Was nun das Théâtre français betrifft, das ebenfalls nicht ohne bedeutende Unterstüzung fortkommen kann, so hat man sich in der Deputirtenkammer darüber beklagt, daß dieses Theater, welches ein Muster des klassischen Geschmacks in der Wahl und Darstellung der Stücke abgeben sollte, so viele Monstrositäten aufführe und zum Verderben des guten Geschmacks sich in die abgeschmackte Romantik stürze, da ihm doch der Staat zu dem entgegengesezten Zwecke eine Unterstüzung verabreiche. Die Herrn, welche diese Vorwürfe äußern, kennen aber wohl die Neigung des Publikums zum Neuern nicht. Das alte klassische Theater der Franzosen hat wenig Reiz mehr; man will etwas Anderes, wäre es auch nicht so gut. Die Schauspieler des Théâtre français wissen am besten, wie leer es in ihrem Saale bei Darstellungen von Corneilles, Racines und Voltaires Stücken aussieht, wenn die Rollen nicht ganz vorzüglich gut besezt sind. Sie müssen sich nach dem Geschmacke des Publikums richten, wofern sie Zuspruch haben wollen. Für sie wäre es viel bequemer, wenn sie mit dem alten Repertoire ausreichten. Dieß geht aber nicht mehr an. Man lasse sie daher nur gewähren, das Schlechte wird schon von selbst fallen und das Gute bleiben. Freilich, wenn sie die Kunst selbst herabwürdigten und das erste Nationaltheater Frankreichs in eine Possenbühne umwandelten, so hätte man das Recht, über die Verschleuderung der Staatsgelder zu klagen; aber dahin ist es glücklicherweise noch nicht gekommen. Das Théâtre français folgt der allgemeinen Richtung der Gemüther in Frankreich, die nun einmal aus dem alten Gleise getreten sind.

Dg.

Karlsruhe, April.

(Fortsezung.)

Kirchenmusik.

In den Oratorien ist Händel der Erste, und so ziemlich auch der Einzige; die neuern, Schneider u. a., können nicht vor der ernsten Kritik neben jenen bestehen. Nicht aus Patriotismus, sondern aus dem Gefühl der Gerechtigkeit und der Liebe hat von den neuern Feska eine dauerhafte Stelle in dieser Sanggesellschaft eingenommen mit seinem Vaterunser, mit seinen herrlichen Psalmen, er, dessen Kirchenmusik nicht so erhaben ist, als die eines Carpentras, nicht so erdrückend erhaben, in der nicht die ruhige, göttliche Größe eines Palestrina liegt, aber der sie menschlicher gemacht, der sie uns näher gelegt, der mit einem Menschenherzen, von den Gefühlen der Liebe und Frömmigkeit durchdrungen, dichtete, unter dessen Bogen die Musik-Antike, wie sie in weißem Marmor in edler Einfalt und stiller Größe vor uns stand, wie unter Pygmalions Meißel Leben gewann, menschliches Leben, vielleicht nun minder herrlich und anstaunenswerth, weil menschlich fühlend, aber inbrünstiger, frommer. Sollte der hiesige Verein als Denkmale der Liebe und Verehrung in seinem Saale Büsten aufstellen, wie die Landstände in dem ihrigen, so würde der erste Plaz Palestrina gebühren, der über den Wolken schwebt, den andern Händel einnehmen, dessen Scheitel stolz an die Wolken stößt, und einen Dritten in bescheidener Entfernung, vielleicht Feska, der den Himmel im Herzen trägt.

Solche Vereine haben ihren unberechenbaren Vortheil und Werth. Das Festhalten an diesen Grundpfeilern der Musik, an dieser Urmusik, ist es allein, was endlich wieder einen vernünftigern Geist in diese Kunst einführen kann; denn das Extrem, in dem wir uns jezt abarbeiten, kann nicht mehr viel weiter übertrieben werden, ohne umzuschnappen, und dann, wenn das Bedürfniß einer Umgestaltung erst gefühlt ist, werden diese treugebliebenen Stimmen lauter werden und auf ihre Ideale verweisen. Der Gözendienst kann nicht ewig währen; aber ob der Cortez schon geboren ist, der seine Altäre umstürzen wird, läßt sich nicht bestimmen. Oder ist es auch nicht Glaube und Ueberzeugung, der eine andere Sonne in Euterpes Reich heraufführt, so ist es vielleicht Abgestumpftheit und Neuerungssucht, und man sucht die vermoderten Tonwerke des Mittelalters hervor, weil sie vor lauter Alter wieder neu geworden sind. Borgt ja selbst die Mode, das nach Neuheiten ungeduldigste Kind der Zeit, aus der Garderobe der Urgroßväter.

Ein dritter Verein von allgemeinerm Interesse in hiesiger Stadt, dessen ich noch erwähnen will, ist der Gewerbsverein, der, seit seiner Konstituirung im November 1831, nach einem Jahre schon 140 Mitglieder zählte, Gewerbsleute, Industrieverständige und Liebhaber. Sein Zweck geht auf gegenseitige Belehrung und Unterstüzung in allen die Industrie und Gewerbe betreffenden Dingen, und in wöchentlichen Berathungen behandelt er jeden auf das Wohl der Gewerbe Bezug habenden Gegenstand. Ein solches Zusammenwirken kann nur günstigen Einfluß auf die gründlichere Ausbildung und den verständigern Betrieb eines lange nicht hinlänglich geachteten und darum auch hintangesezten Erwerbzweigs haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. April 1833.

Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterste ins Oberste zu kehren.

Goethe.
Faust. Zweiter Theil.

Geologische Grillen.

Erster Artikel.

Die Erde ist ein zoologisches Museum, das die versteinerten Reste mannigfaltiger Schöpfungen in chronologischen Schichten übereinander enthält, welche nach oben ein grüner Garten begrenzt, in dem eine Menagerie lebender Geschöpfe sich tummelt, und wo ein Drama abgespielt wird, die Welthistorie genannt.

Der ewige Geist, so stellt es sich etwa der Mensch vor, hatte eine Reihe organischer Welten geschaffen und als unvollkommene Bildungen wieder zusammengeworfen; da einsmals bevölkerte er den beruhigten Boden der Erde auf's Neue, und nachdem er, auf immer neue Formen bedacht, ein drolligtes Geschöpf, den Affen, aus seiner Schöpferhand entlassen, dünkte es ihm an der Zeit, daß er ein Wesen ins Leben rufe, in dem sich ein Strahl des himmlischen Lichtes bräche, und so bildete er denn ein Geschöpf, aufrecht, mit gen Himmel gerichtetem Antlitz, des thierischen Pelzes entkleidet; er sprühte es an mit ein Paar Funken seines eigenen Geistes, warf in seinen Busen den Saamen zu einem Himmel und zu einer Hölle — und der Mensch war geboren. Sein Geschlecht verbreitete sich aus der Arche der Schöpferhand mit seinen Genossen, den Geschlechtern der Thiere, über die junge Erde; er wucherte mit dem ihm anvertrauten geistigen Pfunde, so gut es ging, und als er zum vollen Selbstbewußtseyn gekommen war, fing er an, sich als Herrn in dem Thierparke zu fühlen, in den er gesezt worden, und den Nomenclator der Schöpfung zu machen. Nicht lange, so wurde er, ohne darum der Ehre zu entsagen, das Ebenbild Gottes zu seyn, der thierischen Seite seiner Natur so sehr bewußt, daß er sich sogar allen Ernstes fragte, ob er nicht eigentlich auch auf vier Füßen gehen sollte. Er erkannte, bei allem Stolze auf den Adel seines Geschlechts, seinen grimassirenden Doppelgänger, den Affen, für seinen herabgekommenen, oder vielmehr nicht emporgekommenen bürgerlichen Cousin, er stellte sich, doch keineswegs als primus inter pares, an die Spitze der ganzen endlosen zoologischen Reihe, er war ernstlich auf einen systematischen Namen für sich bedacht, und die Himmlischen lachten wohl, als er sein, troz allen weißen, gelben und schwarzen Nüanzen, Eines und untheilbares Geschlecht selbstgenügsam: homo sapiens nannte.

Die Geologie hat fast so viele Revolutionen erlebt, als die Erde selbst, und mancher bejahrte Wissenschaftsmann gleicht, was sein Glaubensbekenntniß in der Geogenie betrifft, dem französischen Staatsmann, der vom Konvent bis auf Ludwig Philipp allen Gouvernements treu gedient hat. In der neuesten Zeit gewinnt indessen in den Gemüthern diejenige Ansicht das Uebergewicht, nach welcher die uranfänglich aus wässerigen Bildungen

bestehenden Schichten der Erdrinde in verschiedenen Perioden durch vulkanische Hebungen aus der Tiefe zerrissen, aufgerichtet, durcheinander geworfen worden wären, und zwar nicht allmählich, sondern rasch und gewaltsam. Je zwischen zwei dergleichen Stürme der Natur fällt eine längere oder kürzere Periode verhältnißmäßiger Ruhe, in welcher sich jedesmal die Elemente ins Gleichgewicht sezten und später organische Wesen den Ocean und das trockengelegte Land bevölkerten. Die Geologie hat sich davon überzeugt, daß es solche Umwälzungen gab, bevor organische Wesen auf der Erde auftraten; bald aber findet man, wenn man die geschichteten Formationen von unten nach oben durchgeht, Muschelthiere in den Flözen; sie werden immer zahlreicher, treten endlich in ungeheuren Massen nebst Skeletten von Fischen auf, und nicht lange, so zeigen sich unzweifelhafte Beweise, daß nachgerade Stücke Landes sich über den Meeresspiegel erhoben, in den Resten von Landthieren und Strandgewächsen; diese Landthiere gehören jedoch noch sämmtlich der Klasse der eierlegenden Vierfüßer an und sind vorzugsweise Eidechsen und Schildkröten. Aber auch über diese Geschöpfe sieht man wieder Schichten hergeführt, welche Reste von Seethieren, groß und klein, von der fast mikroscopischen Muschel bis zum Wallfisch, enthalten. Immer weiter nach oben entdeckt man nun, neben jenen kaltblütigen Vierfüßern, die ersten Spuren von Säugethieren, und bald die Gräber ganzer Geschlechter, welche aber noch viel Fremdartiges und vom Typus derjenigen Thiere, welche ihnen in der jetzigen Welt am nächsten stehen, Abweichendes haben. Auch über diese Welt, bezeichnend die paläotherische genannt, fluthete wiederum der Ocean und begrub ihre Geschöpfe, und so gelangen wird endlich, durch das Chaos mehrerer wiederholter Meereseinbrüche, durch eine verwirrende Fülle von Land- und Seethieren, von Süßwasser- und Meermuscheln, endlich zu dem Gebiet, das im Umfang unserer Beobachtungen nirgends mehr vom Meer bedeckt wurde und auf welchem, wenigstens in Europa, der Boden unserer jetzigen Schöpfung unmittelbar aufruht, zu dem Gebiet der großen, den unsrigen schon sehr ähnlichen, nicht selten von ihnen nicht mehr zu unterscheidenden Landthiere.

Wir sehen also, wenn sich jedesmal nach gestilltem Krampfe der Natur, im Schutze der obern Götter, an Luft und Licht eine Welt von Geschöpfen entwickelt und verbreitet hatte, und im Frieden der unbelebten Natur der Krieg der Lebendigen gegen einander tobte, da fuhr mit einemmale wieder Pluto in der Tiefe aus seinem Schlummer auf und hob mit seinem Rücken Gebirge über die Wasser, daß die Rippen der Erde krachten. Hier versank ein Länderstrich mit Landthieren, dort erhob sich ein Stück Meeresgrund mit Seegeschöpfen über den Spiegel der Wasser; aber abgesehen von diesen Ursachen des Todes der Lebendigen, mußte im Allgemeinen einerseits durch die jähe Aenderung, welche das Niveau des Meers und das Profil des Landes erlitten, anderseits durch die mächtigen Niederschläge, welche die im aufgehobenen Gleichgewicht der Elemente chemisch veränderten Wasser fallen ließen, jedesmal fast die ganze organische Schöpfung ihren Untergang finden und den Erdboden für eine neue düngen. Durch diese nach längern oder kürzern Zwischenräumen sich wiederholenden Catastrophen mußten die anfänglich da und dort über dem Wasser emporragenden Eilande, allgemach vergrößert, gruppenweise verschmelzen und endlich zu eigentlichen Continenten erwachsen, die aber selbst noch durch mannigfache Veränderungen gingen, bis sie zu ihrer jetzigen Gestalt gelangten; denn wirklich scheinen erst in den lezten Umwälzungen die hohen Gebirgsketten aufgetrieben worden zu seyn, welche wenigstens in unserm Welttheile den jetzigen Umriß der Länder bestimmen und das eigentliche Gerippe der Continente bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

In einer der Hauptstraßen der reichen Handelsstadt Marseille war vor einem ansehnlichen Pallaste, den die Wittwe Antonia Berosi bewohnte, ein so starkes Gedränge, daß es zwei Reitern in ziemlich einfacher Tracht und auf schlechten Rossen äußerst schwer wurde, den Weg zu der Treppe des Pallastes sich zu bahnen. Don Alphonso, der Vicekönig von Neapel, war zu Gast bei der reichen Wittwe, und die grenzenlose Pracht und Fülle der köstlichen Bewirthung hatte einen großen Theil der Stadt in Bewegung gesezt. Der ältere der beiden Fremden hatte jezt den Eingang erreicht, schwang sich ermüdet vom Pferde und stieg, seinen Gefährten bei den beiden Thieren zurücklassend, die Treppe hinauf. Als die Wache am Eingange ihn befragte, wies er ein Schreiben vor, das an den Provinzialen der Jesuiten zu Marseille gerichtet war; sogleich eilte ein Page hinauf und kam bald mit einem ältlichen Mann in der Tracht des Ordens zurück, der nach dem Begehren des Fremden fragte. „Kann ich den Pater Provinzialen nicht unter vier Augen sprechen?“ — „Er verrichtet eben seine Andacht,“ war die Antwort, „doch bleibet hier im Vorgemach, ich will Euch melden.“ Der Fremde wandte sich, und indeß jener davon eilte, sah er sich in dem köstlichen Gemache, dessen Wände die schönsten Gemälde zierten, näher um; plötzlich rauschte die Thüre auf, ein langer starker Mann mit gebieterischen Zügen trat herein und fixirte den Fremden; dieser schaute lange in die strengen Augen, dann rief er: „Sebastian!“ und stürzte an die Brust des Freundes. Der Provinziale schloß den Wiedergefundenen in seine Arme; eine Pause entstand, während welcher sich beide Männer aufmerksam

und nicht ohne Spuren tiefer Rührung betrachteten. Sebastian stand fast als Greis vor dem noch immer blühenden Genossen; er schien diese Bemerkung in Horacens Blicken zu lesen, seine Rechte fuhr über die hohe, gewölbte Stirne, und er murmelte vor sich hin: „Ihr findet mich verändert, Horatio? Sorgen, unermeßliche Thätigkeit für den Orden haben die Fülle von meinem Gebein gezehrt. Dich, dich aber hat die Luft, welche kühlend die Häupter der Palmen schüttelt, mit dem frischen Hauch ewiger Jugend angeweht. Wird denn dieser kräftige Bau, diese französische Lebendigkeit, dieses Feuer Deiner Augen nie gedämpft, nie gelöscht werden? Willst Du nimmer sterben?“ — „Im Dienst des Ordens bist Du gealtert?“ rief Horace; „füge nur hinzu, auch im Dienst schöner Beichtkinder!“ — „Welche Sprache!“ erwiderte Sebastian, „ich kenne Dich nicht wieder; solche Behauptungen gehen über Deine Lippen?“ — „Ich kenne die Welt!“ rief Horace, „der Knabensinn, der alle Gegenstände entweder schwarz oder weiß malte, ist verschwunden; ich weiß, was und wie viel ich von dem Menschen zu fordern habe.“ — „Glück zu!“ frohlockte der Provinzial, „so bist Du jezt also doppelt der Meine.“

Er zog ihn in ein anderes Gemach. „Komm, Freund meiner Jugend, Dir öffnet sich dieses streng verschlossene Herz! — Ja, auch ich kenne diese Welt, kannte sie schon damals, als Du noch träumtest. O Horace, ein Thor ist, der schönen Luftgebilden nachjagt! Ein dumpfes Bewußtseyn leitete mich frühe zu diesem Orden, dessen innerste Organisation meinem Charakter wie ein bequemes glänzendes Kleid anpaßt. Die Väter dieses Bundes haben gezeigt, daß sie den alten Adam, den Menschen, wie er von Anbeginn der Zeiten war und wie er seyn wird, kannten, diesen Menschen mit seinem angelogenen Streben nach Licht, mit seinem Durst nach Unerreichbarem und mit allen seinen liebgewordenen, angeerbten Sünden. Die große Aufgabe war, der Welt die sogenannten Laster als Tugenden zu verkaufen, den Menschen an sein ursprüngliches Element, die Sinnlichkeit, festzuknüpfen und den großen Haufen durch den Schein zu regieren. Bin ich unter Raubthieren selber ein Raubthier geboren, so will ich rauben, und nichts als rauben; doch mein Fell soll das glatteste, mein Schmeicheln das anlockendste, mein Sprung, mit dem ich die Beute erhasche, soll der zierlichste, aber zugleich der mordendste seyn. Wie? soll ich den Unverstand so weit treiben, mich für ein Lamm auszugeben, blos um Andern die Lust zu erhöhen, mich zu würgen? Sieh, Geliebter, so dachten die Väter dieses Ordens, so wandelten sie umher und mischten sich in die bunten Gruppen des Lebens; das rohe Geräusch des Unverstandes, die laute Klage der Andacht, das Gepränge der Herrschsucht, so wie die stille Thräne im Gemache der Sorge machten sie nicht mehr irre; einmal das Bild des Menschen im Herzen, konnte kein äußerer Zufall ihnen das kalte, immer gleiche Aeußere ihrer bleichen Züge rauben. Weltliche Ehre, prangende Kleider, schimmernde Kronen und Bischofsstäbe, so wie gelehrte, hochmüthige Talare wiesen sie hartnäckig von sich, denn sie saßen an der Quelle, vor deren Fülle ihnen jene Flitter nur armselig erschienen. Waren sie es doch, die die Hand lenkten, welche den schweren Scepter, den gewichtigen Hirtenstab führte. Und haben wir endlich das, was wir sind, nicht durch blutige Opfer erkauft? Der Eigensinn und die Thorheit der Menschen raubt uns goldene Genüsse; gelingt es uns auch, feiner als unsere Betrüger, diese wieder zu betrügen, so feiert doch dadurch, daß ein tausendjähriger Irrthum sie scheinbar zu unsern Richtern eingesezt, ihre plumpe Dummheit täglich und stündlich neue, rohe Triumphe über unsere Klugheit, Triumphe, die zwar das Gebäude unserer Uebermacht nicht zu erschüttern vermögen, dennoch dem Einzelnen immerdar empfindlich bleiben. Wir dürfen das Glück der Vaterschaft nicht kennen; unser Haar erbleicht nicht unter der liebenden Hand eines Weibes, am Gelage, an dem Jugend und Lebenslust köstliche Stunden verbrausen, geht unser Fuß kalt vorüber; stets muß ein Panzer unsere Brust verschließen, und nur im Geheim dürfen wir uns als Menschen menschlich zeigen. Doch die Thoren! sie wissen nicht, daß die Rache für jede unter diesen Martern hingebrachte Stunde schrecklich auf ihr Haupt zurückfällt, daß, wo wir nicht öffentlich uns sättigen können, wir im Geheim morden!“ — „Halt ein!“ rief Horace; „zu welch einer fürchterlichen Konsequenz hat sich Dein geheimnißvoller, finsterer Sinn ausgebildet! halt ein! Deine Ansicht ist nicht die meine, wird nie die meine seyn!“ — „Unglücklicher!“ entgegnete Sebastian, „und sagtest Du nicht eben, daß Du jenen Schwärmereien der Jugend mit Beschämung entsagt?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, März.

Die französischen Lothringer in Vergleich mit den Elsäßern.

Da bekanntlich die Lothringer ein ursprünglich deutscher Volksstamm sind, jezt aber, dem größten Theile nach, sich Sprache, Sitten, Denkart und Empfindungsweise der Franzosen angeeignet haben, so mag es wohl der Prüfung nicht unwerth seyn, zu erkunden, wie viel sich von dem einstigen Deutschthum erhalten habe. Zumal einen Elsäßer, wie mich, treibt ein besonderes Intresse zum Erforschen der untergegangenen Volksthümlichkeit, insofern auch er deutschen Ursprungs ist, aber, glücklicher als der Lothringer, seine deutsche Sprache, wie seinen deutschen Sinn bewahrt hat und noch immer sich mit der alten Anhänglichkeit an sein Mutterland hält und mit seinen Stammgenossen treue Gemeinschaft pflegt.

Lothringen ist bekanntlich nach dem Tode seines lezten Herzogs, des verjagten Polenkönigs Stanislaus († 1766), der

französischen Krone zugefallen. Durch welcher Kräfte Spiel, unter welchen Kämpfen und nach welchem Zeitverlauf auch immer die Volksthümlichkeit der Lothringer umgestaltet worden sey — genug, es ist geschichtlich entschieden, daß dieser Stamm ursprünglich deutsch war, und es ist eine Thatsache, daß er jezt französisch ist. Was haben die Lothringer bei dieser Zersezung ihrer volksthümlichen Elemente gewonnen? Sagen wir es nur: der edelste, feinste Lebensgeist hat sich bei diesem Auflösungsprozesse verflüchtigt, und neben den gewöhnlichen, auch anderswo sich vorfindenden Eigenschaften und Tugenden, ist diesem von seinem Ursprung abgefallenen Volksstamme fast nichts Auszeichnendes übrig geblieben. In der That haben die heutigen Lothringer keine scharfgezeichnete Physiognomie; es sind Gestalten, wie man sie fast überall findet. Man weiß kaum, ob man sie für Franzosen, oder für Deutsche halten soll; denn mit beiden Völkern haben sie etwas gemein, aber des einen, wie des andern innerstes, eigenstes Wesen fehlt ihnen gleich sehr. Den Charakter des Franzosen, harmlos, fein, sprühend und geistreich, wie Champagner, findet man bei ihnen ebensowenig, als den sinnigen, hausfrommen Ernst des Deutschen. Mit jenem theilt der Lothringer praktische Lebensgewandtheit, eine gewisse Virtuosität in der Beherrschung der äußern Verhältnisse, mit diesem Bedachtsamkeit und Ruhe. Das ist eben die Unseligkeit dieses Zustandes, daß man kaum weiß, mit welchem Volke die Lothringer die meiste Verwandtschaft haben.

So wie sie vor andern Völkerschaften wenig Auszeichnendes haben, so erscheinen sie auch unter sich einförmig und einer dem andern gleich. Man sieht hier nicht jene bunte Färbung der Trachten, die man z. B. im Elsasse findet, wo, in einzelnen Strichen des Landes wenigstens fast von Dorf zu Dorf die Tracht wechselt. Wie an innerm Wesen, so in der Kleidung, bieten die Lothringer fast alle denselben Anblick dar, und auch das Land selbst ist einförmig, da wenig hohe Berge hervorragen, sondern Hügel an Hügel sich wellenförmig reiht, so daß man sagen möchte, das Meer, das einst über diesen Gauen wogte, habe sich mitten unter'm Wellenschlage verschlammt und zur Erde verhärtet. Abgesehen übrigens von dieser Verflachung der eigenthümlichen Volksphysiognomie, wird man bei den Lothringern manche Tugenden zu Hause finden, und ich bin weit entfernt, den Staub dieses Landes von den Füßen zu schütteln und über diesem Volke unbedingt den Stab zu brechen. Es theilt, wie gesagt, mit den Franzosen Regsamkeit und Lebensgewandtheit, und ihr leichtberechnender Hausverstand kommt ihnen bei ihrer Gewerbsamkeit sehr zu statten. In Lothringens Städten, und hier in Metz namentlich, sieht man ganze Straßen entlang ein Aushängeschild am andern, so daß eines das andere durch seine großmächtigen Lettern verdunkeln zu wollen scheint. Mit dieser rüstigen Regsamkeit und Geschicklichkeit im Anpreisen der Waaren verbindet der Lothringer Bedachtsamkeit und Ruhe, wie es scheint, ein Erbtheil von seinen ursprünglichen Stammgenossen, den Deutschen. Ueberhaupt ganz versiegt ist der Quell der ursprünglichen Nationalität keineswegs, und selbst unter der französischen Sprachdecke hört man ihn hin und wieder in einzelnen Erscheinungen wie unterirdisches Wasser noch fortrauschen. Auch ist der Gesichtsbildung und dem Körperbau des Lothringers noch immer das unvertilgbare Gepräge seines deutschen Ursprungs aufgedrückt: ein volles, breites Gesicht, ein stämmiger Wuchs und eine gewisse Schwerfälligkeit in den Bewegungen, so daß man beim ersten Anblick sagen möchte, dieser Mund müsse sich zu deutschem Wort öffnen. Selbst die deutsche Sprache wird noch von Einzelnen geübt. Die Juden, die hier in großer Anzahl sind und bekanntlich am Zähesten dem Alten ankleben, reden häufig noch deutsch, was man täglich hören kann, wenn man die Quartiere besucht, in welchen sie sich zusammengenistet haben. (Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, April.

(Fortsetzung.)

Der Gewerbskalender. Rotteck und Welcker.

Die lezten Notizen geben mir Gelegenheit, von einem Buche zu reden, dessen Plan und Ausführung eine allseitige, billigende Anerkennung finden muß. Die Idee eines **Gewerbskalenders** für Deutschland wurde zuerst in der ersten Kammer der badischen Stände von 1831 vom Freiherrn von Wessenberg angeregt, von beiden Kammern mit Beifall aufgenommen und demselben von allen Seiten, hauptsächlich auch von Professor Zell, Unterstützung und Beförderung zugesagt. So trat mit diesem Jahre das Unternehmen ins Leben und erschien bei Groos in Karlsruhe unter dem Titel: „Gewerbskalender für das Jahr 1833. Herausgegeben von Dr. W. L. Volz, Prof. des Maschinenbaues ꝛc. an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Mit einer Steintafel.“ Subscriptionspreis 1 fl., Ladenpreis 1 fl. 30 kr. Derselbe besteht aus zwei Abtheilungen; die erste enthält den Kalender und eine Menge von Tabellen über Gegenstände, die in das Fach des Gewerbsmannes einschlagen, über Maaße und Gewichte, Münzen, Thermometerskalen, spezifische und absolute Gewichte, geographische Längen und Breiten u. a. m., die in den folgenden Jahrgängen sich theils wiederholen, theils mit andern vom selben Interesse abwechseln werden. Die zweite Abtheilung ist für einzelne Originalabhandlungen bestimmt, die, obgleich jede für sich besteht, doch unter einander ein fortlaufendes Ganze bilden, so daß dem gewerbtreibenden Publikum auf eine gründliche und populäre Weise nach und nach die wichtigsten Ergebnisse der technischen Wissenschaften mit den erforderlichen Zeichnungen übergeben werden sollen. Der erste Jahrgang handelt von der Kunst, Beobachtungen zu machen, von Thermometer und Barometer, vom Wasserdampfe, von Gewerbsökonomie, Buchführung und Gewerbsschulen, zulezt von der polytechnischen Schule und dem oben besprochenen Gewerbsvereine, und von der 1832 gehaltenen Industrieausstellung für das Großherzogthum Baden. Die noch geringe Verbreitung und Bekanntschaft mit dem Unternehmen machte es, daß dießmal die meisten Aufsätze aus der Feder des Herausgebers selbst flossen, wodurch das Buch vielleicht an Mannigfaltigkeit, darum aber nichts an Gründlichkeit und Gediegenheit einbüßte. Wir wünschen diesem Kalender so viel Jahrgänge, als dem rheinländischen Hausfreund.

Die beiden zur Ruhe gesezten Freiburger Professoren lassen der Regierung immer noch keine Ruhe. **Rotteck**, von der Stadt Freiburg zum Bürgermeister erwählt, konnte bekanntlich die Bestätigung des Ministeriums nicht erhalten. Die Bürger, zu einer neuen Wahl aufgefordert, vereinigten ihre Stimmen auf dessen Neffen im Vertrauen auf den theuern Namen und den Rath des Onkels. Das dortige Theater soll darauf sogleich zur Feier der Bürgermeisterwahl den „Neffen als Onkel“ aufgeführt haben. — Der andere, Hofrath **Welcker**, in seinem Prozeß wegen Preßvergehen vom obersten Gerichtshofe in lezter Instanz freigesprochen, ruft jezt, nachdem er persönliche Freiheit errungen, mit mehr Recht: Triumph! als wie er glaubte, die Preßfreiheit erkämpft zu haben. Die Einen finden darin einen schönen Beweis für die Unabhängigkeit des Oberhofgerichts, Andere für die Mangelhaftigkeit des verstümmelten Preßgesetzes, noch Andere für Beides. Wie wäre auch noch Uneinigkeit möglich, wenn Jeder in der nämlichen Sache das Nämliche sehen würde!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. April 1833.

Wie kann die Taube unter Geiern hausen!

Ramler.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Horace hatte sein Antlitz verhüllt, er stand an die Säule des Eingangs gelehnt. „O meine Jugend, meine Liebe!“ flüsterte er, „wohin sind sie!“ Er warf sich an die Brust des Freundes: „Fühle an diesem heißen Busen, an diesem vielleicht nur zu ungestüm klopfenden Herzen, daß es eine Tugend gibt, daß Horace für sie glüht. Ach, kenntest Du die Wärme dieses Herzens, das Du so oft beleidigtest und das dennoch mit schwärmerischer Liebe an Dir hängt! Sebastian, Sebastian, warum mußtest Du so verloren gehen!“

Der Portugiese hatte sich weggewendet, er schien gerührt und verharrte in einem Moment des Nachdenkens, dann nahm er das Wort und sagte: „Wie sind wir auf derlei Gespräche gekommen? ist es nicht viel wichtiger, jezt nach Eurer Reise sich zu erkundigen? Don Riguez wird sich freuen, Euch wieder unter seiner Umgebung zu sehen.“ — „Don Riguez?“ rief Horace, sich sammelnd, „wie geht es ihm, welches Geschäft betreibt er?“ — „Gegenwärtig befindet er sich in Rom; man versichert mich, daß sein Ansehen dort täglich wachse, der heilige Vater behandelt ihn vorzugsweise mit Güte und Aufmerksamkeit. Ja, es ist sogar erzählt worden, er könne leicht unser General werden, denn Gomez ist alt und sehr kränklich.“ — „Gott gebe ihm seinen Segen!“ rief Horace; „doch wie ist es Dir ergangen? ich sehe Dich als Provinzialen wieder, eine Auszeichnung, die Du nach Deinen Jahren noch nicht erwarten konntest.“ — „Sie haben mir gegeben, was sie vermögend waren,“ entgegnete der Pater; „doch habe ich auch für die Schwachköpfe mich abgearbeitet und das Roth von meinen Wangen gestohlen.“ — „Dieses Roth,“ bemerkte Horace lächelnd, „stahl schon die schöne Judith von Deinen Wangen, während wir im finstern Saale des Kollegiums, an die Schulbank geschmiedet, die Oden des Pindar lasen.“ — „Jugendthorheiten!“ spottete der Jesuit; „wer sagt mir, wie Ihr Euer Leben in der neuen Welt genossen?“ — „Und welches ist mein Geschäft hier?“ fragte der Franzose, „seine Befehle hat dießmal der alte Brunold so dunkel ausgesprochen —“ — „Der Eingeweihte wird sie verstanden haben. Die Stadt wimmelt hier von versteckten Hugenotten, Du trittst als Coadjutor in das neu errichtete Profeßhaus hier.“ — „Als Coadjutor?“ rief Horace, „das erlaubt mein Rang nicht; ich bin Professe von drei Gelübden und kann auf die Rektorstelle Anspruch machen.“ — „Das könnt Ihr, und wir wollen sehen, was sich machen läßt. Was mich betrifft, so behandelt mich öffentlich mit der Achtung, die sich ziemt, für meinen Stand sowohl als für die Rolle, die ich hier bei einer vornehmen Dame spiele.“ — „Und

diese ist?“ fragte Horace mit fast spitzigem Tone. „Eine sehr ehrwürdige,“ war die Antwort; „ich bin ihr Beichtvater und sie ist im Begriff, große Reichthümer unserm Orden zu schenken. Erklärte Hugenottin vor dem Volk, ist sie längst im Stillen eine der Unsrigen. Das bevorstehende Frohnleichnamsfest ist bestimmt zum Zeitpunkt ihres Uebertritts zu der alleinseligmachenden Kirche.“

Ein paar Diener traten herein, ihnen folgte ein Page, dessen ungewöhnliche Schönheit Horacen auffiel; er näherte sich Sebastian, indem er rief: „Der Graf von Orviedo will Eurer Würden die Hand küssen.“ — „Ich grüße ihn im Namen unserer Brüderschaft, er komme. Pater Horatio, folgt diesem Diener in die für Euch bestimmten Gemächer, welche Ihr bewohnen mögt, bis Eure Aufnahme im Profeßhause erfolgt.“ Horace ging, nachdem er sich mit Anstand vor seinem Obern verbeugt hatte; der Knabe, der ihm folgte, blieb an der Schwelle stehen und betrachtete mit besonderer Theilnahme die Gestalt des Fremden.

Jene Wohnung machte einen Theil des weitläuftigen Gebäudes aus, das die reiche Wittwe bewohnte. Sie selbst war eine hohe üppige Gestalt in der vollen Sommerreife des Lebens, mit Zeichen ehemaliger hoher Schönheit. Verschlossener Stolz und leidenschaftliche Bestimmtheit lagen auf ihren Zügen; sie erschien öfters an der Seite Sebastians, der hinter der Maske anspruchloser Demuth den Triumph nicht verbergen konnte, den ihm seine Begleiterin über sich gegönnt hatte. Die Menge der Feste, die jezt unausgesezt einander folgten, machte, daß Horace, troß seinen Bemühungen, nicht in den Kreis der ihm bestimmten Thätigkeit eindringen konnte. George Boniface, ein junger Mann von dreißig Jahren, ein naher Verwandter der Frau Antonia, bekleidete das Amt des Rektors auf widerrechtliche Weise; unter seiner Leitung waren fünfzig Jünglinge und Knaben verwildert, und die wenigen Männer von Ansehen und edlem Willen fanden in den niedrigsten Kabalen stets unwürdige und empörende Fesseln. Unzählige Klagen über begangene Ausschweifungen und das zügellose Leben des Kollegiums drangen zu Sebastians Ohr, doch taub für die augenblicklichen Bedürfnisse, versprach er Aenderung, wenn es ihm gelungen seyn würde, das Hauptziel zu erreichen.

Als die heilige Zeit nahte, wurden die Feste eingestellt und der Tag erschien, den die Wittwe zur feierlichen Handlung bestimmt hatte; einige Wochen vorher war sie fast täglich mit Sebastian in ihren Gemächern eingeschlossen, ging sie jedoch hervor, so flossen schwarze schleppende Gewänder um die hohe prächtige Gestalt, die ganze weibliche Dienerschaft war schwarz gekleidet und selbst die Bekleidung der Wände war von derselben Farbe.

Am Vorabend des heiligen Tages wandelte Horace einsam auf der Rhede hin. Seine Seele war in Träume gewiegt, jene Gefühle, die ihm vorgeschwebt hatten, als er zum ersten Male wieder Europens Küste betrat, gingen jezt durch den bewegten Busen: Constanzens Gestalt stand vor ihm, er hatte mit Sebastian nicht von ihr sprechen mögen, und die Forschungen, welche er in der Stille angestellt, waren ohne Erfolg gewesen; nur Don Riguez konnte von ihr wissen, und den hielt die Ferne gefangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wir sehen also: nachdem sich die plastische Naturkraft an den Myriaden von Seegewürmen und Fischen, den Erstgebornen der Erde, gleichsam geübt hatte, rief sie im Schlamm am ersten Strande, der sich aus der Wasserwüste erhob, vierfüßige, eierlegende Geschöpfe ins Leben, kriechende und schwimmende Ungeheuer, die zwischen beiden Elementen wechseln. Je mehr sich der Umfang und die Zahl der Eilande mehrte, desto gewaltiger breiteten sich ihre schauerlichen Geschlechter aus, und in gewissen Epochen bilden sie die einzigen vierfüßigen Bewohner der Länder. Als aber das Land dazu bereitet, vielleicht die Luft trocken genug war, fingen die ersten Thiere mit warmem Blut, mit gedoppeltem Herzen an zu athmen und lebendige Junge zu gebähren. Immer häufiger werden nun mit den Spuren größerer Landstriche auch die der Säugethiere, und im Verhältniß, als ihre Geschlechter zahlreicher und mächtiger auftreten, nimmt die Zahl der kaltblütigen Vierfüßer ab. Wir kommen aber bei dieser Wanderung vom Acheron der Erde bis an das Sonnenlicht herauf, ohne auch nur in Einem fossilen Knochen die Spur des Menschengeschlechts zu entdecken, ja auch nur eine Spur von jenen zahlreichen Stämmen munterer Affen, welche sich wenig aus der Ehre machen, die ersten Höflinge des Herrn der Schöpfung zu seyn und seinem Throne am nächsten zu stehen. — Der Mensch lebt inmitten einer Welt von Säugethieren, sehr ähnlich derjenigen, welche seinem Auftreten unmittelbar vorherzugehen scheint, und in sie ragt, in den heutigen Reptilien, gleichsam nur noch ein Ende jenes schauervollen Gewimmels von kriechenden Ungeheuern, von Krokodilen, Drachen und Lindwürmern herein, wie, auf einer andern Skala, das Mittelreich der Seherin von Prevost in die heitere Sonnenwelt.

Wann sezte nun aber denn die Natur ihrem Werke die vorläufige Krone auf? wann berief sie jenen Registrator und Kritiker ihrer Gebilde, den sie vielleicht kaum so lange wirthschaften läßt, bis er eine Generallandesvermessung

des Planeten Tellus zum Behuf eines allgemeinen Catasters ins Werk gesezt hat? Gelang ihr das Meisterstück auf einmal, oder machte sie, wie sie in der Folge der Schöpfungen mehrere spezifisch verschiedene Elephanten u. s. w. ins Leben gerufen und wieder entlassen hat, mehrere unvollkommene Versuche in der Menschenbildung, bis sie am Ende sogar den kaukasischen Adam zu Stande brachte, den Stammvater der Erfinder der Dampfmaschinen und der mit republikanischen Einrichtungen umgebenen Monarchieen?

Auf dem Standpunkte, den die Naturforschung bis jezt gewonnen hat, lassen sich diese Fragen noch nicht beantworten, und sie sind noch ganz Domäne der Einbildungskraft. Man mag sich aber die Entstehung des Menschengeschlechts auf der Erde denken wie man will und wann man will, so viel scheint nach den übereinstimmenden Traditionen aller Völker von einer großen Fluth gewiß, daß das Menschengeschlecht und die Thiere, die Mitgenossen seiner Welt, schon einmal durch eine Catastrophe vernichtet worden, daß nur hin und wieder einzelne Menschengruppen und Thierrudel an verschiedenen Punkten den Fluthen entkommen sind, und daß erst, seitdem die Continente der runden Erde definitiv ihre jetzige Gestalt angenommen, seitdem namentlich die Silhouette der Dame Europa geschnitten worden, wie sie jezt ist, die Menschen wieder begonnen haben, sich zu mehren, die Erde zu füllen, Gesellschaften und Staaten zu bilden. Cuvier hat bekanntlich, nach der Beobachtung des Fortgangs der jetzigen Erdbildungen, namentlich der Anschwemmungen an den Mündungen der Flüsse und der Trümmermassen am Fuße schroffer Gebirge, siegreich dargethan, daß dieß nicht viel über 5000 Jahre her seyn kann.

Auf jene allerdings große und wichtige Thatsache, daß bis jezt noch nirgends in der Erde, von den ältesten Schichten bis herauf zu den jüngsten, selbst nicht unter denjenigen Resten einer Schöpfung, welche unmittelbar unter dem Boden der jetzigen begraben liegt, ein fossiler Menschenknochen entdeckt worden ist, hat Cuvier den Satz gegründet, daß der Mensch mit keinem der Thiere, deren fossile Knochen wir entdecken, wo nicht der Zeit, doch dem Raume nach, d. h. auf demselben Continent, gelebt haben könne. So lange aber der Kreis unserer Beobachtungen sich außer den eigentlichen Kulturländern Europas, Deutschland, Frankreich, England, nicht viel weiter als über das nördliche Asien und einen Theil der Flußgebiete Amerikas erstreckt, kann jeden Tag ein einziges charakteristisches Knochenstück diesen Satz und alle daraus gezogenen Folgerungen umstoßen, und andernseits gibt Cuvier selbst zu, daß der Mensch gleichzeitig mit einer oder mehreren der Thierschöpfungen, deren Gräber wir im Boden von Europa aufgedeckt, auf entlegenen Continenten gelebt haben kann, welche eine Catastrophe, vielleicht eben die sogenannte Sündfluth, in die Tiefen des Oceans versenkt hat.

Dem sey, wie ihm wolle, machen wir zuerst einen flüchtigen Gang durch die Leichengewölbe der Erde, hinunter bis in die Kreide und den Jurakalk, zu den Mumien der Krokodile und kaum glaublichen Ungeheuer, und wenn wir dann an die Schilderung der vornehmsten einstigen Bewohner der Erde im Boden von Europa einige Ideen über die Genesis des Menschengeschlechts anknüpfen, so möchten diese, wenn wir auch, uns arglistig stützend auf die Mangelhaftigkeit der Erdkunde, der Einbildungskraft den Zügel noch so sehr schießen lassen, kaum phantastischer seyn, als einige der Ungeheuer, welche in jener Thebais der Natur beigesezt liegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, März.

(Beschluß.)

Die französischen Lothringer in Vergleich mit den Elsässern.

Die Lothringer zeichnen sich auch durch Entschlossenheit und kriegerischen Muth aus, und wenn man die Reihe der Kriegshelden überzählt, die aus ihrer Mitte hervorgetreten sind, so möchte man sagen, dieses Land sey nicht weniger an Kriegern, als an Eisen reich. Ueberhaupt sind die Lothringer ein kräftiger, für das äußere Leben tüchtiger Menschenschlag. Was ihnen aber von dieser Seite eigen ist, das geht ihnen an Gemüthstiefe und Phantasie ab. Ausgezeichnete Künstler hat dieses Volk nur wenige erzeugt; auch ist seine Religiosität nicht sonderlich warm, der Kirchenbesuch sehr vernachläßigt und in Vergleich mit dem Elsaß auffallend hintangesezt.

Was endlich die Volksaufklärung betrifft, so leidet Lothringen an derselben Krankheit, wie das übrige Frankreich. Hier ein offizieller Bericht über den traurigen Zustand des Moseldepartements in dieser Beziehung. Bei den vier lezten Truppenaushebungen erklärten unter 15.000 jungen Männern 4500, daß sie weder lesen, noch schreiben können; auch unter den Uebrigen befanden sich Viele, die nur höchst unvollständig in den ersten Schulkenntnissen unterrichtet waren; es ergibt sich hieraus die traurige Thatsache, daß in diesem Departement unter je drei zwanzigjährigen Männern einer nicht lesen kann. Diese schlimme Beschaffenheit der Volksbildung bestätigte sich noch vor einigen Monaten, als die hiesige Normalschule zur Bildung junger Schullehrer eröffnet wurde: unter den sieben-und-zwanzig Konkurrenten, achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglingen, welche aus den verschiedenen Kantonen als die Bestunterrichteten hieher geschickt wurden, fanden sich nur acht oder zehn, die befriedigend lesen konnten. So weit ist noch die Jugend zurück; wie traurig muß es erst mit dem ältern Theile der Einwohnerschaft bestellt seyn? denn je ferner die Geister der jüngstaufgegangenen Sonne der Freiheit stehen, um so tiefer hält sie noch der Schatten der Unwissenheit umfangen. Mit welchem unverantwortlichen Leichtsinne die Eltern selbst ihre Kinder in geistiger Verwahrlosung lassen, erhellt daraus, daß bisher von je sechs-und-vierzig Knaben nur vierzehn die Schule besucht haben. Erfreulicher als der gegenwärtige Zustand sind freilich die Aussichten auf die Zukunft, da seit einiger Zeit in Frankreich, und namentlich auch im Moseldepartement, einsichtsvolle Männer

mit rastloser Thätigkeit den Volksunterricht fördern und durch populäre Zeitschriften, Bücher und Anstalten zur Bildung der Volkslehrer die Binden zu lösen suchen, durch welche man früher das Eindringen des Lichts in die untern Klassen aufzuhalten bemüht war. Lange wird es aber jedenfalls noch dauern, bis diese hochsinnigen Priester des Lichts den dunkeln Ahriman überwunden und auf jedem Herde das heilige Feuer der Aufklärung angefacht haben. Um wie viel glücklicher ist nicht in dieser Beziehung das Elsaß, der Niederrhein zumal, der allen Departements Frankreichs voranschreitet! Und durch wessen Einfluß erfreut sich der Elsässer dieses edeln Vorzugs? Jenseits des Rheins geht ihm die Sonne auf; durch seine treugepflogene Gemeinschaft mit Deutschland, oder vielmehr, weil er durch sein eigenstes Wesen zum deutschen Volke zählt, hat er auch am Gemeingute der deutschen Volksaufklärung seinen Antheil.

Wie sehr der Elsässer nach seiner innersten Eigenthümlichkeit noch fortwährend ein Deutscher ist, erprobt sich auch noch an einem andern Umstande, der vielleicht unbedeutend scheinen mag, uns aber nichtsdestoweniger als ein sicherer Prüfstein der Nationalität eines Volksstammes gilt. Der Elsässer ist nämlich immer noch im Besitze der deutschen Volks- und Kindersagen: unverschollen klingen in seinem Munde jene Mährchen und Schwänke von Klein-Däumling, von Till Eulenspiegel, vom Doktor Faust, und all jenes Gold, das im Schachte der deutschen Volksphantasie wuchs und welches deutsche Ammen an der Wiege jedes Kindes getreulich auskramen, und so den neuen Ankömmling beschenken. Das Kinderfest am Christtage wird, wie allwärts in den deutschen Landen, so auch im Elsasse, noch fortwährend gefeiert, wogegen im französischen Lothringen die Weihnachtsbäume mit ihren lustigen Kinderlichtern nicht mehr angezündet werden. Durch die Umwandlung seiner Nationalität ist der Lothringer des alten Erbgutes jener deutschen Volkssagen, Mährchen und Kinderfeste verlustig gegangen, ohne von den Franzosen Gleichgeltendes einzutauschen, während der deutsch verbliebene Elsässer das alles unveräußert bewahrt hat.

Weßhalb spräche man denn am Ende dem Elsässer den Charakter eines Deutschen ab? Deutsch ist seine Muttersprache, seine Sitte, sein Denken und sein Empfinden; in seinem Munde klingen die deutschen Volkssagen unverschollen fort; der gebildete Theil bezieht aus Deutschland seinen wissenschaftlichen Reichthum und nimmt selbst an der deutschen Literatur thätigen Antheil. Noch einmal, was fehlt ihm denn, um dem deutschen Volke beigezählt werden zu dürfen? Die politische Vereinigung? Wenn auch das Elsaß den acht-und-dreißig deutschen Ländern als neun-und-dreißigstes angefügt oder einem derselben einverleibt würde, das möchte schwerlich seine Verbindung mit Deutschland enger knüpfen, und es ist kaum einzusehen, in wiefern der großherzoglich hessen-darmstädtische oder herzoglich mecklenburgische Unterthan sich mit größerm Recht einen Deutschen nennt, als der in Frankreich eingebürgerte Elsässer. So lange dieser durch sein volksgeistiges Leben innerlich mit Deutschland zusammenhält, bedarf er des äußern Verbandes nicht. In diesem Festhalten am Deutschthum wird auch jeder ächte Elsässer, der für sein Volk ein Herz hat, sein einziges Heil sehen. Geschraubte Zierpuppen und jämmerliche Zwittergeschöpfe werden wir, sobald wir uns in französische Formen hineinzwängen und unsern angebornen Charakter verläugnen wollen, und zulezt würde sich unsere, wie des Lothringers, volksthümliche Physiognomie ganz verflachen. Der unselige Zustand dieses von Natur kräftigen Stammes mag uns eine Warnung seyn: er sieht ganz blaß und farblos aus, weil unheilvolle Kräfte ihm vampyrartig das edelste, feinste Lebensblut aus den Adern gezogen haben. Um nicht auch zu dieser traurigen Einfärbigkeit zu erblassen, wollen wir Elsässer bei unserer Deutschthümlichkeit verharren, und wie unsere Väter sie als heiliges Erbtheil uns vermacht haben, so wollen wir sie ohne Veruntreuung unsern Kindern lassen. Weisen wir also Jeden, der uns davon abzuwenden meint, wenn er auch noch so wohlgesinnt wäre, mit Uhlands Worten zurück:

Du meinst es redlich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz!

Karlsruhe, April.

(Beschluß.)

Der Schneidergeselle und der Millionär.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Schneiderlein wohlgemuth und rüstig mit seinem Ränzchen auf dem Rücken allein aus seinem kleinen Heimathsorte Kippenheim bei Lahr in die weite Welt, durch die Schweiz, Frankreich und England, und ist nimmer heimgekommen. Am 17ten November 1832 starb an den französischen Ufern des Mittelmeers in dem prächtigsten Pallaste in Hyères der Freiherr Georg Stulz von Ortenberg, Besizer von Millionen, zu Grabe geleitet von allen Bürgern der Stadt, theilnehmend gefolgt von allen Fremden, die dort die Milde der Luft gesucht, gesegnet von Allen in seinem alten und neuen Vaterlande, die seine Wohlthaten empfangen hatten, betrauert von allen Hülfsbedürftigen und Unglücklichen, die bei seiner Leiche zum erstenmale wieder weinten und hungerten. Auf seinem Sarge lag der Freiherrnstab und der Ritterorden des Zähringer Löwen, und bescheiden daneben eine Nadel und eine Scheere; denn der Handwerksbursche und der Millionär waren ein und derselbe. In London wußte sich Stulz durch seine Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit vom unbedeutenden Schneidergesellen bald zum Kleiderkünstler der Modewelt, zum unentbehrlichen Manne bei Georg IV. und dem Hofe aufzuschwingen, und in dreißig Jahren hatte er sich so viel errungen „mit Nadel und mit Scheer“ daß er unabhängig ins südliche Frankreich zog und um seiner Gesundheit willen sich in Hyères fürstlich niederließ. Eine Papierspekulation vergrößerte nach dem Sturze Napoleons sein Vermögen um das Doppelte. Dieß gab ihm nur desto mehr Veranlassung und Spielraum für seine Wohlthätigkeit. Die protestantische Kirche in Marseille, die Bibelgesellschaft, die Brunnen in Hyères, das dortige Denkmal Massillons, die Orgel der katholischen Kirche, das Spital bestehen theils einzig, theils vorzugsweise durch seine Freigebigkeit. Aber auch sein altes Vaterland vergaß er nicht. Seinen Geburtsort Kippenheim bedachte er mehrmals mit nicht unbedeutenden Schenkungen zur Unterstüzung für Arme und zu selbstständigen Stiftungen, zu einem Spital und einer Kirche. Die ansehnlichsten Summen jedoch wandte er in den lezten Jahren der Residenz zu, um einige angefangene gemeinnüzige Institute zu unterstüzen, besonders das polytechnische Institut, das Pfründnerhaus und das bis jezt noch auf dem Papier stehende Waisenhaus. Das Ganze seiner Schenkungen erreichte die Summe von 363,400 Franken. Als Zeichen auch der fürstlichen Anerkennung seiner thätigen Anhänglichkeit an sein Vaterland ernannte ihn der Großherzog zum Ritter des Zähringer Löwen, erhob ihn ein Jahr darauf in den badischen Adelstand und überschickte ihm persönlich mehrere kleinere Beweise seiner Gewogenheit. In seinem Geburtsorte soll ein Denkmal seinen Namen verewigen; durch seine Werke hat er sich ein bleibendes Monument gestiftet, so lange es arme Greise gibt und Waisen. — Avis aux tailleurs!

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. April 1833.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Goethe.

Das Meer.

Wer kann die Königin mir nennen:
Sie hält den Erdball fest umspannt,
So weit der Sonne Strahlen brennen,
Gebietet sie mit mächt'ger Hand.
Das Volk, das sich mit ihr verbunden,
Beherrschte bald die ganze Welt,
Wem sie den Siegeskranz gewunden,
Der ward an Ruhm der erste Held.

Der dunkle Purpur ist ihr eigen,
Sie schmückt sich mit azurnem Blau,
Doch mag sie sich am schönsten zeigen
Im frischen Grün der Frühlingsau.
Es rauscht in faltenreichen Wogen
Der Mantel, den sie um sich schlägt,
Sobald sich an dem Himmelsbogen
Ein sanftbewegtes Lüftchen regt.

Es glänzt im Morgensonnenscheine
Des Kleides golddurchwirkter Saum,
Vom reinsten Wasser funkeln Steine
Um ihres Busens schönen Raum.
Und wenn in nächtlich stiller Feier
Der Mond am Himmel wandelnd geht,
Dann ist ihr zartgewebter Schleier
Mit goldnen Sternen übersät.

Es glüht von leuchtenden Krystallen
Ihr hohes, königliches Schloß,
Und reich von Perlen und Korallen
Erglänzt ihr Gürtel und ihr Schooß.
Sie schmücket Diadem und Kronen
Mit ihrer Völker Thränen aus;
Denn ungezählte Millionen
Bewohnen ihr demantnes Haus.

Dem Himmel hat sie sich zu eigen
In stiller Neigung anvertraut,
Sie schweigt, gebietet er zu schweigen,
Doch wenn er ruft, dann wird sie laut.
Und treibt er sie zu wildem Toben,
Dann schwindet ihrer Schönheit Pracht,
Dann zeigt, das stolze Haupt erhoben,
Sie eines Ungeheuers Macht.

Der Leib, geformt zu tausend Drachen,
Bäumt sich in Schlangenwindung auf,
Mit tausend offnen Leuenrachen
Stürzt sie zum Land im vollen Lauf.
Da ist kein Damm zu hoch gelegen,
Den sie nicht muthig überspringt,
Kein Feldstück, das sie nicht verwegen
Mit wilder Gier und Lust verschlingt.

Es steht der Gischt ihr vor dem Munde,
 Man sieht, wie sie den Felsen schürft,
Man hört, wie sie mit hohlem Schlunde
 Die Kieselbank hinunter schlürft.
Und lächelt schon der Himmel wieder
 Und spricht zu ihr mit sanftem Wort,
Nicht leicht besänftigt er sie wieder,
 Sie tobt und ras't noch lang so fort.

Doch endlich ebnet sich die Welle
 Der hochempörten, wilden Brust,
Der Blick wird klar, das Auge helle
 Und schwimmt in sel'ger Himmelslust.
Die Sterne blicken freundlich nieder
 Und spiegeln sich im feuchten Blau,
Und gern vertrauen wir uns wieder
 Der hohen, königlichen Frau.

Friedrich Förster.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Der eintretende Abend umschleierte den ungeheuern Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe, das Getümmel legte sich zur Ruhe und einsam brannten die hohen Pechpfannen, am Geländer hin vertheilt, ihre schwarzen Rauchmassen majestätisch in die ruhigen Lüfte wälzend. Umschauend hatte Horace schon lange bemerkt, daß Jemand in einen Mantel geschlagen ihm folgte. Er beschloß, eine Gondel zu besteigen und auf das ruhige Meer hinausfahrend, den Aufgang des Mondes zu erwarten. Als er die kleine Treppe hinabstieg und eben den Fuß in das Fahrzeug setzen wollte, machte ihn der wankende Schein der Fackeln irre, er verfehlte das dünne Brett, das Boot schwankte, raubte ihm das Gleichgewicht, und in dem Moment schlugen die finstern Wellen über ihm zusammen. Ein kurzer Schrei wurde hörbar, doch wenig Augenblick darauf fühlte sich der Sinkende von zwei Armen umfaßt, die ihn in die Höhe ziehen wollten, aber vergeblich gegen den Andrang der Wogen kämpften. Das Gedränge der Böte und Menschen, das Geschrei, das sich erhob, dazu die Schrecken des Elements schienen dem hülfreichen Retter mit dem Gegenstand seiner Bemühungen zugleich die Besinnung zu rauben. Als zwei handfeste Matrosen beide den Fluthen entrissen, erkannte Horace in seinem edelmüthigen Leidensgenossen den jungen Pagen im Dienste Sebastians; er war erstaunt und erfreut über diese Entdeckung. Auf seine Veranstaltung wurde der Besinnungslose in ein nahestehendes Wachhaus gebracht und hier mit ihm allein gelassen. Kaum öffnete er die Augen, als er sie furchtsam nach allen Richtungen wendete und endlich auf des Paters Zügen weilen ließ; er erhob sich, schlug die Arme mit Heftigkeit um den Nacken des Erstaunten und feuchtete seine Wangen mit heißen Thränen. „Was ist Dir, mein Sohn?“ rief Horace; „Du wolltest mich retten, dankbar erkenne ich Deine edle That; doch sprich, kann ich Dir vielleicht einen ähnlichen, wenn auch nicht so großen Dienst erweisen? Du scheinst mir unglücklich.“ — „Ich bin es!“ rief der Page; „doch ein Wort von Dir, und ich bin es nicht mehr; ja, Du bist edel, Du gehörst nicht zu den schwarzen, tückischen, schleichenden Bösewichtern. Rette, rette mich — rette mich aus den Händen jenes Elenden!“ — „Von wem sprichst Du Knabe? vom Pater Provinzialen?“ — „Von ihm, er hat meine Jugend gemordet, mich dem Hause meiner Eltern entführt, er hat —“ Ein neuer Thränenstrom erstickte die Worte, in Horacens ahnendem Gemüth ging die Lösung des Räthsels auf; er hob den reizenden Knaben aus seiner gebückten Stellung auf, liebkosend drängte er den blonden Lockenkopf in die Höhe und sagte sanft ausforschend: „Du bist nicht, was Du scheinst; vertraue mir.“ Eine heftige Röthe flog über die blühenden Züge. „Eure Ahnung hat Euch nicht getäuscht, frommer Vater,“ lispelte das verkleidete Mädchen; „ich heiße Clara Louisson. Ihr wißt jezt mein Schicksal, könnt Ihr mich nicht retten, nicht heute noch mich retten, wohlan, so habe ich es meiner Schutzheiligen zugeschworen, morgen, wenn der Zug in die Kathedrale geht, werfe ich mich der Frau Antonia zu Füßen, und erfahren soll sie es, welche Schlange sie in ihrem Busen groß gezogen; beim Himmel, das thue ich!“ Sie rang von Neuem die Hände, und indeß Horace sich tröstend über sie beugte, ging die Thür des Gemaches auf und eine Anzahl Matrosen drang herein, an ihrer Spitze George Boniface. Das Mädchen hatte sich schnell abgewendet, doch nicht schnell genug, daß nicht dem jungen Jesuiten ein rascher Blick die Kenntniß ihres wahren Geschlechts gegeben hätte; er ließ sich aber nichts merken. Bald darauf erschien Sebastian selbst, und Zirja, der das Unglück seines väterlichen Freundes vernommen, floh wie ein erschrecktes Kind weinend zu seinen Füßen. Der Page war in der Menge verschwunden.

Das Geheimniß, das sein Ohr vernommen, mehr aber noch die Drohung, die das unglückliche Mädchen hinzugefügt, ängstigten das Gemüth Horacens; er erhob sich in der Stunde der Nacht und forderte Gehör bei Sebastian. Dieser saß noch an seinem Schreibtisch und blickte mit Verwunderung auf den eintretenden Freund; er schob ihm einen Stuhl hin und vernahm den Bericht, den jener mit beklemmter Stimme vorbrachte, ohne eine Miene zu verziehen. „Gut!“ entgegnete er, als der Freund geendet; „nun sprich mir von dem Geschäft, dessen Wichtigkeit Dich bewog, mich um diese Stunde aufzusuchen.“ Jener sah ihm erstaunt ins Antlitz; „Du scherzest!“ rief

er; „ein Geschöpf, das Du unglücklich gemacht, droht Dir, durch eine furchtbare Anklage bei der Wittwe, die Früchte Deiner Bemühungen zu rauben, und Du kannst noch nach einem wichtigern Grund meines Erscheinens fragen? Sebastian, wenn Dein Gewissen Dich hier nicht mahnt, so sollte es doch wenigstens Deine Klugheit thun." — „Geisterseher!" rief höhnend Sebastian. „hat sich das Mädchen Dir entdeckt, so weißt Du, was Du zu thun hast, für mich ist nichts zu besorgen. Die Undankbare soll meinen Zorn fühlen, ich entzog sie der Armuth, den drückendsten Verhältnissen." — „Um sie zur feilen Dirne herabzustoßen!" rief Horace; „o Fluch über dieses Mitleiden, diesen Edelmuth!" — „Freund," entgegnete Sebastian trocken, „die Nacht ist kurz, der morgende wichtige Tag wirft schwere Lasten auf mich, verschone meine verdüsterte Seele mit kindischen Historien und Befürchtungen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

In den oberflächlichen Schichten der Erde hat sich uns in neuerer Zeit ein antiquarisches Feld ganz eigener Art aufgethan, das bekanntlich zuerst und vorzugsweise von dem großen Cuvier bebaut worden ist. Er hat uns gelehrt, jene halbverwischten Münzen, jene verstümmelten Lapidarschriften zu entziffern, welche uns die Aussicht in vergangene organische Welten öffnen; und diese Kunst ist ungleich sicherer und erhabener zugleich, als die des Alterthümlers, der den Rost von alten Münzen bläst und verwitterte, beschriebene Steine mustert, um den armseligen Nachklang einer untergegangenen Kultur zu haschen. Ein einziger Zahn, ein einziger Fußknochen reicht hin, um zu bestimmen, welcher Klasse und Ordnung wenigstens das Thier angehört hat, dessen Reste sie sind, uns z. B. zu überzeugen, daß das Thier ein Säugethier, kein Reptil, daß es ein Wiederkäuer, kein Fleischfresser war, wie wir an einem einzigen erhaltenen Schriftzeichen am Felsen oder der Tempelwand, wenn auch sonst die ganze Legende zerstört ist, unzweifelhaft wenigstens das Volk erkennen, dem sie zuzuschreiben ist. Gelingt es aber, wie es Cuvier und seinen Schülern und Nachfolgern tausendmal gelungen, die zerstreuten Knochenelemente eines einstigen Thiers zu einem Skelett zu vereinigen, so hat der antiquarische Naturforscher unendlich sicherer etwas unendlich Erhabeneres hergestellt, als eine kriechende Lobrede auf einen Eroberer oder das plumpe Gelübde eines Legionssoldaten, nämlich einen, in einer umschriebenen Thierspecies verkörperten Gedanken der schaffenden Natur; und hat er etwas zu ergänzen, so ergänzt er nicht tastend, mit philologischem Witze, sondern nach den ewig unveränderlichen Gesetzen der organischen Bildung, besonders aber nach der Regel der durchaus symmetrischen Anordnung des Knochengerüstes. Wir halten uns bei dem folgenden Gange durch die Katakomben der Erde vorzugsweise blos bei den höhern und merkwürdigern Thieren auf, gemäß dem Bedürfnisse derjenigen, welche nur eine Uebersicht des Gegenstandes gewinnen wollen, wobei Gelehrsamkeit und zu viele Details nur störend wirken.

Wenn man die paar Schuhe der begrünten Erde durchsticht, in welchen das Menschengeschlecht sich fortwährend selbst begräbt, wo die Generationen Gemeinden- und Familienweise in den Friedhöfen zusammengebettet sind, und die Gebeine der Erschlagenen in den Gruben der Schlachtfelder, so stößt man in den tiefern Theilen des Reliefs der Erde auf weite Bänke von Lehm und Sand, mit großen Geschieben gemengt; Bildungen, welche vorzugsweise alle Ebenen bedecken und alle Höhlungen und Klüfte des unterliegenden festen Gesteins, wenn leztere nicht zu hoch liegen, ausgefüllt haben. Diese Bildungen, lauter incohärente, sichtbar durch Schwemmung entstandene Lager, nennt man, zum Unterschied von den Bildungen der gegenwärtigen Zeit, das ältere aufgeschwemmte Land, und sie legen augenfällig Zeugniß ab von der lezten großen Ueberschwemmung, welche die der jetzigen Thierwelt unmittelbar vorangegangene ausgerottet und den Boden für die heutige bereitet hat.

Von der Küste Asiens am Nordmeer an durch ganz Europa und in den bisher untersuchten Stromgebieten von Amerika finden sich in diesen Bänken fast aller Orten zahlreiche Knochen höherer Thiere, welche zusammen eine Thierwelt bilden, die, so ähnlich manche Species derselben den heutigen sind, im Ganzen doch einen von den leztern bedeutend abweichenden Charakter trägt, und zwar, was sehr merkwürdig ist, sogar im höchsten Norden am Eismeer einen Charakter, wie ihn heutzutage die Thierwelt nur noch unter den Tropen aufzuweisen hat. Man kennt jezt das Innere der heutigen Kontinente genug, um mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß bei weitem der größte Theil der im ältern aufgeschwemmten Land begrabenen Thiere jezt nicht mehr vorhanden ist.

Schon hier, wie überhaupt in der ganzen Zoologie der fossilen Säugethiere, schlagen, im Vergleich zu der jetzigen thierischen Population, die sogenannten Pachydermen bedeutend vor, die Catafrakten unter den Mammalien, Elephant, Nashorn, Tapir u. s. w.; an sie schließt sich unmittelbar das Pferd an. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden aber die Heerden der Ochsen, die Rudel der Renntbiere, Hirsche und Antilopen; endlich treten die Fleischfresser, Tiger, Wolf, Bär, Hyäne, in bedeutender Anzahl auf. Neben diesen drei Hauptabtheilungen kommen die übrigen, namentlich die kleinen Säugethiere, weniger in Betracht. Unter den Pachydermen

spielt wieder das Mammuth oder der sibirische Elephant die Hauptrolle, und wir beschreiben ihn und die Verhältnisse seines Vorkommens etwas näher, so daß, was Allgemeines von ihm gesagt wird, auch von seinen Zeitgenossen gilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Der Improvisator Bindocci. Fremde.

Unter den vielen Fremden, die in den letzten Monaten hier waren, erfreute uns keiner durch seine Kunst so sehr, als der Improvisator Bindocci aus Siena, der es in seiner poetischen Seiltänzerkunst zwar nicht so weit gebracht hat als Sgricci, aber viel weiter als der französische Improvisator Pradel, von dem ich Ihnen vor einiger Zeit schrieb. Bindocci, dem schon ein bedeutender Ruf vorausging, ist ein Mann in den besten Jahren, mit offenem, ausdrucksvollem Gesicht, dem der Stempel der Genialität nicht fehlt. Man muß ihm eine große Reimleichtigkeit und Gewandtheit nachrühmen, die freilich in seiner reimreichen, musikalischen Sprache leichter ist, als in irgend einer andern. Er hielt sich auch immer im Lyrischen, Elegischen und Didactischen, und wagte sich nicht, wie Sgricci und selbst Pradel, in die dramatische Improvisation. In Cantaten, Oden, Hymnen, Madrigalen, Sonetten und Canzonen war er unerschöpflich, und es schien ihm ganz gleich, welches Versmaaß, welche Reime ihm dabei bestimmt und aufgegeben wurden; er improvisirte sogleich und ohne alles Nachdenken, oft mit entschiedenem poetischen Schwung. Er behandelte das Ungleichartigste gut, Ernstes, Leichtes, Tragisches, Anmuthiges, Komisches und Rührendes; so hörten wir von ihm den Tod Cäsars, die Cholera, die Annehmlichkeit des frischen Wassers im heißen Sommer, schöne Strophen über eine Polin, die ihre Kinder lieber umbringt, als sie nach Sibirien bringen läßt, eine gleich schöne Hymne an Menotti, den Märtyrer der italienischen Freiheit in Italien, und am Ende der ersten Sitzung ein Protokoll derselben in witzigen und anmuthigen Versen. Da er zu manchen Improvisationen sogleich die Musik komponirte und seine Gedichte wie ein jonischer Rhapsode absang, so begleitete die Fürstin Belgioso, eine gute Klavierspielerin, den Dichter und Sänger auf dem Pianoforte. In einer zweiten Sitzung improvisirte er über den Brand des Schiffes Kent, über die Schlacht von Sempach, den Tod des Herzogs von Reichstadt, und ließ Rienzo die Ruinen Roms anreden. Damit hätte er schließen sollen; er ließ aber noch ein politisches Testament Karls X. folgen, was gar matt ausfiel und den Dichter aus dem heitern Reich der Poesie in den dicken Dunst der Politik zurückwarf. Es waren viele von den hier lebenden Karlisten da und es schien, als wolle ihnen Bindocci für ihre Theilnahme und ihren Beifall auf diese Weise danken.

Chateaubriand, der bis zur Gefangennehmung der Herzogin von Berry hier verweilte, aber ein so zurückgezogenes Leben führte, daß ihn nicht einmal seine ehemaligen hiesigen Freunde sahen, war fast mit Niemanden in Verbindung, als mit den vorzüglichsten Männern und Frauen seiner Parthei, die nach ihm hier ankamen und kürzere oder längere Zeit bei uns verweilten. Unter diesen zeichne ich aus: Berryer und den Marschall Bourmont, der mehrmals hier war, Hyde de Neuville, Frau von Gontaud, Gouvernante des Herzogs von Bordeaux, Madame de Montmorency und den Marquis Montchenu, einen der Kommissäre der heiligen Allianz auf St. Helena zu Napoleons Lebzeiten. Zwischen ihnen wandelten zahlreiche Jesuiten hin und her, reisten von allen Seiten ab von Genf und kamen von andern wieder. Anziehender war uns die Gegenwart mehrerer Männer, die sich in den neuern Zeiten literarisch hervorgethan haben, z. B. Alexander Dumas, der geistreiche Edgar Quinet, der von hier nach Italien ging, der Historiker Mignet, der hier an einer Geschichte der Reformation arbeitete und dazu Calvins und Théodore de Bèzes Handschriften auf unserer Bibliothek benuzte. Bei dieser Gelegenheit gab der Constitutionel einen neuen Beweis seiner Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit. Da es nun einmal bei ihm Prinzip ist, über Genf so viel wie möglich Nachtheiliges zu sagen, so berichtete er auch, Mignet finde hier auf der Bibliothek Schwierigkeiten und man wolle ihm Calvins Handschriften nicht mittheilen. Gegen diese unmöglich von ihm ausgegangene Nachricht protestirte er nun sogleich von hier aus und rühmte dabei die gefällige Bereitwilligkeit, mit der man ihm auf der Bibliothek alles Erforderliche mittheile. So hatten wir hier auch Madame Christoph, Ihre Majestät die Ex-Kaiserin von Haiti mit ihrer Tochter, Odillon-Barrot, Napoleons Arzt Antomarchi und den Romandichter Cooper. Interessant war es mir, die Gräfin Giuccioli, Lord Byrons Geliebte, zu sehen, noch immer eine Frau mit sichtlichen Spuren ehemaliger Schönheit. Sie kam aus England, wo sie mit Lord Byrons Wittwe in Brighton zusammengetroffen ist; allerdings eine artige Rencontre. Eine andere Engländerin, Namens Krafft, starb hier und vermachte der Stadt die hübsche Summe von 2400 Pfund Sterling zur Verbesserung ihrer Gefängnisse. Dazu wird nun unverzüglich geschritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 89:
Papier.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

Ein Blatt vom alten Jahre,
Das dürr am Ast geblieben,
Indeß die frischen grünen
Ringsum der Baum getrieben.

2. 3. 4. 5.

Ein Zweig in frischer Jugend,
Der Frucht noch erst verspricht;
Er ändert seinen Namen,
Eh man von ihm sie bricht.

3. 4. 5.

Ein gar unruhig Leben
Auf einmal festgebannt;
Doch löset schnell den Zauber
Ihm deine warme Hand.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. April 1833.

Was Ungeheures von des Nils Revieren
Umschweift bis an des Atlas Region,
Im Schooß Hercyniens, in Hercaniens Gauen,
Ist hier vereint auf Einem Platz zu schauen.

Tasso.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Man findet die Knochen des Mammuth von der pyrenäischen Halbinsel bis hinauf an die Lena und den Jenisei zu Tausenden. Die Thiere fanden ohne Zweifel durch Wasser ihren Tod, und in sehr vielen Fällen sichtbar durch Meerwasser, denn häufig sind Meermuschelthiere auf die Knochen geklebt und ihre Höhlungen mit Milleporen besezt. Daß sie aber an den Orten, wo man ihre Knochen findet, oder doch nicht weit davon entfernt gelebt haben, daß sie nicht etwa eine Fluth aus Indien hergeschleppt hat, geht daraus hervor, daß sie in leztern Falle nimmermehr so gleich über den Boden von Asien und Europa hätten vertheilt werden können, am Unzweideutigsten aber daraus, daß die Knochen nicht, wie Geschiebe, gerollt sind, sondern oft sogar noch ihre feinsten Spitzen und Fortsätze haben. Der Umstand aber, daß man bekanntlich Mammuths noch mit Haut und Fleisch in Eisblöcken der Nordsee entdeckt hat, beweist, daß die Ursache ihres Untergangs eine plözliche war. — Das Mammuth wurde fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch; es war also eben nicht viel größer als der heutige indische Elephant, aber gedrungener; es glich im Ganzen dem indischen Elephanten weit mehr als dem afrikanischen, seine Stoßzähne waren aber stärker spiralförmig gewunden und mehr nach außen gedreht. Den Hauptunterschied von unsern Elephanten bildet indessen die viel bedeutendere Länge der Laden, in denen die Stoßzähne sitzen, und dieß mußte dem Mammuth, bei aller sonstigen Aehnlichkeit mit dem jetzigen Elephanten, ein ganz anderes Gesichtsprofil und ein anderes Verhältniß des Rüßels geben. Seine Haut glich ganz der unserer Elephanten; nur trug sie, während leztere fast ganz kahl ist, neben zwölf und mehr Zoll langen roßhaarähnlichen Borsten, eine rothbraune Wolle, und das Thier war demnach sichtbar für ein kälteres Klima, als das Vaterland seiner jetzigen Stammesgenossen, organisirt.

Mit und neben diesem Elephanten einer frühern Welt, der durch sein Elfenbein noch der jetzigen nutzbar wird, kommt im mittlern Europa nicht selten, in Amerika aber in ungeheurer Menge ein anderes, dem Elephanten ähnliches Thiergeschlecht vor, das der Mastodonten. Es waren dieß Rüsselthiere, welche sich vom Elephanten vorzüglich dadurch unterscheiden, daß ihre Zähne nicht aus den charakteristischen Querblättern der Elephantenzähne bestanden, sondern aus einer einfachen, mit kegelförmigen Erhöhungen besezten Krone, weßhalb diese Thiere längere Zeit für Fleischfresser gehalten wurden, was sie aber so wenig sind als der Elephant. Das bekannteste Mastodon ist das große Ohiothier; es war nicht größer als der Elephant, aber gestreckter, und hatte noch derbere Glieder.

Es nährte sich von Wurzeln und saftigen Pflanzentheilen, ohne Zweifel in Sumpf und Moor; schwimmen aber, wie das Flußpferd, konnte es nicht. Alle von Zeit zu Zeit sich erneuernden Gerüchte, wornach man das Mastodon lebendig im innern Amerika gesehen haben will, haben sich als Fabeln erwiesen. — Man kennt jezt gegen fünferlei Arten dieses Geschlechts. — Der großen Nashörner existirten wenigstens drei bis vier, wovon eines mit dem Mammuth in Sibirien vorkommt; ferner zwei Flußpferde, (Hippopotamus) wovon eines dem heutigen afrikanischen sehr ähnlich, das andere aber nur so groß wie ein Eber ist. Noch tritt mit allen diesen, und zwar im Boden von Europa, ein Tapir auf, so groß als seine Zeitgenossen, die Elephanten, und also gegen dreimal größer als der heutige amerikanische.

Auch das Pferd war in dieser Epoche sehr häufig; seine Zähne und andere Knochen begleiten überall die der eben beschriebenen Thiere zu Tausenden. Neben dem Pferd bevölkerten die Savannen jener Zeit zahlreiche Rudel von Ochsen und von Hirschen aller Art, und ihre Knochen liegen überall in den Lehmbänken und in den Höhlen des Kalkgebirgs ausgesäet. Die fossilen Hirsch- und Ochsenknochen sind von denen der jezt lebenden analogen Arten oft sehr schwer zu unterscheiden. Manche der neben einander begrabenen Hirschknochen gehören aber entschieden solchen Arten an, welche jezt nur unter den Tropen, andere solchen, welche jezt nur im hohen Norden vorkommen. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß in den Schichten, deren Zoologie wir hier flüchtig schildern, überall Thiere, welche jezt den verschiedensten Climaten angehören, z. B. Nashorn und Rennthier, Hyäne und Vielfraß, bei einander liegen, ein Beweis, wie ganz anders damals nicht nur die klimatischen Verhältnisse, sondern auch die Natur der Thiere war.

Zu den merkwürdigsten Thieren dieser Zeit gehören die riesenmäßigen Faulthiere. Das Megatherium, bis jezt blos in Nordamerika, und zwar in ganzen Skeletten entdeckt, steht zoologisch zwischen den Gürtelthieren und Faulthieren mitten inne, kommt aber in der Größe dem mächtigsten Rhinoceros gleich, während die heutigen stammverwandten Thiere nur von sehr mittelmäßigem Wuchse sind. Daß auch Europa ein ähnliches Thier besaß, weiß man zwar nur aus einem einzigen, aber höchst charakteristischen Krallenknochen. Nach den Körperverhältnissen eines jezigen Schuppenthiers, das ganz ähnliche Krallen hat, berechnet, wäre das Thier, dem er angehörte, vierundzwanzig Fuß lang gewesen. Es lebte mit den Elephanten und Tapirn dieser Zeit, denn Reste der leztern lagen neben der im Darmstädtischen am Rhein gefundenen Kralle.

Dieß war, neben einigen Nagethieren, Ratten, Hasen u. s. w., deren Knochen ihrer Kleinheit wegen bisher zu sehr vernachläßigt worden sind, die Bürger- und Bauerschaft jenes wunderlichen Mittelalters, meistens harmlose, sämmtlich aber pflanzenfressende Geschlechter, welche größtentheils in Heerden, Gemeinden beisammen lebten, und sich zu Schutz und Trutz gegen die Mächtigen der damaligen Erde verbanden; denn auch an einer zahlreichen, streitbaren Ritterschaft fehlte es nicht, und Nobel, der Löwe, war einmal in Wahrheit König auf Erden, nicht blos in der Fabel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Horace verließ mit Bitterkeit die Stube; als er den Gang hinab schritt, schlich ihm das verkleidete Mädchen nach, sie stürzte vor ihm auf die Knie. „Du bittest vergebens!“ rief er, „doch bleibe ruhig, ich will für Dich sorgen.“ — „Ruhig?“ rief sie, „ich will nicht mehr ruhig seyn! O meine Mutter, meine sterbende Mutter! ihr Fluch ruht auf mir, sie zeigt mir jezt den Weg zur Rache.“ Die Gestalt verschwand in die Schatten des Ganges und Horace brachte eine kummervolle Nacht ohne Schlaf zu.

Das festliche Gepränge des heiligen Zuges bewegte sich eben durch die von Volk wimmelnden Gassen, unzählige Reiter, Sänften und Wagen schlossen sich an und alles nahm die Richtung zur Kathedrale, von deren Thürmen die durcheinander klingenden Töne der festlichen Glocken wie Musik niederschallten. Antonia, an der Spitze ihrer Frauen, kam wie eine Königin, in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt, das Zeichen des siegenden Glaubens, ein Kruzifix in der Hand, ihr zur Seite Sebastian; der Chor der Jesuiten, die Mönche und Priester, zahllose Frauen und Jungfrauen bewegten sich hinterher durch die Reihen der königlichen Trabanten. Jezt, da eben der Fuß der Wittwe die Eingangsstufen der Kathedrale betreten wollte, fluthete der ambrosianische Lobgesang wie mit Engelsfittigen ihr voll und blühend entgegen; die durstige Seele sog ihn ein, und Stirn und Auge der edlen Frau verklärten sich wie im Lichte; unwillig sieht sie sich um, da der Zug stockt, ein heller, durchdringender Schrei erhebt sich, und ehe die Wachen es wehren können, stürzt Sebastians Page hervor und wirft sich zu den Füßen der Dame; das Kleid aufreißend, umschlingt er ihre Knie und ruft laut: „Sieh her, glaube ihm nicht, er hat Dich betrogen, hohe Frau, wie er mich betrogen! glaube ihm nicht, schändliche Künste der Verführung haben meine Jugend gemordet!“ Auf diese Worte, von welchen die Luft erbebte, folgte tiefe Stille der Ueberraschung; Antonia sah auf die Unglückliche nieder und richtete dann mit allen

Andern zusammen den Blick auf Sebastian; doch dessen stets bleiches Antlitz zeigte auch jezt keine Spur von Farbenwechsel; einen Moment stand er stille, dann wich er scheu zurück und rief mit unterdrückter Stimme: „Was will die Wahnsinnige? entfernt sie, Leute, damit nicht der heilige Zug gestört werde.“ — „Wahnsinnig!“ rief das Mädchen, „wahnsinnig soll ich seyn! Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede; dort steht der, der es mir beweisen wird.“ Sie zeigte auf Horatio und diesen durchfuhr ihr flammender Blick gleich einem Dolchstoß; ihm ahnete, was kommen werde. „Wie!“ rief Sebastian, sich langsam umwendend; „Pater Coadjutor, Ihr kennt das Mädchen? So mögt Ihr mir nachher über diesen Vorfall Auskunft geben. Jezt, Soldaten, ergreift die Arme, entfernt sie, es soll an meiner Fürbitte zu Gunsten der Verwirrten nicht fehlen.“ Das Mädchen wurde troz ihrer Weigerungen fortgeführt, noch lange hörte man ihre Stimme, endlich verlor sie sich. Tiefe Erschütterung lag auf Antonias Antliz; nur zu gewiß war ihr die Lösung des furchtbaren Räthsels; der Freund, dem sie vertraut, der eifrige Seelsorger, an dem sie ihre feste Stütze gefunden zu haben glaubte, er stand als entlarvter Heuchler, als tiefgesunkener Sünder vor ihr; ihre Hand zuckte heftig, als er darnach griff, sie wandte ihr Antlitz weg und konnte nur, indem eine Leichenblässe ihre Züge überflog, die Worte lispeln: „So ist es Euch denn gelungen, mich auf das Tiefste zu verwunden; mein Herz, das schon die Süßigkeit dieser Stunde zu kosten begann, ist auf das Fürchterlichste zerrissen; o hätte ich Euch nie gesehen!“ Sie knieete vor den Altar nieder, und das erste, was sie that, war, daß sie ihren Schmerz in das vorgehaltene Tuch in bittern Thränen ergoß. Sebastian stand unter den zur Erde hingeworfenen Gestalten allein aufrecht da, den Blick mit ungeheurer Kälte vor sich hin richtend; die Lobgesänge folterten sein Ohr, aber er triumphirte, daß es ihm gelungen war, vor der Menge allen Verdacht von sich abzuwerfen. Horatio war dem Gotteshaus entflohen, denn mit einem Herzen voll Bitterkeit glaubte er nicht bestehen zu können vor der ewigen Erbarmung.

Wenige Tage darauf kam es, wie er gefürchtet hatte; die abscheuliche Anklage wurde erhoben. Georg Boniface trat auf; die Matrosen, welche den Jesuiten mit dem Mädchen gesehen, zeugten, und nur Sebastian zögerte noch, das schuldig auszusprechen. Eine Woche später erhielt Horace ein Schreiben, in welchem ihm anbefohlen wurde, nach Rom zu kommen, um sich zu verantworten; er sah nur zu deutlich, wie man auch von Marseille ihn zu entfernen trachte. Georg Boniface wurde als Rektor bestätigt und Sebastian mit Lob überhäuft; das Kollegium triumphirte. Als der Verwiesene der lezten Sitzung der versammelten Brüder beiwohnte, fand Sebastian für gut, mit Thränen im Auge ihm zuzurufen: „Unglücklicher Bruder, die Liebe meines Herzens, dieses Brunnens, der nie aufhören wird, Dich mit Segen zu überschütten, sey auch jezt wieder Dein Begleiter; ziehe glücklich! Was der Mensch verbrochen, was der Genosse des Ordens gefehlt, ich habe es mit blutendem Herzen gerügt; doch der Freund hat dem Freunde nichts zu vergeben; komm und fühle, vielleicht zum leztenmale, meine brüderliche Umarmung.“ Er öffnete seine Arme; als aber Horace einen schnellen, unheimlichen Schritt that, sich ihm nähernd, trat der hohe Mann, seltsam zusammenschaudernd, zurück und wandte sich weg, unvermögend, in die Augen zu schauen, die ihn anblickten.

Wenige Tage vor Horacens Abreise stürzte Zirja in sein Zimmer. „Ewiger Gott!“ rief er, „was muß ich erleben hier im Lande der Christen! Sieh, Freund, geliebter Bruder, sieh dieses Mädchen! möchte wohl ein Engel, eine Heilige schöner seyn? sie fand ich im Gebüsch nicht fern von der Stadt unter den Händen zweier feiler Mörder, die eben das kalte Eisen ihr in den Busen stoßen wollten; ich habe sie gerettet.“ — Clara hatte ihre Pagenkleider abgelegt und hing an Zirja's Halse; auf ihre rührenden Bitten gestattete der Jesuit den Liebenden, die schon lange eine zärtliche Neigung für einander gehegt, ihn nach Rom zu begleiten. An Sebastian schickte er noch folgende Zeilen: „Unser Bund ist zerrissen — auf ewig! Bedachtest Du in jenem fürchterlichen Moment, in dem Du die Anklage auf mein Haupt wälztest, was Du mir schworst im Kerker zu Coimbra? Nicht mehr wolltest Du mich zum Träger Deiner Sünde machen, nicht mehr mich tückisch verrathen! Gott richtet zwischen uns! ich habe keinen Freund mehr!“

Als die Thürme von Marseille seinen Blicken entschwanden, drückte er sein Antlitz in seine Hände, und eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden, nahm seine Seele ein. Wieder eine Stufe niedriger herabgestiegen zum Grabe, vielleicht die lezte! Es war ihm, als tönten noch die Glocken von der hohen Kathedrale zu ihm herüber aus der Ferne, gleichsam ihn mahnend, daß seine Männerbrust nicht erschlaffe, sondern sich tüchtig halte für die rauhen Pflichten seines Daseyns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

(Fortsetzung.)

Fremde Künstlerinnen. Dr. Peschier. Einreißende Verbrechen.

Die liebsten Gäste waren uns zwei Frauenzimmer, zwei Künstlerinnen, jede in ihrer Art ausgezeichnet. Zuerst kam

die Schauspielerin Jenny Vertpré vom Pariser Gymnase. Sie ist nicht mehr jung und hübsch, aber anmuthig, gewandt und reizend, troz ihrer vierzig Jahre. Sie gab hier eine Reihe Gastrollen, größtentheils in Scribeschen Stücken, die er für sie geschrieben hat. Da in all diesen Duzendarbeiten von Zeichnung und Haltung eines Charakters durchaus nicht die Rede ist, da Scribe, wie die ganze neuere komische Schule in Frankreich, gar keinen Sinn dafür hat und dergleichen nur für Vielllerien oder altes, abgedroschenes Zeug hält, so wäre es unbillig gewesen, dergleichen von ihr in der Darstellung zu verlangen; aber in der Scribe'schen Art, in seiner leichten Skizzirung, gehalten von einem unerschöpflichen, immer schlagenden und immer treffenden Wiz, in der keken Auffassung des Pariser Lebens, besonders in der Wechsler-Aristokratie, in seinem Spott neben Komplimenten, war die Vertpré trefflich, und sie ließ in der Darstellung Scribescher Mädchen und Frauen nichts zu wünschen übrig. Nicht weniger erfreute uns Madame Stockhausen aus dem Elsaß durch ihren schönen Gesang, der früher in London und Paris mit großem Beifall gehört worden war. Sie wollte Anfangs nur Ein Konzert geben, daraus wurden aber fünf, denn Alles drängte sich, sie zu hören.

Für diejenigen, welche hier an Deutschland hängen, war die Zurückkunft des Dr. Peschier voll daher sehr angenehm. Er war im vorigen Sommer den Rhein entlang über Frankfurt nach Leipzig zu dem homöopathischen Verein gegangen, von da nach Berlin, hernach über Dresden und München wieder in die Schweiz zurück. Fast fieberartig war bei seiner Heimkunft sein Entzücken über Deutschland, seine wissenschaftlichen und Kunstanstalten, seine Sammlungen, seinen humanen, freundlichen Geist, seine Gastlichkeit, die zuvorkommende Höflichkeit seiner Gelehrten, die Liebenswürdigkeit seiner Frauen. Er wiederholte mehrere Male, daß sich Frankreich, Paris ausgenommen, nicht einmal entfernt hinsichtlich seiner Civilisation, Bildung und Sittlichkeit mit Deutschland messen dürfe, und daß man aus Frankreich dahin reisen müsse, um gut regierte Länder, Volksbildung und Volksglück zu finden. Peschier war vor seiner Reise nach Deutschland ein gewaltiger Mouvementsmann von der äußersten Linken, jezt hat er seine Meinung geändert und ist ein gemäßigter konstitutioneller Monarchist geworden, der keine andere Bewegung will, als ruhige, volksthümliche Fortschritte. Die Homöopathie macht durch ihn hier große Bekehrungen und Eroberungen, denn sehr bedeutend ist die Anzahl seiner Kuren, die oft an's Wunderbare grenzen und selbst alte, gediegene allopathische Aerzte gegen ihr bisheriges Verfahren mißtrauisch, dagegen dem neuen Systeme geneigt machen. In Lyon zeigt sich dieselbe Erscheinung.

Wenn uns auch Frankreich seine Cholera nicht sendete, wiewohl es sie ziemlich weit gegen unsere Grenzen, nach Dijon, vorschob, so scheint es uns dagegen mit den scheußlichen Verbrechen anstecken zu wollen, die dort so häufig sind und aus dem verwilderten Sittenzustand des Volks hervorgehen. Männer, die ihren schlafenden Frauen mit der Axt den Hirnschädel einschlagen und ihnen dann den Kopf abschneiden, Andere, die eigene Frauen und Kinder verlassen, um mit andern Frauen zu leben, dann diese auf öffentlicher Landstraße todtstechen und sich hierauf selbst verwunden, als sey zwischen ihnen ein Wechselmord verabredet worden, dergleichen Exemplare sind in dem so exemplarischen Genf nicht mehr selten, wiewohl zur Steuer der Wahrheit bekannt werden muß, daß ein großer Theil dieser Maleficanten Auswärtige, besonders Franzosen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

Was will aus Frankreich und der Welt werden?

Wollte man nach gewissen Tageblättern das jezige Frankreich in moralischer Hinsicht beurtheilen, so müßte man einen sonderbaren Begriff von demselben bekommen. Die karlistischen oder ultra-monarchistischen Blätter in Paris lassen es sich angelegen seyn, jeden Tag ihre Klagen über die verderbte Zeit, über die Anarchie in der Politik, wie in der Literatur, über die Ausschweifungen in den Geistesprodukten zu wiederholen. Sie möchten gern zu verstehen geben, seitdem Karl X. nicht mehr in den Tuilerien size, gehe auf dem Theater, in der Kunst und in der Literaturwelt Alles drunter und drüber, und der größte Wirrwarr sey an die Stelle der Ordnung getreten. Sonderbar genug stimmt auch ein von einem ganz andern Geiste beseeltes Blatt, le Protestant, welcher von protestantischen Geistlichen abgefaßt wird, ganz in diesen Ton mit ein und sagt heute: „Will man wissen, weßhalb unser so empfindliches, auf seine Ehre mit so vieler Eifersucht wachendes Jahrhundert so gutwillig den traurigen Titel einer Uebergangsperiode hinnimmt? Es weiß wohl, woher es kommt, aber nicht ganz, wohin es geht. Wenn es hinter sich schaut, ist sein Blick ziemlich richtig; es hat mit fester Hand den Schleier der Vergangenheit gelüftet und die Wunde der Sitten, die es nicht mehr will, sondirt, die Ungerechtigkeit der Geseze, die es verwirft, gemessen, die Formen des Kultus, den es abschafft, beurtheilt und in ihrer Blöße dargestellt. Aber fragt man es, wohin es geht, so trübt sich sein Blick, es sieht die Zukunft nicht hell; sein Horizont ist mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt, dort, wo Napoleon den Ruhm hingestellt hatte, damit es nicht weiter schauen sollte. Wohin geht England, seitdem durch die unwiderstehliche Kraft der Umstände das Gleichgewicht seiner drei gesezgebenden Mächte gestört worden ist? Wohin geht Deutschland mit seinen Philosophen, die bis jezt noch alle reine Theoretiker sind, die aber früher oder später von der Theorie zur Praxis übergehen werden? Wohin zielt Italien, welches Kraft sucht, indeß es vergißt, einen Mittelpunkt zu suchen, und seine politische Freiheit zu begründen strebt, dabei aber seine religiöse Freiheit vergißt? Wohin zielt unsere Literatur? Für uns ist es klar, daß sie es nicht weiß, und wenn wir aufmerksam auf ihre verzerrte Prosa und auf ihre noch verzerrtern Dichtungen horchen, so ist es uns unmöglich, zu entdecken, welches Ziel sie erreichen will. Man verfolge die Laufbahn unserer populärsten, kühnsten, sinnreichsten Schriftsteller in allen Fächern; man durchgehe die lange Reihe ihrer Werke, Romane, Gedichte, Schauspiele, Erzählungen; man komme von V. Hugo zu Scribe, von Janin zu Barbier, und sehe, ob es möglich ist, ihren Produkten einen Plan, ein Ziel, eine Lehre unterzulegen. Wozu haben sogar Berangers Gesänge gedient? Er hat viel zerstört; was hat er aber aufgebaut? In der klassischen Schule findet sich derselbe Mangel an bestimmter Absicht; Casimir Delavigne, welcher in seiner „Schule der Alten“ seinem bewunderungswürdigen Talente eine hohe moralische Richtung gegeben hatte, hat seitdem die Gefälligkeit gehabt, eine elegante, aber kalte und schwache Vermittlung zwischen dem regelmäßigen klassischen Trauerspiel und dem zügellosen heutigen Drama zu versuchen; deßhalb ist auch die „Schule der Alten“ sein Meisterstück geblieben.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 23. April 1833.

Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur;
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche, habt ihr keine Spur.

Goethe.

Die Jesuitenschüler.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen jezt einen Zeitraum von zwanzig Jahren; der Schauplatz unserer Geschichte ist Rom. Don Miguez, zum General des Ordens ernannt, hatte nur kurze Zeit regiert, doch seltene Talente entwickelt; ihm folgte Sebastian. Mit fester Hand ergriff er den geistlichen Herrscherstab, dessen Glanz ihm schon beim Beginn seiner Laufbahn vorgeschwebt, und wirklich hätte man keinen der Stelle Würdigern wählen können; der Mann von edlem, warmen Herzen, voll reiner Menschenliebe wäre wenig tauglich gewesen, der kühne, ehrgeizige, weltkluge, versteckte Höfling war jedoch völlig an seinem Platze. Anders hatte sich Horacens Schicksal gestaltet; nicht der Glanz, den die Hofhaltung des Statthalters Petri verbreitete, nicht die Hoffnung auf Erhebung und Beförderung war der Grund seines steten Aufenthalts in Rom gewesen, vielmehr hatte ihn die Pflicht eines Jugenderziehers gefesselt. Als Professe von vier Gelübden stand er einem großen Kollegium vor, in dem eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Familien sich befand; diesen war er väterlicher Rathgeber und Freund. Die Fehler des raschen Jünglings, die Mißgriffe des, das Gute wollenden, doch die Welt verkennenden Mannes waren von ihm gewichen; das wilde, verzehrende Feuer hatte einer edlen Wärme, die schnelle That der klugen, reifen Ueberlegung, der durch Mißgeschick erschütterte Glaube der festen, klaren Ueberzeugung des frommen Greises Platz gemacht; die Ordensbrüder, Sebastian an ihrer Spitze, erkannten ihn für vollkommen würdig der Verpflichtung, die er übernommen.

Unter seinen Schülern waren besonders zwei, an denen er mit besonderer Zuneigung hing; es war ihm, als blühe seine eigene Jugend in den Anlagen und Eigenschaften dieser Knaben wieder auf. In Andreas, eines jungen Deutschen, blauem, offnen Auge sprach ihn die eigene frische Lebenslust und Weltfreudigkeit an, indeß das nachdenkliche, ernste, fast mädchenhaft sinnige Wesen Giulios, eines Italieners, ihn an die frühe Reife seines eigenen Herzens und Geistes wohlthuend mahnte. Ein Ereigniß, welches den raschen Andreas sogleich zur That reizte, brachte in Giulios Innerem erst jenes heilsame Nachdenken hervor, welches die Trägerin der Weisheit wird. Beide Jünglinge liebten sich, und beide zusammen gaben gleichsam ein vollständiges Charakterbild. Noch hatte Horace über die tiefer eingreifenden Grundsätze des Ordens nicht mit ihnen gesprochen, ihre jugendlichen Seelen waren nicht reif dazu. Das heitere Reich des Wissens machte er ihnen zugänglich, die Bedeutsamkeit der alten klassischen Schätze deckte er ihren Blicken auf; doch zitterte er vor

dem Momente, wo er ihrem Auge nicht allein den Kelch der schönen Blume, sondern auch die im Finstern sich verbergende, an die niedere Scholle sich klammernde Wurzel zeigen sollte; die eigene Thräne, die er damals vergossen, als ein schöner Schleier nach dem andern vor ihm zerriß, brannte wieder auf seiner Wange, doch war er fest entschlossen, ihnen nichts weichlich zu verbergen, was sie als kräftige, zum Kampf gerüstete Männer wissen mußten.

Dieser gefürchtete Augenblick nahte heran. Andreas und Giulio sollten an Einem Tage ihr Gelübde ablegen. In der Stille seiner Zelle mit ihnen eingeschlossen, bestand Horace darauf, daß sein Blick frei in ihre Seele dringe, und auch hier zeigte sich ihr verschiedener Charakter. „Mein Vater!“ rief Andreas lebhaft, indem eine Thräne über seine Wange lief und sein Auge blitzte, „Du hast mir gesagt, daß unser Orden da ist, um Gutes zu wirken, das Glück der Menschen zu befördern und unsre heilige Religion zu schützen und zu befestigen. Wohlan, was brauche ich mehr zu hören, um mich auf ewig einer so segensreichen Gesellschaft zuzueignen? Kann eine Vereinigung edler Menschen, aus der Könige und Fürsten ihre Rathgeber und Freunde wählen, die das Licht der Wissenschaft und Kunst freundlich anstecken, in der Priester dienen, welchen der heilige Loyola selbst den Hirtenstab in die Hand gegeben, und endlich, zu der Du Dich zählst, mein Vater, kann eine solche Vereinigung wohl jemals ehrwürdiger, trefflicher gedacht werden! Laß mich auch in diese fromme Schaar eintreten.“ Während Andreas Rede hatte Giulio mit leuchtendem Auge ihn angeschaut; jezt, da jener schwieg, senkte er es zu Boden und vermochte nicht, Horacens Blick zu ertragen, der prüfend auf ihm ruhte. „Nun!“ rief dieser, „geliebter Sohn, Du zögerst, Du findest Bedenklichkeiten?“ — „Ich finde keine!“ rief der Jüngling, „ich will in den Orden treten, weil Du Dich in demselben befindest.“ — „Dieß ist kein Grund,“ bemerkte der Greis mit bewegter Stimme; „kannst Du wissen, welche Umstände mich hieher geführt? Rede frei, meinst Du, es sey Deine Bestimmung, einer der Unsern zu werden?“ Der Jüngling brach aufs Neue in Thränen aus. „Laß mich bei Dir bleiben!“ rief er, „ich grüble nicht, ich will nicht deuten und fragen; Du bist im Orden, so nimm auch mich auf!“ Horacens Herz bestand einen schweren Kampf, er glaubte zögern zu müssen, und verschob darum den festlichen Tag; doch als auch diese Frist vergangen und beide Jünglinge fest bei ihrem Willen blieben, vollzog er selbst die heilige Handlung der Weihe und nahm die Gelübde der jungen Herzen im Namen der Kirche an. Als er die welke Hand auf ihre blühenden Lockenhäupter legte, als Giulios Antlitz, von Thränen befeuchtet, zu ihm aufblickte, da glaubte er Constanzens Züge zu sehen, und der Engel einer schönen, sonnenhellen Zeit flog mit rauschendem Flügelschlag an ihm vorüber.

In der Nacht nach jenem Tage senkte sich ein bedeutungsvolles Traumbild auf ihn nieder; sein Blick war in eine ferne Zukunft gerichtet, ein fürchterliches Bild stand vor seinen Augen. In den Gemächern des Vatikans lag ein Pabst sterbend auf seinem Lager: die goldne Krone war von seinem Haupte gefallen, Wahnsinn starrte in seinen Blicken, Todesschweiß perlte an seiner Stirne und scheußliche Pestwunden klafften auf dem im Todeskrampfe sich windenden Körper. Eine laute Stimme rief durch die Stille des Gemachs nach dem Mörder, und siehe, auf den Ruf trat eine Gestalt herein, deren Gewand Horace mit Grausen für die Kleidung seines Ordens erkannte. „Unter allen, die da gesündigt, wer hat ein größeres Verbrechen begangen?“ rief die Stimme; „das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter des Apostels, das Herz der Christenheit, gemordet durch einen seiner Söhne! Oeffnet euch, ihr Thore! gebt sie heraus die Zahl der Sünder! wer wird Gnade finden, wessen Gewand wird bleichen vor dem Blicke dieses Sterbenden?“ Die Gestalt des Jesuiten erbebte, in dem Moment traten die Mauern des Sterbegemachs auseinander, und herein drang eine ungezählte Schaar, die Schüler Loyolas, von seinem nächsten Nachfolger bis auf die spätesten Zeiten herab. Horacens Auge konnte sie nicht überschauen, die schwarzen Gewänder verfinsterten den Himmel, da erhob sich der sterbende Blick des Pabstes; von einem zum andern schweifend, überzählte er alle, doch so finster ihre Hüllen waren, sie wurden noch finsterer, als der brechende Todesblick auf ihnen weilte. „Es ist keiner unter ihnen,“ rief die Stimme drohend, „Keiner, der gerecht befunden wird!“ Horace erbebte, jezt traf auch ihn der Blick und, o Himmel! die finstern Schatten seines Gewandes wichen; ein freudiges Entzücken übermannte ihn, mit einem Dankgebet erwachte er. Sein ahnender Geist sagte ihm, daß dieses die Vorbedeutung seines nahen Todes sey. Doch ehe er sein Ziel erreichte, waren ihm noch bittere Erfahrungen aufgespart; die herbste mußte er an seinem Zögling Giulio machen.

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Fleischfresser in dieser Welt stand mit der der oben aufgeführten Pflanzenfresser in ziemlich gutem Verhältnisse, so daß eine leidliche Lebensmonarchie oder eigentlich eine aristokratische Republik daraus wurde. Wir finden einen großen Löwen oder Tieger — was es ist,

läßt sich nicht ganz genau angeben — vier deutlich geschiedene Bärenarten, eine Katze von der Größe eines Panthers, eine Hyäne, einen Wolf, einen Fuchs, einen Vielfraß, einen Marder, ein Wiesel; man sieht, König Nobels Tafelrunde ist so ziemlich beisammen. Aber merkwürdigerweise finden sich die Knochen dieser Stegreifritter des antediluvianischen heiligen römischen Reichs verhältnißmäßig selten in den freien Lehm- und Thonlagern, dagegen häufig in ungeheurer Menge in den Spalten und Höhlungen des Kalksteingebirgs, die damals noch offen lagen und erst in Folge der Fluth, welche diese Schöpfung zerstörte, ausgefüllt wurden. Vorzüglich berühmt und allgemein bekannt sind in dieser Hinsicht die Höhlen im Juragebirg, besonders aber in den Ausläufern desselben, die sich über Deutschland verbreiten. Hier liegen die Knochen dieser Würger, vermischt mit den Gebeinen ihrer Opfer, an welchen sich noch häufige Spuren ihrer Zähne zeigen, zu Tausenden beisammen. Diese Verließe sind die Burgen und Herrensitze jener Zeit, und die Bewohner scheinen sich bei der großen Fluth hieher geflüchtet und ritterlich den Tod erwartet zu haben. Erst vor Kurzem hat man wieder in England ein solches Malepartus entdeckt, welches unzählige Hyänenknochen enthielt. Diese Thiere scheinen sich hier lange aufgehalten und die Knochen von Elephanten, Nashörnern, Flußpferden, Ochsen, Hirschen, Pferden, welche mit ihnen vermischt liegen, hieher geschleppt zu haben.

Es ist lustig genug, daß einst auf demselben Boden, wo menschliche Edle Pilger und Handelsleute niederwarfen, Klöster und Städte brandschatzten, und bei ihrem Thun Niemanden über sich erkannten, als ihren Gott und ihren Kaiser, ihre Wappenthiere so ziemlich dieselbe Rolle in der Historie spielten und noch dazu gar Niemanden über sich erkannten; man weiß wahrhaftig nicht, welchen Zustand man für das Symbol des andern nehmen soll. Jene Gemeinden plumper, pflanzenfressender Gesellen, Elephanten, Nashörner, Ochsen u. s. w., waren zwar meist zu Schutz und Trutz gewappnet; aber das Nashorn mit Pikelhaube und Harnisch, der Elephant mit seinem Dreschflegel, der Ochse mit der Heugabel, das Roß mit der steinharten Faust, das Rennthier mit dem Morgenstern, was waren sie, den kriegsgeübten, flinken Fressern und Würgern gegenüber? Landsturm! Bürgermiliz! Nur in gedrängten Haufen, den Wald der Piken vorstreckend, vermochten sie sich und ihre Jungen vor dem zwanzigschneidigen Schwerdte der gierigen Rachen zu schützen. Jagten sie auch hin und wieder einen Bären oder Leoparden durch die Spieße, im Ganzen blieben sie doch hörig und tributpflichtig mit ihren eigenen Leibern. Die Reichsverfassung ruhte auf unerschütterlicher Grundlage; die Reichsstände waren nach der ewigen Matrikel der schöpferischen Naturkraft abgestuft, welche Zähne und Krallen, Mähne und Schweif nach unabänderlichen Gesetzen ertheilt und vererbt, und reichsunmittelbar war nur der, den kein Anderer fressen konnte.

Wenn wir, die tertiären Erdbildungen oder das sogenannte ältere aufgeschwemmte Land, dessen Thierwelt wir im Bisherigen skizzirt haben, verlassend, tiefer in die Erde dringen, so betreten wir das räthselhafteste, verwirrteste Gebiet der Erdrinde, die sekundären Bildungen, oder das Flözgebirge genannt, das hier in mächtigen, vervielfältigten, dort in schwächern, seltenen Schichten den Raum zwischen dem aufgeschwemmten Land und dem nicht mehr deutlich geschichteten Gestein des Urgebirgs ausfüllt. Ueber diesem Gebiete, das in den verschiedenen Ländern, welche bis jezt durchforscht sind, die größten Abweichungen und Verschiedenheiten zeigt, während einerseits das aufgeschwemmte Land, andernseits das Urgebirge sich überall in ihren Verhältnissen sehr gleichförmig zeigen, liegt noch das größte Dunkel. Der Naturforscher wird durch die Mannigfaltigkeit der hieher gehörigen Gebirgsarten, durch das Chaos von organischen Resten, welche für mehrmals wiederholte Einbrüche des Meeres zeugen, verwirrt, und das geordnete Studium dieser Schichten hat, was namentlich die Chronologie der hier begrabenen Thier- und Pflanzenschöpfungen betrifft, kaum begonnen. Auf Seegewürme und andere Thiere, ähnlich denen unserer jetzigen Meere, welche unmittelbar unter den eben beschriebenen Letten- und Sandlagern liegen, folgen nach unten Gruppen von Landthieren, Muscheln und andern Geschöpfen des süßen Wassers, ganz unähnlich den heutigen. Die Schichten, welche diese Reste führen, lagern wiederum auf Gebilden, welche ihrer mineralogischen Beschaffenheit und den darin enthaltenen Geschöpfen nach, Produkte des Meeres sind; noch einmal treten sodann gänzlich unbekannte Reptilien und Fische des süßen Wassers auf, bis endlich die wirre Reihe mit fremdartigen Zoophyten und Schaalthieren des ältesten Meeres schließt. Diese Fülle von organischen und unorganischen Bildungen an so vielen Orten als möglich chronologisch zu ordnen, und sodann die verschiedenen Beobachtungen synchronistisch zu verbinden, dieß ist für die nächste Zukunft die Hauptaufgabe der Forschung. Bis jezt ist die Wissenschaft nur im Stande, im Großen Durchschnittslinien zu ziehen, und wenn wir, unserem Vorsatze getreu, fortfahren, nur die merkwürdigsten der ehemaligen Bewohner der Erde zu beschreiben, so müssen wir zwar die Hauptmasse höchst schätzbarer Elemente zu einem künftigen großen Gebäude der Erdkunde übergehen, im Allgemeinen haben wir aber den Lesern rein nichts Esoterisches zu verschweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Frankreichs Zukunft, besonders in der Literatur.

„Des Anscheins ungeachtet,“ fährt der Protestant fort, „sieht man ebensowenig, wohin Lamartines Verse und Chateaubriands Prosa zielen. Der religiöseste Dichter heutiger Zeit ist bei der Religiosität stehen geblieben, und in dem Katholizismus des Verfassers der Märtyrer steckt so viel Phantasie, so viele Gefallsucht, daß die Sorge, zu überzeugen, darüber vergessen wird. Kurz, die Literatur scheint in eine Schlucht ohne Ausgang gerathen zu seyn. Auch der Philosophie werfen wir vor, sie wisse nicht, was sie will. Seitdem sie mit Cousin in die Pairskammer und mit Jouffroy in die Deputirtenkammer gerathen ist, schweigt sie fast gänzlich und gibt wenig Lebenszeichen u. s. w.“ So geht es noch lange in diesem Tone fort. Nach dem protestantischen Prediger, welcher Seckerel zu seyn scheint, gibt es jezt ebensowenig ein Ziel für die Politik, als für die Literatur und die Philosophie; Niemand weiß, wohin er geht. Daß man den alten Pfad verlassen hat, scheint der Protestant zu billigen; aber von nun an soll man sich der Leitung der Lehrer seiner Kirche überlassen. Darin unterscheiden sich die Klagen des Protestant von denen der hiesigen katholischen und karlistischen Blätter; denn diese werfen ihrem Zeitalter und ihren Zeitgenossen vor, erstlich, daß sie den alten Pfad verlassen haben, und zweitens, daß sie den neuen nicht unter der Leitung ihrer Lehrer einschlagen, welche offenbar durch einen Umweg wieder zum alten Pfade zurückführen würden. Beiden Partheien aber wird es schwerlich gelingen, die jetzige Welt in Frankreich zu leiten. Wohin diese gelangen wird, läßt sich freilich nicht absehen; auch ist sie gar nicht gesonnen, auf einem einzigen Pfade fortzuwandeln, sondern man sieht deutlich, wie sie verschiedene Richtungen einschlägt, von denen wahrscheinlich einige auf Abwege führen. Ueber den Erfolg kann man aber, glaube ich, in der Literatur wenigstens, ganz ruhig seyn; denn hier werden die Verirrungen wohl keine andern Folgen haben, als daß sie einige Schriftsteller lächerlich machen, was in Frankreich ungefähr so viel heißt, als ihrem Einfluß mit einemmale ein Ende machen. Allerdings hat es wohl nie in der französischen Literatur so bunt ausgesehen, und auf der Bühne sowohl, als in den belletristischen Schriften kommen fürchterliche Wechselbälge zum Vorschein; allein schon dieses gewaltige Treiben und Hervorbringen von allerlei unerhörten Gestalten ist belustigender, als das ewige Reproduciren abgelebter Formen; denn es beweist doch ein selbstständiges Leben, eine freie Aeußerung der Geisteskräfte. Freilich wäre es jämmerlich, wenn mit diesem Schaffen nichts zu Stande käme, als Mißgeburten; dieß wird aber schwerlich der Fall seyn. Sieht man nicht schon manches Eigenthümliche, das wenigstens so gut ist, als die vielen alten Nachahmungen und Nachbildungen? Muß nicht aus dem großen Wetteifer, der die jungen Schriftsteller beseelt, und aus dem Streben, Neues hervorzubringen, endlich doch etwas Vortreffliches hervorgehen? Ueberhaupt ist es jezt sehr lebendig in der französischen Literatur, und man sieht es ihr nicht viel mehr an, daß vor nicht ganz drei Jahren Alles in Frankreich durch eine gewaltige Revolution erschüttert worden ist. Zwar genießen die Früchte ernster Studien noch nicht der Aufmerksamkeit und Aufmunterung wieder, worauf sie Anspruch machen können. Dagegen sind für die leichte Literatur die Gemüther jezt außerordentlich empfänglich, und auch die Geschichtwerke, wenn sie in gefälliger Gestalt dargeboten werden, haben sich einer guten Aufnahme zu erfreuen; langweilige Schriften aber werden mehr als je bei Seite gelassen. Wenn die Gemüther von einer großen Erschütterung sich erholen, wird die Langeweile immer übel aufgenommen, wogegen Alles, was angenehm unterhält und den Geist zerstreut, zur rechten Zeit kommt. Daher arbeiten so viele junge Schriftsteller blos auf die Unterhaltung der Leser hin und poetisiren, indeß die Politik immer prosaischer wird. Dg.

Genf, April.

(Beschluß.)

Geist der Wohlthätigkeit.

Der Redakteur der Sentinelle Genevoise, ein Franzose, hatte in seinem Blatte zwei geachtete Männer mit groben Persönlichkeiten angegriffen. Diese begnügten sich nicht damit, den Patron und sein elendes Blatt zu verachten, sondern thaten gerade, was er wünschte, sie nahmen es übel und verfügten sich zu ihm, um ihm einen Brief zum Einrücken zu übergeben; es kam — was sich voraussehen ließ — zum Wortwechsel, und beim Weggehen erhielt einer der Herrn einen Messerstich in den Arm, den der Herr Redakteur wahrscheinlich anders gemünzt hatte. Er kam hierauf in Kriminaluntersuchung und wurde, wegen einiger mildernden Umstände, nur zu einjährigem Gefängniß verurtheilt, wovon ihm, wenn er sich gut aufführt, wahrscheinlich die Hälfte oder ein Drittheil erlassen werden wird. Diese Sentinelle ist der Mittel- und Angelpunkt, ja sogar die Hauptwache des revolutionären Elements in Genf, an dem jedoch nur wenige Eingeborne Theil nehmen.

Erfreulicher als solche Erscheinungen ist das tägliche Wachsen und Gedeihen unserer Wohlthätigkeitsanstalten und der Institute, welche die bürgerliche Gesellschaft ehren, so unsere Associationen für Waisen, für kranke männliche und weibliche Arbeiter und Dienstboten, unsere Sparkasse, die schon mehr als eine Million besizt. So ward auch an die Unterstützung fremden Leidens, an die Linderung fremder Noth gedacht. Während der Belagerung von Antwerpen forderten zwei edle Männer, Karl von Constant und der Oberstlieutenant L. Rilliet, zur Unterstüzung der bei der Belagerung unglücklich gewordenen holländischen Familien auf, indem sie an die Großmuth Hollands gegen Genf in den vorigen Zeiten, indem sie an unsere Bastion d'Hollande erinnerten, die mit holländischem Geld erbaut wurde. Die immer nach Frankreich hinüberschielende Politik eines hiesigen Blattes suchte zwar das schöne Unternehmen zu verhindern, oder wenigstens zu lähmen. Es gelang ihm aber nicht; denn der richtige Sinn der Genfer sah in der Sammlung nichts Politisches, sondern nur etwas rein Menschliches, nämlich den Wunsch, denen wohl zu thun und wo möglich zu vergelten, die uns einst unterstüzten, als uns von mächtigen Nachbarn Gefahr drohte. So kamen denn in wenigen Tagen 10,150 Gulden zusammen und wurden nach ihrer Bestimmung abgesendet. Auch für die nach Frankreich ziehenden Polen war vorigen Sommer schon eine Kollekte eröffnet worden, die aber in acht Monaten nur 3376 Gulden einbrachte und vielleicht noch geringer gewesen wäre, wenn damals schon der wahre Zusammenhang und Hergang der polnischen Revolution so bekannt gewesen wäre, wie jezt, und wenn man von dem Betragen der Polen in Avignon, Besançon und andern Orten in Frankreich schon so genaue Kenntniß gehabt hätte, wie gegenwärtig.

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. April 1833.

> Buffon ist nur der Descartes der Erdkunde, mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein Keppler und Newton durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge.
>
> Herder.
> 1789.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Unter den Friedhöfen des Mammuths und seiner Genossen treffen wir Niederschläge eines frühern Meers, welche noch jezt unsere großen Ebenen bilden; sie enthalten Reste von, den heutigen sehr ähnlichen Seethieren, von Delphinen, Schwerdtfischen, Wallfischen. Unter diesen Schichten tritt eine, so weit die bisherigen Beobachtungen reichen, zwar geographisch beschränkte, aber nichts desto weniger höchst interessante Welt von Geschöpfen auf, die der sogenannten Paläotherien, als deren Kolumbus ausschließlich Cuvier erscheint. Man hat die hieher gehörigen Geschöpfe in einiger Fülle bis jezt nur in den Gyps- und Mergellagern des mittlern und südlichen Frankreichs, in größter Menge in dem Becken von Paris, Spuren davon aber in der Schweiz, im Elsaß, in Ligurien entdeckt. Die fossilen Knochen im Boden von Deutschland, England, Italien sind sämmtlich entweder jünger oder älter als die Paläotherien, gehören entweder dem schon beschriebenen Reiche König Nobels oder den uralten Reptiliengeschlechtern in der Formation des Jurakalks, dem untersten Hauptstockwerk an, das die Lebendigen der Erde bewohnten.

Während wir in den obern Letten- und Sandlagern die Hauptklassen der heutigen Säugethierwelt so ziemlich in den heutigen Verhältnissen repräsentirt und die einzelnen Arten den unsrigen sehr ähnlich gefunden haben, so hat dagegen die Thierbevölkerung im Pariser Gyps, von der wir jezt sprechen, den merkwürdigen Charakter, daß sie größtentheils aus Pachydermen von kleinerem Wuchse besteht, welche sich im Bau mehr oder weniger den Tapirn, den Nashörnern und selbst den Kameelen nähern, indessen heutzutage gänzlich unbekannt sind. Cuvier hat diese zahlreichen Thiere kunstgerecht in mehrere Geschlechter gesondert, in Paläotherien, Lophiodonten, Anoplotherien, Anthracotherien u. s. w., von denen wir einige, um einen Begriff von dieser Welt zu geben, flüchtig beschreiben. Die eigentlichen Paläotherien, von denen es im Pariser Gyps wimmelt und deren Cuvier sieben Arten unterscheidet, mußten im Allgemeinen so ziemlich den Tapirn gleichen, namentlich waren sie ohne Zweifel mit einem Rüssel versehen. Eines erreichte die Größe des Pferds, drei andere sind nicht größer als ein Schwein und eines nicht größer als ein Hase. Die Anoplotherien sind vollends eine ganz eigenthümliche Thierart, die sich mit nichts in der heutigen Natur vergleichen läßt; sie zeichnen sich besonders durch einen Charakter aus, den man sonst bei keinem Thier wahrnimmt, nämlich durch Zähne in ununterbrochener Reihe ohne alle Lücke; ihrem Schädel nach scheinen sie keinen Rüssel gehabt zu haben. Das gewöhnliche Anoplotherium ist ein Thier, so groß wie

ein Eber, indessen bedeutend länger, mit einem langen dicken Schwanz, und es scheint im Allgemeinen die Umrisse der Fischotter gehabt zu haben; es konnte ohne Zweifel auch schwimmen. Ein anderes ist äußerst schlank und zart gebaut wie eine Antilope.

Diese große Menge von gegen vierzig, jetzt gänzlich unbekannten, nicht sehr großen Pachydermenarten ist desto auffallender, als die jetzt so zahlreichen, mächtigen Geschlechter der Wiederkäuer, welche zum Theil bedeutend groß werden, wie Ochse, Giraffe, Kameel, mit ihnen gar nicht vorkommen. Indessen waren sie keineswegs die einzigen Bewohner des damaligen Landes. In demselben Gyps finden sich mit ihnen Knochen von Fleischfressern, von Nagethieren, von Krokodillen und Schildkröten. Am interessantesten ist aber wohl, daß sich auch Reste eines kleinen Beutelthiers finden, also eines Thiers, deßgleichen heutzutage nur auf Neuholland vorkommen. Die Schildkröten dieser Zeit sind sämmtlich Süßwasserschildkröten, und zwar entsprechen die meisten denjenigen, welche heutzutage in den Strömen heißer Länder, Ganges, Orenoko, leben. In den Seen und Strömen, welche diese Reptilien und manche der beschriebenen Säugethieren bewohnten, haben auch Fische und Schaalthiere gewohnt, welche jetzt so unbekannt sind, als jene Paläotherien selbst.

Allem nach läßt sich nicht bezweifeln, daß diese ganze Thierwelt durch eine Catastrophe gänzlich untergegangen ist, und wo man Reste derselben entdeckt, liegen auch mächtige Schichten von Gestein darüber, welche sich sichtbar aus einem Meere niedergeschlagen haben. Aber Alles weißt darauf hin, daß diese Schöpfung entweder nur auf Eilanden oder auf wenigen Ebenen gelebt hat, welche durch hohe Gebirge von einander geschieden waren, in welchen sich keine Spur der beschriebenen Thiere findet. Der Charakter der Pflanzenwelt in diesen beschränkten Landstrichen war, wie der der Thiere selbst, ganz tropisch; die palmenartigen Gewächse herrschen vor, und Palmen, Krokodille, tropische Schildkröten und Paläotherien liegen in den hieher gehörigen Erdgebilden immer beisammen.

Bei diesem, nach unsern jetzigen Beobachtungen verhältnißmäßig so beschränkten, von so eigenthümlichen Geschöpfen bevölkerten Gebiet fällt einem unwillkührlich das heutige Neuholland ein, das bekanntlich auch eine Menge sonderbarer Thiere nährt, welche sonst nirgends vorkommen. Könnte nicht Neuholland der Rest einer frühern Schöpfung, könnten nicht seine Geschöpfe ungefähr Zeitgenossen der Paläotherien seyn? Denkt man sich, die jetzige Schöpfung auf Neuholland werde in Folge einer Erdrevolution vernichtet, und dieselbe Catastrophe verschmelze etwa die alte Erdveste von Neuholland mit den zunächstliegenden großen asiatischen Inseln, Java, Borneo, so würden sich bald die Thiergeschlechter Asiens, Elephanten, Büffel, Hirsche, große Katzen, auf den frühern, nun entweder von nachmals erhärteten Meeresniederschlägen bedeckten oder durch vulkanische Kräfte aufgehobenen und zerklüfteten Boden Neuhollands herüberziehen und ausbreiten. Fände im Laufe der Jahrtausende auch diese neue Thierwelt durch eine wiederholte Fluth ihren Untergang, so würden in den antediluvianischen zoologischen Registern eines auf dem neuerdings begrünten Boden lebenden Naturforschers — sey dieser nun ein menschlicher oder hypermenschlicher — die jetzigen Känguruhs und Schnabelthiere Neuhollands ganz unter den Verhältnissen austreten, in denen die Paläotherien Frankreichs zu unserer jetzigen europäischen Welt stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuitenschüler.

(Beschluß.)

Des Jünglings Trübsinn wuchs von Tag zu Tage, sein Ernst verwandelte sich in tiefes, finsteres Schweigen, er mied den Blick seines väterlichen Freundes; diesen bekümmerte es tief. Einst sagte er zu ihm: „Mein Sohn, lastet Dein Gelübde so schwer auf Dir?“ — „Ja, mein Vater, ich bin nahe daran, zu bereuen, es geleistet zu haben.“ — „Dann wehe Dir!“ — „Die Heiligen mögen mich schützen!“ — „Sie schützen den nicht, Sohn, der sich selber aufgibt.“ — „So schütze, rette Du mich!“ Horace schloß ihn in seine Arme, er suchte seine Thränen zu trocknen, doch seiner Mühe spottend, floßen sie nur um so zahlreicher. „Vertraue mir gänzlich!“ rief der sanfte Greis, „nur dann kann es mir gelingen, Dir helfend beizustehen.“ Diese Worte lösten jedes Siegel von des Jünglings Lippen. „Erinnere Dich, mein Vater,“ hob er stotternd an, „wie Du mit uns vor drei Jahren an den Kaiserhof nach Deutschland reistest; es erfreute Dich mein Entzücken, mit dem ich alles Neue und Schöne erfaßte, der rege Sinn, mit dem ich die Fremde in mir aufnahm; und in der That, deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst, die Heiterkeit und Freiheit, die dort glückliche Menschen athmen, sie blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf mein Herz. Ach, diese Reise ist ein Born meines Unglücks geworden, dahin, in die lichten deutschen Auen zieht mich die Sehnsucht; Regensburg, Augsburg in seiner Herrlichkeit, Goslar, der alte Kaisersitz, und endlich Nürnberg, wo kostbare Kunstschätze versammelt liegen, alle diese Orte schweben mir deutlich vor, mit ihnen verbindet sich der glühende Wunsch, mich dem offenen, biedern deutschen Sinn zu verbrüdern. Was ich mir nur denken mag von Menschenglück und Frieden, auf dem Antlitz deutscher Männer scheint es zu wohnen, in den blauen Augen deutscher Frauen zu lächeln! Wahrlich, nur mit getheiltem Herzen kann ich hier einer düstern

Pflicht dienen, die die schönsten Blüthen aus unserem Daseyn grausam hinwegstiehlt. O, mein Vater, rette, rette mich!" Die Stirn des Greises furchte sich: „Du hast es ja gewollt!" rief er ernst; „Dein Wunsch kommt jetzt zu spät; hättest Du damals diese Worte gesprochen!" Die tiefe Bewegung erlaubte dem Jüngling nicht, zu sprechen. „Mein Sohn," fuhr Horace fort, „Du entdeckst mir nicht alles; die Sehnsucht nach dem fernen deutschen Leben ists nicht allein, die Dich zieht; laß mich nicht fürchten, daß eine unglückliche Neigung —" — „Du siehst in mein Herz," unterbrach ihn Giulio händeringend. „In Regensburg war es, wo wir im Hause eines vornehmen adligen Herrn, eines Verwandten von unserem Andreas, gastfrei aufgenommen, länger als zwei Monate blieben. Du erkranktest, mein Vater, die Besorgniß für Dich theilte ich mit der ganzen ehrwürdigen Familie, an Deinem Lager zeigte sich öfters eine Erscheinung des Himmels, Cäcilie; sie war es, die mit weiblich-zarter Sorgfalt die Pflege mir abnahm, wenn ich ermüdete; Du genasest — ich aber erkrankte unheilbar. Jetzt weißt Du, mein Vater, die Quelle meines Elends — nimmer, nimmer kann ich Cäcilien vergessen." — „Unglücklicher!" rief Horace, „und warum erst jetzt dieß Geständniß, jetzt, da Dein ausgesprochenes Gelübde mir Deine Rettung unmöglich macht?" Giulio senkte seinen Blick zu Boden: „Ich hoffte mich selbst zu bekämpfen, aber ich fühle, der Stachel unbefriedigter Sehnsucht wird und muß mein ganzes Daseyn vergiften."

Diese Worte trafen Horacens Herz; sein früheres Leben ging an ihm vorüber, und er konnte kein hartes Wort gegen den Armen über seine Lippen bringen. Als er allein war, flossen seine Thränen; er machte sich bittere Vorwürfe, jene Reise unternommen zu haben; doch wie er auch seinen Scharfsinn anstrengte, er konnte kein Mittel entdecken, seinen Schüler zu retten. Indessen hatte das Schicksal ihn auserlesen, Sebastian noch den letzten Freundesdienst zu leisten. Hugo war nach Rom gekommen; sein tückischer, ehrgeiziger Charakter, mehr aber noch einige hitzige Zwiste mit Sebastian, in Folge deren dieser ihn hart bestrafen mußte, trieben seine finstere Seele an, auf Rache zu sinnen; mit ihm verband sich George Boniface, der sich vom Ordensgeneral übergangen glaubte; Beide sannen den Plan einer Vergiftung aus. Das entsetzliche Verbrechen war eben seiner Ausführung nahe, als Horace, dessen Verdacht rege geworden, durch die Treue seiner Späher davon Kunde erhielt und mit eigener Hand Sebastian den vergifteten Trank bei der Tafel vom Munde riß. Der Gerettete blickte schaudernd in den dicht vor ihm geöffneten Abgrund; doch so innig er seinem edelmüthigen Retter dankte, so konnte er doch nicht umhin, diesen zu tadeln, daß er so öffentlich gehandelt. „Du hast meine Feinde zu den Deinigen gemacht," rief er, von den finstersten Ahnungen ergriffen; „jetzt sieh Dich vor!" — Horace verachtete die Warnung. „Wer wird die Silberlocke auf einem Scheitel, so nahe dem Grabe, noch berühren?" Doch seine edle Zuversicht betrog ihn; Hugo und Boniface wurden zwar in strengen Gewahrsam gebracht, doch einer ihrer Verbündeten fand Mittel und Wege, dem unglücklichen Greis den Todestrank in die Hand zu spielen. So war die letzte That seines Lebens ein Opfer für den Freund, der ihn so oft verrathen.

Als Andreas und Giulio den unabwendbaren Verlust, der ihnen bevorstand, erfuhren, stürzten sie, die Hände des Greises fassend, Beide vor seinem Lager nieder; der Arzt suchte sie zu entfernen, weil er für den Kranken fürchtete. „Laßt ihn!" rief Horace, Giulio's Rechte in die seinige fassend, „es ist mein Sohn!" — „Das ist er," flüsterte ihm eine Stimme, nur ihm hörbar, ins Ohr, und Horace erkannte den treuen Zirja; „laßt mich einen Augenblick mit Euch allein," rief dieser, „ich will Euch eine freudige Botschaft bringen." Der Sterbende richtete sich auf. Als Andreas und der Arzt das Gemach verlassen, führte Zirja eine von der treuen Clara geleitete Dame in Pilgertracht herein; es war Constanze. Sie beugte sich ohne Worte über Horacens Antlitz, ihre Thränen befeuchteten seine Wange, Giulio kniete am Lager. „Meine Constanze!" stammelte der freudig Erstaunte, „mein Sohn! Ach! was kann ich ihm geben!" — „Die Freiheit!" rief Giulio und lehnte die heiße Wange an die kalte Hand. „Löse seine Ketten!" bat Constanze, „denke an die schweren Bande, unter denen unsere Herzen bluteten!"

Ein Diener meldete, daß der Ordensgeneral Einlaß begehre. „Wohlan!" rief der Sterbende, „die Augenblicke sind kostbar, der Himmel öffne mir jetzt das Herz, das so oft für mich verschlossen war." Der Eintretende erblickte mit Befremden die Gruppe am Sterbelager, fragend richtete er den Blick auf die knieenden Gestalten und ein dunkles, ungewisses Erinnern stieg in ihm auf. „Sebastian!" rief Horace, „hier kniet Constanze della Gloria, einst Deine Liebe, wie es die meinige war. Dieser Jüngling ist mein Sohn! Die trostlose Mutter kam zu spät, ihn zu retten, er hat sein Gelübde schon abgelegt, auf ewig ist er unglücklich, denn auch ihn fesselt eine geheime Neigung. Nur Du kannst ihn retten! — Sebastian, wenn ich Dir jemals Freund war, so vergiß, was Dir die Mutter einst gewesen — rette, rette den Sohn!"

Sebastian schwieg eine kurze Pause, dann stürzten die Thränen aus seinen Augen; er reichte dem Sterbenden die Hand. „Du stirbst für mich!" rief er, „der Augenblick der Vergeltung naht mir! kann ich wohl für so viele Opfer, die Deine treue Seele mir brachte, weniger thun? Dein Sohn ist frei! und sollte ich selbst auf meinen Knieen die Dispensation vom heiligen Vater

erbetteln.“ — „Frei!“ rief Giulio, und sank in die Arme seiner Mutter. Ein dankender Blick nach oben verklärte die lezten Momente des Sterbenden.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Daß ich dich könnt' vergessen,
Mein Schatz! sey nimmer bange,
Denn meine dummen Streiche
Dauern gewöhnlich lange.
Doch sollte sich mein Wesen
Plötzlich verändern, lesen
Wir unter ander'm Titel
Noch einmal dieß Kapitel.

*

Ich liebte dich, du liebtest mich,
Was mir mein Seyn versüßte;
Du meidest mich, ich meide dich,
Und nun: Laus tibi, Christe!
Fürwahr! auf Erden
Ist Jener nur geborgen,
Der ohne Sorgen.

*

Gesezt, du sähest, daß dein Weib
So eben in das Wasser fiel,
Und daß im selben Augenblick
Dich eine Wespe stechen will;
Woran von beiden allzumal,
Freund! würdest du in diesem Fall
Zuerst die Hand anlegen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, März.

Unterrichtswesen.

Von wichtigen Folgen für die Kultur des Landvolks in den Ostsee-Provinzen wird ohne Zweifel die Reise des Pastors Wolter zu Zirau in Liefland seyn, dem der Kaiser im Herbst einen achtwöchentlichen Urlaub ertheilte, um die Anstalten zur Bildung des Volks in Ostpreußen kennen zu lernen. Wolter wird mit dem Musterseminar für Schullehrer zu Klein-Dexen anfangen, um dort die neuern Unterrichtsmethoden kennen zu lernen, dann aber die Elementarschulen in den Städten und Dörfern besuchen. In Rußland geschieht überhaupt für Volksbildung und Erziehung weit mehr, als man im Auslande glaubt. Nicht nur in den größern Städten, sondern überall im Innern sorgt die Regierung für Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Schulen. Die im ganzen großen Reiche verbreitete, bedeutende Anzahl von Militärschulen zur Bildung für diejenigen, die sich vorzugsweise dem Militärstande widmen, ist in der lezten Zeit noch durch viele neue Lehranstalten beträchtlich vermehrt worden. Außerdem hat der Kaiser für nützlich erachtet, zur Bildung von Offizieren des Generalstabs, wie überhaupt zur Erweiterung militärischer Kenntnisse, unter den Auspizien der höhern Militärverwaltung eine Militärakademie zu gründen. Am 26sten November v. J. wurde dieselbe durch einen feierlichen Akt in Gegenwart des Kaisers eröffnet. In kurzen Worten legte der Kaiser selbst den jungen Offizieren, die ihren Kursus in dieser Akademie antraten, die Wichtigkeit ihres Berufs und ihre Verbindlichkeiten, sowohl für die Zeit der akademischen, als der künftigen kriegerischen Laufbahn, an's Herz. — Neun Akademien und gelehrte Gesellschaften beschäftigen sich allein hier in Petersburg mit Erweiterung des Gebiets der Wissenschaften; eine große öffentliche Bibliothek, ohne die vielen bedeutenden Privatbibliotheken zu rechnen, und ein vortreffliches Naturalienkabinet erleichtern die Arbeiten des Gelehrten. In einigen fünfzig öffentlichen, von der Regierung unterhaltenen Lehranstalten, an deren Spitze die Universität steht, wird die Jugend unentgeldlich unterrichtet, gebildet und zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet; manche dieser Anstalten zählen an tausend Zöglinge. Außer diesen bestehen noch eine Menge, gewiß über vierzig, Privaterziehungsanstalten, von denen sich einige einer bedeutenden Frequenz erfreuen. Durch das vor einigen Jahren errichtete pädagogische Institut wird dem Mangel an geschickten Schullehrern abgeholfen. Das seit ungefähr einem Jahre ins Leben getretene technologische Institut hat zum Zweck, Kinder und junge Leute aus dem Mittelstande zu geschickten Handwerkern zu bilden. Die Einrichtung desselben ist so vollkommen und so großartig, als nur möglich. Vor nicht gar langer Zeit brachte Dupin die Stiftung solcher Handwerksschulen in Frankreich in Anregung, und damals stand in Moskau eine ähnliche Einrichtung bereits seit Jahren in Flor. Diese wohlthätige Anstalt ist von den achtungswerthen Fabrikanten, den vier Brüdern Prochorow, gestiftet, und auf Kosten der Eigenthümer der Schnupf- und Halstücherfabrik werden hier fünfzig Zöglinge aus dem Bürgerstande unterrichtet und unterhalten. Eine neue Generation von Handwerkern, die sich den deutschen, englischen und französischen Meistern gleichstellen kann, bei denen bis jezt größtentheils die gewandtesten russischen Handwerker nur als Gesellen dienen konnten, weil sie die Theorie ihres Geschäfts nicht verstanden und ihnen die nöthige Schulbildung mangelte, geht aus dieser Anstalt hervor. Einer der Zöglinge dient schon als Musterzeichner bei der Fabrik und erhält, mit Einschluß aller Emolumente, 3000 Rubel jährlich. — Die Methode des wechselseitigen Unterrichts hat in Rußland schnelle Fortschritte gemacht. Mehrere Anstalten der Art bestehen hier, worunter eine vom Kaiser bestätigte Lancasterschule für Kinder unbemittelter Ausländer. Knaben und Mädchen erhalten in derselben unentgeldlich Unterricht in der russischen, deutschen, englischen Sprache und den übrigen Schulwissenschaften, die Mädchen außerdem noch in verschiedenen Handarbeiten. Einige Schüler haben es so weit gebracht, daß sie auf englischen Comptoiren angestellt werden konnten und sich dadurch ihre Existenz sicherten.

Bei den hiesigen drei evangelischen Kirchen, der St. Petris, Annen- und Katharinenkirche, so wie bei den drei reformirten und der schwedischen Kirche befinden sich Schulen, unter denen namentlich die der Petrikirche eines bedeutenden Rufs, nicht blos hier, sondern auch anderer Orten genießt, und das mit vollem Rechte. Schon öfters ist derselben in ausländischen literarischen Blättern rühmliche Erwähnung geschehen. — Bereits im Jahr 1828 feierte die evangelische St. Petrikirche ihr hundertjähriges Jubiläum. Kaum hatte nämlich Peter der Große im Jahr 1703 den neuen Sitz seiner Regierung an den Ufern der Newa gegründet, als er auch gleich darauf bedacht war, den in der Residenz befindlichen Bekennern fremder Konfessionen freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu verstatten und ihnen die Mittel zur Errichtung von Kirchen zu verleihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. April 1833.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Goethe.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

Unter Telegraphie oder Fernschreibekunst verstehen wir die Kunst, eine willkührliche Gedankenreihe, eine Nachricht, eine Depeche, durch gewisse Zeichen mit auffallend großer Geschwindigkeit von einem bestimmten Ort nach einem andern, von diesem weit entfernten sicher fortzupflanzen. Telegraphen nennen wir die Mittel oder Vorkehrungen, wodurch diese Mittheilung der Gedanken in die Ferne bedingt ist. Alle diese Mittel lassen sich, so weit man bis jezt die Natur und deren Gesetze kennt, auf zwei Prinzipe zurückführen, welche einzeln oder in Verbindung mit einander anwendbar sind, nämlich: den Schall und das Licht. Was lezteres betrifft, so könnte man auch, wie Bölman zuerst bemerkt hat, von der Elektricität oder den Wirkungen kräftiger Elektrisirmaschinen Gebrauch machen, nämlich von dem Fortspringen der elektrischen Funken auf angewiesenen Wegen, wodurch sich allerlei Lichtgestalten bilden lassen. Doch scheint man diese Idee bis jezt noch nirgends verwirklicht zu haben.

Die Telegraphie für das Gesicht, oder die optische Methode, ist und bleibt in jeder Rücksicht, sowohl bei Tag als bei Nacht, die vorzüglichste; sie hat auch zu allen Zeiten die Oberhand über die andere behauptet. Das Licht bewegt sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, indem es 42,000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt; es trägt somit die Bilder der Körper in seinem freien Flug unverfälscht in sehr große Weiten, und diese Bilder lassen sich, so lange sie noch für das Auge überhaupt sichtbar sind, in der Ferne so gut wie in der Nähe unterscheiden. Dem Schall hingegen, obgleich er auch in weite Fernen wirkt, fehlt die mit nichts zu vergleichende Schnelligkeit des Lichts; er legt nur 1038 bis 1042 Fuß in einer Sekunde zurück, und seine Vibrationen nehmen so rasch an Stärke ab, daß sich ihre Wirkung bald nicht mehr deutlich unterscheiden läßt. Die Telegraphie für das Auge kann zwar zuweilen durch Undurchsichtigkeit der Luft, z. B. durch Nebel oder Regen unterbrochen werden; allein wegen ihrer verhältnißmäßigen Seltenheit und kurzen Dauer kommen diese Hindernisse kaum in Rechnung. Einen Beweis, daß der Nebel auch für den Schall ein großes Hinderniß sey, liefert unter andern der Kanonendonner der Hanauer Schlacht. Obgleich die Entfernung zwischen Hanau und Frankfurt nur vier Poststunden beträgt, so hatten doch die Einwohner von Frankfurt an diesem Tage nicht die geringste Ahnung von dem Vorgang in ihrer Nähe, den sie erst am andern Morgen erfuhren.

Die Fernschreibekunst ist nicht etwa ein Produkt der lezten Jahrhunderte; ihre Geschichte läßt sich bis ins graue Alterthum verfolgen. In Aeschylus Agamemnon finden sich unverkennbare Spuren der Telegraphie der

Griechen, wodurch sie im Stande waren, die Eroberung Trojas in weit kürzerer Zeit, als es hätte durch Boten geschehen können, in Griechenland bekannt zu machen. Dieß geschah unzweifelhaft durch Feuersignale, die ältesten Mittel, so weit unsere Quellen reichen, gewisse Zeichen zu geben und Nachrichten mitzutheilen. Rohe, ungekünstelte Signalfeuer sind die allerältesten Spuren der Fernschreibekunst. Die Alten nannten sie Pyrsi und machten hauptsächlich im Kriege von ihnen Gebrauch; sie wurden meistens auf hohen Bergen angelegt, wo sie bei Nacht durch ihr helles Licht, bei Tag durch die Rauchsäule auf große Entfernungen gesehen werden konnten. Noch heute sind solche Bergfeuer in einigen Ländern üblich, z. B. in der Schweiz, wo sie unter dem Namen Hochwachten als Warnungszeichen vor drohenden Gefahren dienen. Polybius und Julius Afrikanus berichten über die Methode der Alten, durch einfache angezündete Feuer ganze Nachrichten mitzutheilen, folgendes. Man unterschied an dem Orte, wo signalisirt wurde, drei Punkte: die rechte Seite, die linke Seite und die Mitte. Auf jedem dieser drei Punkte wurden acht Feuer angezündet, von denen jedes einen Buchstaben des Alphabets ausdrückte. An einer vierten besondern Stelle wurden für jeden Buchstaben so viele Feuer angezündet, als erfordert wurden, um dem Beobachter anzuzeigen, wo er ihn suchen solle *). Um die den verschiedenen Buchstaben des Alphabets angewiesenen Stellen besser unterscheiden zu können, hatte der Beobachter ein geometrisches Instrument mit Röhren, welches er nach dem Signalorte richtete. Auf diese Weise konnten beliebige Signale, wiewohl auf eine langsame und mühsame Art, fortgepflanzt werden.

Die Pyrsurgia (Feuerthürme) der Alten waren Thürme, auf welchen als Zeichen große Feuer angezündet wurden. Sie dienten auch unter dem Namen Phari den Schiffern als Punkte, nach denen sie ihre Fahrt richten konnten. Nach Polybius, dem wir viele Aufschlüsse über die Telegraphie der Alten verdanken, legte Perseus durch ganz Macedonien eine Reihe solcher Feuerthürme an, um durch sie aus allen Provinzen seines Reichs jede Art von Nachricht erhalten zu können. Auch Hannibal ließ zu einem ähnlichen Zweck eine Menge solcher Thürme in Afrika und Spanien anlegen, deren Feuer sehr weit sichtbar waren. Eine sonderbare Methode der Perser, Nachrichten in die Ferne mitzutheilen, erzählt Diodor von Sicilien. Sie stellten nämlich Personen von starker Kehle so weit auseinander, als die Stimme reichte, und auf diese Weise wurden bis zu Statthalterschaften, die dreißig Tagereisen entfernt waren, Befehle in einem Tage durch Zurufen ertheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß scheint der erste rohe Versuch zu der weiter unten beschriebenen Methode.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich von selbst, daß man bei diesem Raisonnement von dem Umstand absieht, daß der Europäer das hypothetisch einer Erdrevolution zugetheilte Geschäft bereits versehen hat und anfängt, Neuholland zu einer Viehweide für Thiere der alten Welt umzuschaffen. Man wird desto mehr versucht, jene beiden Schöpfungen mit einander zu vergleichen, als einerseits, wie wir oben gesehen, im Reiche der Paläotherien Spuren von den Neuholland vorzüglich charakterisirenden Thieren, den Beutelthieren, vorkommen, die sich nur noch früher, nie aber später fossil vorfinden, andernseits beide verhältnißmäßig nur kleinere Thiere aufzuweisen haben, wenn man damit bei dem Gebiet der Paläotherien die senkrecht über demselben begrabenen, bei Neuholland die in horizontaler Richtung neben ihm, nur durch ein schmales Meer getrennt lebenden Thiergeschlechter vergleicht.

Diese interessante Welt der Paläotherien bildet nach unsern jetzigen Kenntnissen gleichsam ein Zwischenspiel im großen Drama der Thiergenesis; mit ihr hören nach unten die Spuren von Landsäugethieren fast ganz auf, und in den unter jenen Gypsen und Mergeln gelagerten Schichten, namentlich im Grobkalk, kommen nur noch viele Meersäugethiere, Delphine, Wallrosse von jezt unbekannten Formen vor, und zwar liegen Arten, deren heutige Repräsentanten nur noch in den tropischen Meeren leben, mit solchen beisammen, deren Stammverwandte man jezt unter dem Eis der Pole suchen muß, ein Verhältniß, wovon wir bereits mehr als Ein Beispiel gesehen haben.

Sind wir bisher durch das Mittelalter der Natur gegangen, so kommen wir jezt zu ihrer antiken Zeit, und wenn in der heutigen Schöpfung der Mensch Herr ist über Leben und Tod, wenn in der mittelalterlichen Zeit des Faustrechts der Löwe den Meister spielt, so trägt im geheimnißvollen Alterthum, unten im Schlangenthurme der Erde, ein Lindwurm die schauerliche Krone. Wir sind jezt im Alpen- und Jurakalkstein und in den darüber gelagerten Kalkschiefern und der Kreide zu der eigentlichen egyptischen Nekropolis der Erde gelangt, wo die Mumien der riesigen Reptilien liegen, der Prototypen der fabelhaften Ungeheuer aller Zeiten und Völker. Der Naturforscher, der ihre Knochen zusammenbaut, erschrickt, wenn das Skelett fertig ist, ein umgekehrter Pygmalion, vor seinem eigenen Werke, und ihm schaudert fast vor dem mystischen Verbande zwischen den Träumen der kindischen Menschenseele und den phantastischen Erstlingsgedanken der schaffenden Natur.

In der Kreide gibt es keine Säugethiere, sondern von höhern Thieren blos eierlegende Vierfüßer, aber in ungeheurer Menge, ein Gewühl von Schildkröten, Krokodilen, Lacerten, und hier tritt gleich, als Chorführer

der antiken Ungeheuer, eine Eidechse auf, welche im Petersberge bei Maestricht mit sehr großen Meerschildkröten und einer Menge von Seemuscheln in einem zerreiblichen Kalkstein gefunden worden ist, dessen Pulver in Holland zur Blumenzucht dient. Sie heißt im Systeme Mosasaurus. Am meisten nähert sie sich den jezt unter den Tropen lebenden Monitors oder Wachhaltern; das ganze Thier hatte eine Länge von vier-und-zwanzig Fuß, wovon der Kopf ein Sechstheil einnimmt, dessen starke Kiefer mit mächtigen kegelförmigen Zähnen bewaffnet waren; der zehn Fuß lange Schwanz war Allem nach ein starker Ruderschwanz und das Thier unzweifelhaft ein Seethier. — Allerdings ist es wunderbar, daß eine Eidechse so außerordentlich viel größer seyn soll, als die jezigen ihr am nächsten stehenden Geschlechter, und eben so auffallend ist, daß es ein Seethier war, was gegenwärtig keine einzige Eidechse ist. Haben wir aber nicht einen Tapir gesehen, so groß wie ein Elephant, ein Faulthier so groß wie ein Rhinoceros? und sogleich werden wir noch mächtigere und außerordentlichere Eidechsen kennen lernen.

In der großen Formation des Jurakalks und den dazu gehörigen Kalkschiefern zeigen sich, neben unzähligen Reptilien von aller Größe, noch Spuren von Säugethieren, und zwar vorzüglich wieder von jenen seltsamen Beutelthieren, welche in unserer heutigen Schöpfung gewissermaaßen als Paradoxen dastehen. In England, Deutschland, Frankreich erscheinen hier aber vor Allem die zahlreichen Knochen einer ungeheuern Eidechse, mit Recht Megalosaurus genannt. Man hat Schenkelknochen von ihm, welche zwei-und-dreißig englische Zoll lang sind; daraus ergäbe sich für das Thier, wenn man die Verhältnisse eines gemeinen tropischen Monitors, dem sich dasselbe am meisten zu nähern scheint, zu Grunde legt, eine Körperlänge von fünf-und-vierzig Fuß. Es gibt aber dergleichen Knochen von vier Fuß und mehr Länge, welche siebzig Fuß langen Individuen angehört haben müssen. Diese ungeheure Eidechse kam also einem kleinen Wallfisch sehr nahe; sie war auch ein Seethier, und ihren scharfen, zackigten Zähnen nach, sehr gefräßig.

Auf demselben Gestein, in welchem dieser Lindwurm zum Theil seine Reste gelassen, nämlich auf dem lithographischen Kalkschiefer zu Solenhofen und Eichstädt, haben sich noch seltsamere Thiere abgedrückt, die zu den wunderbarsten dieser Urzeit gehören, die fliegenden Eidechsen oder Pterodactylen. Cuvier führte über dieses Thier einen langen Streit mit Sömmering, der das zu München befindliche schöne Skelett für das eines fliegenden Hundes, einer Art Fledermaus, erklärte; Cuvier bewies aber mit siegenden Gründen, daß es eine wahre Eidechse, daß es, troz dem Widerspruch im Wort, ein fliegendes Reptil gewesen sey. Die in eine lange Schnautze auslaufenden und krokodilartig bis an die Ohren gespaltenen Kiefer sind mit spitzen Zähnen besezt. Der verhältnißmäßig große Kopf sizt auf einem sehr langen Hals und dieser auf einem auffallend kleinen, kurzgeschwänzten Körper; lauter Verhältnisse, wie sie so ziemlich die Vögel zeigen, daher auch Manche das Thier Anfangs für einen Vogel hielten. Die Hinter- und Vorderbeine sind sehr hoch; der spezifische Charakter des Thiers zeigt sich aber an den Vorderbeinen; einer der fünf Zehen ist nämlich ganz ungeheuer, wenigstens um das Zehnfache, verlängert, während die vier andern, mit Krallen bewaffneten Vorderzehen die zu den sonstigen Verhältnissen des Thiers passende Größe beibehalten. Jener, verlängerte, indessen gleich den andern vierfach gegliederte Finger oder Zehen diente augenfällig einer mächtigen Flughaut, wenigstens so stark als die einer Fledermaus, zur Stütze, mittelst welcher das Thier fliegen oder doch von Baum zu Baum flattern konnte, während es sich mit den vier kleinen Vorderzehen ohne Zweifel an die Zweige hing. Dem ganzen Bau nach saß es gewöhnlich auf den Hinterbeinen und reckte dann wohl auch, des Gleichgewichts wegen, nach Art der langhalsigen Vögel, den Kopf rückwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Expeditionen zur Aufsuchung des Kapitäns Roß.

Bekanntlich haben sich bisher die Engländer vergeblich bemüht, eine Durchfahrt um das nördliche Amerika herum zu entdecken. Die für diesen Zweck unternommenen Reisen des Kapitän Parry führten, so interessant sie in anderer Beziehung sind, nicht zum Ziele, und er verlor dabei eines seiner Fahrzeuge, die Fury. Ein Begleiter Parrys, der Kapitän Roß, hoffte glücklicher zu seyn, und lief vor einigen Jahren zu einer ähnlichen Expedition aus, jedoch nur mit einem einzigen Fahrzeug, ein Umstand, der das Unternehmen noch ungleich gefahrvoller machte. Seit länger als einem Jahr hat man keine Kunde mehr von ihm und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Das englische Volk nahm sich das Schicksal des kühnen Seefahrers zu Herzen, und so wurde denn, mittelst Subscription, in kurzer Zeit die erforderliche Summe zusammengebracht, um eine Expedition zu Aufsuchung des Kapitän Roß und seiner Unglücksgefährten ausrüsten zu können. Die Reise soll zu Land gemacht werden, und die Hudsonsbai-Kompagnie hat sich erboten, die Reisenden sicher durch ihr ungeheures Gebiet zu geleiten und ihnen Vorräthe aller Art zu liefern. — Das Haupt der Unternehmung, Kapitän Bak, ist am 17ten Februar zu Liverpool unter Segel gegangen und gedenkt in Montreal über Newyork zwischen dem 10ten und 15ten April einzutreffen. Er will sich von da auf dem gewöhnlichen Wege an den Sklavensee begeben, der 2500 englische Meilen von der Hauptstadt von Ober-Kanada entfernt ist. Von dort wird er sich nordostwärts wenden und wahrscheinlich dem großen Fischflusse nachgehen, der noch von keinem Europäer untersucht ist, sich aber, nach den

Berichten der Indier, zwischen 68 und 69° der Breite in das Meer ergießen muß. Am Ufer dieses Flusses gedenkt der Kapitän zu überwintern und im Frühjahr 1834 das Gerippe des Schiffes Fury aufzusuchen, das der Berechnung nach von der Stelle des Winterquartiers nicht viel über 300 Meilen entfernt seyn dürfte. Er wird sehen, ob er hier keine Spur von Kapitän Roß findet, denn dieser hatte bekanntlich die Absicht, bei dem gestrandeten Schiffe anzuhalten und Lebensmittel und sonstige nützliche Vorräthe daraus zu nehmen. Nach diesem Abstecher kehrt Kapitän Bak in sein früheres Winterquartier zurück. Was er sodann weiter unternimmt, hängt natürlich ganz von den Umständen ab.

Außer dieser Expedition zu Lande, geht man gegenwärtig damit um, eine zweite zur See zu veranstalten. Der Unternehmer ist Georg Clarke Roß, ein Bruder des Kapitäns, über dessen Loos man in Sorgen schwebt, und der Vater eines der Offiziere, die ihn begleitet haben. Sein Plan ist folgender: Er will zwei Wallfischfänger ausrüsten, eine Brik von 143, und eine Brigantine von 102 Tonnen; die Mannschaft soll nur aus 35 Köpfen bestehen, worunter einige von der alten Mannschaft der Fury. Das erstere Fahrzeug wird ganz für den Wallfischfang ausgerüstet, das zweite wird nur mit Mundvorrath und Munition auf zwei Jahre befrachtet. Sie segeln geradezu und miteinander nach Lancastersound und Regents-Inlet wo es viele Wallfische gibt. Die Brik setzt den Fischfang um Port Bowen herum fort, und Kapitän Roß untersucht allermittelst mit dem andern Fahrzeug die Küste gegenüber und besucht das Gerippe der Fury, das nicht mehr als 50 Meilen von dem Punkte liegt, wo sich die beiden Schiffe trennen. Er nimmt aus der Fury so viele Vorräthe als möglich, um sich die Mittel zur Ueberwinterung in diesem Landstriche zu verschaffen, wenn die Umstände dieß räthlich machten. Die Brik kehrt, wenn sie anders nicht vom Eis abgeschnitten wird, mit ihrer Ladung von Thran nach England zurück und begibt sich im Frühjahr 1834 wieder an den alten Sammelplatz. Roß rechnet, um diese Zeit werde auch Kapitän Bak an Ort und Stelle seyn, und hält es für unwahrscheinlich, daß man dann nicht da oder dort etwas von Kapitän Roß und seiner Mannschaft sollte in Erfahrung gebracht haben. Er hält sich zu dieser Hoffnung deßhalb berechtigt, weil seine beiden Fahrzeuge gerade den Weg machen, den Kapitän Roß einschlagen wollte, und darum ohne Zweifel irgendwo die Flaggenstangen und andern Signale entdecken, welche Roß überall, wo er ans Land steigen würde, zu errichten und dabei in einer metallenen Kapsel Nachricht über seine weitern Plane niederzulegen versprochen hatte. Ueberdieß weiß man, daß sich Kapitän Roß vor Allem an den Ort begeben wollte, wo die Fury Schiffbruch gelitten. — Roß hat bei seiner Expedition noch einen andern Plan, dessen Ausführung sehr interessante Aufschlüsse verspräche. Er hofft nämlich, auf seiner Fahrt zugleich das alte Grönland auffinden zu können. Es bestand bekanntlich in diesem Lande früher eine christliche Kolonie, die aber seit Jahrhunderten gänzlich verschollen ist. Man weiß, daß ein neunzehn Baien umfassender Küstenstrich bewohnt war, daß die Niederlassung aus hundert-und-neunzig Höfen bestand, welche zwölf Kirchspiele mit einem Bisthum und zwei Klöstern bildeten. Warum die Verbindung zwischen dieser Kolonie und Norwegen plötzlich abgebrochen wurde und seitdem nicht wieder angeknüpft werden konnte, ist unbekannt. Es wäre sehr interessant, wenn man sich endlich davon überzeugen könnte, ob die dänische Kolonie gänzlich untergegangen ist, oder ob sie noch besteht, und wie sich, im leztern Fall, ihre Kulturverhältnisse gestaltet haben, nachdem sie über dreihundert Jahre in keiner Verbindung mehr mit dem Kontinent von Europa gestanden.

Petersburg, März.

(Fortsetzung.)

Die Petrischule. Wohlthätigkeitsanstalten der Kaiserin Mutter.

Im Jahr 1701 erhielten die deutschen Protestanten hieselbst, durch Vorsorge des berühmten Admirals Cruys, den ersten Seelsorger in der Person des aus Amsterdam hieher berufenen Predigers Tolle, und bald nachher auch die erste eigentliche Kirche, welche der genannte Wohlthäter der protestantischen Gemeine auf dem zu seiner Wohnung gehörigen Grundstücke von Holz aufführen ließ. Nach seinem im Jahr 1727 erfolgten Tode ward der evangelischen St. Petri-Gemeine ein nicht minder für ihre Wohlfahrt besorgter Patron in der Person des Feldmarschalls Grafen von Münnich; auf dessen Bitte der Kaiser Peter II. derselben den großen, schönen, im besten Theile der Stadt, an der Newskischen Perspektive, gelegenen Platz schenkte, den sie noch gegenwärtig inne hat. Im darauf folgenden Jahre wurde sofort zum Bau der steinernen Kirche geschritten, wozu der Feldmarschall von Münnich in eigener Person feierlich den Grundstein am 29sten Juni, am Petri-Pauli-Tage, legte. Die damit verbundene deutsche Hauptschule zu St. Petri besteht jezt seit siebenzig Jahren; sie hat ihren alten, guten Ruf stets zu erhalten gewußt und sich fortwährend des besondern Schutzes der Regierung erfreut. Eine große Anzahl brauchbarer Männer, von denen manche zu den bedeutendsten Staatsämtern sich emporschwangen, erzog sie während dieser Zeit dem Staate. Vor vier Jahren hat daher der Kaiser durch einen Ukas, in Erwägung des Nutzens, der aus dieser Schule geflossen, den bei derselben angestellten Lehrern mehrere höchst bedeutende Vortheile und Rechte zu verleihen geruht. Die Schule, wo die Schüler in sieben, die Mädchen in drei Klassen vertheilt sind, steht unter der Leitung eines Schuldirektoriums; unter diesem stehen ein Inspektor, achtzehn Lehrer und drei Lehrerinnen. Möge diese alte, ehrwürdige Lehranstalt noch lange so fortblühen, noch lange so reife und gesunde Früchte tragen, wie sie bisher dem Staats- und Familienleben dargeboten hat.

Am 26sten Oktober, dem Geburtstage der verstorbenen Kaiserin-Mutter, beging die hiesige Kommerzschule, gestiftet von einem reichen Privatmanne in Moskau, dem verstorbenen Staatsrath Prokofji Demidow — welche im Jahr 1800 hieher übergeführt wurde, weil diese Residenz zur zweckmäßigen Bildung eines künftigen Kaufmanns geeigneter ist als jene — das Jahresfest zum dankbaren Gedächtnisse der unsterblichen Verdienste dieser Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden. So viel wir wissen, ist die Kommerzschule bis jezt die einzige Anstalt, welche diesen Akt feiert. Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle die Wohlthätigkeitsanstalten aufzählen würden, die diese erhabene Menschenfreundin während ihres segensreichen Wirkens ins Leben rief oder unterstüzte; jedoch können wir nicht umhin, einer Anstalt zu erwähnen, die ihres Gleichen in Europa nicht hat.

Weder London, noch Paris, weder Wien, noch Berlin haben sich irgend einer der leidenden Menschheit geweihten Anstalt zu erfreuen, die in allen ihren Theilen so musterhaft eingerichtet, in welcher auf das kleinste Bedürfniß des Leidenden so zarte Rücksicht genommen wäre, als in dem hiesigen Armenlazareth des kaiserlichen Erziehungshauses. Dem Scharfblick dieser großen, seltenen Frau entging es nicht, daß, troz der vielen bereits existirenden wohlthätigen Anstalten, doch noch immer nicht hinreichend für die armen, hülflosen Kranken, die nicht zum Militärstande, sondern zur geringern Volksklasse gehören, gesorgt sey. Sie faßte also den Entschluß, sowohl hier, als in Moskau Krankenhäuser zu errichten, die diesem Mangel abhelfen sollten. (Der Beschl. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 26. April 1833.

Also war's dem Neptunus genehm, daß scheußliches Meervieh
Proteus weidet im Wasser und mißgestaltete Robben.

Virgil.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Ohne Schwierigkeit ließe sich nach den gegebenen Elementen das Thier mit seinem Schuppenpanzer zeichnen, ohne daß man fürchten müßte, sich weiter von der Wahrheit zu entfernen, als sich frühere Reisende in den aus dem Gedächtniß entworfenen Abbildungen selbst gesehener fremden Thiere davon entfernt haben. Das hier beschriebene Thier ist zwar nur so groß wie ein Krametsvogel, indessen hat man einzelne größere Knochen entdeckt, welche sichtbar demselben Geschlechte angehören, namentlich Stücke der knöchernen Stange, welche das Segel des Thiers stüzt, und diese weisen auf eine bedeutend größere Art von Pterodactylus hin. Denken wir uns, die Folgezeit entdecke das Gerippe einer fliegenden Eidechse, die sich zu der beschriebenen verhielte, wie der Mosasaurus zu einer unserer größern jezigen Eidechsen, so sähen wir einen Drachen vor uns, dessen sich St. Georg nicht zu schämen hätte. Und allerdings hat dieses antike Monstrum viel vom mittelalterlichen, noch mehr vom chinesischen Drachen, und unter den phantastischen Fratzen des leztern Volks kommen geflügelte Ungethüme vor, welche auffallend an die Pterodactylen erinnern.

In derselben Kalkformation, welche die Reste der bisher aufgezählten Reptilien umschließt, kommen endlich, in Begleitung zahlreicher Krokodille, zwei Reptiliengeschlechter vor, welche sich wohl am weitesten von den Typen der jetzigen Schöpfung entfernen, Thiere, vor deren Skeletten uns fast unheimlich der Gedanke überfällt, daß die Musterbilder zu den Unthieren der persepolitanischen und gothischen Steinmetzen tief in der Erde begraben liegen, und wirklich steht die Reptilienwelt der heutigen Schöpfung zwischen den fratzenhaften Gebilden der menschlichen Phantasie und den phantastischen Jugendversuchen der Natur so ziemlich mitten inne.

Diese merkwürdigen Geschlechter, der Ichthyosaurus und Plesiosaurus sind zuerst in England entdeckt worden und blieben längere Zeit auf dieses Land beschränkt, bis sie in neuerer Zeit auch in Frankreich und Deutschland gefunden wurden, z. B. von Jäger bei Boll im Würtembergischen. Es vereinigen sich in ihnen die allgemeinen Charaktere der Eidechsen mit einigen der Fische und mit Bewegungsorganen, gleich denen der Wallfischähnlichen Thiere.

Der Ichthyosaurus hat einen ziemlich großen Kopf, dessen Kiefer in eine Delphinschnauze auslaufen und mit spitzen, denen der Krokodille ähnlichen Zähnen dicht besezt sind. Seine Augen, deren harte Haut mit einem knöchernen Ring verstärkt war, mußten ungeheuer groß seyn, was wohl seinem Kopf einen ganz seltsamen Anblick gab, ihn aber wahrscheinlich in Stand sezte, bei

Nacht gut zu sehen. Sein Hals ist ganz kurz, die Wirbelsäule besteht aus flachen, den Bretspielsteinen ähnlichen Wirbeln, welche auf beiden Flächen, gleich denen der Fische, eine kegelförmige Vertiefung haben, und an denen sich dünne Rippen befestigten. Er hatte statt der Füße ungetheilte Flossen, gleich denen der Wallfische, aber nicht zwei, wie die leztern, sondern vier, und einen mittelmäßigen Schwanz. Mit diesen Tatzen konnte das Thier nur schwimmen, und wahrscheinlich nicht einmal am Ufer kriechen, wie der Seehund. Es lebte in einer See, die eine Menge Ammoniten und Austern, und deren Gestade zahlreiche Krokodille bevölkerten. Es athmete übrigens kein Wasser, sondern atmosphärische Luft, und mußte gleich den Krokodillen und Wallfischen, an deren beiderseitigen Natur es Theil hat, von Zeit zu Zeit an die Wasserfläche heraufkommen. Bereits hat man verschiedene Arten dieses Geschlechts genau unterschieden; zwei derselben wurden über zwanzig Fuß lang und kamen also dem oben beschriebenen großen Thier von Maestricht ziemlich nahe; die zwei andern Arten sind aber nicht halb so groß.

Noch seltsamer ist der Plesiosaurus, eine wahre Hyder. Der Kopf und Rumpf haben im Ganzen viele Aehnlichkeit mit denen des Ichthyosaurus; aber der ächte Eidechsenkopf ist ganz außerordentlich klein und sizt, was den Hauptcharakter des Thiers bildet, auf einem ganz ungeheuer langen Halse, länger im Verhältniß als der längste Vogelhals, und aus mehr Wirbeln bestehend, als irgend ein Thier aufzuweisen hat, nämlich aus sechsunddreißig. Er ist so lang als der ganze übrige Körper, der in seinen Verhältnissen denen eines gewöhnlichen Reptils ziemlich nahe kommt; nur der kurze Schwanz hat gar nichts von einem Eidechsenschwanz. Die ganze Form des Thiers war desto seltsamer, als sich einerseits der Hals gleich dem Körper einer Schlange über den kleinen Rumpf erhob, und andernseits dieser mit vier Flossen, ähnlich denen des Ichthyosaurus, versehen war. Die Rippen liefen rings um den Bauch, ganz auf die Art, wie man es bei den Chamäleons und ähnlichen Thieren beobachtet. Cuvier ist geneigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Lungen des Plesiosaurus sehr voluminös waren, wie die der Chamäleons, und daß daher seine Haut, wenn sie nicht anders mit starken Schuppen bedeckt war, gleich der jener Thiere, in verschiedenen Farben spielte, je nachdem er stärker oder schwächer einathmete. Dieß brauchte es noch, um der Phantasie, welche schon vor den Formen des Thiers erschrickt, vollends ein grausenvolles Bild zu geben, und wenn man noch erfährt, daß von den fünf bis jezt entdeckten Arten eine über zwanzig Fuß lang war, so ist ein Ungeheuer fertig, das es mit allen Phantomen aufnehmen kann, welche je der erschrockene Mensch in Sumpf und Moor oder am Gestade des Meers gesehen haben will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsetzung.)

Aeneas, ein Zeitgenosse des Aristoteles, suchte etwa 360 Jahre vor unserer Zeitrechnung der Unvollkommenheit und Eingeschränktheit der bisher üblichen Feuersignale durch eine Erfindung abzuhelfen, welche zwar von vielem Scharfsinn zeugt, allein, wie man aus folgender Beschreibung ersehen wird, den Zweck nicht erreicht hat. Man hatte auf jeder Station Gefäße von gleichem Durchmesser und gleicher Höhe, welche mit Wasser gefüllt und unten mit einer gleich großen Ausgußröhre versehen waren. Auf der Fläche des Wassers schwamm eine Korkscheibe, welche einen lothrecht auf ihrer Mitte befestigten, der Höhe des Gefäßes entsprechenden Stab trug. So wie das Niveau des Wassers sank, mußte auch die Korkscheibe mit dem Stab sinken. Dieser Stab war von drei Zoll zu drei Zoll in eine Anzahl Felder getheilt, und um jedes dieser Felder war ein Pergamentstreifen mit irgend einer allgemeinen Nachricht gewickelt. Ereignete sich nun eine Begebenheit, die mit einer auf dem Stabe verzeichneten Nachricht übereinstimmte, so hielt die auf der ersten Station befindliche Person zum Zeichen, daß die Signalisirung beginnen solle, eine Fackel so lange in die Höhe, bis die zweite Station durch ein ähnliches antwortete. Dann senkten beide die Fackeln und öffneten zu gleicher Zeit die Ausgußröhre ihres Gefäßes. Mit dem Niveau des Wassers sanken in beiden Gefäßen gleichzeitig die Korkscheiben mit dem Stabe, und sobald die Korkscheibe so tief gesunken war, daß dasjenige Feld des Stabes, welches die zu gebende Nachricht enthielt, mit dem Rand des Gefäßes in einer Linie lag, gab die erste Station der zweiten wieder durch eine emporgehobene Fackel das Zeichen zum Schließen der Röhre. Da der Stab auf beiden Stationen in gleicher Zeit gleich tief herabgesunken war, so las man auf der zweiten die Nachricht, welche die erste ihr hatte geben wollen, und sie konnte nun auf die nämliche Art der dritten und vierten Station mitgetheilt werden. Die Unvollkommenheit dieses Telegraphen, welcher nur solche allgemeine Nachrichten geben kann, welche mit den vorher verzeichneten zufällig übereinstimmen, springt in die Augen.

Durch die Fackelsprache wurde dagegen die Telegraphie der Alten sehr vervollkommnet, und als Erfinder der wirklichen Fackelschrift werden Cleoxenes und Democlitus genannt. Polybius hat uns die Beschreibung eines von ihm selbst verbesserten Verfahrens, durch Fackeln alle möglichen Nachrichten mitzutheilen, hinterlassen. Sämmtliche Buchstaben des Alphabets werden in der Ordnung, wie sie aufeinander folgen, auf fünf Tafeln vertheilt. Nachdem

sich die Signalgeber über die Bedeutung der zu gebenden Zeichen verabredet, hebt der erste Wächter zum Zeichen, daß die Korrespondenz beginnen solle, zwei Fackeln so lange in die Höhe, bis der Korrespondent durch ein gleiches Zeichen zu erkennen gibt, daß er es bemerkt habe. Nun hält der erste von der linken Seite Fackeln empor, um seinem Korrespondenten zu zeigen, auf welcher von den fünf Tafeln sich der Buchstabe befindet, wobei eine aufgehobene Fackel die erste Tafel, zwei Fackeln, oder eine zweimal erhobene Fackel die zweite Tafel u. s. w. bezeichnen. Darauf erhebt er von der rechten Seite Fackeln, wodurch er auf analoge Weise den jedesmaligen Buchstaben auf der schon bezeichneten Tafel angibt. Um sich wegen der oft bedeutenden Entfernung der Signalorte in der rechten und linken Seite nicht zu irren, bediente man sich, da man noch keine Fernröhren hatte, einer eigenen, schon oben erwähnten Vorrichtung mit zwei Röhren, gleichsam zwei Dioptern, von denen die eine nach der rechten, die andere nach der linken Seite des Signalgebers gerichtet war, so daß man durch jede derselben nur eines der Signale sehen und ohne Irrthum beobachten konnte. Der Fernschreiber stand hinter einer Blendung von Holz oder Stein, über welche er die Fackeln emporhielt und dann wieder hinter dieselbe zurückzog. Bestand die Fackeltelegraphenlinie aus mehreren Stationen, so brauchten nur die an den beiden Endpunkten angestellten Wächter die Bedeutung der Fackelzeichen zu kennen und zu notiren; die auf den Zwischenposten befindlichen, welche nicht mit den Tafeln versehen waren, durften die vorgeschriebenen Signale nur mechanisch wiederholen. Auch durften, wenn an Geheimhaltung der Signale viel gelegen war, nur die auf den Tafeln befindlichen Buchstaben versezt werden.

Man sieht aus der Beschreibung dieses zweihundert Jahre vor Christi Geburt bekannten Telegraphen, was damals schon in diesem Fache geleistet werden konnte.

Mit dem allgemeinen Verfall der Wissenschaften kam allmählig auch die Fernschreibekunst in Vergessenheit, in deren Schooß sie viele Jahrhunderte lang ruhte, bis im Jahr 1663 der Marquis von Worcester in seiner Centurie von Erfindungen ankündigte, er habe ein Mittel entdeckt, wodurch Jemand von einem Fenster aus, so weit das Auge das Weiße vom Schwarzen unterscheiden könne, ohne alles Geräusch und unbemerkt mit einem Andern eine Unterredung zu führen im Stande sey, sowohl bei Tag, als in der finstersten Nacht. Die Beschreibung dieser Erfindung ist uns nur in dunkeln und höchst räthselhaften Ausdrücken hinterlassen worden. Ungefähr vierzig Jahre später trat Amontons aus der Normandie, welcher in der Schule zu Paris das Gehör verlor und sich daher mit der Zeichensprache behelfen mußte, mit einem Telegraphen auf, dessen Plan er der königlichen Akademie zu Paris vorlegte. Er theilte seine Telegraphenlinie in Stationen, welche so weit von einander entfernt waren, daß ein Mensch auf der einen Station mit Hülfe einer Fernröhre die auf der andern Station gegebenen Zeichen unterscheiden konnte. Wie aber Amontons seine Zeichen bildete, weiß man nicht.

Im Jahr 1684 erregte der Engländer Robert Hook mit einem neuen Telegraphen, den er der Royal-Society zu London vorlegte, großes Aufsehen. Die Zeichen sollten bei dieser Fernschreibemaschine auf einem Gerüste in die freie Luft emporgezogen und, nachdem sie von der nächsten Station mittelst Fernröhren beobachtet worden, wieder zurückgezogen werden. Aber auch dieser Telegraph fand keine Anwendung im Großen. Ueberhaupt beschäftigten sich seit dieser Zeit eine Menge Köpfe mit Verbesserungen und Erfindungen in diesem Fache, ohne daß eine derselben praktisch ins Leben getreten wäre. Indessen errichtete ein Privatmann, Namens Edgeworth, im Jahr 1763 auf seinem Torfwerke zwischen London und Newmarket eine telegraphische Linie zu seinem Privatgebrauche; allein die Einrichtung, die er später, 1784, beschrieb, bestand nicht lange. Der bekannte Rechtsgelehrte Linguet suchte sich 1782 durch ein telegraphisches Projekt aus der Pariser Bastille loszukaufen. Allein er ließ es bei pomphaften Versprechungen bewenden und sprach immer in räthselhaftem Ton von seiner Erfindung, wodurch er die Neugierde des Publikums spannte. Als er in Freiheit gesezt wurde, geschah nichts. Man muthmaßte, sein telegraphischer Moment sey die Elektrizität gewesen. Ein Mönch, Dom Gauthey, schlug im Jahr 1783 Schallleitungsröhren vor, um wichtige Nachrichten in äußerst kurzer Zeit über sehr große Strecken fortzupflanzen. Es wurden außerdem zu telegraphischen Zwecken vorgeschlagen: Flaggen, Aerostaten, Glocken, der Knall von Geschützen, Trommeln und sogar Trompeten, welche durch die Anzahl der Takte selbst und der Theile derselben gewisse Zeichen geben sollten. Professor Bergsträßer in Hanau, welcher fünf Sendungen über seine Synthematographik schrieb, worin er einen Telegraphen von Leipzig bis Hamburg in Vorschlag brachte, machte außerdem verschiedene Vorschläge und stellte viele telegraphische Versuche an; seine Erfindungen von Signalen für Armeen sind beachtenswerth. Er schlug unter Anderm vor, alle Buchstaben des Alphabets durch vier Arten von Raketen zu signalisiren.

Von allen diesen telegraphischen Projekten war keines zur Anwendung im Großen geeignet, oder es fehlte wenigstens an Lust und Beharrlichkeit, dieselben zur Ausführung zu bringen. Endlich aber trat im Jahr 1793, zur Zeit der französischen Revolution, der Ingenieur Chappe in Paris mit einem Telegraphen auf, der Alles leistete, was man von der Fernschreibekunst erwar-

ten konnte. Mit großer Einfachheit verbindet er eine weitausreichende Mannigfaltigkeit der Figuren; er läßt sich leicht behandeln, spielt mit Lebendigkeit und wirkt mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls in ungeheure Weiten. Chappe, ein Mann voll Beharrlichkeit und Eifer für die Wissenschaften, enthielt sich aller Prahlerei über seine Erfindung; er führte sie mit Beharrlichkeit aus und wurde der Erbauer des ersten, im Großen mit dem vollkommensten Erfolg angewendeten Telegraphen, welcher bis auf den heutigen Tag in seiner vollen Wirksamkeit besteht und fernerhin bestehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, März.

(Beschluß.)

Almanachs-Literatur.

Am 30sten August 1803, als am Namenstage des Monarchen, wurden den verlassenen Kranken die Thore des neuerbauten Hauses geöffnet, und in dem nämlichen Jahre schon machten viele Hunderte Gebrauch von dieser ihnen dargebotenen Wohlthat. Im obern Geschoß, in welchem die Zimmer über zehn Ellen hoch sind, befinden sich die schönen und sehr geräumigen Krankensäle; diese sind nicht zusammenhängend, wie in andern Hospitälern, sondern jeder Saal hat seinen besondern Eingang. Der Krankensäle sind sechsundzwanzig mit zweihundert-fünfzig Betten für Kranke beiderlei Geschlechts; in jedem Zimmer befinden sich, nach Verhältniß seiner Größe, nie mehr als vier bis zwölf. Doch nicht genug, daß diese große Frau für diejenigen Unglücklichen sorgte, die, schwer krank, im Hause selbst aufgenommen, gepflegt und geheilt werden, auch für minder schwere Kranke, die noch ihrem Geschäfte nachgehen können, ist hier gesorgt. Täglich findet sich eine große Menge solcher Kranken ein, welche Externe genannt werden. In der Mitte des Gebäudes selbst ist die griechisch-russische Kirche; sie ist so eingerichtet, daß in den beiden anstoßenden Krankenstuben selbst die im Bette liegenden Kranken den Gottesdienst mit anhören können. Außerdem werden den Kranken von den barmherzigen Wittwen, die zur Pflege und Wartung derselben da sind, Gebete vorgelesen. Noch befindet sich bei dieser großartigen, wahrhaft kaiserlichen Anstalt ein Leichenhaus für Scheintodte, welches vortrefflich, nach den besten Mustern des Auslandes, eingerichtet ist.

Zum Schlusse meines Berichts nun noch ein paar Worte über eine hiesige literarische Neuigkeit. In der Briefschen Buchhandlung ist in der Mitte Decembers ein deutscher Almanach unter dem Titel Biarmia erschienen. Zwar ist es nicht das erste deutsche Taschenbuch in Rußland, wie der Verleger sagt, denn in den lezten zwanzig Jahren sind sowohl hier, als in Riga und Mitau mehrere, mitunter sehr gute, erschienen; aber die äußere Schaale und sonstige Ausstattung dieser Biarmia ist in der That höchst elegant und geschmackvoll. Ueber den innern Kern hätte die Kritik nun freilich wohl Manches zu sagen, und namentlich an der Wahl der Gedichte mit Recht Allerlei zu tadeln; indeß wollen wir diesen ersten Jahrgang nicht zu streng richten, und in der Hoffnung, daß die folgenden Jahrgänge, die wir diesem lobenswerthen Unternehmen des thätigen Verlegers wünschen, die billigen Ansprüche, die man an ein so theures Buch (der Preis ist zehn Rubel und mit der Versendung zwölf Rubel) zu machen berechtigt ist, vollkommen befriedigen werden, wollen wir noch ganz kurz den Inhalt berühren. Da es dem Verleger, troz all seiner Bemühungen, für dießmal nicht gelungen ist, etwas ausgezeichnet Schönes in Hinsicht auf Kupferstiche zu erlangen, so hat er es vorgezogen, die Zeichnungen lithographiren zu lassen. Die gelungene Zeichnung der Alexandersäule — die, wie bekannt, vorigen Sommer hier auf dem Schloßplaze errichtet worden ist — als Titelkupfer, gereicht dem Ganzen zur vaterländischen Zierde. Eine zweite Zeichnung gibt eine Ansicht des romantischen Wasserfalls zu Kyro in Finnland. Ein drittes Bild stellt eine Finnin in ihrer Nationaltracht vor. Die zwei lezten Steindrücke geben eine Ansicht Adrianopels und seiner Selims-Moschee. Das Hauptstück des Inhalts ist eine historische Erzählung aus dem Anfange unsers Jahrhunderts: „Soldatentod," von M. Langenschwarz, dem Improvisator. Diese Erzählung, welche das Volksleben und die Sitten Finnlands darstellen soll, wird aber durch eine Menge dazwischen geschobener Dialogen schleppend. Höchst anziehend und unstreitig das Beste sind die „Bilder aus der Türkei," von Dr. Maximilian Heine, jüngerm Bruder des Verfassers der „Reisebilder," der während des lezten türkischen Krieges sich als Arzt bei der russischen Armee befand. Sechs Gedichte von verschiedenen Verfassern machen den Schluß des Ganzen; indeß ist diese Zugabe von unbedeutendem Werth.

Der von der hiesigen Schmitzdorffschen Buchhandlung schon für das Jahr 1832 angekündigte „russische Almanach" ist — obgleich im November v. J. eine zweite Ankündigung das Erscheinen desselben für das Jahr 1833 unfehlbar versprach — bis jezt doch noch immer nicht erschienen. Die Anzeige sagt, dieser russische Almanach werde nichts enthalten, als was sich unmittelbar auf Rußland und auf die mit ihm vereinigten Provinzen bezieht. Jeder Almanach wird mit sechs Kupfertafeln geziert seyn, zu deren Vervollkommnung Alles angewendet werden soll, was dazu beitragen kann, sie ausländischen Kunstwerken dieser Art gleichzustellen. Nicht nur einige der ausgezeichnetsten russischen Schriftsteller, sondern auch die vorzüglichsten hier lebenden deutschen Literatoren haben sich zu Mitarbeitern erboten. (?) Darnach läßt sich nun mit Recht erwarten, daß dieser Almanach wirklich viel Interessantes und nur Gediegenes enthalten wird; doch das muß erst die Zukunft lehren; der Preis ist zwölf Rubel, und das ist viel Geld. Ein schlimmes Zeichen dürfte es aber leicht seyn, daß einer der Hauptmitarbeiter, von denen übrigens nur zwei namhaft gemacht sind, K. Massalsky, einer unserer vorzüglichsten russischen Literatoren, sich gleich Anfangs von diesem Unternehmen zurückgezogen hat. — In Riga soll unter dem Titel: „Belletristischer Spiegel," redigirt von Fritz Wolff, Cand. Philol. et Philos., eine Wochenschrift erscheinen, deren Ankündigung folgendermaßen beginnt: „Ein unbefangener, scharfer, vorurtheilsfreier, ungetrübter Blick in die geistigen Bedürfnisse der Zeit, welcher — gestärkt durch Erfahrung jeglicher Art, für alles Edle und Erhabene rein und lauter flammend — sicher und klar das wilde und wirre Getreibe am literarischen Himmel wahrnahm, und eben so hell und sicher dem Gefühl und Verstande des Wahrgenommenen zuführte, bestimmt mich zu der Herausgabe einer, dem Geiste der Zeit entsprechenden Schrift." — Was sagen Sie dazu?

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. April 1833.

Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um in's Unendliche zu schaun.

Goethe.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsetzung.)

Chappe litt unter Robespierres Diktatur viel durch Verläumdung und Mißgunst. Von vielen Seiten suchte man ihm die Ehre seiner Erfindung streitig zu machen, indem man andere vor ihm lebende Männer, Hook, Amontons u. s. w. für die wahren Erfinder des Telegraphen ausschrie, von denen er seine Idee geborgt habe. Unter anderem will Professor Böckmann in Linguets räthselhaftem Projekte Chappes Telegraphen entdeckt haben. Der Kummer über diese Kränkungen machte den ehrgeizigen Mann gemüthskrank, und er brachte sich selbst ums Leben. Seine Erfindung sichert ihm aber ein bleibendes Andenken. Denn Erfinder von Telegraphen gab es, wie wir gesehen, vor Chappe gar viele, aber noch war kein Erfinder eines **brauchbaren** Telegraphen aufgetreten. Wenn auch der Hook'sche oder Amonton'sche Telegraph einige Aehnlichkeit mit dem seinigen haben sollten, so kann dieß doch nur von der Idee im Allgemeinen, nicht von dem sinnreichen und doch einfachen Mechanismus der Signale gelten.

Den ersten Versuch machte Chappe im März 1791 im Departement der Sarthe. Im Jahr 1792 theilte er die Beschreibung seines Telegraphen dem Nationalkonvent mit, welcher sofort am 25ten Juli 1793 auf La Kanals Bericht die Errichtung von Telegraphenlinien dekretirte, wobei dem Erfinder selbst als Ingenieur-Telegraphe die ganze Direktion der Anstalt übergeben wurde. Die erste Linie wurde zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 französischen Meilen, angelegt, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Die erste Station ward auf dem Louvre, nicht weit vom Versammlungssaale des Convents angelegt, die zweite auf dem Montmartre u. s. w. Das erste Ereigniß, welches auf diesem neuen Wege gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Ein Augenzeuge meldet darüber folgendes: Der Convent hielt gerade Sitzung, als Chappe, Direktor des Pariser Telegraphen, demselben schrieb, sein Korrespondent in Lille habe ihm gemeldet, Condé sey wieder in den Händen der Republik und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Sogleich faßte der Convent das Dekret ab, daß Condé von nun an **Nordlibre** heißen solle, und sandte es Chappe zur weitern Beförderung zu. Nun begann die Maschine vor den Augen einer Menge von Zuschauern zu schreiben und war in wenigen Minuten mit der Signalisirung des Dekrets fertig. Noch in derselben Sitzung, kaum nach Verfluß von fünfviertel Stunden, meldete Chappe dem Convent, das Dekret sey zu Lille

empfangen und bereits durch einen Kurier nach Nordlibre geschickt worden.

Seitdem wurden die Telegraphen nach verschiedenen Richtungen hin vervielfältigt. Wir geben einige Notizen über die Schnelligkeit der Mittheilung durch diese Maschine: 22 Telegraphen bringen eine Nachricht von Lille nach Paris, auf einem Weg von 60 Lieues, innerhalb 2 Minuten; von Calais, 60 L., 27 Telegraphen in 3 Minuten 3 Sekunden; von Straßburg 120 L., 46 Telegraphen innerhalb 5 Minuten 52 Sekunden; 80 Telegraphen von Brest, eine Strecke von 150 L. in 10 Minuten; von Toulon, 207 L., erhält Paris Nachricht in 13 Minuten 15 Sekunden. Ein von Paris nach Brest telegraphirter Befehl traf dort nach wenigen Minuten ein, und schon am andern Morgen ging diesem zu Folge eine Flotte unter Segel. Die schnellste bisher bekannte Korrespondenz fand bei der englischen Telegraphenlinie zwischen Liverpool und Holyhead statt, auf einer Strecke von 156 englischen oder 39 deutschen Meilen; Liverpool erhielt nämlich Antwort in 35 Sekunden.

Nimmt man die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel zu 1800 Fuß in einer Sekunde an, so legt sie in einer Stunde 6,840,000 Fuß zurück. Dieß sind, die Stunde zu 12,000 Fuß gerechnet, 540 Stunden, oder 405 Lieues. Der Telegraph legt 150 Lieues in 10 Minuten zurück; zu 405 Lieues oder 540 Stunden würde er demnach nur 27 Minuten nöthig haben, während eine Kanonenkugel diese Strecke erst in 60 Minuten durchfliegt. Die Geschwindigkeit des Telegraphen ist daher mehr denn noch einmal so groß, als die der Kanonenkugel. Der Schall legt 1038 bis 1042 Fuß in einer Sekunde zurück; nach der erstern Annahme würde er in einer Stunde sich 311 Stunden weit fortpflanzen. Zu dieser Strecke braucht der Telegraph nur 15 Minuten; folglich ist seine Geschwindigkeit viermal größer, als die des Schalls. Um diese außerordentliche Geschwindigkeit begreiflich zu machen, muß man bemerken, daß das erste Zeichen sogleich von der zweiten, dritten und sofort von allen Stationen nachgemacht wird, so daß, wenn die Depeche z. B. in Paris kaum zur Hälfte signalisirt ist, die ersten Zeichen schon in Lille angekommen sind. Die so eben angeführte Geschwindigkeit gilt also blos von einem einzelnen Buchstaben des telegraphischen Alphabets oder einer einzelnen Chiffer. Die wahre Geschwindigkeit, womit eine Nachricht fortgepflanzt wird, erhält man demnach, wenn man zu der Zeit, welche das einzelne Zeichen erfordert, die Zeit addirt, welche erforderlich ist, die ganze Depesche zu telegraphiren.

Wir gehen nun zur Beschreibung der Einrichtung des französischen Telegraphen über. Da derselbe, sowohl von Seiten der Vorrichtung als der Wirksamkeit betrachtet, so viel Vorzügliches hatte, daß an ihm nur wenige Verbesserungen und Vereinfachungen angebracht werden konnten, so beschreiben wir ihn so, wie er gleich nach seiner Einführung beschaffen war. Die mechanische Einrichtung der Chappe'schen Fernschreibemaschine ist folgende: Aus dem Dache des als Telegraphenstation errichteten oder benützten Gebäudes ragt eine vertikale eiserne Stange, in einer Höhe von 12 Fuß über den Giebel heraus, auf welcher sich ein eiserner Wagbalken von 9 Fuß Länge und 9 Zoll Breite in einer Vertikalfläche um eine Axe dreht. An beiden Enden dieses Wagbalkens sind zwei kleinere Balken oder Flügel von derselben Breite, aber nur von der halben Länge des Hauptflügels angebracht, welche sich in derselben Fläche nach allen möglichen Richtungen drehen lassen. Sowohl der Hauptflügel, als die Nebenflügel sind mit einer Farbe bemalt, die sich nach dem Hintergrund richtet, wie er sich dem Beobachter darstellt. Durch das Spiel dieser wenigen beweglichen Theile läßt sich eine Mannigfaltigkeit von Figuren darstellen, die in den Regeln der Kombination ihre Erklärung findet. Wenn die Maschine ruht, so sind die Nebenflügel eingeschlagen und liegen platt auf dem horizontalen Hauptflügel. Der Telegraph bildet alsdann die Gestalt eines T. Wenn aber die Maschine schreibt, so kommt in diese Seitenflügel ein Leben und eine Thätigkeit, die für den Zuschauer, welcher dieß Schauspiel zum erstenmal sieht, um so ergötzlicher ist, als alles von unsichtbaren Händen geleitet wird. Sie strecken sich alsdann bald nach dieser, bald nach jener Richtung aus; jezt hängen beide herab, dann schwingen sie sich empor und stehen senkrecht auf dem Hauptflügel; bald hängt ein Flügel herab, während der andere in die Höhe steht, wodurch die Gestalt eines N entsteht; bald strecken sie sich wieder in eine Linie mit dem Wagbalken u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit lebte auch ein gigantischer Wassersalamander, dessen verstümmeltes Gerippe längere Zeit für das eines antediluvianischen Menschen gehalten wurde. Schon längere Zeit hatte sich der berühmte deutsche Physikus Scheuchzer, dessen zahlreiche Schriften zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienen sind, nach einem Ueberreste jenes verfluchten Geschlechts umgesehen, das Gott in der Sündfluth vernichtet, und als ihm jener Umriß des Wassersalamanders auf einem Oeninger Kalkschiefer zu Gesicht kam, zweifelte er entzückt keinen Augenblick, daß sein Wunsch Erhörung gefunden habe; den Kieferrand des plattgedrückten Reptils sah er für den Umriß des menschlichen Kopfes an und mit den Details der,

in diesem Fall überdieß sehr undeutlichen Knochen nahm man es damals noch nicht so genau. Dieser homo diluvii testis Scheuchzers, ist der schlagendste Beweis dafür, daß im Laufe des verflossenen Jahrhunderts mehr als ein unterirdisches Amerika entdeckt worden ist.

Unter dem Jurakalk, in welchem die Klasse der Reptilien erst ihre volle Ausbildung erreicht zu haben scheint, liegt der sogenannte Alpenkalk, und in diesem sind die Reptilien noch ungleich seltener. Die auffallendsten der in demselben vorkommenden Thiere sind eine Meerschildkröte mit einem Panzer, der acht Fuß im Durchmesser haben mochte, und eine große Eidechse mit sehr spitzer Schnautze. Die ersten Spuren der Reptilien treten aber in dem unter dem Alpenkalk gelagerten Kupferschiefer auf, und hier sind wir also am ersten Strande angelangt, an welchem etwas Lebendiges kroch. Jenseits stoßen wir zwar in den Steinkohlenlagern auf Spuren davon, daß bereits trockener Boden vorhanden war; aber nichts beweist, daß unter den Palmen und riesigen Farren jener Zeit schon Thiere die atmosphärische Luft athmeten. Nur Bewohner der Wasserwüste, Zoophyten, Mollusken, ziehen sich hinab in den Erdschichten, sogar bis in das sogenannte Uebergangsgebirge.

Blicken wir die Bahn, die wir durchlaufen haben, von dieser Urzeit der Erde zurück bis zu der jetzigen Welt, so sehen wir, was höhere Thiere betrifft, die ersten trockenen Länderstrecken mit Massen eierlegender, vierfüßiger Ungeheuer bevölkert; wir sehen allmählig unter ihnen Säugethiere auftreten, und im Maaße, als sich die Geschlechter derselben mehren, die Geschlechter jener Reptilien zurücktreten, bis sich endlich das heutige Verhältniß zwischen beiden Klassen herstellt. So beschränkt bis jezt noch unsere Beobachtungen seyn mögen, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die künftige Geologie diesen Satz im Allgemeinen modifizirt. Aber darüber vermag die heutige Erdkunde noch so gut als keinen Aufschluß zu geben, ob die Erdrevolutionen die jedesmalige Thierschöpfung völlig ausgerottet haben, oder ob jedesmal Geschlechter einer frühern Schöpfung, und welche in eine spätere übergreifen, endlich wann das Geschöpf aufgetreten ist, das sich über alle Thiere in der Wirklichkeit sehr hoch und vielleicht in der Einbildung noch mehr erhebt.

Wir haben in der bisherigen Darstellung die Frage, ob es wirklich fossile Menschenknochen gebe, und zwar unter Verhältnissen, welche auf ein weit früheres Erscheinen unsers Geschlechts auf Erden hinweisen, als man gewöhnlich annimmt, absichtlich aus dem Spiel gelassen. Je eifriger man in früherer Zeit antediluvianische Menschenknochen aufsuchte, und je voreiliger man, bei der noch mangelhaften Ausbildung der vergleichenden Anatomie, Thierknochen dafür erklärte, desto vorsichtiger ist man in neuerer Zeit geworden; ja man geht oft wohl im Mißtrauen zu weit, und es ist zuweilen, als scheute man sich vor jedem Lichtstrahl, der die schwarze Nacht der Urzeit der Menschengeschichte auf Augenblicke erhellt. Es scheint nach den neuesten Beobachtungen kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß im Boden von Europa hie und da im ältern aufgeschwemmten Land neben Thierknochen auch Menschenknochen gefunden werden. Vorzüglich berühmt sind in dieser Hinsicht die Höhlen von Pondres und Sauvignarques, in welchen unzweifelhaft menschliche Gebeine mit Resten von sehr rohem Töpfergeschirr neben Knochen von Hyänen, Hirschen und Aurochsen liegen. Wir versparen einige Betrachtungen über das Verhältniß der Revolutionen der Erdrinde zum Menschengeschlecht und seiner Geschichte auf einen zweiten Artikel.

(Schluß des ersten Artikels.)

Neuere Volkslieder der Spanier.

Wer auf Verdienste zählet,
Vertrauet schlecht,
Denn Liebe übt nur Gnade,
Und kennt kein Recht.

*

Es ist ein eigener Prozeß,
Den Liebe führt,
Da man durch Blick und Gegenblick
Ihn schon verliert.

*

Ich fühle meine Brust
So stark beklemmt,
Daß sich der Athem schon
Zum Seufzen hemmt.

*

Ich trag' in meiner Tasche
Gerieb'nes Salz beständig,
Zum schnellen Nießbrauch, fänd' ich
Einmal dich abgeschmackt.

*

In Galenus ist zu lesen:
Jenem, der aus Lieb' erkrankt,
Geb' man das, was er verlangt,
Dann wird sicher er genesen.

*

Adam und Eva waren
Für's Glück beschieden,
Denn keine Schwiegereltern
Trübten den Frieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Der Prater am Ostermontag.

Mein lebenvolles Wien, was hast du verschuldet, daß dir so lange kein Morgen im Morgenblatte tagte, kein Blättchen in jenem Blatte gewidmet wurde, das du doch mit so großer Vorliebe liesst! Muß ich, der Ausländer, das Stillschweigen brechen? Findet sich denn kein Wiener Schriftsteller, der deiner in Korrespondenz-Nachrichten gedenken möchte? Nun, so sey es; wenigstens so lange ich hier verweilen kann, will ich referiren, bis mich ein Eingeborner oder ein Eingebürgerter ablöst. Wo soll ich aber beginnen nach so langem Stillstand? Soll ich erzählen, was ich diesen Winter gehört und gesehen? Ich würde die Morgen- zur Nachtzeitung machen und dennoch nicht zu Ende kommen; ich würde statt eines Briefes ein Buch schreiben müssen, und in diesem Buche selbst den reichhaltigen Stoff nur karg behandeln können. Ich will mit dem Frühling anfangen; ich will, wie die Lerche, ein Bote des neuen Lebens, ein Bote der Neuigkeiten werden; ich will im Fluge berühren, was ich erlebt und empfunden; wer mir nicht nachfliegen will, gönne mir meine Streifereien; komme ich doch Niemanden ins Gehege. Am Ostermontage ist ganz Wien auf den Beinen. Der Prater scheint sein Geburtsfest zu feiern. Man sagte mir, daß an diesem Tage gewöhnlich an 3000 Equipagen durch die Jägerzeile, die schönste Straße Wiens, nach dem Prater rollen; heuer mögen es wohl mehr gewesen seyn. Ich habe mehrere Jahre hindurch die Promenaden nach Longchamps mitgemacht; Paris zählt diese bekanntlich unter seine Volksfeste, und sie sind weltberühmt. Warum sind es die Wiener weniger? sind sie nicht schöner, als die Pariser? In Paris sieht man unter 3000 Equipagen 2500 Kabriolets mit einem, oft recht erbärmlichen Pferde. Hier sieht man höchstens 3 — 4 Kabriolets mit einem Pferde; alle haben zwei Pferde und die meisten sind von zwei Jokeys begleitet, die auf herrlichen Engländern die Arrieregarde bilden. Der Reichthum, welcher sich hier zeigt, ist unglaublich, die Eleganz der Equipagen und Livreen feenartig, die Pracht, mit welcher der Hof und die Fürsten und Magnaten diesen Zug verherrlichen, grenzenlos; ich zählte achtzehn Wagen, die alle dem Fürsten Lichtenstein gehören; Prinz Koburg, Botschafter Tatischeff, Fürst Schwarzenberg, Fürst Bathiany ꝛc. fuhren mit Sechsen; alle Wagen neu, alle Livreen neu. Es gehört zum Ton der Reichen, am Ostermontage in ganz neuen Equipagen mit großer Dienerschaft in ganz neuen Livreen in den Prater zu kutschiren. Der Zug geht sehr langsam, und es ist unmöglich, schnell zu fahren. Schon am Stephansplatze, mitten in der Stadt, stocken die Wagen, und der Weg bis zum Lusthause ist eine deutsche Meile lang. In zwei unabsehbaren Zeilen fährt man dahin. Am Rondeau kehren die meisten um und beginnen sodann die Promenade beim Eingang des Praters noch einmal. Das Gedränge war heuer so groß, daß mehrere Wagen den Weg von einer starken Viertelstunde, vom Burgplatze bis zum Rondeau, kaum in drei Stunden zurücklegen konnten. Der Luxus der Spaziergänger ist eben so groß. Man schätzte ihre Anzahl an dem genannten Tage auf 60,000; darunter kein Bettler, kein Dürftiger; Männer und Frauen im schönsten Putze. Wer Lust hat, zu berechnen, was der Luxus in Wien abwerfen kann, betrachte eine solche Promenade. Für Hüte und Hauben der Frauen — wir wollen nur 30,000 Stück annehmen und einen solchen Kopfputz nur zu 5 fl. (in ganz Wien ist kein solcher um diesen Preis zu haben) — verzehrt der Ostermontag 100,000 Thaler. Der Maßstab ist gegeben; die übrige Berechnung wird nicht schwer werden. Ich sah den Kaiser, einfach wie er ist, mit nichts geschmückt, als mit der Liebe seines Volks. Er sieht sein Glück aus jedem Auge widerstrahlen. Auch er kann den Weg nur äußerst langsam zurücklegen, und wer fährt vor ihm? ein Weinhändler; der Kaiser wünscht nicht, daß die Ordnung seinetwegen gestört werde. Die Wagen stocken plötzlich. Der Kaiser weilt eine volle Viertelstunde an einer Stelle. Das Volk drängt sich an den Wagen, der Unbedeutendste grüßt ihn, der Kaiser dankt dem Unbedeutendsten, und Jeder spricht: „Ich habe den Kaiser gesehen; das war ein schöner Tag!“

Aber nicht nur der Prater gewährt am Ostermontage einen so glänzenden Zusammenfluß von Menschen und Equipagen, die übrigen nahen Belustigungsorte sind nicht minder besucht. Die breite Straße nach Schönbrunn, Hietzing, Baumgarten und Hüttelsdorf ist überfüllt mit lebensfrohen Wienern. Wenn der kaiserliche Hof nicht in Schönbrunn weilt, so haben beinahe nur Gesellschaftwagen diese Tour zu machen. Die Anzahl dieser Gesellschaftswagen ist sehr bedeutend; es rollen wohl an 500, jeder mit 12 — 20 Menschen bepackt, hin und her. Außerdem hat Wien an 1000 Fiaker. Diese leztern finden in der Welt nicht ihres Gleichen; die Schönheit ihrer Wagen übertrifft die mancher Privatkarrossen. Meistens sind sie von Innen mit Seide oder Kasemir verziert und haben zwischen den beiden Fenstern, hinter dem Kutschbocke, einen Spiegel, zuweilen auch eine Uhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 95:

Greis. Reis. Eis.

Räthsel.

Monaden sind mir gnug
  Zu Schöpfungen vorhanden,
Aus mir ist Leben, Tod,
  Geburt und Grab entstanden,
Und Sonne, Mond und Stern
  Halt' ich in meinen Banden.

Mir ist nur Kinderspiel
  Die schwerste Zauberei,
Vielfältig bin ich zwar,
  Doch bin ich Eins und Drei;
Ich mache, was ihr wollt,
  Ob's auch unmöglich sey.

Die Welt — sie ward aus Nichts;
  Ich schaffe Nichts und Welten,
Ja, Himmel, Teufel, Höll'
  Und Niemand kann mich schelten;
Ihr laßt mich Alle wohl
  Als Schöpfenmeister gelten.

Der Mensch hat mich gehört,
  Lang eh' er mich gesehn,
Gesehn, eh' auf Metall
  Ich lernte fester stehn;
Dort muß von vielem Druck
  Ich bald zu Grunde gehn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. April 1833.

Volk und Poeten abgeschmackt!
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall, ein Sinnentanz!

Goethe.

Vom Rückfall Frankreichs in die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

Schon öfters haben unsere Korrespondenten den merkwürdigen, aber trostlosen Zustand zu schildern gesucht, in dem sich gegenwärtig in Frankreich die Literatur und die Kunst, ja der ganze gesellschaftliche Zustand befinden, und der die jetzige Zeit als eine Uebergangsperiode bezeichnet. Auch Franzosen haben wir in diesen Blättern den Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten sehen. Es hat sich gezeigt, daß die Lobpreiser der alten Zeit, wie die stürmischen Heilande einer neuen Aera, zwar über die Ursachen des Uebels und die Heilmittel sehr getheilt, über das Bestehen des Siechthums aber desto einiger sind. Hören wir heute einen geistreichen Widersacher der Doktrinärs, einen Feind des sinnigen Deutschthums und jener Philosophie, welche namentlich Cousin, als Rückfracht für die ausgeführten Modeartikel, in Frankreich einbringen möchte. Unsere Eleganten beiderlei Geschlechts erhalten damit zugleich einen Beitrag zu der Philosophie der gegenwärtigen Moden.

* * *

Man kann gegenwärtig in unserer Kunst- und Literaturwelt einen Gang durch das achtzehnte Jahrhundert machen, wie sich der Alterthümler durch die erstorbene Pracht von Herkulanum und Pompeji ergeht. Ueberall begegnet er den Gesichtern, den Formen, dem Kolorit jener Zeit. Jene Schönheiten berüchtigten Angedenkens werden uns sammt und sonders mit allen ihren Reizen beschrieben; man zählt uns ihre gesammten Liebhaber an den Fingern her und verfolgt ihre Laufbahn von der ersten Vorstellung in den großen Appartements bis zu ihrem Austreten bei den nächtlichen Feten, vom Austritt der Dame aus dem Kloster bis dahin, wo sie der Liebe und der Schminke nothgedrungen Valet sagte. Eben so genau kennen wir die Männer, und jedes ihrer Witzworte, alle ihre schmutzigen Intriken sind uns sorgfältig aufbehalten worden. Man weiß ganz genau, welche Stickerei dieser oder jener Hofling gewöhnlich trug, in welcher Straße er seine Petite-maison hatte und wann er sich wegen dieser oder jener Tänzerin ruinirte. Wir wissen, wie der Sopha einer Dubarry und die Portechaise der Frau von Pompadour aussah. Man hat die Romane, welche man damals verstohlen las, geistreich und alles Ernstes zu unserer Belehrung analysirt und commentirt; kurz, kein Zeitalter ist je mit so viel Eifer und Vorliebe bis auf's Kleinste hinaus durchstöbert und geschildert worden als jenes, und Literatur und Kunst haben sich und damit uns durch alle Winkel jener Senkgrube geschleppt.

Ein böses, sehr böses Zeichen sind solche Studien. Die Verirrungen der Kunst sind keineswegs erst Folgen

des Verfalls der Sitten; nein, jene gehen fast immer diesem voran; sey es nun, daß der Einfluß der Kunst auf ein Zeitalter wirklich ein so mächtiger ist, sey es, daß die fein organisirten Künstler schon beim ersten Schritte die ganze Richtung der Zeit wittern, gleichviel, die Erfahrung bestätigt jenen Satz. So kam geraume Zeit vor dem Ende von Ludwigs XVI. Regierung, ziemlich lange bevor die politische Philosophie, die Triebfeder der französischen Revolution, aus dem alten Gebäude der Monarchie auch nur einen Stein gesprengt hatte, unter Vien's Auspizien in den zeichnenden Künsten die, allerdings etwas weichliche, Nachahmung des griechischen und römischen Styls auf. Man fing damals an, sich in den Folianten der Alterthumsforscher über die altetrurische Kunst zu belehren, man warf das Papillotenwesen und die geschnörkelten Formen der Zeit bei Seite und versuchte es mit dem ernsten, reinen korinthischen oder athenienssischen Geschmack. Auch die Literatur erlitt eine analoge Metamorphose, oder sie verfolgte vielmehr nur ihrerseits die Richtung, die sie der Plastik und Malerei gegeben. Sie wurde beinahe ernst und züchtig, und man schwang sich jezt nicht mehr durch eine geistreiche Liederlichkeit zum Helden des Tages und durch ein frivoles Buch zum Modeschriftsteller auf. So war denn die Monarchie, wie sie der Lauf der Zeit, oder wie sie sich selbst gemacht hatte, mit ihren eiteln, leichtsinnigen Formen, zur Zeit, als sie wirklich zusammenstürzte, in den denkenden Köpfen bereits abgestorben. Ihre einzigen Repräsentanten waren damals noch die Höflinge und eine windige Jugend, unfähig, die Veränderungen, welche um sie her vorgingen, zu würdigen, auch nur zu beobachten.

Nachdem im Sturme der schrecklichen Revolution der lezte Fetzen des alten Regime verweht war, und kurze Zeit, bevor die Greuel dieser Zeit ihre höchste Höhe erreichten, herrschte im Studium des Antiken ein Geschmack, der noch strenger war als die Grundsätze des Convents, und die Schriftsteller handelten noch unnachsichtlicher als die Gesetzgeber. Nicht mehr von Athen und von Rom nach Korinths Eroberung, nicht mehr von Phidias und Alcamenes borgten die Künstler aller Art ihre Muster; man ging hinauf bis zu den Osken und Sabinern, zu dem Mantel, den Cincinnatus über den Pflug hing, zu den rohen Ornamenten am Tempel des alten Jupiter Stator; und eben als die lezte Phase des Terrorismus eintreten sollte, brach in der Republik der Künste diese neue Revolution aus. Davids Grundsätze und Geschmack galten jezt für weichlich, eines freien Volkes unwürdig, und nicht viel fehlte, so schrie man sie für monarchisch aus. Sein Pinsel sollte nicht streng genug seyn, und um ein Kleines wären diese Kunstjakobiner mit ihrem Meister umgegangen, wie die im Convent mit Danton und Camille Desmoulins.

Ihr meint, derlei Betrachtungen wollen nicht viel heißen? Wißt ihr aber, daß zwei volle Jahre, bevor ein Mensch an einen Imperator dachte, Augusts und Marc Aurels Tugenden in allen Büchern, auf allen Theatern besungen wurden? Bereits trug der Rath der Alten das Peplum des kaiserlichen Senats, man warf den simpeln Homer bei Seite und hielt sich in der Nachahmung an den schwülstigen Virgil, und bald war in unsern Häusern nichts als Geräthe zu sehen, wozu die Muster von den prunkenden Monumenten der Neronen entlehnt waren. Seht die Palläste, die Triumphbogen, die Siegessäulen der Napoleonschen Zeit an; noch ein paar Jahre, und Paris wurde zum Rom der Cäsarn. Freilich, damals gab es keine Opposition in der Kunst; wie Alles, stand auch sie unter dem eisernen Szepter, und an eine Reaktion war nicht zu denken. Der Maler, der das Mittelalter oder die zierlichen Gebilde aus der Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften mit Liebe studirt hatte, versteckte seine Skizzen und kopirte schweigend Davids Römer. Alles blieb, wie es war, bis zum Sturze dieser Regierung, den kein Mensch vorausgesehen hatte; so feine Nasen die Maler wie die Poeten und Philosophen haben, den Frost von 1812 und den Brand von Moskau konnten sie nimmermehr wittern.

Die Richtung, welche die Restauration nehmen sollte, wurde erst dann augenfällig, als man bemerkte, mit welchem Feuer Poeten und Zeichner sich an das Studium des frommen Mittelalters machten. Wie bei Allem, so waren auch hier pfiffige Köpfe, welche planmäßig handelten, unter der Schaar derjenigen, welche willenlos dem Zuge folgten. Während die unschuldigen, leichtgläubigen Seelen, die sogenannten Künstlergemüther, allen Eindrücken offen, sich ob der Skulptur, dem Kostüm, dem Kolorit des dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderts entzückten, berechnete ein Häufchen philosophischer Spekulanten in seinem Schlupfwinkel, was sich Alles mit dieser Begeisterung ausrichten lasse, wenn man ihr eine ersprießliche Richtung zu geben wisse. Die Kunst mußte versinnlichen, welche Wunderwerke der Glaube, das religiöse Gefühl einer frühern Zeit gewirkt; wurden alle poetischen Gemüther für diese Idee gewonnen, so hatte man, meinten sie, bald eine Fluth von Schriften, welche jene abgenüzten, zum Ekel commentirten Bücher wegschwemmte, in denen sich die störrige Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts barg. Die meisten dieser Philosophen, die aus denselben Motiven, welche die Neuplatoniker am Sturze des Polytheismus arbeiten ließ, die Religion wieder herstellen wollten, waren eifrige Royalisten; einige aber nisteten sich in der liberalen Parthei ein, um sie desto sicherer zu untergraben. Einer von ihnen (Cousin), der durchtriebenste von Allen, ging in der Mummerei am weitesten und stellte sich frech genug sogar unter die Fahne

des Carbonarismus, der Parthei, welche es sich zur Aufgabe machte, die revolutionären Grundsätze von 1789 in ihrer Reinheit wieder ins Leben zu rufen. Da zog er nun vor den guten jungen Leuten, welche bei der Napoleonschen Erziehungsmethode so ziemlich Ignoranten geblieben waren, gegen Cabanis Grundsätze und die ganze sensualistische Schule los, und spiegelte ihnen dafür, als seine eigenen Erfindungen, die germanischen philosophischen Nebelgestalten vor, mit denen sich damals Deutschland für den Mangel an politischer Freiheit schadlos hielt. Man hörte den unverschämten Plünderer fremden Gutes an, man bewunderte ihn. Plato, den gefällige, seither für ihre Mühe gar schlecht belohnte Freunde für ihn übersezten, um ihren Apostel in Kredit zu bringen, Plato war in ihm in eigener Person wiedererstanden! Fort mit Cabanis, Condillac, Voltaire! Nur bei Plato war Freiheit und die himmlische Manna!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsetzung.)

In jeder dieser Stellungen ruht die Maschine einen Augenblick, doch nur so lange, daß für den Beobachter keine Verwirrung entsteht. Alle diese Richtungen der Seitenflügel beschränken sich aber auf Winkel von 45, 90, 135, 180, 225, 270 und 315 Graden, d. h. sie spielen von 45 zu 45, oder auch wohl nur von 90 zu 90 Graden. Mit erstern 7 verschiedenen Winkeln können die zwei Seitenflügel, wie sich aus den Regeln der Kombination ergibt, 63 verschiedene Figuren bilden. Da aber der Hauptbalken selbst 4 verschiedene Hauptlagen, nämlich eine horizontale, eine vertikale und zwei diagonale annimmt, so muß man die Zahl 63 noch mit 4 multipliciren, und hiezu noch die 4 Stellungen des Hauptflügels, wo keiner von den Seitenarmen spielt, addiren, um alle auf diese Weise möglichen Figuren zu erhalten, nämlich 256. Von diesen Figuren kann man nun die für das telegraphische Alphabet geeignetsten auswählen. Läßt man die Nebenarme von 90 zu 90 Grad spielen, so erhält man 100 sehr deutlich verschiedene Zeichen, eine mehr als hinlängliche Anzahl für das gewöhnliche Alphabet. Es werden überdieß beim Signalisiren viele Abkürzungen angebracht; ein einziges oder nur wenige Zeichen vertreten oft die Stelle eines ganzen Begriffs, und die Depechen werden auf diese Weise möglichst vereinfacht. Die Absonderungszeichen, außer dem Fragezeichen, sind überflüssig.

Der Mechanismus, welcher den Flügeln ihre Bewegung und ihre verschiedenen Stellungen gibt, ist höchst einfach. Von den drei Flügeln laufen Schnüre in das Kabinet hinab und stehen hier mit einigen Rädern und Walzen in Verbindung, durch deren verschiedenartige Umdrehung die Flügel des Telegraphen gelenkt werden. Seitwärts steht, wie versichert wird, das Modell eines kleinen Telegraphen, welches mit dem Räderwerk in Verbindung steht und alle Bewegungen und Stellungen der großen Maschine genau und pünktlich wiederholt, so daß der Mann, welcher das Räderwerk regiert, ohne den großen Telegraphen zu sehen, die Richtigkeit der Stellungen desselben an dem kleinen Telegraphen abnehmen kann. Ob diese Vorrichtung indessen nicht einer einfachern Platz gemacht hat, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. In dem unter dem Telegraphen befindlichen Kabinet sind zwei gute Teleskope in die Mauer befestigt, von denen das eine nach dem zu beobachtenden Telegraphen, das andere nach demjenigen, wohin die Mittheilung gemacht werden soll, gerichtet ist. Nur zwei oder drei Männer sind unmittelbar während der Korrespondenz beschäftigt, müssen aber natürlich von andern abgelöst werden; einer späht durch die Fernröhre, der andere läßt die Maschine spielen und ein dritter schreibt die empfangenen Signale nieder, indem er sie in die gewöhnliche Buchstabenschrift überträgt. Der Späher ruft jedes Zeichen, welches er den mit seiner Warte korrespondirenden Nachbar machen sieht, dem bei der Maschine Angestellten zu; dieser ahmt es sogleich nach. Unmittelbar darauf sieht ersterer durch das andere Fernrohr nach dem folgenden Telegraphen, ob er das Signal richtig kopirt. Für Nachrichten, welche geheim bleiben sollen, gibt es besondere Chiffern, wozu nur die an beiden Endstationen der Linie angestellten Direktoren den Schlüssel haben. Die in den mittlern Stationen sitzenden Fernschreiber machen alsdann diese Zeichen mechanisch nach, ohne ihre Bedeutung zu kennen. In diesem Fall ist die so eben erwähnte dritte Person überflüssig.

Die Entfernung der Stationen von einander richtet sich nach der Weite, in welcher ein gutes Fernrohr das Spiel des Telegraphen noch deutlich darstellt. Diese Weite beträgt sechs bis acht Stunden. Allein diese Entfernung muß oft wegen Unebenheiten der Erdfläche, welche die Gesichtslinie der Telegraphen unterbrechen würden, abgekürzt werden. Ueber einen Berg kann die Telegraphenroute nur durch Anlegung eines Telegraphen auf der obersten Bergspitze geleitet werden. Aus diesem Grunde mußte man in der Telegraphenlinie zwischen Paris und Lille die zweite Station schon auf dem Montmartre, nur eine Stunde vom Pariser Telegraphen entfernt, anlegen. Alle Telegraphenwarten haben wo möglich eine solche Lage, daß sowohl für den diesseitigen, als jenseitigen Beobachter die figurirende Maschine über den dunkeln Horizont hervorragt. Nebel und Regen sind zufällige

Hindernisse, welche den Gebrauch des Telegraphen beschränken und auf welche die telegraphische Anstalt allerdings immer gefaßt seyn muß.

Um von der Korrespondenz auf diesem Wege einen Begriff zu geben, theilen wir folgende Notiz mit, welche von einem Augenzeugen herrührt. Zuerst gab der Maschinenwärter der nächsten Station das Zeichen, daß eine Depesche fortzuschicken sey, um alle andern darauf aufmerksam zu machen. Nach wenigen Augenblicken kam die Nachricht zurück, der Aufseher der fünften Station sey nicht auf seinem Posten. Sogleich wurde signalisirt, daß man diese Nachricht erhalten habe. Als endlich durch ein Zeichen die Nachricht ankam, daß alle Beamten auf ihrem Posten seyen, begann die Signalisirung der Depesche; indessen war freilich beinahe eine halbe Stunde verflossen. Eine solche Verzögerung durch Nachlässigkeit der Stationsdiener kommt aber selten vor.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Pfanner. Tivoli. Alexander. Bindocci.

Die Wiener Fiaker stehen im Rufe der Pfiffigkeit und eines gutmüthigen Humors; den Fremden pflegen sie aber im Preise ein wenig über's Ohr zu hauen. Dagegen gibt es indessen ein Mittel; ein einziges Wort treibt sie zu Paaren, und dieses Wort heißt: „Pfanner," der Name des Wiener Polizeikommissärs, welcher über die Fiaker zu wachen hat, daß sie stets hübsch Ordnung halten. Droht man ihnen mit Pfanner, da werden sie so geschmeidig und billig, und fordern nur so viel, als zu fordern erlaubt ist. Dieser Kommissär ist ein rechtlicher Mann, artig, zuvorkommend gegen Fremde, billig und aufmerksam gegen Einheimische, bei allen Funktionen der rechte Mann, fast immer in seinem Dienste zu Pferde und allenthalben. Kein Volksfest geht vor ohne ihn; er ordnet die großen Touren in den Prater, inspicirt das Wettlaufen der herrschaftlichen Läufer, stellt sich an die Spitze der weltberühmten Wiener Prozessionen, und gibt's einmal eine Exekution, Pfanner wacht darüber, daß auch ein solches Spektakel in aller Ordnung vorübergehe. In wenigen Tagen beginnen die imposanten Wettritte auf der Simminger Heide wieder. Diese Simminger Heide ist ein ungeheurer Platz außer der St. Markuslinie, an der Straße nach Ungarn. Die ersten Kavaliere der Monarchie vereinigen sich alle Jahre im April und Mai, ein großes Wettrennen nach Art der englischen, jedoch mit einheimischen Pferden zu veranstalten. Die Rennbahn mißt wohl ein paar Meilen im Umkreise. Sieger sind größtentheils die ungarischen Reiter. An bestimmten Tagen können auch Bauern, welche ihre selbst großgezogenen Pferde mitbringen, Theil nehmen, und diese Wettrennen mit Bauernpferden sind die interessantesten. Die Konkurrenten sind einfache Landbewohner, die ohne Sattel reiten. Vor mehreren Jahren gewann ein junger Bursche mit einem österreichischen Pferde den Preis; er ließ einen Engländer mit einem wohlgeübten Jokey weit hinter sich. Der Preis war ein massiver goldener Becher, und für das Pferd bezahlte ihm ein Kavalier 1000 Thaler in schwerem Gelde. Sobald die heurigen Pferderennen begonnen haben, werde ich Ihnen darüber Bericht erstatten.

Seit Ostermontag hat auch das schöne Tivoli wieder begonnen. Noch ist der Zuspruch nicht sehr stark, kann es aber werden. Die Inhaber, zwei Berliner, hatten im ersten Jahre glänzende Geschäfte gemacht; aber im zweiten und dritten nahm der Antheil des Publikums ab. Frau Cholera machte die Wiener gar zu ängstlich. Jezt athmen sie wieder freier und nun wird Tivoli besucht werden. Da die Unternehmer nicht immer in Wien seyn können, so beabsichtigen sie, ihre Entreprise abzugeben. Wie man hört, wünschen sie, das Glücksrad bei ihren Rutschbahnen anzubringen; sie haben eine Ausspielung im Sinne. Wenn alle diejenigen ein Loos nehmen, welchen das Tivoli vergnügte Abende machte, so werden die Loose bald vergriffen seyn. So lange es jedoch die beiden Berliner noch besitzen, möchte ich ihnen einen guten Rath ertheilen. Ihre Traiteriebesorger müssen andere Leute werden. Die Wiener essen gerne gut, auch der Wein muß bei ihnen ächt seyn, und die Herrn Berliner sollten mehr wienerisch denken lernen. Sie müssen einen guten Restaurateur wählen; das bloße Rutschen, und selbst die oft glänzende Beleuchtung hat zu wenig Reiz. Koch und Kellermeister müssen sorgen, daß von dem erstern gute Bissen in den Hals rutschen, daß von dem leztern durch kräftige Weine der Trinker beleuchtet werde; dann gibt es im Tivoli Leute vollauf.

Alexander, von dem das Morgenblatt so viel Rühmliches gesprochen, befindet sich noch immer in Wien. Er hat auf den beiden Hoftheatern wohl über dreißig Vorstellungen gegeben und immer ungewöhnliche Einnahmen gehabt. Er spielte immer bei vollen Häusern, und weniger als 5 — 600 Gulden C. M. kam nie auf seinen Theil. Wir sahen ihn in seinen bekannten Stücken: „les ruses de Nicolas," „le paquetboot" und „le diable boiteux." Das Morgenblatt hat Alexander den neuen Garrik genannt. Dieß überhebt mich, mehr über ihn zu schreiben, denn Alexander ist ein Garrik im eigentlichen Sinne des Worts, und auch hier hat er dieß bestätigt. Bald hätten wir eine Scene im englischen Geschmacke hier erlebt. Der Theaterdirektor Carl wollte an Alexanders Vielseitigkeit zweifeln; er behauptete geradezu, Alexander habe einen Gehülfen, und das Publikum werde getäuscht. Carl war bereits auf dem Punkte, Herrn A. 200 Dukaten anzubieten, wenn er ihm erlaube, während der Vorstellung denselben in jeder Scene in Gegenwart des Publikums aufzurufen, wogegen Alexander verpflichtet würde, nach jedem Zuruf mit gewöhnlicher Stimme zu antworten: „Hier bin ich!" Alexander gestand dieß Herrn Carl gerne zu. Zum Glücke besann sich lezterer eines Bessern. Herr Carl ersparte sich hiedurch Beschämung und 200 Dukaten.

Auch der italienische Improvisator Bindocci befindet sich noch in Wien. Heute, am 14ten April, gab er seine Abschiedsakademie. Dieser wahrhafte Dichter zeigte ein ungewöhnliches Talent, und er reussirte in den schwierigsten Aufgaben. Meisterstücke von Stegreifdichtung waren die ihm aufgegebenen Sujets: „der Herzog von Reichstadt," „Tasso und Schiller," „Rudolph von Habsburg" und „Ugolino." Der Kaiser ließ ihn zweimal im Hofburgtheater improvisiren und beehrte ihn selbst einigemale mit schwierigen Thematen, welche Bindocci kaum vor dem Beginne seiner Produktionen auf der Bühne in versiegelten Schreiben zukamen. Er löste jede, noch so schwere Aufgabe auf das Glänzendste. Der Kaiser beschenkte ihn mit einem kostbaren Brillantringe und einem schriftlichen Zeugniß des allerhöchsten Wohlgefallens. Auch der junge König zeichnete den unvergleichlichen Dichter glänzend aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. April 1833.

— Durch magischer Arme Spiel
Fliegt das beschwingte Wort ans allerfernste Ziel.

Chénier.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Beschluß.)

Auch für die Nachttelegraphie läßt sich der französische Telegraph gut gebrauchen. Es werden zu diesem Zweck in die Mitte und an die beiden Enden des Hauptflügels, so wie an die Enden der Seitenflügel, bewegliche Laternen gehängt, welche wie eine Schiffslaterne sich immer in senkrechter Lage erhalten und bei Nacht alle Stellungen des Telegraphen deutlich bezeichnen.

Seitdem die Franzosen ein so aufmunterndes Beispiel gegeben haben, fand es auch bald in andern Ländern Nachahmung. England legte zuerst nach den Franzosen Telegraphenlinien an, und zwar die erste zwischen London und Dover; dann folgte Schweden. Endlich wurde auch der Plan zu der ersten Telegraphenlinie in Deutschland zwischen Berlin und Cöln entworfen, welcher bald ausgeführt seyn wird. Das Publikum sieht der Eröffnung der Korrespondenz mit Neugierde entgegen. In Ostindien sind die Telegraphen in der Präsidentschaft Bombay bereits so gut eingerichtet, daß der Präsident aus einer Entfernung von 500 englischen Meilen in 8 Minuten Nachricht erhält.

Auch nach Chappes Erfindung bemühten sich noch viele scharfsinnige Köpfe, theils neue Telegraphen zu erfinden, theils die schon erfundenen zu vervollkommnen und zu vereinfachen. Der Physiker Conté, Vorsteher des aerostatischen Instituts zu Meudon, erfand den sogenannten aerostatischen Telegraphen, welcher im Kriege, namentlich für belagerte Festungen, zum Signalisiren brauchbar scheint. Dieser Telegraph besteht auch acht Cylindern von schwarzem Wachstaft, welche in Zwischenräumen von vier Fuß über einander hängen und, durch Stricke unter sich verbunden, an der Gondel des Aerostaten befestigt sind. Der aeronautische Signalist führt aus hoher Luftregion die telegraphische Korrespondenz, indem er mittelst der durch den Boden der Gondel geleiteten Stricke die Taftcylinder zusammenzieht, wieder aus einander läßt, und auf diese Weise 265 Veränderungen hervorbringen kann. Conté beschäftigte sich auch mit der Erfindung eines aerostatischen Telegraphen, welcher, ohne eines aufsteigenden Signalisten zu bedürfen, an einen 12 Fuß hohen Ballon gehängt, von der Erde aus durch Stricke dirigirt wurde. Der Telegraph, welcher in England in einer Postenkette von dem Admiralitätsamt bis an die Seeküste eingerichtet wurde, besteht aus einem Rahmen, in welchem sechs achteckige Bretter um ihre Axen beweglich sind. Wenn diese Bretter vertikal stehen, so bieten sie dem entfernten Beobachter ihre ganze Fläche deutlich dar; legt man sie hingegen horizontal, so bieten sie demselben ihren schmalen Rand dar, welcher der

großen Entfernung wegen nicht sichtbar ist. Auf diese Weise geben die sechs Tafeln sehr viele Veränderungen. In England wurden auch, zum Behuf der Signalisirung bei Nacht, Laternen, durch Gas beleuchtet, vorgeschlagen. Sechs derselben stehen auf einem eisernen Gestell pyramidenförmig über einander und kommuniciren durch Röhren mit dem Gasbehälter. Durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der Röhren kann das Gaslicht nach Willkühr ausgelöscht und wieder angezündet werden.

Der Engländer Edwards zeigt in einem von ihm verfaßten Werke die Möglichkeit und Leichtigkeit, vermittelst seines Anticatelephors von London aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ja bis nach Calcutta, Nachrichten in einer Minute zu senden und in ein paar Minuten von dort her Antwort zu erhalten. Mehr kann man wahrlich von der Telegraphie nicht erwarten. Daß Edwards bei der Regierung, welche sonst sehr freigebig mit Ertheilung von Patenten und mit Unterstützung ist, leztere nicht erhielt, ist wohl ein hinlänglicher Beweis für die Nichtigkeit und Unausführbarkeit seines telegraphischen Projekts. Viele ähnliche Vorschläge, die gar nicht, oder höchst selten Anwendung fanden, gingen meistens von den Engländern aus. Bekanntlich ist auch schon von mehreren Seiten der Vorschlag gemacht worden, im Interesse des Handels Telegraphen zu errichten, und in England besteht bereits eine Telegraphenlinie zum Privatdienst für Handelsleute, indessen nur auf einer Strecke von 72 englischen Meilen. Die Kosten derselben betrugen nur 2000 Pfund, oder 24,000 Gulden.

Auch Plane zur Einführung einer Telegraphenpost für Jedermann hat der englische Spekulationsgeist bereits zur Welt gebracht. Die Telegraphenlinie soll von Dover nach Liverpool über London und Birmingham errichtet werden. Alle Berichte, Liebesbriefe sogar, sollen vollkommen geheim bleiben. Die Anlage dieser Telegraphenpost würde nicht über 3000 Pfund, oder 36,000 Gulden kosten. A. P.

Vom Rückfall Frankreichs in die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Gern hätte man Platos Widersacher verbrannt, wie man einst in die Hölle stieß, wer die Autorität des Aristoteles nicht anerkannte, und während so im Schooße des Liberalismus das Flämmchen des religiösen Glaubens aufflackerte, schloß man diesen Glauben in den Kreis der mittelalterlichen Dogmen ein. Dieß war das saubere Werk, an dem Künstler und Poeten als gelehrige, eifrige Gesellen bauten; sie waren den Doktrinärs gegenüber die Sklaven der Scythen, denen diese die Augen ausstachen. Aber allgemach gingen den Verblendeten die Augen auf; man wurde inne, daß alle diese schönen Sätze, diese tönenden Phrasen nur darauf hinzielten, die Völker unter ihr altes Joch zu beugen, und daß eine neue Aristokratie dabei ihren Vortheil suchte. Die Jugend lernte, je mehr sie sich im langen Frieden geistig ausbildete, immer mehr einsehen, daß sie verschmizten Sophisten zum Spielzeug gedient, welche sich nicht scheuten, heute die Grundsätze mit Füßen zu treten, welche sie gestern laut ausgeschrieen. Aber bereits war es zu spät; sie hatten ihren Zweck erreicht: der Geist der Revolution war durch gleisnerische Phantasmagorien verdorben, er war gelähmt, als es Thatkraft galt. Allermittelst hatte sich eine zweite Restauration frecherweise auf die Trümmer der ersten gebettet; der neue Plato ließ sich gemächlich in der Pairskammer nieder, installirte sich in zwei, drei Sinecuren, und lachte in seinen Philosophenbart alle die Narren aus, die ihm geglaubt.

Und was thun wir jezt? Wir rennen, eigentlich aus Verzweiflung, wie Leute, die man lange am Narrenseil geführt und die keine Aussicht haben, heimzugeben, was man an ihnen gethan, zum Geschmack und Wesen des achtzehnten Jahrhunderts zurück, statt an jenen Grundsätzen in Kunst und Philosophie festzuhalten, welche uns schon einmal gerettet haben, als wir in jener Verderbniß, in jener Geschmacklosigkeit untergehen wollten, zu der wir jezt liebäugelnd zurückblicken. Bereits ist diese Richtung in der Literatur merkbar: die Schriftsteller, welche früher in aller Unschuld die naive Sprache des Mittelalters redeten, haben sie mit dem preziösen Cavalierstyl vom Hofe Ludwigs XV. vertauscht; die Poeten haben Schwert, Pikelhaube, Banner und Bart bei Seite geworfen und wieder zum Stahldegen mit der Bandschleife, zum gestickten Kleide, zum Puder und den Schuhen mit rothen Absätzen gegriffen. Der gothische Styl ist aus unsern Häusern wie weggeblasen; wo sonst gothische Spitzbogen, farbige Scheiben, Betstühle, steife, massive Stühle, Sanduhren prangten, sieht man jezt Pagoden, indische Schirme, chinesische Kabinette, bunte geschnörkelte Vasen mit Vögeln, Schaafen und Schäferinnen; in den Ateliers wird Vateau kopirt, Niemand ist mehr so keck, Boucher oder Venloo etwas anzuhängen, und mehr als ein Maler übt sich in der Stille in der Pastellmalerei, in der gewissen Hoffnung, sie wieder aufkommen zu sehen. Auch auf die Trachten blieb die Tendenz der Zeit nicht ohne Einfluß; die Weiber reißen sich jezt mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit um jene schweren Stoffe, die von selbst stehen; seit langen Jahren wird dergleichen in Lyon nicht mehr fabrizirt, aber zum Glück für unsere eleganten

Damen waren jene starrenden Seidenzeuge ihrer Großmütter unzerreißlich, unverwüstlich, und so wiegt man denn dergleichen alten Fetzen mit Gold auf; man läßt sie nach alten Kupferstichen zuschneiden und bedauert dabei mit einem Seufzer, daß man nicht auch die Korsetmacherin und die Schneiderin der Marschallin von Mirepoix dazu hat. Daß das Theater diese rückgängige Bewegung mitmacht, versteht sich vollends; ist doch vielleicht sogar von ihm das erste Signal dazu gegeben worden. Frank und frei hat sich das Drama in jene sittenlose Zeit geworfen; erst glitt man schildernd über die Oberfläche weg, bald ging man etwas tiefer in die Materie ein, eine Dubarry erstand auf den Brettern, jezt aber lüftet man den lezten Schleier und führt uns schaamlos den dramatischen Faublas vor.

Schwerlich hätte man es sogar im achtzehnten Jahrhundert gewagt, einen Roman, wie Faublas, auf die Bühne zu bringen. In der damaligen Welt gab es doch, bei aller ihrer Verworfenheit, eine Art von öffentlicher Schaam, und keine Frau las je in Louvets Roman, ohne zuvor ihre Thüre verschlossen zu haben. Und wir, die wir nur einmal in der ganzen Revolution den Leidenschaften haben den Zügel schießen lassen, nach der Schreckenszeit, wo wir uns den lang entbehrten Freuden der Welt in die Arme warfen, wir machen das beobachtende Europa zum Zeugen solcher Abscheulichkeiten! So waltet denn ein böser Genius über diesem herrlichen Lande? so ist es denn wahr, daß Immoralität in der Politik immer allgemeine Sittenverderbniß im Geleite hat? Es gibt zwei Wege, ein Volk um seine Freiheit zu bringen: man kann sie ihm offen rauben, man kann sie ihm stehlen. Als Bonaparte damit umging, Frankreich in Fesseln zu schlagen, da hatte er nicht nöthig, es mit schmutzigen Bildern zu überschwemmen, er that dem Sittenverderbniß, der Liederlichkeit keinen Vorschub; nein, hohe Ideen weckte er, von Weltherrschaft, von Ruhm. Jezt geht man anders zu Werke: man hat sich das Wort gegeben, allen schnöden Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, und eine Nation, die ein zweimaliger Einfall der Fremden weder zu Grunde gerichtet, noch erniedrigt, die fünfzehnjährigen Versuchen aller Art, ihr die Unabhängigkeit und Freiheit zu entleiden, getrozt hat, unter ihrem eigenen Auswurf zu ersticken.

Das Ausland muß glauben, mit einem so verdorbenen, so gesunkenen Volke im Kampfe leicht fertig werden zu können. Die Völker, gewohnt, uns in der Kultur voranschreiten zu sehen, fragen sich, ob Aufklärung und Freiheit zu solchem Ziele führen? Aber die heimtückische Rotte, die, nachdem sie lange mit der Restauration unter Einer Decke gespielt, es auf sich genommen hat, uns auf eigene Rechnung zu modeln, ruft Triumph und freut sich, daß es durch das Sittenverderbniß zu jener allgemeinen Erschlaffung und Charakterlosigkeit gekommen ist, auf die sie durch ihr heuchlerisches Predigen des Christenglaubens vergeblich hingearbeitet. Kurz, wenn es so fort geht, so haben wir drei Millionen Menschen geopfert, haben unser Blut auf hundert Schlachtfeldern vergossen, mit aller geistigen und moralischen Kraft dreißig Jahre lang gearbeitet, um just zu dem Zustande zurückzukehren, aus dem wir uns emporgerungen, zu den hohlen, erlogenen Institutionen, zum elenden Geschmack, zu den schändlichen, verrufenen Sitten und zur Sklaverei.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Du sagst: bis heut, bis morgen,
Bis übermorgen gar;
Nun bin ich dieser Bissen
Schon bis zum Halse satt.

*

Du warst meine erste Liebe,
Gabst darin mir Unterricht,
Lehre mich nur nicht vergessen;
Diese Kunst begehr' ich nicht.

*

Das Geheimniß deines Herzens
Sollst du Keinem offenbaren,
Denn am besten wird's verwahren
Einer — der es nie erfahren.
Das Geheimniß deines Herzens
Sollst du selbst dem Freund verschweigen,
Denn, wenn sich die Freundschaft löset,
Wird er gegen dich bezeugen.

*

„Ich sey toll?“ sagst du, ich bin es;
Ja, du hast nicht übertrieben,
Denn allein in diesem Zustand,
Konnt' ich mich in dich verlieben.

*

Dein Vasall bin ich geworden,
Als ich sah dein Angesicht,
Denn es gab kein Unterscheiden
Zwischen Seh'n und Lehenspflicht.

*

Frauen, wie sie heischt das Leben,
Müssen schön von Antlitz seyn,
Sanft, verführerisch und fein, —
Alles nehmen und nichts geben.

Wer sein Leben will erstrecken,
Fliehe mit besonderm Grauen
Mediziner, Apotheken,
Gurken, schlechtes Obst und Frauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Beschluß.)

Der Improvisator Langenschwarz. Das unterirdische Elysium. Theater.

Nicht so gut, als Bindocci, erging es dem deutschen Improvisator Langenschwarz. Er besizt blos die Fertigkeit, zu reimen. Worte stehen ihm zu Gebot, aber nicht Gedanken. Im Theater an der Wien improvisirte er mit auffallendem Unglück. Einem der Anwesenden beliebte es, Herrn L. „die Reise eines Couriersstiefels“ zuzurufen. Herr Langenschwarz erlag der Last dieses Stiefels; nachdem er wohl an zwanzig Minuten nichts als gereimten Unsinn vorgebracht hatte, und als das Publikum endlich vor Langerweile in Verzweiflung gerieth, gestand er, er könne über dieses Thema nichts „Gescheidtes“ sagen, und bat um Nachsicht. Ein anderes Thema ward ihm gegeben: „Schiller und Goethe im Elysium.“ Es war ihm auch ein Stiefel, ein recht breitgetretener Stiefel. Nun befindet sich Herr Langenschwarz in Ungarn. In einem Lande, wo es die Mehrzahl mit der deutschen Sprache nicht so genau nimmt, mag es vielleicht besser gehen; wenn ihm aber etwa ein Ungar „die Reise eines Tschisma“ (ungarischer Halbstiefel) aufgibt, und Herr Langenschwarz spricht auch Unsinn, dann wird er auch in Ungarn nur Meilenstiefel erwerben und schnell weiter reisen müssen.

Bei dem Worte Elysium fällt mir ein, daß Wien seit einigen Wochen ein Elysium unter der Erde besizt. Es ist dieß ein Belustigungsort in unterirdischen Räumen, aber von so unerhörter Ausdehnung, von solcher Pracht und Eleganz, daß man alle seine Sinne zusammennehmen muß, um sich zu überzeugen, daß man eigentlich nur in einem Keller ist. Ein hiesiger Bürger hat den originellen Einfall gehabt, einen Tanzsaal, was sage ich! mehrere Tanzsäle und andere Erholungsplätze in den Bauch der Erde zu bringen. Es ist in der That sehenswerth, und nicht leicht hat ein neues Etablissement so viel Aufsehen gemacht, wie dieses. Die Treppe, welche zu diesen Höhlen des Vergnügens führt, ist ein Garten mit zahllosen Bäumen und Blumen, Statuen und Verzierungen. Sie leitet den Beschauenden zu zwei links und rechts sich abtheilenden Hallen mit den dazu gehörigen Zimmern. Hierauf kommt man in zwei große Säle. Die linke Seite enthält noch einen geräumigen, mit Speisetischen versehenen Gang, in welchem sich am Ende die Garderobe befindet und aus welchem man in die Damentoilette und zur Credenz gelangt. Nun tritt man in ein rothes Zeltzimmer, das durch überraschend prachtvolle Dekorirung imponirt; von hier aus kommt man durch zwei liebliche Speisesäle in den großen Zeltsaal; und fürwahr, wer hier, ohne unterrichtet zu seyn, welche Eleganz ihn erwartet, eintritt, muß glauben, die Wunder in Tausend und Eine Nacht haben sich hier angehäuft; denn das schöne Silberweiß, durchwunden mit purpurrothen Shawls und hellgrünen Guirlanden, geziert durch unzählige natürliche Blumen, vervielfältigt durch strahlende Spiegelwände, beleuchtet durch prachtvolle, reiche Lustres und gleichsam besäet mit magisch-glänzenden Glaskugeln, gewährt einen Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt. Die zweite Abtheilung führt an einem durch Glaswände eingeschlossenen Zimmer für Tabakraucher vorüber, das man zwar wegwünschen möchte, das aber doch auch seine Liebhaber findet, wieder in einen Speisesaal, und aus diesem gelangt man abermals in den großen, so eben beschriebenen Zeltsaal. Mit den übrigen kleinern Gemächern will ich die Beschreibung nicht verlängern; es genüge, zu sagen, daß hier seltene Pracht und geläuterter Geschmack verbunden sind, und daß der Unternehmer Dank für so viele Auslagen verdient, welche er nicht gescheut hat, um etwas Originelles, zwar nicht zu Tag, doch für die Nacht zu fördern.

Das Publikum in Wien muß überhaupt, wie in allen großen Städten, durch neue und großartige Arrangements angezogen werden. Das Leopoldstädter-Theater versammelte kaum mehr ein mäßiges Häuflein Zuschauer, so lange es seine schmutzige Jacke trug; der neue Unternehmer staffirte es kaum zierlich aus, als auch die alten Gönner wieder einsprachen. Dieses Haus bekam am Ostermontage eine neue Gestalt. Die Bühne und der Vorplaz wurden äußerst niedlich dekorirt. Nun kann man mit Ehren einen Fremden hinführen; denn wenn man noch vor einigen Wochen diese Bühne hätte beschreiben wollen, hätte man nur von einer Rußkammer sprechen können. Wenn nur die Dichter dieses Theaters sich auch neu kostumiren möchten! Immer dasselbe! Immer die Zauberei und der Unsinn, immer der zusammengewürfelte Spaß und ein Mosaikbild von Gemeinheiten! Der Eigenthümer, Herr Marinelli, hat recht viel guten Willen, aber es fehlt ihm an Individuen, welche seine Wünsche realisiren. Da schreibt ein Herr Schik Komödien; es ist, als machte er sie in einem Model; Zwillinge können sich nicht ähnlicher sehen, als diese Machwerke. Alle haben eine Tendenz, wenn man anders dieses Wort hier brauchen kann, alle einen Zauber, nur den des Humors nicht, alle eine Musik, immerfort handgreifliche Texte auf fuß-bewegliche Walzer! Wohin sind die schönen Zeiten, wo Raimund sich hier mit all dem Feuer seiner geistreichen Laune bewegte! wo er als Dichter und Schauspieler wirkte und in die Volksbühne ein ästhetisches Leben zu bringen wußte! Ich komme von den Verschönerungen Wiens unwillkührlich auf die Theater. Die große Schröder ist hier und glänzt in ihren Paraderollen auf der Hofbühne; la Roche aus Weimar ist angekommen und die Lange aus Mannheim. Sie sind beide im Hofburgtheater engagirt. Die „Krone von Cypern“ von Schenk wird noch diese Woche gegeben werden. Im Operntheater wird „Robert der Teufel“ von Meyerbeer einstudirt; den „Robert“ von Raupach hat der Zusaz geholt. Im Theater an der Wien gefällt ein „Lumpazzi Vagabundus,“ Zauberspaß von Nestroy, und in der Josephstadt figuriren Sabine Heinefetter und Raimund. Darüber in meinem nächsten Briefe; Schenks „Krone“ möge seinen Inhalt schmücken.

F. X. T.

Auflösung des Räthsels in Nr. 101:

Das A. B. C.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Mai 1833.

Euer Sinn treibt auf dem Ocean umher,
Wo Eure Galeonen, stolz besegelt,
Wie Herrn und reiche Bürger auf der Fluth,
Hinwegsehn über kleines Handelsvolk.

Shakespeare.

Der Kaperbrief.

Eine Novelle.

Während Napoleons siegreiche Waffen den Continent in Erschütterung versezten, boten die Gewässer und Meere nur den Anblick einer traurigen Verödung dar. Mit dem allgemeinen Abschließungssysteme gegen England und mit den Blokaden, die von Seiten dieses Landes, als Repressalien für jenes, über die Küsten von ganz Europa verhängt wurden, war aus allen Häfen jeder rege Verkehr, das bunte, lebendige Treiben und die Geschäftigkeit so vieler tausend Hände verschwunden, die in Zeiten des Friedens der Unternehmungsgeist in Bewegung sezt. Der Spiegel des Meeres war trügerischer als je. War es früher nur die Macht der Stürme und Fluthen, das Verderben der Strudel und Klippen, oder der Angriff eines berberischen Corsaren gewesen, gegen die der Kaufmann beim Auslaufen aus dem Hafen seine Waarenladung versicherte, so hatte sich zu diesen Gefahren die neue gesellt, von einem Blokadeschiff oder einem bevollmächtigten Kaper aufgetrieben zu werden und ihm bis auf den lezten Schiffsnagel heimzufallen. Die Gunst eines Augenblicks, eine rabenschwarze Nacht, die den Kauffahrer ungesehen machte, oder ein Vorsprung, den er vor seinem Verfolger voraus hatte, entschied über das Wohl oder Wehe eines ganzen Lebens. Diese ungleichmäßige Begünstigung des Zufalls erhielt die Preise der Waaren in einem unaufhörlichen Schwanken. Sie sprangen oft plözlich so hoch, daß sie die Lust und das Vermögen jedes Käufers überstiegen. Hatte man wohl im Innern eines Landes Lust, an einem Pfunde Zucker alle die Verluste zu bezahlen, die der Kaufmann schon früher an vielen Centnern erlitten hatte? Die Aussichten für den Handelsstand konnten nicht trauriger seyn.

Diese Klagen ungefähr mochten in den abgerissenen Seufzern enthalten seyn, die des Kaufmanns Herrn Jean Pierre Bernards beklommener Brust entfuhren, und die wir auf der freundlichen Terrasse seines vom Meer bespülten Gartenhauses in Havre de Grace zu belauschen wagten. Herr Bernard war ein zweiter Polykrates; denn noch hatte ihn keiner der Unfälle betroffen, die täglich den Ruin seiner Rivale herbeiführten. Was bis jezt noch immer aus Guadeloupe und Martinique mit einer Adresse an ihn, den reichsten Barattohändler von Havre, abging, daran war der Zufall mit unbegreiflicher Blindheit vorübergegangen, und seine Schiffe liefen noch immer ein, als Boten der Freude für Herrn Bernard, der Trauer für seine Nachbarn. War es die Bescheidenheit unseres Mannes, war es sein patriotischer Eifer, waren es die häuslichen Tugenden, das thränenreiche Andenken an seine frühgestorbene Marguerite und seine innige Anhänglichkeit

an Helene, das einzige Pfand der Liebe, das sie ihm hinterlassen, waren es alle diese rührenden Vorzüge, die ihm die Götter anrechnen und belohnen wollten? Wenn es wahr ist, daß das Glück an der Hand der Gerechtigkeit geht, so war er vor allen würdig, seine Gaben zu empfangen.

Herr Bernard saß auf seiner Terrasse unter einem weiten, vor der Sonne schützenden Segeltuche, das, eines Patrioten würdig, rings mit dreifarbigen Fransen besezt war. Sein gutmüthiger, wenig sagender Blick fiel bald auf die Spiegelfläche des Meeres, das unter ihm mit weißen Schaumwellen an das Ufer schlug, bald spiegelte er sein volles, gesundheitstrotzendes Antlitz in einem goldenen Theelöffel, mit dem er dann wieder den regenbogenfarbigen Schaum der Morgenchokolade, die ihm Helene in buntgemaltem Porzellan kredenzt hatte, in seinen nachdenklichen Mund schlürfte. Aus dieser Tasse hatte die selige Marguerite zum lezten Male getrunken, und seitdem war sie für ihn eine Art Rosenkranz geworden, an dem er seine Morgenandacht verrichtete. Er hatte sich vorgenommen, aus dieser Tasse nur unter Gefühlen zu trinken, die ihn nach dem Jenseits und dem Wiedersehen zogen; doch wie kann ich ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn ihn seine Schiffe, die Konjunkturen des Handels, der unwiderrufliche Moniteur und die Zuckerpreise heute davon abzogen! Er war Kaufmann und Patriot, er war der Beschützer vieler Hunderte, denen er in diesen kläglichen Zeiten Unterhalt verschaffte; ja er war noch mehr. Helenens Vater und Verwalter eines großen Vermögens, das er ihr um jeden Preis unverkürzt hinterlassen wollte. So schweiften seine Gedanken bald die Seine hinauf nach St. Cloud, bald nach den Nebeln Albions, das Napoleon aus den geographischen Lehrbüchern hatte streichen lassen, bald über die Meridiane des atlantischen Meeres. Er greift nach dem Kalender, um die Tage und die Minuten und die Stellungen der Gestirne zu vergleichen, wo eine Ladung mit Cochenille, Färbeholz, Kakao und andern Kolonialwaaren aus dem Hafen von St. Pierre absegelte; er sucht auf der Karte dem Lauf des verhängnißvollen Schiffes zu folgen, und zählt an den Fingern die Stunde ab, wo es an dieser Sandbank, an jener englischen Wachtstation vorübersegeln müsse. Der Schweiß steht ihm vor der Stirn, und er versinkt auf einige Augenblicke in eine völlig apathische Erschöpfung.

„Guten Morgen, Meister Bernard!" Es war eine rauhe, accentlose Stimme, die dem Träumenden diesen Gruß zurief. Bernard, erschrocken über den plötzlichen Willkomm, wandte sich um, nicht wenig erstaunend, den Meister Malpart schon zu so früher Stunde bei sich zu sehen. „Da haben wir's, Kapitän! Ihr müßt es auch gehört haben; in der Nacht haben die englischen Wasserratten wieder Lärm gemacht? Ach, Gevatter! diese in der Nacht so plötzlich aufschreckenden Schüsse sind noch einmal mein Tod." Der Exkapitän Malpart liebte die unzeitigen Scherze und sagte lachend zu dem ängstlichen Manne: „Warum Furcht? Ist doch Euer Heldenmuth größer, als die Gefahr. Auf dieser Terrasse, unter dem würzigen Dufte dieser Blumen und Chokolade trozt Ihr jedem Wagestück, selbst wenn es den Rothröcken einfiele, den reichsten aller Varattiers von hier abzuholen, Euch in eine Schaluppe zu setzen und im Triumph nach Plymouth zu entführen." Doch so leicht ließ sich Herr Bernard nicht schrecken. „Kapitän," sagte er spaßhaft, „wo bleiben Eure militärischen Kenntnisse? Diese Terrasse ist nicht vom Ungefähr, sondern nach einem durchdachten, sehr berechneten Plane gebaut worden. Noch ist im Fort dort drüben kein Pulvermangel eingetreten, noch gibt es hinter der Lunette Marengo sehr scharfe Augen, und ich habe es mathematisch ausmessen lassen, daß die Paßkugeln von daher meinen Distrikt von jedem verdächtigen Gaste rein erhalten können." — „Gevatter," entgegnete Malpart mit verstelltem Ernste, „das sind ja Wunderdinge, die ich von Euch höre! Sprecht Ihr nicht wie ein Lieutenantmajor, der zwei Batterien zu kommandiren hat! Ohne Scherz, Ihr verrathet taktische Kenntnisse, die Ihr benutzen solltet." Der gute Bernard fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, nickte aber ungläubig; denn wie sollte er sich in den Vorzügen auszeichnen, die ihm hier angedichtet wurden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Kutscher.

Es ist schon lange her, daß Heinrich IV. an Sully schrieb: „Lieber Vetter, ich kann Euch diesen Abend im Arsenal nicht besuchen, meine Frau hat die Kutsche," und wenn unsere Väter wieder auferständen, würden sie sich nicht wenig über die Tausende von Fuhrwerken wundern, welche über das Pflaster fliegen. Unter Franz I. gab es nur zwei Kutschen, die eine gehörte der Königin, die andere Dianen, Heinrichs II. natürlicher Tochter. Noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts begaben sich Präsidenten und Räthe zu Maulthier in den Justizpallast, und erst von Ludwig XIII. an wurden die Karrossen häufiger. Nach der eigentlich sogenannten Karrosse kamen nacheinander die Kaleschen, Coupés, Berlinen, Vis-a-vis, Landaus, Demi-fortünen, Cabriolets, Wiskis auf, und wie diese, besonders in neuerer Zeit üppig wuchernde Vegetation weiter heißt.

Wie viel zu einem wahren Kutscher gehört, wie viel Erfahrung, ja eigentlich Wissenschaftlichkeit, vom Talent

gar nicht zu reden, das geht schon aus dem gemeinen Sprichwort hervor, welches man auf einen schwachen König anwendet; heißt es da nicht: er hat die Zügel des Staats in ungeschickte Hände gegeben; hätte er selbst die Zügel des Staats geführt, wäre es besser gegangen und dergl.? Die Kutscher bilden heutzutage eine eigene große Kaste; gefährliche Aufstände zu erregen, wäre ihnen ein Leichtes; aber ihre Interessen sind zu verschiedenartig und an übereinstimmendes Handeln ist darum nicht zu denken; die aristokratischen Kutscher bilden die Opposition gegen die plebejischen, und so kann sich glücklicherweise das Gleichgewicht noch lange erhalten. Jeder Kutscher hat seine eigenthümlichen Sitten, Gewohnheiten, Ergötzlichkeiten, sein eigenthümliches Kostüm; es gibt ihrer aber so unendlich viele Arten, daß man, wenn man sie beschreiben will, wirklich in Verlegenheit ist, wo man anfangen soll. Fast thäte es Noth, man theilte sie naturhistorisch in Familien und Geschlechter: da gibt es Fiakerkutscher, Cabrioletkutscher, Remisenkutscher, Kutscher in Bürgerhäusern, Kutscher vornehmer Herrn, königliche Kutscher, Leichenwagenkutscher, Omnibuskutscher ꝛc. ꝛc.

Fangen wir mit dem Fiakerkutscher an; seiner Ancienetät nach verdient er die Ehre. Nach Menage nannte man Anfangs Fiaker die Miethwagen, in denen die Wallfahrer zum Schrein des heil. Fiaker zu Beuil in der Nähe von Meaux bei Paris fuhren. Ein Schild mit dem Bildniß des Heiligen bezeichnete das Haus, wo die Wagen gehalten wurden. Nach andern soll ein Mann, Namens Sauvage, zuerst auf den vernünftigen Gedanken gekommen seyn, Pferde und Kutschen für die Liebhaber bereit zu halten; er wohnte in der Straße St. Antoine, in einem Haus, Hotel de St. Fiacre genannt. Seitdem wurden nicht allein die Miethwagen, sondern auch die Eigenthümer derselben und die Kutscher Fiaker genannt.

Seit die alten ächten Fiaker von bequemern, eleganten Fuhrwerken verdrängt worden sind, hat der Fiakerkutscher viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren. Ehe auch die Wagen, wie Alles in der heutigen Welt, zum Mouvement fortgerissen wurden, war der Fiaker ein wahres Bild des Stillstands. Vor zehn Jahren noch trug er den groben Mantel mit dem großen Pilgerkragen, plumpe, mit Stroh gefütterte Holzschuhe, einen runden Hut, mit einer Schnur, statt des Bandes umher, durch welche die Pfeife gesteckt war. Der Fiaker war ein ungeselliges, mürrisches, apathisches Geschöpf; kaum glättete sich seine Stirn etwas, wenn die Sonne recht freundlich schien; drohte aber nur von fern eine Wolke, so war er so sauertöpfisch wie zuvor. Lachen war seine Sache gar nicht und er hatte ein halbes Jahrhundert an Einem Spaß; hieß es: „Kutscher, nach Charenton, oder nach Bicètre," so erfolgte unfehlbar der Witz: „Sie bleiben dort, Herr?" und dazu lachte er bedeutend einfältig. Die Fiaker waren meist Auvergnaten oder Savoyarden, und sie standen im Geruche der Ehrlichkeit; daher sah man an gar vielen Kneipen in Paris die Aufschrift: zum ehrlichen Kutscher. Auf dem Schilde war ein Fiaker abkonterfeit mit einem schweren Geldbeutel in der Hand, den er der Person wiederbringt, die ihn verloren hat. In den lezten Regierungsjahren Ludwigs XV. sprach man, ich weiß nicht von was für einer Reform, die man mit den Fiakern vorhabe. Die ganze ehrenwerthe Gilde kam dadurch in Aufruhr, und um dem drohenden Streiche vorzubeugen, beschlossen sie, achtzehnhundert Wagen an der Zahl, nach Choisy zu fahren und dem König, der sich gerade daselbst befand, eine Bittschrift zu überreichen. Der Hof war nicht wenig erstaunt, als sich diese Masse von Fuhrwerken über die Ebene herbewegte; und dieser Schritt der Ehrenmänner, welche mit der Peitsche in der Hand ihre unterthänigsten Vorstellungen zu den Füßen des Throns niederlegten, erregte nicht weniger Besorgniß, als die vor Kurzem erfolgten unterthänigsten Vorstellungen der Abgeordneten des Parlaments. Auch schickte man die Fiaker ebenso heim; nur war hier nicht von Lettres-de-cachet und Verbannung da und dorthin im Reiche die Rede, sondern die vier Repräsentanten der Kutschergilde wurden nur eingesteckt und der Wortführer mit seinem Papier nach Bicètre geschickt; denn diese Deputirten sprachen nicht aus dem Stegreif. Heutzutage ist das Petitionsrecht besser gewahrt; erfolgt auch nichts auf die Bittschrift, so schickt man doch den Bittsteller nicht in's Zuchthaus.

Gegenwärtig sieht man wenige eigentlich sogenannte Fiaker mehr; sie sind von den Deltas, den Citadinen ꝛc. verdrängt. Nur hie und da begegnet man noch einem recht schmutzigen, abgeschabten, numerirten Fiaker; man bedient sich aber seiner nur in der höchsten Noth, und nicht lange, so werden sie, wie alle Reste der alten Zeit, verschwunden seyn. Neulich traf ich an einer Barriere ein Modell des alten Fiakers. Wahrhaftig! unter den neuen Fuhrwerken ringsum kam mir der antike Bursche mit seinem klassischen Mantel ordentlich ehrwürdig vor. Unbekümmert um die Spöttereien seiner Kameraden, saß er eigentlich stolz auf seinem wurmstichigen Bocke und rauchte ruhig seine Pfeife; er sah aus wie ein alter römischer Senator, der auf seiner sella curulis den Tod erwartet. Wie alle Volksklassen, so hatte auch der Fiaker seinen eigenen politischen Charakter. Während des Prozesses Ludwigs XVI. fuhr Malesherbes häufig vom Tempel in den Convent. Eines Tags, da der Kutscher, den er gewöhnlich nahm, dreimal hintereinander hatte hin und herfahren müssen, sagte er freundlich zu ihm: „Guter Freund, die armen Pferde müssen recht müde seyn."

— „Nichts weniger,“ antwortete der Fiaker gerührt; „ich kenne Sie, Herr, Sie vertheidigen den König: fahren Sie immer zu, meine Pferde denken wie ich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Sedaines Deserteur und Bouillys une Folie.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der neuern Theaterstücke auf den zwanzig Bühnen dieser Hauptstadt wird doch zuweilen ermüdend, und man bekommt beinahe einen Anfall von Schwindel bei dem Wirrwarr der vielen, theils schauerlichen, theils possenhaften, manchmal schaalen und aller Originalität ermangelnden Neuigkeiten, welche dem Zuschauer von allen Seiten her dargeboten werden. Man ist zuweilen recht froh, wenn man einmal wieder, zur Abwechslung, etwas recht Altes zu sehen bekommt. So ging es mir neulich, als von der Truppe der komischen Oper eine Darstellung des „Deserteurs“ auf der Odeonsbühne angekündigt wurde. Der Odeonsaal, einer der schönsten und größten Schauspielsäle in Paris, steht schon seit einem Jahre leer, weil es jezt so ziemlich bewiesen ist, daß sich auf dieser Bühne des linken Seineufers keine stehende Truppe halten kann; aber zweimal in der Woche spielen abwechselnd auf derselben die Schauspieler des Théâtre français und der komischen Oper, wahrscheinlich aus Barmherzigkeit, damit die Vorstadt St. Germain doch nicht ohne ein großes Schauspiel sey; denn zwei kleine Bühnen kommen in jener Vorstadt, ohne alle Unterstützung, nicht übel fort. Die Truppe der komischen Oper wollte also die Bewohner der Vorstadt mit einer Darstellung des alten Deserteurs überraschen, dem man Bouillys und Mehuls „Une Folie“ beigegeben hatte. Dieß waren zwei charakteristische Stücke aus ganz verschiedenen Epochen. Beide sind von Paris aus über alle Bühnen Europas gegangen; aber der Deserteur ist unstreitig das populärste von beiden, und in andern Ländern mit gleichem Beifall aufgenommen worden, wie hier. Dieses Stück erschien zuerst im Jahr 1769, und seine Glanzperiode dauerte bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts; der Verfasser Sedaine sah die allgemeine Bewunderung bis zu seinem im Jahr 1797 erfolgten Tode dauern. Späterhin würde er den Verdruß gehabt haben, den Eifer des Publikums schnell erkalten zu sehen. Jezt wird das Stück nur noch als eine Reliquie aus der Dramatik der ältern Operettenzeit dann und wann aufgeführt. Mit der Bewunderung ist es rein aus, und die veraltete Musik erregt ein sonderbares Gefühl. Diese wurde gleich Anfangs von Kunstkennern als eine ungeschickte Arbeit getadelt, wie man aus Grimms literarischer Korrespondenz sehen kann. Dieser deutsche Kunstrichter in Paris war aber für den Verfasser des Textes außerordentlich eingenommen und fand ihn erhaben schön, obwohl er eingestand, daß Sedaine gewaltige Verstöße gegen die Sprachlehre beging und harte und rauhe, ja fast barbarische Verse dichtete. Aber andere Kunstrichter gingen mit dem Dichter noch ärger um, als die Musikkenner mit dem Tonsetzer. Laharpe besonders ist ein strenger Richter des armen Sedaine, und findet schon den von dem Dichter geschürzten einfachen Knoten in der Operette „der Deserteur“ abgeschmackt. Der junge Alexis wird nämlich blos deßwegen ergriffen und zum Tode verurtheilt, weil man den Argwohn hat, er habe desertiren *wollen*. Nun läßt zwar der Dichter die Handlung an der Grenze des Reichs, im Angesichte des Feindes vorgehen, was also strenge Handhabung der Mannszucht erfordert. Auch sezt der Dichter voraus, Alexis suche aus Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten den Tod und sage daher selbst aus, er sey desertirt. Vielleicht wäre dieß unter einer blos militärischen und ächt despotischen Regierung hinlänglich, um einen Soldaten zum Tode zu verurtheilen; aber im Grunde war er doch nicht desertirt, und wo es auf die Todesstrafe ankommt, wird, in Frankreich wenigstens, der Wille nicht so hart, als die That selbst bestraft. Dagegen behauptet Grimm, der nun einmal seinem lieben Sedaine keinen so großen Fehler aufbürden lassen will, der junge Alexis werde mit vollem Rechte als ein Deserteur gerichtet und verurtheilt. Damals fand man etwas Außerordentliches in dem Gemische des Tragischen und Komischen, das diese Operette auszeichnet; jezt fällt dieß Niemand mehr auf; man hat sich durch viele andere Theaterstücke daran gewöhnt. Grimm erzählt noch, als ihm Sedaine den eben fertig gewordenen Text vorgelesen, habe er, Grimm, zu dem Dichter gesagt: der erste Tonsetzer in Europa wäre kaum gut genug, um solch ein Stück in Musik zu setzen. Leider gerieth Sedaine an einen Tonsetzer, der sehr wohl fühlte, welche Art Musik sich für diese Operette schicke, aber nicht das erforderliche Talent hatte, sie hervorzubringen. Sonderbar war es, daß weder Sedaine zum Dichter, noch Montigny zum Tonsetzer gebildet worden waren; ersterer war ein Maurermeister und lezterer ein Haushofmeister bei dem Herzoge von Orleans. Ihre Operette hat die Kraft verloren, die Zuschauer zu rühren, und vielleicht kommt dieß zum Theil daher, daß sie nicht mehr so gut aufgeführt wird, als Anfangs. Damals rührte sie allgemein, auch da, wo sie nicht gut aufgeführt wurde; allein die veraltete Musik kann nicht mehr ansprechen, und obschon hie und da ein einfacher und natürlicher Ton herrscht, so erscheint doch das Ganze als ein altes Leierwerk, ohne durchgreifenden Charakter. — Mehuls une folie nahm sich sonderbar neben diesem alten Stücke aus. Vor dreißig Jahren war Mehuls Operette ein Lieblingsstück des Pariser Publikums; damals wurden die Gesänge daraus nicht allein in den Häusern, sondern auch auf den Gassen gesungen. Elleviou und Martin entzückten durch ihren Gesang die Logen und das Parterre; une folie mag wohl hundertmal im Laufe des ersten Jahrs gegeben worden seyn. Jezt fängt auch dieses Stück an, zu veralten. Die Schauspieler verwenden keine Sorgfalt mehr auf die Darstellung; une folie muß von andern großen Stücken begleitet werden, wenn das Publikum kommen soll, es zu schauen. Mehul ist auch zur rechten Zeit gestorben. Späterhin würde er das Publikum viel gleichgültiger gegen seine Operetten gefunden haben. Auch hat Bouilly eben keine große Erfindungsgabe in der Anlage des Stücks bewiesen. Ein Liebhaber, der mit Hülfe eines abgefeimten Kammerdieners allerlei Listen anwendet, um sich ins Haus seiner Geliebten zu schleichen und die Wachsamkeit eines eifersüchtigen Vormunds einzuschläfern, ist ein längst verbrauchtes Thema auf der Bühne, und seitdem Bouilly seinen Text geschrieben hat, ist dasselbe vielleicht noch fünfzigmal vorgenommen worden; aber das Stück ist heiter und die kleinen Zugaben des Dichters gefällig.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. Mai 1833.

Unser Beaumonde kann sich oft, wenn er Lust hat, im Treiben der edlen Ritterschaft vom Federwisch und vom Striegel wie in einem Spiegel betrachten.

Lesage.

Die Pariser Kutscher.

(Fortsetzung.)

Die Cabriolets sind eine neuere Erfindung; sie kamen erst unter Ludwig XV. auf, und dieser sagte bekanntlich, als man ihm erzählte, wie viel Unglück mit diesem Fuhrwerk geschehe: „Wäre ich Polizeilieutenant, morgen verböte ich alle Cabriolets.“ Der Cabrioletkutscher erscheint in dem Maaße munter und aufgeweckt, als der Fiaker plump und sauertöpfisch ist. Er trägt eine blaue Jacke, eine Kappe von Wachstuch, er ist dabei eitel, stutzerhaft, und hat fast immer eine Rose im Mund oder eine Nelke im Knopfloch. Geht es nur noch eine Weile fort, wie bisher, so trägt er über ein Kleines gelbe Handschuhe und eine Doppellorgnette. Er ist spöttisch, sarkastisch und hört sich selbst gerne reden. Wenn man ihn hört, hat er immer gedient, in Spanien besonders; er hat die Belagerung von Saragossa mitgemacht, stand bereits auf der Liste für die Ehrenlegion, wurde aber gefangen und brachte fünf Jahre in den Pontons zu. Der Cabrioletkutscher kennt alle großen Männer in allen Sphären. Wie oft hat er General Foy, General Lamarque, Victor Hugo und Alexander Dumas geführt! Er spricht vom Theater, von der Kunst, von Romanen, über Handel und Industrie; er hat sich in den drei Tagen geschlagen, war einer der ersten im Louvre, hat die Kaserne in der Straße Babylone genommen, und von Niemanden etwas dafür verlangt. Sagt man ihm: „Kutscher, in's Arsenal,“ so erwidert er: „Ah so! zu Herrn Charles Nodier! den kenne ich, es ist ein lieber Mann und ganz und gar nicht stolz.“ Heißt es: rue de la tour, des Dames: „Aha! zu Mademoiselle Mars! encore une fameuse! Oft und viel habe ich Talma zu ihr geführt. Talma, was war das für ein Mann! Im Manlius! ha! nicht wahr?“ — Auch von seinem Glück beim zweiten Geschlecht weiß er viel zu sagen, und er steht immer mit dem Kammermädchen einer Bankiersfrau oder einer Schauspielerin im Verhältniß. Ein Tag in der Woche ist der Liebe geweiht: da führt er seine Schöne in seinem Cabriolet; dieß vergißt er nie anzubringen, und er raunt dir ins Ohr: „Morgen gehe ich nach Mémorency mit meiner Illegitimen.“ So nennt er seine Dulcinea. Er ist übrigens höflich, dienstfertig, wenn er anders Tags zuvor nicht zu viel gethan, das heißt zu viel getrunken hat.

Ein höchst charakteristisches, originelles Genus bilden die alten Kutscher aus dem Marais. Diese guten Leute sind, während alles vorwärts schritt und anders wurde, völlig die alten geblieben. Sie bekleiden bei ihren respektablen Herrschaften mehr als Ein Amt; sie vertreten Kammerdienerstelle, ziehen den Wein auf Flaschen, warten bei Tische auf und kutschieren. Sie tragen noch immer die

kurzen Sammthosen, die lange weiße Weste, Schnallenschuhe, einen Ueberrock mit Stahlknöpfen und einen Puderkopf. Alles paßt zu einander im Marais, Pferde, Wagen, Geschirre und Herrschaft. Diese alten Kutscher sind mürrisch, sauertöpfisch und sehen das moderne Fuhrwerk verächtlich an; nie trinken sie mit andern Kutschern, nie suchen sie einem vorzufahren; im Gegentheil, sie weichen schon lange vorher aus, um ja von keinem Omnibus oder einer Citadine gestreift zu werden. Die Peitsche ist blos eine Zierrath in ihrer Hand, und da die Herrschaft seit dreißig Jahren nirgends anders hinfährt, als aus einer Straße des Marais in die andere, so finden die Rosse von selbst den Weg.

Der sogenannte Remisenkutscher hat nichts besonders Auszeichnendes; er ist das Juste-milieu zwischen dem Fiaker und dem Cabrioletkutscher. Der Remisenkutscher tritt bei Hochzeiten, Taufen und Landpartieen auf, und seine vornehmsten Kunden sind die Kleinbürger. Verheirathet ein Krämer seine Tochter, so heißt es unfehlbar: wir nehmen einen Wagen auf den ganzen Tag, und thut gewaltig dick damit. Erfreut ein galanter Mann seine Ehehälfte mit einer Landpartie, so muß eine Remise her, und den andern Tag erfahren dieß die Nachbarinnen: „Gestern hat mich mein Mann nach Versailles geführt; wir haben die Wasser spielen sehen." — „Ja?" — „Gewiß, eine förmliche Parthie war's." — „Recht so, und das kann man jezt ganz gut, man fährt überall hin so wohlfeil —" — „O nein! wir hatten einen Wagen auf den ganzen Tag; da kann man fort und wieder heim, wann man will, und hängt nicht von einem Grobian von Kutscher ab."

Die Kutscher in großen Häusern sind hochmüthig, anmaaßend, wie Alles, was in der Livree steckt. Ehmals trugen sie Schnurrbärte, und so glichen sie den Schweizern, welche Wundbalsam oder Zahnpulver verkaufen. Die Revolution hat ihnen die Bärte abgeschnitten und wohl daran gethan. Lassen wir diese Auszeichnung, diesen Aushängeschild des Muths den Leuten, die sich für fünf Kreuzer des Tags todtschießen lassen; wir Bürgersleute, Beamte, Kaufleute, Künstler, Bankiers, Kutscher — wir sind ja alle gleich — wollen uns immerhin so oft als möglich den Bart scheeren. Die Herrenkutscher sind sammt und sonders Aristokraten: verächtlich sehen sie von ihrem Bock, der fast so hoch ist als das erste Stockwerk der Häuser, auf die armseligen Kutscher im Entresol herab. Sie geben Gesellschaften wie ihre Herrn, gehen mit einander um wie ihre Herrn, und beißen sich auch so. Ein Montmorency z. B. gibt einen Ball, aber ein Brissac bedauert, von der Einladung keinen Gebrauch machen zu können, da er bei der Hochzeit einer Lavauguyon seyn muß. Es ist zum todtlachen, wie bei solchen Gelegenheiten kokettirt und gesalbadert wird, gerade wie im Salon der Herrschaft. Am andern Tag ist Alles wieder im alten Geleise: Montmorency läßt seine Pferde beschlagen, Brissac ladet Heu ab, Larochefoucauld fegt seinen Stall, Latour-Dupin wascht seine Kutsche, d'Ayen puzt sein Geschirr, Bethune raucht seine Pfeife unter dem Opernhaus und Lavauguyon trinkt eine Flasche Wein mit Turenne.

Gare! Gare! da kommt des Königs Kutscher! Vor dieser Sonne erbleichen alle kleinern Gestirne. Des Königs Kutscher ist groß, dick, mit vollem, rothem Gesicht; er sieht nicht anders aus, als wäre er für den Posten, auf welchen das Schicksal ihn erhoben, eigens gemacht. Wenn dieser Herr auf seinen Bock steigt, so sammelt sich alsbald eine gaffende Menge umher, und da fehlt es nie an Betrachtungen und Commentaren. Aber den tiefsten Eindruck macht der Koloß auf die alten Weiber und auf die Gassenjungen. „Ein hübscher Mann! ein ganzer Mann!" ruft ein altes Weib. „Ja," erwidert eine andere, „aber ich habe Ludwigs XV. Kutscher, und Ludwigs XVI. und Bonapartes Kutscher gesehen; der da, kann ich Euch sagen, ist gar nichts dagegen." — „Von den andern will ich nichts," antwortet ein Kohlenträger mit heiserer Stimme; „mais celui-ci est fort homme!" Doch am allermeisten imponirt des Königs Kutscher dem Gassenjungen; er gafft ihn an und verfolgt neugierig alle seine Bewegungen; überhaupt kennt der kleine Pariser Taugenichts nur zwei Gegenstände seiner Bewunderung, des Königs Kutscher und den Tambour-major. — Der gravitätische königliche Rosselenker wechselt die Livree mit der Dynastie; unter Napoleon war er grün, unter der Restauration blau, jezt ist er roth gekleidet. Aber im Schnitt bleibt sich sein Anzug immer gleich; er trägt einmal wie das andere seidene Strümpfe, den Haarbeutel sammt Puder, Beinkleider, Weste, Rock, Hut, Alles breit mit Gold besezt; sogar der Handgriff der Peitsche ist golden. Wenn er auf den Bock steigt, breitet er majestätisch seine beiden Rockschöße, die ihm bis auf die Fersen reichen, links und rechts aus und bleibt dann kerzengerade, wie gesteift sitzen. Er weiß von nichts in der Welt als von seinen Pferden und von seiner Karrosse; steigt er vom Bock, so schlüpft er in seinen großen Ueberrock, seine Rolle ist ausgespielt, er gehört ganz sich; kommt Feuer im Schlosse aus, was kümmert's ihn? der Brand muß dem Stalle nahe kommen, bis er sich in Bewegung sezt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Kaperbrief.

(Fortsezung.)

Malpart nahm einen Stuhl und rückte Bernard, wie zu einer vertraulichen Mittheilung, näher. „Nehmt mir's nicht übel," sagte er, „aber wir leben in Zeiten, die uns

an die Umwandlungen gewöhnen. Der Landmann läßt seinen Pflug stehen und vertauscht ihn mit der Muskete. Die Gelehrten und Künstler werfen sich in die glänzendere Carriere, die ihnen der Krieg eröffnet. Die kleinen Kaufleute folgen den Heeren als Kommissäre und machen Gewinnste, deren Ungerechtigkeit auf des Kaisers Rechnung, deren Ertrag aber in ihre Taschen kommt." — „Leider!" bemerkte Bernard, der sein Volk liebte. „Was sage ich von Großhändlern," fuhr Malpart fort, „von Weltkaufleuten, wie Ihr Einer seyd? Ich bitte Euch, klagt nicht! Man kennt den Inhalt Eurer Geldtruben, ohne sie gesehen zu haben. Ihr cursirt im Munde Aller als ein Mann, dem es bald an Tonnen fehlen wird, sein Gold zu fassen. Das ist eine Hyperbel, aber schon die Hälfte Eures Rufes kann genügen, Euch als ein so solides Haus zu bezeichnen, als Ihr in der That seyd. Aber, Freund — ohne Euch etwas —" — „Ich beschwöre Euch, Malpart!" rief der ängstliche Kaufmann, dem diese weitläuftige Anrede unheimlich wurde, und sprang erschrocken von seinem Sitze auf, „warum hüllt Ihr Eure Nachrichten in diese fürchterlich dunkeln Redensarten, die mich peinigen? Sprecht, es sind Nachrichten angekommen, und Ihr wißt nur zu gut, daß sie die Botschaft meines Verderbens bringen!" — „Wolle mich Gott behüten," sagte der Kapitän, „daß ich Euch Trauriges sagen müßte. Nein, Eure Sachen stehen gut, sehr gut, und werden immer so stehen. Doch Ihr kennt die Launen des Schicksals. Gegen seine eigenen Kinder ist das Glück oft am treulosesten. Für diesen Fall will Euch ein Freund mit seinem Rathe dienen." — „Habt Ihr ein Mittel," erwiderte der Kaufmann, „den englischen Schiffsjungen in den Mastkörben die Augen zu blenden, daß sie meine Schiffe nicht sehen? Wißt Ihr ein Mittel, die Kugeln, die in diesem Augenblick die Artemise, oder meinen herrlichen Neptun, oder den nur dem Namen nach feuerfesten Salamander treffen können, unschädlich zu machen? O, was seyd Ihr für ein Mann, meiner Lage zu spotten!" — „Ihr versteht mich nicht," sagte jetzt Malpart sehr bestimmt. „Ich will offen mit meinem Plane hervortreten. Meine Kapitänstressen sind verrostet, ich habe Nichts zu verlieren, Ihr Alles. Es darf uns also Beiden nur erwünscht seyn, so viel zu gewinnen, als wir können. Ihr besitzt Vermögen, kauft einen Marquebrief, rüstet einen Kaper aus, spickt ihn tüchtig mit Kanonen, werdet Korsar und überlaßt mir das Kommando eines solchen Drachen, der Euch goldene Schätze nicht nur hüten, sondern auch erwerben kann."

Das war zu viel für den Kaufmann von Havre. Herr Bernard liebte den Frieden, er war ein Enthusiast für die Tugend und die Moral, er achtete die Gebote der Religion, und hatte seinem Koche verboten, in seinem Hause Geflügel zu schlachten, weil er es nicht zur Mördergrube machen wollte. Jetzt sollte er sich an die Spitze einer räuberischen Unternehmung stellen, sollte zur Vernichtung seiner Mitmenschen einen Mann aussenden, dessen Herz nie einem sanften Gefühle zugänglich gewesen war, sollte ihm die Vollmacht geben, auf so viele Väter, deren Kinder und Frauen er dadurch zu Waisen und Wittwen machen würde, auf so viele Söhne, die vielleicht die Stütze ihrer Eltern sind, glühende, mordende Kanonenkugeln abzuschießen! Herr Bernard legte beide Hände auf die Augen, die Sinne schwindelten ihm und er schwankte erschüttert auf seinen Sessel zurück. Aber er besann sich; es fiel ihm ein, daß er unter Andern auch Patriot sey; er berechnete den Vortheil, den er der Nation und seinem Kaiser bringen könnte, wenn er die Rathschläge des Exkapitäns befolgte. Und Malpart unterließ nicht, ihn in dieser Ideenverbindung zu erhalten. Er schilderte ihm die Verdienste, die er sich um das Wohl seines Volks und besonders um die Beschleunigung des Friedens erwerben könne, und vermied sorgfältig jede unzarte Hindeutung auf die lukrative Seite des Unternehmens; Bernard schwankte, er hatte nichts mehr zu erwidern, und gab endlich zu allen Vorschlägen seinen ungetheilten Beifall. Der Handel wurde geschlossen, die Summe für den Ankauf des Kaperprivilegiums angewiesen, der Lohn des Kapitäns und der Mannschaft, die zusammenzutreiben dieser auf sich genommen hatte, bedungen, und bald sah man Beide nach dem Hafen gehen, um ein taugliches Schiff anzukaufen, Malpart, eine hagere, finstere Gestalt, mit schlecht empfehlenden Zügen und in mehr als unordentlichem Aufzuge, Bernard, eine umfangreiche, kleine Figur, in sorgfältig abgestäubtem, weitschössigem Frack, weißen Manschetten, Puderkopfe und einen goldknöpfigen Bambusstock in der beringten, feinen Hand. Der Mann trat sehr behutsam auf, als ob er fürchtete, die empfindungslosen Steine könnten ihm seine Grausamkeit vorwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Wenn die leidenschaftliche Liebe wieder zur Vernunft kommt, so gleicht sie gewöhnlich dem weißen Aschenhäutchen, das sich auf den glühenden Kohlen zeigt. Dieser Moment wird oft für das ganze Leben entscheidend. Wenn die Kohlen sich zu behäuten anfangen, so verschließt man, damit die Wärme nicht verfliege, den Ofen. Wenn die Leidenschaft der Liebe ein Gleiches thut, so muß man die Klappen des Herzens herunterlassen. Versäumt man dieß, so werden die Wünsche sich bald nach Pelz, Handschuhen und Fußsack umsehen müssen.

Die Vorsätze der meisten Menschen werden Makulatur, weil die Auflage, die sie davon machen, mit der Möglichkeit des Absatzes in keinem Verhältnisse steht.

*

Man findet bei geistvollen Gelehrten bisweilen eine Lieblingsmeinung, die so tief unter ihren übrigen Ideen steht, daß man sich über die Beibehaltung dieser Mignon-opinion nicht genug wundern kann. Man denke an die Günstlinge gewisser oft sehr hochsinniger Fürsten, die so weit hinter ihrem Schutzherrn zurückbleiben, daß man ein Zusammentreffen für unmöglich halten sollte. Je hochsinniger ein Fürst, desto kleinlichdenkender in der Regel sein Favorit. Je geistvoller ein Gelehrter, desto alltäglicher ist, mit wenigen Ausnahmen, seine Lieblingsmeinung.

*

Wie gut geschriebene, aus der Quelle entnommene Monographien einzelner Städte und Ortschaften zur Berichtigung und Aufhellung der Spezialgeschichte dienen, so fließen aus der Ergründung einzelner Meinungen und Leidenschaften Vortheile für die Geschichte des menschlichen Herzens, von denen der gewöhnliche Mensch keinen Begriff hat. Die Sache ist übrigens nicht so ganz leicht. Um eine brauchbare Monographie von einer Stadt zu liefern, muß man die Augen anstrengen, alte Chroniken durchlesen und staubige Archive durchwühlen. Die Chronik unserer Gefühle ist oft sehr unleserlich geschrieben, auch kommen der Anachronismen sehr viele darin vor. In dem Lararium des Herzens herrscht nicht selten die größte Unordnung, weil die Phantasie, ein sehr schlechter Archivar, hier ihr Wesen treibt. Jeder guten Selbstbiographie sollten billig solche Monographien vorausgehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Bouilly und die unabhängigen Dichter.

Man wirft Bouilly eine übertriebene Sentimentalität vor; davon ist in uno folio nicht die mindeste Spur vorhanden, und er ist hier ganz von seiner Lieblingsgattung abgegangen. Das Stück ist witzig und komisch, wie jede Operette es seyn sollte. Bouilly hat seinen Tonsetzer überlebt und ist jezt einer der ältesten Operettendichter Frankreichs. Der Mann ist noch immer thätig, und wie ich höre, hat er in der lezten Zeit Erinnerungen aus seinen frühern Lebensjahren geschrieben und dabei den gesellschaftlichen Zustand von Paris in seiner Jugend geschildert. Daran thut er wohl. Bouilly hat viel mit Dichtern, Tonkünstlern, Schauspielern und in der reichern Welt gelebt, er hat sich durch seine Dichterarbeiten ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben, und ist so klug gewesen, stets ein unabhängiges Leben zu führen. Die politischen Revolutionen, welche die Vermögensumstände so mancher Personen zerrüttet haben, sind demnach ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er hat von keiner der Regierungen, die in Frankreich aufeinander gefolgt sind, abgehangen, und ist also auch mit keiner derselben gefallen. Bei allen Stürmen und Begebenheiten in seinem Vaterlande hat er fortgefahren, das Publikum zu belustigen, und dafür stets Beifall eingeerndtet, zumal sein eben nicht tiefes Talent sehr gefälliger Art ist und daher von allen Klassen leicht begriffen wird. Seine Stücke werden immer noch aufgeführt, wo nicht alle, doch die meisten, und die von ihm abgefaßten Schriften haben sich eines guten Absatzes zu erfreuen. Ich wüßte wenig berühmte Dichter in Paris, welche stets ein so ruhiges und angenehmes Leben geführt hätten, als er. Ich hörte ihn neulich in einer Gesellschaft ein Bruchstück aus seinen Memoiren vorlesen, worin er erzählt, wie eine Stelle in seiner ersten Operette: „Peter der Große zu Zaardam,“ welche eine Anspielung auf den damals so populären Minister Necker enthielt und vom Publikum sogleich auf diesen bezogen wurde, ihm den Eintritt in das Haus und die Gesellschaft dieses Ministers verschafft und ihn mit der Frau von Staël bekannt gemacht. Necker, dem die Schmeicheleien gar nicht mißfielen, wollte den jungen Dichter zu seinem Sekretär machen; Bouilly aber zog seine bescheidene Unabhängigkeit dem glänzenden Loose vor, das der Minister ihm bereiten wollte, und er mag sich seitdem oft über diesen weisen Entschluß gefreut haben. Uebrigens ist er nicht der einzige Theaterdichter, der sich fern von den Staatsgeschäften und von allen Staatsbedienungen hält und sein eigener Herr bleibt, was immer das beste Loos ist, das sich ein beim Publikum beliebter Schriftsteller wünschen kann. Scribe hat sich bekanntlich nie mit etwas Anderm abgegeben, als mit seinen Dichtungen, und er steht sich besser dabei, als wenn man ihn zu einem Chef de bureau oder zu einem Maître de requêtes gemacht hätte. Victor Hugo lebt eben so unabhängig und sichert sich ebenfalls durch seine Schriften ein gemächliches Leben, wenn er noch zehn oder zwölf Jahre mit so vielem Aufsehen als jezt in seiner dichterischen Laufbahn fortfährt. Cas. Delavigne hat zwar die Stelle eines Bibliothekars beim Könige, und dieß schadet ihm in so weit, daß er nicht mehr ganz frei in seinen Aeußerungen seyn kann. Ueberhaupt hat sein Ruf seit einigen Jahren abgenommen. Er arbeitet nicht so leicht, als andere Dichter, sondern überarbeitet seine Dichtungen, besonders die dramatischen, lange, ehe er damit auftritt. Sein Bibliothekartitel gibt ihm übrigens wenig Beschäftigung, und er bringt einen Theil des Jahres auf seinem Landgute zu. Alexander Düval, der Verfasser so mancher Lustspiele, die sonst die Pariser entzückten, ist nicht so glücklich gewesen, als die vorigen. Die dramatische Laufbahn hat ihn nicht bereichert und er hat um eine Bibliothekarstelle anhalten müssen, die ihm denn auch an der sogenannten Arsenalsbibliothek ertheilt worden ist. Er gab neulich eine poetische Epistel an Victor Hugo heraus, worin er seinem jüngern Mitbruder auf klassisch elegante Weise sein romantisches Unrecht verwies und ihn ermahnte, zu den alten klassischen Mustern des französischen Theaters zurückzukehren und die romantischen Ungereimtheiten und Ausschweifungen zu vermeiden, was einem so trefflichen Kopfe, meint er, ein Leichtes seyn würde. Victor Hugo hat, so viel ich weiß, auf diese Ermahnungsepistel nicht geantwortet, wenigstens nicht öffentlich; vielleicht hat er über den gutmüthigen Schritt des klassischen Dichters gelächelt, der jezt einen neuen Geschmack im Publikum verbreitet findet und sich nach demselben nicht fügen kann. Es gab eine Zeit, da auch Alexander Düval als ein Neuerer betrachtet wurde. Sein Schauspiel Menuisier de Livonie konnten die damaligen Erzklassiker mit den alten Mustern auch nicht reimen. Jezt ist Düval in dem Fall, Vict. Hugo als einen Neuerer zu tadeln. Es wäre lustig, wenn nach Verlauf von dreißig oder vierzig Jahren der alt gewordene Vict. Hugo ebenfalls einem jüngern, kühnen Mitbruder seine Neuerungssucht zu verweisen hätte.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 3. Mai 1833.

Krieg, Handel und Piraterie,

Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Goethe.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Havre de Grace, jetzt so bekannt als Einschiffungsort der deutschen Auswanderer, war von jeher der wichtigste Seehafen des nördlichen Frankreich. Am Ausfluß der Seine gelegen, kann man es den Hafen von Paris nennen, dessen zahllose Bedürfnisse zum großen Theil durch die weitverzweigten Handelsverbindungen dieses Platzes befriedigt werden. Es lag aber in den nothwendigen Folgen, die das System der Continentalsperre nach sich zog, daß auch hier ein großer Theil der frühern Lebhaftigkeit verschwunden war, ja daß der Verkehr kaum in etwas Anderem bestand, als dem Einbringen englischer Schiffe, oder solcher Fahrzeuge, die unter englischer Flagge sich geschützt glaubten, und den französischen, weniger zahlreichen Kreuzern unglücklicherweise in die Hände gefallen waren. Diese Schiffe wurden dann von einem Prisengericht für gute Prisen erklärt, nach ihrem Inhalt und ihrem materiellen Werth tarirt, und im Betrag der ermittelten Summe zu gesetzlich bestimmten Portionen dem Kaper und der Krone zugeschlagen. Die Waaren und das Schiff wurden an die Meistbietenden verkauft.

Das Schiffswerft, dicht an dem geräumigen, aber schwach besetzten Hafen gelegen, war in einen Auktionsplatz umgewandelt worden. Wo man sonst nur die Axt und die Säge des Zimmermanns hörte, da vernahm man jetzt nur zuweilen den Zuruf der Arbeiter, welche ein erbeutetes Schiff auf Walzen an das Ufer zogen, oder die Gebote der Kauflustigen, die an dem Schiffe nicht mehr seine Form und Bestimmung sahen, sondern nur ein mannichfaches Material von Eisen, Holz, Stricken, das sich zu andern Zwecken benutzen ließ.

Es war ein weitplankiger Kutter, um den sich heute die Holz- und Eisenhändler versammelt hatten. In der Ferne standen müßige Kaufleute, die in bessern Zeiten diesen Kiel nicht Andern würden überlassen haben. Man konnte diesen stolzen Segler noch keineswegs ein Wrack nennen, so vollständig war er noch in seinem Zeuge; er mußte sich ohne langen Kampf der Uebermacht ergeben haben. Aber was kümmerte das die Holzhändler? Der Auktionator, ein Mitglied des Prisengerichts, hatte schon das erste Gebot erhalten, und der Ausrufer rief den Versammelten zu: fünfhundert Franken zum Ersten! Das war nicht viel; man konnte mehr bieten. Achthundert! das Schiff war unter Brüdern tausend Franken werth, wenn man die Arbeit und den Zweck seiner ersten Bestimmung, die den Werth wohl zehnfach steigerten, abrechnete. Tausend einhundert Franken! Nun, das war schnell gegangen! Es trat eine Pause ein. Man war auf einige Zeit aus allen seinen Berechnungen gekommen, man mußte sich wieder auf alle

Ansätze besinnen, die man in Gedanken gemacht hatte: was verdienst du? wie viel Prozent gehen dir verloren, wenn du hundert Franken mehr bietest? Ei nun, mit zweihundert fünfzig Prozent läßt sich auch verkaufen, selbst in Kriegszeiten: tausend zweihundert Franken! Fünfhundert! rief ein anderer, der vielleicht bessere Absatzwege hatte, oder reich genug war, sich mit zweihundert zwanzig Prozent Gewinn zu begnügen. Aber das schien das Höchste zu bleiben; die andern Herrn wandten sich alle kopfschüttelnd um, sie zuckten über das Wrack verächtlich die Achsel, bemitleideten den Mann mit seinen anderthalbtausend Franks, rechneten aber dabei noch immer an ihren krampfhaft bewegten Fingern, weil in der That das Schiff besser war, als wofür sie sich das Ansehen gaben, es zu halten. In demselben Moment wandten sich Alle wieder um, und es folgten blitzschnell die Gebote: Sechshundert! Sieben-, Acht-, Neunhundert, Zweitausend! Das war ein Donnerschlag: zweitausend Franken! Man lachte den Wagehals aus, um seinen Aerger zu verbergen, und dieser stand bleich und zitternd da; denn leicht konnte es einem einfallen, daß das Schiff noch einen größern Werth habe. Einzelne, die dieß zu ahnen schienen, gingen prüfend um dasselbe herum, sie stiegen auf einer kleinen Leiter in den innern Raum, klopften, ob das Holz noch jung, nicht faul und morsch sey, taxirten die Eisen- und Blechbeschläge, zogen an den armdicken Tauen, als wenn sie sich zerreißen ließen, und nun flogen noch hintereinander ein-, zwei- dreihundert Franken durch die Schießscharten, aus der Kajüte, vom Verdeck herunter. Zweitausend dreihundert blieb der höchste Satz, der Ausrufer hatte längst zum dritten Male gerufen, und der Auctionator war eben im Begriff, zuzuschlagen, als eine furchtbare Stimme: Dreitausend! rief. Man wandte sich entsezt um, es war Malpart, der im ganzen Hafen berüchtigte Exkapitän Malpart. Bernard stand ihm ängstlich zur Seite; er bestätigte das Gebot seines Begleiters, erhielt den Kutter und zahlte die Summe aus, die selbst für diesen reichen Kaufmann allgemein zu hoch schien.

Die folgenden Tage brachten ein ungewöhnliches Leben in die Schiffswerfte. Weil die Reparatur des von Bernard erstandenen Schiffes schleunigst von Statten gehen sollte, so galt es, verdoppelte Kräfte in Bewegung zu setzen. Die Fugen und Löcher wurden trefflich verschlossen, das in seinem alten Zustande sehr zersplitterte Bogspriet durch ein neues ersezt, auch das Segelwerk und die Takelage von dem frischesten Tuch und Hanfe hergerichtet. Lange hatte man keinen so köstlichen Theergeruch im Hafen verspürt, als jezt wieder, da der restaurirte Kutter mit diesem bindenden Harze von allen Seiten bestrichen wurde. Aber wie erstaunte man, als Herr Bernard auch Kanonen und Waffen aus dem Arsenal ankaufte und die Planken seines Schiffs mit zwölf mörderischen Röhren bespickte. Endlich mußten sich diese Maaßregeln aufklären, als von dem Eigenthümer bekannt wurde, er habe sich von der Regierung ein Kaperpatent gelöst und dieses wohlarmirte Schiff unter Malpart gestellt, um gegen die Engländer und die verkappten Neutralen zu kreuzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Kutscher.

(Beschluß.)

Den Leichenkutscher haben wir bis zulezt verspart; er schließt naturgemäß die Reihe, wie das obligate Gensdarmeriepiket einen Leichenzug. Es ist dieß eine ganz absonderliche Spezies von Kutscher, die mit den andern gar nichts gemein hat. Er lebt völlig abgeschieden, von Sonn- und Feiertagen weiß er gar nichts und trägt das ganze Jahr die schwarze Livree seiner gnädigen Herrschaft, des Todes. Sein Gesicht aber trauert nicht, es ist ruhig, gelassen, leidenschaftlos. Der Bursche ist steif wie der Tod, still wie der Tod, kalt wie der Tod, der Tod ist sein täglich Brod. Er fährt des Morgens zu den Bestattungen, wie der Schreiber in seine Kanzlei, der Schauspieler zur Probe, der Nationalgardist zum Exerciren geht. Auf seinem Bock ist er ein Automat mit schwarzen Kleidern, mit einem Krepp am Hut und einer Peitsche in der Hand. Er senkt den Kopf und sieht sich nicht Einmal um, der Sohn oder Bruder des Verstorbenen mag noch so laut schluchzen. Er thut, was seines Amtes ist, nicht mehr, nicht weniger; er führt Leichen, wie ein Anderer Steine oder Stroh führt. Wer oder was der ist, den er führt, darnach fragt er nie: arm oder reich, ein großer Mann oder gar keiner, gleichviel, bekommt er doch vom einen nicht mehr als vom andern. Niemals kümmert er sich darum, was auf dem Sarge hinter ihm liegt; der Degen des Kriegers, die Wappen des großen Herrn, die Bänder des Großwürdenträgers, der Schlüssel des Kammerherrn, das Winkelmaaß des Freimaurers, die Immortellenkrone des Poeten, die Lyra des Musikers, die Sträußer der Jungfrau — das ist ihm alles einerlei; er führt eine Leiche, damit genug. Der Leichenwagenkutscher hat keine politische Meinung; kommt eine Revolution, so schafft er den Schweizer, den königlichen Gardisten und den Volkshelden hinaus und gibt seinen Rossen das einemal keinen Peitschenhieb weiter als das andere.

Je mehr man von Gleichheit, von Ausrottung der Vorurtheile spricht, desto mehr greift die Aristokratie in allen Ständen von oben nach unten um sich, und unter den Kutschern namentlich herrschen ärger als je die alten Mißbräuche. Noch immer sind ihre Kasten streng geschieden:

die adeligen Kutscher sehen vornehm auf die Bankiers-kutscher herab; diese gehen nie mit den bürgerlichen um, und leztere machen sich nimmermehr mit den Miethkutschern gemein. In den großen französischen Häusern, wo man englische Routs gibt, in der Oper, im Theatre français u. s. f. haben nur die galonirten Kutscher das Recht, sich in den Vestibuls an den warmen Ofen zu stellen, während der schäbige Fiaker oder Cabrioletkutscher sich stundenlang auf der Straße langweilen muß; wagte er es, in das Heiligthum der Livree eindringen zu wollen, er würde mit Schimpf und Schande fortgejagt. Allerdings bleibt dem armen Teufel die Weinschenke gegenüber; wenn aber auch Burgunder und Chablis noch so gut sind, dieß tröstet einen Ehrenmann nicht für Verachtung und Unbill.

Die Kutscher, welche sich in der jetzigen Zeit durch die Unzahl von Fuhrwerken zu einer sehr bedeutsamen Menschenklasse aufgeschwungen haben, hatten auch einmal ihre dies nefastos, ihre Leidenszeit; eine Menge derselben sind Opfer des schrecklichen Jahrs 1793 geworden. Während der Schreckenszeit, wo der Adel und die Reichen emigrirt, eingekerkert, guillotinirt oder versteckt waren, gab es in Paris gar keine Luxuswagen mehr. Die einen hatten sie verkauft, die andern ließen sie weislich in der Remise stehen. Man sah nichts von Fuhrwerken, als hie und da einen elenden Fiaker und die Karren des Revolutionstribunals. Die Kutscher waren proscribirt, so gut wie die Herrn; in jener furchtbaren Zeit war keiner so keck, zu sagen, er sey der Kutscher eines Duras oder eines La Popelinière; das Kapitalverbrechen, daß man dem Pferd eines Reichen ein Maaß Hafer vorgeschüttet, oder das eines Aristokraten zur Tränke geführt, hätte einem leicht den Kopf kosten können. Die Siege des Konsulats brachten wiederum die Hälfte der glänzenden Equipagen aus den Schuppen ans Tageslicht; das grandiose Kaiserreich sezte sie vollends in Cirkulation; denn Jupiter sah es gern, wenn die Sterblichen, denen seine Huld die Mittel zu Kutschen und Pferden verlieh, Staat damit machten. Von nun an traten auch die Kutscher wieder in die Würde ein, um die sie in den Tagen der Krise gekommen waren.

Indeßen darf man ihnen immerhin zurufen: überhebt euch nicht eurer Bedeutsamkeit! Die Zeit hat Flügel! Staaten und Völker, die festesten Denkmäler, die herrlichsten Künste, alles vergeht! Die Kultur macht wirklich erschreckliche Fortschritte; sie verschlingt mehr, als sie produzirt, und bald werden wir so weit in der Vervollkommnung seyn, daß, was heute neu erscheint, morgen sammt und sonders alt ist. Dampf und Eisenbahnen drohen jezt schon die Pferde in alle Weite zu jagen und die Kutscher vom Bocke zu werfen. Wer wird sich noch mit Kutscher und Pferden schleppen wollen, wenn man ein Dutzend Meilen in der Stunde machen und dabei stets warme Fleischbrühe haben kann? Ja, seit einiger Zeit geht Alles verzweifelt schnell, und es sieht nicht darnach aus, als ob wir bald die Zügel anziehen könnten. Wir rennen immer zu, und wissen nicht wohin. Gleichviel! Vorwärts! fahr zu Kutscher!

Tantalus.

Hell ruft des Mondes goldnes Horn
Vom Himmel nieder durch die Nacht
Zu süßen Liebesliedern;
Sacht lauschen dunkle Büsche vorn,
Und ferne Berge lauschen sacht,
Mit Echo zu erwidern.
Die Blumen auf dem Gartenplan,
Wie lüstern flüstern sie im Kreis
Und hauchen Duft ohn' Ende;
Der Springbrunn flattert hoch hinan
Und regnet nieder tropfenweis
Auf schwanke Blätterwände.
Die Nachtigall erwacht mit Macht,
Der Garten darf nicht stille seyn,
Er muß von Tönen schwellen:
So feurig schaut die Sommernacht
In's dunkelgrüne Laub hinein
Und auf die blanken Wellen.
O daß ich einsam irren soll,
Und daß ich dich, Geliebte, hier
In keiner Laube finde!
Wozu denn schmückt so wonnevoll
Die Nacht mit sternenlichter Zier
Ihr trautes Laubgewinde?
So neckt mich Amor dort und hier,
Er zeigt mir dich und hält am Tag
Fernab die Liebessterne,
Dann brennt er alle Sterne mir
Bei süßem Nachtigallenschlag,
Und hält dich selber ferne!

Adolph Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

Die griechischen Gesandten und ihr Gefolge.

Wir haben unsere Griechen vor den Stufen des Throns gelassen, im Begriffe, die Huldigung der griechischen Nation ihrem neuen Könige darzubringen. Wir haben dieser Ceremonie, deren Umstände übrigens aus öffentlichen Blättern bekannt sind, nicht beigewohnt, und nehmen den Faden der Erzählung da wieder auf, wo eine Feierlichkeit zu Ende

war, die zwar zufällig in die deutsche Geschichte gekommen, die aber neben die schönsten Bilder derselben ein gar seltenes aufstellt. Abends war offene königliche Mittagstafel (im Herkulessaale), wo die Gesandten von England, Rußland, Frankreich und Griechenland, die Mitglieder der griechischen Regentschaft und der Hof in Gala erschienen. Nach demselben fuhren die griechischen Gesandten zu dem von Rußland zum Thee. Hiemit begann für sie eine unaufhörliche Reihe von Vergnügungen. Der Namenstag der Königin und die Thronbesteigung Otto's wurden durch Diners, Bälle, Abendcirkel, Konzerte ꝛc. bei den Staatsministern, bei den Ministern von Frankreich, Rußland und England, im Museum, im Frohsinn, im Odeon ꝛc. gefeiert; allerlei Jagden wurden in der Gegend von Passing, von Nymphenburg, Diesenhofen, Freysing, Freymann, im Garten von Grünwald ꝛc. gehalten; die Freuden des Oktoberfestes gingen erst mit dem Sonntage der nächsten Woche zu Ende, und die des Theaters wiederholten sich fast täglich. Die Gesandten von Hellas schienen sich sehr zu unterhalten. Sie besuchten die verwittwete Königin in Tegernsee, den Hofrath Thiersch, die Kunstausstellung, die Bildergallerie in Schleißheim, sie besichtigten die Münze, das Naturalienkabinet, die Buchdruckerei des Herrn Franz, das allgemeine Krankenhaus ꝛc. Auch genossen sie die Freude, sich selbst zu sehen, auf dem Kunstverein, in allen Kunstläden, bei den Konditoren und auf den in den Glasschränken ausgehängten Pfeifenköpfen. Auf dem Kunstverein standen ihre Büsten vom Bildhauer Kerb. Gewiß werden sie auch einmal in Romanen und Novellen erscheinen; daher will ich sie und ihr Gefolge etwas näher bezeichnen.

Miaulis ist ein Sechziger, von mittelmäßiger Größe, mit kurzem, grauem Haupthaare, mit buschigen Braunen, mit hellen, klaren Augen und ruhigen, dabei geraden, ungescheut auffassenden Blicken, ernst und tief, aber nicht verschlossen, fest und zuverlässig, aber gutmüthig, wie überhaupt die Hydrioten zu seyn pflegen, glühend vor Liebe für sein Vaterland. Seine Haltung, so würdevoll sie ist, scheint sehr bescheiden, weil er sich immer in den Grenzen seiner Würde hält; seine Kleidung, höchst einfach, wie ich sie schon früher angegeben, paßt ganz zu seinem Charakter und zu seiner Geschichte; denn nur einem abentheuerlichen Helden, wie einem Karl dem Kühnen, einem Mürat u. dgl. steht phantastischer Anzug gut. Miaulis hat im hiesigen Kadetteninstitute zwei Söhne, einen von sechzehn, den andern von vierzehn Jahren, welche sich durch ihren Fleiß und durch ihr Betragen höchst vortheilhaft auszeichnen. — Konstantin, oder besser Kostaki Bozaris ist gegen fünfzig Jahre alt; seine Gesichtsbildung nähert sich dem slavischen Typus am Cattaro und auf dem Montenegrino; er ist nicht groß, sieht älter aus, als er ist, und man meint, es spiegle sich das Grämliche seines Gesichtes in seiner ganzen schmächtigen Gestalt, in seinem ganzen Wesen ab. Die vielen Leiden, welche früher über ihn gekommen, waren so unauslöschlich, daß sie noch jezt an ihm zu nagen scheinen; sein Anblick erregt ein sanft schmerzliches Gefühl, und man denkt dabei unwillkührlich an die Drangsale von Suli und Missolunghi. Er ist still; die Eindrücke von außen scheinen ihn kaum zu berühren, weil er ihrer, nachdem er lange ihr Opfer war, endlich Meister geworden und sie ruhig aufnimmt und bedachtsam überlegt; daher zeugt das Wenige, was er spricht, eben so sehr von dem Gehalte seiner Gedanken, als von der Feinheit, mit welcher er sich dieselben zu Nutze zu machen weiß. Bis zum Tode seines Bruders Markos schien er eher passiv; dann aber zeigte er, was er zu thun im Stande ist; als wäre der Geist seines Bruders in ihn gefahren, schlug er mit wenigen Hunderten die vielen Tausende des Pascha von Scutari. Ganz verschieden von ihm ist General Koliopulos. Da ich willenlos die drei Gesandten die Männer aus dem Morgenlande genannt habe, so möchte ich nun Koliopulos Kaspar heißen, wegen nichts Anderm, als weil in dem Worte Kaspar so etwas liegt, was sich auf denselben beziehen läßt. Koliopulos ist ein guter Mann, der sich in Alles gleich zu schicken weiß, und so auch in den Willen Anderer, der das Licht der Welt nicht entdeckt hat, der sich aber an dessen Glanze, nachdem es ihm gezeigt worden, am meisten zu freuen scheint und sich in seiner Andacht nicht irre machen läßt, sollte er auch das Oechslein brüllen und das Eselein schreien hören. Koliopulos ist wohlgenährt und wohlbeleibt, ohne eben dick zu seyn; er ist gesprächig, gesellschaftlich und zeigt, daß er noch in den besten Jahren steht. Er hat, wie schon bemerkt, viele Ländereien und Heerden, ein großes Haus in Nauplia und neun Töchter. Er hat sich sehr tapfer bewiesen, hat nebst Kolokotroni die meisten Streifzüge auf türkischem Gebiete gemacht und immer dahin, wo am meisten davonzutragen war; denn er liebt — ich weiß nicht, ob auch das Geld — die Pracht sehr. Es wundert mich, daß er hier keine Gemälde gekauft, da er doch dergleichen gern hat und schon mehrere von französischen Künstlern zu Hause besizt. Seine Kleider und Waffen strozen von Gold; doch trug er, so wie auch Bozaris, fast immer dieselben, nur daß er zuweilen, vorzüglich wenn er auf die Jagd ging, einen prächtigen grünen Mantel aus gestreiftem Seidenbrokat, mit reichen, goldenen Schnüren, überwarf. Weder er, noch seine Kollegen konnten mehr als ihren Namen schreiben; er befliß sich aber, scheint es, der Schreibkunst und auch der Erlernung der italienischen Sprache, mit Hülfe des Grafen Metaxa; denn in seinem Zimmer fuhren häufig Blätter und Schnitzel Papier herum, mit gewaltig hingesäbelten Buchstaben und Wörtern darauf, welche wegen ihres ergözlichmarzialischen Aussehens unmöglich von einem Kinde herrühren konnten, sondern unserm wißbegierigen, den türkischen Schlössern schrecklichen Koliopulos angehörten. Sein Adjudant, der Major Paulidis, ein junger Mann von sechsunddreißig Jahren, hielt ebenfalls viel auf seine Kleider. Er ist vier Jahre in Wien gewesen, wo er studirt hat. Er spricht vortrefflich deutsch und besizt ganz jene europäischen Manieren, die wir liebenswürdig nennen. Andreas Stipas, hydriotisch kostümirt, Adjudant des Miaulis, ist ein kleines, häßliches, äußerst gutmüthiges Männchen von etwas mehr als vierzig Jahren, schwarz von Haar und Bart, tiefbraun von Gesichtsfarbe, ernst und düster, wenn er in sich gekehrt ist, sonst aber von funkelnder, blitzender Lebendigkeit. Er ist einer der besten Kletterer und Springer seines Volks, und spricht mit einer Geläufigkeit und Schnelligkeit, die man nur bei Südländern findet. Vasilis Zaravellas, Hauptmann, Adjudant des Bozaris, ein tapferer, langer, hagerer, gravitätischer, guter, alter Suliote. Sein langer Hals bewegt sich sonderbar bei den sonderbaren Geberden seines sonderbaren Gesichtes und seiner Arme. Sein Gang ist so, daß sein nach albanesischer Weise hinten am Kreuze angehängter Säbel beständig herüber und hinüber schlendert. Gleich Bozaris und Koliopulos, ist er vorne an Stirn und Schläfen geschoren und trägt das übrige Haupthaar so lang als möglich, schürzt es aber gewöhnlich unter das Fessi. Er war einmal in neapolitanischen Diensten und da lernte er ein wenig italienisch, ein Bischen Horn blasen und vortrefflich Billard spielen. Wenn er so recht bei guter Laune ist, so holt er sein Horn und bläst, daß man davon laufen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Mai 1833.

— Vermach' dem Tode dein
Erstarren, denn von ihm erlöst dich nun
Ein süßes Leben.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Der Stammhalter.

Das Hochgebirg durchbraust die Luft
Von einem Hochzeitfeste;
Es bricht an grauer Felsen Brust
Der Jubel sich der Gäste.
Wie kam der finstre Thane dazu,
Ein holdes Kind zu freien?
Was stört der stummen Wälder Ruh
Der Hörner wildes Schreien?

Besorglich trat ein jeder Gast
In die gebräunten Hallen;
Der Fröhlichste verzagte fast,
Ob es ihm kann gefallen.
Schwarz war von je des Grafen Blut,
Er kargte mit der Rede;
Drum Manchem schlimmer war zu Muth,
Als ging's zu blut'ger Fehde.

Drum staunten sie, als mild und hold
Er ihre Furcht beschämte
Und seine Rede, klar wie Gold,
Sie freundlich überströmte.
O! göttlich ist der Schönheit Macht,
Wenn solchen Gram verjüngen,
Wenn sie so tiefer Schwermuth Nacht
In Fesseln konnte zwingen!

Hoch sprang der Freude Purpurstrahl
Aus aller Herzen Grunde;
Das seltne Horn, der Goldpokal
Ging tönend in die Runde;
Bis mit der Dämmerung der Thane
Gebot des Jubels Bächen
Und zu dem bunten Kreis begann
Ein ernstes Wort zu sprechen:

„Ich bin, ihr Herrn! in eurer Schuld
Seit langer Zeit geblieben;
Mein Sinn, entblößt von Zier und Huld,
Hat euch von mir vertrieben;
Doch zürnt ihr nimmer, wenn ihr hört
Die seltsamen Geschicke,
Die Tag und Nacht mein Herz verstört,
Umdunkelt meine Blicke.

Mein Vater (Friede seinem Staub!)
Stand, jung noch, nah dem Throne,
Da ward er des Verführers Raub:
Er strebte nach der Krone.
Fehl schlug das kühne Wagestück,
Es nahm ein schlimmes Ende;
Mein Vater fiel, mit üblem Glück,
In seines Fürsten Hände.

Da lößte sich des Königs Zorn
In höhnendes Frohlocken;
Ganz lag der Gnaden edler Born
In seinem Busen trocken.
Er lechzte nach des Grafen Blut;
Daß der des Stamms der lezte,
Das war's, was seinen Uebermuth
Am meisten noch ergözte.

Am Sterbetag von schwarzem Tuch
War ganz der Thurm beschattet,
Der holden Braut nur ein Besuch
Beim Grafen noch gestattet.
Ihm glühte bis an's Schattenreich
Des mark'gen Lebens Flamme;
Gewendet ward der Todesstreich
Von dem erlauchten Stamme.

Ihr ahnt, o Männer! daß der Stern,
Der jene Stunde lenkte,
Auch eines neuen Lebens Kern
Mit bittrer Galle tränkte;
Daß, als die Mutter mich gebar,
Mir schon die Sinne krankten,
Die Schwermuth meine Amme war,
Gespenster mich umschwankten.

So dünkt' ich, als heran ich wuchs,
Dem Tode mich verfallen;
Ich fühlte sich den Griff des Fluchs
In meine Locken krallen;
Ich meint', ich müsse vor dem Licht,
Dem Diebe gleich, erbleichen,
Und mit verhülltem Angesicht,
Des Schattens Schatten, schleichen.

Ich wähnte, zu vergeh'n wie Rauch,
Wenn mich die Luft berühre,
Sann Tage, Nächte lange, ob auch
Mir dazuseyn gebühre?
Mein Leben — flüchtig wie das Roth
Auf meines Vaters Lippen —
Erbeutet, als in lezter Noth
Sein Schiff zersprang an Klippen!

Doch wißt, daß jezt des Sternes Macht,
Des trüben, überwunden!
Ein anderer, mit heitrer Pracht,
Hält seine Kraft gebunden.
Aus Todtengrüften, neblig kalt,
Darüber Raben schweben,
Zieht mich's mit sühnender Gewalt
Hinauf in's frische Leben!"

Jezt vor den Pforten, freudig laut
Erhob sich ein Getümmel.
Und trat herein die schöne Braut,
Im Aug' den klaren Himmel.
Von ihrer Stirn sah man das Licht
Des ew'gen Friedens fließen,
Und milder stets das Angesicht
Des Gatten übergießen.

Wohl dünkt' es allen Gästen leicht,
Mit solchen Rosenhänden
Den Than, von langem Gram gebleicht,
Dem Leben zuzuwenden.
Vor solcher Huld wich jeder Traum,
Die neckenden Gesichte,
Und prangten am erstarrten Baum
Des Lebens goldne Früchte.

Glückwünschend schied der Gäste Schaar
Aus fackelhellem Hause,
Und einsam blieb das edle Paar
In still geschmückter Klause.
Am Himmel auf ein Sternbild stieg,
Mit röthlich heitrer Flamme,
Verkündigend des Lebens Sieg,
Und ew'gen Glanz dem Stamme.

Gustav Pfizer.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Es ist nothwendig, über den Urheber aller dieser Dinge einige Erläuterungen zu geben. Malparts Vater war Pilot und einst beim Bugsiren eines Schiffes in fürchterlichem Sturme vor dem Hafen ertrunken. Dieser Unglücksfall machte seinen noch unmündigen Sohn zu dem Kinde Aller, die in dem Hafen ihre Heimath hatten. Unter den rohen Eindrücken, die er hier erhielt, und für welche sein wilder, ungestümer Sinn nur zu empfänglich war, wuchs er auf, vertraut mit dem Leben und Treiben des Hafens, vertraut mit dem Meere auf einigen Meilen in der Runde, das er bald sicher und unerschrocken zu befahren lernte. Seine Bestimmung für das Seeleben war entschieden. Er unternahm zuerst in den niedrigsten Rangstufen größere Fahrten, zeichnete sich auf ihnen durch seine Kühnheit und Unerschrockenheit, die seine ihm zur Natur gewordene Brutalität vergessen ließen, aus und erreichte bald die höhern Stellen, die ihm bei den zwischen England und Frankreich ausbrechenden Seekriegen endlich in der Marine die Stelle eines Kapitäns verschafften.

Die Anforderungen, die die Disciplin der Flotte an seinen aller Subordination unfähigen Sinn machte, zogen ihm eine Reihe von Mißhelligkeiten zu, aus denen ihn nur seine besondern Fähigkeiten zu reißen im Stande waren. So lange Malparts Unternehmungen glückten, verzieh man es ihm, daß er sie nach seinem eigenen Kopf anfing; als ihm aber die Umstände ungünstiger wurden, rechnete man ihm Alles zum Verbrechen an, was man früher nicht bemerkt hatte. Das Strafgericht, das über mehrere Anführer der bei Abukir so unglücklichen Franzosen verhängt wurde, traf auch ihn. Es ist bekannt, daß Nelson mehr durch die Unvorsichtigkeit seiner Gegner, als durch seine eigene Ueberlegenheit siegte, daß sich die französischen Schiffe von ihren Kanonen entblöst hatten, und daß diese, trotz der unglaublichsten Anstrengungen, beim Beginn des Treffens nicht vom Land wieder auf sie zurückgebracht werden konnten; man schob einen nicht geringen Theil der Verantwortlichkeit für dieses Versehen auf Malparts breiten Rücken, und die Folge war seine Kassirung. Der Exkapitän kehrte nach Hause zurück. Er konnte in Privatdienste treten, aber sein Unglücksstern verhinderte eine Beschäftigung, die ihn mit dem Leben wieder hätte versöhnen, und es ihm und andern erträglich machen können. Das Kontinentalsystem sistirte alle Unternehmungen, und weil man es versäumte, Malpart gleich nach seiner Rückkehr Anerbietungen zu machen, so verschmähte er es, sich selbst darum zu bewerben. Er ließ seinem dissoluten, rohen Sinne jezt jeden Zügel schießen, und wenn er auch der Hafenkönig blieb, so machte ihm sein Volk doch wenig Ehre. Man sah ihn nur im Kreise von Menschen, die von den Zeitumständen gleichfalls in Unthätigkeit versezt, sich an ihrem Schicksal zu rächen meinten, wenn sie sich den rohesten Sitten und einer für jedes Laster den Weg bahnenden Trägheit hingaben. Es war nur der Rest früherer Bekanntschaft und das imponirende Auftreten Malparts, das ihn bei solchen Umgebungen noch in einer Verbindung mit dem moralischen Bernard erhielt.

Malpart war zu dem eingeleiteten Unternehmen unstreitig der geschickteste Mann. Er war auch allein im Stande, die für die Bemannung des Schiffes tauglichen Subjekte herbeizuschaffen. Die Häfen sind zwar noch immer der Aufenthalt der Abentheurer, Glücksritter und des schlechtesten Gesindels gewesen, das sich an Jeden verkauft; aber nachdem die kaiserliche Marine Alles an sich gezogen hatte, was nur irgend in der Jacke eines Seesoldaten oder Matrosen figuriren konnte, mußten die in Havre zurückgebliebenen Reste nur der unbrauchbarste Ausschuß seyn. Mit diesen Menschen wollte sich Herr Bernard den Ruf eines Patrioten erwerben. Aber was kümmerte das zulezt ihn? Es waren die Erfolge, auf die er spekulirte, nicht die Menschen, von denen sie herbeigeführt werden mußten. Es handelte sich hier nicht um moralische Fähigkeiten, sondern um seemännische Kenntnisse, Muth und Verwegenheit, und er überließ es seinem Autorisirten, dem Exkapitän, Menschen herbeizuschaffen, die sich durch diese Vorzüge auszeichneten. „Malpart,“ sagte er, „unsere Interessen sind dieselben. Ihr wißt, ich liebe die Ordnung und die Gesetzmäßigkeit, weil sie die Bedürfnisse meines Herzens sind, und ich weiß, daß dieselben Tugenden in Euch einen Beschützer finden müssen, weil Ihr anders nicht eine Maschine regieren könnt, die, obschon unzählige Augen und Ohren, doch nur Einen Mund, der die Befehle gibt, haben darf. Ich beschwöre Euch, sezt einige Strafen für das übermäßige Fluchen fest; ordnet wenigstens des Abends ein gemeinschaftliches Gebet an und enthaltet Euch aller Zoten und unsaubern Geschichten, die die Ohren der Meerdämonen nur beleidigen. Ich mache Euch dafür verantwortlich, daß mich niemals der Vorwurf treffe, einen Verein von Menschen konstituirt zu haben, der die Langmuth des Himmels herausfordert.“ Malpart nickte, ohne etwas zu sagen, und nahm den schweren Beutel, den ihm Bernard einhändigte, um damit die erste Löhnung seiner Mannschaft zu bestreiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausdehnung des Handels, den Frankreich mit Hühnereiern nach England treibt.

Der einträgliche Handel, welchen Frankreich mit den Eiern seiner Hühner nach England treibt, ist fortwährend im Zunehmen und hat eine Ausdehnung erlangt, welche man kaum glauben sollte. Nach den offiziellen Dokumenten wurden nämlich in den lezten Jahren jährlich beiläufig 60 Millionen Eier von Frankreich nach England eingeführt, und zwar hauptsächlich nach London und Brighton. Rechnet man nun, daß das Dutzend Eier im Durchschnitte nur 4 Pence 12 kr.) kostet, so gibt dieß eine Summe von 83,000 Pf. Sterl. (946,000 fl.), welche England nur für Eier allein jährlich an Frankreich zahlt. Die Mauth, welche die englische Regierung von den eingeführten Eiern erhebt, belief sich im Jahr 1829 auf 22,189 Pf. St., und rechnet man, daß das Dutzend Eier durch die Mauth, die Transportkosten und den Gewinn, den die Verkäufer nehmen, auf 10 Pences (30 kr.) steigt, so gibt dieß einen Werth von jährlichen 213,000 Pf. St. (2,556,000 fl.)

(Polytechnisches Journal.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April

(Fortsetzung.)

Die griechischen Gesandten und ihr Gefolge.

Bavalopulos war der Schönste von Allen, oder, um mich besser auszudrücken, er ist einer der schönsten griechischen Jünglinge, die ich je gesehen habe. Er ist zwei-und-zwanzig Jahre alt, von mittelmäßiger Größe, ebenmäßig und doch sehr kräftig gebaut. Mit dem Stolze und dem Adel, der in seiner Gestalt liegt und sich ganz natürlich in seinem Wesen ausspricht, verbindet er eine große Sanftheit des Gemüths, eine ungemeine Zartheit der Gefühle und seltene Liebenswürdigkeit in den Manieren. Schwarze, lange, glänzende Palikarenlocken, schwarzes, funkelndes, auf hellen Verstand und auf ein schönes Herz deutendes Auge, südlich-blühende Gesichtsfarbe, und dann das schöne Albaneserkostüm! Wahrhaftig, das ist ein schöner Mensch! dachten die hiesigen Frauenzimmer, wenn sie ihm begegneten. Ich denke mir, daß sie es dachten, denn sie blieben, ungeachtet der deutschen, so eifrig eingepredigten Prüderie, stehen und sahen ihm nach, doch nur ein Bischen. Bavalopulos herzte, wenn er in Gesellschaft war, die Kinder, machte den Damen Komplimente in gebrochenem Deutsch, versuchte, Bier trinken zu lernen und den Walzer zu tanzen *rc.*, und that das Alles, ohne schmeicheln zu wollen, so ganz aus seiner herrlichen Natur heraus. Er schrieb sehr schön und hoffte, einmal wieder nach seinem lieben München als Gesandtschaftssekretär zu kommen, wenn je Kollopulos, dessen Ordonnanzoffizier er war, einst hier als residirender Minister Griechenlands auftreten sollte. Georgeos Pipis endlich — schon sein Name hat etwas Lustiges — Pipis, eine merkwürdige Gestalt, eine merkwürdige Natur, ist neunzehn Jahre alt, eher klein, hat starke Knochen, große Züge, einen nicht kleinen Mund, eine seinem starken Gesichte angemessene Nase, glänzend weiße Zähne, schwarze, gluthquellende Augen; er muß wohl auf irgend eine Weise von egyptischer Abkunft seyn. Seinem Herrn, dem Konst. Bozaris, ist er so ergeben und treu, als hätte er sich ihm verschworen. Er befindet sich schon sehr lange bei ihm und focht unter dessen Palikaren in manchem Strauße. Das beweisen seine Narben, auf welche er ungemein stolz ist und die er immer sehr pathetisch zeigte, wenn die Rede davon war, daß Paulidis nichts dergleichen aufzuweisen habe. Er ist ein kostbarer Bursche, tapfer und kühn bis zur Verwegenheit, lebendig und lustig bis zur Ausgelassenheit, so verliebt, daß seine Gefühle in Versen übersprudelten. Er improvisirte und wußte fast alle Lieder zu singen, die in Hellas gesungen werden. Auch er versuchte den Walzer zu tanzen; das ging nicht; da kam der Galopp und er tanzte den Galopp. Der gefiel ihm außerordentlich; er galoppirte wie ein wildes Pferd, und es war ihm ganz gleich, ob er den Damen dabei auf die Füße trat und sie anrannte oder nicht. Sein Hypokamisson oder Hemd, seine Hosen, oder eigentlicher Unterhosen, seine Strümpfe (Kalpäs) und sogar seine Fustanella wurden meistens von ihm selbst gewaschen, und wann er wusch, so sang er auch und improvisirte, oder erzählte, oder sprach hochbegeistert von den Tagen, „wo wir Konstantinopel erobern und König Otto da auf einen Thron setzen werden, von welchem er ganz Asien beherrscht.“ Pipis ist ein leidenschaftlicher Raucher. Eines Tags sah man ihn hier mit einer Cigarre von eigener Art im Munde. Er hatte nämlich ein ganzes Paket Tabak in eine Rolle Papier gesteckt und dampfte nun mit unbeschreiblicher Behaglichkeit. „Sind Sie närrisch geworden?“ fragte man ihn. — „Keineswegs,“ antwortete er, „Ich befinde mich nicht wohl; ich glaube sogar, ich bin wirklich krank; der Arzt versicherte es auch, gab mir Arznei und verbot mir das Rauchen. Ew. Excellenz, rief ich, das ist unmöglich, ich sterbe, wenn ich nicht rauchen darf, und wiederholte mehrmals meine Betheuerung. Nun, sagte endlich der Arzt, so erlaube ich Ihnen, Eine Cigarre zu rauchen, aber nur Eine, eine einzige, verstehen Sie wohl! Und in der That, ich glaube, daß ich für heute an dieser Einen Cigarre genug haben werde,“ setzte er lachend hinzu, hüllte sich in Wolken und ging darin spazieren.

Noch muß ich des Grafen Metaxa erwähnen, welcher von Genf hieher kam, um sich der Gesandtschaft seiner Nation als Sekretär, Dolmetscher und Begleiter anzuschließen. Er ist ein junger, in Paris und Italien gebildeter, ausnehmend schöner Mann. Metaxa, der sich schon lange im eleganten Frack herumtreibt, der sich im Spiegel der Kultur schon lange nicht mehr als eine fremde Figur ansieht, mußte München natürlich mit ganz gewöhnlichen Augen anschauen, und mochte sich daher oft herzlich langweilen, wo sich seine Landsleute, die Gesandten, kindlich freuten. Diese hatten nicht einmal Zeit zur Langeweile; unter den Ergötzlichkeiten gefielen ihnen aber am meisten die königlichen Jagden. Die Kunstausstellung besuchten sie mehrmals, gleichsam instinktmäßig, gleichsam willenlos dem Triebe des Althellenischen in ihrem Geblüte Folge leistend. Am meisten sprachen sie da die Schlachtstücke an, und vorzüglich die, welche Scenen aus ihrer neuern Geschichte darstellten. Vor religiösen Gegenständen verweilten sie mit Andacht; bei schlüpfrigen gingen sie vorüber, ohne Affektation, ohne Scheinheiligkeit, als bemerkten sie sie gar nicht, oder als bekümmerten sie sich nicht darum, und zwar selbst dann, wann es Bilder aus der Mythologie und Geschichte ihrer Vorfahren waren. Deßwegen, und weil überhaupt der christliche Grieche das Nackte als unanständig betrachtet, und daher auch seine Heiligen bis unter das Kinn bekleidet und dem Christus am Kreuz noch einen Mantel überwerfen möchte, ist es auffallend, daß sie so gern und so lang vor dem Parnasse von Heinrich Heß stehen blieben, wo doch natürlich auch vieles Entschleierte vorkommt; oder war es der Altgrieche, der sich da mächtiger in ihnen regte, beim Sange Apollo's von Hellas göttlichem Himmel, von Hellas himmlischer Erde, beim Anblicke der Musen, jener Jungfrauen, die am meisten St. Peter ärgern, vor denen er aber dennoch sein Schwerdt in der Scheide lassen muß?

(Der Beschluß folgt.)

Logogriph.

4. 5. 6. 7. 8. 9.
Mit Haupt und Staat,
O Diplomat,
Verbinde mich,
So rett' ich dich.

1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
Sagt, was ihr wollt,
Die Welt, sie tollt,
Im Narrenlauf
Halt' ich sie auf.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
Poet, für dich
Verantwort' ich,
Was du gedichtet.
„Bin sehr verpflichtet.“

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. Mai 1833.

Nichts stört die Kraft seines Kopfes, und selbst die Inconvenienzen seines Charakters, Launen, Zwang, ziehen wie Wolken hin am Fuß des Berges, auf dessen Gipfel sein Genie erhaben ruht.

Frau v. Staël.

Goethes physische Konstitution.

Von Dr. E. Vogel.

Goethes mehrjähriger Arzt, der Weimarsche Hofrath und Leibarzt Dr. Karl Vogel hat jüngst in Hufelands berühmtem Journal für praktische Heilkunde eine Beschreibung von Goethes lezter Krankheit gegeben und derselben eine Schilderung seiner physischen Konstitution, und seines Verhaltens gegen Arzneien und Arzt angehängt. Wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir leztere geistreiche Skizze auch einem größern Publikum, als dem ärztlichen, vorlegen. Auch die wenigen Worte, welche Hufeland selbst, der alte Freund Goethes, dem Aufsatze beigegeben hat, müssen einer esoterischen Schrift entrissen werden.

* * *

Goethe *) war groß und von starkem, regelmäßigem Knochenbau; nur die untern Gliedmaaßen hätten, um eines schönen Verhältnisses zum Rumpf willen, um ein Geringes länger seyn dürfen. Wahrscheinlich trug dieser Mangel dazu bei, daß Goethen, wie er in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben erzählt, das Schließen zu Pferde weniger gelingen wollte, als seinen Mitscholaren auf der Reitbahn. Noch in den lezten Jahren hielt er sich mit etwas vorragendem Unterleibe und rückwärts gezogenen Schultern sehr gerade, ja etwas steif, und schob dieß auf die von ihm, Behufs besserer Ausdehnung der Brust, frühzeitig angenommene und auch Andern zu gleichem Zweck häufig empfohlene Gewohnheit, die Hände möglichst viel hinter dem Rücken vereinigt zu tragen. Seine Brust war breit und hoch gewölbt, der Athem meistens ruhig und kräftig, dann und wann mit Seufzern untermischt; der Puls weich, mäßig voll, im Verhältniß zum Alter immer frequent, etwa wie bei einem Manne von vierzig Jahren. Nur bei dem Lungenblutsturze im December 1830 zeigte sein Puls eine wahre Holzhärte und schlug kaum fünfzig Mal in der Minute, bis etwa auch zwei Pfund Blut durch Aderlässe entzogen worden waren, nachdem schon zuvor das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen bedeutenden Blutgefäßen durch den Mund

*) Unter den käuflichen Abbildungen Goethes stellen seine Gesichtszüge in den Jahren 1820 — 1829 Rauchs meisterhafte Büste und das nach Stielers vortrefflichem Oelgemälde von Schreiner in München lithographirte, in technischer Hinsicht jedoch nicht durchaus wohlgerathene Porträt am treuesten dar. Wer sich Goethes Züge zu vergegenwärtigen wünscht, wie sie in der lezten Zeit erschienen, dem ist das in jeder Hinsicht äußerst gelungene, in Linienmanier 1832 gravirte und erst nach Goethes Tod beendigte Bild von Schwerdtgeburth zu empfehlen. Die Körperhaltung Goethes kann man am besten durch die kleine Statue kennen lernen, welche wir gleichfalls Rauch verdanken, und bei welcher nur die geringe Aehnlichkeit des Antlizes zu bedauern bleibt.

fließende Blut ein tiefes und weites Waschbecken halb angefüllt hatte. Die Venen bildeten an den Unterschenkeln nicht sehr bedeutende Varicositäten und schimmerten überall durch die an allen, in der Regel bekleideten Theilen des Körpers bis an den Tod ungemein feine, weiche, weiße, zu vermehrter Transpiration, so wie auch zu Hautkrisen noch in hohen Jahren sehr geneigte Haut deutlich durch. Das greise Haupt war mit seideweichem grauem, täglich sorgfältig gekräuseltem Haar dicht besezt. Der Hals fiel durch bedeutende Torosität auf. Den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, bekleidete reichliches Fleisch. Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl blieben bis zum Tode sehr fein und scharf; das Gehör nahm dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethen gehörig verstanden seyn wollte. Die Geistesverrichtungen, mit Ausnahme des Erinnerungsvermögens, zeigten sich noch kräftig. Die früher so große Beweglichkeit der Gedanken nahm, wie die Leichtigkeit der Muskelactionen, von Jahr zu Jahr sehr merklich ab. Es wurde Goethen, der, von seiner frühen Jugend abgesehen, vielleicht jeder Zeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höhern Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigenthümlichkeit, welche er geradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, daß er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genöthigt gewesen sey, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deßhalb, weil dem Arzte nie erlaubt sey, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der andern Seite übertraf ihn aber wohl nicht leicht Jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit im Ausführen des einmal Beschlossenen, wobei er, als Geschäftsmann, die päbstliche Kommissorialformel: non obstantibus quibuscunque, gern im Munde führte, und vorkommenden Falles darnach zu verfahren liebte. Waren schnelle Entschließungen nicht zu umgehen, häuften sich gar die Veranlassungen dazu in kurzer Zeit zusammen, so machte ihn das leicht grämlich. Dieß war besonders der Fall, als er nach Ableben seines einzigen Sohnes die längst entwohnte Verwaltung seiner weitläufigen Privatangelegenheiten von Neuem übernehmen mußte. Arbeiten gingen ihm nicht mehr recht geläufig von der Hand. Er klagte in spätern Jahren nicht selten, daß er sich selbst zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jezt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft, er habe sich zur Geistesthätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreißig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. Rühmte Goethe seine Produktivität, so machte mich das besorgt, weil die vermehrte Produktivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affektion seiner produktiven Organe endigte. Dieß war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Goethe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, so weit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach längerem geistigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.

Goethe's Phantasie blieb bis zum lezten Moment empfänglich und wirksam. Das Schöne und Heitere machte sein, das ganze Leben hindurch mit unablässigem Streben entwickeltes, eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles Häßliche und Düstere. „Es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit," pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern. Seinem Schönheitssinn Widerstrebendes vermochte er nur dann aufmerksam ins Auge zu fassen, wenn er davon für den in ihm noch regeren Trieb zur Bereicherung seines Wissens Befriedigung erwartete. Durch sein Naturell gezwungen, sich in die ihm bekannt werdenden Zustände Anderer lebhaft und oft zu großem, eigenem Nachtheil zu versetzen, strebte er vorsichtig und fortwährend, unerfreuliche Nachrichten von sich abzuhalten.

Der zwei-und-achtzigjährige Greis erfreute sich bis an seinen Tod eines nur selten gestörten nächtlichen Schlafes. Gewöhnlich schlummerte er den Tag über einige Mal auf kurze Zeit, und dann Abends von neun Uhr an, ohne leicht vor fünf Uhr Morgens wieder munter zu werden. Brütete sein Geist über sehr interessanten Aufgaben, so erwachte Goethe in der Nacht wohl auf eine oder zwei Stunden und führte während der Zeit die Reihe seiner Ideen weiter fort. Bei solcher Veranlassung nächtlichen Wachens beklagte er sich nicht; wurde aber seine Nachtruhe ohne ähnlichen Vortheil unterbrochen, so machte ihn das sehr ungehalten, und er verlangte am nächsten Morgen Abhülfe. Meistens war Stuhlverstopfung die Ursache, und eine geringe Dosis Rhabarbertinktur stellte die Ordnung wieder her. Nur selten verschrieb ich zu diesem Zwecke einen Gran Bilsenkräuterextract, ein Mittel, dem Goethe sehr zugethan war, weil es ihm jedesmal erquicklichen Schlaf mit ergötzlichen, im Gedächtniß auch noch nach dem Erwachen zurückbleibenden Träumen verschaffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaperbrief.

(Fortsezung.)

Die erste Klippe, die des neuen Kapers Unternehmung zu umschiffen hatte, war seine eigene Tochter. Helene war von ihrem Vater in alle die Rechte eingesezt worden, die ihre Mutter mit unerbittlicher Strenge während ihres Lebens geübt hatte. Es war dem Kaufmann zur Gewohnheit geworden, seine Gedanken und Absichten in einer fremden Brust zu verschließen, vielleicht weil ihn eine natürliche Schwäche verhinderte, die Verantwortlichkeit derselben allein zu tragen. Helene war so lange

Rathgeber in den schwierigsten Fällen, und ihr Vater sah es ein, daß er sich auch dießmal ihr vertrauen müsse, um wenigstens Jemanden zu haben, der beim Scheitern seines Plans einen großen Theil des Schmerzes auf sich nehmen könnte. Es gibt Menschen, die sich niemals für sich allein freuen, und noch weniger leiden können.

Helene war in der That dieses Vertrauens würdig. Ihre frühe Selbstständigkeit hatte ihr einen Grad von Charakterstärke gegeben, der an den Mädchen immer selten ist, die sich auch zugleich durch die Reize ihrer natürlichen Schönheit auszeichnen. Helene war geschaffen, den Mann zu bezaubern. Die frische Seeluft, der ewige Anblick des stolzen, die Herzen erhebenden Meeres, die laute Thätigkeit, in deren Geräusch sie aufgezogen war, benahmen ihrem Wesen jede nachtheilige Richtung, die im Gefolge der sanften und weichen Naturen nur irgend eintreten kann, und Bernard war nicht der lezte, der für diese Vorzüge ein Auge hatte. Er wußte, um welch hohen Preis er mit dem reichen Matthieu, Kaufmann in St. Pierre, seinem vieljährigen Commanditär und Geschäftsfreunde, in eine nähere Verwandtschaft treten wollte. Er schrieb diesem Vierziger oft: „Unser Kleinod nimmt täglich einen strahlendern Glanz an: Helene ist die Wonne von Havre und der Stolz ihres Vaters. Man will sie mir vergleichen, aber ich finde in ihr nur die Vorzüge ihrer Mutter wieder. Sie haben sie als Kind gesehen und sind von den Bewohnern St. Pierres beneidet worden, Sie werden sie als Gattin in Ihre Arme schließen, und die Eifersucht von ganz Havre wird Ihnen über's Meer folgen. An dieser Mißgunst werde ich mich dann einst noch einige Wochen erfreuen, und endlich die Furchen suchen, die meine Lieben dann schon durch den Ocean gezogen haben. Es ist noch ein steiler Gipfel, den ich zu besteigen habe, aber er wird mich in den Hafen der Ruhe führen." Man erkennt aus diesem Bruchstücke seiner langjährigen Korrespondenz mit Meister Matthieu die Absichten, die Bernard mit seiner Tochter hatte. Er wollte nur den durch sie beglücken, dessen Eifer und Treue er die Vermehrung seiner Reichthümer verdankte; er wollte sogar nach der Verheirathung Helenens die Besitzungen in Havre aufgeben und seinen Kindern über das Meer folgen, ein Wagniß, das ihm jedoch zuweilen das lachende Bild der Zukunft mit einem grauen Nebelflor überzog. Aber Bernard blieb standhaft bei diesem Beschlusse, gegen den selbst die Weigerung Helenens, einem Manne fremder Wahl ihre Hand zu geben, nichts vermochte. Ja, daß ich's nur sage, diese einzige Mißhelligkeit war es, die zuweilen an dem freundlichen Lebenshorizonte Bernards mit finstern Wolken heraufzog und auch Helenens Freude trübte. In ihren wachenden und geträumten Wünschen lebte nur Eines Mannes Name, der das ganze geheimnißvolle Spiel, wie sie einer Rose gleich knospete und sich allmählig zur reizendsten Jungfrau entfaltete, belauscht hatte, der ihr als Dolmetscher eines wilden, unverständlichen Lebens mit zärtlicher Hingebung zur Seite gestanden, und den sie jezt, vielleicht nicht mit Unrecht, als hinübergegangen in das Reich der Schatten beweinte. Alfred Dumallet war sehr früh zu einer glänzenden Unabhängigkeit gekommen, obschon der Preis derselben ein schmerzlicher, der Tod seiner Eltern, gewesen war. Er war unter die Vormundschaft Bernards gekommen und hatte den größten Theil seiner Jugendeindrücke mit Helenen gemeinsam erhalten. Mehrere Jahre, die er auf der Rechtsschule in Paris zubrachte, entfernten ihn von Havre, wohin er als Advokat bei dem dortigen Handelsgericht zurückkehrte. Beim Wiedersehen fand das Entzücken Worte, die bald in die freie Sprache der Liebe übersezt waren; wie vernichtend mußte der Schlag seyn, der die Liebenden jezt traf! Alfreds Alter, seine Jugendkraft, seine Verhältnisse waren lauter Merkmale, die man damals bedurfte, um von Napoleons grausamer Konscription requirirt zu werden. Ein Abschied, und Alfred war auf dem Wege zum Rhein, um unter den siegreichen Fahnen seines Kaisers die deutschen Völker zu unterjochen. Welche Kugel konnte nicht längst seinem Leben ein Ende gemacht haben!

Endlich brach der ersehnte Tag an, da der vortrefflich ausgerüstete Kutter vom Stapel gelassen werden sollte. Es war noch früher Morgen; nur einzelne Strahlen der aufgehenden Sonne gleiteten zuweilen über die majestätische Meeresfläche hin, ohne sie zu berühren, und Helene, jezt von Allem unterrichtet, stand auf der Terrasse, die rings mit den duftendsten Blumen besezt war. Der Vater war schon vor Tagesanbruch in den Hafen gegangen, um seine lezten Befehle und dem Schiffe einen Namen zu geben, auf den er sich während der schlaflosen Nacht besonnen hatte. Es mußte ihm unter der Mannschaft und den Leuten, die gaffend im Hafen standen, nicht behagt haben, denn er kehrte schon wieder zurück und trat in der ungewöhnlichsten Aufregung, alle Morgenbegrüßungsceremonien heute abweisend, auf die Terrasse. „Liebes Kind," sagte er, „Du wirst Dich erkälten, es ist noch kühl. Aber mir ist sehr heiß, Helene; ich strenge mich zu viel an; wer wird mir es danken?" Helene wischte ihm den Schweiß von der Stirne und wollte Einiges bemerken; aber Bernard hörte auf nichts und fuhr fort: „Die verdammten Tauféceremonien! Es ist eine Lästerung auf Gott und alle Heiligen, daß man mit den Schiffen Wiegenfeste feiert. Helene, heißt es nicht das Schicksal herausfordern, wenn man diesen Fahrzeugen bestimmte Namen gibt und sie sogar aus dem Kalender nimmt? Was hat es mich für Mühe gekostet, diesem Kutter einen Namen zu geben! Ich wollte ihn erst nach Deiner Mutter la Marguérite nennen; aber

ich erschrak darüber, denn die Selige würde diese Ausrüstung nie gelitten haben. Ich wollte ihn Helene nennen; aber ich schämte mich, Deinen Namen, liebes Kind, mit so abscheulichen Leuten, wie Malpart um sich versammelt hat, in Verbindung zu bringen. Dieser Spitzbube selbst sagte, ich solle das Fahrzeug Argus nennen; aber würde mir nicht Jeder diesen hundertäugigen Namen als die Frucht meiner Habsucht und meines Eigennutzes auslegen? Nein, ich will nur dem Vaterlande dienen, ich will für die Nation wachsam seyn, und habe deßhalb endlich ein zweifach passendes Symbol gewählt. Liebe Tochter, sprich mir selten von diesem Schiff, aber wenn Du es erwähnst, so beliebe, es mit dem Namen: der Hahn, zu bezeichnen." Bernard lachte doch im Stillen über diesen Namen; er war recht artig gewählt, patriotisch und symbolisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Schlingekraut.

Ich fühl' ein Unkraut mir im Busen sprossen,
Es üppig wuchernd aus den Tiefen dringen,
Schon hat es meiner Seele Stamm umschlossen
Mit heißen Küssen, linder Arme Ringen,
Mein Lebenssaft hat schon sich drein ergossen,
Es presset fester, will noch gier'ger schlingen: —
O tödt' es schnell, es gilt die ganze Habe,
Du wirst im Nu zum übergrünten Grabe!

Ein wenig harre noch! Es will mir scheinen,
Als knospete das Laub an vielen Stellen,
Die jungen Schoße helle Tropfen weinen,
Die jungen Knospen wunderbarlich schwellen —
O! schau den offnen Kelch, den lilienreinen,
O! fühle die Vanillendüfte quellen:
Nein! mehr als Leben ist's, in solchen Düften
Das Leben auszuhauchen in den Lüften!

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Beschluß.)

Die griechischen Gesandten und ihr Gefolge.

Der griechischen Gesandten Gefolge nahm, wie natürlich, nicht an allen ihren Vergnügungen Theil, wohnte aber gleich ihnen den Spielen des Theaters, den Konzerten und andern dergleichen öffentlichen Unterhaltungen bei. Theatralische Vorstellungen ergözten sie alle ungemein, und selbst dann, wenn Lust- oder Trauerspiele gegeben wurden, wovon sie doch, außer Paulidis, nichts als die Gesten und Geberden verstehen konnten, interessirten sie sich lebhaft für den Hergang und fragten beständig. Bei den Opern waren sie ganz Ohr und Auge, und ganz Entzückung, wenn sich eine sanfte oder eine düstere Melodie im Molltone erhob. Opern von Mozart, Rossini, Paisiello, Weber, Weigel, Auber, Chelard ꝛc. wurden gegeben; aber keine sprach die Griechen so sehr an, wie Moses von Rossini, wegen des religiösen Schwungs und Pomps, der darin herrscht. Ueber die Belagerung von Korinth von Rossini waren sie empört. „Was? riefen besonders die Sulioten noch Tagelang nach der Vorstellung, was? so will man die Griechen vorstellen? kriechend, die Arme demüthig auf der Brust kreuzend vor den Türken? Nein! so niedrig waren die Griechen nicht! Die Türken durften uns die Köpfe abhauen, sie bei den Ohren an Ruthen reihen und als Gürtel tragen in barbarischem Triumphe, sie konnten uns aber nicht beugen." In den Konzerten und Akademien ließen sich mehrere sehr ausgezeichnete Tonkünstler, wie die Herren Böhrer, Böhm, Henselt, Täglichsbeck ꝛc., hören, und mitunter auch die Schechner, die Wespermann u. s. w. Die Griechen erfuhren da, wie weit es die Europäer auf den verschiedensten Instrumenten gebracht; aber weder die bewundernswürdigen Variationen auf denselben, noch die Symphonien, Oratorien und Quartetten ꝛc., noch die von Handlung und Dekoration entblößten Arien fanden Gnade vor ihnen, es sey denn, daß die so sehr beliebten Molltöne erklangen. Sie gaben jedoch nie zu erkennen, daß sie sich langweilten, und thaten sie es je, so geschah es auf eine Frage, und immer auf eine liebenswürdige, bescheidene Weise. Was sie aber ganz außerordentlich ergözte, ja bezauberte, das waren Ballette, wiewohl die Tänzerinnen hier nicht von den bewundernswerthen sind und thun, als strickten sie mit ihren Füßen an ihren Strümpfen, als schämten sie sich, die Beine ordentlich aufzuheben. Sonntags war es, als sey Schauspiel in der griechischen Kirche; Jedermann wollte die ausgestellten, seltenen Fremdlinge sehen oder doch gesehen haben, und keine bessere Gelegenheit bot sich dar, als wenn sie ihrem Gottesdienste beiwohnten. Miaulis stand dann allein in der Tribüne, dem Chor gegenüber. Er bekreuzte sich am meisten und war auch der einzige, der nach dem Abtreten des Priesters zum Schlusse viele Heiligenbilder küßte; doch hielt ihn seine Andacht nicht ab, die zuströmenden Zuschauer zu mustern und Alles zu sehen, was um ihn vorging. Bozaris, Kollopulos und Zaravellas waren ganz Hingebung, ich möchte fast sagen, ganz Vernichtung. Ihre Züge waren hängend, ihre Augen erstorben, als erhöbe die Religion nicht, sondern als erniedrigte sie. Die Uebrigen waren gesammelt und still, wie alle andächtigen Leute zu seyn pflegen. In der Oktave des Oktoberfestes gedachte man ein Ritterspiel aus der altbaierischen Geschichte aufzuführen; allein man hatte zu spät daran gedacht, und es unterblieb. So etwas würde die Griechen gewiß entzückt haben, denn sie haben eine wahre Passion für Waffen und Waffenübungen. Zaravellas ist einer der besten Schützen unter den Sulioten. Er bewies es in der Bogenschützengesellschaft, wo er mit einem Instrumente, das er nie gesehen, die trefflichsten Schüsse that. Auch Vavalopulos und Pipis zeichneten sich da aus. Die Gesellschaft war erstaunt über die Geschicklichkeit ihrer Gäste, trank Brüderschaft mit ihnen und verewigte das Ereigniß durch eine Inschrift. Dieselben führten auch zuweilen in Privatgesellschaften ihren kriegerischen Nationaltanz auf, dessen Weise, einfach, im Molltone, an den Saltarello und die Tarantella erinnert, dessen Bewegungen und Verzierungen aber höchst originell und ergreifend sind. Vavalopulos tanzte voraus, Nationallieder singend, mitunter hochaufspringend und im Rückfall sich zusammenkauernd, um noch höher zu springen, wie aufgeschnellt, oder sich auf dem Absatz so schnell herumdrehend, daß die Fustanella ein Rad schlug. Seine Gefährten, die mit ihm eine Kette bildeten, erwiderten den Sang, die Sprünge, die Schwenkungen, ohne je aus dem Takte und aus dem Kreise zu kommen. Doch, ich sehe, daß ich zu lang werde und von Dingen spreche, die anschaulicher gemacht werden müßten, um zu gefallen. Nur bemerke ich noch, daß unter den damaligen Erscheinungen in München auch ein italienischer Improvisator, Bindocci, auftrat. Seine Zuhörer hatten großes Gefallen an ihm, nahmen die Armseligkeit seiner Inspirationen nicht wahr und schienen seinem leeren Klingklang einen sehr gehaltvollen Sinn unterzulegen, was ihrer Phantasie, ich muß es gestehen, zur großen Ehre gereicht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Mai 1833.

Die Anker auf! flicht in die See! Glück zu!
Doch mir ist bang dabei, verzeih' mir's Gott!

Ben Johnson.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Es klopfte an der Thüre, die auf die Terrasse führte. Die alte Marthe war es, die, ihren Schwestersohn Jaques an der Hand, hereintrat. Sie war die älteste Dienerin des Hauses, und je weniger sie dennoch mit Bernard sprach, desto auffallender war es, daß sie heute im gewähltesten Anzug vor ihren Herrn trat und mit vielen Verbeugungen andeutete, daß sie ein dringendes Anliegen habe. „Ach Gott," sagte sie, mit der Thür in's Haus fallend und auf Jaques, einen jungen Burschen, der verlegen an seinem Hute drehte, zeigend, „er läßt mir gar keine Ruhe!" — „Was willst Du, Jaques?" fragte Helene, die Marthens Schwestersohn wohl kannte, „sprich nur frei heraus!" Marthe hatte aber das Wort und Jaques war zu schüchtern. „Und sein seliger Vater ist es ja auch so viele Jahre gewesen," fuhr die Alte fort, „und wenn auch meine Schwester nicht immer die besten Tage bei ihm gehabt hat, so sagte sie doch oft zu mir —" — „Marthe!" rief jetzt der unwillige Bernard, der kein Auge von seinem Hahn verwandte, „wir sind mit ernsten Angelegenheiten beschäftigt, wir haben wichtige Dinge zu besorgen; ja, Marthe, wir müssen keine Umschweife machen. Was gibts?" Es half aber Nichts, Helene mußte sich ins Mittel werfen und das Anliegen der beiden Leute erst in vernünftige Worte bringen. Da kam denn heraus, daß Jaques auf das prächtige Kriegsschiff seines alten Gönners habe gehen wollen, daß Marthe zwar die Hände gerungen, und ihre selige Schwester und deren Mann angerufen, dem Jungen andere Gedanken einzuflößen, daß er aber an den Strand gelaufen sey, um sich von Malpart mitnehmen zu lassen. Er habe sich zwar auf die Bekanntschaft des Kaufmanns berufen; aber der Kapitän habe ihn mit Drohungen zurückgeschickt und nicht aufnehmen wollen. Jezt komme er nun zu dem Herrn des Schiffes, der allein darüber zu gebieten habe, und bitte um die Erlaubniß, die Malpart verweigert. „Das ist vernünftig, Marthe," sagte der über diesen Vorfall erstaunte Kaufmann, und wiederholte die Worte: „der allein darüber zu gebieten hat. Ich bin des Schiffes Eigner, und ich kann es mit Menschen bevölkern, die mir angenehm sind. Jaques, Du bist ein braver Junge, Du wirst auf das Schiff kommen, so wahr ich fünftausend Franken für das Privilegium bezahlt habe." Damit riß er ein Zettelchen aus seinem Portefeuille und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf. Helene nahm das Papier und gab es Jaques, der sich mit linkischer Freude bedankte. „Du solltest mir lieber im Hause bleiben," sagte sie, „und uns die Hühner füttern und die Tauben rupfen helfen. Vergiß nicht, fleißig zu beten, und sage, wenn man Dich prügeln will, ich hätte es verboten." Sie gab

ihm den Inhalt ihrer Börse, Marthe nahm ihren Schwestersohn bei der Hand und entfernte sich mit ihm unter unaufhörlichen Verbeugungen. Die alte Frau wußte nicht, ob sie sich über den Erfolg ihrer Bitte mehr freuen oder mehr betrüben sollte.

Die Hafenglocke rückte jezt auf sieben Uhr an. Der Hahn stand ungeduldig auf Walzen, die zurückgenommen werden mußten, sollte er seinen Fuß in das blaue Naß tauchen. Jezt donnerte die eine Seite von sechs Kanonenschlägen, jezt die andere von eben so vielen, eine Rakete stieg in die Luft, im Nu waren die Seile abgehauen, die Walzen weggezogen, und der stolze Segler fuhr mit blähendem Krummschweif auf die überraschte Fläche. Im Hafen erscholl ein lauter Jubel, und doch hörte man bis auf die Terrasse den pfeifenden Ton, wie das Schiff durch die Wellen flog. Bernard verfolgte es bis auf den lezten, unscheinbaren Punkt, eine Thräne trat ihm ins Auge, er ergriff Helenens Hand und sagte: „Man sezt Alles auf's Spiel, wenn man die Bewachung seiner Ehre einem fremden Eifer anvertraut. Ich bitte Dich, mir heute nur leichte, verdauliche Speisen auf den Tisch zu bringen.“ Helene wußte ihres Vaters Empfindungen durch Schweigen zu ehren, sie begleitete ihn in sein Komptoir und übertrug Marthen, die leiblichen Wünsche ihres Vaters zu befriedigen. Dieser schrillende Ton des davonsegelnden Schiffes hatte ihr wie höhnisches Gelächter geklungen; sie liebte ihren Vater und ahnete, daß man ihm einen Streich spielen wollte.

Beflügeltes Schiff, deinem pfeilschnellen Fluge folgt jezt in bescheidener Ferne die Muse! Noch gewöhnt an deines Herrn blanke und sorgfältig geordnete Umgebung, an seine gemäßigten, auf der Wagschale einer steten Ueberlegung gewogenen Worte, und noch ergriffen von den Wünschen, mit denen er dich in die Arme Amphitrites legte, erschrecken wir vor der schnellen Veränderung, die deine reine Jungfräulichkeit in noch höherem Maaße bedrohen zu wollen scheint. Alle die Oerter, die noch kurz zuvor von Herrn Bernard mit dem Weihwasser seiner bescheidenen und frommen Wünsche gesegnet waren, widerhallten jezt von unsaubern Liedern, heillosen Flüchen und von den Verwünschungen der Müßigen, die noch, ehe der Hahn um das Cap de la Hève gesegelt war, sich zum Spiele gesezt und eine Parthie verloren hatten. Die schmuzigen Scenen aus den Hafenboutiken waren hieher versezt, diese Menschen waren alle dieselben geblieben und hatten nur eine neue Eigenschaft angenommen, die Hoffnung, bald eine ansehnliche Beute zu machen.

Malpart hatte für diese Unordnung noch kein Auge. Theils sah er ein, daß die Bemannung seines Schiffes mehr als vollzählig war, und daß man ihnen Freiheit gewähren müsse, um sich ihres Muthes zu versichern, theils knüpften sich bei ihm an diese nach manchen Jahren zum ersten Male wieder begonnene Fahrt so viel Erinnerungen, daß er sich diesem Genuß erst hingeben mußte, ehe er an die Strenge der Disciplin dachte. Er stand auf dem Verdeck in einem blauen, weiten Hemde, um die Hüften einen ledernen Gurt tragend, der mit Pistolen und einem scharfen Beile besteckt war. Ein breitkrämpiger Strohhut beschattete sein gebräuntes Antliz, in dem sich die Freude, jezt wieder in seinem Elemente zu seyn, unverkennbar abspiegelte. Er schlug einem untersezten, gegen seine lange Gestalt abstechenden Manne, der ihm auf dem Verdeck entgegentrat, auf die Schulter und sagte mit besonders freundlicher Miene, die eine Reihe der trefflichst erhaltenen Zähne sehen ließ: „Freund, die hohe See hat doch einen andern Geruch, als das seichte, verunreinigte Hafenwasser, in dem die Weiber ihre Hemden waschen.“ Der Lieutenant Catineau nickte holdselig und schlug sich Feuer zu einer Pfeife an, die zu Malparts Bedürfnissen nicht gehörte. Stahl und Schwamm einsteckend und den trockenen Tabak anrauchend, entgegnete der dicke Bretagner: „Das Ding mit dem Meere ist, bei Gott! sehr wunderbar. Da hab' ich mir bei der alten Susanne in dem vermoderten Loche, wo ich gern für daß Maaß deßhalb einen Sous mehr gab, zu meinem Vergnügen täglich die Zeitungen vorlesen lassen. Rechne ich diesem zu Folge all den Thee, den Rum, den Zucker zusammen, den der Kaiser ins Meer hat schütten lassen, so müßte es längst zu Punsch geworden seyn, und zähle ich all die Pulverfässer und die Tausende von englischen Seekälbern, die unsere Zeitungen in den Grund gebohrt haben, so sollte das ein Geruch seyn, der sich verspüren ließe. Gevatter, empfindet Ihr etwas?“ Catineau lachte selbst über seinen Witz, so daß es Malpart nicht zu thun brauchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethes physische Konstitution.

(Fortsetzung.)

In frühern Jahren trank Goethe viel Wein und andere geistige Getränke. Als ich ihn kennen lernte, war er in Genüssen dieser Art schon sehr mäßig, ja man könnte behaupten, zu furchtsam. So versagte er sich z. B. ohne alle Noth die Befriedigung eines, Abends um sechs Uhr — zu welcher Zeit er früher viele Jahre hindurch im Theater stets Punsch getrunken hatte — nicht selten wiederkehrenden, manchmal sehr lebhaften Verlangens nach diesem Getränk; so wagte er ferner aus ganz unbegründeter Furcht in den allerlezten Jahren nicht mehr, Champagner auch nur zu kosten, obschon er denselben sehr liebte. Oft mit ihm allein zu Tische, habe ich, was das Trinken anbelangt, den Kampf zwischen Appetit und Besorgniß ohne Ausnahme für die leztere siegreich ausfallen sehen, obgleich ich mich selbst meistens auf die Seite des Appetits schlug. Einen Tag, wie den andern, begnügte sich Goethe bei dem

Frühstück mit einem Glase Madeira und bei dem Mittagessen mit einer gewöhnlichen Flasche leichten Würzburger Tischweins. Nur selten nahm er auch wohl noch ein ganz kleines Gläschen Tinto di Rota zum Nachtisch. Kaffee, und zwar mit Milch, trank er nur zum Frühstück. Nach der Mahlzeit genossen, verursachte ihm derselbe von Jugend an Beängstigungen. Bier und andere Getränke, dann und wann ein Glas Wasser ausgenommen, habe ich Goethen, wenn er sich wohl befand, in den lezten fünf Jahren seines Lebens niemals trinken sehen.

Einer gleichen Abstinenz befließ er sich weder hinsichtlich der Auswahl, noch hinsichtlich der Menge der von ihm genossenen Speisen. In der That aß Goethe sehr viel, und selbst dann, wenn er sich über Mangel an Appetit ernstlich beklagte, häufig doch noch weit mehr, als andere, jüngere, gesunde Personen. Er liebte vorzugsweise Fische, Fleisch, Mehlspeisen, Kuchen und Süßigkeiten. Diätfehler begangen zu haben, räumte er niemals ein, wie häufig er sich derselben auch schuldig machte. Seine Unenthaltsamkeit im Essen bewirkte natürlich nicht gar selten Indigestionen. Dem häufig überfüllten Unterleibe kam man täglich durch Pillen aus Asa foetida, Rhabarber und Jalappenseife zu Hülfe. Jeden Druck auf den Unterleib vermied Goethe sorgsam, und trug zu diesem Ende nicht nur sehr weite Kleidungsstücke, sondern er bediente sich stets eines, durch mehrere Kissen erhöhten Sitzes, auf welchem er mit rückwärts gebogenem Oberleibe Platz nehmen konnte. Einen sehr großen Theil des Tages verbrachte er entweder im Zimmer umhergehend und dann gewöhnlich dictirend, oder er beschäftigte sich auf andere Weise im Stehen.

Merkwürdig war — neben der Richtigkeit seines unter gesunden und krankhaften Verhältnissen sehr feinen Instinkts — in wie ungemein kleinen Gaben alle Mittel auf Goethe's Organisation ihre gehörige Wirkung ausübten. Ein Theelöffel voll Rhabarbertinktur wirkte stets mit voller Sicherheit. Zwei Quentchen Bittersalz führten immer schnell sechs bis acht Mal ab. Dabei wirkten alle Mittel auf seinen Organismus wahrhaft paradigmatisch, so normal, wie ich bei andern Individuen aus höhern Ständen nur selten beobachtet habe. Deßhalb, und weil Goethe niemals Krankheitszustände darbot, welche nicht einfache Arzneimittel jederzeit mit größter Bestimmtheit angezeigt hätten, war derselbe meist leicht zu heilen. Und selbst in der lezten tödtlich verlaufenen Krankheit zeigte sich die Vortrefflichkeit seiner Organisation in dem so sanften und natürlichen Sterben, bei welchem die Kunst nur durch Abhaltung äußerer Störungen des Auflösungsprozesses wirksam zu werden brauchte.

Krankheit hielt Goethe für das größre irdische Uebel. Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise mit Sicherheit rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er; — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen? Schmerzen waren ihm unter allen körperlichen Leiden am peinlichsten; nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Uebel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit wetteiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von Vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten.

Wie sein Freund Schiller die Ausdünstungen faulender Aepfel *), so liebte Goethe eingeschlossene Zimmerluft. Nur mit großer Mühe konnte man ihn bewegen, ein Fenster öffnen zu lassen, damit sich die Luft in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer erneure. Gegen üble Gerüche war er nicht besonders empfindlich, wohl aber gegen die geringste Unordnung in dem Arrangement seiner Stube. So war ihm z. B. auf's Aeußerste zuwider, wenn ein Buch, eine Lage Papier u. dgl. mit seinen Rändern den benachbarten Rändern des Tisches nicht parallel lag. Als eine wenig bekannte Eigenheit Goethe's erwähne ich hier noch, daß ihm sehr unangenehm war, wenn Jemand in seiner Gegenwart das Licht puzte. Niemand konnte ihm diese Operation zu Danke machen. Licht und Wärme waren für ihn die unentbehrlichsten Lebensreize; bei hohem Barometerstande befand er sich am wohlsten. Den Winter detestirte er und behauptete oft scherzend, man würde sich im Spätsommer aufhängen, wenn man sich da von der Abscheulichkeit des Winters eine rechte Vorstellung zu machen im Stande wäre.

Während der sechs Jahre, da mir die Fürsorge für Goethe's Gesundheit oblag, habe ich denselben nur in zwei Krankheiten behandelt, von welchen er nicht bereits in jüngern Jahren und zum Theil zu öftern Malen heimgesucht worden war. Diese zwei Uebel bestanden in einem am rechten untern Augenliede beginnenden, durch den mehrjährigen Gebrauch einer feinen Zinksalbe in Schranken gehaltenen Ectropium senile und in einer kirschkerngroßen Wucherung mehrerer Schleimbälge der Stirnhaut, entstanden in Folge des durch einen fast fortwährend getragenen Augenschirm von schlechter Beschaffenheit bewirkten Drucks. Dieser Auswuchs war mir lange verborgen

*) Ich habe dieß von Goethe selbst. Eines Tages will er Schiller besuchen, findet ihn nicht zu Hause und sezt sich, in Erwartung von dessen Rückkehr, an den Schreibtisch. Da wird ihm zuerst ein eigener Geruch lästig, und bald befällt ihn Betäubung, welche sich schnell bis zur Bewußtlosigkeit steigert und nicht eher wieder verschwindet, als bis man ihn an die freie Luft gebracht hat. Als Ursache dieses Unwohlseyns wird denn bald eine große Anzahl faulender Aepfel entdeckt, die Schiller aus Wohlgefallen an der sich aus ihnen entwickelten Luft in den Fächern zu beiden Seiten seines Arbeitstisches angehäuft hatte. — Mir ist in meiner Praxis ein ähnlicher Fall von Betäubung durch Aepfeldunst vorgekommen.

geblieben, da ich Goethen meistens nur mit dem die Excrescenz verdeckenden Schirme sah. Später war es mir nicht möglich, die Vertauschung des untauglichen Schirmes mit einem zweckmäßigern durchzusetzen. Ich suchte deßhalb den Druck mittelst einer Leinwandcompresse wenigstens zu verringern. Dabei und bei der gleichzeitigen Anwendung von Mandelöl-Einreibungen verlor sich die kleine, stets schmerzlose Deformität in wenigen Wochen. Außer diesen beiden findet man alle mir vorgekommenen Krankheiten Goethe's von ihm selbst in seiner Lebensbeschreibung mehr oder minder ausführlich berücksichtigt. Auch ist dort ihr Ursprung meistens deutlich nachgewiesen. Indigestionen abgerechnet, litt Goethe am häufigsten an Lungencatarrhen und an Zapfenbräunen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, April.

Heinrich Hirzel.

Am 7ten Februar verlor in der Person des Chorherrn Heinrich Hirzel Zürich einen seiner bedeutendsten Männer. Er war den 17ten August 1766 zu Weiningen bei Zürich geboren. Nach Beendigung seiner Studien in dieser Stadt begab er sich nach Florenz, wo er sich eine Zeitlang aufhielt und von da Italien durchreiste. Im Jahr 1789 wurde er in Zürich als Professor zuerst der Kirchengeschichte, dann der Mathematik angestellt. Im Jahr 1809 ward er Professor der theoret. Philosophie am Carolinum und zugleich Chorherr oder Canonikus, wie auch Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes, in welchem mit Eifer, Einsicht und Tüchtigkeit ausgefüllten Wirkungskreise er bis zur neuesten Revolution blieb. Er war ein vielseitig gebildeter Gelehrter. Neben seinem Lehrfache, in welchem er den Fortschritten der Zeit mit Fleiß und prüfender Aufmerksamkeit folgte, ohne in die Irrbahnen der Spekulation mit fortgerissen zu werden, pflegte er eine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, und immer blieb er mit besonderer Liebe dem Studium der Sprache und Literatur des schönen Landes zugewandt, in welchem er den jugendlichen Geist mit Schätzen der lieblichsten Erinnerungen bereichert hatte. Es war ihm eine wohlthuende Anerkennung, als er im Jahr 1814 von der Società Italiana di scienze, lettere ed arte zum korrespondirenden Mitgliede ernannt wurde. Die Anhänglichkeit an Italien veranlaßte ihn auch zu der Uebersetzung von Chateauvieux Briefen über Italien (1821. 2 Bde.) und zu der Mittheilung von Uebersetzungen und Auszügen in den Ansichten von Italien (1823. 1824. 3 Bde.). Hirzel war durch das Leben gebildet. Seine mit reger und scharfer Beobachtungsgabe reichlich benuzten und ihm in lebendiger Erinnerung gebliebenen Reisen in Italien, in der Schweiz — er hatte fast jedes Thal seines schönen, ihm so theuern Vaterlandes zu Fuße durchwandert und war für Freunde, die eine Fußreise darin machen wollten, ein trefflicher Rathgeber, der auf das Genaueste jeden Fußpfad und jedes Nachtquartier angeben konnte, und für wenige vom Glücke und von seiner Freundschaft Begünstigte ein angenehmer und belehrender Begleiter — seine Reisen in Deutschland, wohin ihn die väterliche Liebe führte, die zahlreichen Bekanntschaften, die er auf seinen Reisen und in seiner von Fremden häufig besuchten Vaterstadt machte; die rege Theilnahme, mit welcher er den Wechsel der Zeitgeschichte, besonders der vaterländischen, begleitete; alles dieß hatte ihm eine Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gegeben, wie nur Wenige besitzen. Er hatte sich für das Leben gebildet; Wissenschaft und Geistesbildung war ihm Sache des Gemüthes, und seine Welt- und Lebensansicht, sein religiöser Glaube gingen von den Ansprüchen eines liebenden Herzens und vom heiligen Ernste sittlicher Gefühle aus. Seine Erinnerungen aus seinem Leben, aus seinen Reisen in Italien und der Schweiz, von den daselbst mit frischem Sinne und innigem Gefühle aufgefaßten Naturschönheiten, seine Gedanken über Unsterblichkeit und Menschenbestimmung, Freundschaft und Liebe, die Schätze seines gefühlvollen, begeisterten Gemüthes legte er in dem vielgelesenen Werke: Eugenia's Briefe (1ste Ausg. 1807. 1 Bd. 2te A. 1811. 2 Bde. 3te A. 1820. 3 Bde.) nieder in einer an den Faden einer einfachen Reisegeschichte gereihten Folge von landschaftlichen Schilderungen, edlen geselligen und brieflichen Unterhaltungen, zarten Herzensergießungen und philosophisch religiösen Betrachtungen, worin ein auf das frühe Grab der geliebten Schwester niedergelegtes Vergißmeinnicht im Thränenthaue besonders lieblich schimmert. Und doch trägt dieses Werk nicht das ganze Gepräge des reichen Geistes seines Verfassers. Das zarte, oft weiche Gefühl in den Briefen Eugenia's war nur die eine Seite, neben welcher das Demantfeuer des Witzes in scharfen Strahlen leuchtete. Unsers Wissens hat der Verewigte diese seltene Geistesgabe in keiner schriftstellerischen Hervorbringung, sondern nur im geselligen Kreise kund gethan, hier aber oft damit erfreut und erheitert. Seiner gediegenen Feder verdankt die Hallesche A. Lit. Ztg. eine Reihe von Recensionen besonders im Fache der schweizerischen Literatur, für welche er nach dem Tode von Stolz als Hauptrecensent eingetreten war. Ein angefangenes Leben Galilei's zu vollenden, hinderte ihn der Tod.

Hirzel war ein biederer Freund seines Vaterlandes, aber um so mehr dem revolutionären Treiben abhold, dessen unlautere Quellen seinem Scharfblicke nicht entgingen. Vor dieser Epoche galt er, wie so mancher ächte Vaterlandsfreund in der Schweiz, für das, was man liberal nannte, nachher für einen Aristokraten. Die ihm bei Aufhebung des Stiftes widerfahrne Kränkung bestimmte sein unabhängiges Urtheil gewiß nicht; denn seiner edeln Seele war niedrige Selbstsucht fremd. Aber er haßte das Böse und Verderbliche, und verachtete das Nichtige und Leere im Grunde der Seele, so wie er hinwiederum wegen seines furchtlosen, freimüthigen, treffenden Urtheils und seines schlagenden Witzes von Allen, die zu fürchten hatten, gefürchtet war. Er war ein Mann in der seltensten Bedeutung des Worts, von vielversprechender persönlicher Erscheinung, überall, wo er auftrat, Aufmerksamkeit erregend und Antheil gewinnend, was er versprach, und noch mehr, gewährend, gediegen und probehaltig, fest und sicher im Urtheil, treu und anhänglich von Gemüth, edel von Gesinnung, zuverlässig von Charakter. Er liebte die heitere Geselligkeit und war gastfrei. Manchem Reisenden werden die im „grünen Schlosse" verlebten Stunden unvergeßlich seyn. Er war ein Freund, wie es wenige gibt. Er verschwendete seine Zuneigung und sein Vertrauen nicht, aber um so inniger schloß er sich an, um so unwandelbarer liebte er. Seine Freunde wissen auch, was er seiner Familie war. Als Haupt derselben erschien er so ehrwürdig, in dem verständigen, milden, liebevollen Geiste, den er darin gepflanzt hatte, so liebenswürdig, als glücklicher Gatte und Vater so beneidenswerth. Seine liebende Seele entwand sich, um seiner Lieben willen, zögernd dem irdischen Kreise; aber sie hat dort ihre Heimath, wohin sie stets gerichtet war, sie hat dort vorangegangene Geliebte gefunden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Mai 1833.

Kammerdiener und Aerzte der Könige und großen Männer wissen oft von der Gemüthsart derselben mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre besten Geschichtschreiber.

Der Ritter Zimmermann über Friedrich den Großen.

Goethes physische Konstitution.

(Beschluß.)

Goethe hatte in Folge seiner durchaus produktiven Tendenz in jedem Lebensalter viel Blut erzeugt. Früher war jedoch die Blutbereitung mit der Blutkonsumtion in einem ziemlich günstigen Verhältnisse geblieben. In den leztern Lebensjahren jedoch entstanden aus beinahe gänzlichem Mangel an körperlicher Bewegung bei fortwährend reichlich zuströmender Nahrung Vollblütigkeiten, welche starke künstliche Blutentleerungen, Aderlässe, von Zeit zu Zeit dringend erheischten. Wenn Goethe sich in den sechs lezten Jahren seines Lebens auffallend viel gesünder befand, als selbst eine kurze Zeit vorher, so rührte dieß zum großen Theile gewiß mit daher, daß es mir bald gelang, seinem unangemessenen, eigenmächtigen Mediciniren ein Ende zu machen. Ungeachtet vieler Einsicht in die Wirkungsart der Heilmittel, konnte sich Goethe doch immer nur sehr schwer entschließen, von dem Gebrauche eines seinem Gefühle besonders wohlthätig gewesenen Medikamentes wieder abzulassen. So war ihm z. B. der Kreuzbrunnen einige Male vortrefflich bekommen, und nun trank er, noch als ich sein Arzt wurde, Jahr aus, Jahr ein und Tag für Tag Kreuzbrunnen, und zwar jedes Jahr über 400 Flaschen. Finden wir nicht auch oft genug Aerzte, die den Wiedergebrauch eines Mittels, und zwar vorzugsweise den Gebrauch der Mineralquellen, blos deßhalb rathen, weil es dem Kranken zu der und der Zeit schon einmal so gut gethan habe? Wird nicht gar oft übersehen, daß ein Mittel zuweilen gerade deßhalb nicht mehr angemessen ist, weil dasselbe eben schon gut gethan hat?

Ueber seine Gesundheitsumstände sprach sich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine spezielle Nachfrage nach seinem Befinden, aus bloßer Theilnahme, konnte ihn, vornehmlich wenn er sich wirklich in dem Augenblick nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrießlich machen. Oft äußerte er launig, es sey geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder die Macht, noch die Lust habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeugungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigener Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich,“ fuhr er dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war. Die Heilkunde und ihre ächten Jünger schäzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, medicinische Themata zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu wählen. In seinen Tagebüchern findet man den Inhalt ihn besonders interessirender medicinischer Unterredungen, die ich mit ihm hatte, nicht selten angemerkt.

Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker. Gern ließ er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dieß war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Kur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigener Uebel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Punkte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe; Konsultationen mehrerer Aerzte betrachtete er mit mißtrauischen Blicken und dachte darüber ungefähr wie Molière. Die Gabe, seine Empfindungen dem Arzte zu beschreiben, hat wohl nicht leicht ein Kranker in höherem Grade besessen, als Goethe. Nur hinsichtlich eines einzigen Zustandes kam hierin eine beständige Ausnahme vor. War nämlich die Gabe irgend eines sogenannten Reizmittels etwas zu stark gegriffen worden, wie das im Anfange meiner Bekanntschaft mit ihm, ehe ich mich von seiner ganz ungewöhnlichen Empfänglichkeit überzeugt hatte, einige Mal geschah, so pflegte er die dadurch erregte Empfindung mit den Worten zu bezeichnen: „Es ist ein Stillstand in meinen Funktionen eingetreten.“ Er vermochte niemals diesen Zustand deutlicher zu beschreiben.

Im Begriff zu schließen, wüßte ich dem Vorwurf des Ungenügenden der vorstehenden Andeutungen nicht angemessener zu begegnen, als mit eigenen Worten dessen, den ich von einer noch weniger bekannten Seite hier zu schildern versuchte: „Alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, verwirrt sich in der Entfernung vom Gegenstande und macht, wenn man zur Klarheit vorzudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerungen fühlbar.“

*

Nachschrift

von

C. W. Hufeland.

Ich rechne es zu den größten Vergnügen meines Lebens und zu den schönsten Seiten desselben, daß es mir vergönnt war, diesem großen Geiste, diesem Heros der deutschen Geisterwelt, eine lange Reihe von Jahren hindurch persönlich nahe zu stehen und sie mit ihm zu verleben, so daß ich ihn als einen wesentlichen Bestandtheil meines eigenen Lebens betrachten kann. Als Knabe und Jüngling schon sah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Mann, als damals an Goethe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen Weimar'schen Welt hatte. Nachher hatte ich das Glück, zehn Jahre lang (von 1783 bis 1793) als Arzt und Freund seines nähern Umganges zu genießen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu thun, seine Gesundheit war in der Regel, wenige vom Einfluß der Atmosphäre herrührende rheumatische und catarrhalische Beschwerden, und besonders die schon damals vorhandene Disposition zu catarrhalischer Halsentzündung, abgerechnet, vortrefflich; aber desto lieber unterhielt er sich mit dem Aerzte als Naturforscher, und so genoß ich bei ihm manche Stunden der interressantesten Mittheilung, Belehrung und geistiger Erweckung.

Was seine physische Natur betrifft, so kann ich nur das, was der geistreiche Verfasser dieser ihres Gegenstandes so würdigen Schilderung gesagt hat, bekräftigen. Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht blos die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch, das herrliche Gleichgewicht, das sich sowohl über die physischen als geistigen Funktionen ausbreitete, und die schöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, so daß keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des andern lebte, oder es störte. Man kann mit Wahrheit sagen, daß dieses hauptsächlich seinen Geist auszeichnete, daß alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade und in der schönsten Harmonie vorhanden waren, und daß selbst die bei ihm so lebendige, so schöpferische Phantasie durch die Herrschaft des Verstandes gemäßigt und gezügelt wurde. Und eben dieß gilt von dem Physischen; kein System, keine Funktion hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. — Aber Produktivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als Physischen, und im leztern zeigte sie sich durch eine reiche Ernährung, äußerst schnelle und reichliche Blutbereitung und Reproduktion, kritische Selbsthülfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfniß des Aderlasses. Solche Erfahrungen gehören zu den seltensten Geschenken des Himmels. Es ist Freude, zu sehen, daß die Entstehung so vollkommener Menschennatur auch noch in unsern Zeiten möglich ist, die so manche für eine Periode der Abnahme des Menschengeschlechts halten.

Er endete mit den Worten: „Mehr Licht.“ — Ihm ist es nun geworden. — Wir wollen es uns gesagt seyn lassen, als Nachruf zur Ermunterung und Belebung.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Malpart entgegnete: „Ihr habt ein vortreffliches Gedächtniß, Lieutenant! Jezt fällt es mir auch ein, daß ich Eurem achten oder zehnten Buben meinen Vornamen gegeben habe. Aber wie kommt Ihr heute auf den Gevatter, den Ihr vier Jahre lang vergessen habt?" — „Was soll ich sagen, Kapitän!" antwortete Catineau, „Ihr kennt meine Schwächen noch nicht. Ich kann, Gott verdamme mich! niemals die See befahren, ohne Herzweh zu bekommen. Ich habe verteufelten Muth, ich packe einen englischen Seedrachen mit den Zähnen an, aber beim heiligen Sebastian, der auf dem Meere immer mein Schutzpatron ist, das Schiff ist mir zuweilen zu klein, ich muß heraus, es prickelt mich, es —" „Ja, nun, was?" „Ich vergesse es auf dem Wasser nie, daß ich von meiner Frau noch nicht geschieden bin, daß ich mit einem schwarzen Teufel in meinen jungen Jahren Kinder gezeugt, von denen sich ein's auf Euch, Kapitän, als Pathen berufen kann, und daß mich die Hexe schon tausendmal in die Hölle gewünscht haben mag. Aber Ihr wißt, Gevatter, ob ich in Havre Zeit habe, an Martinique und meine Mulatten zu denken." Der abergläubische Bretagner hörte noch nicht auf, sein Gewissen wegen seiner in einem andern Welttheile verlassenen Familie zu beschwichtigen. Er wünschte die Meinung des Kapitäns zu hören, ob ihm die Verwünschungen seines schwarzen Weibes, die ihn auf dem festen Lande in keine Furcht sezten, auf der offnen See schaden könnten, wenn er ihn wieder Gevatter nenne und zuweilen an sie denke? Doch war Malpart jezt schon mit einer andern Scene beschäftigt. Im untern Schiffsraume hatte der Lärm immer zugenommen. Das Spiel führte zu Uneinigkeiten. Die Streitenden zogen die Andern in ihre Sache hinein, und es war jezt zu ernsten Thätlichkeiten gekommen. Man stürmte auf das Verdeck hinauf, sich mit Waffen und Verwünschungen verfolgend. Malpart trat wüthend den Andrängenden entgegen, gebot mit fürchterlicher Stimme Ruhe und zog die Urheber dieser Störungen des Schiffsfriedens hervor. „Habe ich euch," schrie er, „aus euern schmutzigen Spelunken getrieben, damit ihr mit euern giftigen Kehlen diese Räume verpestet? Mußtet ihr nicht den Koth von euern Händen waschen, als ich euch der Ehre würdigte, unter mein Regiment zu treten? Sprecht, was war die Absicht eurer unflätigen Worte, oder ihr könnt im Nu zu der Abwechslung kommen, von den Fischen benagt zu werden!" — Von den beiden Unruhestiftern war der eine den Matrosen, der andere den Kanonieren beigeordnet. Sie hatten eine Rangstreitigkeit veranlaßt, die immer heftiger wurde, als sie anfingen, an die Vertheilung der Beute verschiedene Ansprüche zu machen. Hier sollte den Kanonieren, dort den Matrosen ein größerer Antheil gebühren. Die Uebrigen hatten Parthei genommen, weil es ihrer eigenen Sache galt, und Malpart sah ein, daß er ein scharfes Beispiel aufstellen müsse, wenn er ähnlichen Excessen vorbeugen wollte. „Ich werde euch zeigen," sagte er nach einer Pause mit bitterm Lachen, „wornach sich eure Portionen richten sollen. Wer von euch Beiden ein kleines Kunststück, das ihr jezt produciren sollt, am längsten auszuhalten vermag, kann auf einen besondern Vorzug rechnen. Die Winde in Bereitschaft, Stricke her und ein paar Vierundzwanzigpfünder!" Die armen Schelme! Es war die grausamste Procedur, die mit ihnen vorgenommen werden sollte; aber die Uebrigen lachten und beklatschten die witzigen Einfälle ihres Kapitäns. Es fielen ihnen alle die peinlichen Strafen der Kriminalordnung des Seelebens bei, deren schmerzhafte Erfahrung sie in frühern Tagen vielleicht selbst gemacht hatten, und deren Erinnerung nun zwei Andern, die sie selbst nicht waren, auf einige Zeit Höllenpein verursachen sollte. Man sezte die Unglücklichen auf die beiden Enden des Holzes an der Schiffswinde, band sie fest, hing ihnen die schweren Kugeln an die Füße, gab der Winde eine kreisende Bewegung und ließ die beiden Hadersüchtigen einen Spazierritt machen, der um einen halben Fuß ihre Beine ausreckte. Als man sie abnahm, konnten sie nicht aufrecht stehen und mußten in den innern Schiffsraum getragen werden. „Junge, wirst Du auch Deine Hoffnungen auf die Beute so hoch spannen?" fragte Malpart nach dieser Exekution der alten Marthe Schwestersohn, der mit Schrecken diesem Schauspiele beigewohnt hatte. Dieser antwortete nichts, lief in die Küche, wo er angestellt war, und dachte bei sich, daß er sich ja auf Helenen berufen könne, wenn man einmal Lust hätte, seiner Länge auf diesem Wege eine halbe Elle zuzusetzen, oder ihn sonst grausam zu bestrafen. Der gute Jaques! Er hatte sich noch nicht auf Herrn Bernard berufen; hätte er es aber gethan, wie würde man ihn ausgelacht haben!

Bei einbrechender Nacht gab Malpart den Befehl, das Schiff links zu wenden und nach der Richtung von Ostsüdost zu steuern. Er mußte sich nicht zu weit in den Kanal wagen wollen, sondern schien das Ufer des Calvados zu suchen, obschon dieß eine wegen der berüchtigten Klippen in dieser Gegend schwierige Fahrt war. Mitternacht kam heran. Es war auf dem Schiffe ruhiger geworden; nur die ausgestellten Posten bewiesen, daß der Kutter seinen wachsamen Namen nicht mit Unrecht führte. Allmählig aber scholl ein Flüstern durch diese Stille hin, und man hörte, daß sich der im Mastkorbe wachende Matrose mit den unten Befindlichen in Korrespondenz sezte. „Ein ferner weißer Punkt." — „Das Leuchten des

Meers.“ — „Versteht sich, es ist nichts; und doch — es bewegt sich.“ — „Dummheit! wir bewegen uns, und was Du siehst, kann also nicht stille stehen.“ — „Das ist wahr, als ich einmal in einem verschlossenen Wagen von Havre nach Harfleur fuhr — Aber, straf mich Gott! es wird größer.“ — „Ja, ja, ich seh's nun auch.“ — „Es ist ein Segel und etwas Blaues.“ — „Das ist die Lunte über den Kanonen.“ — Ein Bliz, ein Schuß, ein Gepolter im Takelwerk wie von einer durchfahrenden Kugel. Jezt wurde es auf dem Hahn lebendig, man griff zu den Waffen, Malpart sprang aus der Kajüte, kommandirte und sah zu gleicher Zeit durch ein Nachtteleskop. Es war nicht mehr nöthig, eine Goelette stand auf einige tausend Schritte in der Nähe.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, April.

(Fortsezung von Nr. 38.)

Dritter Brief. Der Adel.

Schon in einem frühern Briefe habe ich bemerkt, daß der Landbesiz in Böhmen in sehr große Portionen vertheilt, wie auch, daß, troz dem, der Adel dennoch zum Theil in neuerer Zeit in seiner Wohlhabenheit zurückgekommen, ja mitunter sogar nicht unbedeutend verschuldet sey. Dennoch findet man hier noch überaus reiche Kavaliere. Eine nur einigermaßen geregelte Verwaltung ihrer Herrschaften ordnet ihre Finanzen sehr schnell, und wenn hiezu noch eigene sparsame Haushaltung kommt, werden dieselben bald genug wieder glänzend. — Ob man dem böhmischen Adel gleich scheinbaren Stolz zur Last legen könnte, so möchte ich diesen mehr ein gerechtes Halten auf seine Würde nennen, besonders da er in so vielen Fällen wahrhaft adelige Gesinnungen an den Tag legt. Ich darf nur an die unzählig vielen wohlthätigen Einrichtungen erinnern, welche er während des Herrschens der Cholera auf seinen Gütern traf. Unglaublich ist es, was geschah, und es ging dieß so weit, daß man noch jezt auf einer Menge Herrschaften vom Volk die Aeußerung hört, jene Zeit sey die glücklichste seines Lebens gewesen. Nicht nur in die Hunderte, sondern in die Hunderttausende von Gulden geben die Unterstüzungen, welche der böhmische Adel da reicht, wo es Noth thut und wo er dieselben für gut angewandt halten kann.

Einen glänzenden Beweis ihres wohlthätigen Sinnes gaben diese Herrn namentlich auch im Februar und März dieses Jahrs. Sie veranstalteten ein Karoussel, welches zum Besten der beiden wohlthätigen Institute: der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen, gegeben wurde und die bedeutende Summe von 12,000 fl. C. M. eintrug. Die Pracht, mit welcher dieses Karoussel ausgeführt wurde, kostete die Theilnehmer bedeutende Summen, die sie aber willig darbrachten. Die außerordentliche Theilnahme des Publikums an diesem Feste bewies sich dadurch, daß die sechsmalige Vorstellung, troz des großen Raums (in der Reitbahn des Waldsteinischen Gartens), jedesmal sehr besucht war. Dreimal ward es am Tage und dreimal bei nächtlicher Beleuchtung gegeben. — Neben dem wohlthätigen Zwecke gewährte es eine Probe wahrer, alter Chevalerie, und es dürfte wohl wenig Provinzen geben, welche solch ein prachtvolles Schauspiel als Privatunternehmen zu Stande bringen könnten. Alle Jahre wird zu gleichem Zwecke etwas unternommen, seyen es Bälle oder Privattheater-Vorstellungen. Der exilirte König Karl X. gab dieses Jahr zum gleichen wohlthätigen Zwecke 200 fl. C. M. Dieß leitet mich auf dessen Aufenthalt in Prag.

Man sollte glauben, unter einem so glänzenden und großentheils sehr vornehmen Adel müßte er Gesellschaft und Unterhaltung suchen und finden; aber keineswegs. Ganz zurückgezogen und nur einige Kirchen besuchend, sieht er blos seine Verwandten, die in Böhmen begüterten und in Prag wohnenden Fürsten Rohan. Von seinem Aufenthalte in dieser Stadt würde man überhaupt wenig gewahr werden, wenn man nicht zuweilen die ihn umgebenden Hofleute und Geistlichen sähe. Führe nicht der ehemalige Erzbischof von Paris, Kardinal Latil, zuweilen durch die Straßen, so bemerkte man wenig von französischem Glanze. Dieser aber läßt denselben doch einigermaßen strahlen, wenn er in sechsspännigem Wagen, mit weißgekleideter Dienerschaft, zwei Läufer voraus, durch die Straßen rasselt.

Durch die vielen Häuser und Palläste, welche der böhmische Adel in Prag hat und worin er gewöhnlich den Winter zubringt, bekommt diese Hauptstadt einen besondern Glanz; sie sind aber auch Ursache, daß diese im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung nicht so stark bevölkert ist, wie andere große Städte. Wohnten nicht mehrere vom hohen Adel im Winter, viele aber auch, besonders die im Staatsdienste angestellten, das ganze Jahr hindurch in der Residenzstadt Wien, so würde der Glanz von Prag noch erhöht werden. Vergleicht man indeß Böhmen in dieser Hinsicht mit zweien seiner Nachbarländer, Baiern und Schlesien, so überstrahlt es diese bei weitem. Kleinheit des Besizes und Verarmung des Adels sezen die gedachten beiden Länder im Verhältniß gewaltig herab. Man vergleiche einmal in München oder Breslau den Aufwand der Cavaliere mit dem Geräusch, das dieselben in Prag machen. In Schlesien bleibt der Adel, aus nahe liegenden Ursachen, gewöhnlich das ganze Jahr auf seinen Besizungen, und kommt nur dann in die Hauptstadt, wenn Geschäfte ihn dahin rufen. Daher tritt auch in Breslau der Handelsstand mehr hervor, und wenn je Geräusch stattfindet, geht es meist von diesem aus. — Ein Hauptvergnügen des böhmischen Adels besteht in der Jagd. Bei der Großartigkeit, welche sie in diesem Lande mitunter noch hat, lohnt es sich auch, dieselbe zur Belustigung zu wählen. Wenn auf Herrschaften von zehn bis zwanzig Quadratmeilen, die noch dazu zum großen Theil mit Waldungen bedeckt sind, gejagt wird, wenn man zuweilen mehrere Jahre das Wild schont; wenn man dazu Hunderte von Menschen als Roboter oder Fröhner zum Treiben verwenden und ungeheure Strecken auf einmal abtreiben kann; wenn es dabei nichts Seltenes ist, daß an einem Tage 600 — 1000 Hasen, Hunderte von Rehen, Rebhühnern, Füchsen 2c. geschossen werden; wenn dabei der Adel in einem großen Umkreise sich versammelt und man sich hinterher glänzende Jägerfeste gibt, so ist dieß wohl eine wahrhafte Cavalierslust zu nennen.

Ruhm und Ehre bringt es dem böhmischen Adel, daß er in geistiger Bildung wohl so hoch steht, wie irgend einer in Deutschland. Die meisten seiner Mitglieder sind mit der alten und neuen Literatur wohl vertraut, und troz der Hindernisse findet man bei ihm fast Alles, was in der literarischen Welt von Wichtigkeit erscheint.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. Mai 1833.

Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der lezte Staufen ist nicht mehr!

G. Schwab.

Konradins Tod.

Vor dem Thor der Stadt Neapel
Steigt empor ein schwarz Gerüste,
Strömt herbei die bunte Menge,
Drängt sich dicht im Schaugelüste.

Von dem Karmeliterthurme
Dröhnen dumpfe Glockenschläge,
Aus der Kirche schleichen Mönche,
Singen Todtenlieder träge.

Jezo herrschet tiefe Stille,
Denn die feile Lästerzunge
Roberts von Bari, des Richters,
Spricht mit gleißnerischem Schwunge:

„Unterthanen Karls von Anjou,
Wahren Herrschers dieser Lande,
Konradin, das Söhnlein Konrads,
Kam, zu lösen alle Bande.

Wollte stürzen Euren König,
Selbst die Krone zu erringen,
Doch das Schicksal hat gerichtet,
Waltend mit des Sieges Schwingen.

So hat das Gericht geurtheilt,
Das der König aufgestellet:
Konradin mit seinen Helfern
Werd' von Henkers Beil gefället.“

Als der schnöde Mann geschwiegen,
Hub zu murmeln an die Menge,
Und es blizten Heldenaugen,
Rasselte manch Wehrgehänge.

In dem nahen Meeresbusen
Huben sich gewalt'ge Wogen,
Kamen zornig schäumend, tosend
Zu dem Ufer angezogen.

Aber ruhig, glanzumwoben
Stand auf schwarzer Todtenbühne
Konradin, aus dessen blauen
Augen floß des Himmels Sühne.

Und er strich die gold'nen Locken
Aus der Stirn, der marmorhellen;
Während seine Lippen sprechen,
Tausend weiche Herzen schwellen.

„Klar, wie dieses Blau, das leuchtet
Ueber Napels Zauberauen,
So ist meines Rechtes Leuchte
Vor dem Aug' der Welt zu schauen.

Meiner Väter heil'ge Fahnen
Wehten stolz in diesen Lüften,
Die des lezten Staufensprößlings
Wankend Haupt noch süß umdüften.

Unter meines Reiches Himmel
Sterb' ich, würdig großer Ahnen;
Ihren ew'gen Glanz zu grüßen,
Treibet mich des Geistes Mahnen.

Bis zum Tod' hab' ich gerungen
Um die schönste Braut auf Erden,
Nur im Kampf wird sie gewonnen;
Mag dem Tapfersten sie werden."

Sprach's und warf hinab den Handschuh,
Ritter Truchseß rasch sich bücket,
Drauf aus seines Schlosses Fenster
Karl von Anjou finster blicket.

Alle schauen auf den Staufen,
Der mit schmerzerglühtem Lieben
Seinen Friedrich noch umarmet,
Der mit ihm zum Tod getrieben.

Und dem Freunde sich entwindend
Läßt er seinen Mantel sinken,
Hebt empor die schönen Arme,
Himmelwärts die Augen blinken.

„Jesus Christus, Herr der Ehren,
O verleih' ein selig Ende!
Ich befehle, Himmelskönig,
Meinen Geist in deine Hände."

Kniet jezt zu dem Todesblocke;
„Mutter, Mutter, schmerzensreiche!"
Seufzt er noch, und schon gefallen
Rollt das Haupt dahin, das bleiche.

Auf zum Himmel schreiet Friedrich,
Brechen los verhalt'ne Schmerzen,
Durch die Lüfte zieht ein Stöhnen,
Stürmisch pochen Männerherzen.

Aus den schwarzgeword'nen Wolken
Stürzt ein Königsadler nieder,
Taucht in Staufenblut die Schwingen,
Schießet in die Wolken wieder.

Durch die Segel Stürme brausen,
In dem Meere rasen Wogen,
Aus Vesuves schwarzem Schlunde
Sprüht ein zorn'ger Flammenbogen.

Heinrich Loose.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

„Wer seyd Ihr?" tönte es jezt durch ein Sprachrohr vom andern Schiffe; „steckt Eure Flagge auf, sezt ein Boot aus und schickt Eure Päße!" Malpart fluchte, daß es ein Franzose war, der durch das Rohr sprach; es war ein französisches Kriegsschiff, hier zur Bewachung der Küste postirt. „Die Jolle heraus, Catineau!" rief er; „wo steckt der meineidige Wanst, der seine Frau und zehn Kinder betrogen hat?" Catineau kam eben aus der Hängematte, er rieb sich die Augen und sagte gähnend: „Heilige Jungfrau, ich habe von ihr geträumt, das heißt nicht von der Jungfrau, sondern —" — „Ersticke in Deinem Geschwätz!" rief Malpart, denn das Sprachrohr tönte von Neuem und die blauen Flammen zuckten auf der Goelette, um die erste Begrüßung zu wiederholen. Aber schon stand Catineau mit einigen Leuten in der hinuntergelassenen Jolle. Nach einer Viertelstunde kam er zurück. Man hatte ihn scharf examinirt, seinen Kaperbrief sehr genau durchsucht, und der Kommandant der Goelette sollte gesagt haben: „Bernard ein Kaper? Wie kömmt der gute Mann, den ich gar wohl kenne, auf ein solches Handwerk?" — „Das Verwundern steht ihm frei," sagte Malpart lachend, strich dem jezt erst wieder munter gewordenen Catineau die Backen und ließ die Jolle heraufziehen. Der Hahn drückte noch eine Stunde lang die Augen zu und überließ sich ungehindert den schaukelnden Wellen.

Kapitän, was fällt Euch ein? Hat je in den Gewässern des Kanals die französische Flagge stolzer geweht, als auf jenem Segler, der nur in Dieppe oder Boulogne gebaut seyn kann? Malpart hatte dafür kein Auge. Mit Tagesanbruch hatte sich der Hahn wieder vom Ufer abgewandt und gegen Mittag ein Fahrzeug bemerkt, das jezt in einer geringen Entfernung als französischer Kauffahrer ansichtig wurde. Wenn es der Delphin des Herrn Bernard selbst gewesen wäre, so hätte ihn sein treuloser Kapitän angegriffen. Alles war zu einem hartnäckigen Kampfe in Bereitschaft gesezt; die Mannschaft war theils unter Gewehr, theils an die Geschütze vertheilt; die Enterhaken waren bereit, alle Hindernisse in dem Raume aus dem Wege geräumt und die Munition an sichern Stellen untergebracht, ja ein weites Gewebe von Stricken, die ihnen besser um den Hals gehört hätten, wurde über die Kampfbereiten ausgespannt, um sie vor den Flintenkugeln zu sichern. Der Kauffahrer drückte durch das Sprachrohr seine Verwunderung aus, daß eine Flagge die andere angreife, er sey von Dieppe und segle mit Fabrikaten nach der Bai von Biscaya. „Feuer!" war Malparts einzige Antwort, und die lange Kanone spie eine Kugel aus, die jedoch das angegriffene Schiff noch nicht zu erreichen schien. Dieses zeigte keine Lust, sich mit dem im vollsten kriegerischen Zeuge befindlichen Kutter in einen Kampf einzulassen. Es sezte alle Segel auf und suchte sein Heil in der Flucht. Aber auch der Hahn entfaltete jezt die Federn seines Krummschweifes, und kam dem Kauffahrer bald wieder so nahe, daß dieser wider Willen zum Kampfe

gezwungen war. Noch einmal suchte er durch einige Manövers sich ihm zu entziehen; er strich das Steuerruder nach dem Backbord, in der Absicht, über den Spiegel des Hahns wegzugehen. Er hätte dann eine volle Ladung (und man sahe, daß er so viele Kanonen führte, als der Hahn) auf die ganze Länge seines Angreifers gegeben, die Verwirrung vielleicht benuzt und sich der unangenehmen Möglichkeit, zulezt dennoch in den Grund gebohrt zu werden, entzogen. Aber Malpart besaß Augen, und vortreffliche, und Kenntnisse, die ihm in besserer Lage Ehre gemacht hätten. Er kommandirte kaltblütig: „Auflúven!" und als dieß dicht am Winde geschehen war und die eine Batterieseite eine volle Ladung gegeben hatte, daß an dem Kauffahrer die Splitter krachten, von Neuem: „Jezt quer vorbei an seinem Spiegel!" und dieß Manöver gelang so vortrefflich, daß der Hahn nur von den Kanonen in der Konstabelkammer bestrichen und einem schwach unterhaltenen Gewehrfeuer ausgesezt wurde. Die Flagge des fremden Schiffes war abgeschossen, die Taue, die das Vormarssegel hielten, waren untauglich gemacht, und jeder Versuch, sie wieder zusammenzuflechten, mißlang. Jezt rief der siegestrunkene Malpart: „Das Steuerruder beigestrichen! Bord an Bord! Hieher mit den Enterhaken!" Er selbst war der Erste auf dem bedrängten Schiffe, Catineau der zweite, und seine raubgierige, aber tapfere Mannschaft folgte ihm in wildem Anlauf. Auf dem Halbverdeck kam es zu einem mörderischen Gefechte mit der kleinen Besatzung des Kauffahrers, die sich auf das Aeußerste vertheidigen wollte. Die Räuber waren auch der Zahl nach im Vortheil: die Angegriffenen bestanden kaum aus vierzehn Köpfen, von denen viele schon durch den ersten Kampf untüchtig gemacht waren. Malpart wirft sich mit wahnsinniger Mordbegier unter dieß kleine Häuflein, im Nu hat er dem fremden Kapitän den Kopf gespalten, sein blutiger Säbel metzelt unter den Bedrängten, deren tapfere Gegenwehr der Uebermacht weichen mußte. Ein kleiner Rest zog sich die Schiffstreppe hinunter und unterhielt von unten auf ein wirksames Pistolenfeuer; aber Malpart achtete den Verlust einiger von seinen Leuten wenig, die Treppe wurde genommen, die jezt ohne allen Ausweg Gelassenen theils niedergemacht, theils ergriffen, und das Schiff war in der Gewalt des triumphirenden Kapitäns.

Diese Scene klärt uns über die Bestimmung auf, die Bernards jungfräulichem Kutter von dem eigenmächtigen, grausamen Malpart gegeben war. Wie konnte auch der gute Kaufmann von Havre glauben, daß sich der Kapitän unter seine Befehle stellen würde? daß er einen Lohn annehmen sollte für gemachte Beute, die er auf kürzerem Wege unter seine Gewalt brachte? daß er sich von armseligen Advokaten und heruntergekommenen Kaufleuten über die Rechtmäßigkeit seiner Prisen Zeugnisse ausstellen lassen würde? Sein Plan war gefaßt, als er Bernard zum ersten Male auf der Terrasse besuchte: es mochte ihn Ueberwindung gekostet haben, durch einen Betrug in den Besitz dieses Schiffes zu kommen, aber seine Lage versezte ihn in die Nothwendigkeit, seine Gewaltthätigkeit mit der List zu paaren. „Und warum soll ich mich auf die Engländer beschränken?" fragte er sich selbst; „das Hemd ist mir näher als der Rock. Ich habe keiner Nation den Krieg erklärt, sie sind alle meine Freunde, und sie werden sich bemühen, mich mit ihren Geschenken zu erfreuen. Ich habe die ganze Küste entlang meine Vedetten ausgestellt, ich habe eigene Handelswege entdeckt, und will ein Kontinentalsystem auf die Beine bringen, das viel zu bescheiden ist, um öffentlich hervorzutreten. Im Stillen und Verborgenen will ich wirken und die französische Industrie dadurch auf eine Höhe bringen, für die sie mir vielleicht nie danken wird. Meine Handelsfreunde spekuliren aber auf Alles. Sie wollen nicht blos englische und ostindische Seidenzeuge, sondern auch französische, die sie patriotischer Weise für besser halten. Sie finden, daß zwar der Zucker aus den englischen Kolonien besonders fest und rein ist, daß er aber mit dem aus den französischen Pflanzungen nicht die entfernteste Vergleichung aushält. Es ist Menschenpflicht und empfiehlt außerdem im Geschäfte, seinen Freunden nicht nur das Gute, sondern auch das Bessere zuzuführen." Man sieht, daß Bernards Kaperbrief zum Schutz eines abscheulichen Seeraubes und eines gesetzwidrigen Schleichhandels dienen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Nun haben wir seit dem 1sten März wieder eine Kunstausstellung, und zwar eine außerordentlich reiche; denn die Zahl der ausgestellten Stücke, groß und klein, beläuft sich über 3300. Ich zweifle, ob jemals eine größere in Paris gesehen worden ist. Man wird sich wahrlich nicht über Gleichgültigkeit gegen die Kunst von Seiten der Pariser zu beklagen haben. Wenn man bedenkt, daß erst vor zwei Jahren eine Ausstellung stattfand und daß folglich die 3300 Stücke seit jener Zeit müssen verfertigt worden seyn, und zwar während einer sehr unruhigen Epoche, in welcher Kunst und Literatur sich eben keiner besondern Berücksichtigung zu erfreuen hatten, so muß man um so mehr erstaunen, wie eine so ungeheure Menge von Kunstwerken hat zu Stande kommen können. Wie wäre es denn geworden, wenn man in der tiefsten Ruhe lebte! Also werden, wenn man nach den beiden lezten Jahren schließen darf, jährlich wenigstens 1600 Gemälde, Kupferstiche, Bildhauerarbeiten und große Zeichnungen in Frankreich, besonders aber in Paris, zu Tage gefördert, jeden Monat somit über hundert, jede Woche ungefähr dreißig Stücke, jeden Tag über vier. Ist das nicht ein für die Kunst fruchtbares

Land? Man begreift also sehr wohl, weßhalb die Künstler so sehr darauf gedrungen haben, daß eine königliche Verordnung regelmäßig jedes Jahr eine Kunstausstellung ausschreibe. Sie sind vollkommen im Stande, sie zu bereichern oder doch so zahlreich zu machen, daß das Publikum genug zu schauen hat. Man könnte sogar eine monatliche veranstalten; es wäre noch immer eine bedeutende Sammlung. Wie weit sind wir von der Zeit entfernt, obschon es erst ein Jahrhundert her ist, wo man acht Tage lang die jährlichen Arbeiten der Mitglieder der Kunstakademie ausstellte! denn damals gab es außer der Akademie nur wenige Künstler, als die Schüler derselben. Noch zu der Zeit, als Diderot seine originellen Bemerkungen über den sogenannten Salon schrieb, war wenig mehr zu schauen, als was in jenem großen Salon des Louvre ausgestellt war. Heutzutage nehmen die 3300 Stücke der Ausstellung nicht nur den großen Saal, sondern über die Hälfte der ungeheuer langen Bildergallerie und dann noch eine Menge anderer Säle im Louvre ein. Es ist eine mühsame Arbeit, diese bedeutende Sammlung an einem einzigen Tage ganz zu besehen. Man ist genöthigt, mehrere Tage dazu zu verwenden und jedesmal nur einen Theil des ungeheuern Feldes vorzunehmen. Die Kunstkritiker in den Zeitungen haben die harte Aufgabe gehabt, sich durch eine solche Reihe von Kunstgegenständen durchzuarbeiten; die wenigsten sind bis jezt damit fertig geworden. Die sogenannte Künstlerjury, das heißt die Kommission, welche damit beauftragt war, die aufzunehmenden Kunstgegenstände zu untersuchen und nur die guten darunter aufzunehmen, hat es sich bequem gemacht; denn sie hat fast Alles aufgenommen, was angeboten wurde, und nur Weniges verworfen; dadurch hat sie klüglich vermieden, sich die Künstler zu Feinden zu machen, und sie alle so ziemlich zufrieden gestellt. Sie mag gedacht haben, das Gute wird das Publikum schon aus dieser Legion von Gemälden herausfinden und das Schlechte unbeachtet lassen. Diese Mühe hätte aber die Jury dem Publikum erspart, wenn sie, ihrer Pflicht gemäß, strenger verfahren wäre. Ehemals wurde die Ausstellung von der Akademie und für dieselbe veranstaltet; jezt aber tritt die Akademie in den Hintergrund, und nur hie und da sieht man die Arbeit eines Akademikers hervorschimmern oder sich im Dunkeln verstecken, je nachdem seine Arbeit ist. Die ältern Akademiker wollen von ihrer alten sogenannten klassischen Weise nicht lassen und sehen mit Unmuth, daß das Publikum auch in der Kunst die romantische Manier der jüngern Künstler vorzieht. Manche Künstler mögen daher lieber gar nichts mehr ausstellen, um sich keiner Kritik auszusezen und mit den jüngern nicht verglichen zu werden, da sie sich weit über dieselben erhaben dünken.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Böhmen, April.

(Fortsezung.)

Vierter Brief. Die Grenzen.

Aus dem Mauthsysteme erwachsen für Böhmen, bei seinen verhältnißmäßig sehr ausgedehnten und vielfach mit fremden Staaten in Berührung stehenden Grenzen, eine Menge Unbequemlichkeiten, zumal es mit zweien, Preußen und Sachsen, hinsichtlich des Gewerbfleißes noch nicht mit dem günstigsten Erfolge konkurriren kann. Dieß reizt denn zum Schmuggeln aller Art, was mitunter so systematisch betrieben wird, daß es nicht uninteressant seyn möchte, Einiges darüber zu vernehmen. Zuvörderst wollen wir im Allgemeinen über den Eintritt des Fremden in Böhmen ein paar Worte vorausschicken. Es gibt Viele, welche von der österreichischen Polizei und dem mit derselben in Verbindung stehenden Paßwesen einen so schlimmen Begriff haben, daß sie glauben, es werde dort jeder rechtliche Mann gleich einem Spion behandelt. Der Ausdruck Einbruchsamt, mit welchem man die Commerzial-Grenzzollämter belegt, trägt zu jenem Argwohn das Seinige bei. Ist es nun aber auch nicht ganz ungegründet, daß man hie und da an einem derselben Schwierigkeiten findet, so sind dieß theils nur Ausnahmen, theils stößt man auf Aehnliches und mitunter noch Schlimmeres in andern Staaten. Ich meines Theils kann versichern, daß ich nicht selten auf den Grenzen konstitutioneller deutscher Länder viel übler wegkam, als auf denen Oesterreichs. Ist man an den Grenzämtern Böhmens nur einigermaßen bekannt, so erfährt man nicht allein eine äußerst humane Behandlung, sondern auch eine große Schonung bei der Untersuchung seiner Effekten. Hat sich aber Jemand irgend einmal einen Unterschleif zu Schulden kommen lassen, dann ist er freilich in der Folge jedesmal der strengsten Untersuchung ausgesezt.

Ich komme nun zu dem Einschwärzen oder Schmuggeln, hier in Böhmen gewöhnlich „Paschen“ genannt. Am stärksten und ganz systematisch wird die Sache an der preußischen Grenze betrieben. Von welcher Wichtigkeit dieses Gewerbe sey, mag die einzige Thatsache beweisen, daß, während der Militärkordon an der ganzen preußischen Grenze wegen Abhaltung der Cholera bestand, die Kolonialwaaren, Zucker, Kaffee ꝛc., in den Grenzstädten um 30 Procent theurer waren, als gewöhnlich, und daß acht Tage nach Aufhebung des Kordons die alten Preise wieder eintraten. Ich entwerfe eine kleine Skizze dieses Wesens. Zuvörderst treten die Hauptunternehmer des löblichen Gewerbes mit den Grenzwächtern — ehemals Kordonisten, jezt Jäger genannt — in Verbindung. Die Sache ist für den Uneingeweihten schwierig, für den Mann vom Fach äußerst leicht. Bekanntschaft ist geschwind gemacht und bei Fortsezung derselben lernt man sich gegenseitig genauer kennen. Man schließt förmliche Abkommen; doch wird auch manches Unternehmen auf eigene Gefahr, ohne besonderes Einverständniß mit den Grenzjägern, ausgeführt. In diesem Falle läßt man einem oder dem andern der Schmuggler absichtlich seine Waaren abnehmen. Gefangen wird er nicht, weil er seinen Pack von sich wirft und davon läuft. Die Hauptschmuggelei wird nämlich zu Fuß und mit Päcken auf dem Rücken getrieben, weil man dabei die begünstigenden Gebirge am besten nützen kann. Während dieses Manövers bringt auf einem andern Punkte gewöhnlich eine ganze Kolonne durch und gewinnt zehnfach wieder, was sie dort Preis gab. Um die Jäger zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt zu lenken, macht man auch zuweilen Denunciationen, läßt einige der Packträger auf dem verrathenen Punkte übergehen, die dann sich schnell salviren, so wie sie ihre Päcke abgeworfen haben, und gleichzeitig bringt man den Haupttransport in Sicherheit. Diese Verfahrungsart gehört aber immer nur zu den kleinen Unternehmungen. Handelt man im Einverständniß mit den Grenzjägern, so wird förmlich mit ihnen die Zahl der Träger und der Betrag der Ladung bedungen. Wollte der Unternehmer mehr als die bedungene Zahl überführen, so sezte er sich der Konfiskation des ganzen Transports aus. Gegenseitige Solidität und strenges Worthalten ist demnach eine Hauptbedingung bei diesem löblichen Handel. Zuweilen gerathen aber auch die Hauptunternehmer einander ins Gehege und verrathen sich dann gegenseitig, weil sie einen unauslöschlichen Handwerksneid hegen. Ich will zum Belege ein paar Thatsachen erzählen, wie sie sich in der Wirklichkeit genau zugetragen haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Mai 1833.

Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Goethe.

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung von Nr. 313. 1832.)

Mailand im December 1772.

Heute habe ich wieder bei Firmian gegessen; er war zwar übler Laune, aber doch liebenswürdig. Das Wetter hat auf Jedermann Einfluß. Sollten Sie's glauben, daß Virgils Himmel seit sechzehn Tagen so schwarz regnerisch und mit Wolken bedeckt ist, daß ich gestern fast den ganzen Tag Licht brennen mußte? Thomas irrt sich, Paul Joves Landhaus ist nicht auf den Ruinen von dem des Plinius erbaut; es liegt auf einer Insel des Comersees, Plinius aber hatte ihrer zwei, seine komische und seine tragische Villa; jene heißt jezt Lenno, von der andern ist mir aber der Name entfallen und es steht nichts mehr davon. — Ich bemerke wohl, daß die Deutschen hier nicht geliebt sind, und kaum verzeiht man dem Grafen Firmian, daß er ein Deutscher ist. Darin haben aber die Italiener großes Unrecht, denn alle Deutschen, die ich hier kenne, sind höflich, gutmüthig und ehrlich, ja darin den Italienern weit überlegen; auch hat keiner die Fehler der emporgekommenen Leute. Ich weiß nicht, warum man den Grafen Khevenhiller, ersten Hofmarschall, am mehrsten haßt. Wenn man einmal nicht frei seyn kann, wie die Mailänder, muß man seine Herrn lieb zu gewinnen suchen. Der König Robert von Neapel bat einmal Giotto, ihm sein Königreich zu malen. Was that Giotto? er malte einen entsetzlich beschwerten Lastesel, der mit dem Ausdruck des Vergnügens an einem neuen Pack roch, das auf der Erde lag. Wie dieser Esel, sollten es auch die Mailänder machen, da sie doch einmal nichts anderes thun können. Indeß hegen sie doch keinen heftigen Haß, es ist eher Geiz und Neid, den auch die mailändischen Familien unter sich hegen. Bei alle dem sind sie gutmüthig und gefühlvoll. — Mein Freund, ich gehe zu Grund. Wo sollte ich aber das Mittel finden, einer reizenden Frau zu widerstehen? Sie läßt mich nicht einen Augenblick nachdenklich, mißlaunig oder traurig; da folgen Caressen, Aufmerksamkeiten, Klagen ununterbrochen auf einander. Am komischsten dabei ist, daß mich ihr Mann in ganz besondere Affektion genommen hat, die beste Haut von der Welt, ein tüchtiger Kaufmann und durch und durch ehrlich. Sie haben mich beide in ihren weiten Gemächern herumgeführt, die schöner und herrlicher ausgeziert sind, als viele königliche. Hier, lieber Freund, sah ich die trefflichsten Gemälde in Mailand. Die Bedienten folgten uns mit Fackeln und stiegen auf Leitern, um oben die Gemälde an verschiedenen Stellen scharf zu beleuchten. Dieß machte eine herrliche Wirkung. Die Dame vom Haus — cette coquine de femme — hat einen sehr gebildeten Kunstgeschmack. Sie machte mich auf die Schönheiten und Fehler jedes

Gemäldes aufmerksam und sprach darüber wie ein Buch; sie will mich überall hin begleiten und mir alle Kunstsammlungen zeigen. Sie spricht von den Männern, wie Leonardo da Vinci von Praxiteles Arbeiten geredet hätte, sie beschreibt Ihnen ein männliches Gesicht, ein Bein, eine Brust u. s. w., und hat für alles Schöne und Unschöne daran Worte; sie spricht sich darüber frei und ohne allen Rückhalt aus; ihre Liebhaber sind ihr dann nur eine Gallerie von Statuen oder Gemälden. Mir ist's, als sey ich ein Bischen in Agathons Lage. Wenn das so fortgeht, so kann ich kein glücklicheres Leben führen und keine Geliebte finden, die angenehmer beschäftigte und ein besseres Herz hätte.

Was soll ich Ihnen sagen, lieber Freund? Da sind nun vier Tage vergangen, in denen ich den Kopf ganz verloren hatte. Firmian, meine Studien, meine guten Bekanntschaften in der Stadt, meine Ruhe, meinen Frohsinn, Alles habe ich vernachläßigt. Ich kann's noch nicht begreifen. Wie nöthig wäre mir jezt die Hülfe und der Rath der Freundschaft! Warum sind Sie nicht bei mir? Diese Frau ist ein wahrer Proteus, ich muß sie verachten und doch lieben. Manchmal zwingt sie mir wirklich Achtung ab, gleich darauf aber stürzt sich mich in neue Zweifel. Wir quälen uns gegenseitig, können aber doch nicht von einander lassen. Das erstemal, wo ich sie sah, war sie krank, jezt ist sie wunderschön. Bin ich mit ihr allein, so ist sie zärtlich, anständig und gefühlvoll, und ich meine, sie müsse mich immer anziehen. In Gesellschaft aber hat sie alle Fehler. In ihrem Kabinet bete ich sie an, im Salon muß ich sie verachten; um aber da nicht aufzufallen und lächerlich zu erscheinen, muß ich so achtungsvoll gegen sie scheinen, wie die andern. Möchte ich doch Unrecht haben, möchte ich ungerecht gegen sie seyn! Oft, wenn sie sah, daß sie meine Achtung nicht erhalten könne, füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen, dann sagte sie, ich sey grausamer gegen sie, als ihre erbittertsten Feinde. Unmöglich ist's, in der Liebe zärtlicher, offener, hingebender und interessanter zu seyn, als diese Frau. Ich vermag alle diese Widersprüche nicht anders zu reimen, als wenn ich mir denke, alles Gute gehöre bei ihr der Liebe an und gehe nur aus ihr hervor, alles Ueble aber aus ihrem Charakter. Aber nur in Italien findet man solche Frauen; in Italien allein drücken nur die Leidenschaften der Seele ihren Charakter auf, denn da sind sie unbändig, allmächtig und unwiderstehlich, weder Erziehung, noch öffentliche Meinung, noch Sitten halten sie auf. — Eben kömmt ein Brief von Ihnen an, lieber Freund! Sprechen wir also nicht mehr von dieser Frau. Möge Gott Sie immer vor der Liebe bewahren! Freilich ist im Norden die Liebe kalt, wie das Mondlicht oder das Nordlicht Lapplands; es leuchtet nur, aber es wärmt nicht. In Italien allein brennt und peinigt es. So sind Sie also zufrieden, lieber Freund; Zufriedenheit ist mehr werth als alles Vergnügen. Ich bin jezt mehr denn je Epikuräer; die Ruhe der Seele ist aber der einzige Genuß des Weisen, besonders des denkenden und unterrichteten Weisen. Wüßten Sie, wie die Liebe in einem wohlangefüllten Kopf alles in Unordnung bringt! Trembley verspricht mir heilig, so viel Zeit bei mir zuzubringen, als ihm nur irgend möglich seyn werde. Dasselbe sagen Sie mir zu. — Meine Briefe!' großer Gott, ich habe Ihnen mehr denn vier geschrieben, die Ihnen alle nicht zugekommen sind, Sie erhalten sie aber gewiß noch; schreiben Sie es mir gleich. Ich bedaure Heidegger! — Eben ziehe ich mich an, um zum Grafen Firmian zu gehen. — Ich komme zurück und fahre in meinem Brief an Sie fort. Firmian nimmt Niemanden an. — Ich bin diesen Morgen etwas ruhiger, aber zufrieden? wann werde ich dieß einmal seyn? — Nun von Ihrem Plan. Er ist zu deutsch. Die Eintheilungen gehören in den Kopf und nicht auf's Papier. Sehen Sie am Farnesischen Herkules die Spuren des Cirkels? theilte Tacitus ein wie Simbeck? Ein gutes Werk muß ganz und gar aus Einem Guß seyn. Sehen Sie die großen Ruinen des Erdballs an, diese vom Sturm aufgethürmten, mit ewigem Eis bedeckten Berge und Felsen, und dann folgen Sie dem friedlichen Lauf der Flüsse, schlängeln Sie sich mit ihnen durch die aristokratischen Kantons, und Sie werden bald sehen, daß diese Regierungen fast die genaue Widerlegung des Klimas und der natürlichen Landesbeschaffenheit sind. In einem Gemälde muß auf die Wirkung gerechnet werden, und zu diesem Zwecke muß man eine Menge Materialien sammeln, aber nur wenig davon wirklich verwenden. Dann müssen Sie mit mir die Schweiz bereisen und in der Natur selbst die Ursache von allem Bestehenden aufsuchen. Verlegen Sie sich recht auf's Deutsche, lieber Freund; Sie haben einen sehr hübschen, leichten Styl, Sie bewegen sich mit Leichtigkeit darin und streuen zuweilen Blumen aus. Ueberdieß wird Ihnen das Deutsche nützlicher seyn als das Französische, und mit dem Deutschen kann's Ihnen in Italien gelingen. Das Französische muß man sehr gut verstehen und doch dabei immer überzeugt seyn, daß es ein verbrauchtes Werkzeug ohne Kraft ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Nachdem die von der Besatzung des eroberten Schiffes übrig gebliebenen sechs Gefangenen in strengen Gewahrsam gebracht und die Gefallenen oder unheilbar Ver-

wundeten ins Meer geworfen waren, nahm Malpart den Inhalt des Schiffes in Augenschein. Es war sehr schwer geladen mit französischen Fabrikaten, die für Spanien bestimmt waren, um den durch Napoleons Usurpation für jenes Land geöffneten Handelsweg zu benutzen. Der Gewinn entsprach jedoch nicht den Erwartungen Malparts, da ein großer Theil dieser Ladung aus Militäreffekten bestand, deren seine sansculottische Mannschaft nicht bedurfte und für welche der Absatz mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Doch gab er sich zufrieden, als der Rapport über seinen eigenen Verlust sehr günstig ausfiel: Es hatte mehr Todte als Verwundete gegeben, was ihm nur willkommen war, da den Leztern in Ermangelung eines Wundarztes nichts übrig blieb, als entweder aus eigener Haut wieder zu genesen oder zu sterben. Die Krallen des Hahns, die Enterhaken, saßen so fest in dem eroberten Schiffe, daß beide Fahrzeuge dicht und ohne Zwischenraum an einander hingen. Das Takel- und Segelwerk des Kauffahrers wurde in der Eile wieder hergerichtet, das geronnene Blut auf dem Verdeck und der Treppe zur Noth abgewischt und mit feuchtem Sand bestreut, und der Hahn endlich von seinem überwundenen Gegner gelöst. Malpart gab Befehl, dem Ufer zuzusteuern, und ein günstiger Nordostwind blies in die schwellenden Segel. Bald sah man aber, daß die Beute dem raschen Fluge ihres Besitzers nicht folgen konnte, man mußte die Segel des Hahns zum Theil einreffen, und erst jezt hielt dieser mit dem Kauffahrer einen gleichen Schritt.

Je näher man der Küste kam, desto vorsichtiger die Fahrt. Malpart verwandte nur dann ein Auge von seinem Fernrohr, wenn er die Bewegungen des Steuers beobachten wollte. Es galt hier eine doppelte Gefahr zu vermeiden; denn entweder drohte die Inspektion eines französischen Wachtschiffes, oder gefahrvolle Stellen, die in der Nähe der Calvadosfelsen immer häufiger wurden. Als die Nacht hereingebrochen und man dicht an diesen Klippen war, stellte sich Malpart selbst an das Steuerruder und lenkte es mit bewundernswürdiger Gewandtheit, die von seiner Erfahrung und Kenntniß des Terrains zeugte. Es mußte der Mannschaft des eroberten Schiffes überlassen bleiben, alle Bewegungen seines Vorgängers nachzumachen, was durch die eingetretene Dunkelheit sehr erschwert wurde. Endlich hatte man den lezten dieser gefährlichen Felsen umschifft, und die Fahrzeuge wandten sich jezt im ungehinderten Zuge der steilen, unbewohnten Küste des Calvados zu. Es war schon weit über Mitternacht, als sie endlich einen kleinen, geräumigen, von der Natur gebildeten Hafen erreichten, vor Anker gingen und ihre Mannschaft bis auf die nothwendigen Posten einigen Barken übergaben, die sie durch eine weniger reißende Brandung, als die Wellen an andern Stellen zeigten, ans Ufer sezten.

Noch schienen die Gefährten Malparts nicht alle mit dieser wilden, vom Sternenschimmer nur schwach erleuchteten Gegend vertraut zu seyn. Nur Einige gingen mit ihm voran, unter ihnen Catineau. „Kapitän," sagte der Bretagner, „das Treten auf festem Boden macht den Menschen wieder zu einer ganz andern Kreatur. Ich würde auch meine Gedanken an St. Pierre und die schwarzen Früchte meiner schwachen Stunden unfehlbar auf dem Schiffe gelassen haben, wenn wir nur ein wenig Beleuchtung für diese mulattenfarbige Finsterniß hätten. Um Licht zu erhalten, Kapitän, ist, glaub' ich, das beste Mittel, welches anzumachen?" Malpart sagte kurz: „Noch nicht!" und pfiff auf einem Rohre, als hätte er einen Vogel locken wollen; Alles still. „Verdammt!" rief der Kapitän, nachdem er den Ton wiederholt und Nichts geantwortet hatte; „will man mich äffen? Eine Fackel angezündet!" Catineau war schnell bei der Hand, und ein Kienspan loderte hell auf. Malpart sah sich nach allen Seiten um und stieg weiter; die Uebrigen folgten ihm; er schien den Weg sehr gut zu kennen. Jezt stand man vor zwei Felsen, die die Natur zu einer Pforte geformt hatte. Malpart pfiff noch einmal in diesen Eingang: keine Antwort. Er trat fluchend hinein und man sah einen geräumigen Thalkessel, der mit Hütten, Zelten und Waarenschuppen bebaut war. „Sie müssen hier seyn," brummte Malpart; „wo sollten diese Zurüstungen herkommen? Hat man die getroffene Verabredung nur halb erfüllt?" Als die ganze Mannschaft in diesen Raum getreten war, fielen plötzlich am jenseitigen Ende der Thalhöhlung einige schwache Lichtstreifen in das Dunkel, sie wurden heller, man hörte Stimmen, einen Anruf, und mehrere bewaffnete Männer traten den Kommenden entgegen. Man wechselte Erkennungszeichen, sie traten zusammen und Malpart erlaubte jezt seinen Leuten, hier eine kurze Zeit zu rasten. Diese Begegnung mit den Schleichhändlern war längst verabredet. Hier war der Ort, wohin Malpart seine Prisen bringen wollte. Von hier aus ließen sich die erbeuteten Waaren vortrefflich auf die Landstraßen schaffen, auf denen ihm der Gewinn wieder zurückfloß, den er mit den Gefährten seiner Siege theilen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, April.

(Fortsetzung.)

Das Schmuggelwesen.

Ein Hauptschmuggler treibt sein Gewerbe von Preußen nach Böhmen in Verbindung mit seinen Söhnen. Kühnheit und List, aber auch Mangel an aller unter den übrigen Menschen geltenden Moral sind ihre Haupteigenschaften. Sie führen eine Menge Waffen, und sind jederzeit auf alle möglichen

Fälle vorbereitet. Während des militärischen Grenzkordons führten sie einen förmlichen kleinen Krieg. Sie versorgen einen ziemlichen Distrikt an der Grenze Böhmens mit Zucker, Kaffee, Tabak, Zeugen ꝛc. Einst wagte sich ein anderer Schmuggler in ihr Revier. Kaum wurden sie dieß inne, als sie den jenseitigen Grenzjägern Anzeige machten, wann und wo ein Transport hinübergehen würde. Um den in Rede stehenden Unternehmer sicher zu machen, schlossen sie sich mit mehreren Packträgern an und gingen mit diesen im Zuge voraus. Hievon und von der Zahl derer, welche zu jenem Vater mit seinen Söhnen gehörten, unterrichtet, ließen die Jäger, welche im Hinterhalte lagen, diese ruhig vorüber ziehen und griffen erst zu, als sie glaubten, daß nunmehr die andern an die Reihe kämen. In der That hatten sie sich jedoch verzählt und bekamen noch zwei von den ersten mit, deren Waaren nun unschuldigerweise mit den andern verloren gingen. Einst war der älteste der Söhne mit dem Vater gespannt. Er wußte, daß dieser eben einen Transport expedirte. Mit allen Wegen und Stegen genau bekannt, legte er sich mit einigen Bekannten in Hinterhalt und gab, als die Träger in der Nähe waren, Feuer auf dieselben. Diese warfen ihre Bürden von sich und entflohen; der Sohn und seine Gesellen trugen Alles als gute Beute davon.

Nun ist aber auch noch die Frage zu beantworten, ob diese Schmuggler ihr Gewerbe immer auf eigene Rechnung treiben. Dieß ist keineswegs der Fall und sie übernehmen in der Regel nur Kommissionen. Irgend ein Handelsmann, gewöhnlich ein Israelit, möchte gern einen Waarentransport unverzollt nach Böhmen bringen. Er geht zu dem preußischen Grenzzollamte und deklarirt diese Waaren als Transit. Sie kommen in Begleitung eines Offizianten an die Grenze und werden dem Handelsmann zur Ausfuhr übergeben. Nun überträgt dieser die Kommission dem Schmuggler und übergibt ihm die Waare, um sie an einem bestimmten Orte auf der jenseitigen Grenze abzuliefern. Jetzt reist der Eigenthümer ab. Die Nacht kommt herbei; einige der kühnsten und zuverlässigsten Träger werden mit geheimer Instruktion befrachtet. Das Uebrige bleibt einstweilen für die Zurückbleibenden, wozu der Hauptunternehmer gehört. Jene gehen nun auf ihren wohlbekannten Wegen und laufen absichtlich den Jägern in die Hände. Zum Schein versuchen sie einen Kampf mit ihnen, ziehen sich aber bald zurück und begeben sich in Sicherheit. Jener Kampf verursacht einigen Lärm, und darum war es ihnen eigentlich zu thun; denn sobald jener Lärm von den Zurückgebliebenen vernommen wird, laufen sie mit dem Haupttheile der Waaren davon und behalten diese als gute Prise für sich. Das Gerücht von der Wegnahme des Transports verbreitet sich wie ein Lauffeuer und bringt, noch ehe ihn jener Unternehmer davon benachrichtigt, zu den Ohren des Eigenthümers, der sich auf keine Weise berühmen darf und auch gar nicht einmal weiß, auf welche Art er um das Seinige kam. Diese Art von Commerz soll sich erst seit einigen Jahren gebildet haben, wird aber von den regelmäßigen alten und auf Ordnung haltenden Schmugglern in hohem Grade gemißbilligt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Die Zahl der Akademiker, welche ihre Arbeiten ausgestellt haben, mag sich höchstens auf zwanzig belaufen. Es bleiben daher wenigstens sechshundert Personen übrig, die nicht zur Akademie gehören, meistens auch niemals dazu gehören werden, und nichtsdestoweniger die Kunst pflegen. Von diesen mögen wohl fünfzig zum schönen Geschlechte gehören. Die Künstlerzunft ist demnach, wie man sieht, außerordentlich stark in Paris; denn von den sechs- bis siebenhundert Künstlern, die ihre Produkte ausgestellt haben, wohnen gewiß fünfhundert-fünfzig, wo nicht noch mehr, in dieser Hauptstadt. Hie und da findet sich ein Künstler in der Provinz; was soll er aber dort ohne Aufmunterung, ohne Muster, ohne Wetteifer anfangen? Er muß eine heiße Liebe für die Kunst besitzen, um ganz allein sein Talent zu pflegen, indeß Alles um ihn her darauf bedacht ist, die zeitlichen Güter zu mehren und des leiblichen Wohlstands zu wahren. Nicht so in Paris; hier ist der Künstler auf seinem Flecke. Er hat hier Freunde, Nebenbuhler unter seines Gleichen, Gönner und Mäzenaten unter den Reichen; er findet hier Künstlervereine, und hat er Talent, so fehlt es ihm nie an Gelegenheit, dasselbe zu üben. Zwar hat er auch hier mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eben weil der Künstler so viele sind, hält es schwer, sich auszuzeichnen, wofern ihn die Natur nicht mit einem originellen Talente begabt hat. Werden von der Regierung Begünstigungen ausgetheilt, so hat er, wenn er bescheiden ist, den Verdruß, zu sehen, daß ihm mittelmäßige, aber rührigere, schlauere Künstler den Rang ablaufen, und durch Umwege das zu erschleichen wissen, was er auf geradem Wege zu erlangen hoffte. Allein besizt er wirklich ein großes Talent, besonders ein solches, das von der großen Menge gewürdigt werden kann, so kann er sicher auf Beifall und Unterstüzung rechnen und den Begünstigungen der Regierung entsagen, wenn er nicht allzu ehrgeizig ist. Am schlimmsten sind freilich diejenigen Künstler daran, welche nach dem alten klassischen Style große Gemälde aus der heroischen oder aus der mythologischen Zeit mit akademischer Korrektheit entwerfen und ausführen; denn für solche Gemälde ist der Geschmack verschwunden, besonders seitdem kein David mehr da ist, um ihnen Leben und Gefühl einzuhauchen. Von dieser Art Gemälde ist daher jezt auch nur wenig mehr anzutreffen. Ebenso ist es mit den Kirchengemälden. Während der Restaurationszeit war diese Gattung wieder sehr in Schwung gerathen, und es fehlte den Künstlern gewiß nicht an guten Mustern, um sich darnach zu bilden; es ward aber wenig Vorzügliches geschaffen. Einige große allegorische und historische Gemälde sind dadurch veranlaßt worden, daß die Regierung die Decken der neu zu eröffnenden Säle im Louvre mit Gemälden zieren wollte. Die Säle sind bei Gelegenheit der Kunstausstellung wirklich dem Publikum geöffnet worden, und man kann nun den ungeheuern Reichthum an Kunstschätzen bewundern, den das Louvre jezt besizt, und der, wie es scheint, noch immer vermehrt wird. In diesen Sälen sind nämlich die Originalzeichnungen großer Meister, Kunstgegenstände aus dem Mittelalter und dergleichen aufgestellt. Manches davon hätte sich aber wohl besser ins Antikenkabinet auf der königlichen Bibliothek geschickt, wo der wahre Ort für solche Gegenstände ist. Das Louvre sollte eigentlich nur die Meisterwerke der alten und neuen Kunst, die Muster des guten Geschmacks und der idealischen Schönheit aufstellen, nicht aber den alten Kram aus Egypten oder dem Mittelalter, der wohl in archäologischer, nicht aber in artistischer Hinsicht merkwürdig ist. Die Lumpen und Lappen der egyptischen Mumien sehen in den schön vergoldeten Kasten mit Spiegelglase in den prächtigen Sälen erbärmlich aus. Lieber möchte ich die griechischen Münzen hier sehen und dafür die Lumpen und Figürchen auf's Antikenkabinet schicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Mai 1833.

— Was ist's, daß du
Nicht linderst meine Noth und mir heraushilfst
Aus der entweihten, blutbefleckten Höhle.

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Malparts Glück war so groß als seine Kühnheit. Er machte sich an die verzweifeltsten Unternehmungen, und sie schlugen ihm nicht fehl. Seine Ueberlegenheit nahm mit der Gewandtheit zu, die sich seine Mannschaft in zahlreichen Angriffen erwarb, und eben so mit dem Selbstvertrauen, das die sie krönenden Erfolge ihr einflößten. Die gute Ausrüstung beflügelte die Schnelligkeit des Hahns, wenn er vor einem englischen Kriegsschiffe floh, Bernards Kaperbrief schüzte ihn vor den Visitationen französischer Seits, und der abgelegene, unzugängliche Hafen entzog ihn vollends jedem Verfolger, der die Kenntniß der Gegend nicht voraus hatte.

Jaques nahm gezwungen an allen diesen Verletzungen des Rechts, des Eigenthums und der gegebenen Vollmacht Theil. Seine Jugend schüzte ihn noch vor dem Tragen der Waffen, und seiner Unerfahrenheit ließ sich bei der Bedienung des Schiffes nichts Wichtiges anvertrauen. Er hatte vielfach den Versuch gemacht, aus dieser ehrlosen Gemeinschaft zu entfliehen; aber theils die Unkenntniß der Umgebungen des Landungsplatzes, theils die Menge der ringsherum ausgestellten Posten, und die Erinnerung an mehrere mißglückte und scharf geahndete Versuche des Entkommens schreckten ihn ab, dieses einzige Mittel seiner Befreiung aus einem so abscheulichen Verhältnisse von Neuem zu versuchen. Es blieb ihm nichts übrig, als in seinem bescheidenen und unblutigen Wirkungskreise, in der Schiffsküche, zu verharren und sein Heil von der Zukunft zu erwarten, die ihm entweder Befreiung und Anerkenntniß seiner Unschuld, oder einen unverdienten Strick brachte.

Der Schiffskoch, Meister Tidetail, ließ sich ertragen, wenn er einigen Hühnern oder Tauben die Hälse umgedreht hatte. Dann sprach er mit seinem Attaché in besonders freundlichem Tone, und nannte ihn, den er sonst nur Schelm, Spitzbube, Hungerleider, Landratte hieß, auch wohl einmal: mein lieber Junge. Ein solcher Augenblick war jezt erschienen. Die beiden Hülfsquellen für den immer hungrigen Magen des Hahns saßen in der Küche beisammen und ließen sich in ihren Geschäften durch Nichts stören, nicht einmal dadurch, daß der Hahn so eben in ein Gefecht gerathen war, und man über und neben ihnen Kanonen und Flinten abfeuerte. „Nicht säumig, mein Sohn," sagte Meister Tidetail zu Jaques, der sich damit beschäftigte, einem Huhn die Federn auszurupfen, „das Diner richten wir doch nicht umsonst an. Hackt der Hahn, unser Freund und Ernährer, jenem Seedrachen, der, wie ich höre, keine schlechten Kanonen im Raum hat, die

Augen und die Seele aus, so werden wir vielleicht einige Verdauungswerkzeuge weniger zu befriedigen haben, weil es uns an Abgang nicht fehlen wird, aber die glorreichen Helden werden dafür desto mehr bedürfen. Behalten die Rothröcke oder gar die Blauröcke, unsre guten Freunde und Landsleute, die Oberhand, so werden sie mein Essen auch nicht stehen lassen. Dafür habe ich die Kochkunst nach Grundsätzen studirt." Ein donnernder Schlag fiel zu Häupten des Speisemeisters nieder, eine Kanonenkugel mußte bis in das zweite Verdeck gefahren seyn. „Man will unsern Herd mit Feuer versehen," fuhr der Gastronom fort, „als fürchtete man, nur kalte Speisen auf dem Hahn zu finden. Nein, meine Herrn Engländer oder Franzosen, gleichviel, wir werden auch heute unsere vier Gänge zu Stande bringen. Aber wie ist's? es ist heute Dienstag, Seekrebs; soll ich Dich daran erinnern, daß auf Morgen die Linsen verlesen seyn müssen?" Während eines Treffens pflegte Meister Tibetail seine Vorwürfe nicht mit Thätlichkeiten zu begleiten; denn er machte den richtigen Schluß, daß ihm in einem solchen Moment eine Kugel die aufgehobene Hand wegreißen könnte, und er sich dann den Vorwurf machen müßte, sie nicht am Leib gehalten zu haben. Jaques war schon auf und in eine an die Küche stoßende Kammer gesprungen, wo die Vorräthe der Lebensmittel aufgespeichert lagen, um den Linsenbedarf in die Küche zu holen.

Inzwischen nahm der Lärm des Gefechts immer mehr zu. Das fremde Schiff unterhielt ein schnelles, und wie man aus den einschlagenden Kugeln sah, wirksames Feuer. Meister Titedail war nicht so kühn, als er sich in seiner Küche das Ansehen gab. „Wenn sie doch enterten!" rief er einmal über das andere; aber der Geschützdonner war so stark, daß er diesen Ruf selbst nicht vernahm. Er machte Jaques ein Zeichen, er solle sich nach dem Kampfe umsehen; doch weil er wußte, daß sich vor dem Entern Niemand auf dem Verdeck ohne Waffen blicken lassen durfte, rieth er ihm, durch eine bei der Konstabelkammer befindliche Oeffnung zu lauschen. Jaques besaß für sein Alter viele Unerschrockenheit, und er zögerte keinen Augenblick, den Befehl zu erfüllen. Als er an die bezeichnete Stelle kam, unterschied er deutlich, daß das angegriffene Schiff eben so aufgelegt zum Entern war, als das angreifende. Die Flagge war an jenem abgeschossen, er wußte also nicht, mit wem es Malpart zu thun hatte; doch sah er, daß er nur mit einem Kauffahrer angebunden. Jetzt lödten die Fremden ihre Haken von den Spieren, auch die Krallen des Hahns streckten sich aus, und die beiden Schiffe fuhren heftig an einander. Dadurch war Jaques verhindert, mehr zu sehen; er eilte zu Meister Tibetail zurück, den aber das schreckliche Getöse des Handgemenges aus der Küche vertrieben hatte. Er suchte ihn vergebens, denn der alte Gastronom hatte sich in den abgelegensten Schlupfwinkel versteckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Von Algarotti ist ein sehr hübsches Buch heraus über die Nothwendigkeit, in seiner Muttersprache zu schreiben. Das ist mehr werth als Dalembert, der Algarotti unbarmherzig geplündert hat, ohne es zu sagen. Je mehr Sie lesen, je mehr werden Sie finden, daß die Franzosen Alles von andern Nationen genommen haben. Sie sind Metteurs en oeuvres, und nur ihr Theater ist besser denn alle andern.

Wie sonderbar erscheinen doch die verschiedenen Urtheile der Völker über einander in Sachen der Kunst und des Genies. Jedes spricht nur nach seinem Gefühl, keines stimmt mit dem andern überein. Die Wirkung von Erzeugnissen der Poesie und Beredtsamkeit hängt von der mehr oder minder genauen Sprachkenntniß und von all den accessorischen Ideen ab, welche die Worte dieser Sprache in dem Gemüth dessen anregen, der sie spricht. Wie kann man nun verlangen, daß ein Fremder, ein nicht im Lande Geborner, das Hirn gerade so eingerichtet habe, um darin alle die Wirkungen zu erhalten, die er doch erhalten mußte, um die Poesie des Landes zu fühlen, recht zu verstehen und zu würdigen. In der Diskussion über den Vorzug der Dichter verschiedener Nationen geht man nicht genug von gemeinschaftlichen Prinzipien aus. Gleiches läßt sich auch von der Musik und den bildenden Künsten sagen. Die Italiener begreifen die französische Tonkunst durchaus nicht, ja sie finden eine Reihe von Tönen sogar abscheulich, die jenen sehr gefällt. Die Färbung mancher Maler spielt immer nach einer Lieblingsfarbe hin. So ist auch das Gefühl der Farbe nicht bei allen Menschen dasselbe; wie viel mehr in der Komposition und im Ausdruck. Zwar leugne ich nicht, daß es ein wahres Schöne gibt, es ist aber rein ideal, und nur ein Gemüth, ein Auge ohne Vorurtheil und Eingenommenheit kann es empfinden.

(Am folgenden Morgen.) Es ist doch eine gute Sache, Freunde zu haben. Die Herzogin Serbelloni hat mich auf einmal in das rechte Verhältniß mit dieser Frau gebracht. Sie ist eine Närrin, die mit meinen Liebesbriefen in der Stadt herumfährt und sie Jedermann zeigt. Im Grunde lache ich über sie; es ist aber ein gefährlicher Charakter. Die Unterhaltung mit der Herzogin hat mich ruhig gemacht; nun ist Alles vorbei und ich bin kalt und gefaßt. Die Herzogin gibt mir Briefe für ganz Italien.

Ich gehe zuerst nach Venedig; dieser Dekorationswechsel wird mir wohlthun, und schon in diesem Augenblick kömmt meine Zufriedenheit zurück. Diese Mailänder sind die besten Leute von der Welt. Meine saubere Madame X. hat mich mit den Verris verfeinden wollen, diese aber haben ihr erwidert, sie kennen mich genau genug, um meinem Charakter nichts Unebenes zuzutrauen. Das nenne ich mir gute Leute. Ich habe hier nichts als Gutes und Liebes erfahren. — Neben meinem Zimmer wohnt ein junger Schriftsteller aus Dalmazien, Namens Zanowitsch, der in ganz Europa herumgereist ist, Bücher schreibt, über Alles abspricht und sich überall so unklug benimmt, daß er von den Regierungen weggejagt wird. Dieß ist ihm aber eben recht, denn er bildet sich etwas darauf ein, als Persequutus zu erscheinen, wie er sich nennt, weil ihn von Turin her bis an die mailändische Grenze ein einziger piemontesischer Soldat begleitet hat.

Wenn man jezt mit den alten Schriftstellern in der Hand das innere Land durchgeht, so zeigen sich Einem eine Menge Spuren des Alterthums in den Sitten und Gebräuchen der Landleute, in der Art, das Land zu bebauen, in den Ackerbauwerkzeugen, in den Schlössern, Peitschen und selbst in den musikalischen Instrumenten. — Lieber Freund, mein Blut ist so erhizt, daß mir die Tinte roth scheint. Dieser Zanowitsch ist ein Narr, der sich aber doch schon eine Reputation gemacht hat. So eben fand ich ihn beim Kamin sitzen, worin kein Feuer brannte, eine ungeheure Flasche mit Wasser auf dem Tisch, unter Büchern und Papieren, alles bunt unter einander, bleichen Gesichts mit starren Augen, die Haare über die Stirn herabhängend. Er sagte mir, da Voltaire nun alt sey und Jean-Jacques nicht mehr schreibe, so lebe er noch in der Welt, um den Leuten die Wahrheit zu sagen; er lese sehr wenig, denn beim Lesen kämen ihm eine Menge Ideen, über denen er das Buch weglege und ins Träumen versinke; so bringe er oft vier Tage ohne Essen und Trinken zu, er durchdringe die Natur à la Grecque etc. Wer sollte es glauben? Dalembert und Voltaire schreiben diesem Narren.

Firmian vergißt mich ganz, seit drei Tagen habe ich nicht bei ihm gegessen. Ich bin in einer fürchterlichen Lage; warum aber wage ich mich auf dieß stürmische Meer, warum fällt es dieser Frau ein, mich zu lieben? — So eben empfange ich von ihr einen rührenden Brief, ganz in anderm Styl als die vorigen; zärtlich, niedergebeugt, gedemüthigt, unglücklich und doch ohne den Muth, sich zu beklagen, voll Reue über ihre vorige Aufführung, versichert sie mich, jezt erst fange sie an, den Werth der Freundschaft zu fühlen, sie beschwöre mich. — Bei dem Brief liegt ein hübsches Geschenk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Alle neuen Säle des Louvre sind nun mit großen Deckengemälden verziert worden. Die Künstler hatten hier eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, etwas Außerordentliches zu leisten; manche haben auch mit vielem Fleiße und großer Geschicklichkeit gearbeitet; allein ihre uns über dem Kopfe schwebende Arbeit ist schwer zu beurtheilen; denn wie soll man sie anschauen? Ehemals stellten die Deckengemälde einen offenen Himmel, Wolken, einen Olymp u. dgl. vor; sie hatten etwas Luftiges oder Geistiges; die Phantasie konnte sich in weite Räume hineindenken und man konnte sie von allen Seiten betrachten; allein die neuen Deckengemälde im Louvre unterscheiden sich durch nichts von den Wandgemälden, und da die Farben noch ganz frisch und lebhaft sind, so ist es, als ob einem die großen dargestellten Figuren, Palläste u. s. w. auf den Kopf fallen wollten. Man muß sich vor sie hinstellen, das heißt, man muß eine horizontale Stellung annehmen, wenn man sie recht betrachten will. Die Regierung sollte eigentlich in diesen Sälen Ruhebetten aufstellen, damit sich die Zuschauer bequem auf dem Rücken liegend die Schönheiten dieser neuen Deckengemälde zu Gemüthe führen könnten. Zwei ungeheuer große Wandgemälde in einem benachbarten Saale, von Gérard, können als Denkmale zweier ganz verschiedenen Epochen betrachtet werden; eines ist die Schlacht bei Austerlitz, und diesem gegenüber der Einzug Heinrichs IV. in Paris; ersteres aus der Kaiserzeit, als die Maler die Siege Napoleons mit verewigen halfen, und das zweite aus der Zeit, da die Bourbons beständig Heinrichs Andenken auffrischten und sich dadurch Popularität erwerben wollten. Die beiden Gemälde bezeichnen zwei entgegengesezte Regierungen und Regierungssysteme. Jezt hat wohl Gérard nicht mehr Kraft genug, um auch die auf den Trümmern beider errichtete Regierung durch ein so großes Gemälde zu bezeichnen. Ueberhaupt sind aus der allerneuesten Zeit wenig Darstellungen bei der jezigen Kunstausstellung, und die Regierung ist so klug gewesen, auf diese Art von Schmeichelei bei den bezahlten oder angekauften Gemälden nicht zu sehen. Man hat den Künstlern und ihrer Phantasie freien Lauf gelassen, und sie haben nicht ermangelt, in allen möglichen Richtungen, auf allen Wegen und Irrgängen frei umher zu flattern. Daher sieht es außerordentlich bunt in der Kunstausstellung aus. Hundert haben kleine Züge aus der französischen oder aus der ausländischen Geschichte, hundert andere Scenen aus Romanen oder Gedichten entlehnt. Eine Menge von Künstlern haben sich an die Natur gehalten, und in der Schweiz, Italien, Frankreich, im Morgenlande, sogar zu Algier Landschaften, besonders mit bezeichnenden Werken der Menschenhand, ausgewählt. Der Geschmack an Landschaften hat sich in den lezten Jahren besonders durch den Verkehr mit England gehoben, welches eine Menge von Zeichnungen dieser Art liefert, und es gibt jezt viele Kunsthändler in Paris, deren vorzüglichstes Geschäft darin besteht, daß sie Landschaften und kleine Auftritte aus dem bürgerlichen Leben von geschickten, in Ruf stehenden Zeichnern ankaufen und an die Liebhaber, besonders an Damen, vermiethen, welche dieselben nachzeichnen oder nachkritzeln. Solche Zeichnungen sind oft so theuer, als schöne Gemälde, obschon sie den Künstler kaum drei oder vier Tage Arbeit gekostet haben. Es gibt Künstler in Paris, die gar nicht zu größern Arbeiten kommen können, weil sie mit Bestellungen von Zeichnungen im Lieblingsgeschmacke überhäuft werden und nie verlegen sind, ihre Zeichnungen sogleich an

den Mann zu bringen. Diese Zeichnungen tragen wenigstens zur Verbreitung des Kunstsinns bei; aber der Malerei schaden sie unschuldigerweise eben so sehr, als die Lithographie der Kupferstecherkunst Abbruch thut. Eine nicht minder zahlreiche Abtheilung bilden die Porträte, das einträglichste Fach der Maler, dem sie fast alle huldigen müssen; die berühmtern und reichern, weil ihnen die Porträte mit schwerem Gelde bezahlt werden, und die andern, weil sie durch Porträtmalen in Stand gesezt werden, etwas ihren Neigungen Angemessenes und der Kunst Würdigeres malen zu können. Die Porträte sind dießmal sehr zahlreich, aber auch gut, wenigstens findet sich viel Gutes darunter; die übrigen werden wenigstens die Familien oder die Personen erfreuen, für die sie gemalt worden, und später verschwinden. Gesezt, es blieben von den 3300 Nummern, unter denen freilich einige hundert lithographische Blätter, Kupferstiche, Risse und Plane sind, nur 500 Gemälde übrig, so ist dieß schon eine bedeutende Zahl, und es läßt sich voraussehen, daß eine Zeit kommen wird, in der die Gemälde beinahe etwas so Gewöhnliches sind, als jezt Kupferstiche. Uebrigens ist es sonderbar, wenn man mehrere Kunstausstellungen nach einander in Paris betrachtet, wie dieser oder jener Künstler, welcher bei einer Ausstellung allgemeine Aufmerksamkeit erregte und ein Lieblingskünstler des Publikums zu werden versprach, bei einer folgenden ins Dunkel tritt und kaum die Blicke der vielen Neugierigen auf sich zieht. Die Kunst scheint auch ihre Treffer und ihre Nieten und etwas von dem Glückstopfe an sich zu haben. Freilich gehören zwei Dinge dazu, um dem großen Publikum zu gefallen: Wahl des Gegenstandes und gefällige Darstellung. Es gibt einen Kupferstecher hier, Namens Jazet, welcher dadurch reich geworden ist, daß er bei jeder Ausstellung einige Gemälde an sich kauft, die jene beiden Vorzüge mit einander vereinigen, und sie in leichter Manier in Kupfer sticht. Fast alle Vernetschen Gemälde sind von diesem Künstler auf Spekulation in Kupfer gestochen worden und haben ihm mehr eingebracht, als manchem Maler seine Originalstücke.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Böhmen, April.

(Beschluß.)

Das Schmuggelsystem. Böhmens Grenzen.

Ein Blick auf die ganze Lebensweise dieser Schmuggler stellt sie als eine von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft in vieler Hinsicht abgesonderte Kaste dar. Ein wüstes Leben, wenn viel verdient wird, das Umwandeln der Nacht in den Tag, eine gewisse Gemeinschaft der Weiber, mitunter unerhörte Kühnheit und bewundernswürdige Schlauheit sind ihnen allen mehr oder weniger eigen. Ihr Gewerbe halten sie so wenig für unrecht, daß sie Jeden, der ihnen darin hinderlich ist, als Feind betrachten und sich für berechtigt halten, ihn selbst bis auf den Tod zu verfolgen. Es ließen sich aus dieser getreuen Darstellung der Schmuggelei mehrere Nutzanwendungen ziehen, und unter andern liegt die sehr nahe, daß alle gegenseitigen Absperrungen der Staaten und das dadurch nothwendig werdende Mauthsystem einer Menge von Immoralitäten Thor und Thür öffnen; daß dasselbe viele Menschen, die sonst gut und rechtlich leben würden, zu Lastern aller Art führt, und daß, wenn man Gewinn und Verlust gegenseitig abwiegen wollte, ersterer bei weitem nicht so groß ausfallen würde, wie man in der Staatswirthschaft sich nur allzuoft einbildet. Man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hoffen, daß beim Fortgange der Civilisation auch hierin die Staaten sich einander gegenseitig mehr nähern, und daß endlich die Vernunft zu einer allgemeinen Handelsfreiheit führen werde.

Da ich von den Grenzen Böhmens sprach, will ich nur noch anführen, daß dieselben fast ringsum von der Natur gezeichnet sind, und daß, wäre Böhmen ein selbstständiges Reich, sich dasselbe mit einer hinlänglichen Militärmacht gegen jeden andringenden Feind leicht vertheidigen ließe. Ueberall sind es nur Engpässe, durch die man nach Böhmen kommen kann, und außer einigen schmalen Landstrichen gegen Norden (d. i. gegen Sachsen), wo das Land einigermaßen offen ist, ist es von seinen Gebirgen, wie von einer Mauer, geschüzt. Auffallend ist der schnelle Wechsel der Sprache an den Grenzen Böhmens. In dem ganzen Striche vom Riesengebirge, namentlich von Trautenau an bis nach Grulich, hört man, so wie man nur die Grenze betritt, die böhmische Sprache, während auf der andern Seite, nach Westen und Süden, bis jenseits Pilnitz, deutsch bis tief hinein ins Land gesprochen wird. Hie und da liegen auch die Ortschaften so gemischt, daß man bald böhmisch, bald deutsch reden hört. Mit der Sprache bemerkt man auch eine auffallende Verschiedenheit im Charakter und in den Sitten des Volks. Ja selbst bis auf den Landbau erstreckt sich diese Verschiedenheit, wie man dieß deutlich genug auf einer Reise von Prag nach Karlsbad bemerken kann. Nur den einzigen Umstand, welcher auch dem, der nicht vom Gewerbe ist, in die Augen fallen muß, führe ich an, daß die Böhmen den Acker meist in breite, die Deutschen aber in sehr schmale Beete pflügen. Auch in den Gasthöfen dürfte der aufmerksame Reisende manchen Unterschied finden.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 107:
Aktion, Reaktion, Redaktion.

Räthsel.

Nennt mir das Teufelchen, ihr Schönen,
Das euch oft locket, ihm zu fröhnen,
Bekannt müßt ihr mit ihm wohl seyn,
Es ist ein weiblich Teufelein.

Besizt es euch in guten Stunden,
Dann liebt man euch, mit ihm verbunden,
Es hüpft mit euch und tanzt und springt,
Und lacht und scherzet, spielt und singt;

Doch seyd ihr eben recht im Scherzen,
So packt es oft die weichen Herzen,
Drängt Seufzer aus der zarten Brust,
Ach! Thränen fließen in die Luft.

Könnt ihr mit Einem Blick beglücken,
Beseligen mit leisem Nicken
Und selig seyn: es hemmt den Blick
Und dreht den Nacken stolz zurück.

Es wandelt Sonnenschein in Regen
Und kann den schwersten Sturm erregen,
Es spricht aus euch statt ja! — nein, nein!
Gießt Wermuth in der Freude Wein.

Es hat durch sein Geschöpf, die Mode,
Manch Blüthenopfer schon dem Tode,
Manch armes Männchen vor der Zeit
Der blassen Sorge schon geweiht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 13. Mai 1833.

> Du bist am Ziel, nach dem die Sänger streben;
> Dir scheidet sich die Gabe der Cämenen
> Vom falschen Schein, den Meng' und Mode loben;
> Du schaust des Lebens Bühnenspiel von oben.
>
> Müllner.

Prolog

zum Trauerspiel Struensee von Michael Beer.

Gesprochen auf dem Theater zu Regensburg am 26ten April 1833.

Vom Norden kam ein Dichter hergezogen,
Dem Kunst und Leben reiche Kränze wand;
Die Sehnsucht führt' ihn zu der Isar Wogen,
Wohin er Liebe bracht' und Liebe fand.
Dort wurden ihm die Edelsten gewogen,
Die Leier schlug er dort mit sich'rer Hand,
Dort wollt' er oftmals Monden lang verweilen
Und zwischen Freunden sie und Musen theilen.

Dort ließ er auch ein ernstes Bild entfalten
In jenen Räumen, die ein Schein der Welt;
Den heißen Kampf des Neuen mit dem Alten
Im Land der Dänen hat er dargestellt,
Den Kampf des Zwielichts mit der Nacht Gewalten,
Wo kühnes Streben durch sich selbst oft fällt;
Und viele Thränen flossen diesem Bilde,
Dem herben Loos der brittischen Mathilde.

Auch hieher wollt' er seine Dichtung tragen,
Sie unsern Händen sorglich anvertrau'n.
Ach! aber in denselben Lenzestagen,
Wo wir ihn hofften fröhlich hier zu schau'n,
Ergriff ihn rasch die furchtbarste der Plagen
Und riß ihn weg mit unbarmherz'gem Grau'n,
Wie Wintersturm den Frühling überwüthet
Und plötzlich ihn entblättert und entblüthet.

Am Rand der Donau wollt' er sich ergehen,
Ihn schlang dafür ein and'rer Strom hinab;
Hier sollten frische Lorbeer'n ihn umwehen,
Cypressen decken nun sein frühes Grab.
Die herrliche Walhalla hier zu sehen,
Hatt' er gerüstet schon den Wanderstab;
Dafür erblickt' er jezt Walhallas Geister,
Die er geehrt als Muster und als Meister.

Er ist dahin, doch ist sein Werk geblieben,
Es ist nicht sterblich, wie der Dichter war.
Kein Sturm der Zeit wird seinen Kern zerstieben,
Vertrauend bringen wir's euch heute dar.
Der Dichters Herz war Wohlthun nur und Lieben,
Sein Geist wird im Gedicht euch offenbar.
Nehmt's freundlich auf und denkt: des Dichters Leben
War schon geendet, aber nicht sein Streben.

Eduard von Schenk.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Jaques horchte, ob sich das Gefecht nähere oder entferne: es entfernte sich. Er wagte sich bald auf das Verdeck; die Gegner waren auf ihr Schiff zurückgedrängt und offenbar im Nachtheil. Aus einzelnen Fetzen der Flagge, die er, weil der Pulverdampf sich verzogen, unterscheiden konnte, entnahm er, daß der Angriff einem hanseatischen Kauffahrer, der unter französischer Flagge segelte, galt. Jaques trat auf das Verdeck, das er mit Leichen und Verwundeten bedeckt fand. Er sah die geringe Anzahl, bis auf welche die fremde Mannschaft geschmolzen war, sich immer weiter zurückziehen, sah, wie sie sich immer mehr zusammendrängte und von allen Seiten umringt wurde. Nur im Vorgrunde leistete noch ein Verzweifelter den lebhaftesten Widerstand. Er hieb mit beispielloser Gewandtheit um sich, seinen Rücken an dem noch unversehrten Fockmast schützend. Jaques wurde von diesem Schauspiel mächtig angezogen, es regte sich in ihm der Wunsch, dem Tapfern in dem ungleichen Kampfe beizustehen, doch er hätte ihm damit wenig geholfen. Aber Himmel! dieser junge Mann war ihm nicht unbekannt! Er strengte sein Auge an, er verwünschte die Säbelklingen, die ihn verhinderten, die Züge des Fremden sicher zu fassen; aber es gelang: es war kein Zweifel mehr! Es konnte Niemand anders seyn, als Alfred Dumallet, sein Wohlthäter, der Mündel Bernards, der Freund Helenens. — In diesem Augenblick zuckte ein Säbelhieb und der Unglückliche sank zusammen. In Entsetzen und Schmerz wurzelte der treue Jaques fest am Boden; er hatte Alfred beispringen wollen, in dem Augenblicke, als er ihn sinken sah. Die Sinne schwindelten ihm, und er mußte sich an einem Pfosten aufrecht halten. Als seine Besinnung wieder zurückkehrte, hatte sich der Kampf auf eine andere Seite gezogen; er sah den Erschlagenen in seinem Blute liegen, und es durchzuckte ihn der Gedanke, ob eine Hülfe nicht noch möglich sey. Ohne Zögern sprang er über Bord auf das eroberte Schiff, stürzte auf den noch lebenden, aber stark verwundeten Alfred zu und trug ihn mit aller Anstrengung, deren sein junger Körper fähig war, auf das Schiff seines Vormunds, unbemerkt von den in der Hitze des Kampfs Begriffenen. Er vermied sorgfältig, eine Blutspur zu zeichnen, und ohne noch zu wissen, was er mit ihr beginnen sollte, trug er seine Beute in das Innere des Schiffes.

In diesem Momente trat eine plötzliche Veränderung der Scene ein. „Ein Segel! Ein Segel!“ rief man von allen Seiten, und in der That ließ sich in der Ferne ein weißer Punkt sehen, der sich dem Schauplatz merklich zu nähern und gerade auf ihn loszusteuern schien. Malpart, der wie Achill aus allen Kämpfen unverwundet hervorging, gebot augenblicklich den Rückzug, der in größter Ordnung vollführt wurde. Einige Kommandos, und der Hahn war segelfertig. „Die Küste leewärts!“ Unter tausend Verwünschungen des gestörten Kapitäns suchte das Fahrzeug das Weite zu erhalten. Die Fahrt konnte aber durchaus nicht mit jener vogelschnellen Eile von Statten gehen; denn die Federn des Hahns, seine Segel, waren von der heftigen Gegenwehr des Hanseaten nicht wenig gerupft worden. Man unterschied deutlich, wie das herbeieilende Schiff sich der im Stiche gelassenen Beute nähete und sich dann mit ihr zur gemeinschaftlichen Jagd vereinigte. „Ein schlechter Bundesgenoß!“ sagte Malpart, der den Zustand des Hanseaten kannte, und er hatte Recht; der Kauffahrer mußte bald zurückbleiben. Als die Nacht heraukam, sagte der Kapitän: „Wir haben uns angestrengt, sind müde, und wollen uns den Schlaf nicht entziehen. Wer nicht Posten zu stehen hat, mag in seine Hängematte kriechen!“ Man sieht, wie wenig er befürchtete. Er sah noch einmal durch das Nachtrohr, war sehr beruhigt und ging in seine Kajüte.

Es gab auf dem Schiffe eine Stelle, die nur Jaques betrat, nicht einmal Meister Tidetail, der es unter seiner Würde gehalten hätte, dahin zu gehen, wohin er nur seinen Gehülfen zu schicken brauchte; dieß war die Speisekammer, und hieher hatte er seine theure Last getragen, jezt beklagend, daß er sie nicht auf dem nun geretteten Schiffe gelassen. Alfred lebte, aber er war dem Tode geweiht; alles ließ das Aeußerste befürchten. Seine Wunden konnten gefährlicher seyn, als sie jezt schienen, er konnte Jaques unter den Händen sterben. Wurde er entdeckt, so traf ihn das Loos, das Malpart allen seinen Gefangenen zutheilte. Er wurde ausgesezt, dem Hunger, dem Winde, den Wellen preisgegeben. Erkannte Malpart wohl gar in ihm einen Bekannten aus Havre, so würdigte er ihn des frischesten Stricks und der höchsten Segelstange. Armer Jaques! Du hast dein feinstes Hemd, das dir die Tante gegeben, zerrissen, um die Wunden deines geliebten Gönners zu verbinden. Er hat dich erkannt, dein lieber Herr Alfred, als er die Augen zum ersten Male aufschlug, und gelächelt, als er sie wieder vor Schwäche schließen mußte. Du hältst ihn im Arm, und bist doch von ihm nicht gesehen, sondern nur geträumt worden; denn Alfred hält sich für todt und freut sich der Zusammenkunft, die er an der Pforte des Paradieses mit seinen Lieben hat. Treuer Jaques, du hast in seinem seligen Traume einen Ehrenplatz neben Helenen, der jungen Rose, die in diesem Momente zu Hause neben ihrem Papa vielleicht Strümpfe für den Winter strickt, zuweilen eine Thräne um den Geliebten perlend, der sie jezt in das Paradies versezt glaubt. Und diesen schönen Traum schläft Alfred auf den Reis- und Linsensäcken der Speisekammer, in

den Armen Jaques, der ihn rettete und nicht wußte, daß er ihn aus der Hand des Lebens in die des Todes gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Ich habe der Frau alles vergeben, denn alle Schuld liegt an ihrem leidenschaftlichen Charakter; wenn ich mich meinem ganzen Gefühl für sie hinzugeben wagte, so wäre ich abermals verloren. Könnten Sie sie hören und sehen, lieber Freund, so würden Sie mich für ein Ungeheuer halten; es ist auch fast so, und nach Allem, was sie mir gesagt, was sie für mich gethan hat, muß ich sie entweder für ehrlich und wahr, oder für eine Lügnerin halten! — Ich bin noch ganz betäubt, denn die ganze Nacht bin ich in den Kirchen herumgelaufen; im Dom, zur Mitternachtsmesse, befand ich mich neben einer schönen, verschleierten, ganz verhüllten Frau, die mich anredete. Es war die Herzogin von Cumberland, die mit ihrer Familie hier ist. Ich kehre auch jezt wieder in die Kirche zurück. Dieser Dom ist wunderschön in der Nacht anzusehen. — Sagen Sie mir um's Himmels willen, ob Sie meine Briefe jezt erhalten haben? ich bin sehr unruhig darüber. — Ich habe keine Zeit, Ihnen von der Oper zu sprechen, die morgen anfängt. Jeder will da zu seinem Vortheil erscheinen, darum werden auch bei dieser Gelegenheit alle Liebhaber sorgfältig aufgeführt und müssen in Parade erscheinen. Wenn ich nicht mit in Firmians Loge und da als sein Diener erscheinen kann, so gehe ich nach Trezzo, um da einen Engländer zu besuchen, der durch Firmian sein Glück gemacht hat. Madame X. will mich morgen durchaus in ihrer Loge haben, sie hat mir ihren Mann auf den Hals geschickt, um mich zum Mittagessen einzuladen, und ich war auch so dumm, es zuzusagen.

Ich begreife durchaus nicht, was mit meinen Briefen vorgeht. Ich empfange so eben Ihren Brief vom 21sten December, und doch haben wir heute erst den 27sten oder 28sten, und von allen meinen Briefen haben Sie keinen erhalten. — Was soll ich Ihnen von mir sagen? Ich suche mir und ihr zu entfliehen. Ich kam ziemlich heiter und vergnügt von Trezzo zurück; kaum bin ich wieder in mein Zimmer getreten und habe es mir mit Schlafrock und Pantoffeln bequem gemacht, so nöthigt man mich, auf die Straße hinabzusteigen. An der Straßenecke finde ich einen Wagen und der Bediente bittet mich, einzusteigen; ich will nicht wegen meiner Kleidung; das Weigern hilft aber nichts, ich muß. Im Wagen finde ich die X., schön wie einen Engel, Thränen in den Augen. Nun geht's pfeilschnell davon, sie entführt mich, ich liege in ihren Armen. Wüßten Sie, was nun Alles zwischen uns vorging! Gestern sagte ich ihr noch, daß ich sie verachte und daß ich sie doch zu sehr liebe, um sie zu verlassen und für immer zu fliehen. Jezt begreife ich, lieber Freund, daß man aus Liebe Vater und Mutter niederstoßen und sich dann froh dem Henker überliefern kann. — Doch sprechen wir lieber von Trezzo. Vom Sonnabend auf den Sonntag hatte ich die ganze Nacht das Fieber. Am folgenden Morgen lasse ich Postpferde kommen und fahre fort, ich, Johann und der Postillon. Mailand ist eine sehr schöne Stadt; die Kutschen rollen auf zwei Reihen von Steinplatten, wie auf ebener Diele. Auch die geringsten Häuser sind geschmackvoll gebaut, mit Fenstern und Thüren in schönen Verhältnissen, so daß in der ganzen Stadt nicht ein einziges häßliches Haus gefunden wird. Schade, daß die meisten Straßen zu eng sind. Ein Boulevard, ein Graben und eine Mauer umgeben die Stadt, und selbst Gärten und Felder. Kommt man aber aus der Stadt, so ist man wie in Holland: ein ganz flaches Land, Kanäle, auf denen Schiffe und Kähne hin und herfahren, die gar anmuthig zwischen Bäumen, Feldern und Wiesen hinziehen. Diese sind — da es gegen Trezzo hin keine Weingärten gibt — durch Kanäle und Gräben in Vierecke von allen Größen geschnitten und mit Eichen, Maulbeer- und Weidenbäumen eingefaßt. Auffallend ist es, wie das Wasser in diesen Kanälen nach allen Seiten hinfließt, wie sie sich vereinigen, sich entfernen und sich kreuzen. Kanäle, Gräben und Rinnen laufen zu Hunderten neben, und manchmal sogar über einander weg, um überall Leben, Gedeihen und Nahrung zu verbreiten, wie die Gefäße im menschlichen Körper. Der große Kanal (naviglio de la marte sana) holt das Wasser von der Adda, acht Stunden von Mailand. Von dem Naviglio gehen rechts und links große Ausströmungen ins Land. Jezt, Ende Decembers, steht das halbe Land unter Wasser, aber hie und da ragt das herrlichste, frischeste Grün wie Inseln zwischen den Kanälen heraus. Eine Stunde hinter Trezzo sieht man keine andere Bewässerung und keinen andern Fluß, als den Naviglio; bei Veprio kommt man in die Nähe der Adda, deren schöne Wellen an fünfzig Fuß unter dem Naviglio fließen, der wie im Freien aufgehängt scheint; fährt man aber in einem Kahn den Fluß hinauf, so steigt das Staunen noch mehr, denn nun sieht man wie vom Rand eines Abgrunds auf die Adda herab. Der Naviglio scheint ein durch Zauberei geschaffener Fluß; seine Wellen sind nun ruhig geworden und strömen nicht mehr wild wie die der Adda. Nach und nach fließt er aber wieder zu ihr zurück und strömt sogar wieder in ihrem Bett, aber getrennt von ihr durch eine dicke Mauer; bei Trezzo beginnt das Werk des neuen Kanals. Unter dem alten Schloß, unter den steilen

Ufern, auf dem Ruinen und alte Mauern stehen, stürzt sich die Adda über ungeheure Felsen; einige hängen mehr denn vier Stockwerke übereinander. Man arbeitet jezt daran, sie auf gemeinschaftliche Kosten abzutragen. Darum sah ich Arbeiter, an Seile gebunden, hoch in den Lüften schweben und Stück vor Stück von diesen ungeheuren Massen losmeiseln; andere tragen die losgebrochenen Stücke fort, was von unten aussieht, als wenn Ameisen Sandkörner forttrügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der neue Tempelorden.

Noch haben die neuen Tempelherrn ihre Farce nicht ausgespielt, und ihre lezte Feier des Jahrestags der Hinrichtung Jacques Molays und seiner Unglücksgefährten war für den unbefangenen Zuschauer ein sonderbares Schauspiel. Dießmal hatten sie keine Kirche zu dieser Trauerfeier gewählt, sondern die Handlung ging an dem Orte ihrer gewöhnlichen Versammlungen vor sich. Es war eine Menge von Billetten dazu ausgetheilt worden; daher fehlte es auch nicht an Neugierigen, welche einer Sitzung des von den Todten wieder erstandenen Tempelordens beiwohnen wollten. Dieser Tempelorden ist gewiß reicher geschmückt, als es der alte war, obschon er keine liegenden Güter hat, wie dieser. Zwar spricht man in diesem Orden von Commenturhäusern in Asien, Afrika und Europa, und die Meister dieser Commenturen sind da; aber leider sind es Meister in partibus infidelium, und die Commenturen befinden sich blos auf dem Papier in dem Archivstübchen des Ordens neben dem wahren oder vorgeblichen Schweißtuche Jacques Molays. Obschon nun aber die neuen Tempelherrn nichts besitzen, als leere Titel, wie manche Personen außerhalb des Tempelordens, so verhindert sie dieser Umstand doch keineswegs, sich sehr reich zu schmücken. Es sah außerordentlich bunt aus in dieser Versammlung, und unter den sonderbaren Kostümen hatte man viele Mühe, seine Freunde und Bekannten herauszufinden. Der Großmeister hatte einen herrlichen Talar mit breitem Hermelin an; ebenso die andern Würdenträger, deren es eine ziemliche Menge gibt; denn der Orden ist außerordentlich freigebig mit Titelspenden. Am possirlichsten nahmen sich aber die Herrn Primaten und Bischöfe aus, die ebenfalls ihre Sitze in entfernten Gegenden haben, wo man wahrscheinlich gar nicht ahnet, daß ihre Bischöfe in einem Winkel von Paris traulich beisammensitzen. Einer von diesen Herrn pontifizirte recht feierlich und machte seine Sachen meisterhaft; man hätte glauben sollen, er habe sein Lebenlang nichts anders gethan und sey von irgend einem Prälaten groß gezogen worden. Zulezt ertheilte er der Versammlung ganz erbaulich seinen Segen. Erst jezt bekam einer meiner Nachbarn sein Gesicht zu sehen, da sich der Herr Primas zur Versammlung wendete, und er rief ganz erstaunt, glücklicherweise aber nur halblaut, aus: „Ei, das ist ja Herr Montferr**!“ Erfreut, Jemand neben mir zu haben, der mir einigen Aufschluß über eine so ehrwürdige Person ertheilen konnte, fragte ich ihn leise, ob er diesen Herrn Montferr** zu kennen die Ehre habe. „Wohl habe ich diese Ehre,“ antwortete der humoristische Nachbar ganz ironisch, „und gewisse Schauspielerinnen, mit denen er sein Vermögen durchgebracht hat, kennen ihn noch besser als ich.“ Es that mir leid, daß die Schauspielerinnen hier durch des Nachbars Ironie mit dem Primas des Tempelordens, der so eben die ehrenwerthe Versammlung so zierlich gesegnet hatte, in Verbindung geriethen; allein der Nachbar hatte das so zuversichtlich ausgestoßen, daß nicht wohl daran zu zweifeln war, und in der Furcht, noch andere Geständnisse zu vernehmen, die eben so unerbaulich hätten ausfallen können, fragte ich ihn nicht weiter. Auch bestieg der Großmeister mit dem schönen Talar und dem noch schönern Hermelin die Rednerbühne und sprach recht hübsche Worte über den Tempelorden, über den lebendig verbrannten Jacques Molay und über die vom Pabste Bonifaz und vom Könige Philipp dem Schönen über sie verhängte Verfolgung. Als der prächtige Hermelin von dem Rednerstuhle verschwunden war, trat ein anderer schöner Ornat auf, der aber, wenn ich recht gesehen habe, nur mit einem fingerbreiten Hermelinsaume besezt war. Jener war der Arzt Fabré Palaprat, dieser der als Verfasser einiger historischen Romane bekannte Alex. Barginet aus Grenoble. Dieser Redner brachte uns einige Schritte weiter; denn wenn der Herr Großmeister uns gesagt hatte, was der Tempelorden sonst war, so belehrte uns nun der Herr Romanschreiber Barginet darüber, was der Orden jezt ist, oder seyn will. Er soll nämlich eine Sekte seyn oder werden, ein geläutertes Christenthum, eine christliche Kirche, wie sie in den ersten Zeiten des Christenthums bestand. Wahrscheinlich werden wir hierüber das Nähere bald durch eine Zeitschrift erfahren, die Barginet mit jenem Primas Montferr** herausgeben will und die den Titel der Orient führen soll. Die beiden Herrn wohnen im Enclos du Temple zusammen, also an dem Flecke, wo ehemals das Tempelgebäude stand; hier wollen sie ihre Arbeit zusammen verfertigen, und die Kosten der Zeitschrift sollen durch Aktien gedeckt werden. Dieser Aktien sollen hundert an der Zahl seyn und jede soll tausend Franken betragen. Es werden also hundert gutmüthige Tempelfreunde gesucht, welche die Gewogenheit haben wollen, jeder tausend Franken herbeizuschaffen, wofür sie denn auch all des Gewinnstes theilhaftig werden, welchen der Orient abwirft. Die hundert erwarteten Tempelfreunde brauchen nicht einmal beisammen zu seyn, damit die Herrn Barginet und Montferr** anfangen. Sind ihrer nur fünfzig, so soll der Orient schon die Welt erleuchten. Hoffentlich werden die fünfzig guten Seelen nicht lange auf sich warten lassen; denn alsdann werden wir doch klar sehen, was der Tempelorden im Enclos du Temple zu Paris eigentlich will und worauf er abzielt. Eine Zeitschrift ist das beste Mittel, die Wünsche und Zwecke einer Parthei oder einer Sekte an den Tag zu legen. Wenn also nur die 50,000 Franken bald zusammenkämen, so würden wir Licht über die Religion und die Philosophie (denn auch Weltweisheit soll im Oriente gelehrt werden) der hermelinirten und infulirten Herrn vom Tempel bekommen, wofern es nicht der Polizei eines Tages einfällt, den für sie so bequemen Artikel des Strafkodex, welcher die politischen und religiösen, nicht genehmigten und aus mehr als zwanzig Personen bestehenden Versammlungen verbietet, auch auf die Tempelherrn anzuwenden. Zwar wird dieser Tempelverein wohl nimmer sehr zahlreich werden; allein es könnte doch seyn, daß er aus einundzwanzig oder zweiundzwanzig Mitgliedern bestände, zumal derselbe Titel zu vergeben hat, was bei den Menschen von gewöhnlichem Schlage ein unfehlbares Reizmittel zu seyn pflegt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Mai 1833.

— Entraffe dich
Der Träume süßem Gaukelspiel und schaue
Der grauſen Wirklichkeit ins ſtarre Auge!

Byron.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Es war still auf dem Schiffe, nur Tidetail schnarchte in der Küche, als wollte er die Zwischenwand durchsägen, und zwei Wachtposten unterhielten sich draußen von der heutigen Affaire. „Werden sie doch wenigstens zu thun haben, daß sie ihren Wallfisch von dem rothschwarzen Ausschlag wieder rein scheuern,“ sagte der Eine. „Nimm mir's nicht übel,“ fiel der Andere ein, „es müssen doch abgedankte Soldaten darunter gewesen seyn; sie fochten etwa um die Hälfte so gut, als wir; will das nicht viel sagen?“ — „Wenigstens,“ gestand der Erste zu, „führte der junge Narr am Fockmaste eine solide Klinge. Aber was ich da sage! Wo ist der Mensch geblieben? Ich sah, daß ihn unser Linsenverleser Jaques auf die Schultern lud und ins Schiff trug. Wäre er nicht halb nackt gewesen, ich glaubte, der Hallunke habe ihn geplündert.“ — „Still!“ bedeutete der Andere, „was ist das hier hinter der Wand? Wer schläft da? Ich habe hier noch Niemand schlafen hören.“ Jaques sprang erschrocken auf, bedeckte Alfred, so gut er konnte, und machte sich scheinbar etwas zu schaffen; denn die beiden Posten schienen eine Untersuchung anstellen zu wollen. „Was treibst Du noch so spät, Jaques?“ rief die eine der auf ihn zutretenden Wachen. Der Gefragte, eben das Schloß vor die Kammer legend, faßte sich bald und fuhr heraus: „Nun, wollt Ihr morgen die Liebkosungen des Meister Tidetail auf Euch nehmen, wenn ich die Erbsen zu wässern vergessen habe? Wäre es doch über dem heutigen Lärm bald geschehen, wenn ich es nicht eben nachgeholt hätte.“ — „Schon gut, Jaques,“ hieß es, „aber Du hast heute von dem vermaledeiten Seelöwen, der uns entwischt ist, einen Gefangenen weggetragen. Was ist das?“ Jaques antwortete herzhaft: „Was ficht Euch an? Freilich habe ich ihn weggetragen; aber es ist meine Schuld nicht, wenn Ihr ihn nicht habt ins Meer fallen hören. Soll der Kapitän unnütze Gefangene ernähren? daß ich's Euch nur im Vertrauen sage, wir verspüren an Reis und Gerste einen empfindlichen Mangel.“ — „Du bist ein artiger Bursche,“ sagte befriedigt der Eine der Examinatoren. „Das läßt sich hören,“ meinte der Andere, und sie wandten sich um. Jaques kehrte behutsam an seinen Ort zurück, legte Alfred auf den weichen Säcken so, daß sein Schlaf nicht bemerkbar wurde, und ging nun auf seine Ruhestelle, wo man ihn am Morgen unfehlbar finden mußte, wenn er keinen Verdacht erregen wollte. Er empfahl seinen Schützling der Obhut der Heiligen, und wiegte sich, noch ehe er Amen gesagt hatte, entschlafen in seiner Hängematte.

Noch lange schwebte das Bewußtseyn über Alfreds geschlossenem Auge, ohne in seinen Sitz, die Seele, wieder zurückzukehren. Das gleichmäßige Schaukeln des Schiffes

erhielt diese in dem dämmernden Zustande, dem sie nach heftigen Katastrophen und unter physischen Eindrücken sich immer gefangen gibt. Jaques benuzte jeden freien oder unbewachten Augenblick, um in die Kammer zu seinem schlummernden Gefangenen zu treten. Er täuschte sich nicht, wenn er nach und nach eine Besserung des belauschten, und von ihm für sehr gefährlich gehaltenen Zustandes bemerken wollte. Die Mittagszeit war vorüber; Meister Tidetail pflegte dann auf den Lorbeern seiner heut bewiesenen kochkünstlerischen Talente (die bei dem ehemaligen Koch einer reichen Benediktinerabtei in der That nicht mittelmäßig seyn durften) in einem erquickenden Schlaf auszuruhen, und Jaques blieb dann seinem eigenen Willen überlassen. Durch Alfreds Bewußtseyn fuhren jezt allmählig einige Lichtblitze der Erinnerung, er hob sein Auge und richtete es auf den eintretenden Jaques, der sich schon seit gestern von ihm erkannt geglaubt hatte. Alfred gehörte zu jenen kräftigen Naturen, die stets ihren Willen oder ihr Gefühl zum Beherrscher ihrer Schwäche machen können. Er richtete sich verwundert auf, erstaunte über seine Umgebung und das seltsame Lager, auf dem er sich befand, und fragte Jaques ohne weiteres, welche Zufälle ihn in diese Lage gebracht. „Um des Himmels Willen, theurer Herr!“ flüsterte dieser, die Hand an den Mund legend, „sprechen Sie leiser! Von einer zu lauten Sylbe hängt unser Leben ab. Erkennen Sie mich denn nicht?“ Der gute Jaques mit seinem starken Gedächtnisse! Alfred wußte sich seiner, den er als Kind zurückgelassen hatte, nicht eher zu erinnern, als bis sich ihm Jaques durch einige abgebrochene Winke, z. B. „die St. Thomasstraße! lieber Herr Alfred, die alte Marthe! — mein Gott, ihr Schwestersohn, für den Sie immer altes Zeug ablegten! — der Meister Bernard und Helene, der Engel, der verboten hat, mich auf dem Schiffe zu prügeln!“ verständlich gemacht hatte. Der Name Helenens mußte ihm Alles zurückrufen, was nur je mit ihr in Verbindung gestanden. Wäre Jaques des Mädchens Katze oder ihr Papagai gewesen, jezt hätte er Alles erkannt und für jedes den rechten Namen gehabt. Jaques hatte sich den ganzen Morgen auf eine recht kurze, und doch Alles umfassende Auseinandersetzung der Zufälle, die Alfred getroffen hatten, besonnen, und jezt schien er dieß umsonst gethan zu haben; denn Alfred konnte des Fragens nach Havre, Herrn Bernard und der schönsten Perle, die diese beiden besaßen, kein Ende finden. Der Arme war auf der Folter, denn er kannte die Kostbarkeit des Augenblicks; er nickte und deutete mit der Hand und blinzelte mit den Augen; aber Alfred wollte über Alles sichere, handfeste, deutliche Worte haben. Da rief es draußen: „Jaques, soll ich Dir die Ohren abschneiden, daß Du künftig besser hörst!“ Es war Tidetail, der etwas vergessen hatte, und deßhalb nicht einschlafen konnte.

Alfred war allein. Die fernen Erinnerungen, die die Erscheinung eines alten Bekannten in ihm erweckt hatten, schwanden vor den nahen, die in voller, kaum verlebter Wirklichkeit vor seine Seele traten. Sie reichten bis zu dem Augenblicke, da er im Kampfe mit Korsaren, ermattet und von einem tödtlichen Streiche getroffen, an dem Mast, wie Cäsar an der Säule des Pompejus, niedergesunken war. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen? Wo befand er sich? Was stand ihm in dieser Lage bevor? Die Aussicht in die Zukunft konnte nicht so trübe seyn, weil er sie nicht kannte. Er gewöhnte sich wieder an die, welche ihm seine Sehnsucht noch vor einem Tage vorgespiegelt hatte, an die Wonne, mit jedem Windstoße seinem Ziele näher zu rücken, an das selige Wiedersehen Helenens, deren Bild ihm in den unzähligen Stürmen einer kaum geendigten Laufbahn nicht verloren gegangen war. Mit welchen Erfahrungen, mit welchen Berichten über seine Schicksale wollte er ihre Neugier, ihre liebende Theilnahme befriedigen! Wie ihn der Ruf des Kaisers über den Rhein geführt, wie er in seinen Legionen die Preise der Tapferkeit erworben, wie ihm die in Spanien aufgesteckte Kriegsfackel plötzlich von den Ufern der Elbe über die Pyrenäen geleuchtet, wie er die Mühseligkeit dieses Weges, die Anstrengung des mörderischen Kampfes auf der Iberischen Halbinsel ertragen, zulezt aber einer Wunde unterlegen sey, die ihm die Entlassung bewirkt habe, und wie er es jezt dem schnellen Fluge des Apollo, eines hanseatischen, von ihm in Bordeaux bestiegenen Schiffes verdanke, daß er die Geliebte in seine Arme schließen könne — das Alles hatte ungeduldig auf seinen Lippen geschwebt, um von Helenen gehört zu werden, und er vergaß wieder seine räthselhafte Lage, und träumte sich in die Hoffnungen hinein, die er sich einmal gewöhnt hatte, als die nächste, süßeste Gewißheit zu denken. Da erschien, leise auftretend, der besorgte Jaques wieder mit seinen ängstlichen Blicken und Berichten, mit seinen Warnungen und Bedenklichkeiten, und all den Thatsachen und Aufklärungen, die Alfreds Träume zerstören mußten.

Alfred sah ein, daß seines jungen Freundes Schultern noch zu schwach waren, um die ganze Last seiner Rettung und der Verantwortlichkeit derselben auf sich zu laden. Er hätte gewünscht, diese schwierige Angelegenheit, deren glücklicher Erfolg nur sein eigener Nutzen war, auch auf seine eigene Rechnung zu nehmen. Aber wie konnte er das thun? Es mußte genug seyn, daß Alfred das Geheimniß seiner Verborgenheit selbst nicht zu verrathen versprach, daß er durch kein unüberlegtes Wagniß sein eigenes und Jaques Verderben herbeiführen, sondern in Geduld abwarten wollte, was der Zufall, oder wie sein junger Freund sagte, eine gnädige Fügung der Heiligen, ein Wunder, zu ihrer Rettung thun würde. Der Versteck war vor jeder Nachsuchung sicher; dieß blieb für

den Augenblick ein Anker, fest genug für so schwache Hoffnungen. (Die Fortsetzung folgt.)

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Ich komme auf die Oper zurück. Die Opernsäle von Paris und von London sind abscheulich zu nennen gegen den Mailänder Saal. Er scheint die Wohnung der Nation und kann einem eine Idee geben von den Schauspielen des alten Roms. Die Damen sind mit ihren cavalieri serventi in ihren herrlichen Logen, sie gehen aus einer in die andere, um einander zu besuchen; auch die Männer wandeln so von einer bekannten Familie zur andern; es ist eine ewig wechselnde, anmuthige Bewegung. Die Logen sind kleine, schön ausgezierte und möblirte Zimmer; die Wände sind mit faltigem, farbigen Tafft überzogen, mit Spiegeln und Kronleuchtern ausgeziert. Darin spielt, liest, schwazt man; es wird ein- und ausgegangen, aber auf die Musik wird wenig gemerkt, noch weniger auf den Zusammenhang des Stücks. Man könnte Scenen aus fünfzig verschiedenen Stücken hinter einander spielen, ohne daß es Jemand merkte. Man hat in diesem Land nur Sinne und von der Seele nur so viel, als dazu gehört, mit den Sinnen zu genießen. Das Parterre und die Logen rufen Bravo bei einem Lauf, einem Triller oder bei irgend einer schönen Musikstelle, gleich darauf aber wird die Konversation wieder fortgesezt, und in dem Augenblick, wo auf dem Theater eine Mutter ihren Sohn tödtet, fragt man sich in den Logen lächelnd: wie befinden Sie sich?

Von Trezzo aus sehen Sie das Bergamische Land. Auffallend ist es, daß diesseits der Adda nur einige zerstreute Häuser stehen, jenseits aber eine Menge großer und schöner Dörfer. Die Ursache ist ganz einfach. Im Venetianischen ist der Bauer Eigenthümer, im Mailändischen hingegen besizt er keinen Fingerbreit Erde; die Pachte werden auch nur auf kurze Zeit abgeschlossen, so daß die Pächter, die von einem Jahr zum andern entlassen werden können, nur aus Leuten bestehen, die der Erde, die sie bebauen, ganz fremd sind und gar kein Interesse haben, sie zu verbessern und mehr anzubauen. Alles Getreide zweiter Gattung und die Hälfte des Weins sind für den Bauer, der Weizen aber und die Hälfte aller andern Produkte sind für den Herrn. Das Land hat dreierlei Geseze: die Konstitutionen Karls V., das römische Recht und die kaiserlichen Reskripte von Wien. — Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Auszüge; den über Mailand will ich abschreiben. Fragen Sie mich nur keck über Alles, was uns neue Aufklärungen geben kann. So möchte ich z. B. wissen, wie viel eins ins andere in der Schweiz Menschen und Arbeit auf einen gewissen Flächenraum kommen, und wie sich dann ungefähr die Arbeit zum Erzeugniß verhält. In den fruchtbaren Ländern, wo die Natur fast umsonst und ohne Anstrengung gibt, muß nothwendig der Despotismus herrschen; ein Land wie unsere Schweiz hingegen muß frei oder eine Einöde seyn. — Die Aufklärung und die Kenntnisse des achtzehnten Jahrhunderts haben uns freilich über die bösen Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens aufgeklärt, und da die Fürsten die allgemeine Stimmung ihrer Völker für deren Abschaffung und für Reformen überhaupt sehen, beschäftigen sie sich vielfach damit. Aber diese Mißbräuche waren auch Ketten und Klammern, die den Despotismus sicherten und zusammen hielten. Sind denn die neuen Anstalten und Institutionen, die zur Freiheit führen, nicht neue Ketten an der Stelle der alten? Da steckt eben der Knoten, das Problem; das Licht, welches über die alten Mißbräuche aufgeklärt hat, wird es nicht auch den Despotismus aufklären? Ich glaube, daß aus allen diesen Kenntnissen keine politischen Institutionen hervorgehen können, die stark genug wären, die Leidenschaften der Fürsten zu zügeln; die Wissenschaften werden nichts thun für die Freiheit. Man ist im Begriff, alle Kirchenfeste in den österreichischen Staaten abzuschaffen. Dieß hat man, wie Sie wissen, im Venezianischen bereits gethan. Alle Orden der Bettelmönche sollen unter eine gemeinschaftliche Regel kommen. Der Graf Verri sagte neulich zu einem Mönch: Herr Pater, in zwanzig Jahren wird es keine Mönche mehr geben. Manche schämen sich schon, das geistliche Kleid zu tragen. Der junge Abbé von K., dem sein Benefiz über 2000 Liv. eintragen würde, will nicht im geistlichen Stande bleiben. Der Kaiser war neulich beim Bischof von Mantua und sagte ihm, er müsse in seinem Bisthum die Bulle coena Domini abschaffen; hierauf erwiderte der Bischof, er könne nicht gegen sein Gewissen handeln; da öffnete der Kaiser sogleich die Thür und rief ins Vorzimmer: „der Bischof von Mantua hat so eben seine Stelle niedergelegt;“ dann schrieb er gleich an den Pabst und nannte in seinem Brief den neuen Bischof. Jener entsezte Bischof von Mantua speiste kurz vorher mit Sterne beim Herzog von Modena zu Mittag und ließ es sich sehr angelegen seyn, den Verfasser von Tristram Shandy zum Uebertritt zur katholischen Religion zu bewegen. Auf alle seine Bemühungen antwortete ihm der Engländer immer: „Hochwürdiger Herr, ich bin bereit, katholisch zu werden; aber ich habe in meiner Religion eine Pfründe von vierhundert Pfund Sterling, und täglich küsse ich meine Frau; wenn mir nun Ew. Hochwürden diese vierhundert Pfund auszahlen und alle Tage meine Frau küssen wollen, so werde ich gleich katholisch.“ Jedermann brach über den Vorschlag in lautes Lachen aus, und der Bischof schwieg verlegen still.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

S. im Elsaß, Mai.

Deutschland, durch französische Augen betrachtet.

Schon öfters ist in diesen Blättern die Frage besprochen worden, ob und in wie weit die Deutschfranzosen ihr Deutschthum behauptet haben, und erst vor Kurzem hat ein Berichterstatter aus Metz dem Elsässer, dem verbastadirten Lothringer gegenüber, den ächten alten deutschen Genius vindicirt. Diese Behauptung wird schon dadurch verdächtig, weil sie im Munde ihrer Vertheidiger sich gewöhnlich mit einer andern paart, mit der nämlich: wir Elsässer seyen für das gewaltsame Losreißen vom Busen der gemeinsamen Mutter geistig mehr als hinreichend dadurch entschädigt, daß wir in den, dem Jahrhundert voranschreitenden politischen Institutionen Frankreichs großgezogen werden. Die Institutionen sind der schärfste Ausdruck des Geistes einer Nation, und es läßt sich schwer einsehen, wie ein, politisch von einem großen Volke ausgeschiedener Bruchtheil den Geist dieses Volks unverfälscht erhalten soll. Wir sehen auch wirklich, daß der französische und deutsche Genius zusammen nur selten fruchtbare Bastarde zeugen. Unser deutscher Geist rankt nicht über Ruinen einer Vergangenheit, wie sie jenseits des Rheins noch stehen; er könnte sich ranken, um was er wollte, entzieht ihm doch keine Censur Luft und Licht, er kriecht aber bescheiden an der Erde hin. Die hier erscheinende Revue germanique enthält zuweilen Schilderungen des politischen und geselligen Zustands von Deutschland in Briefen und Sittengemälden. Man fühlt bei den meisten derselben recht tief, daß eine Beschreibung im Allgemeinen materiell wahr und doch geistig erlogen seyn kann. Wenn es sich herausstellte, daß manche der Mitarbeiter an genannter Revue vorgeblich deutsch gebliebene Deutschfranzosen sind, so brauchte es keinen weitern Beweis für unsere Behauptung, daß der auf französische Flaschen gezogene deutsche Spiritus allerdings bei chemischer Analyse noch passabel probehaltig gefunden werden könnte, daß er aber Bouquet und Geschmack so ziemlich eingebüßt hat. Als Probe der Manier, in welcher obgenannte Zeitschrift Frankreich mit deutscher Art und Weise bekannt zu machen sucht, theile ich einen Auszug aus einem in derselben enthaltenen Briefe mit, und ich glaube zu Bekräftigung der Ansicht, die ich hier mit bitterm Gefühle ausspreche, nichts Schlagenderes anführen zu können, als wenn ich behaupte, daß sich nach Durchlesung dieses und ähnlicher Aufsätze bei den allerwenigsten deutschen Unterthanen Ludwig Philipps im Ober- und Niederrhein, sie mögen geistig niedrig oder hoch stehen, im Kopfe oder auf der Zunge ein „Aber“ meldet.

Nachdem der Verfasser Deutschland bedauert hat, daß daselbst nicht auch eine Nacht des 4ten Augusts, eine nuit des sacrifices, auch nuit des dupes genannt, allen Adelsvorurtheilen und Adelsrechten mit Einem Schlage ein Ende gemacht habe, fährt er so fort.

Trotz der persönlichen Privilegien, in deren Besitz er noch immer ist, hat der Adel viel von seinem Einfluß verloren und verliert täglich mehr, und zwar in Folge der Gesetze über Aufhebung oder Ablösung der Feudallasten und der Tendenz der Regierungen, die Patrimonialgerichtsbarkeit, in deren Besitz manche Mitglieder des Adels noch sind, zu beschränken oder sie den Berechtigten selbst lästig zu machen. Neben dem Erbadel hat sich allmählig eine Aristokratie erhoben, die ungleich mächtiger und furchtbarer ist, als die alte, weil sie sich im Durchschnitt durch Kenntnisse und Talente auszeichnet, die Beamtenaristokratie. Wir haben, Gott sey Dank! in Frankreich nicht nöthig, die Gier nach Staatsbedienungen erst bei den Deutschen kennen zu lernen. Aber abgesehen davon, daß die Beamten dort besser besoldet sind, macht der Umstand, daß sie im größten Ansehen stehen, einen bedeutenden Unterschied. Sie sind vom Volk gefürchtet, von aller Welt geachtet. Der Zauber des Titelwesens besteht überdieß noch in seiner vollen Kraft, und wie der Adel seine Freiherrn, Grafen u. s. w. hat, so gibt es in der Beamtenaristokratie Würdenträger aller Grade. Unmöglich lassen sich alle diese mehr oder weniger pompösen, mehr oder weniger lächerlichen Titel alle aufzählen; der niedrigste Staatsdiener läßt sich im gemeinen Leben, so gut, als wenn er wirklich im Amt ist, bei seinem Amtstitel nennen, und die Weiber und die Wittwen werden vor der Welt der Ehre des Herrn Gemahls theilhaftig. Um nur bei den Räthen stehen zu bleiben, da gibt es Staatsräthe, Ministerialräthe, Regierungsräthe, Kirchenräthe, Medizinalräthe, Bergräthe, Forsträthe rc.; ferner geheime Hofräthe, Geheimeräthe; die letzten sind die höchsten, und in Oesterreich haben sie sogar das Prädikat Excellenz. Eitelkeit und gegenseitiger Neid machen, daß man Werth auf dergleichen Auszeichnungen legt, und wenn auch sonst kein Vortheil damit verbunden ist, so verschaffen sie doch dem Amte Ansehen. Unter diesen Umständen sucht Jeder, der nicht von Adel ist und doch etwas werden will, in den Staatsdienst zu kommen. Rechtlich stehen zwar sämmtliche Ernennungen der Regierung zu, faktisch aber werden die Stellen nur nach vorgängigen öffentlichen Prüfungen besezt, und bei gleicher Fähigkeit erhält der älteste Kandidat den Vorzug. Außer der Verpflichtung, sich dem Staatsexamen zu unterwerfen, muß man auch die Universitäten besucht und daselbst gewisse Vorlesungen gehört haben. Also aus dem Schooß der Universitäten gehen die Beamten hervor, und das Studiren daselbst und die nachmaligen Prüfungen sind eine Garantie dafür, daß, abgesehen von unvermeidlichen Mißgriffen und von den Fällen, wo politische Gründe auf die Wahl der Regierung Einfluß äußern, nur die Fähigsten in die öffentliche Verwaltung einrücken.

In einem Lande, wo die Intelligenz eine so große Rolle spielt und im höchsten Ansehen steht, müssen die öffentlichen Unterrichtsanstalten von ganz besonderer Wichtigkeit in der Gesellschaft seyn. Wenn der Jüngling aus dem Gymnasium tritt, wo er unter der mehr oder minder lästigen Aufsicht von Eltern und Lehrern stand, sieht er sich im Alter, wo der Körper seiner vollen Entwickelung entgegeneilt und die Einbildungskraft am lebendigsten ihr Spiel treibt, auf einmal frei, sich selbst überlassen. Er fühlt, mit dem Scheiden von den Seinigen, mit dem ersten Schritte in die Welt, beginnt er, für sich selbst zu leben; er fühlt es, er ist kein Kind mehr, er ist ein Mann geworden; ja, er will ein Mann seyn, das ist sein Stolz, sein ernster Wille, das Ziel seines Strebens; er will als Mann seiner Freiheit und seiner Kraft genießen und sich des Namens würdig machen. Dieß ist der Schlüssel zu allem Schönen und Großen im Studentenleben, aber auch zu den Ausschweifungen desselben. Dieses poetische, unabhängige Universitätsleben steht nun in seltsamem Kontrast mit dem engherzigen Werkeltagssinn der Kleinbürger in den Universitätsstädten. Die Universität ist ein freies Gebiet, eine Art Republik, mit besondern Gesetzen, besonderer Polizei, besondern Disciplinarstrafen, wobei sich die gemeine Polizei nicht einzumengen hat. Jedes Mitglied derselben ist akademischer Bürger und Musensohn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Mai 1833.

Zu wieviel höchlich ungereimten Dingen
Hat deine Leidenschaft dich hingerissen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, um mich zu zerstreuen. Ich weiß weder wie ich lebe, noch was ich mache. Ich will von Mailand weg. Wüßte ich, daß mir Mörder auf den Fersen wären, so wäre ich ruhiger, und vielleicht verdiente ich mein Schicksal. Ich habe nun alle Qualen durchgemacht, aber glauben Sie mir, es gibt keine, die sich mit der Liebesqual vergleichen läßt. Das Reisen wird mich zerstreuen. O, mein Freund, warum bin ich doch einsam auf der Erde, warum habe ich Niemanden, keine fühlende Seele, der ich meine Leiden vertrauen könnte? Meine Briefe an Sie sind wunderliche Träumereien. Ich will Ihnen nicht mehr schreiben, bis ich den Menschenverstand wieder gefunden habe. Eine Sammlung von den Billets dieser Frau wird ein merkwürdiges Denkmal meiner Reise seyn, denn sie sind der stärkste Ausdruck einer unbändigen Leidenschaft. Was zwischen uns beiden vorgegangen ist, gäbe die besten Muster zu Tragödien. Ich habe sie oft in meinen Armen bleich werden und fast sterben sehen, dann riß sie sich im vollsten Ausdruck der Wuth los und fiel mir endlich zu Füßen, zerschmolz in Thränen und versicherte mich, sie sey keines andern Verbrechens schuldig, als daß sie mich zu sehr liebe. Sie ist furchtbar eifersüchtig und läßt mich daher Tag und Nacht beobachten. Wenn auch ich von diesem Wahnsinn besessen wäre, so könnte mich nichts mehr retten, und ich wäre verloren. — Neue Wuth, neuer Wahnsinn heute Abend. Wie wir uns gegenseitig quälen, so können wir keine acht Tage mehr leben. Wenn wir uns einmal in Frieden lieben, will ich abreisen. — Der Pater Frisy scheint einer von den Menschen, die immer und in jeder Beziehung glücklich sind. Gewiß, es gibt kein festeres und dauernderes Glück, als das Glück des Genies, wenn es mit einem festen Charakter verbunden ist, der Alles gleichgültig betrachtet, nur nicht die Freuden und Genüsse, die aus dem Studium und dem Genie hervorgehen. — Ich habe einen höflichen Brief von Haller erhalten. Schreiben Sie ihm, lassen Sie sich ihm von seinem Sohn vorstellen und sprechen Sie ihm dann meine Bewunderung und Verehrung aus. — Man klagt über die Theurung in diesem Jahr, und doch war die vorige Ernte gut. Das kommt von dem unglücklichen Zustand, in dem hier die Bauern sind, denn nicht sie, sondern die Eigenthümer verkaufen ihre Erzeugnisse; und da die Schweizer, Piemonteser, Tyroler und Venezianer mehr im Stande sind, Getreide zu kaufen, so geben sie zu den Gutsbesitzern und kaufen von ihnen, während das Volk und die Handwerksleute Hungers sterben. — Nun endlich, lieber Freund, fängt mein Menschenverstand wieder an. Ich hab's

nun mit dieser Närrin zu Ende gebracht und mir ist, als wäre ich eines großen Gewichts los und ledig. Diese Geschichte wird einen interessanten Theil meiner Reise ausmachen.

*

Ich habe ein anderes Leben angefangen, der Rausch ist endlich vorüber, und ich weiß nun ungefähr wieder, wo ich bin, aber noch nicht recht. Ich erwache aus einem Traum und schaudere über die Gefahr, die ich ausgestanden. Vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich Firmian besuchte, ohne daß ich mit anständigen, vernünftigen Leuten umging, denn diese Frau ist eine Närrin; zwei Wochen ohne irgend einen vernünftigen Gedanken, ohne etwas Verständiges zu lesen — denn wenn ich auch ein Buch nahm, so konnte ich doch keine Seite auslesen — schreckliche, fürchterliche Tage und dafür einzelne reizende Augenblicke! Wären diese aber länger gewesen, so hätten sie mich umgebracht. Ich hatte ganz vergessen, daß ich in Mailand war, und in mir kam kein vernünftiger Gedanke mehr auf. Mögen die Väter ihren Söhnen alles erlauben, nur nicht die Reise nach Italien. Ich schaudere bei dem Gedanken an die Gefahr, der ich ausgesetzt war. Viel von meiner Rettung verdanke ich der Herzogin Serbelloni, einer wahren, ächten Freundin. Kaum wage ich's, die Augen aufzuschlagen. Trembley hat Recht, meinetwegen in Unruhe zu seyn. — Man ist in Genf entzückt über Ihre Briefe und über Ihren Geist. Bald wird man es noch mehr seyn über Ihre Person. Lassen Sie sich von Trembley leiten, er ist ein Engel, den ich anbete. Firmian, der Alles sieht, hat mich zu sich gerufen, und bei seinem Anblick verzog sich das Gewölke, es verschwand Alcinens Pallast, und nun erscheint mir die Freundschaft um so schöner. — Den Herzog und die Herzogin von Cumberland habe ich mehrmals gesehen; er ist ein sehr guter Engländer, der sehr wohl daran thut, Herzog von Cumberland zu seyn. Die Herzogin ist charmant, sie gefällt gern und es gelingt ihr leicht. Manchmal ist's, als wünsche sie nicht königl. Hoheit zu seyn. Alle Mittwoch ist Gesellschaft bei ihnen in einem großen Saal, wo ein Lehnstuhl unter einem Himmel steht, wie ein Thron. Die Schwester der Herzogin macht keine Ansprüche auf fürstliche Hoheit; ihr Bruder kömmt eben aus der lateinischen Schule; außerdem haben sie noch einen englischen Obrist und den General Prévost bei sich, den, nach der Aeußerung seiner Schwägerin, der Herzog nur mitgenommen hat, weil er die Wege und Gasthöfe kenne. Das ist der ganze Cumberlandische Hof. — Ich bin auch dem Erzherzog vorgestellt worden; ein schöner, gar höflicher und artiger Mann, der sehr zurückgezogen lebt. Er und die Erzherzogin empfangen Niemanden bei sich, der nicht zu ihrem Hof gehört. Abends spielt man da Karten, oder der Herzog macht mit seinen Hofleuten, Kammerdienern und einigen Liebhabern Musik; im Winter sind Hofbälle. Der Erzherzog hat weder Leidenschaften noch Günstlinge, und mit seinem richtigen Verstand begnügt er sich damit, Erzherzog von Oesterreich zu seyn. — Warum sind Sie doch nicht hier? Wir hätten keinen Augenblick Langeweile. Mir kommt's ganz sonderbar vor, daß mit mir schwer leben seyn soll; zwar lebe ich nicht mit Jedermann, aber nie habe ich übel mit irgend Jemanden gelebt; damit will ich sagen, daß mein Gemüth der Anhänglichkeit und Liebe wohl fähig ist; unempfindliche und kalte Gemüther leben mit Jedermann gleich gut. Was fürchten Sie, sich in Genf zu etabliren? ich kann Ihnen versprechen, daß es Ihnen dort recht wohl seyn wird.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Malpart ließ sich durch die jüngste, eine seiner besten Eroberungen störende Dazwischenkunft der Gerechtigkeit nicht sogleich bewegen, seinen schützenden Hafen wieder aufzusuchen, den er nur betrat, wenn er sich vor Stürmen bergen oder seiner Beute entladen wollte. Doch waren ihm die folgenden Tage nicht günstig, weil das gute Geschick die begegnenden Schiffe aus den Kreisen zog, die Malpart zum Schauplatz seiner Gewaltthätigkeiten gemacht hatte, oder weil ihm die Nähe der Wachtschiffe zu viel Mißtrauen in den Erfolg seiner Angriffe einflößte. Als daher nach einiger Zeit die See von widrigen Winden bestrichen wurde, die er meiden mußte, wenn er Herr seiner Fahrt bleiben wollte, so wandte er sein Schiff, die Vorzeichen eines nahen Sturmes sehr klug berechnend, der Küste zu, wo er bald die Hafenbucht erreichte, welche er heute zum ersten Male ohne Beute begrüßte.

Alfred hatte zu seiner Rettung einen Plan gefaßt, der unter den vielen, die zu überlegen ihm seine Einsamkeit Muße gab, sich zuletzt zwar als der kühnste, aber auch der sicherste herausstellte. Es war der sicherste, weil der einzig mögliche. Wie, wenn er, die Stille der Nacht benützend, seinen Aufenthalt verlassen, die Wachen des Schiffes vermieden, sich ins Meer gestürzt und das Ufer zu erreichen gesucht hätte? War er nach so heftiger Verwundung stark genug, schwimmend die schäumende Brandung zu besiegen? Würden die Wachen ihre Ohren verstopft haben, daß sie seinen Fall nicht gehört, oder die am Ufer ausgestellten Posten ihre Augen verschlossen haben, daß sie ihn nicht landen gesehen hätten? Dieß Unternehmen mußte mißlingen. Nur der Plan, den Alfred wirklich in Ausführung brachte, schien die Möglichkeit des Entkommens zu einer schwachen Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Es war schon später Abend, als vom Hahn aus das in der Bucht unterhaltene Wachtfeuer erblickt wurde. Diese Dunkelheit war die einzige Hülle, unter der Alfreds Wag-

niß gelingen konnte. Das Schiff hatte seinen gewöhnlichen Ankerplatz erreicht, die mächtigen Eisenhaken wurden in die Tiefe hinabgerollt und das Fahrzeug stand unbeweglich. Ein großes Boot wurde hinabgelassen und die Mannschaft in ihrem zerlumpten Aufzuge, mit gebräunten Gesichtern, und fluchend über die schlechten Erfolge des dießmaligen Ausflugs, versammelte sich an dem Seile, an welchem man in die unten wartende Jolle hinabstieg. Einige Mann blieben zurück und die übrigen ließen sich nacheinander an diesem Seile hinunter. Das Boot stieß ab, Alfred befand sich auf demselben neben dem zitternden Jaques. Die Dunkelheit verhinderte jede Erkennung. Das Boot arbeitete sich geschickt durch die Brandung, es legte an einer seichten Stelle an und die Männer sprangen ohne Ordnung, wie ein jeder die Entfernung des Bords vom Ufer maaß, heraus. „Was seyd Ihr lange ausgeblieben!“ sagte ein kleiner, in Reisekleidern befindlicher Mann von ansehnlichem Embonpoint, der den Ankommenden mit mehreren Fackelträgern entgegentrat. „Wenn man nach der Zeit schließen darf, so müßt Ihr eine Ladung von dreihundert Tonnen haben.“ — „Seht, seht, Meister Guinand! wie kommen wir zu dieser Ehre?“ sagte Malpart, überrascht, den Angeredeten hier zu treffen. „Was soll ich warten?“ entgegnete Guinand, ein angesehener Kaufmann aus Caen. „Mir gehen die Farbestoffe aus, Eure Gewürzsendungen werden selten, und mit den spanischen Weinen, die Ihr mir schon vor einem Monat versprochen, habt Ihr noch nicht Euer Wort gelößt.“ — „Bedaure, Meister, daß Ihr da so beschwerliche Reisen unternehmt.“ — „Was liegt daran, Kapitän! Man opfert sich auf, man gibt für seine Kunden Alles hin. Ich gestehe Euch, daß ich Euch jedes Prozent allein zuwenden würde, wenn ich die Nachfrage befriedigen könnte, die mich seit acht Tagen in Indigo, Cochenille und Aehnlichem in Verlegenheit sezt.“ Malpart war viel zu vorsichtig, als daß er zu seinem sichersten Abnehmer von mißlungenen Unternehmungen hätte sprechen sollen. „Nun, es wird uns ja Nichts fehlen, wenn es einmal da seyn muß,“ sagte er ausweichend und lud dann seinen Gast ein, ihm in seinem Zelte die Ehre zu geben und sich nach so schwieriger Reise bei einem erwärmenden Glase Arrak zu erholen.

Alfred und Jaques hatten dieß Gespräch schon längst benuzt. Sie waren unbemerkt dem Lichtschimmer ausgewichen, hatten die Männer vorbeigehen lassen und sich unverzüglich auf den Weg gemacht. Jaques hatte von seinen frühern Entweichungsversuchen her noch einige Kenntnisse der Oertlichkeit, er wußte, wo in der nächsten Umgebung die Schleichhändler ihre Posten auszustellen pflegten, und gab ziemlich sicher die Wege an, die sie einschlagen mußten. Aber in diesen verworrenen Schluchten war der Kundigste der Gefahr des Verirrens ausgesezt; die zunehmende Dunkelheit entzog dem Auge jede Berechnung der verschlungenen Pfade, und Jaques Terrainkenntniß war bald zu Ende. Die beiden Flüchtlinge standen vor einem Felsen, der von keiner Seite zugänglich schien; er versperrte ihnen den Weg, sie mußten wieder zurück, aber einige Schritte, und sie waren auch von dem Pfade abgeschnitten, der sie hieher geführt hatte. Ein einziger, unvorsichtiger Tritt hätte sie in die Tiefe hinabstürzen können. Was ließ sich in dieser Lage thun? Sie mußten den Anbruch des Morgens abwarten und die Gefahr, in der sie jezt schwebten, mit der andern, von Spähern oder Verfolgern entdeckt zu werden, vertauschen.

Nach vielen peinlichen Stunden und nach einigen mißlungenen Versuchen, wieder auf einen betretenen Pfad zu kommen, lichtete sich allmählig die Gegend. Es ließ sich jezt die Lage unterscheiden, in der sie sich befanden. Sie standen dicht am Abhange eines tiefen Bergkessels, rings von schwarzen Felsen umgeben, die an manchen Stellen so morsch waren, daß sie bei der leisesten Berührung sich abschieferten. Endlich entdeckte Jaques den Weg, den sie in der Nacht verloren hatten; sie waren schon weit über die Gegend hinaus, die ihm noch bekannt war; doch sezten sie ihre Flucht bald kriechend, bald sich bückend, und nur selten auf einem freien Wege fort. Aber die Gaben des Geschicks sind treulos. Die kleine Strecke eines gebahnten Pfades, welche die Flüchtlinge mit der Hoffnung, aus dem Bereich ihrer Feinde zu seyn, betreten hatten, gab sie am Ende derselben in die Hände derer, denen sie sich entronnen glaubten. Die Drohungen Alfreds, sein Widerstand, Jaques Bitten — nichts fruchtete. Umringt von mehreren Bewaffneten, mußten sie sich rettungslos in ihre Gewalt geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Mai.

Fürst Anton Radziwill. Michel Beer.

Ein unserm Königshause nahe verwandter Fürst, durch seine Liebenswürdigkeit, seine Kunstliebe und Kunstbestrebungen dem gebildeten Publikum aber fast noch näher stehend, wurde das plözliche Opfer der herrschenden Krankheit, zu der freilich ein hiziges Nervenfieber hinzutreten mußte, um ihr tödtende Kraft zu geben. Der frühere Statthalter von Posen, Fürst **Anton Radziwill**, vereinte in seiner Person seltene Gaben und Aufgaben. Neben der vollkommenen Kraft, den Fürsten und königlichen Stellvertreter zu repräsentiren, war er der glücklichste Familienvater und wußte im Kreise seiner Familie bei einer hohen Kunstbildung alle Anmuth und Zwanglosigkeit heiterer Geselligkeit walten zu lassen. Die Prinzessinnen waren berühmt wegen ihres Geistes, ihrer Kenntnisse und der anspruchlosen Grazie; seine Söhne ließ der Fürst in öffentlichen Gymnasien erziehen. Keineswegs den Künsten nur als Mäcen, des Glanzes wegen, huldigend, war er ih-

nen als verehrender Jünger ergeben. In der Musik war er sogar mehr, war Virtuos auf mehreren Instrumenten, und unter seinen Kompositionen hat die zum Goethe'schen Faust, bisher nur in Privatgesellschaften executirt, unter allen Kennern Ruf. Er nannte mehrere Musiker Freunde, die Singakademie verliert an ihm einen ihrer eifrigsten Gönner und die klassische Musik eine ihrer Hauptstützen in Berlin. Ein herbes Schicksal lastet seit längerer Zeit auf dieser edlen Familie. Wiewohl er längst eifriger Preuße und Mitglied unsers Königshauses ist, konnte das tieffühlende Gemüth des Fürsten bei den Leiden seines Geburtslandes nicht unbewegt bleiben. Seine Doppelstellung untersagte ihm jede Theilnahme. Ein Seelenkampf, der sich nicht äußern darf, nagt an der Gesundheit. Rasch aufeinander folgende Unglücksfälle in seiner Familie, der Tod zweier Söhne, darunter eines sehr hoffnungsvollen, einer Schwiegertochter, die schwankende Gesundheit und der drohende Tod anderer Familienmitglieder vereinten sich in lezter Zeit mit jenen zarten und doch tief schmerzlichen Verhältnissen, um es erklärbar zu machen, daß eine an sich unbedeutende Krankheit einen kräftigen Mann wegraffen konnte. Es fehlt übrigens nicht, daß das Stadtgerücht sich seine besondern Motive macht. Nach diesen hat ihn die Diät, nach andern der Fehler des Arztes ums Leben gebracht, als ob das Schicksal dieser edlen Familie an sich nicht tragisch genug wäre, wiewohl hier nur ein Theil davon angedeutet ist und angedeutet werden kann. Auch liegt etwas das Gefühl Verlezendes in der unheimlichen Stille, mit der man diesen im Leben hochgestellten Mann aus demselben scheiden läßt; die Zeitungen erwähnten es kaum, in nächtlicher Dunkelheit fuhr die Leiche durch unsere Thore nach der Erbgruft zu Posen; eine Gruft, welche, erst vor Kurzem eingerichtet, allzu geräumig schien, und heute schon so mit Särgen gefüllt ist, daß man wird zusammenrücken müssen, um für die noch Erwarteten Platz zu machen. Der Mangel an offiziellem Beileid für den Fürsten Radziwill mag seinen Grund in der Schonung haben, welche man der zunächst trauernden Familie und einem selbst schon dem Tode geweihten Gliede schuldig zu seyn glaubt, dem man die süße Täuschung, der Vater lebe noch, nicht am Grabesrande nehmen will.

Es mahnt uns eben der einigemal auf dem Hoftheater zur Aufführung gekommene „Paria" von Michel Beer an den Tod dieses jungen Dichters, eines gebornen Berliners. Man will auf diesen Brettern die deutschen Dichter weder im Leben, noch auch eigentlich im Tode ehren, denn man hält Dichter für etwas Ueberflüssiges zu einem Theater. Indeß regt sich doch bisweilen ein Gefühl zwischen Anstand und Scham, und man gibt am Todestage oder kurz nach dem Tode eines Dichters eines seiner Stücke, entweder um dadurch anzudeuten, wir haben den Mann auch gekannt, es aber nicht für nöthig erachtet, mehr Notiz von ihm zu nehmen, oder es soll für die Gläubigen eine Art stiller Todtenfeier seyn. So erinnerte man sich einmal, indem man seine Jäger aufführte, an Iffland, und gab nach Goethe's Tod den Götz von Berlichingen, als Attest, daß auch bei der Berliner Hofbühne des großherzoglich sachsen-weimarschen Geheimenraths von Goethe dermalen löbliche Wirksamkeit für die deutsche Bühne nicht ganz unbekannt geblieben. — M. Beers Familie ist hier ansessen; doch starb der Dichter in München, so schnell von einem Nervenfieber ergriffen, daß zwei Brüder, die zu seiner Pflege eilten, ihn nicht mehr am Leben trafen. Er war mit ganzer Seele Dichter und schäzte, ein seltener Fall, die großen Glücksgüter, welche die Geburt ihm gegeben, gering gegen die Muse. Sein Paria wird Beers Andenken auf den Theatern erhalten, wiewohl jene ihm ihren günstigsten Besuch abstattete, als er sein Trauerspiel Struensee in die Welt förderte. Es konnte der Verhältnisse wegen an wenigen Bühnen zur Aufführung kommen. Von seinem bedeutenden Vermögen hat Beer, dessen wohlthätiger Sinn auch im Leben gerühmt wird, mehrere milde Stiftungen gemacht.

(Die Fortsezung folgt.)

S. im Elsaß, Mai.

(Fortsezung.)

Deutschland, durch französische Augen betrachtet.

Der ächte Student ist offen, großherzig, frei und frank im Umgang, berechnet nicht, weiß nichts von Eigennuz, vorzüglich aber ist er tapfer mit dem Schläger in der Faust, wo es die Ehre des Korps oder seine eigene gilt. Der Student ist stolz, er fühlt sein Uebergewicht über den Philister und verachtet ihn. Leider wird dieses Gefühl nur zu oft durch den gemeinen Geist derer, die es betrifft, in einem gewissen Grade entschuldigt. Der Philister lebt von der Universität, von den Studenten, und thut sein Möglichstes, sich den rücksichtslosen Leichtsinn der bei ihm einquartirten Zugvögel möglichst zu Nuze zu machen, da sie seiner doch einmal nicht entbehren können. Ungeschickte Bestimmungen in den akademischen Gesezen hinsichtlich der Schulden der Studenten machen den schlechten Subjekten, die sich natürlich immer darunter finden, das Betrügen leicht; aber der Bürger hält sich dafür reichlich an den Uebrigen schadlos, und kriecht dabei vor ihnen auf's Gemeinste, um sie hinterher desto besser über das Ohr zu hauen. Dieser kalte, rechnende Eigennuz ist dem Studenten desto widriger, als er sich hinter der Maske aufrichtiger Dienstfertigkeit, Anhänglichkeit und Achtung versteckt. Das aber ist ihm am Philister fast noch verhaßter, daß er gewöhnlich keinen Sinn für irgend eine höhere Idee hat, und daß es ihm an Kraft, Muth und Ehrgefühl vollends ganz gebricht. In Deutschland schlägt sich nur der Militär und der Student. Wird der Bürger, der Bauer beleidigt, so schweigt er oder antwortet mit Schimpfreden, reizt man ihn aber zu sehr, so nimmt er seine Zuflucht zu körperlichen Thätlichkeiten. Dieß gemahnt einen noch an die mittelalterlichen Geseze, nach denen Leute gemeinen Standes den Degen nicht führen durften, sondern auf den Prügel verwiesen waren.

Das verächtliche Herabsehen des Studenten auf den Bürger will ich hiemit keineswegs rechtfertigen, sondern lediglich nur erklären. Diese jugendliche Hize und Leidenschaftlichkeit mit ihrer Poesie kann indessen nicht ewig dauern, und über ein Kleines rückt der Zeitpunkt heran, wo der Student, dem alten Philisterhause Valet sagend, singt: „Muß selber nun Philister seyn!" Ja, aber Philister eigener Art; denn wer nicht die ärztliche Laufbahn verfolgt oder etwa von seinen Renten lebt, tritt in die mächtige Pflanzschule der Staatsdiener in den Fächern der Justiz, der Verwaltung, des Kirchen- und Unterrichtswesens ein. Hier schweben sie nun beständig zwischen der Hoffnung auf Avancement und der Furcht sich zu compromittiren. Die bei weitem Meisten müssen sich unter diesen Umständen zu einer Vorsicht und zu Rücksichten entschließen, bei denen alle Unabhängigkeit so ganz verloren geht, daß man es selbst nicht gewahr wird und seiner Umwandlung den schönen Titel einer gemäßigten, klugen Aufführung gibt. Die großartigen Ideen muß man vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. Mai 1833.

— Belles, de pièges séducteurs
L'artifice vous environne:
Vous n'écoutez que vos flatteurs,
Et vous perdez votre couronne.

Béranger.

Die Dame, die im Jahr 1833 in der Mode ist.

Ich sage im Jahr 1833; denn die Dame, welche im Jahr 1833 in der Mode ist, war es 1832 nicht und wird es eben so wenig 1834 seyn. Ja, nicht einmal so lang dauert oft eine Regierung. Ich kenne welche, bei denen es mit einem Vierteljahr, mit einem Monat, ja mit acht Tagen aus war, die sich nach so kurzer Zeit von einer Nebenbuhlerin gestürzt sahen, welche weder hübscher, noch jünger, noch reicher war; Gott, nein! der nur die Laune, ein Nichts, ja weniger als nichts, die Mode das Scepter in die Hand gedrückt hatte. Und eitel, leichtsinnig, läßt sich jede mit Gaze und Blumen, mit Seide und Pelzwerk geschmückte Göttin die Krone aufsetzen, ohne zu wissen, wie sie lastet, ohne zu ahnen, wie hart man fällt, wenn man von einem Throne stürzt.

Wißt ihr, wie eine Frau in die Mode kommt, und was sie dann ist? Ich will es euch sagen.

Sechs, sieben jener Schmetterlinge vom besten Ton, welche ihre etwaige Bildung so sorgfältig verstecken, als andere Menschenkinder ihre Gebrechen und Mängel, ein halbes Dutzend jener Liebenswürdigen in seidenen Strümpfen, mit Lorgnette und gelben Handschuhen thun sich zusammen und erkiesen sich eine Herrscherin. Von Stunde an wird die Auserwählte überall erhoben, gepriesen; man folgt ihr, wie ihr eigener Schatten, man liest einen Befehl in jedem ihrer Blicke und fliegt, ihn zu vollziehen, kurz, unter Hunderten von Weibern sieht man nur Eine. Im Schauspiel, in der Oper treten diese ersten Vasallen ihrer Krone zumal in ihre Loge unter dem Vorwand, ihren Respekt zu bezeugen; sie sprechen laut, die Dame lacht laut, das Parterre sieht sich um, ärgerlich über den Lärm, aber bald besänftigt, da man die allerliebste Dame gewahr wird. Und da fragt denn einer: „Wer ist die Frau?“ — „Madame so oder so; Sie wissen doch: die erste Modedame in Paris.“ — „Die hübscheste ist sie just nicht, sollte ich meinen.“ — „Ich sagte nicht die hübscheste, ich sagte nur, sie sey in der Mode; das ist doch wahrhaftig zweierlei.“ — „Um Vergebung, das wußte ich nicht.“ — „Der Herr ist vom Lande,“ sagt der dem Fragenden zur Rechten Stehende zu seinem Nachbar rechts. „Oder aus Algier,“ erwidert der Nachbar lachend.

Um zu dieser Würde zu gelangen, braucht man nicht Herzogin, Marquisin, Gräfin, überhaupt keine hohe Dame zu seyn; am besten hat man dazu im Allgemeinen einen Wechselagenten zum Mann; ja, der Wechselagent ist der eigentliche Mustermann, der romantische Gemahl. Er gewinnt auf Einer Börse so viel Geld, und so schnell, so ohne alle Mühe, daß er ärger als ein Rentier seyn müßte, wollte er um Putz und Schmuck knickern, da ihm ja Tags darauf ein Strich mit dem Bleistift die Auslage, und weit

mehr, wieder einbringt. Allerdings kann an diesem Tage, was er in einem ganzen Jahre mit Bleistiftstrichen errungen, und auch weit mehr, den Weg alles Fleisches gehen, und das ist die Schattenseite bei der Geschichte.

Doch zurück zu unserm Thema. Um in die Mode zu kommen — und dieß ist kein so leichtes Ding — muß man etwas über zwanzig, etwas unter dreißig Jahren alt seyn; beleibt oder mager, das ist einerlei, blond, schwarz oder braun, an der Farbe liegt nichts, Roth meinetwegen ausgenommen; nur hält eine Braune ein paar Stunden länger als eine Blonde. Die Dame in der Mode ist immer elegant, aber einfach gekleidet, und von Steinen ist keine Rede; diese behält man vorsichtigerweise in Reserve, um noch zu glänzen, wenn das Regiment zu Ende ist. Sie nimmt ihre Hüte bei Niemand anders als bei Simon, ihre Hauben bei Herbeault, die Schuhe bei Michael, die Stiefeln bei Gélot, die Handschuhe bei Boivins; sie trägt keine Blumen als von Batton und keine Federn als von Cartier. Eine eigentliche Kleidermacherin hat sie nicht; sie selbst erfindet einen Schnitt oder bringt ihn doch auf. Einmal indessen, aber nur ein einzigesmal, läßt sie ein Kleid bei Palmyre machen; die gute Palmyre wiederholt sich, und der Gedanke, sie könnte auf einem Ball drei Kleider finden, welche Familienähnlichkeit mit dem ihrigen hätten, ist im Stande, sie außer sich zu bringen.

Die Modedame erscheint auf dem Ball; man engagirt sie beim Aussteigen, auf der Treppe, im Vorzimmer; sie ist Tags zuvor, vor zwei Tagen, auf dem lezten Ball schon engagirt worden; wenn sie in den Saal tritt, ist sie zu mehr Touren versagt, als heute die ganze Nacht getanzt werden. Wer daher ungeschickterweise sogleich bei ihrem Erscheinen auf sie zueilt, muß hören: „Ich bin engagirt, mein Herr." — „Also auf den zweiten, Madame." — „Bereits vergeben." — „Auf den dritten." — „Ich habe mich auf zehn versagt, und tanze schwerlich so viel." — „So kann ich doch die Ehre haben, einen Walzer —" — „Ich bin auf alle engagirt." — „So beglücken Sie mich wenigstens mit einer Gallopade." — „Die tanze ich nur Einmal, und mein Gallopeur steht hier." — „Ich bin sehr unglücklich," seufzt der Arme, und die Dame bemerkt es nicht. Und nun entsteht ein Gewühl um die Gefeierte, daß sie kaum athmen kann; sie wird von so vielen Seiten engagirt, daß sie gar nicht mehr antwortet, überschüttet mit Komplimenten und in Weihrauch fast erstickt. Charmant! Aber sie bleibt nur ganz kurz auf einem Ball, erscheint wie ein Bliz, blendet, und weg ist sie! Dasselbe Experiment wiederholt sie auf zwei, drei Bällen, und kommt bei guter Zeit nach Hause, bevor die Abspannung und der Tanz den Glanz ihrer Augen getrübt, ihre Haare aus der Ordnung gebracht und ihrem Kleid den frischen Schimmer genommen haben. Man muß sagen können: sie war nur einen Moment da; sie kann vor Einladungen nicht zu sich kommen, es liegt so viel auf ihr, kaum, daß man sie zu sehen bekommt; aber nie, nie war sie so liebenswürdig als den Abend.

Unsere Dame steht spät auf und bringt den Morgen zu Hause zu. Sie besorgt ihr Hauswesen, wenn sie dazu nicht eine Mutter oder Schwiegermutter hat, oder sie malt, musicirt; denn im neunzehnten Jahrhundert treiben die Frauen gar mancherlei und machen kein Hehl daraus. Gegen vier Uhr steigt sie in ihren Wagen und fährt, wohin? ins Bois de Bologne. Am Eingang hält ein betreßter, gut berittener Lakai ein Pferd für sie am Zügel; und nun geht es dahin, links und rechts courbettirende Kavaliere, die Tänzer vom vorigen Abend, die bekannten sechs, sieben Schmetterlinge. Ist es schlimmes Wetter, so macht Madame Besuche oder kauft ein, oder sie begiebt sich in die Kunstausstellung. Darüber kommt die Speisestunde herbei; drauf ins Schauspiel, in die Oper, von da auf den Ball, und so fort bis zum Frühjahr, wo dann jede Frau, die etwas auf sich hält, jede Frau, der an ihrem Rufe einigermaßen etwas gelegen ist, Paris verläßt, aufs Land geht und erst zu Anfang des Winters, hübscher, blühender als je, zurückkommt.

Aber ach! ihr Thron ist besezt, ihr Scepter zerbrochen, ihr Regiment zu Ende! Doch das hat sie vor den entthronten Königen voraus, daß sie nicht verbannt ist; offen kann sie die Orte besuchen, die Zeugen ihres Ruhms waren, und die Triumphe ihrer Nebenbuhlerin gemüthlich betrachten, oder vor Neid darob bersten, ganz nach Belieben. Sie kann sogar Versuche zu Wiedereroberung ihres Reichs machen; aber ach! Niemand drängt sich mehr in ihre Loge; sie ist voll, aber die Thüre bleibt zu, und auf dem Ball sind die Tänzer nichts weniger als zudringlich. Just so viel Engagements, als Contretänze, wenn es doch kommt, eines darüber. Fährt sie ins Gehölze, umwirbeln keine dichten Staubwolken mehr ihren Wagen; just so viel Staub, daß man nicht recht sieht! Es ist zum Verzweifeln!

Hat der Gemahl der weiland Modedame sein Vermögen behalten, (und dieß ist in der gegenwärtigen Zeit eben nicht der häufigste Fall) so glänzt sie jezt noch durch den übertriebensten Luxus, durch eine Toilette im besten Styl; aber vor ihren Ohren heißt es: „Da ist Madame so und so; sie machte voriges Jahr Furore, jezt ist sie nur noch eine höchst elegante Dame." Oder aber der Mann ist um sein Vermögen gekommen, was sehr leicht seyn kann, denn in einem Jahr kann in Paris viel geschehen; dann fragen wohl zufällig ein paar Alte mit verzweifelt starkem Gedächtniß einen Fashionable: „Sagen Sie doch, was ist aus Madame * * geworden?" und erhalten zur Antwort: „Aus Madame * *? wahrhaftig, ich weiß nicht, wen Sie meinen." — „Warum nicht gar!" — „Auf Ehre!" — „Ei! die kleine Blondine, (oder Brünette, was sie nun eben war) die mit Keinem als mit Ihnen gallopirte." — „Ach

ja; jezt erinnere ich mich!" — „Ihr Mann hat umgeworfen, glaube ich; aber sie —" — „Wahrhaftig, ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist, man sieht sie nirgends. Bitte um Vergebung, da kommt die Göttin des Tages; ich bin mit ihr engagirt."

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Herr Guinand von Caen, der sich bald von Malparts leeren Händen überzeugt hatte, war schon am folgenden Morgen wieder aufgebrochen, begleitet von Entschuldigungen und Vertröstungen auf die nächsten acht Tage. Daß er seine Reise ohne Nutzen unternommen habe, suchte ihm Malpart auf alle Weise auszureden. Er überschüttete ihn mit Komplimenten und Grüßen für seine Familie, und versprach in wenigen Tagen die Göttin des Glücks durch die der Kühnheit zu besiegen, und ihm die versprochenen spanischen Weine innerhalb eines Monats beizutreiben, und sollte er deßhalb selbst nach dem Cap Finistera segeln. Diese Versprechungen hielten den Kaufmann von seinem Entschlusse, ehrlich zu werden, ab.

Malpart liebte die Unthätigkeit nicht; er beschloß, den frischen, vom Lande wehenden Morgenwind zu benutzen und noch in der Frühe die Anker zu lichten. Als er sich, um seine Befehle zu geben, dem Ufer näherte, trat mit verlegener Miene Tidetail auf ihn zu. „Habt Ihr eine Suppe versalzen, Meister Koch, oder warum schneidet Ihr so erbärmliche Gesichter?" fragte Malpart. Allmählig löste sich von Tidetails bebenden Lippen die Thatsache, daß ihm sein Chargé d'affaires, seine rechte Hand, der Galgenstrick Jaques schon wieder entlaufen sey, und es ging ihm dabei kalt über die Haut, weil ihn der Kapitän für diesen Fall in Zukunft verantwortlich gemacht hatte. Malpart fühlte das Bedürfniß, seiner ärgerlichen Stimmung an Jemanden Luft zu machen, er fuhr daher auf den Koch los und überschüttete ihn mit seinen Verwünschungen. „Du Bratenwender! sollte man Dir nicht die Haut abziehen, Dich an den Spieß stecken und von einem Schöpse über'm Feuer drehen und mit Deinem eigenen Fett begießen lassen? Wäre es nicht gerathen, Dich an einen Felsen anzubinden, daß die Vögel kämen, deren Schwestern und Muhmen Du in Deinem Leben die Lebern gerbackt hast, und Dir die Deinige jezt ausfräßen? Wo hast Du die Augen? Was macht der alte Geck für Streiche!" Tidetail athmete auf; denn die unbestimmten Redensarten des Kapitäns: sollte man nicht? wärst Du nicht werth? hatten etwas Beruhigendes; auch pochte er im Stillen auf seine Kochkunst, der selbst Malpart, obschon kein Feinschmecker, wie der Abt im Benediktinerkloster, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, weßhalb es diesem leid thun würde, einen feinen Kopf, so methodisch im Braten und Sieden, so voller Recepte für tausend Arten von Ragouts und Pasteten, den Fischen vorzuwerfen; ja, Tidetail konnte diesen künstlerischen Kopf in demselben Augenblicke wieder frei erheben, denn unter den Gefangenen, die jezt vor Malpart gebracht wurden, befand sich Jaques, sein entlaufener Bratenwender.

Während der zuweilen menschenfreundliche Kapitän noch darüber nachdachte, wie er die dem Ausreißer für den wiederholten Fall des Entlaufens gedrohte Todesstrafe noch für das nächste Mal aussetzen sollte, ohne sich vor seinen Leuten inconsequent zu zeigen, trat Alfred unerschrokken auf ihn zu und überhäufte ihn mit den Vorwürfen, die ihm seine gerechte Entrüstung eingab. „Elender," rief er, „daß Du nie jene Würden und Abzeichen getragen hättest, die den Ehrenmann und Krieger zieren! Wie lange hoffst Du dein abscheuliches Handwerk noch treiben zu können, das die Räubereien der Ungläubigen noch überbietet, die wenigstens das Eigenthum und das Leben ihrer Landsleute schonen? Dreifache Schmach treffe Dich, daß Du den ehrlichen Namen des Mannes, der Deine Blöße bekleidete, mit dem Schmutze Deiner Handlungen besudelst, und seinen guten Ruf an den Pranger stellst, wohin nur Du und der Auswurf, der Dich umgibt, gehören!" Die ersten Worte dieser Anrede waren schon hinreichend, Malpart in die höchste Wuth zu versetzen. „Man wird Dir die Zunge ausschneiden," fuhr er auf ihn ein, „und sie Dir zu verzehren geben, damit Du die Süßigkeit Deiner Rede kosten kannst! Ha, wir kennen uns! Ein artiges Wiederfinden! Junger Mann, Sie haben eine Carrière gemacht, sind vielleicht Lieutenant-Major bei den Douaniers geworden. Oder schickt Sie Ihr achtbarer Herr Vormund, um mir eine Fastenpredigt zu halten? Sind Sie vielleicht beim Prisengericht in Havre angestellt, und unwillig, daß ich Ihnen keine Advokatensporteln zu verdienen gebe? O es soll Ihnen nichts entgehen, was Ihnen gebührt. Machen Sie es sich in meiner Wohnung bequem, die nächste Prise wird unfehlbar von Ihnen zu Protokoll genommen werden." Malpart hatte den jungen Dumallet erkannt, ahnte aber nicht, wie er in diese Gegend gekommen. Alfred erwiderte seine höhnische Begrüßung mit Stillschweigen, und wurde auf den Befehl des Kapitäns, der sich während des jetzigen Ausflugs auf eine möglichst grausame Bestrafung besinnen zu wollen schien, in strengen Gewahrsam gebracht. Der unglückliche Jaques, den jezt außer der Strafe des Entlaufens auch die der Verrätherei traf, mußte auf das Schiff zurück, um der Mannschaft, wie der Kapitän sagte, eine Unterhaltung für den Morgen zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

S. im Elsaß, Mai.

(Beschluß.)

Deutschland, durch französische Augen betrachtet.

Man hält in Deutschland einmal zu viel auf materielles Wohlseyn; die Sorge, sich ein ruhiges, bequemes Leben zu verschaffen, beschäftigt den großen Haufen viel zu ausschließlich, als daß das Interesse für politische Fragen sehr lebendig, sehr dauernd und ein wenig allgemein seyn könnte. Derselbe Hang zur Gemächlichkeit macht, daß der Gelehrte sich viel lieber mit tiefen Forschungen, der spekulative Kopf mit religiösen und philosophischen Deductionen abgibt. Mit dem Bedürfnisse, im Familienkreise zu leben, sich in Abstraktionen zu verlieren, in Gefühlen zu schwelgen, verträgt sich das bewegte politische Leben schlecht. Aber überdieß verträgt es sich auch schlecht mit der im südlichen Deutschland allgemein herrschenden Vergnügungssucht. Hat man doch von jeher die Herrn von der Regierung für das Staatswohl sorgen lassen! In welch süßer Muße, in welch seliger Sorglosigkeit leben damit diese Völkerschaften! Mit der Zeit ist die Wirkung zur Ursache geworden und reagirt nun ihrerseits gegen etwaige Gelüste, sich um Staatsangelegenheiten zu kümmern. Es ist nicht anders, als sey das sich nicht darum Kümmern durch Verjährung rechtskräftig geworden. Die Politik ist ein Störefried, ein Schreckbild, ein Popanz. O! nichts von Politik! rufen die Damen, und mehr als ein Herr stimmt mit ein. Ich kenne eine geschlossene Gesellschaft junger Leute, in der jede politische Aeußerung mit einer Geldbuße verpönt war. Man mache sich aber nur kein falsches Bild von der deutschen Lust. Im geselligen Verkehr herrscht keineswegs jenes frische, geistige Leben, das in Frankreich der vornehmste Reiz desselben ist. Fast immer und überall bemerkt man in der Haltung und dem ganzen Wesen der Männer, noch mehr im Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, etwas Kaltes, Steifes, Gezwungenes, so lange nämlich die Gesellschaft auf sich selbst angewiesen ist. Man kommt daher allerdings häufig zusammen, und schwazt auch; aber es braucht dazu eine Gelegenheit, einen Vorwand. Daher die Mittagessen, die Nachtessen, die Thee und Kaffeevisiten, die Singthees, Bälle, Konzerte, und was weiß ich Alles; aber von jenen Salons, wo Conversation der einzige Zweck, oder doch das vornehmste Vergnügen ist: keine Spur. Kurz, die Conversation ist den Deutschen ein Accessorium; sie ist eine Gefährtin der Lust, nie aber die Schöpferin derselben. Es ist auch etwas gar zu Unsubstantielles darum, und der Deutsche, sonst so sinnig und idealistisch, hält sich im Fache des Vergnügens an das Positive.

Gleich Berangers altem Spielmann trinkt der Deutsche seinen Wein ohne Wasser. In Altbaiern, wo es keine Weinberge gibt, ist der Wein ein Luxusartikel, und man hält sich dafür an das Bier, das allerdings vortrefflich ist. Tag für Tag sieht man auf den Spaziergängen und an den öffentlichen Orten Männer, Weiber, Kinder, mit mächtigen Biergläsern vor sich, um die Tische sitzen, und man kann sich über die Unzahl müßiger Leute nicht genug wundern. Ist es freilich einmal Mittagszeit, so muß etwas ganz Besonderes kommen, soll ein Münchner in seinen vier Pfählen bleiben.

Spricht man von einem fremden Volke, so muß man nothwendig die Kontraste herausheben, und da geschieht es leicht, daß hin und wieder ein Zug einer Satire gleicht. Es würde mir darum leid thun, wenn man glaubte, ich mißkenne die Tugenden, welche dem deutschen Volke zum Ruhme gereichen. Nicht leicht möchte man irgendwo so viel Herzlichkeit, Güte, wahre Gastfreundlichkeit finden. Der Deutsche hält wenig auf äußere Formen, nicht selten versteht er gar nichts davon; dafür verschanzt er sich aber auch nie hinter den Außenwerken einer studirten Höflichkeit. Oft ist seine scheinbare Kälte nichts als Verlegenheit; lernt er einen erst besser kennen und verstehen, so schmilzt das Eis und das Herz strömt über. Auch die Gebrechen haben ihre Grenzen und tragen ihr Correctiv in sich. Ist die Politik noch in der Kindheit, so zehrt sie auch zum Glück nicht, wie anderswo, alle geistige Kraft auf. Ist die Vereinigung aller Stände auch noch nicht ein allgemeiner Glaubensartikel, so huldigen ihr doch nachgerade manche weiter Vorgeschrittene, und die Vergnügungslust selbst wird hin und wieder das Mittel dazu, daß sich die Stände nähern und die Rangabstufung, wenn auch nicht verschwindet, doch etwas verschwimmt. Wenn Schiller in seiner bekannten Hymne von der Freude sagt: „alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt,“ so hat er nicht allein einen allgemeinen Satz poetisch eingekleidet, sondern etwas ausgesprochen, was in Deutschland Erfahrungssache ist. In München z. B. sieht man im Frohsinn, im Odeon u. s. w. die Riegelhauben der Bürgerstöchter neben dem Kopfputz der Damen vom höchsten Adel. Freilich gibt es wiederum Cirkel, wo von einem solchen Gemische nicht die Rede seyn kann.

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

R a u p a ch.

Von einem todten Dichter auf einen lebenden und zwar einen noch recht kräftig lebenden zu kommen, so habe ich Ihnen zu melden, daß das Gerücht uns Raupach wieder zu entziehen gedenkt. Er ist nach Weimar gegangen, um sich, verlautet es, anzusehen, wie es daselbst sich leben läßt. Raupachs ehrenwerthe Persönlichkeit hat doch nicht das Behagliche, das sich zu den Ecken, die sich überall finden, schmiegt. Er mag hier Mancherlei begegnet seyn, was seinem sehr positiven Ich nicht convenirt; dergleichen möchte ihm jedoch überall begegnen, und ich meine, eine kleine Stadt und ein kleiner Hof mit ihren Connexionen und Rücksichten können dem Manne, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen gewohnt ist, so wenig zusagen, als eine liberale Republik, wie wir sie haben oder träumen. Auch Weihrauch, Ehre und Vortheile ersetzen Raupach das in Weimar nicht, was er in Berlin hatte, nämlich die freie Wahl seines Umgangs. Was das Theater betrifft, fände er es freilich anders; und wie er für dasselbe schafft, da ist es am Ende gleichgültig, wie das Personal beschaffen ist; denn wie er es findet, so braucht er es, und in dieser Geschicklichkeit hat es ihm selbst Kotzebue nicht gleichgethan.

Sein neuestes Hohenstaufendrama: „Kaiser Friedrich des Zweiten Tod,“ hat, was wir nennen, Glück gemacht, doch nicht mehr. Es behandelt den großen, lezten, verzweiflungsvollen Kampf dieses gigantischen Ringers, von der Flucht des Pabstes und dem Concilium zu Lyon an bis zu seinem Tode. Wenn es auch zu Anfang an der Dürre der Staatsaktionen laborirt, entwickelt sich doch im Verfolg mehr eigenes Leben; eine Scene, die Zusammenkunft zwischen dem Freigeist Friedrich und dem frommen Ludwig (dem Heiligen) wirkte hinreißend auf Geist und Herz; sie verkörperte in schöner Form die ganze Idee des Hohenstaufendramas, und die tragisch ergreifenden Auftritte zwischen dem Kaiser und dem des Abfalls angeklagten Kanzler Petrus a Vineis hoben und condensirten das tragische Interesse.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 17. Mai 1833.

Eherner Füße
Rauschen vernehm ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen;
Ich erkenne der Furien Schrift.

Schiller.

Der Todtengräber.

Dort zur grauen Kirchhofsmauer
Blickt, durch feuchte Morgenschauer! —
Eine Schaufel auf dem Rücken,
Den schon sechzig Jahre drücken,
Wanket zitternd, geisterbleich,
Der Todtengräber in sein Reich. —
In dem kalten Wintermorgen
Flattern, weiß von vielen Sorgen,
Lange reif zur Todtenbahre,
Die gebleichten Greisenhaare.
„Soll ich frische Leichen senden
In die finstre Grabesnacht,
Muß ich alte Gräber wenden;
Auf, ihr Todten, auf! erwacht!“ —
Von des nächsten Hügels Rand
Bricht ein morsches Kreuz die Hand.
Sinnend fällt der düstre Blick
Auf des Kreuzes Schrift zurück:
„Schläfst du hier, mein treuer Walter?
Kann nicht helfen, armer Alter!
Denn so ist's in meinem Reich,
Alle Todten sind sich gleich!
Heute traf dich just das Loos:
Steige aus der Erde Schooß! —“
Unverdrossen, ohn' Erbarmen,
Schaufelt er mit straffen Armen,
Daß die alten Adern schwellen,
Von dem Schnee des Hauptes quellen
Durch die Furchen Ströme Schweiß,
Wie geschmolznes Gletschereis. —
Höret ihr die harten Schollen,
Wie sie von der Schaufel rollen,
Hört das klappernde Gebein
Am bemoosten Leichenstein?
Auch das grinsende Gesicht
Eines Schädels kommt zum Licht. —
Rauh geschleudert, wie die Andern,
Muß er aus der Grube wandern.

„Alle Todten sind sich gleich
Hier in meinem Königreich!
Fertig ist das frische Grab!
Wer sinkt wohl in dich hinab?
Wen vereint die Todesstunde,
Mit dem finstern Geisterbunde?“
Und, als ob das Grab ihn halte,
Mühsam steigt empor der Alte. —
„Arm und Reich und Groß und Klein,
Alle Todten nenn' ich mein! —
Du wirst auch mein Beinhaus schmücken —“

Will sich nach dem Schädel bücken,
Da von seinem Knochensitz
Flammt mit hohler Augen Blitz
Walters Schädel, dreimal winkend,
Wie zu einer Grabeskunde
Rührt es sich am weiten Munde.
In die matten Kniee sinkend,
Ruft der Meister: „Den dort oben
Alle guten Geister loben! —
Böser Geist, heb' dich von hannen!"
Und gelungen ist das Bannen,
Denn mit zischendem Getön,
Und mit höllischem Gehöhn,
Pfeifend leise Geisterweisen,
Windet sich in schwarzen Kreisen
Aus des Schädels enger Hut
Eine rasche Schlangenbrut,
Flieht dahin, um sich zu bergen
Unter neuen Todtensärgen. —
Wohl bekannt dem Schreckensbleichen
Sind der Hölle grause Zeichen. —
„Walter, Walter, ich verstehe!
Schnell den Schädel in die Höhe —
„Welche Kunde bringt ihr Geister?"
Ruft der alte Todtenmeister. —
„In dem Schädel hier ein Eisen!
Das werd' ich dem Mörder weisen!
Auf! daß ich am Herd der Sünde
Bald die Blutbefleckte finde,
Die am zwölften Trauertag
In des Fremden Armen lag;
Armer Walter! die dein Gut
Mit dem Buhlen frech verthut!
Sieh! die Rachegeister wachen,
Schicken her der Hölle Drachen!"

Bergend seines Freundes Haupt
In dem röthlich schwarzen Rocke,
Abgebleicht und viel bestaubt,
Wankt er fort an seinem Stocke.
Bei Frau Marthen klopft er an,
Die vor manchem langen Jahr
Des Erschlag'nen Gattin war.
„Auf, Frau Marthe, aufgethan!
Bring' Euch einen werthen Gast,
Drum komm' ich in solcher Hast.
Diesen Schädel, kennt Ihr ihn? —"
Todt sinkt sie zur Erde hin.
Und am nächsten Wintermorgen,
Abgehärmt von vielen Sorgen,
Wanket zitternd, geisterbleich
Der Todtengräber in sein Reich.
Unverdrossen, ohn' Erbarmen,
Schaufelt er mit straffen Armen.
Höret ihr die harten Schollen,
Wie sie in die Tiefe rollen,
Und das klappernde Gebein
Und das dröhnende Gestein
Auf dem schwarzbekreuzten Sarg,
Der der Mörderin Leiche barg?

Sandor v. S.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Der enge Raum einer Felsennische, deren Eingang mit einem großen Stein versperrt wurde, war das Gefängniß, das den ungefesselt gebliebenen Alfred einschloß. Welche Wechselschläge trafen diesen jungen Mann, ehe ihn das Geschick erreichte, dem er unabwendlich geweiht schien! Die heimathlichen Gegenden, die in seiner Erinnerung in lachendem Sonnenschein glänzten, sah er jezt mit grauem Flor umzogen und von Gewittern bedeckt, die auch für ihn einen tödtenden Blitz entladen sollten. Die Oeffnung, die der vor seinen Gewahrsam gelegte Stein ließ, war groß genug, daß seine Blicke den Meeresspiegel bestreifen konnten. Diese Wellen waren trügerisch, ein besorgter Schiffer würde sie heute nicht befahren haben, die grauen Wolken hingen nur schwach am Himmel und schienen sich mit jedem Augenblick in Regen auflösen zu wollen. Doch der Hahn hatte die trotzige Natur seines Besitzers angenommen, und verließ das Ufer, nur von einem schwachen Winde getrieben. Alfred glaubte bestimmt, den armen Jaques an einer Segelstange hängen gesehen zu haben. Die Aussicht in die Zukunft wurde immer enger und dunkler, und er legte sich erschöpft auf den Boden seines Behälters nieder. Die weiten Arme des Meers hatten oft in diese Wölbung hineingelangt. Sie hatten Muscheln, vermoderte Fische, bunte Steinchen zurückgelassen; auf diesem harten Lager streckte sich Alfred aus, sich in die Möglichkeiten der Rettung wiegend, unter denen das herankommende Unwetter, das Malpart vernichten konnte, nicht die geringste war. Ein halbwacher, dämmernder Traum fuhr über seine brennenden Augen. Doch hatte er sie kaum geschlossen, als ihn ein lauter und naher Lärm aufweckte. Er bemerkte bald, daß seine Wächter Malparts Abwesenheit benuzten, um sich den zügellosesten Erholungen von den gehabten Anstrengungen zu ergeben. Seine Liebe zum Leben zeigte ihm auch hierin wieder einen Hoffnungsschimmer der Rettung. Er berechnete nicht mit Unrecht, daß sich die Wirkung der

starken Getränke aus den Kolonien zulezt in einem festen Schlafe äußern mußten, und er beschloß, diese Umstände nicht unbenuzt zu lassen. Allmählig nahm der Lärm der zechenden Gesellen ab, die Stimmen wurden heiserer, die Worte lallender, und zulezt trat eine Stille ein, die nur von dem monotonen und korrespondirenden Schnarchen der Schlafenden unterbrochen wurde. Alfred stemmte sich jezt mit aller ihm nur möglichen Kraft an den Stein, der sein Gefängniß verschlossen hielt. Nach vielfachen, vergeblichen Versuchen wich er so weit, daß er sich mit Mühe durch die so entstandene Spalte drängen konnte. Er trat in den offenen Raum, wo sich Nichts seiner Flucht entgegenstellte. Welche Verwüstung umgab ihn! Zertrümmerte Kisten, eingeschlagene Tonnen, Bretter, von denen das Eisen gebrochen war, lagen rings umher. Ein unvorsichtiger Funke hätte bei der Menge des aufgehäuften Strohs, in dem die geraubten Waaren verpackt gewesen seyn mußten, das ganze Güterlager in Brand stecken können. Aschenhaufen und ausgebrannte Erdstellen waren die Spuren der jüngsten Rast, welche die Mannschaft des Kahns hier gehalten hatte.

Alfred hatte den richtigen Schluß gezogen, daß die Abwesenheit Malparts die Wachsamkeit der Posten sehr herabgesezt haben würde. Der allmählig herabträufelnde Regen begünstigte seine Flucht eben so sehr, als der dichte Nebel, der auf den Felsen lag, und machte, daß er aus der Ferne nicht gesehen werden konnte. Er hatte die ihm am heutigen Morgen so ungünstige Stelle glücklich umgangen, und der gute Erfolg seiner Wanderung beflügelte immer mehr seine Schritte. Er mußte sich eben so weit vom Meere, als von dem Orte, dem er entronnen war, entfernt haben; denn der Nebel wurde immer schwächer und erlaubte ihm, die Umgebungen zu unterscheiden. Das Gebirge verlor die bizarre Zerrissenheit, die sich in der Perspektive so schön ausnimmt, aber von dem Wanderer, der mit ihr zu kämpfen hat, verwünscht wird. Alfred stand einen Augenblick still, vielleicht nur, um Athem zu schöpfen. Warum mußte er ängstlich blicken? Warum mehrere aus der Ferne blinkende Flintenläufe durch einen schnellen Seitensprung zu vermeiden suchen? Seine Schüchternheit hatte ihn verrathen; denn eine kräftige Faust packte ihn am Kragen und warf ihn mit einigen derben Flüchen zu Boden.

Dießmal war es aber nur ein Mißverständniß. Alfred ist in den besten Händen, und gesicherter als je. Freilich sind die Douaniers Leute von etwas schwierigem Glauben; sie machten Umstände und sezten in Alfreds Aussagen all das Mißtrauen, das von seinem spionenartigen Aufzuge und seiner abentheuerlichen Erzählung unzertrennlich war. Als aber der Korporal auf der nächsten Wachstation erklärt hatte, Herr Alfred Dumalett sey unstreitig der, der er sey, sie haben das Glück gehabt, dem Kaiser einen seiner ausgezeichnetsten Offiziere zu erhalten, so beglückwünschten die Jäger den jungen Mann und sich selbst; denn er hatte sie seine Befreier genannt und versprochen, ihrer eingedenk zu seyn. Der Korporal warf sich in die Brust, weil er von einem Offizier das Ehrenwort erhalten hatte, und begleitete seinen Mann bis auf die Landstraße, die ihn in kurzer Zeit nach Honfleur brachte.

Alfred war gerettet, und nun wieder auf dem Punkt, auf dem er in dem Augenblick stand, als der räuberische Hahn die erste Ladung auf den hanseatischen Apollo gab. Dieselbe Sehnsucht, dieselbe Ungeduld. Ein Schiffer band so eben seinen Kahn los, um noch vor Nacht das jenseitige Ufer der Seine zu erreichen. Alfred rief ihn an, der Handel war geschlossen und die schleunigste Fahrt zur Bedingung gemacht. Die Gespräche, die der Schiffer anknüpfen wollte, kamen ihm zur Unzeit; er antwortete kurz und beklagte, daß kein zweites Ruder vorhanden sey, um jenem beizustehen. Es ging eine kalte Nachtluft; der Schiffer gab seinen Mantel her und Alfred schlug ihn nicht aus; denn ein Frost rieselte durch seinen ganzen Körper. „Was ist Ihnen?" rief der erschrockene Alte; „junger Mann, Sie zittern! Sie sehen so bleich, Sie sind krank!" Alfred konnte nicht antworten; denn der Fieberfrost schüttelte ihn, daß er die Zähne nicht mehr in seiner Macht hatte. Die feuchte Luft über dem Strome brachte das heftige Fieber, zu dem die Anstrengung der lezten Tage, seine schlecht geheilten Wunden, die Abwechslung der Gemüthsstimmung den Grund gelegt, zum Ausbruch. Der Schiffer dankte den Heiligen, als er seinen Kahn ans Ufer legen konnte, und nahm Alfred in seine niedrige Hütte, wo er ihm mit thätiger Hand beisprang. Unser junger Freund hatte die traurige Aussicht, sich noch mehrere Tage auf seine Ankunft in Havre vorbereiten zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Mai.

(Beschluß.)

Raupachs Kaiser Friedrich II. Namik Pascha.

Was man Raupach auch, und mit Recht, vorwerfe, z. B. daß er Alles in eine Form gieße, merkwürdig bleibt immer sein Geschick, alles Gegebene, roh Gigantisches und schon Gefügtes, die Massen der Geschichte und ihre schönen Einzelzüge mit einer elastischen Leichtigkeit in seine Dramen zu übersetzen. Es ist wahr und gewiß, daß sehr viel ihm abgeht, was den Dichter macht, Liebe, Begeisterung, der Frühlingshauch der Poesie; aber man lasse ihm noch mehr Positives fehlen, es ist und bleibt eine merkwürdige Gabe, so großartige Schöpfungen, tief durchdachte, mühsam ausgeführte, hinzustellen, und doch wenig oder nichts wirklich Verfehltes, Verkehrtes, Falsches merken zu lassen. Man kann von allen diesen Hohenstaufendramen sagen: sie sind das und das nicht, sie entzünden

und begeistern uns nicht, sie lehren uns nicht, das Innerste heraus; aber man kann im Ganzen nicht sagen: hier hat der Dichter willkührlich geschaffen, hier ist er es, der redet, und nicht die historischen Personen, wie die Geschichtbücher ihre Wirksamkeit uns überliefert haben. Alle konnten vernünftiger Weise so gesprochen haben, und Raupach ist ihr durchaus verständiger Interpret. Nur in diesem Friedrich scheint der Protestant, mehr als in den frühern Stücken, Parthei genommen zu haben; die Kirche tritt, zwar nicht unwürdig, doch in ihrer Blöße auf. Friedrichs göttliches Recht ist nach dem Drama klar gegen diesen Pabst, gegen diese Kardinäle, gegen diese Kirche. Wie zwei gleich Berechtigte, Gleichmächtige, standen sich beide Gewalten in den andern Hohenstaufentragödien gegenüber; hier ist moralisch die eine der andern subordinirt, und während der Kaiser der Gewalt und der List unterliegt, kann er, wie die Akten liegen, vor dem Richterstuhl der Vernunft einen durchaus reformatorischen Urtheilsspruch und noch obenein Kostenersatz fordern. Es ist nicht deutlich, was Raupach bewogen, hier von seiner streng objektiven Auffassung der Geschichte abzugehen. In einem orthodox katholischen Lande dürfte dieses Drama nicht zur Aufführung kommen; denn außer der entschiedenen Partheinahme gegen den Pabst, ist auch sein Anhang mit einigen starken Zügen fast burlesk geschildert. Der heilige Vater, der übrigens, aus Rücksichten, nur als Graf Fiesco und Lavagna auf dem Zettel paradirt, rügt gegen einen Bischof von den Seinen das liederliche Leben der Prälaten beim Concilium zu Lyon, was zu lautem Spott Anlaß gegeben, und bemerkt dabei gegen den hochwürdigen Herrn, der sich entschuldigen will: „Eure Sitten gehören Euch, aber der Schein gehört mir." In Parma entflammt eine Aebtissin das Volk durch eine Vision, welche sie gehabt haben will, zum Ausfall gegen den Ketzer; nachdem das gute Volk aber fort ist, ladet sie den jungen Podesta zu sich, der die Rolle ihr einstudirt, welche sie ganz zu seiner Zufriedenheit executirt hat. Das Drama könnte in Paris, oder wo man noch gegen das Pfaffenthum kämpfen zu müssen glaubt, zum Faktionsstück werden; hier, wo nichts dergleichen mehr zu bekämpfen ist, wirken diese Parthieen lustspielartig. Während das Publikum ungemein heiter wurde, verließ der Gesandte einer katholischen Macht das Schauspielhaus, und es sollen unter der Hand Beschwerden erhoben worden seyn. Manche Verstärkung mag auch auf Kosten der Schauspieler zu setzen seyn; entlarvte Pfaffenhinterlist ist überall Köder für den Applaus der Menge. Shakespeare hatte auch seinen Liebling, Heinrich den Fünften; ihm zu Gunsten erlaubte er sich wohl, was er bei andern Königen sich nicht erlaubte, die Sonne so leuchten zu lassen, wie es ihm gefiel; mag doch Raupach für seinen Kaiser Friedrich den Zweiten ein ähnliches Recht fordern.

Viel spricht man außer dem Theater von einem seltenen Schauspiel. Der türkische außerordentliche Gesandte am Londoner Hofe, **Mehemed Namik Pascha**, erregte bei seiner Durchreise hier große Aufmerksamkeit, ebensowohl durch seine anmuthige Persönlichkeit — er ist ein Mann von ungefähr dreißig Jahren — als durch seine Bildung und den richtigen Sinn, den er bei allen Gelegenheiten an den Tag legte. Die Wißbegier, mit welcher er unsere öffentlichen Anstalten besichtigte, sich nach Allem erkundigte und den ihm fremdartigen Erscheinungen auf den Grund kam, dürfte Reisende europäischer Nationen, sogar solche, welche von ihrem Staat eigens deßhalb ausgeschickt sind, beschämen. In einem Gespräche mit dem Offizier, welcher ihn im Kadettenkorps umherführte, sprach er sich darüber aus, daß die Studien für einen angehenden Offizier wichtiger seyen, als die Exercitien. Als Beweis seiner Geistesgegenwart wird Folgendes erzählt. Man zeigt ihm nach hergebrachter Weise Stück vor Stück die Raritäten des Zeughauses, und kommt auch an den Schlüssel von Adrianopel, der als Kuriosität von General Diebitsch oder dem Kaiser Nikolaus hergeschenkt worden ist. Das Wort ist herausgeplatzt: „Hier werden Sie sehen den Schlüssel, welchen u. s. w." — es ist zu spät, das Geschehene ungeschehen zu machen; Namik Pascha aber entgegnet lächelnd: „Wir haben auch dergleichen, aber bei uns zeigt man es nicht." Nur mit vieler Mühe konnte man den jungen Pascha bewegen, seine kleine, rothe Feldmütze, die er beständig auf dem Kopfe trägt, abzunehmen, als er der Fürstin Liegnitz vorgestellt wurde.

Paris, Mai.

Eine Aufführung im Odeon.

Vor einiger Zeit gab die komische Oper wieder eine Vorstellung in dem großen Odeonsaale; bekanntlich macht sie den Bewohnern der Vorstadt St. Germain dieses Vergnügen nur einmal in der Woche, und nicht einmal regelmäßig. Zuweilen theilt sich die Truppe mit dem Orchester in zwei Theile, und indeß die eine Hälfte in dem gewöhnlichen kleinen Operettensaale spielt, geht die andere eine halbe Meile weiter und spielt im Odeon; diese beiden Hälften sind aber selten so glücklich, das Publikum zu befriedigen, weil es natürlich jeder an Vollständigkeit fehlt. Dießmal war aber die ganze Truppe, oder doch der Haupttheil zur Vorstadt St. Germain gewandert, und das Orchester war vollständig. Man hatte Herolds Pré aux Clercs und Aubers Fra Diavolo, in Allem sechs Aufzüge, angekündigt; man begann daher auch eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, und als ich ankam, war der Saal so voll, daß ich kaum noch ein Plätzchen in der dritten Reihe der Logen bekam. Der erste Aufzug des Pré aux Clercs war schon ausgespielt. Ein gefälliger Nachbar erzählte mir aber, es sey von der Heirath des Maître Girot, Schenkwirths auf dem Pré aux Clercs, mit einer gewissen Nicette, Pathin der Prinzessin Marguerite de Valois, einer Schwester König Karls IX., die Rede gewesen. Nun wußte ich bereits aus der Geschichte von Paris, daß eine Wiese auf dem linken Seineufer, dem Louvre gegenüber, in früherer Zeit Pré aux Clercs hieß, daß sich die Herren Adeligen und Bürgerlichen, welche eine Figur bei Hofe oder im Heere spielten, daselbst betranken, zankten, prügelten und duellirten. Ich kam noch zur rechten Zeit, um zu sehen, was uns Herr Planard, Verfasser des Textes, auf diesem Pré aux Clercs vorführen würde. Die Operette war bereits über 50mal gegeben worden; manche Zuschauer wußten daher schon recht gut, was Planard im Sinne hatte; ich aber gestehe zu meiner Schande, daß ich noch nichts davon wußte. In der Erwartung des zweiten Aufzugs, welcher der erste für mich seyn sollte, machte der jugendliche Theil der Zuschauer, der hier die Mehrzahl war, gewaltigen Lärm. Das Odeon liegt in dem Stadtreviere, wo sich die Rechtsschule, wie auch die Arzneischule befindet, und das deßhalb von Juristen und Medizinern stark bevölkert ist. Diese Herrn haben somit auch im Odeon die Ueberhand, und wenn es sich die Herrn Studenten in den Kopf setzen, Lärm zu machen, so vermögen die Bürger nicht viel dagegen. Man ist im Odeon auch so ziemlich an den Spektakel gewöhnt, und läßt die jungen Leute toben. Im Grunde ist dieß wirklich der gescheidteste Weg; denn wenn man sie daran verhindern wollte, so würde es wahrscheinlich zehnmal ärger zugehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Mai 1833.

— Hätt' ich soviel auf dem Spiel,
Der beste Theil auch meines Herzens wäre
Bei meiner Hoffnung auswärts. Immer würd' ich
Gras pflücken, um den Zug des Winds zu sehn,
Nach Häfen, Rhed' und Damm in Karten gucken.

Shakespeare.

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Nichts ist peinlicher, als den Verlauf einer Begebenheit abwarten, der man selbst den ersten Anstoß gegeben hat. Wie ärgerlich ist es schon, einen Brief entbehren zu müssen, der uns Antwort auf eine wichtige Anfrage bringen soll! Man zählt die Stunden und Meilen, welche unser Brief bedurfte, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, man denkt sich den Augenblick, da ihn der Empfänger liest und zusammenlegt. Die Angelegenheit ist wichtig, er sollte sich sogleich hinsetzen und die Antwort aufzeichnen; aber um in seiner Berechnung keine zu kurzen Ansätze zu machen, so fingirt man irgend ein Hinderniß, ein noch wichtigeres Geschäft, ein Familienfest, eine Unpäßlichkeit, die den Empfänger vom Antworten abhalten könnte. Jezt endlich denkt man sich den Brief versiegelt, man vergleicht den Postcours, rechnet wieder sorgfältig die Meilen aus, die er zurückzulegen hat, um endlich einzutreffen. Der Posttag ist da und der Brief ist ausgeblieben. Wie ärgerlich! Man muß wieder einen ganzen Tag zulegen, und noch einen, und wieder einen, man lauscht auf die Hausthür, um diese Stunde kommt der Postbote: ist er's? ist er's nicht? Nein, es ist ein Mann von der Obrigkeit, eine Obstverkäuferin; was kann man nicht Alles seyn, wenn man kein Briefträger ist! So geht es Bernard mit seinem auf immer verschwundenen Schiffe. Der unglückliche Mann! Er ist Großhändler, er weiß, welchen Zufällen die Fracht ausgesezt ist, daß eine Are brechen, oder auf dem Meere ein Segel zerreißen kann; er kennt die tausend Hindernisse, die die schnelle Fahrt zu Wasser und zu Lande aufhalten. Das erhielt ihn in den ersten Wochen, da er die Rückkehr des Hahns erwartete, noch in jeder Hoffnung aufrecht. Er legte die Schaam seines Schiffes, ohne Beute wieder heimzukehren, in die Wagschaale seiner Erwartung, und beschied sich mit dem Troste, daß der Hahn zu viel auf die Ehre halte. Aber zulezt schwanden alle Vermuthungen, und mit ihnen jede Beruhigung. Seine andern Schiffe hatten während dieser Zeit zweimal die Reise nach Westindien gemacht; das Betragen Malparts schien ihm jezt unverantwortlich. Die Möglichkeit, daß er von den Engländern angegriffen und genommen sey, wagte er sich früher kaum zu gestehen; aber jezt zogen die Umstände jeden Schleier von derselben; denn welcher Ausweg war übrig? Bernard suchte sich an diese für ihn jezt gewisse Annahme zu gewöhnen, er zerdrückte einige Thränen und strich die verlornen Summen aus seinem Buche. „Was thu' ich noch in meinen alten Tagen!“ sagte er heimlich zu sich selbst; „ich betrüge mein

Kind um seinen Reichthum. Gott und Mathieu verzeihe es mir!“ Aber auch dieser Trost, und das Aeußerste war hier Trost geworden, wurde dem Armen entrissen; denn ein Seeoffizier, der in der Citadelle eine Mission hatte, und von dem Kaufmann zu einem Gabelfrühstück eingeladen war, betheuerte ihm, der Hahn sey gesund und wohlbehalten, er kreuze zwischen Havre und Cherbourg, werde von den französischen Schiffen zuweilen visitirt und in vollkommen befriedigendem Zustande befunden. Dem Kaufmann wurde es bei dieser Nachricht schwarz vor den Augen; aber er besaß die Eigenschaft zärtlicher Väter, die ihre entlaufenen, längst in den Zeitungen als enterbt und borgensunfähig erklärten Söhne gegen Fremde nicht verleugnen können. Bernard sprach mit Wärme und Theilnahme von seinem Kinde, da er hörte, daß es noch am Leben sey. Er umarmte den Offizier und bat ihn, bei der nächsten Visitation Malpart doch zu grüßen und ihn flehentlich zu ersuchen, er möchte einmal in die Arme seines Freundes zurückkehren. Und von diesem Augenblicke an konnte man ihn wieder Stundenlang auf der Terrasse sehen, wohin er sich alle möglichen optischen Instrumente hatte bringen lassen. Er bewaffnete sein schwaches Auge dreifach und vierfach, und schaute hinaus in die leere Weite, an jedes Pünktchen seine Seele, seine Hoffnung, sein Alles hängend.

Helene hatte unter diesen Verhältnissen einen schwierigen Stand. Sie mußte den Vater behandeln, als sey ihm ein Sohn gestorben und kein Trost mehr für ihn zu finden. Für sie waren diese Umstände um so lästiger, je mehr sie Bernard an seine Verbindung mit Mathieu erinnerten. Dieser hatte ihn einige Male um seine Kaperunternehmung gefragt und nur schlechte Antwort deßhalb von ihm erhalten können. Der schwache Kaufmann glaubte seinen Freund und gehofften Eidam zu erzürnen, weil er mit dem Vermögen, das Helenens Besitz werden mußte, noch in seinem Alter ein so gefährliches Spiel wage; er drang daher immer in Helenen, ihm seine liebsten Wünsche zu erfüllen. Welche Tage für sie! Sie konnte ihre Hoffnungen nur von Alfred erfüllt sehen, den sie sich nicht als todt zu denken vermochte. Wir wissen, wie wenig sie sich täuschte. Die Liebe erhebt die Seele über den engen Raum der sinnlichen Anschauungen, sie gibt dem Auge eine Schärfe, die in die weiteste Ferne dringt, und hebt die Grenze zwischen dem Gewünschten und Geahneten und der Wirklichkeit dessen auf, was für Fremde nur die Wahrheit des Traumes hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonstetten an Johannes von Müller.

Venedig, im Januar 1774.

Ich schiffe ohne Anker und Steuerruder auf diesem weiten Meer der Welt, seit mein Leben nur eine Reihe von Erbärmlichkeiten geworden ist. Lieber Freund, leben wir für uns, auf daß wir nach Sturm und Gewittern recht fühlen, wie gut es ist, in den sichern und ruhigen Hafen einzulaufen. Mailand hat traurige Eindrücke in meinem Gemüth zurückgelassen, alles ekelt mich an und langweilt mich, und es wird mir schwer, wieder einfacher Zuschauer des beweglichen Gemäldes zu werden, das ich vor mir habe. Machen Sie schnell Ihre Excursion auf die faux biens, wie sie Fontenelle nennt, um dann den Preis der Freundschaft so lebhaft zu e r k e n n e n, als Sie ihn e m p f i n d e n. Das Gefühl wird Sie freilich einst auf diesen Punkt bringen, aber indessen verfließt das Leben. — Wollen Sie die Elyseischen Felder sehen, so kommen Sie in die Lombardei. Man braucht hier den Reisenden nicht daran zu erinnern, daß er in Catull's, Tibull's, Tit. Livius und Virgils Vaterland ist. Die Reinheit der Luft, die Reinheit des Himmels und die schönen Tage selbst im Winter, die wohlthuende, überreiche Erde im Schatten von Weinreben, Oel- und Lorbeerbäumen, sanfte Anhöhen, die nicht, wie unsere Schweizerberge, Welttrümmer darstellen, sondern den Weltfrühling — alles dieß zusammengenommen sagt genug. Wie viel mehr und inniger hätte ich all diese Schönheit genossen, wenn ich mit Ihnen gewesen wäre! Aber wissen Sie, wie man diese Reise machen müßte? Gerade so, wie wir die Reise nach dem Lac de Jour gemacht haben; drei bis vier Männer verschiedenen Geschmacks, blos einstimmig in der guten Laune, und vereint durch den Sinn für das wahre Schöne und durch freundschaftliche Anhänglichkeit; dazu ein oder zwei Bedienten mit einem Maulthier, das das Gepäck trägt. So sollten wir mit einem Buch zu den Gräbern von Titus Livius, Catullus und Virgil pilgern, wie unsere guten Vorfahren nach dem heiligen Grab in Palästina. So sollten wir den Abend in Padua ankommen, alles Gesammelte und Gedachte zusammentragen und gegen einander austauschen, kein Vergnügen finden als in heitrer guter Laune der Freundschaft und des Zusammenseyns; hierauf müßten wir uns auf der Brenta einschiffen und auf ihr hinabfahren zwischen prächtigen Pallästen hin und unter dem Schatten von Pappeln und Weinreben, die Lagunen hindurch bis in den Golf von Venedig. Hier bemerken Sie in der Ferne einen großen Haufen von Pallästen, die wie noch nicht ganz aus dem Meer herausgerückt sind, einen schönen, immer ruhigen, nie stürmischen Wasserteppich, einen breiten Weg, mit Stangen abgesteckt, und noch mehr durch eine dichte Reihe

von Kähnen und Gondeln bezeichnet, die hin- und hergehen und anzusehen sind, wie die Karossen und Wagen in den vorzüglichsten Straßen einer Hauptstadt. Je mehr man sich Venedig nähert, um so mehr sieht man die Stadt und ihre Häuser aus den Wellen treten. Das Meer bedecken Schiffe von allen Formen und allen Größen, zwischen denen Tausende von schwarzen Gondeln mit blinkenden Schnäbeln mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hinschlüpfen. In Paris sucht ein Kleinmeister die besten Pferde zu haben, in Venedig die besten Gondelführer. Das Fahrzeug einer galanten Frau unterscheidet sich nur dadurch, daß es allen andern zuvorzukommen sucht. Die Städte in Holland geben nur einen ganz unvollständigen Begriff von Venedig.

Es ist nicht wahr, daß man es in Venedig nicht wagen dürfe, von der Regierung zu sprechen. Die Fremden wenigstens können dieß so frei thun, wie in Frankreich; man sieht aber den Einwohnern an, daß sie in ewigem Schrecken und in blindem Gehorsam leben. Ich besitze ein elendes Buch zum Gebrauch der Reisenden; darin spricht der Autor von der Verfassung und Regierung des Landes, und unter andern heißt es da von dem Gericht der Zehner: „Was die Staatsinquisitoren betrifft, so schaudert man schon bei dem bloßen Gedanken.“ Mit dieser Phrase ist die ganze Sache abgethan. Fragt man die Leute aus den niedern Klassen über irgend ein Gesetz oder eine Verordnung, so ist die Antwort: Es kömmt uns nicht zu, darüber zu urtheilen. Allerdings muß eine auf die öffentliche Meinung gegründete Regierung selbst über die Ideen wachen, denn sie können ihr sehr gefährlich werden. Ich will hier nicht entscheiden, welches die beste Regierungsform ist; aber ich glaube, Venedig muß als das Muster aller Aristokratien betrachtet werden, und die Schweizerregierungen können es nicht genug bewundern und zum Muster nehmen. Sie fällen ein sehr richtiges Urtheil über den Geist der Verfassung, wenn Sie sagen, er gründe sich auf Unbeweglichkeit; aber Sie irren sich, wenn Sie Venedig mit Bern und Luzern vergleichen, denn es steht in aller Beziehung viel höher; ich bezweifle sogar, ob Tyrus und Carthago vorzüglicher waren. Die alten Grundsätze erhalten sich in Kraft; die Liebe zum Ruhm, die bei Unterdrückten immer erstickt wird, ist doch bei dem Adel nichts weniger als erstorben. So betrachten die Engländer den Admiral Navi als einen der vorzüglichsten Seeleute Europas. Mein Lohnbedienter in Verona stammt aus einer vornehmen Adelsfamilie seiner Stadt; sein Adel läßt ihm keine andere Hülfsquelle, als diese elende Beschäftigung. In den Aristokratien, scheint es, kann man sich nicht anders erheben, als durch Erniedrigung von Seinesgleichen. In diesen Ländern ist aber der Landbauer glücklich und beschützt, die Justiz wird trefflich verwaltet und alle großen Anmaßungen werden unterdrückt. In dem ganzen Venetianischen Staat, von Bergamo bis Fusino, habe ich keinen Fußbreit Erde gesehen, der nicht ganz eben so gut angebaut wäre, wie bei uns in der Schweiz die Gärten.

Neuere Volkslieder der Spanier.

Ich, ein Fremder, fand Verlangen
Nach zwei wunderschönen Wangen;
Schändlich ward ich hintergangen,
Als ich wollte Tauben fangen,
Blieb, als Fisch, am Netz ich hangen.

*

Kaum, daß ein armer Teufel
Verliebet sich,
Sagt er schon seiner Dame:
Ich sterb' für dich.
Ist dieses Eine wahr,
So ist es sonderbar,
Daß Menschen noch auf Erden
Gesunden können werden.

*

Dem, was Liebende dir reichen,
Sollst du nimmer trauen,
Da sie armen Schiffern gleichen
In des Sturmes Grauen:
Sie verschwenden tausend Worte,
Steh'n sie an des Todes Pforte,
Und vergessen sie geschwind,
Wenn sie nur im Hafen sind.

*

Dich zu verlieren drohet
Zweifach Gebot:
Leb' ich, ist's die Enttäuschung,
Wo nicht — der Tod.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Planards und Herolds Pré aux Clercs.

Schon vor dem zweiten Aufzuge des Pré aux Clercs verlangten die Studenten vom Orchester die Marseillaise; dieses that Anfangs, als ob es den Aufruf nicht verstände, und kam dießmal glücklich durch; aber nach dem zweiten Aufzug wurde die Marseillaise ungestümer verlangt, und dießmal hielt man es für's Klügste, nachzugeben. Die Theaterorchester sind es seit der Julirevolution gewohnt, daß man bei jeder stark besuchten Vorstellung, besonders wenn die Mehrzahl der Zuschauer aus jungen Leuten besteht, den Marseillermarsch ver

ihnen verlangt; sie spielen ihn mit der größten Behendigkeit ab und brauchen kein Notenblatt dazu. Zuweilen begleiten auch die Zuschauer, besonders die jugendlichen, die Melodie mit ihrem Gesange, und es hat immer etwas Feierliches, diesen begeisternden Gesang von einigen hundert Stimmen singen zu hören. Wahrscheinlich wird der Marseillermarsch der einzige Nationalgesang in Frankreich bleiben. Alles, was an patriotischen Gesängen vor oder nach demselben gedichtet worden ist, tritt ins Dunkel, wenn es mit diesem vortrefflichen Liede verglichen wird. Indessen verlangten die Studenten nach einem andern Aufzug einen zweiten patriotischen Gesang aus der Revolutionszeit, den sogenannten Chant du Départ; doch war dieß Verlangen nicht so einstimmig, wie das erstere. Es wurde aber so ungestüm wiederholt, daß das Orchester, obschon es Anfangs wieder taub war, zulezt doch die Gefälligkeit haben mußte, den Chant du Départ aufzuspielen. Eine oder zwei Stimmen forderten hernach auch die Parisienne, das bekannte Lied aus der Revolution vom Juli 1830. Die kamen aber schön an; weg mit der Parisienne! erscholl es aus den Studentenkehlen, und nun wagte es Niemand mehr, den verpönten Gesang laut zu fordern. Dieser Zug schien mir charakteristisch. Die jungen Leute wollen nichts von der merkwürdigen Revolution des Julimonats hören, weil sie ihren Erwartungen gar nicht entsprochen hat, und freuen sich dagegen der Erinnerungen aus der ersten Revolutionszeit, des beispiellosen Enthusiasmus der Nation, ihrer Siege, ihrer wichtigen Staatsreformen. Ob sie Recht oder Unrecht damit haben, braucht hier nicht untersucht zu werden. Genug, ihre Stimmung ist so und nicht anders. Vielleicht läuft auch Neckerei mitunter. Sie wissen, daß ihre republikanischen Aeußerungen mißfallen; desto mehr befleißigen sie sich, dieselben recht laut an den Tag zu legen. Die Regierung ist so klug und läßt dieß durchgehen; auch wüßte ich nicht, was sie dagegen thun könnte, besonders im Schauspiele, wo das Pariser Publikum von jeher für sein Geld den Herrn und Meister spielte. Ich kehre nun von den Zuschauern zu der Bühne zurück. Nach einer musikalischen Einleitung mit einem vortrefflichen Violinsolo begann der zweite Aufzug, und es erschienen nach einander der Graf von Comminges, Oberst der Chevauxlegers, Marguerite de Valois, Isabelle, ein Hoffräulein aus dem Bearner Gebiete, das die Königin nach Paris begleitet hat, ein schlauer Italiener, Namens Cantarelli, welcher, wie es scheint, am Hofe musicirt, zu Allerhand gebraucht wird und sich in Allerlei mischt. Da Planard eben kein lustiger Dichter ist, so muß man es ihm Dank wissen, daß er wenigstens einen komischen Charakter im Stücke angebracht hat, indem es sonst nicht das Geringste zu lachen gibt. An den Titel komische Oper, den das Theater führt, auf welchem Planard schon 50mal seine Oper hat aufführen lassen, scheint er sich wenig gekehrt zu haben. Zulezt erscheint auch noch ein Baron von Mergi, Hofkavalier von Bearn, der eben so ernsthaft ist und wohl noch ernsthafter, als die andern. Dieser Gesandte hat den sonderbaren Auftrag, von Karl IX. zu verlangen, er solle Marguerite de Valois wieder nach Navarra zurückschicken, wo, wie es scheint, der gute König Heinrich Langeweile hat. Einen Nebenauftrag hat der Gesandte in petto, diesen hat er aber sich selbst gegeben. Er will nämlich auch Isabelle zurückführen, aber als seine Frau. An des Gesandten Liebe hat sich jedoch König Karl IX. so wenig gekehrt, daß er das Hoffräulein bereits seinem Hofkavalier, Oberst von Comminges, zugesagt hat. Es kommt zu harten Worten zwischen beiden Prätendenten, und der Italiener Cantarelli geräth dabei auf eine komische Art ins Gedränge. Dann wird ein Hoffest gegeben; die beiden Nebenbuhler zanken sich und beschließen, sich auf dem Pré aux Clercs mit einander zu schlagen. Der dritte Aufzug versezt uns wieder auf die berüchtigte Wiese; die Seine fließt im Hintergrunde. Der Gesandte hat unterdessen sich heimlich mit Isabelle trauen lassen und sich den Armen seiner Geliebten entwunden, um sich mit seinem Nebenbuhler Comminges zu schlagen. Der Zweikampf beginnt; zwar werden sie von den königlichen Schützen getrennt, allein die Kämpfer ziehen sich nur auf einen entlegenern Ort der Wiese zurück. Die Königin Marguerite, welche von dem Streite der beiden Herrn in Kenntniß gesezt worden ist, eilt hinzu; eben führt ein Boot auf der Seine den Leichnam eines im Zweikampfe erstochenen Menschen ab; Mergi erscheint und beweist dadurch, daß er noch lebt; also muß nothwendig sein Nebenbuhler gefallen seyn. Die beiden Brautleute werden von der Königin beschüzt und können nach Bearn entfliehen; ein sonderbares Ende der Gesandtschaft und des Stücks. Hätte Herold zu seinem ernsthaften, fast tragischen Texte nicht eine ganz vortreffliche Musik gesezt, so würde derselbe schwerlich Aufsehen erregt haben. Wie kann man sich für alle diese Hofleute, die auf und abgehen und uns von ihrer Liebschaft und ähnlichen Dingen unterhalten, lebhaft interessiren! Auch als ein Sittengemälde oder eine Schilderung des Hofes Karls IX. ist das Stück unbedeutend; denn von diesem Hofe erfahren wir doch weiter nichts, als daß Karl IX. seine Schwester Marguerite de Valois nicht ziehen lassen wollte, und daß sich die Hofleute auf einer Wiese, dem Louvre gegenüber, duellirten. Die Arien, Duette, Trios, Chöre und Finales des leider zu früh verstorbenen Tonkünstlers beleben aber diesen unbedeutenden Stoff, und das Einzige, wofür man Herrn Planard zu danken hat, ist, daß er dem Tonsezer Gelegenheit an die Hand gab, den ganzen Reichthum seines musikalischen Talents zu entfalten. Herold hat gerade so lange gelebt, daß er noch den Beifall, den das Publikum seiner Oper zollt, mit eigenen Augen sehen konnte. Nach den ersten Darstellungen starb er, und er hat, wie es scheint, nichts weiter hinterlassen, als was bereits von ihm bekannt ist. Nach dieser Oper wurde Fra Diavolo gegeben; hier war das Verhältniß zwischen Dichter und Tonsezer umgekehrt. Scribe hat hier als Verfasser eines geistreichen und lustigen Textes die Oberhand. Der Tonsezer erscheint in untergeordneter Stellung. Zwar gibt er sich alle mögliche Mühe, originell zu erscheinen; auch sind ihm im Allgemeinen die Singstücke wenigstens insofern gelungen, als sie faßlich und gefällig sind, weßhalb auch einige derselben eine Zeitlang sehr populär in Paris waren; aber auf Genialität darf hier Auber keinen Anspruch machen; bei seinen lezten und größern Opern konnte er es noch weniger, und dennoch ist er jezt die Hauptstütze der französischen Opernmusik.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 113:

Die Laune.

Lauträthsel.

Mein A kann Leib und Seel' erquicken;
Mein E gibt sich im Leben kund;
Mein O kann manchen Kopf verrücken;
Mein I und E macht Herzen wund.

H. F. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Mai 1833.

— Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten;
Erstaunenswürdiges soll gerathen.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

Zweiter Bericht.

Von

Dr. Nürnberger.

Eine der interessantesten Fragen im Gebiete der fortschaffenden Mechanik, welche man seit dem Erscheinen unseres vorigen naturwissenschaftlichen Berichts *) aufgeworfen hat, und welche jezt zur praktischen Entscheidung kommen wird, bezieht sich auf die bevorstehende Einführung wellenförmiger Eisenbahnen in England. Bis jezt nämlich hatte man es als ausgemacht betrachtet, daß die vortheilhafteste Weise zur Verbindung zweier Punkte durch Eisenbahnen darin bestehe, diese Eisenbahn in einer wo möglich wagerechten Ebene fortlaufen zu lassen, wenn aber Höhenpunkte erstiegen werden müssen, zwar eine schiefe, aber gleichwohl immer vollkommene Ebene anzuwenden, welche ja nicht etwa durch abwechselnde Erhebungen und Senkungen unterbrochen seyn dürfe. Dagegen aber behaupten nun die kürzlich aufgestandenen Anhänger einer andern Ansicht, daß eine solche abwechselnde, gleichsam wellenförmige Erhebung und Senkung der Eisenbahnen vielmehr ein sicheres Mittel sey, um die Leichtigkeit des Transports ausnehmend zu vergrößern. Diese Leute, welche wir Undulisten nennen möchten, scheinen auch ihrer Sache sehr gewiß zu seyn, indem sie bereits ein Patent auf ihre Entdeckung genommen haben und im Begriffe stehen, eine nach diesen ihren neuen Principien eingerichtete Eisenbahn zur wirklichen Ausführung zu bringen. Wie parador es auch klingen mag, so bin ich doch nicht abgeneigt, ihrer Behauptung beizutreten, und zwar auf den Grund einer recht eigentlich hieher gehörigen, ganz kürzlich gemachten Erfahrung. Ich habe nämlich im verflossenen Winter, bei vortrefflicher Schlittenbahn, welche noch am besten die Vergleichung mit einer Eisenbahn aushält, schnell eine Reise nach einem Nachbarorte anstellen müssen; die Bahn war durchaus spiegelglatt, zum Theil auch spiegeleben, streckenweise aber auch sanft wellenförmig, und da machte mich denn der Postillon darauf aufmerksam, daß es die Pferde auf leztern Wege am allerleichtesten hätten und, wie er sich ausdrückte, nur von Zeit zu Zeit einmal „andrücken" dürften, indem der Schlitten übrigend von selbst auf- und ablaufe, was auf dem ganz ebenen Theile des Weges nicht ganz so war. Die auf einer solchen glatten, wellenförmigen Bahn einmal in Bewegung gesezte Last ersteigt die nächste Erhebung durch die ihr

*) Vergl. Nr. 19. u. ff. unserer dießjährigen Blätter.

schon mitgetheilte Kraft, erhält sodann einen neuen Anstoß beim Hinabgleiten und wird mit der dadurch gewonnenen frischen Geschwindigkeit abermals auf eine Höhe gehoben u. s. w., so daß es nur von Zeit zu Zeit eines neuen Andrückens bedarf, um die noch übrig bleibende Gegenwirkung der Friction aufzuheben, und somit dieß wechselnde Hinauf- und Hinabgleiten nicht matter werden zu lassen. Auf eine ähnliche Art gestaltet sich nun der Hergang bei einer Eisenbahn, und die Undulisten, wie ich die Erfinder dieses neuen Systems oben genannt habe, stellen zur Bestätigung ihrer Behauptungen überdieß noch folgenden Versuch an. Sie bringen nämlich zuerst auf einem kleinen Modell einer ebenen, wagerechten Bahn eine Kraft an, z. B. eine von einer Schnecke regulirte Spiralfeder, welche eben nur hinreicht, um die Friction für die zu versuchende Last zu überwältigen, d. h. also, leztere kaum in die langsamste Bewegung zu versetzen. Hierauf wird dieselbe Last und Kraft auf das Modell einer wellenförmigen Bahn gebracht, und man sieht mit Erstaunen, daß dieselbe Kraft hier die nämliche Last mit großer Leichtigkeit in eine schnelle Bewegung versezt, was sie auf der früher angewendeten ebenen Bahn durchaus nicht vermögend gewesen war. Um jede Einwendung auszuschließen, als wenn die Bewegung auf der wellenförmigen Bahn vielleicht durch einige Neigung derselben abwärts begünstiget worden, wiederholen die Undulisten den Versuch noch so, daß sie die Last den Weg auf der Bahn in umgekehrter Richtung machen lassen, und der Erfolg ist wieder ganz der nämliche. Eben so verhält es sich, wenn ein höher gelegener Punkt erstiegen werden soll, wo also eine schiefe Ebene angewendet werden muß. Ist leztere vollkommen, so wird eine bedeutend größere Kraft zur Fortschaffung der nämlichen Last mit gleicher Geschwindigkeit erfordert, als wenn man das Modell einer wellenförmig gestalteten Bahn anwendet, und der Sieg der Eisenbahnen von dieser wellenförmigen Einrichtung über die Bahnen mit vollkommener Ebene scheint also entschieden. Vielleicht wird sich diese schöne Idee künftig sogar auf den gewöhnlichen Chausseebau ausdehnen lassen; und wir haben bei dieser wahrscheinlichen Gemeinnützigkeit der Erfindung nicht zögern mögen, die Frage über Allgemeingültigkeit des Princips auch in unsern Blättern zur Diskussion zu bringen.

Was die wellenförmigen Eisenbahnen für das Reisen zu Lande zu werden versprechen, das darf man für das Reisen zur See von der kürzlich ebenfalls in England erfundenen Methode erwarten, Felsen unter der Oberfläche des Wassers zu sprengen. Bekanntlich gibt es keinen gefährlichern Feind der Schiffahrt, als dergleichen nicht tief unter dem Wasserspiegel liegende, versteckte Felsen, und Tausende von Schiffen sind schon an dergleichen Felsen gescheitert. Das Verfahren nun, welches die Engländer jezt zur Sprengung solcher Felsen unter dem Wasser anwenden, besteht in Folgendem. Mehrere Arbeiter lassen sich in der Taucherglocke auf den Felsen hinab und meisseln an einer passenden Stelle ein Loch in denselben. In dieses Loch wird nun eine, wider das Eindringen des Wassers wohl verwahrte Patrone mit dem hinreichenden Schießpulver gesteckt. Auf der Patrone befindet sich eine metallene, oben mit einem Hahne verschlossene Röhre. Nun wird die Taucherglocke mit den Arbeitern allmählig heraufgezogen, und wenn jene erste Röhre den Wasserspiegel noch nicht erreicht, nach Oeffnung des Hahns eine zweite Röhre aufgeschroben u. s. w., so daß man vom Wasserspiegel ab einen trocknen Röhrengang zum Schießpulver erhält. Durch denselben läßt man sodann glühende Kohlen gleiten, wodurch das Pulver entzündet und so die Sprengung des Felsens bewirkt wird. Merkwürdig ist dabei, daß man von der Explosion auf dem Meere selbst kaum etwas empfindet, wenn die Wasserschicht über dem Felsen auch nur acht bis zehn Fuß beträgt, wogegen diese Explosion an den benachbarten Küsten, wohin sich die Felsen erstrecken, sehr stark gefühlt wird. Diese Methode erscheint übrigens so praktisch und verspricht so ganz außerordentliche Vortheile, daß es fast unbegreiflich ist, wie man nicht eher darauf hat verfallen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaperbrief.

(Fortsetzung.)

Ein schöner Tag begrüßte den dämmernden Morgen und die Wälder, die Berge, die Wiesen und die Fläche des Meeres stiegen aus den nächtlichen Schatten dem kommenden Lichte entgegen. Ueber Bernards Augen kam schon lange kein regelmäßiger Schlaf mehr, der ihm nur im Zustande der Erschöpfung nahte. Da stand er schon am thauigen Morgen auf der Terrasse, den Blick durch einen langen Tubus in die Ferne gerichtet und Betrachtungen anstellend über das Nichts, das Leere, das Unsichtbare. Und doch! sein Blick scheint sich wieder an einen Punkt angeklammert zu haben, er hört nichts von den freundlichen Morgengrüßen, die ihm Helene mit der dampfenden Chokolade bringt. „Vater, ich habe heute von Lit. B. genommen, die weniger Vanille enthält.“ — „Etwas ist es, das laß ich mir nicht nehmen.“ — „Der Comptoirdiener hat nur Einen Brief von der Post gebracht.“ — „Es müssen zwei seyn, darauf leg' ich einen Eid ab.“ — „Ich habe flüchtig in die Zeitung gesehen; in Paris sollen sich alle Wahnsinnigen aus der Salpetrière losgerissen

haben.“ — „Sie kommen hieher, da ist gar kein Zweifel!“ — „Gott, das wäre entsetzlich! Vater, wo denken Sie hin?“ Jezt hatte Bernard außer dem Gehör auch die Sprache verloren: er war nur noch Auge, alle seine Nerven spizten sich, sein Rücken wurde immer gebogener, er schien in das Fernrohr hineinschlüpfen zu wollen. Nach einigen peinlichstillen Minuten unterschied auch Helene in der Ferne zwei Punkte, von denen der Eine jedoch weißer schien, als der Andere. Jezt sah sie deutlich, daß es ein Segel war, dem etwas Zweites folgte, das doch unstreitig auch nur ein Schiff seyn konnte. Bernard sah dieß Alles deutlicher, er sprang zurück, voller Entzücken; nichts konnte ihm erwünschter seyn, als die Anwesenheit seiner Tochter, er umarmte sie, tanzte, jubelte und rief einmal über das andere: „Er ist's! Ich Thor, wie konnte ich glauben, daß man alle Tage ein Schiff kapert! Sieh, Kind, er schleppt einen erlegten Seedrachen hinter sich, er wird wie der heilige Georg in den Hafen ziehen, siegekrönt, die Menge wird jubeln, die Schadenfreude verstummen; o, ich muß eilen! meine Pantalons! die geblümte Weste! wo? wo? ich habe keine Zeit zu verlieren.“ — „Aber, Vater, sehen Sie doch noch einmal hin! Ich meine etwas ganz Anderes zu bemerken, als Sie.“ — „Kind, was Du mich ärgerst durch Deine Kälte, Deine Zweifel! ich kenne mein Eigenthum: Malpart bringt uns eine Prise; weißt Du, was eine Prise ist?“ — „Wie aber? wenn wir diese Prise wären? das voransegelnde Schiff ist zu groß für den Hahn.“ — „Pah, das verstehst Du nicht!“ Aber Bernard war vernünftig genug, sich noch einmal an sein Rohr zu stellen. Er rückte es wieder in die rechte Lage und sah: „Mein Kind,“ sprach er jezt in abgebrochenen Sätzen, „das Ganze läuft auf eine Proportion hinaus. Die natürliche Größe verhält sich zur scheinbaren, wie die Entfernung zu — Das erste Schiff hat etwas Fremdes für mich, das muß ich zugeben; aber wie lange haben wir uns auch nicht gesehen, mein liebes Thierchen! — Dieses Teleskop hat mich tausend Franken gekostet, man wird mich doch nicht betrogen haben! — Hm, das Wrack — ja das gefällt mir gar nicht — diese apfelrunden Seitenwände habe ich irgendwo schon einmal gesehen; aber ich kenne sehr viele Schiffe — Und dennoch — o das ist ja lächerlich — nein, im Gegentheil, ich sehe darin keinen Spaß — so, so — wenn das mein Hahn ist, so läßt er gewaltig die Federn hängen. Mein Gott, ich bin ein unglücklicher Mann!“ Bernard fiel zurück; er war einer Ohnmacht nahe; denn die Thatsache ließ sich nicht mehr leugnen. Ein französisches Kriegsschiff brachte den schlotternden Hahn in den Hafen von Havre de Grace zurück.

Bernard erholte sich; denn die eigentliche Bewandtniß, die es mit dem Hahn hatte, konnte er noch nicht ahnen. Er nahm es gern an, daß sich Helene nach dieser erkundigen wollte; ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, in den Hafen zu gehen und sich dem Spotte seiner Neider preiszugeben. Aber der nächste Augenblick schon sollte Alles aufklären. Helene stürzte zurück, weil sie einem Beamten der Polizei begegnet war, und dieser folgte ihr auf dem Fuße. Der Kommissär war so verlegen, wie der Kaufmann. Jener zuckte die Achseln, dieser die Lippen; jener wußte keine Anrede, dieser keiner Begrüßung zu finden. Endlich hieß es mit halber Stimme: „Was bringen Sie uns?“ Der Kommissär fertigte seine Hiobspost ab. Bernard war einer gerichtlichen Untersuchung verfallen. Der Hahn, ein mit kaiserlicher Erlaubniß von dem Kaufmann Bernard auf die Kaperei gegen englische und nicht französische Flagge führende Schiffe ausgerüsteter Kutter hatte seine Vollmacht gesetzwidrig überschritten, Seeraub und Schleichhandel getrieben, war endlich von einem französischen Kriegsschiffe verfolgt und erlegt worden. Der Eigenthümer war als Seeräuber und Schleichhändler den Gesetzen verfallen. Der Kommissär hatte das Haus zu versiegeln und den Angeklagten gegen eine Kaution zu verpflichten, dasselbe nicht zu verlassen; es stehe ihm frei, sich vor dem Handelsgerichte durch einen Advokaten vertheidigen zu lassen. Der Kommissär empfahl sich, Bernard war vernichtet, und Helene war zu sehr Weib und zu sehr Kind, als daß sie jezt nicht hätte unterliegen sollen.

Die Abwechselungen folgten rasch aufeinander; sie brachten Neues, das das Alte zum Theil bestätigte, zum Theil erträglicher machte. Jaques fand sich wieder ein, so sehr den Leser überraschend, der ihn längst vom Schauplatz verschwunden glaubte, als den Kaufmann, der sich seine Stellung zu Malpart nicht erklären konnte. Jaques gab seine Erfahrungen mit einer grenzenlosen Weitschweifigkeit wieder, weil er das Wichtigste vielleicht zulezt lassen wollte. Das Wiederfinden Alfreds machte auf Helenen einen elektrischen Eindruck. Sie vergaß die Lage ihres Vaters über diesen Nachrichten, und überließ sich einer Freude, die bei Liebenden immer ein Triumph ist, den der gute Engel des Menschen in ihm feiert. Welche Hast! wie hing sie an den Lippen des Knaben! Sie schnitt seine weitläuftige Rede, die kein Ende finden konnte, endlich ab, weil sie nur von Alfreds Schicksal interessirt wurde. Jaques hatte ihn verlassen, als er wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet wurde. War er gerettet? lassen sich seine Wächter nicht ergreifen? oder ist er dem Verhängniß schon gefallen? Diese Fragen konnte nur der beantworten, der sie selbst erlebt hatte. Gnädiger Genius der Liebe, du spendest deine Gaben, wenn die feindlichen Mächte dich losgelassen, niemals mit karger Hand! Alfred lag in Helenens Armen, noch ehe die eisige Hülle einer neuen Ungewißheit sich um die Frühlingsfreude der Ueberraschung, die Jaques Erzählung in ihrem Herzen keimen ließ, legen konnte. Die Ereig-

nisse waren jezt alle auf diesen kleinen Punkt zusammengedrängt, daß selbst Bernard das ferne St. Pierre und den künftigen Eidam vergessen hatte und, wenn auch sein Herz vor eigenem Kummer der Freude des Wiedersehens seines ehemaligen Mündels nicht offen stand, doch zu den Umarmungen schwieg, die in seiner Nähe zwei Wesen beglückten. Als Seeräuber den Strick schon um den Hals spürend, ließ er Alles geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

Ein Monument von Tschinglis-Chan. Die Bibliothek zu Helsingfors. Statistische Notizen.

Dem Bergkadettenkorps wurde vor einiger Zeit aus den Bergwerken des Ural ein Denkmal aus der ältesten Zeit der mongolischen Herrschaft zugeschickt, nämlich eine Granitplatte mit einer eingehauenen morgenländischen Inschrift, die seit vielen Jahren in Nertschinsk aufbewahrt worden, nachdem man sie unter Ruinen am Flüßchen Kondui gefunden hatte. Der Akademiker Schmidt, der gelehrten Welt durch seine gründliche Kenntniß der mongolischen Sprache hinlänglich bekannt, erhielt von der Akademie der Wissenschaften den Auftrag, diese Inschrift, deren Züge den mongolischen oder manschuischen ähnlich schienen, zu entziffern. Herrn Schmidt ist nun die Entzifferung der besagten Schrift gelungen, mit Ausnahme eines einzigen, noch zweifelhaften Wortes, und er wird in Kurzem über seine Entdeckung ausführlichen Bericht erstatten. Vorläufig sagt er darüber: „Der Stein, ein grauer Granit, ohne den Keil 2 Arschin und 13 Werschock hoch, 15 Werschock breit und gegen 5 W. dick, in der Mitte fast durchgebrochen, wurde, wie die Inschrift ausweist, nach Unterwerfung des sartogolischen Reichs — in der Geschichte bekannter unter dem Namen Charakitai — von Tschingis-Chan errichtet, und zwar nach der Niederlage und dem Tode seines Hauptgegners Gutschluck, als der Eroberer sämmtliche Mongolenstämme unter seine Gewalt gebracht und das Reich Charakitai, den Sammelplatz seiner Feinde, einen Hauptherd der innern Fehden der Mongolen und ihrer Auflehnung gegen seine Herrschaft, vernichtet hatte. Demnach fällt die Errichtung dieses Denkmals in das Jahr 1219 oder 1220. Die Aufstellung desselben hatte einen Zauberbann gegen die Elje, eine Art geflügelter Dämonen, die nach dem alten Aberglauben der Mongolen Bosheit, Haß und Empörung ausstreuten, zum Zweck. Diese Inschrift verdient Aufmerksamkeit nicht nur in historischer Hinsicht, als das einzige vorhandene Denkmal Tschingis-Chans, sondern auch in philologischer, da sie das älteste Muster mongolischer Schrift darbietet; denn bis auf diesen Augenblick war es unausgemacht, ob die Mongolen zu den Zeiten Tschingis-Chans bereits eine eigene Schrift hatten, in der sie ihre Sprache schrieben."

Durch reichliche Beiträge des größten Theils der Lehranstalten in Rußland, welche ihre Bücherdoubletten der neuen Alexandersuniversität in Helsingfors überlassen haben, so wie durch bedeutende Spenden mehrerer Wohlthäter der Universität, die aus dem In- und Auslande derselben ihre Geschenke einsandten, ist, mit Inbegriff der frühern öffentlichen Bibliothek in Helsingfors und der medizinischen Büchersammlung des verstorbenen Generalstabsarztes Dr. Rehmann, deren Besiz die Universität der Großmuth des Kaisers verdankt, das zur Bibliothek eingeräumte Lokal im Senatshause bereits jezt schon angefüllt; daher soll nun, sobald die Finanzen es nur gestatten, ein eigenes Bibliothekgebäude aufgeführt werden. Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat zu ihren Doubletten und ihren eigenen Memoiren sowohl, als andern in ihrem Verlag erschienenen Schriften, die in ihrer Bibliothek befindlichen theologischen und juridischen Werke gefügt, was zusammen 3500 Bände ausmacht. Unter allen Klassen der Bewohner Finnlands hat sich ein edler Eifer gezeigt, nach Kräften des Landes höchstem Lehrsitze Beiträge zu dessen Bücherschaze darzubringen, und Viele, die keine Bücher missen konnten oder selbst nur die nothdürftigsten besizen, haben baar oder, besonders Landleute, Getreide und andere Produkte beigesteuert. Der verstorbene Dr. Henning überließ seine ausgezeichnet schöne Bibliothek (vorzüglich naturhistorischen und medizinischen Inhalts und mehr als 40,000 Rubel an Werth) der Universität. Doch alle diese und viele andere reichliche Spenden aus Deutschland, Dänemark und besonders England übertrifft das Geschenk des Flügeladjudanten Paul Alexandrow, der, beseelt von dem Wunsche, die wissenschaftlichen Hülfsmittel der neuen finnischen Universität zu bereichern, diesem Lehrsitze eine kostbare, ihm erblich zugefallene Bibliothek verehrte, mit Ausnahme der dazu gehörigen juridischen Werke und Manuskripte, welche der Universität zu Dorpat geschenkt worden. Der Bücherschaz, welcher der Alexandersuniversität zufällt, beläuft sich, eine Menge ungebundener Dissertationen und Broschüren ungerechnet, auf etwa 24,000 Bände lateinischer, deutscher und französischer Werke, im Fache der Theologie sowohl, als der übrigen Wissenschaften, besonders der Geschichte und namentlich der des Mittelalters. Sie enthält eine sehr vollständige Sammlung der römischen Klassiker in den besten Ausgaben.

Statistische Notizen über Petersburg vom Jahr 1832. Einwohner: 294,468 männliche, 154,900 weibliche, zusammen 449,368. Davon sind: geistlichen Standes 2188, vom Adel 34,079, Soldaten 39,437, Kaufleute: vom Adel 25, hiesige bürgerliche 8506, nicht zur Stadt gehörige 2297, ausländische Gäste 30; Handwerker: zünftige 4617, temporär zünftige: Russen 21,526, Ausländer 1136; Bürger: hiesige 24,653, auswärtige 12,072; vom Mittelstande 66,366; Ausländer von verschiedenen Ständen, mit Ausnahme der Kaufleute und Handwerker, 7199; Hausdienerschaft 94,009; Bauern 127,865; Bewohner von Ochta 3388. Geboren wurden: männlichen Geschlechts 5198, weiblichen 4969; getraut 2185 Paare. Todesfälle. An Krankheiten gestorben 11,032 Personen männlichen und 5230 weiblichen Geschlechts, ertrunken 86, auf dem Wasser trieben 57 Leichen, durch Quetschungen umgekommen 9, durch Frost 2, bei Feuersbrünsten 11, an Brandwunden 3. Schnelle Todesfälle. Durch Dunst 6, durch Versengung 1, am Schlagflusse 237, in Folge des Trunkes 12, an Entzündung der Eingeweide 71, an der Wassersucht 66, am Blutsturz 8. Gewaltsame Todesfälle. Ermordet 10, unabsichtlich vergiftet 5, Selbstmörder 27.

Gebäude. Kirchen: griechisch-russische 140, fremder Konfessionen 20, der Altgläubigen 5; Bethäuser 8, Betkapellen 33, Klöster 2; erzbischöfliche Hauskirchen 4; kaiserliche Palläste 10. Wohngebäude: der Krone gehörige: 314 steinerne und 220 hölzerne; Privathäuser 2370 steinerne und 5005 hölzerne; der Gemeinde gehörige 18 steinerne und 7 hölzerne. Begonnene Bauten: 8 steinerne und 7 hölzerne Kronhäuser, 82 steinerne und 62 hölzerne Privathäuser und 2 steinerne Gemeindehäuser. Unfälle. Feuersbrünste: in Allem 41, darunter 11 bedeutende. Diebstähle. Alle im Laufe des Jahrs begangene und der Polizei angezeigte Diebstähle betrugen an Werth 334,295 Rubel. Davon sind ausgemittelt zu einem Betrage von 173,328 Rubel.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Mai 1833.

Ein Daniel kommt zu richten, ja ein Daniel!
Wie ich dich ehr', o weiser junger Richter!

Shakespeare.

Der Kaperbrief.

(Beschluß.)

Der genesene, heimgekehrte Alfred war bald von der Lage der Dinge unterrichtet, und Jaques hatte ihm mitgetheilt, wie ihn erst auf dem Schiffe ein Sturm gerettet, während dessen er im untersten Raume gebunden habe liegen müssen, wie dann seine Exekution von Neuem ein Angriff verhindert habe, den Malpart auf einen Kauffahrer gemacht, wie endlich ein französisches Schiff blitzschnell herbeigeeilt sey, den Hahn überrascht und ihn erlegt habe, wie der größte Theil der Mannschaft, und auch Malpart, nach hartnäckigem Kampfe gefallen, ein andrer Theil gefangen, und er selbst im Vertrauen auf seine Jugend und seine Aussagen, die seine Fesseln bestätigt, entlassen worden sey, und sich freue, jezt hier Alles fröhlich und zufrieden zu sehen. Jaques war ein schlechter Menschenkenner; denn in Bernards Mienen gab es Nichts, was eine Zufriedenheit hätte andeuten können. Aber wollte er vielleicht prophezeien, so hatte er allerdings Recht. Bernards Besorgnisse schwanden allmählig vor dem Zuspruche Alfreds. Dieser, als Jurist, zeigte ihm, daß Thatsachen erst dann unwiderleglich würden, wenn ihre Verbindung erwiesen wäre; daß die Gerechtigkeit in der Kette der Ereignisse und Handlungen nicht nur den Anfang und das Ende sehe, sondern auch die Mittelglieder, und daß das Wahrscheinliche oft eben so weit von der Wahrheit entfernt sey, als das erweislich Unwahre. Diese Casuistik hatte etwas Beruhigendes für Bernard. Er hörte mit sichtlicher Erheiterung, daß Alfred ihn vor Gericht vertheidigen wolle, er erinnerte sich des vielen Geldes, das es gekostet, ehe sein Mündel ein tüchtiger Jurist wurde, und der Zeugnisse, die dafür auch dem Fleiße und dem Scharfsinne des jungen Mannes ausgestellt worden waren. Jezt fiel es ihm auch ein, daß vor ihm Jemand stand, den das Grab wieder herausgegeben hatte, er thaute auf und bewillkommnete den jungen Mann zu Helenens unnennbarer Freude erst mit dem einfachen Gruße: „Ei, mein lieber Herr Alfred, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!“ dann aber immer herzlicher und hingebender; denn Alfred war so klug, von Nichts, als von seinem neuen Advokatendebüt zu sprechen, von den Beweismitteln, den zureichenden Gründen, den Einreden, den Repliken und Dupliken. Zulezt überzeugte sich Bernard auch selbst, daß er im Grunde unschuldig sey und daß man ihn dafür auch anerkennen müsse.

Der Tag rückte heran, da der Angeklagte vor die Schranken des Gerichts treten und sich von den geschwornen Schwarzmänteln richten lassen sollte. Seine eigene Vertheidigung hatte Bernard ganz in die Hände Alfreds gegeben, der nach Verlesung der Anklageakte und Vorlage der einschlagenden Dokumente anfing, jeden einzelnen

Punkt zu verfolgen und ihn so darzustellen, wie er zur Rechtfertigung des Kaufmanns dienen mußte. Er zeigte, daß Bernard nicht der Theilnehmer an der in Frage stehenden Schuld sey, sondern vielmehr der durch sie Verrathene, Preisgegebene, wie ihn auch nicht einmal der Vorwurf treffen könne, das vorliegende Verbrechen veranlaßt zu haben, da die Ausrüstung des Kaperschiffes eine patriotische Handlung war und den wärmsten Dank der Nation verdiente. Hier machte der Redner den Uebergang auf den Charakter, die Tugenden, die Verdienste seines Schützlings. Er nannte das ganze Leben desselben eine Kette von Aufopferungen, um nicht nur den Gesetzen, sondern auch den Bedürfnissen des Gemeinwesens zu dienen. Bernards Name habe in den vaterländischen Kolonien denselben guten Klang, wie in den Mauern seiner Vaterstadt, und man würde ihn niemals nennen können, ohne sich an die Opfer, die er seinen Mitbürgern gebracht, an die Wohlthätigkeit, die ihm den Segen so vieler Armen erworben, zu erinnern. Das Ganze endete mit einer Aufforderung an die Richter, den Schein der Wahrheit, der in der Anklage liege, durch die unleugbaren Anzeichen der Unschuld zu vernichten, die vorliegende Thatsache mit Einsicht zu prüfen und seinem Clienten durch ihre Entscheidung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Einer solchen Auseinandersetzung, unterstützt von so glänzenden Rednertalenten, konnte Niemand widerstehen. Bernard wurde einstimmig für nicht schuldig erkannt und von glückwünschenden Freunden und einer jubelnden Menge vor das Gerichtshaus an seinen Wagen begleitet.

Bernard war weniger von seiner Freisprechung, als von der begeisterten Schilderung seines Charakters und seines Lebens, wie Alfred sie entworfen hatte, gerührt. Er erschien sich in einem neuen, verklärten Lichte, und empfand zum ersten Male in einem in unaufhörlicher Hast verflossenen Leben das Glück eines zufriedenen Rückblicks auf seine Vergangenheit. Er wagte, ihr ohne Erröthen entgegenzutreten; denn die öffentliche Stimme hatte ihn ermuthigt und ihm die Dreistigkeit gegeben, einen gewissen edlen Stolz auf sich selbst zu fühlen. Wie konnte er aber den, der ihm diese Seligkeit verschafft hatte, der ein so aufmerksamer Beobachter und billiger Richter seiner Handlungen gewesen war, durch einen andern Preis ehren, als der diesem selbst der höchste war? Er legte die Hände der Liebenden in einander, und hatte in der That für St. Pierre und seinen langjährigen Commanditär das Gedächtniß verloren. Als aber dieser wieder vor seine Seele trat, wies er ihn ohne Weiteres in den Hintergrund, setzte sich zu einem Briefe nieder und schrieb ihm die Umstände, die eine Aenderung seines Entschlusses herbeigeführt hätten, bestellte einige Centner Fernambukhölzer und empfahl sich zu geneigtem Andenken.

So endete diese durch einen Kaperbrief herbeigeführte Katastrophe. Die Tragödien der alten Griechen haben die Verirrungen und Wechsel, die einer über das Maaß hinausschreitenden Handlung auf den Fersen folgen, in unzähligen Beispielen dargestellt. Ihre erhabenen Chöre bewegen sich in diesem Grundsatze der antiken Lebensphilosophie, daß das Hinausgreifen über seine eigene Grenze nicht nur die schlummernden feindlichen Gewalten weckt, sondern auch die Rächer der Handlungen, deren Früchte wir nicht einmal zu eigenem Genuß erhalten haben. Sehen wir hier die Folgen eines Kaperbriefs, den eine Regierung immerhin ertheilen mag, der aber nicht von Jedem angenommen werden soll, dann möchte man glauben, das alte Fatum sey von den christlichen Göttern zwar um seine Altäre und Opfer gebracht, aber mediatisirt und mit Sitz und Stimme in der Regierung der Welt gelassen worden.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen.

(Fortsetzung.)

Großes Aufsehen erregt jezt die, von dem Mährischen Wirthschaftsinspektor Liehr gemachte Entdeckung: Feuer durch Häcksel zu löschen. In der That erscheint die Sache auf den ersten Blick so paradox, daß es erlaubt wäre, daran zu zweifeln, wenn nicht entscheidende Versuche, welche vor einer Menge von Zuschauern angestellt wurden, und überdieß leicht von Jedermann wiederholt werden können, jede Einwendung niederschlügen. Man warf auf ein sehr lebhaft brennendes Kaminfeuer einige Händevoll Häcksel, und das Feuer erlosch sogleich. Mehrere Bunde Stroh, also das nämliche Material, woraus der Häcksel besteht, und nur in der Form davon verschieden, was merkwürdig genug ist, wurden angezündet und dann mit Häcksel überschüttet; das Feuer erlosch wiederum sogleich und der Häcksel brannte nicht einmal an. Der nämliche Erfolg trat ein, als man eine Pfanne brennenden Fettes mit Häcksel überschüttete. Eine Stange glühenden Eisens wurde in einen Haufen Häcksel gesteckt; der Häcksel ward nicht entzündet, wohl aber erkaltete das Eisen sehr schnell, woraus zu folgen scheint, daß der Häcksel ein besonders guter Wärmeleiter ist, auf welchen Umstand wir unten zurückkommen werden. Ein brennender Pechkranz ward in einen Haufen Häcksel geworfen, ohne denselben zu entzünden. Ganz besonders auffallend aber war folgender Versuch. Eine halbe Klafter recht trocknen Buchenholzes ward angezündet, im heftigsten Brande mit einigen Schaufeln Häcksel überschüttet und auf leztern sodann Schießpulver geschüttet; das brennende

Holz erlosch sogleich und das Schießpulver, vom Feuer nur durch eine Lage Häcksel getrennt, ward nicht entzündet. — Bestätigt sich diese Schutzkraft des Häcksels gegen das Feuer unter allen Umständen, z. B. wenn der Häcksel auch schon alt und sehr trocken geworden ist, so ist die Wohlthat dieser Entdeckung gar nicht hoch genug anzuschlagen. Es gibt eine Menge von Ortschaften, die im Sommer Wassermangel leiden, vom Gefrieren im Winter ganz abgesehen, und wo Feuersgefahr also doppelt fürchterlich erscheint; an solchen Orten hätte man demnach künftig nur einen Vorrath Häcksel, der immer zu haben ist, in Bereitschaft zu halten. — Der physische Grund dieser merkwürdigen Eigenschaft des Häcksels, auf welchen wir jezt zurückkommen, scheint zum Theil in seiner schon oben hervorgehobenen schnellen Wärmeleitungsfähigkeit zu liegen. Wahrscheinlich fordert die Feuchtigkeit, welche die Häckselenden bei ihrem Zusammentreffen mit dem Feuer ausschwitzen, bei der nun eintretenden Verflüchtigung sehr viel Wärmestoff, um in den elastischen Zustand versezt zu werden; das oben erwähnte schnelle Erkalten eines in Häcksel gesteckten, rothglühenden Eisens läßt wenigstens kaum eine andere Erklärung zu. Indeß scheint dem Häcksel zugleich eine gewisse Undurchdringlichkeit gegen besondere Stoffe beizuwohnen. Man hat schon früher bemerkt, daß derselbe üble Ausdünstungen und Gerüche so zu sagen einwickelt, vorzüglich in Krankenzimmern, wenn in denselben Leibstühle erforderlich sind, deren Gefäß man etwa sechs Zoll hoch mit Wasser füllt, und auf lezteres einige Hände voll Häcksel streut, ein Verfahren, von welchem namentlich bei Ruhren die vortheilhafteste Anwendung gemacht worden ist. Gleichwie der Riechstoff hier vom Häcksel zurückgehalten wird, eben so besizt lezterer wahrscheinlich auch die Kraft, das eigentliche Feuer zurückzuhalten, indem doch der Wärmestoff durch die Natur des vorgehenden Verdunstungsprozesses der Häckselfeuchtigkeit überaus schnell entführt wird.*)

Aus den Gebieten der fortschaffenden Mechanik und der Theorie des Wärmestoffes versetzen wir uns, in schneller Abwechselung, in ein geographisches Atelier, in welchem eben an der Verfertigung mehrerer Erdgloben, nach ganz neuen und sinnreichen Methoden, gearbeitet wird. Es ist den Lesern bekannt, daß der hohe Preis eines gut gearbeiteten Erd- oder Himmelsglobus durch die Schwierigkeiten der bisherigen Construction verursacht wird, und daß man daher schon lange auf Abhülfe gesonnen hat. Ueberdieß waren die großen soliden Kugeln, deren man sich bisher bediente, unbequem beim Transport und bei der Behandlung. Der Britte Pocok schlug daher zuerst von ihm sogenannte pneumatische Globen vor, welche blos aus einem zusammenlegbaren großen Papierblatte bestehen sollten, dem die Kugelform, so lange man will, durch Aufblasen vermittelst eines Cylindergebläses gegeben werden kann. Auf diesen Gedanken, der in England und an andern Orten auch wirklich zur Ausführung gekommen ist, ging nachher das geographische Verlagscomptoir zu Berlin ebenfalls ein, und versprach einen Erdglobus nach dieser Construction von sehr großen Dimensionen, den man um so ungeduldiger erwarten muß, als ein erschienenes Probeblatt allerdings sehr viel verspricht. Indeß aber ist von einem baierischen Oberlieutenant Klein zu München ein Globus nach einer andern neuen Methode angefertigt worden, welcher der Pocokschen Erfindung den Rang abzulaufen droht. Dieser Kleinsche Erdglobus, zwei Fuß im Durchmesser haltend, wird nicht aufgeblasen, sondern durch einen sinnreichen und dabei doch einfachen Mechanismus, etwa nach Art eines Regenschirms, aufgespannt. Er ist von Perkal verfertigt und mit einem sehr schmiegsamen Firniß überzogen, wie man die gewöhnlichen Landkarten oft mit Copallack überzogen findet; der Druck ist Steindruck, der sehr scharf und schön ausgefallen ist und durch jenen Firniß besonders conservirt wird. Im nicht aufgespannten Zustande sind diese Kleinschen Erdgloben zusammenlegbar, und können daher, da sie einen sehr kleinen Raum einnehmen, mit Leichtigkeit transportirt, ja sogar in die Tasche gesteckt werden. Diese große Bequemlichkeit, verbunden mit einer großen Wohlfeilheit, wird diese neue Erfindung zu einer sehr willkommenen Erscheinung machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir erfahren beim Schlusse des gegenwärtigen Berichtes, daß die feuerlöschende Eigenschaft des Häcksels durch die preußische Regierung zu Oppeln öffentlichen Versuchen unterworfen worden ist, welche ein vollkommen befriedigendes Resultat gegeben und zugleich unsere oben geäußerte Vermuthung bestätigt haben, daß die Feuchtigkeit, welche der warm werdende Häcksel ausschwizt, der Hauptgrund der Erscheinung sey. Der bei diesen Versuchen angewendete Häcksel war zum Theil aus Waizen-, zum Theil aus Haferstroh geschnitten. Das Alter des Strohes scheint dabei nicht in Betracht zu kommen. R.

Das Pariser Unternehmen zu Dienstleistungen aller Art.

Unter dem Namen Administration des services publics réunis hat sich zu Paris eine Gesellschaft gebildet, welche eine hinlängliche Menge von Arbeitern unterhält, um gewisse Dienste, die Jemand verlangt, sogleich um einen gewissen, voraus bekannten Preis verrichten zu lassen. Da nun der Nutzen solcher Gesellschaften in jeder größern Stadt von Jedermann erkannt werden wird, der nicht eigene Hauswirthschaft und eigene Dienerschaft hält, und der folglich allen den zahllosen Unannehmlichkeiten und Gefahren, die aus der gewöhnlichen Immoralität der

Lohn- und anderer Bedienten entspringen, ausgesezt ist, so dürfte die Errichtung ähnlicher Anstalten in den grössern Städten Deutschlands gewiß wünschenswerth seyn. Um zu zeigen, was die Pariser Gesellschaft leistet, theilen wir folgenden Auszug mit. Sie besorgt durch ihre Wagen, die sogenannten Petites-Messageries, alle Sendungen, und man bezahlt für ein Gewicht von 25 Pfunden 35 Centimen oder 7 Sous; für 25 bis 100 Pfund 45 Centim.; für 100 bis 200 Pfund 55 Centim. Enthält die Sendung Geld, so zahlt man für 50 bis 100 Fr., 25 Cent.; für 100 bis 200 Fr., 30 Cent.; für 1000 bis 10,000 Fr., 60 Cent., wobei die Gesellschaft die Summe garantirt. Das Austragen von Visitenkarten, Anzeigen ꝛc. kostet per 100 Stück 4 Fr., per 1000 Stück 25 Fr.; das Austragen von Zeitschriften u. dgl. kostet, wenn es weniger als 300 Exemplare sind, 1½ Centimen das Stück; sind es 300 bis 1000 Exemplare, so kostet es nur 1 Cent., und sind es 1000 bis 5000 Exemplare, nur ½ Cent. das Stück. Das Fortschaffen einer Last auf dem Rücken kostet 60 Cent., mit dem Schubkarren (bis an 600 Pfund) 1 Fr. 50 Cent.; mit dem Karren 2 Fr., mit den Armen 40 Cent. Das Sägen einer Fuhre Holz kommt auf 60 Cent., das Tragen und Aufrichten derselben im Keller oder im ersten Stockwerke auf 60 Cent., und in jedem höhern Stockwerke kostet es 25 Cent. mehr. Das Reinigen der Stiefeln und Kleider eines Mannes in seiner Wohnung kostet monatlich 2 Fr. 50 Cent.; für eine Dame oder ein Kind kommt dieses Reinigen hingegen nur auf 1 Fr. 50 Cent. Das Abziehen eines kleinen Weinfasses kostet 1 Fr. 70 Cent.; eines Stückfasses 2 Fr. 50 Cent. Das Aufreiben des Fußbodens kostet 20 Cent. das Quadratklafter; abonnirt man sich aber auf viermaliges Aufreiben im Monat, so kostet es nur 60 Centimen; ein achtmaliges Aufreiben im Monat kommt auf 1 Fr. 10 Cent., und ein fünfzehnmaliges auf 1 Fr. 75 Cent. das Quadratklafter zu stehen. Das Auswaschen von 100 Flaschen kostet von 60 Cent. bis zu 1 Fr. 20 Cent. Ein Diener kostet für eine Stunde 50 Cent., für 3 Stunden 1 Fr. 25 Cent., für einen halben Tag von 6 Uhr Morgens bis Mittag 2 Fr. 25 Cent., und für den ganzen Tag von 12 Stunden 4 Fr.

(Polytech. Journal.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, auch für Deutschland gewiß von Interesse, dürften die von einem Verein von zehn Mitgliedern der Dorpater Universität angekündigten „Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands,“ seyn. Vom 1sten Juli dieses Jahrs an erscheint monatlich ein Heft von sechs Bogen in gr. 8., und je sechs Hefte werden einen Band bilden. Das Interesse, mit welchem das Ausland auf Rußland blickt, muß bei seiner immer zunehmenden Bedeutung nothwendig wachsen. Indeß so viel auch bereits über das große Reich geschrieben worden, so ist doch kaum ein anderer Staat in Europa weniger bekannt, als der russische. — Einen neuen, deutlichen Beweis von den herrlichen statistischen Notizen des Auslandes über Rußland gibt abermals folgender Artikel in dem Notizenblatt zur Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, 1833 Nr. 9, wo es also heißt: „Der Engländer Kendall hat sich die Mühe genommen, die Anzahl von Hausthieren, welche in Rußland im Laufe eines einzigen Jahres, den offiziellen Berichten zufolge, von Wölfen zerrissen wurden, aufzuzählen. Die einzige Provinz Liefland bietet hier in Einem Jahr folgende, fast unglaubliche Menge (Ref. erscheint sie wirklich ganz unglaublich): 1841 Pferde, 1243 Füllen, 1807 größere Rinder, 733 Kälber, 15.182 Schaafe, 726 Lämmer, 2545 Ziegen, 183 Böckchen, 5190 Schweine, 312 Ferkel, 703 Hunde, 673 Gänse.“ Und das Alles in dem kleinen Liefland! Naturhistorisch neu dürfte hier wohl seyn, daß die Wölfe bei uns auch nach Gänsen gehen, was sie anderer Orten doch nicht zu thun pflegen. Wer erstaunt nicht über diesen unsern Reichthum an nützlichen Hausthieren? Wer wird indeß auch nicht vor solchem Barbarenlande zurückschaudern, wo in einer Provinz, welche eine der am besten angebauten ist, die Wölfe zu Tausenden herumlaufen! — Selbst die russische Literatur, ungeachtet sie in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit anderer Völker vielfach erregt hat, ist dem größten Theile nach unbekannt. Eine Zeitschrift daher, die, fern sich haltend von den Einzelnheiten und Besonderheiten, in welche die literarischen Blätter Deutschlands, dem dortigen Stande der Bildung gemäß, meistens eingehen, mehr in allgemeinen Umrissen ein Bild der Bewegung in den Wissenschaften zu geben suchte, und auch in die Gebiete fremder Literatur, wo sie von europäischer Wichtigkeit sind, hinüberschweifte, dürfte bei vielen Bewohnern Rußlands einer regen Theilnahme gewiß seyn; denn nicht blos die Bevölkerung der Ostseeprovinzen erfreut sich deutscher Sprache und Bildung, sondern deutsche Niederlassungen im Innern haben Sprache und Glauben des Mutterlandes bewahrt, deutsche Beamte, Gelehrte, Kaufleute ꝛc. sind durch die ungeheuren Strecken des Reichs bis in die fernen Besitzungen in Amerika vertheilt. Eine Zeitschrift übrigens, die hauptsächlich von Mitgliedern einer Universität ausgeht, welche in wissenschaftlicher Beziehung die natürliche Vermittlerin zwischen Deutschland und Rußland ist, kann auch am ersten hoffen, über Rußland in den verschiedensten Beziehungen Nachrichten mitzutheilen, welche dem wißbegierigen Auslande nur anziehend seyn können, und zugleich dem Bedürfnisse nach Theilnahme an dem literarischen Leben des Auslandes, das in Rußland selbst sich regt, fördernd zu begegnen. — Herr Oldekopp, dessen Bestrebungen, das deutsche Publikum mit den Tageserzeugnissen der russischen Literatur bekannt zu machen, eine rühmende Anerkennung verdienen, ist gegenwärtig mit der Uebersetzung von fünf russischen Werken, worunter Bellingshausens Südseereise, beschäftigt.

Herr Atreschkow, Korrespondent der ökonomischen Gesellschaft, redigirt unter ihren Auspicien ein „Journal gemeinnütziger Kenntnisse,“ oder „Bibliothek im Fache der Industrie und Landwirthschaft“ in russischer Sprache. Diese gemeinnützige Zeitschrift erscheint zweimal monatlich, in Heften von 40 — 65 Seiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Mai 1833.

— Weßwegen kommst du her,
So ritterlich mit Waffen angethan?
Und wider wen kommst du, und was dein Zwist?

Shakespeare.
Richard II.

Die Russen am Bosphorus.

Von einem Augenzeugen.

Seit Jahrtausenden ist die berühmte Meerenge, welche Europa und Asien scheidet, Ziel und Sammelplatz der Nationen des Orients und Occidents. Die malerischen Ufer, an denen die Herrin beider Meere liegt, sahen von Angesicht zu Angesicht die Völker des fernen Nordens und Südens, des Ostens und Westens: Araber und Gothen, Perser und Franken pflanzten hier ihre Banner auf, besezten, eroberten, durchzogen, verheerten ein Land, das die Natur mit ihren reichsten Schätzen wie wenige gesegnet, das Kultur und Barbarei, Luxus und Rohheit abwechselnd in Anspruch genommen, wo mehr denn eine blutige und schaudererregende Tragödie der Menschengeschichte ausgespielt worden, und welches die Vorsehung recht eigentlich zu einem Spielball in der Hand ihrer Werkzeuge auserlesen zu haben scheint.

Als vor noch nicht vier Jahren Rußlands Heere den Hämus überstiegen hatten und in Adrianopels Ebene lagerten, wer hätte damals es für möglich gehalten, daß sie jezt auf Anatoliens Küste erscheinen würden, um dasselbe Reich vor einem unvermeidlichen Untergang zu bewahren, dessen Schicksal damals in ihre Hand gegeben, war um Aja Sophias Dom, dessen Halbmond sie mit dem griechischen Kreuze zu vertauschen drohten, zu schützen vor dem Eindringen eines Eroberers, auch eines Moslem und eines solchen sogar, welcher die Aufrechthaltung der Reinheit des Glaubens und der alten Verfassung Unveränderlichkeit zur Anlockung der Gläubigen vor seinen siegreichen Fahnen her verkündigen läßt. Und doch, so weit ist es mit dem Nachfolger der einst welterobernden Khalifen gekommen, daß er den Erbfeind, den Moscowiter, den Glaubensgenossen der von ihm in den Staub getretenen, Hunde geheissenen, aber schlimmer als die begünstigten Hunde behandelten, zur Hülfe anrufen mußte gegen seine eigenen Satrapen, gegen die Bekenner des Propheten, gegen die, welche er zu Macht und Ehren erhoben; während die zusammenstürzenden Trümmer eines einst mächtigen und glorreichen Gebäudes ihn zu verschütten drohen, eines Gebäudes, dessen (freilich wurmzerfressene) Stützen er selbst hinweggezogen, ohne daß der Drang gebieterischer und unglücklicher Zeitumstände ihm die Muße gelassen, deren Stelle durch neue, kräftige, im Geiste der Zeit erfundene, aber den Geist der Nation nicht verletzende, auszufüllen, die schlammige Cisterne durch einen tief und frisch gegrabenen Brunnen zu ersetzen. Jezt, wo die äußere und innere Schwäche und heillose Zerrüttung des osmanischen Reichs jedem Auge sichtbar ist, wundert man sich wohl, daß der morsche Bau nicht schon zusammengestürzt ist, und verlacht nicht mehr als Chimäre den bekannten Plan, welchen der größte

Mann des Jahrhunderts an die Eroberung Egyptens und Syriens knüpfte.

Am Morgen des Bairamfestes (20. Febr.) erschienen die ersten russischen Segel im Bosphorus, bei dessen Anwohnern gemischte Empfindungen von Freude und Furcht, Zufriedenheit und Demüthigung erweckend. Da wo Buyukdere, der vorgezogene Sommeraufenthalt, jezt auch nothgedrungen der Winterwohnort europäischer Diplomaten, mit seiner an den Rücken der grünen Hügel gelehnten Häuserreihe sich lang hinzieht, scheint sich der Bosphorus nach unten zu einem See abzurunden, während nördlich, wo das alte genuesische Schloß in Trümmern ober dem Dorfe und Fort von Anatoli Kawak thront — einst die geheiligte Stelle, wo der, welcher auf dem Widder nach Kolchis gezogen, und jener, welcher das kostbare Fell wieder erworben, den Göttern geopfert — die Aussicht nach dem unwirthlichen Pontus frei bleibt. Nach Osten, auf der asiatischen Küste, steigt der Riesenberg empor, Buyukdere gegenüber, auf seinem baumbewachsenen Gipfel, als Wallfahrtsort frommer Osmanlis, bei einer kleinen Kapelle das Riesengrab tragend, welches aus dem des Alciden in das des Josuah umgewandelt worden. Von hier hat man anmuthige Fernsichten nach Norden und Süden, über die unten hinziehenden, bei den beiden Fanaldörfern endenden Hügelketten der rumelischen und anatolischen Ufer des Meerstroms hinaus und auf den Spiegel des Pontus; andrerseits über die waldigen Höhen und Schluchten des Küstenlandes, nach Terapia, die gleich einem Riesenfluß sich windende, bald verschwindende, bald wieder erscheinende thrazische Meerenge hinab bis zum Marmorameere mit seinen Fürsteninseln und dem hinter demselben zur Linken sich erhebenden zackigen, schneebedeckten Olympos. Zwischen diesen beiden Ufern, wo sich der Meerbusen hineinbiegt, den schon die Alten den tiefen nannten — an dessen Ende sich bis zu den schimmernden Wasserleitungen hin, welche bei Bagdschelöi ihren Anfang nehmen und aus den Benden von Belgrad und Pyrgos nie versiegende Nahrung ziehen, das schöne Großthal (Buyukdere) hinzieht, in dem siebenstämmig die alte Platane steht — warfen die drei Abtheilungen der russischen Flotte nacheinander die Anker aus, eilf mächtige Linienschiffe, von den drei Admiralschiffen: dem „Souvenir d'Estafi," „l'Imperatrice Marie" und „la Ville de Paris" befehligt, durch eine große Anzahl von Fregatten, Corvetten und Transportschiffen verstärkt. Bewegungslos liegen nun diese majestätischen Massen da, Ehrfurcht gebietend durch ihre Größe und ihre tausend Feuerschlünde, die, mit Krieg drohend, vor Krieg bewahren sollen. Unzähliche Nachen und Schaluppen, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in weißem Oberhemde mit schwarzer Binde und Mütze, durchschneiden zu allen Stunden den Kanal, in dessen Fluthen ihre großen weißen Segel sich spiegeln, während ihre Form mit den langen und schmalen, an beiden Enden scharf zugespizten, mit zierlich bemaltem und vergoldetem Schnitzwerk verzierten Caiks der Landesbewohner, welche die Welle mit der Schnelligkeit des Vogels durchschneiden, den auffallendsten Kontrast bildet. Auf dem schönen Quai von Buyukdere, jedem bekannt, der einmal in diesen Gegenden gewesen ist, herrscht ein ganz ungewöhnliches Leben und Treiben. Während der gemeine Türke mit seinem immer seltener werdenden Turban und seiner weiten, in lebhaften Farben schimmernden Nationalkleidung, der vornehmere mit seiner beinahe auf die Brauen herabfallenden rothen Mütze mit blauer Troddel und seinem ziemlich ungeschickt nach europäischer Weise zugeschnittenen langen Ueberrock umherspaziert; der regelmäßig schöne, aber träge und weibische Armenier in seinem Calpak, langen, pelzverbrämten Mantel und rothen Babuschen langsam einher geht; der bewegliche Grieche sich zwischen beiden durchdrängt, und Bulgaren mit ihrer aus braunem Hundsfell geschnittenen runden Mütze und grober, weißlichgelber Kleidung, zum Schalle der Sackpfeife die Romaika tanzen, sieht man eine Menge von Marinesoldaten und Matrosen, erstere in ihren schwarzen, leztere in grauen Uniformen, mit Ausbesserung ihrer Schaluppen und Ruder, Ein- und Ausladen von Holz, Munition, Vorräthen, Ab- und Zuführen der Offiziere und Bestellung sonstiger Aufträge beschäftigt. Auf einer Wiese bei Sarijar, oberhalb Buyukdere, sind Marketenderbuden aufgeschlagen. Kanonendonner von den Schiffen verkündigt den Tagesanbruch; fast den ganzen Tag lang erschallt von den Verdecken und von dem Platze vor dem russischen Gesandtschaftspalais rauschende Musik: nach- und durcheinander Nationalmelodien, „schöne Minka, ich muß scheiden," Rossinische Opern, Arien und Donnizettis Marsch des Sultans spielend, bisweilen auf drei bis sechs Punkten zugleich, wodurch die Harmonie eben nicht befördert wird. Anmuthig ist die Wirkung der Musik in der abendlichen Stille. Nachdem um acht Uhr die Retraite geblasen worden und ein Kanonenschuß auf dem Admiralschiff, vom Gewehrfeuer und Rühren der Trommeln auf den übrigen Fahrzeugen gefolgt und begleitet, und vom Echo der nahen Berge wiederholt, das Zeichen gegeben hat, stimmen die Instrumente ein rührendes, einfach schönes Abendgebet an. Es ist eine erhebende und zur Betrachtung einladende Stimmung, in die man sich unwillkührlich versezt fühlt, wenn man in diesem Augenblick an einem schönen windstillen Abende am Ufer lustwandelt und, von tiefem Schweigen umgeben, diese sanften, frommen Töne daherzittern hört über die kaum vernehmbar plätschernden Wellen, auf welche die Bergmassen einen tiefen Schatten werfen, der von dem goldnen Lichtstreifen des Mondes, wenn er emporsteigt über die waldigen Gipfel der Hügel, unterbrochen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen.

(Fortsetzung.)

Was dieser Klein'sche Erdglobus für die Geographie zu werden verspricht, das dürfen wir für die Optik von einer neuen in London gemachten mikroskopischen Erfindung erwarten, die ganz Außerordentliches leistet. Das Wesentliche dieser Erfindung besteht in der Hervorbringung eines ungemein energischen Lichtes, welches man erhält, indem man einen Strom Sauerstoffgas mit einem Strome Wasserstoffgas zusammentreten, und so vereinigt in erhitztem Zustande auf Kalk fallen läßt. Bei dem Sonnenmikroskop beleuchtet man bekanntlich die Rückseite der zu betrachtenden Gegenstände vermittelst des Sonnenlichtes, welches man mit einem Planspiegel auffängt, der es auf ein erhabenes Glas und durch dasselbe auf die Rückseite des Gegenstandes wirft. Bei dem neuen Londoner Mikroskop dagegen wird statt des Sonnenlichtes das eben beschriebene energischere Gaslicht angewendet, und der zu betrachtende Gegenstand dadurch so stark beleuchtet, daß die Vergrößerung bei dieser Vorrichtung auf das 500,000fache der ursprünglichen Größe ausgedehnt werden kann. Einige Kinderhaare erschienen wie große Röhren von mehreren Fuß Durchmesser. In der feinen Haut des menschlichen Herzbeutels konnte man vollkommen den Lauf der Arterien und Venen sehen. Der Stachel einer Biene zeigte sich wie eine ungeheure, mit Wiederhaken versehene, vier Fuß lange Waffe, der Stachel der Pferdefliege aber glich einem langen Säbel. In einem Tropfen Wasser sah man die Insekten mit einander kämpfen, und bei einigen Larven, deren innerer Bau wegen ihrer Durchsichtigkeit genau wahrgenommen werden konnte, bemerkte man sogar die Luftblase, vermittelst deren sie im Wasser steigen und sinken. — Dieß neue Mikroskop ist von dem geschickten Optiker Cary zu London verfertigt, und scheint vor allen Sonnenmikroskopen auch schon deßhalb den Vorzug zu verdienen, weil man leztere nur an sonnenhellen Tagen, ersteres aber zu jeder beliebigen Zeit in Anwendung bringen kann.

Eine andere optische Frage, welche die Naturforscher in der neuesten Zeit wieder sehr lebhaft beschäftigt hat, betrifft den allerdings merkwürdigen Umstand, daß wir die Gegenstände, ohnerachtet wir sie mit zwei Augen sehen, und also zwei Bilder, nämlich auf der Netzhaut eines jeden Auges eins, von ihnen erhalten, doch nur einfach erblicken. Je mehr man hierüber nachdenkt, je auffallender erscheint der Umstand, und schon ältere Weltweise sind um eine hinreichende Erklärung desselben verlegen gewesen. Newton erklärte das einfache Sehen aus der Vereinigung der Sehnerven beider Augen im Gehirn hinter dem Augapfel, wogegen ihm aber schon die damaligen Anatomen mit Grund einwendeten, daß die Sehnerven sich nicht vermischen, sondern nur an einander anlegen; auch hat Kepler *) nachher sehr richtig bemerkt, daß die Ursachen des einfachen Sehens nicht in einer solchen Vereinigung liegen können, weil wir sonst nie eine Sache doppelt sehen würden, was doch, wie den Lesern bekannt ist, in einzelnen ungewöhnlichen Lagen des zu betrachtenden Körpers oder Stellungen des Gesichts **) allerdings zu geschehen pflegt. Andere, sehr gekünstelte Erklärungen des Vorgangs erwähne ich gar nicht. Mir hat es bisher immer geschienen, als wenn man, Behufs der einfachsten Erklärung, auf die Art zurückkehren müsse, wie der neugeborne Mensch das Sehen erlernt. Bei den ersten Versuchen des Kindes mag wegen des doppelten Bildes allerdings auch eine doppelte Empfindung entstehen; allmählig aber entdeckt das Kind, in dem Maße, als sich der Tastsinn und der Gesichtssinn harmonisch ausbilden, daß, wenn zwei übereinstimmende Punkte in den Netzhäuten der beiden Augen gerührt werden, der Gegenstand nur einfach vorhanden ist. Dadurch wird es uns zur andern Natur, von so gesehenen Dingen beim gewöhnlichen Gebrauche der Augen als von einzelnen zu urtheilen. Die Nervenspitzen der beiden Netzhäute haben sich gleichsam daran gewöhnt, einen solchen gemeinsamen Eindruck als das Resultat des Anblickes eines Einzelobjekts aufzunehmen, und wir sehen in Folge dieser Angewöhnung von Jugend auf mit zwei Augen doch nur einfach, so lange das Sehen auf normale Weise vor sich geht.

Gegen diese Erklärung, wie einfach, natürlich und plausibel sie auch erscheint, erhebt sich nun die neueste Naturforschung, indem sie den dabei vorausgesetzten gleichen Antheil beider Augen am Sehen eines und desselben Objekts in Abrede stellt. Die Optiker wollen nämlich beobachtet haben, daß man in jedem bestimmten Falle nur mit Einem Auge deutlich sieht, während das andere Auge nur einen schwachen Antheil am Sehen nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dioptr. propositio 62.

**) Noch andere Umstände können ein vorübergehendes Doppelsehen der Gegenstände veranlassen. Man betrachte z. B. Abends eine helle Lichtflamme mehrere Minuten lang starr mit einem Auge, während man das andere sorgfältig zuhält, und öffne dann das leztere schnell, so wird man augenblicklich zwei Lichtflammen erblicken. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Bilder aus der Natur und Idee. Theater. Frau v. d. Recke.

Zu den vorzüglichsten Genüssen im lezten Theile des sich sehr verlängernden Winters gehörte die Ausstellung landschaftlicher und architektonischer Kunstwerke unter

dem Namen Bilder aus der Natur und Idee. Die Verfertiger, Ernst Oehme und Otto Wagner, erfreuten damit das kunstsinnige Publikum während mehrerer Monate Abends von sechs bis acht Uhr. Die Wirkung des mit großer Einsicht angewendeten Lichts auf die mannichfachen Gestaltungen war größtentheils von einer tief ergreifenden Wahrheit. Die schwach durch eine Laterne erhellte Thurmglockenstube während einer Feuersbrunst, deren Schein die Luft geröthet hat, machte sehr großen Eindruck. Die Kreuzeserleuchtung in der Peterskirche zu Rom war bewundernswürdig. Das Ganze schien gar kein Bild zu seyn. Man glaubte die mannichfachen Gruppen in der Kirche erhaben aufgestellt und wirklich vom Scheine des erleuchteten Kreuzes ihre Beleuchtung allein ausgehen zu sehen. Ohne Zweifel beruhte dieser ungemeine Effekt auf einer besondern Vorrichtung. Noch überraschender beinahe war die wundervolle Perspektive einer Darstellung aus dem dritten Stocke der Logen des Vatikans mit der Aussicht auf Rom und dessen Campagna in der Abendbeleuchtung. Immer von Neuem fühlte sich der Beschauer zu diesem Zaubergemälde zurückgezogen. Das Abendglühen des Mittaghorns auf der Wengeralp war ebenfalls hinreißend. Die lezten Sonnenblicke entzündeten die Spitzen des Mittaghorns und der Zschingelhörner, während im Thale schon die Nacht anhob, wie unter andern das Licht aus den Fenstern einer Hütte sehr ergözlich darlegte. Im Allgemeinen schienen übrigens diejenigen Gemälde, welche die Natur selbst im treuen Spiegel darstellten, den meisten derjenigen vorgezogen zu werden, die zunächst der bloßen Phantasie der talentreichen Künstler ihren Ursprung verdanken. Besonders erfreulich wirkte unter andern das liebliche Licht auf dem Spiegel des Golfs von Neapel mit seinen schneeigen Segeln, wohin der Garten der Kapuziner in Sorrent die Aussicht darbietet.

Während die gefeierte Schröder-Devrient sich in London mit neuen Lorbeern schmückt, müssen freilich unserer Oper die höchsten Festtage abgehen. Dieß ist um so fühlbarer, da sie uns noch kurz vor der Abreise in einer neuen Oper, Namens „Saul," durch seelenvollen Gesang hinriß. Diese Oper, der Dichtung nach, wie man sagt, nahe am Thron entsprossen und in Musik gesezt von Borromäus von Miltitz, demselben, der auch als Novellendichter bekannt ist, wurde mit vielem Applaus aufgenommen und schon mehrmals wiederholt. Es regte sich überhaupt im lezten Theile des Winters ein neues Leben im ganzen hiesigen Bühnenwesen, hauptsächlich durch recht gefällige und gefallende Stücke.

Ein eingetretener Todesfall hallte in Tönen rührender Trauer weit über Sachsen hinaus bis in die Eisgefilde Rußlands. Obschon allerdings Frau von der Recke an Jahren schon den achtzig ziemlich nahe stand, auch in der lezten Zeit manche körperlichen Leiden zu tragen hatte, wurde sie doch von ihrem lebendigen Geiste über Alter und Leiden hinausgehoben, so daß ihr Haus einen sehr angenehmen Versammlungspunkt in Beziehung auf gesellige Bildung darbot. Der ehrwürdige, mehr als achtzig Jahr alte Freund und langjährige Hausgenosse der Verewigten, Tiedge, wird schwere Kämpfe zu bestehen haben mit dem großen Unglück dieses ihm unersezlichen Verlustes. Uebrigens soll, wie das Gerücht verkündet, nach einer testamentarischen Disposition der trefflichen Frau, nach ihrem Ableben ihr Haus wie bei ihrem Leben fortgeführt werden, wodurch auch Tiedge, dessen Existenz von seinem hohen Alter fast ganz auf das Haus sich beschränkt sieht, in seinen Lebensgewohnheiten so viel als möglich gesichert wäre. Unter andern widmete Böttiger bei dem Begräbnisse der Hingeschiedenen einen, sie und ihr mannichfaches, schönes Wirken bezeichnenden Nachruf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, April.

(Fortsetzung.)

Dampfschifffahrt.

Der nahende Frühling, indem er die durch den ungewöhnlich lange anhaltenden, strengen Frost — noch bis Mitte März hatten wir hier 15 — 19° und Anfang Aprils 5 — 8° Kälte bei Nacht — Alles bedeckende, dicke Eisrinde löst, eröffnet uns Bewohnern des hohen Nordens wieder die Aussicht auf den raschen und regelmäßigen Verkehr zwischen der Residenz des größten Reichs der Welt und dem alten Haupte der Hansa, welcher während der sieben Monate unsers Winters unterbrochen gewesen war. Bald sehen wir nun wieder wöchentlich die Flaggen gehen und kommen, die zwei uns so theure Namen über die Ostsee tragen und wie schützende Paniere über Reisenden aller Nationen wehen. Bald hören wir wieder die im Sommer so häufige und geläufige Frage: „Ist das Dampfschiff noch nicht gekommen?" Der nach Neuigkeiten verlangende Politiker wird die Zeitungen rascher erhalten, die Reisenden werden zahlreicher ankommen, so mancher während des eisigen Winters in der Brust verschlossene, heiße Wunsch wird nun in Erfüllung gehen; bald kann man wieder möglicher Weise innerhalb sieben Tagen in London seyn, oder, in die Bäder reisend, im Augenblicke der Abfahrt von hier fast Tag und Stunde der Wiederkehr bestimmen. Allgemein sind von den Reisenden der verschiedensten Nationen das wackere, gefällige Wesen der Kapitäne und der Mannschaft, ihre vorzügliche Geschicklichkeit, die bequeme Einrichtung der Kajüten, die gute Bedienung und alle Vortheile dieser Reise einstimmig gerühmt worden. Wirklich haben auch die beiden Kapitäne fast das Unglaubliche geleistet, indem die Mittelzahl der Stunden, deren sie zu dieser Reise auf vierzig Fahrten mit den Dampfschiffen „Nicolai I." und „Alexandra" bedurften, nur etwa neunzig war. — Im Februar dieses Jahrs fand hier die Generalversammlung der Aktionärs der Petersburger und Lübecker Dampfschifffahrtsgesellschaft statt. Bei Ablegung der Rechenschaft über die Operationen dieser Gesellschaft eröffnete der Präsident derselben den Aktionärs, daß dieses Unternehmen, welches seit dem Jahr 1830 besteht und von der Regierung ein Privilegium auf zwölf Jahre erhalten hat, im vergangenen Jahre von dem günstigsten Erfolge gekrönt worden ist. Der reine Gewinn für das erwähnte Jahr beträgt 199,800 Rubel, der für das Jahr 1831, wo die Kommunikation mit dem Auslande durch die Cholera so gut wie ganz gehemmt war und jedes Dampfschiff nur ein paar Fahrten machen konnte, hingegen nur 68,800 Rubel. Auf diese Summe ist eine Dividende von 80 R. per Aktie angewiesen, was 16 Procent ausmacht. Das Grundkapital der Gesellschaft besteht in 2000 Aktien, jede zu 500 R. Da nun der Hauptzweck dieses Vereins nicht der mehr oder minder große Betrag der Dividenden ist, sondern vielmehr der Nutzen, den der Staat im Allgemeinen, besonders aber in seinen Handelsverhältnissen, aus dem schnellen Verkehr mit dem Auslande zieht, so hat es die Gesellschaft für ihre Pflicht gehalten, die Reise auf den Dampfschiffen den Passagieren so wenig kostspielig als möglich zu machen; daher auch die Preise der Pläze für das Jahr 1833 von ihr möglichst herabgesezt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Mai 1833.

— L'étrange bivac
Dans un cadre d'Asie offre un tableau d'Europe.
Méry et Barthélemy.

Die Russen am Bosphorus.

(Beschluß.)

Schräg dem Vorgebirge gegenüber, an welches einst auf der Argonautenfahrt Medea ihr Gift hinwarf und dadurch dem Ort den Namen Pharmacia gab, den das heute dort stehende Dorf, mit dem englischen und französischen Gesandtschaftshause und den Sommerwohnungen vieler wohlhabenden Griechen und Armenier, in Therapia umgewandelt hat, krümmt sich in das Land hinein eine der zahlreichen Buchten, welche den Kanal auf beiden Seiten umgeben. Hier bei einer, mit ungewöhnlicher Eleganz gebauten Mühle, welche ein Waldbach rauschend treibt, befindet sich ein Landungsplatz, bei den Einwohnern unter dem Namen Hundjar-iskelessi, d. i., der Landungsplatz des Herrschers, bekannt, welche Benennung, von einem in der Nähe liegenden Sommerpallaste des Sultans hergeleitet, sich dem ganzen hier beginnenden Thale mitgetheilt hat. Die Ufer des Bosphorus sind reich an reizenden Thälern, welche mit dem oberhalb der Hauptstadt gelegenen anfangen, wo die sogenannten süßen Gewässer sich in den Hafen ergießen; mit dem von Hunkjar-iskelessi aber mag sich wohl nur das von Buyukdere vergleichen lassen. Beide, von uralten, hochstämmigen, vielästigen Platanen beschattet, machen — jedes wohl mit gleich unhaltbaren Rechtstiteln — auf die Ehre Anspruch, Gottfried von Bouillon und seinen Kreuzfahrern zum Lagerplatze gedient zu haben, eine Lokaltradition, welche, wenn auch wahrscheinlich ganz ungegründet, doch durch die Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart, des eilften und des neunzehnten Jahrhunderts ernste und interessante Betrachtungen über die verschiedenen Entwicklungen der verschlungenen Fäden der Menschengeschichte hervorrufen muß. Von einem kleinen Bache durchschlängelt, zieht sich das mit einem smaragdnen Wiesenteppich bedeckte Thal zwischen zwei Bergrücken hin nach Norden, und durch dasselbe führt der Weg zum Riesenberge hinan, dessen Kuppe es auf der einen Seite begrenzt. Man kommt hier an dem schon genannten Sommerpallast des Großherrn vorbei, dessen erste Erbauung in die Zeit des großen Suleiman fällt. Mit einem Graben umgeben, über welchen zwei Brücken zu den Eingangsthoren und dem geräumigen Hofraum führen, macht das hübsche, an eine sanfte Anhöhe gelehnte Gebäude den Eindruck größerer Symmetrie, als gewöhnlich die Bauten dieses Landes. Nicht weit von da befindet sich ein weißmarmorner, mit Inschriften versehener Brunnen, um welchen an warmen Tagen die Bewohner der benachbarten Dörfer und Landhäuser, deren mit vergoldetem Schnitzwerk verzierte, gewöhnlich von Ochsen gezogenen Arabas man nicht selten durch das Thal fahren sieht, wenn die schöne Jahrszeit die Städter aufs Land

getrieben, sich im Platanenschatten lagern, um der hier herrschenden Kühle zu genießen.

In und bei diesem schönen Thale, welches seit langer Zeit wohl die Töne einer fröhlichen Menge, nicht aber Waffengeklirr und Feldgeschrei vernommen, ist das Lager aufgeschlagen, welches die Russen seit kurzer Zeit bezogen haben, um einem etwaigen Vorrücken der Egypter Einhalt zu thun. Auf dem dicht ans Ufer stoßenden Hügel stehen die ersten Zelte, welche von türkischen Truppen besezt sind, die auch an den Landungsplätzen zugleich mit ihren Bundesgenossen und Beschützern, die sie nun schon allgemein „unsere Brüder" (Cardaschlärimiz) nennen, den Wachdienst versehen. Der Umstand, daß in dem benachbarten Therapia die Pest von Neuem ausgebrochen ist, hat verdoppelte Wachsamkeit und Aufsicht veranlaßt, so daß einem Jeden nun das Anlanden untersagt und der Besuch des Lagers nur durch besondere Vergünstigung gestattet ist. „Haide!" (weg da!) rufen die türkischen Schildwachen den Ankommenden zu und halten ihnen die Bajonnette entgegen. „Weßhalb? warum das?" fragen diese. „Niemand wird zugelassen; unsere Brüder haben es verboten." Von einem am Ufer liegenden Hause an, wo die Generale Murawieff und Ungebauer mit ihrem Stabe wohnen, führt der Weg zur Linken den Hügel hinan, auf welchem die Artilleristen lagern, in deren Nähe die Pulverkarren und Munitionswagen, und in einer Vertiefung zwischen der ersten und zweiten Hügelreihe die großen Zelte für die Kranken stehen. Von hier aus zur Rechten steigt man auf einem Fußpfade zu einer andern Anhöhe hinan, wo sich vorerst auf der Hälfte des Abhangs und in der Breite, gegen das Meer zugekehrt, eine kleine Abtheilung, und dann auf der Spitze, den langen Bergrücken verfolgend, welcher sich zum Riesenberge erstreckt, in ausgedehnten Reihen die Hauptabtheilung des Lagers befindet. Die russischen Zelte sind von grauweißer Leinwand, nicht hoch, leicht und einfach, und gewähren also vor Wind und Kälte, so wie vor dem Regen nur wenig Schutz. Bequemer sind die türkischen, deren die Landesregierung eine Menge hat herschaffen lassen; sie sind hoch und oben gerundet, ganz oder zum Theil mit lichtblauem oder grünem, wasserdichten Zeuge überzogen. Zum Transporte sind sie zu schwer und unbequem. Im Durchschnitt bewohnen vier Mann ein Zelt. Die ganze Ausdehnung der Hügel ist geebnet und vom kleinen Baumwuchs und Gestrüpp gereinigt; die Zelte sind meist mit einer Art kleiner Hecke von Lorbeerzweigen eingefaßt (der Lorbeer bedeckt als Staudengewächs in diesen Strichen in großer Menge die Hügel), was eine gute Wirkung thut. Auch in den Zelten ist das Lorbeerlaub, mit Stroh vermischt, häufig umhergestreut, und auf ihm mögen die nordischen Krieger nach Herzenslust von Ruhm und Sieg träumen. Vor der nach Südosten gewendeten Lagerlinie sind sechs Feldgeschütze aufgepflanzt.

Auf diesen Anhöhen weht noch in der jetzigen Jahreszeit vom schwarzen Meere her ein schneidend kalter Nordwind, welcher den Lagernden den Genuß der schönen Natur vor ihnen und ringsum wohl oft verkümmern muß. Die Aussicht von diesem Hügel ist minder umfangreich als andere, aber sie rundet sich nach Süden zu einem reizenden Bilde, dessen Mittelpunkt der hier eng umschlossene Bosphorus bildet, auf dem die Flaggen mehrerer russischen Kriegs- und Transportschiffe und der dreifarbige Pavillon der französischen Fregatte Galathee wehen. Auf beiden Seiten ziehen sich ununterbrochen anmuthig gruppirte und an die Vorgebirge gelehnte Dörfer hin, mit Jaliköi und Beglos auf dem asiatischen Ufer beginnend, mit Jeniköi unterhalb Therapia endigend, während in der Mitte die festen runden Thürme des vom Eroberer Mohammed, nicht fern von der Stelle der Dariusbrücke erbauten europäischen Schlosses, (Rumeli-Hissar) und tiefer unten, etwas zur Linken, in einer Einbiegung, die prächtigen neuen Kasernen in Asien gleichsam den Schlußstein bilden.

Steigt man auf dieser Seite in das Thal hinunter, so gelangt man an eine Vertiefung, mehr vor dem Nordwind geschüzt, wo — für eine Schilderung sehr unergiebig, aber in der Wirklichkeit eben kein unwichtiger Gegenstand — sich die Kochanstalt befindet und große Suppen- und Fleischkessel über Bündeln lodernden Reisigs befestigt sind. Für Nahrung ist hinlänglich gesorgt, wenn auch im Allgemeinen das Fleisch, namentlich des Rindviehs, in dieser Gegend nicht zu dem besten gehört. Getreide und Mehl kommen in ungeheurer Menge aus den Häfen des schwarzen Meeres, welche so manche Länder damit versorgen, die, wie das hiesige, würden sie angebaut und benuzt, statt daß die Reichthümer eines ergiebigen Bodens, wie das in die Erde vergrabene Pfund unbeachtet liegen bleiben, die Bedürfnisse ihrer Bewohner selbst befriedigen und, mancher müßigen Hand Arbeit gebend, dem Elend und der Noth aus eigenen Mitteln steuern könnten. — Nicht weit von da lagert ein Trupp Kosaken, bis jezt nur hundert, und die einzige bisher im Lager befindliche Reiterei, außer der türkischen. Ihre Pferde, welche alle, so wie auch die der reitenden Artillerie, aus diesem Lande selbst sind, stehen der Reihe nach mit Stricken an eine Linie von Pfählen gebunden, während ihre Piken vor den Zelten in die Erde gepflanzt sind. Weiter unten und schon im Thale selbst, das sich nun, nach den Stürmen eines ungewöhnlich langen und strengen Winters, mit den schönsten und lebhaftesten Frühlingsfarben zu schmücken beginnt, erblickt man das Lager einer Eskadron türkischer Kavallerie, die, unter einem eigenen Kommandanten stehend, doch dem Oberbefehl des russischen Generals untergeben ist. Diese Truppen, denen man es bei allem Bestreben, sie dem europäischen Kriegswesen nahe zu bringen, doch noch ansieht,

daß ihre jetzige Uniform ihren Gewohnheiten und der alten Landessitte wenig entspricht, bilden in Kostüm und Haltung einen auffallenden Kontrast mit den Russen, so daß man einige Verwunderung nicht unterdrücken kann, diese beiden Nationen, Europäer und Halbasiaten, hier zu gemeinsamer Unternehmung vereint zu finden. In der Form des Kriegswesens haben sie übrigens manche Fortschritte gemacht, und diese Kavallerie vollführt nicht ungeschickt militärische Evolutionen nach unserer Weise und in geschlossenen Reihen, wogegen Delhis und Mameluken in regellosen Haufen anzusprengen pflegten. Ihre Pferde stehen Tag und Nacht aufgezäumt und gesattelt.

Bei aller Bewegung und dem regen Leben und Treiben herrscht die musterhafteste Ordnung. Alles ist eingerichtet, als gelte es, jeden Augenblick einen anrückenden Feind zu empfangen. Offiziere auf schönen türkischen Pferden, deren der Sultan mehrere als Geschenke gesandt, sprengen durch das Lager umher, Munitionswagen fahren auf neugebahnten Pfaden die Hügel hinan, alle Posten sind besezt, auf den Höhen Schildwachen ausgestellt, und in wenig mehr denn einer Stunde können die 6000 Mann, *) die in diesem Augenblick etwa bei Hunkiarjskelessi lagern mögen — eine Macht, weniger imposant durch Zahl, als durch moralische Kraft — in Reihe und Glied stehen. So sind die Bivouaks der Russen am Bosphorus. Rt.

*) Während obige Zeilen geschrieben wurden (23sten April), ist das Lager bedeutend vergrößert worden, indem zugleich mit der dritten Abtheilung der Flotte über 6000 Mann daselbst angelangt sind. Die Zeltreihen auf dem Rücken des Hügels, der sich nach dem Riesenberge erstreckt, haben sich um das Doppelte verlängert, und von Buyukdere aus sieht man die weißen Linien sich weit hinziehen und Abends die Bivouakfeuer brennen. Binnen wenigen Tagen soll in Gegenwart des Großherrn eine allgemeine Revue der Truppen stattfinden.

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen.

(Fortsetzung.)

Welches das dominirende Auge sey, kann man dadurch leicht erkennen, daß man abwechselnd das eine oder das andere schließt. Schließt man das dominirende Auge, so bemerkt man eine auffallende Verschiedenheit im Sehen: der Eindruck verliert außerordentlich an Lebhaftigkeit; schließt man aber das andere Auge, so bemerkt man eine sehr geringe Verschiedenheit. Es wäre sogar möglich, daß der Schöpfer den beiden Augen, als zwei verschiedenen Instrumenten, verschiedene Fähigkeiten beigelegt hätte, so daß das eine für Aufnahme gewisser bestimmter Eindrücke geeigneter wäre, als das andere, und umgekehrt. Einer der Gründe wenigstens, warum beide Augen einen ungleichen Antheil am Sehen nehmen, besteht in einer realen Verschiedenheit, nämlich darin, daß die deutliche Sehweite der beiden Augen bei den meisten Menschen sehr verschieden ist. In der Regel ist das rechte Auge das schärfere; in der Regel kann man auch das linke Auge allein schließen, aber nicht das rechte, und muß bei diesem die Hand zu Hülfe nehmen. Beide Augen scheinen also in der That nicht ganz die nämliche Rolle beim Sehen zu spielen, und es wäre hiernach wirklich möglich, daß die Einheit des Bildes, welches die Seele von einem mit beiden Augen gesehenen Objekte erhält, gleichzeitig durch das Uebergewicht des Einflusses bedingt würde, welchen das eine Auge bei diesem Sehprozesse über das andere ausübt. Was übrigens für diese sinnreiche neue optische Hypothese besonders zu sprechen scheint, ist der Umstand, daß bei vielen Thieren, z. B. bei den Vögeln, namentlich bei den Hühnern, die Augen auf eine Art gestellt sind, welche ein gleichzeitiges Sehen mit beiden unmöglich macht, so daß abwechselnd das eine oder das andere Auge das Hauptgeschäft dabei übernimmt und das zweite Auge nur eine Nebenrolle spielt.

Wir haben uns in unserm vorigen Berichte viel mit den bewundernswürdigen Bereicherungen beschäftigt, welche die Theorie und Praxis des Magnetismus kürzlich erlangt hat, und kehren nochmals auf dieses interessante Gebiet der Naturwissenschaften zurück. Die Leser erinnern sich nämlich, daß die Veränderungen, welche eine Magnetnadel in ihrer Richtung zeigt, von dem Umstande abhängig sind, daß die ganze Erde gleichsam selbst ein Magnet ist und als solcher eine beständige Wirkung auf die magnetisirten Körper ausübt. Allein diese magnetische Kraft der Erde ist einer unendlichen Menge von Anomalien unterworfen; ja man hat in den neuesten Zeiten sogar tägliche *) Wechsel darin bemerkt, wobei sich aber wieder Einflüsse zeigen, welche von dem Punkte der Erdoberfläche abhängen, auf welchem man beobachtet. So fand man in Kopenhagen die magnetische Kraft der Erde, welche man aus ihrem Einflusse auf eine frei vibrirende Magnetnadel abnahm, um 11 Uhr Morgens am schwächsten, in den spätern Nachmittagsstunden dagegen am stärksten; in Spitzbergen wurde zwar der nämliche Wechsel, aber zu andern Tagesstunden beobachtet, und es schien hiernach sehr schwer, ein allgemeines Gesetz so verwickelter Erscheinungen anzugeben.

Um jedoch wo möglich dahin zu gelangen, hat unser trefflicher Humboldt vor Kurzem in Berlin ein eigenes

*) Daß die Jahreszeiten einen Einfluß auf die Magnetnadel üben, wußte schon Cassini. Er fand die westliche Abweichung vom Januar bis April größer als in den Sommermonaten. N.

Gebäude für magnetische Beobachtungen einrichten und mit den kostbarsten Instrumenten ausstatten lassen, bei dessen Bau, zur Entfernung aller fremdartigen Einflüsse, durchaus kein Eisen angewendet worden ist. In diesem Gebäude nun, wo sich also die Wirkung des Erdmagnetismus vollkommen frei äußern kann, da sich kein störender Einfluß näherer Eisenmassen damit verbindet, werden fortdauernd Beobachtungen über Declination und Inclination der Magnetnadel und die darin vorgehenden merkwürdigen und räthselhaften Veränderungen angestellt. Um aber dem Gesetze dieser geheimnißvollen Vorgänge mit sicherer Hoffnung auf ein entscheidendes Resultat nachspüren zu können, hat Humboldt seine vielfachen Verbindungen dazu benützt, daß, nach gewissen Verabredungen, ähnliche magnetische Beobachtungen zu Freiberg in Sachsen, zu Paris, Petersburg, Moskau, Nicolajew, ja selbst zu Peking und in Südamerika angestellt werden, und schon jezt gewährt die Vergleichung aller dieser Beobachtungsreihen manche sehr interessante Andeutungen, auf welche wir in einem unserer nächsten Berichte zurückkommen werden. Bei der großen Theilnahme aber, welche diese Versuche erregen, hat jezt auch das Universitätskuratorium zu Göttingen den Bau eines, kein Eisen enthaltenden Gebäudes, Behufs ähnlicher magnetischer Beobachtungen, nach Humboldts Vorgange, beschlossen, wovon wahrscheinlich unser wackerer Gauß die Direktion übernehmen wird. Dieser scharfsinnige Mathematiker ist schon früher mit Vervollkommnung der magnetischen Apparate beschäftigt gewesen, und die Anwendung dieser neuen Instrumente zur Erforschung der Intensität des Erdmagnetismus hat ihre Brauchbarkeit bewährt. Bei der reißenden Schnelligkeit, mit welcher sich der Geist der Aufklärung über den ganzen Erdkreis verbreitet, wird es leicht werden, das Netz dieser magnetischen Beobachtungen immer weiter und in den entferntesten Winkeln der Erde auszuspannen, und allerdings läßt sich unter dieser Voraussetzung Großes für die Aufklärung der Lehre vom Magnetismus erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

(Beschluß.)

Dampfschifffahrt. Die neue Stadtpost.

Noch hat sich in diesem Jahr in Riga eine Aktiengesellschaft gebildet, Behufs einer Dampfschifffahrt zwischen Lübeck, Riga und Libau zum Transport von Passagieren, Briefen und Waaren. Das von der Rigaer Gesellschaft angekaufte Dampfschiff, welchem mit allerhöchster Genehmigung der Name des Cesarewitsch Thronfolgers beigelegt worden, wird in diesem Jahre seine Fahrten zwischen Riga und Lübeck regelmäßig jede Woche machen, so lange die Navigation in ersterm Hafen währen wird, dann aber zwischen Lübeck und Libau. Damit nun aber nicht diesem Unternehmen gleich im Anfang durch Andere irgend ein Hinderniß erwachse, hat die Regierung — in Rücksicht des Vortheils, welcher für den Handel aus einer ununterbrochenen Kommunikation zwischen den genannten Orten entsteht — der Rigaer Dampfschifffahrtsgesellschaft ein Privilegium auf fünf Jahre ertheilt. — Auch zu einem regelmäßigen, ununterbrochenen Verkehr durch Dampfschiffe zwischen Odessa und Konstantinopel bildet sich gegenwärtig eine Aktiengesellschaft an ersterm Orte.

Seit Anfang dieses Jahrs erfreuen sich die Bewohner Petersburgs nun auch, gleich denen Londons und anderer großen Städte, eines neuen, bequemen Versendungsmittels von Briefen aller Art, Anzeigen, Einladungskarten ꝛc. durch die seit den ersten Tagen Januars ins Leben getretene Stadtpost, welche indeß weder Geld, noch Pakete annimmt. Die Briefe und Billette werden zum Versenden in Kramladen (Lawken) angenommen, wozu für's Erste neun-und-vierzig in den verschiedenen Gegenden der Residenz bestimmt waren. In jedem dieser Laden, welche durch ein Aushängeschild mit der Aufschrift: Niederlage für Briefe zur Stadtpost, bezeichnet sind, befindet sich ein verschlossener Kasten, in welchen der Absender seinen Brief einlegt, für den er, ohne Unterschied der größern oder geringern Entfernung des Bestimmungsortes und des Gewichts, dem Krämer 20 Kopeken Kupfer zahlt (für jede Anzeige, Einladungs- und Visitenkarte zahlt man 10 Kop.). Da für jede Versendung die Zahlung voraus geschieht, so ist der Empfänger dem Briefträger zu keiner anderweitigen Vergütung verpflichtet. Dreimal täglich, Morgens sieben Uhr, Mittags eilf Uhr und Nachmittags drei Uhr, kommen die Briefträger in die Kramladen, öffnen den Briefkasten durch den in Händen habenden Schlüssel und nehmen die Briefe heraus, die sodann nebst einem Blech, welches die Nummer des Kramladens führt, in ein Paket zusammengebunden und sofort auf das Postamt gebracht werden, wo sie die Nummer des Ladens, aus dem sie kommen, erhalten, damit, wenn der Empfänger etwa wegen undeutlicher oder unrichtiger Adresse, oder Abwesenheit nicht aufgefunden werden sollte, dergleichen Briefe wieder in die Bude, wo sie niedergelegt worden, zurückgegeben werden können, wo sie sogleich ohne weitere Nachzahlung zurückerstattet werden. Außerdem erhält jeder Brief einen Poststempel mit Bezeichnung des Monats, Tages und der Stunde der Abfertigung. Die Briefträger, deren vorläufig vier-und-dreißig sind, haben jeder ein bestimmtes Stadtviertel; zu dem Ende ist die Stadt in siebzehn Theile getheilt, von denen jeder zwei Briefträger hat. Diese höchst zweckmäßige Einrichtung wird besonders auch im Sommer den Bewohnern der Villas (Datschen) sehr willkommen seyn, indem dafür gesorgt ist, daß auch außerhalb der Stadt, mehrere Werst im Umkreise, Briefe versandt werden können. Daß die Petersburger nicht ermangelt haben, sich dieser neuen Beförderung des Briefwechsels zu bedienen, geht daraus hervor, daß gleich in den ersten sechs Tagen nach Eröffnung dieser nützlichen Anstalt über tausend Briefe durch die Stadtpost versandt wurden, und daß bereits nach wenigen Wochen die Zahl der Niederlagen zur Annahme von Briefen um eins-und-dreißig vermehrt ward, so daß gegenwärtig bereits achtzig Kramladen dazu bestimmt sind.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 24. Mai 1833.

Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen;
Ein arg Gemüth, das heilig Zeugniß vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange,
Ein schöner Apfel, in dem Herzen faul.

Shakespeare.
Der Kaufmann von Venedig.

Die Dame im Wohlthätigkeitsausschuss.

Im Salon des Bankier M * *, eines der glücklichen Millionärs in der Chaussee d'Antin, war eine äußerst glänzende Gesellschaft versammelt. Sieben Uhr ist vorüber und eben hat ein Diener in großer Livree die Worte gesprochen, die dem Ohre eines hungrigen und durstigen Gastronomen Musik sind: „Madame, il est servie." Den Speisesaal eines Millionärs beschreiben wir nicht, jenen geweihten Ort, wo so viele Projekte geschmiedet und die Revolutionen im Finanzwesen wie in der Politik vorbereitet werden. Wir beschreiben nicht die fürstliche Pracht eines Gastgebots, gegen welches wohl die Feste eines Lucullus armselig waren. Genug, wenn wir sagen, daß M * * heute einen fremden Diplomaten bewirthete, um dessen Protektion er sich zum Abschluß eines Anlehens zu bemühen hatte; ferner den Generalsekretär bei einem Ministerium, der ihm zu einem bedeutenden Akkord mit dem Staate verhelfen konnte, und drei Deputirte vom Centrum, durch deren Votum ein Kanal zu Stande kommen konnte, der Segen und Ueberfluß goß — in die Kasse des nimmersatten Wechslers. Mit dieser Bezeichnung der vornehmsten Gäste haben wir so ziemlich den Speisezettel gegeben.

Madame Octavie von M * *, strahlend von Diamanten, prangend in Jugend und Schönheit, führte mit unendlich viel Geist und Grazie das Präsidium. Mit der liebenswürdigsten Munterkeit und Feinheit erwiderte sie die Neckereien des Generalsekretärs und die Madrigale des fremden Diplomaten; Alles war trefflich bei Laune, mit den springenden Champagnerpröpfen sprang auch der Strahl des Witzes immer höher, die drei Deputirten vom Centrum waren so laut, wie wenn Monsieur Mauguin auf der Rednerbühne ist, und sogar der Bankier hatte Esprit. Das Gespräch hatte sich über tausend verschiedene Gegenstände verbreitet, und nachdem vom Abbé Chatel bis auf Mademoiselle Bourv, des Anlehens, der Lieferung und des Kanals gar nicht zu gedenken, alles Mögliche besprochen war, kam man auch bei Gelegenheit eines philanthropischen Maskenballs, bei dem sich die feinste Pariser Welt zusammenfinden sollte, auf die Wohlthätigkeit. Madame Octavie war eine der sogenannten Patroninnen dieses Balles, der in vierzehn Tagen stattfinden sollte. Da kam viel Ernstes und Munteres über die Wohlthätigkeit aufs Tapet, über die Armen, über die tanzende Philanthropie und den christlichen Sinn, der sich durch Entrechats kund gibt, diese bedeutende Erfindung der neuesten Zeit. Dem Herrn M * * hing eine Thräne an der Wimper, als er sich über die unglücklichen Familien ausließ, die am guten Herzen des Reichen ihre einzige Stütze haben; aber Octavie vollends! sie war hinreißend. Wozu hatte man den Mammon anders als zur Unterstützung der Nothleidenden?

Zwischen dem zweiten Gang und dem Dessert hatte sie vierzig Billets verschlossen. Sie wollte ihrer zweihundert anbringen; keineswegs aus Eitelkeit; ein solches Gefühl ist, Gott sey Dank! ihrem Herzen ewig fremd geblieben; nein, nur aus inniger Liebe zu den armen Waisen, die sie ihre Kinder, ihre Familie nennt. — „Die gute Octavie!“ sagte der Bankier; „ja, ihre einzige Seligkeit ist, Gutes zu thun, Nothleidende aufzusuchen.“ — „Lieber Mann, ich thue es Dir zu Gefallen; denn Du fühlst Dich nur glücklich, wenn Du Gutes thust.“

Da trat ein Diener ein und meldete Herrn M**, es wolle ihn Jemand sprechen. „Zu dieser Stunde?“ sagte er ärgerlich; „Du weißt, Johann, ich bin nicht zu sprechen, wenn man bei Tische ist.“ Der Bediente trat näher und sagte halblaut: „Es ist Herr Didier.“ — Da stand M** auf, bat die Gäste um Entschuldigung und trat in sein Kabinet. Ein kleiner schwarzgekleideter Mann, dessen recht sanftes Gesicht zu seinem Gewerbe gar nicht paßte, wartete hier auf ihn. Er trug einen gigantischen Aktenbund unter dem Arm und begann: „Sie verzeihen, wenn ich störe; allein ich muß um diese Zeit kommen, oder Morgens in aller Frühe, und dieß wäre Ihnen noch ungleich lästiger. Sie wollen ja auch die kleinen Geschäfte, die Sie mir übertragen, durchaus selbst besorgen, da sich doch —“ — „Zur Sache, zur Sache, Herr Didier!“ — „Sie werden es vielleicht nicht glauben, Herr M**, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesen Morgen um sieben Uhr aus meinem Zimmer gegangen bin und noch keinen Bissen über den Mund gebracht habe. Fünfzehn Exekutionen habe ich heute vorgenommen.“ — „Zur Sache, wenn ich bitten darf; man wartet auf mich; ich habe Leute zu Tische. Kommen Sie endlich einmal nicht mit leeren Händen? Ist denn von diesen schlimmen Schuldnern gar nichts zu bekommen?“ — „Leider schwerlich, wenn Sie nicht zu Kraftmitteln schreiten, wenn Sie ihnen nicht die Möbeln verkaufen, sie selbst einstecken lassen. Dagegen wird sich aber Ihr Gefühl . . .“ — „Sie wissen, Herr Didier, davon ist im Geschäftsleben keine Rede. Und überdieß, habe ich mich doch an Sie nur deßhalb gewendet, weil es purer Eigensinn von den Leuten ist, die gut bezahlen können.“ — „Sie betheuern das Gegentheil.“ — „Sie bringen also gar nichts? nichts von der Madame Remy, der Krämerin, die mir seit einem Jahr vierhundert Franken schuldig ist?“ — „Nichts.“ — „Nun, wie steht denn die Sache?“ — „Der Richterspruch ist erfolgt, die Beschlagnahme vorgenommen; Mittwoch ist die Versteigerung; ehe ich sie aber ausschrieb, wollte ich Sie noch einmal sprechen.“ — „Lassen Sie immerhin verkaufen.“ — „Sie bittet um ein Vierteljahr Frist; sie ist im Augenblick entblößt und müßte ihren Handel ganz aufgeben. Ihr Mann, der eine kleine Stelle bei der Bank hatte, ist an der Cholera gestorben, und sie steht ganz allein mit drei unerzogenen Kindern.“ — „Ihr Mann soll an der Cholera gestorben seyn? da will ich mich bei meiner Frau erkundigen; sie ist Mitglied des Unterstützungscomités für die Waisen. Allermittelst schreiben Sie immerhin den Verkauf aus.“ — „Gut.“ — „Und der junge Bursche, der Fombreuse, der vor der Akademie der Wissenschaften Abhandlungen liest, hat er endlich seine Börse gezogen?“ — „Bester Herr Montfort, den Möbeln nach zu urtheilen, muß es mit der Börse schlecht bestellt seyn.“ — „Er muß aber einmal die tausend Franks bezahlen, die er der Erbschaftsmasse meines Schwiegervaters, des Grafen Blergy, schuldig ist.“ — „Tausend Franks! Mit den Interessen und Kosten beläuft sich jezt die Schuld auf dreizehnhundert und achtzig Franks. In seinem Leben kann die der arme junge Mann nicht bezahlen.“ — „Er wird wohl müssen; ich lasse mich nicht so an der Nase herumführen, und der Mensch hat noch dazu eine Stelle.“ — „Er hatte eine, eine Stelle mit fünfzehnhundert Franks Gehalt in einem Pariser Kollegium.“ — „Wie? und er hat sie nicht mehr?“ — „Sie haben mir befohlen, Beschlag auf seinen Gehalt zu legen, und dieß hat ihn um seinen Platz gebracht.“ — „So habe ich also gar kein Unterpfand mehr!“ rief der Bankier. „Herr Didier, Sie müssen in dieser Sache mit aller Strenge verfahren. Ich weiß, es fehlt Fombreuse nicht an Hülfsmitteln; er hat Talent —“ — „Ein unfruchtbares Talent, lieber Herr; er ist ein trefflicher Mathematiker, das trägt aber blutwenig ein. Er lebte ganz von der Stelle, um die er gekommen ist; jezt gibt er in einigen Pensionen Unterricht, und er muß noch eine alte kranke Mutter erhalten, deren einzige Stütze er ist.“ — „Nun, wenn man blos unfruchtbare Talente hat, so macht man keine Schulden; man entlehnt nicht, wenn man nicht wieder bezahlen kann. Wenn man Schulden hat, macht man kein Aufsehen von sich in den Zeitungen, liest man keine Abhandlungen vor der Akademie der Wissenschaften. Bettelei und Hochmuth! ich weiß nichts Unerträglicheres! Sie müssen streng verfahren, Herr Didier.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen, Ideen, Entdeckungen und Erfindungen.

(Beschluß.)

Da Meteorsteinfälle, welche vollkommen konstatirt sind, noch immer zu den ziemlich seltenen Naturerscheinungen gehören, so erwähnen wir dießmal eines solchen Meteorsteinfalles, welcher sich am 9ten September 1831 auf der Herrschaft Wessely in Mähren ereignet hat,

und wovon uns die ausführliche Kunde jezt zukommt. Die Zeugen dieses Ereignisses sind protokollarisch vernommen und das Protokoll sammt dem Steine selbst, welchen lezteren späterhin der bekannte verdienstvolle Chemiker Holger analysirt hat, dem K. K. Hofnaturalienkabinet zu Wien übermacht worden. Das Wesentliche der dabei vorgekommenen Umstände theile ich, seiner besondern Merkwürdigkeit wegen, im Auszug mit. An dem Tage, an welchem der Steinfall geschah, so sagen die Augenzeugen des Ereignisses, einfache Landleute, welche in dieser Gegend gerade mit Feldarbeiten beschäftigt waren, ging, bei heiterem Himmel, gerade ein sehr milder Südostwind, als sich plötzlich ein Getöse wie Flintenfeuer in der Luft vernehmen ließ, worauf der Stein mit einem Hauptknalle *) aus der Luft herabgeschleudert wurde. Derselbe fiel auf einen nahen Acker, wo Haferstoppeln standen, und bildete beim Falle um sich her eine kleine Vertiefung, in welche er beinahe zur Hälfte eingeschlagen war. Dabei erhob sich eine kleine Staubwolke aus dem lockern Boden, und als die Landleute aus Neugier darauf zugingen, so fanden sie den Stein noch warm und stark nach Schwefel riechend. Derselbe ist von unregelmäßiger Gestalt, gegen sieben Pfund schwer und mit der den Meteorsteinen gewöhnlichen schwarzen Rinde bedeckt. Diese Rinde ist nicht genau von der unterliegenden Steinmasse getrennt, sondern dringt stellenweise und nach Maßgabe der körnigen Beschaffenheit der Masse und der leichtern oder schwerern Schmelzbarkeit dieser Körner in dieselbe ein. Die chemische Analyse ergab ähnliche Resultate, wie bei andern Meteorsteinen. Ein kleiner Theil der Steinmasse aber wurde fein gepulvert und dieses Pulver sodann mikroscopisch untersucht, und man konnte sich bei Beobachtung der innigen Verbindung und des offenbaren, allmähligen Ueberganges der an Form, Struktur, Farbe, Glanz, Dichtheit und Durchsichtigkeit höchst mannichfaltigen Massentheilchen der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie allmählig und theilweise in einander umgewandelt seyen. Die Macht der Einwirkung eines atmosphärischen, elektrisch chemischen Prozesses schien hiebei unverkennbar; und dieser neue Fall verbürgt also wiederum unsere schon so oft ausgesprochene Ansicht, daß die Meteorsteine atmosphärische Niederschläge sind, bei deren Ausscheidung aus der Luft die Elektricität eine Hauptrolle spielt. Ueberhaupt wird in der Naturforschung die Ansicht immer vorherrschender, welche den umgebenden Luftkreis aus einem mehrfachen, höhern Gesichtspunkte, und nicht blos als ein Reservoir wäßriger Niederschläge betrachtet. Die für unser Gesichtsorgan stattfindende Unsichtbarkeit der Luft und der vollkommen in ihr aufgelösten Stoffe mag der Hauptgrund jener sinnlichen Täuschung seyn. Wenn man aber den innigen und ununterbrochenen Wechselbezug zwischen der Erdrinde selbst und dem sie ewig umwogenden Luftmeere genauer in Betracht zieht, so drängt sich dem Forscher der Gedanke auf, daß jenes, mit einer so außerordentlichen Auflösungsfähigkeit begabte Luftmeer dem Erdboden nicht allein wässrige, sondern die mannigfachsten Stoffe entziehen und in sich aufnehmen müsse. Diese Stoffe werden, während ihres Auflösungszustandes in der Luft große chemische Veränderungen erleiden. Tritt nun aber allmählig ein Zustand der Ueberladung durch dergleichen fremdartige Stoffe ein, so erheischt nunmehr das dadurch beeinträchtigte normale Selbstleben der Atmosphäre die Ausscheidung solcher Stoffe, und auf diese Weise werden Gewitter und Platzregen, Hagelschläge und Meteorsteinfälle, und wie die zahllosen atmosphärischen Entladungen weiter heißen, veranlaßt. Daß dabei eine Art von sympathetischem Wechselbezuge zwischen Erde und Luftkreis stattfinde, geht z. B. schon aus dem merkwürdigen, von den Lesern vielleicht noch niemals gehörig beachteten Umstande hervor, daß es doch meistens überall regnet, obgleich die ewige Bewegung des Luftmeers die in dasselbe aufgestiegenen Wasserdünste weit von dem Orte der ursprünglichen Aufsteigung entfernen mag. Der gegenseitige Ausgleichungsprozeß zwischen der Erde selbst und ihrer Atmosphäre ist von der Vorsehung durch die Naturkräfte dergestalt geregelt, daß, im Ganzen und Großen, kein Punkt der Erdoberfläche dabei übergangen werden, namentlich aber, um zum obigen Beispiele zurückzukehren, unerquickt vom Regen bleiben kann, indem er der Luft sein Bedürfniß darnach durch seine Trockenheit gewissermaßen ankündigt und solchergestalt den Regen gleichsam herabzufordern scheint. Ganz gewiß verhält es sich, wieder im Ganzen und Großen, mit allen übrigen atmosphärischen Aussonderungen und Niederschlägen ebenso, und es scheint daraus zu folgen, daß auch die Meteorsteinfälle, welche uns Veranlassung zu diesen Betrachtungen gegeben haben, nur in relativer Seltenheit über den ganzen Erdboden verbreitet sind. Es wird nur vervielfachter und genauerer Beobachtungen bedürfen, um dergleichen im Laufe längerer Jahre überall vorkommen zu sehen, oder doch wenigstens die weitern Mittel zu entdecken, deren sich die Natur bedient, um die Atmosphäre von einem Ueberflusse fremdartiger, darin aufgenommener Stoffe zu befreien. Dieß ist eine Forderung an die Naturforschung, deren Erfüllung Jedermann gewachsen ist, und wir schließen unsern Bericht, indem wir den Lesern diese so einfache und doch so interessante Aufgabe an das Herz legen.

---

*) Da sich ähnliche Umstände bei den meisten Meteorsteinfällen zutragen, wovon jedoch die Mährischen Landleute unmöglich wissen können, so wird ihre Erzählung hiedurch über allen Zweifel erhoben. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Industrieakademie.

Vor Kurzem war eine öffentliche Sitzung der Industrieakademie im großen Saale des Hôtel de ville. Ich habe schon einmal von dieser Anstalt gesprochen, die einzig und allein das Werk eines außerordentlich lebhaften und rührigen Mannes ist, nämlich des César Moreau, vormaligen französischen Handelskonsuls in London. Dieser Mann hat sich das Mäzenaten- und Patronatswesen, das in England die Aristokratie ausübt, genau abgemerkt und wahrscheinlich gedacht, wenn er so etwas in Frankreich einführe, könne er Manches dadurch zu Stande bringen. Insofern hat er recht, daß man die Eitelkeit der Großen in Anspruch nehmen muß, wenn man sie dahin bringen will, daß sie die Wissenschaften und Künste thätig befördern und unterstützen. Indessen hat doch ein Beispiel neulich bewiesen, daß man auch hierin zu weit gehen kann, und dann mehr schadet, als nützt. Es war nämlich in London eine sogenannte Medico-botanical Society von einem Dr. Frost gestiftet worden. Dieser Mann hatte es für eine gute Spekulation gehalten, alle gekrönten Häupter Europas und sogar alle berühmten Staatsmänner als Mitglieder der Gesellschaft anzuwerben, weil diese nicht ermangeln konnten, die ihnen erwiesene Ehre gebührend zu bezahlen und statt Wissenschaft Geld beizutragen. Es wurden daher alle Prinzen bis in die entferntesten Gegenden mit Diplomen heimgesucht, und kein einem regierenden Hause angehörendes Individuum konnte dieser Auszeichnung entgehen. Die zur Gesellschaft gehörenden Gelehrten verdroß aber zuletzt diese Diplomenbettelei; sie entledigten sich des Dr. Frost und richteten ihre Gesellschaft wissenschaftlicher, und folglich zweckmäßiger ein. Dem Dr. Frost aber war das Anwerben gekrönter und regierender Häupter dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß er im vorigen Winter zu Paris bei Hofe und in den großen Gesellschaften zu einer neuen Gesellschaft Mitglieder anwarb. Sein Zweck war dießmal bescheidener, und es sollte nur eine Sailing society oder etwas Aehnliches zu Stande kommen. Da nun jeder Mensch sich einschiffen und zu Schiffe fortbringen lassen kann, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht alle Welt zu dieser segelnden oder schiffenden Gesellschaft gehören könnte. Dennoch ist es ihm, wie ich höre, nicht gelungen, mehr als ein Halbdutzend Diplome bei gutmüthigen Seelen anzubringen. Wo aber die Gesellschaft ihren Sitz haben wird, weiß ich nicht; vielleicht auf dem schäumenden Meere. César Moreau macht es nun freilich nicht so arg, als der Dr. Frost; aber in seine Fußstapfen scheint er doch getreten zu seyn. Er leitet zwei Gesellschaften auf einmal, nämlich eine statistische, die, wie ich glaube, den Krebsgang geht, und dann besagte Industriegesellschaft, mit der es bessern Fortgang hat, obwohl auch von dieser nicht viel Ruhmwürdiges zu sagen ist. Er eröffnete die Sitzung, bei welcher der Herzog von Montmorency den Vorsitz führte, mit einer Rede, worin er die großen Fortschritte seiner Industrieakademie herausstrich, die in den zwei Jahren ihres Daseyns bereits zu mehr als 2500 Mitgliedern angewachsen sey und über 62,000 Franken eingenommen habe. Es ist immerhin etwas Außerordentliches, daß ein einzelner Mann ohne großen Einfluß und großen Ruf 2500 Menschen und 62,000 Franken zusammenbringen kann. Dieß zeugt allerdings von einer ganz besondern Thätigkeit und Geschicklichkeit. Nun spricht zwar César Moreau allerlei von dem großen Nutzen des Zusammenwirkens zur Beförderung und Aufmunterung des Landbaus, Gewerbsfleißes und Handels, von der Nothwendigkeit eines Vereins zum Sammeln und Prüfen der besten Verfahrungsarten, zur Bekanntmachung der angestellten Versuche u. s. w. Allein alles dieses geschah schon längst, ehe César Moreau daran dachte, eine Industrieakademie zu stiften; denn es besteht hier seit langer Zeit ein Verein zur Beförderung der Nationalindustrie. Dieser Verein besitzt reichliche Einkünfte und besteht aus einflußreichen Männern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Passionsmusik. Vermählungsfeier. Grippe.

Die treffliche Aufführung der hocherhabenen Passionsmusik von Johann Sebastian Bach am Palmsonntage im großen Opernsaale machte dem Publikum, wie den Künstlern der Hofkapelle und den beiden Kapellmeistern Morlacchi und Reissiger Ehre. Der mächtige Eindruck, den diese wie aus den Hallen der Verklärung herüberwogenden Töne hervorbrachten, zeugte von wahrer Gemüthstiefe, von einem höchst erfreulichen Sinne für einfache Größe.

Die wissenschaftlichen Vorlesungen mehren sich hier fortdauernd. So hat nun auch der Dr. Choulant einen Kursus der Anthropologie begonnen, welcher sich des Beifalls der Gebildeten erfreut.

Unverkennbar war die wahrhafte Theilnahme des ganzen Publikums an dem Feste der Vermählung des so geliebten, als dieser Liebe würdigen Mitregenten, des Prinzen Friedrich, mit der Prinzessin Marie von Baiern. Gegen die frühere Gewohnheit geschah die Trauung nicht in der Schloßkapelle, sondern in öffentlichem Gotteshause, was allgemeines Wohlgefallen erregte. Obschon die geräumige Kirche mit Menschen vollgestopft war, so fiel dabei doch so wenig, als bei der glänzenden, freiwilligen Erleuchtung der Stadt am Abend des folgenden Tages, irgend eine Unordnung vor. Die herzlichsten Zurufe des zahlreich versammelten Volks empfingen den Prinzen, als er mit seiner Gemahlin in offenem Wagen durch die erhellten Straßen fuhr. Den, ohngeachtet seines Greisenalters noch sehr rüstigen König scheint das frohe Ereigniß neu zu verjüngen. Sein Wohlwollen gegen Jedermann findet ein um so freudigeres Anerkenntniß, da er, mit der heitersten, glücklichsten Laune von der Natur begabt, der Hofetikette nur so viel Macht einräumt, als die Verhältnisse nothwendig erfordern. — Außerordentlichen Beifall ist dem von Theodor Hell gedichteten, von Reissiger in Musik gesetzten Festspiele: „Der Erde reinstes Glück," bei der Aufführung entgegengekommen. Besonders regten die wohlangebrachte Anspielungen auf die Neuvermählten und das ganze Königshaus enthaltenden Stellen das überfüllte Schauspielhaus zu feurigem Lebehoch auf. Auch in den Dekorationen war zwar Manches geleistet, aber auch mehr von ihnen erwartet worden. Dabei läßt sich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Glanz der jetzigen Modedekorationen mehr dem Unnatürlichen, als der Natur angehört.

Bekanntlich hat die Cholera das Königreich Sachsen gänzlich verschont; desto unglimpflicher aber verfährt gegenwärtig die Grippe mit demselben. In Leipzig wüthet sie und auch hier ist nicht leicht eine Familie ganz von ihr frei. Wo sie aber einspricht, zieht sie annewiglich alle Einzelnen vor ihr Forum. Von dem hohen Grade ihrer Einwirkung nur Ein Beispiel. Zu einem Männergastmahle waren 30 Personen geladen. Es konnten aber davon nur 8 erscheinen, weil 22 durch die Grippe an ihre Wohnung gebunden wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Mai 1833.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt.

Goethe.

Der Süden.

In des Feuerberges Schlünden
Wallt es, kocht es, braust es glühend.
Tiefverborgen, Jahre lang
Gährt und wühlt der heiße Drang,
Bis in Funken, Flammen sprühend
Ausweg muß das Feuer finden; —
Doch es sucht und denket nicht,
Wie es sich den Krater bricht;
Donnernd springt es los im Strahle,
Und des Berges Herzblut scheint es;
Rieselnd sinkt es in die Schale,
Ruhig wogt und leise weint es,
Und hinab an Berges Wänden
Rollet es in mächt'gen Bächen;
Wälder, Felsen wollen's brechen,
Können's dämmen nicht und enden,
Bis es zischend lischt im Meer. —
Dunkel steht der Berg und stumm,
Wogen rauschen ferne her,
Kalte, theilnahmlose Wogen;
Thiere, Pflanzen rings herum,
Haben's nur mit Schreck gesehen;
Winde sind vorbeigezogen,
Winde können's nicht verstehen.

Aber zu des Aetna Füßen
Ist schon manch' Geschlecht gestorben,
Das mit liebevollem Grüßen
Um des Riesen Gunst geworben:
Menschen sind es, Südens Söhne,
Fühlen sich ihm nah' verwandt;
Sie verstehen seine Töne,
Seines Innern ew'gen Brand,
Stilles, dunkles, heißes Brüten,
Dann erwacht-wahnsinn'ge Kraft,
Weil in ihrem tiefsten Herzen
Alle Wonnen, alle Schmerzen
Leben nur als Leidenschaft.

Und das sehen dann die Kalten,
Die aus Norden hergezogen,
Wie des hehren Berges Walten
Sehen Vögel, Bäume, Wogen;
Wenden sich hinweg mit Schrecken
Von den Menschen, von dem Lande,
Eilen sanft sich zu verstecken
An beeister Meere-Strande,
Unter ihrer Wolken Trübe,
Und im öden, wüsten Sande;
Leben ohne Haß und Liebe,
Treiben schwitzend ihr Gewerbe,

Sparen für ihr Kind das Erbe; –
Oder woll'n die Welt umfließen,
Denkend, wie ein kühles Meer,
Wie im Spiegel sie genießen —
Gott zu seyn, scheint gar nicht schwer.
Doch sie haben selbst geschlagen
Sich die schmerzlichste der Wunden,
Alle Last der Welt getragen,
Glück ersehnt, und nie gefunden.

Aber wen durchglüht der Süden,
Der wirft weg den eitlen Plunder,
Er verschmäht, sich zu ermüden,
Und ihm kommt die Kraft der Wunder.
Langsam nicht und träg und stetig
Schafft er, wie Natur am Pole;
Brausend ist die Seele thätig,
Hebt in raschem Tanz die Sohle;
Und sie schwinget jezt sich leise
In der Brust verborgne Räume,
Schlinget ihre Feuerkreise
Durch das weite Reich der Träume;
Höret gotterfüllte Lieder
Aus den tiefen Himmeln schallen;
Schauet wonnevolle Glieder,
Wie sie nicht hienieden wallen;
Fängt in ihres Spiegels Reine
Heil'ger Sagen Widerscheine;
Sinkt hinab in Schmerzes Wogen,
Wird von Lust emporgezogen,
Sonnt sich auf der Liebe Fluth,
Nährt tief unten Hasses Brut:
Bis die Seel' in ihrem Flug
Also lang gekreiset innen,
Daß sie der Bewegung Zug
Mächtig schwingend reißt von hinnen,
Daß der Himmelsschaaren Töne
Wirklich durch die Lüfte klingen;
Daß, wie Aphrodites Schöne
Aus des Meeres zarten Schäumen,
Also aus den leichten Träumen
Wesenhafte Götter dringen;
Daß von Wänden und Altären
Klar dem Volke glänzt entgegen,
Was die heil'gen Bücher lehren,
Tief sich muß in's Inn're prägen;
Und der Schmerz beginnt zu klagen,
Lust muß in die Lüfte springen,
Liebe muß ihr Lieb umschlingen,
Haß muß seinen Feind erschlagen.
Und ist Alles dann zerstoben
In den Räumen außen, oben,
Wird von unten und von innen
Neu der alte Flug beginnen.

Denn der Geist des Südens spricht
Stets aus Augen, Wangen, Tönen,
Erdenglanz und Himmelslicht
Solches Wort in's Ohr den Söhnen:
„Auf! gieb frei die reichen Geister,
Die im Raum des Busens walten!
Soll Verstand, der Kerkermeister,
Ewig wie Galeerensklaven
Drin sie angeschmiedet halten?
Freilich in des Todes Haven,
Durch des Lebens öd'ste See
Rudern sie dich auch in Ketten:
Aber gieb sie frei, so retten
Sie dich auf des Lebens Höh'.
Wie auf Aetnas heißen Wänden
Süßeste Orangen glühn,
Besten Wein die Reben spenden,
Uepp'ger ist des Lorbeers Grün,
Also wird dein wildes Streben,
Dein natürlicher Genuß
Mehr der Welt und selbst dir geben,
Als der frömmelnde Verdruß.
Sind die Kohlen dann verglommen,
Ist des Alters Asche kommen,
Sprich den Spruch der ächten Frommen:
Mensch zu seyn, kam ich zur Erden,
Mehr als Mensch nicht konnt' ich werden,
Ward ich's ganz, bin ich geborgen,
Weiterhin wird Gott schon sorgen!"

Johannes Fallati.

Die Dame im Wohlthätigkeitsausschuss.

(Fortsetzung.)

„Es ist Alles geschehen, bis auf die Beschlagnahme," sagte Herr Didier. — „Nehmen Sie sie vor." — „Sie wollen ihm damit bang machen?" — „Nein, Geld will ich haben." — „Das Mobiliar ist zweihundert Franks werth!" — „Herr Didier, ich handle in dieser Sache nicht für mich allein. Fombreuse ist Schuldner der Erbschaftsmasse meines Schwiegervaters. Ginge die Sache blos meine Frau an, so würde ich zusehen; Sie kennen mich genug, um davon überzeugt zu seyn. Aber diese Schuld geht eben so gut meinen Schwager, den Requetenmeister Grafen v. Blergy an, und meine Schwägerin, die Generalin Maugrand. Thun Sie das Ihrige." — „Gut!" — „Sie wissen wohl, Herr Didier," fuhr M** fort, indem er den Huissier an die Thüre begleitete, „ich bin kein harter Mann. Ich habe

wahrhaftig bei diesen Posten lange genug Geduld gehabt; aber alles hat seine Zeit, und dann, im Vertrauen gesagt, habe ich die kleinen Summen, die Sie da für mich erheben sollen, meiner Frau versprochen; sie will sie der Wohlthätigkeitskasse unseres Arrondissements zufließen lassen; sie ist Dame de charité. Auf Wiedersehen, Herr Didier.“ Eben hörte man den Contretanz beginnen und die muntern Akkorde von Tolbecques Orchester schallten in das Kabinet des Bankiers herüber. M** eilte zurück in seine strahlenden Säle.

Es war ein köstliches Fest, ein herrlicher Rout, ein ächter Millionärsball. Die hohe Finanzwelt, die Diplomatie, alles, was in der Mode war von beiderlei Geschlecht, hatten sich zusammengefunden. Tausende von Kerzen übergossen mit zauberischem Licht die Schaaren der in natürlichen und erborgten Reizen strahlenden Weiber. Unter rauschender Musik strömte die Menge durch die mit aller Feerei des Luxus, mit allen Wundern der Kunst geschmückten Gemächer. Um zwei Uhr brachte ein wundervolles Souper Abwechslung in die Freuden der Nacht, und die Pracht und der Aufwand, die dabei herrschten, überraschten Gäste, welchen doch der an Ministertafeln herrschende Luxus etwas Alltägliches war. Bereits erbleichte der Kerzenschimmer vor dem anbrechenden Tage, und noch war der Tanz nicht zu Ende, noch wirbelten Weiber, Diamanten und Blumen in einem magischen Gallop. Fast hätte ich vergessen, daß Madame Octavie von M** bereits beim Souper ihre zweihundert Billets für den Ball zum Besten der Armen untergebracht hatte.

Wir begeben uns von diesem Schauplatze der Freude und des Genusses geradezu in das vierte Stockwerk eines armseligen Hauses in der Straße Guenegaud. Nach einer bei der Arbeit durchwachten Nacht sizt ein junger Mann vor einem kleinen nußbaumenen Tisch, auf dem Papiere, Bücher und mathematische Instrumente liegen, neben einem Kamin, in welchem ein paar magere Scheite glimmen; er ist erschöpft eingeschlafen, das Haupt ist auf die Brust gesunken; eine Lampe, dem Erlöschen nahe, wirft ihren ungewissen Schimmer auf das bleiche, melancholische Angesicht. Durch die offene Thüre sieht man im Nebenzimmer ein Bett, in welchem eine alte Frau ruht, aus deren abgelebten Zügen Kummer und Krankheit sprechen. Die Aermlichkeit, die ringsum herrscht, verbirgt sich schlecht hinter ängstlicher Reinlichkeit. Eben ist der Hund, der seinem Herrn zu Füßen liegt, beim ersten Sonnenstrahl aufgewacht und sieht den jungen Mann mit klugem, wachsamem Auge an. Da wird plötzlich die Klingel an der Thüre gezogen; der Hund springt auf und läßt mit einem Blick auf das Bett der alten Frau ein unterdrücktes Bellen hören. „Still, Fox!“ ruft der junge Mann erwachend und sich die Augen reibend; „es hat an der Thüre gekllingelt; wer kann das seyn, so frühe?“

Es war Niemand anders als Herr Didier, der Mann im schwarzen Kleide, mit dem sanften, ehrbaren Wesen, den Aktenbündel unter dem Arm. Aber dießmal war Herr Didier nicht allein; zwei Männer traten ihm auf dem Fuße nach, in deren einem Fombreuse den Portier eines benachbarten Hauses erkannte. „Was ist zu Ihren Diensten?“ fragte Fombreuse. „Verzeihen Sie,“ sagte Didier mit einer Verbeugung; „Sie kennen mich nicht? Ich habe schon einige Male die Ehre gehabt, Sie zu sprechen — wegen der tausend Franks — ungerechnet Kosten und Interessen — welche Sie der Biergyschen Masse schuldig sind.“ Fombreuse durchfuhr es gleich einem elektrischen Schlag. „Und was wollen die beiden Herrn?“ fragte er, auf Didiers Begleiter deutend. „Um Vergebung,“ antwortete Didier etwas verlegen; „es sind meine beiden Zeugen; denn können Sie diesen Vormittag nicht bezahlen, so sehe ich mich, gemäß dem ausdrücklichen Befehl des Herrn M** in die peinliche Nothwendigkeit versezt, Ihre Effekten mit Beschlag zu belegen.“ Fombreuse stockte das Herzblut; er dachte an die alte kranke Mutter, die da in dem Bette schlief, das verkauft werden sollte. Er schwankte, eiskalter Schweiß rann ihm über die Stirne; er raffte sich aber zusammen und fragte den Huissier mit mühsam errungener Fassung, wie der Portier, den er erkannt, ihm als Zeuge dienen könne, und sezte hinzu: „der Herr ist also ein Schreiberverwandter?“ — „Nein,“ erwiderte Didier; „da wir aber die Beschlagnahme nicht ohne zwei Zeugen vornehmen konnten, und vorhin, da ich von meiner Amtsstube wegging, erst einer meiner Schreiber da war, so nahm ich eine Person aus Ihrer Nachbarschaft mit.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Industrieakademie.

Es besteht auch hier eine königliche Ackerbaugesellschaft, die es ebenfalls nicht an Aufmunterungen und Belohnungen fehlen läßt. Auch die königliche Akademie der Wissenschaften hat Vervollkommnung des Ackerbaues und der mechanischen Künste zur Aufgabe. So wichtig und nothwendig, wie César Moreau seine Anstalt schildert, ist sie also wohl nicht. Indessen kann sie doch dazu beitragen, Gutes zu stiften, besonders wenn sie Mehreres zusammenfaßt, was sich in den von der Regierung gestifteten Anstalten nur vereinzelt vorfindet. Und zudem, was läßt sich von einer Legion von 2500 Mitgliedern und Korrespondenten nicht Alles erwarten! Von diesen 2500 Menschen scheinen freilich an 2000 bloße stumme Zeugen der Arbeiten Anderer gewesen zu seyn, und nur ihren jährlichen Beitrag an Geld entrichtet zu haben. Nach der Liste der Mitglieder und ihrer Klassificirung zu urtheilen, sollte man glauben, eine solche Gesellschaft bilde eine ganze Staatsverwaltung. Da ist erstlich ein Präsident, das heißt einer, der wirklich den Vorsitz führt; dann sieben Présidens d'honneur und zwölf Présidens honoraires; was für ein feiner Unter-

schied zwischen Présidens d'honneur und Présidens honoraires obwaltet, habe ich nicht ergründen können. Dann kommt ein Président du conseil d'administration, eine Stelle, die sich Herr César Moreau als Stifter der Akademie vorbehalten hat; ferner Quästoren und Scrutatoren, ein Generalsekretär und vier Sekretäre. Der Comités sind acht, jedes mit einem Präsidenten und einem Sekretär. Diese Comités beschäftigen sich mit Aufmunterungen und Preisvertheilungen, Uebersetzungen, Ackerbau und Gartenkunde, Manufakturen und Gewerben, Handel und Schifffahrt, Finanzen und Rechtsstreitigkeiten. Man sieht, daß die Industrieakademie so ziemlich Alles umfaßt, was in den vielen Büreaus des Ministeriums des Innern verhandelt wird, und sollte einmal dieses Ministerium wieder davonlaufen, wie bei der Julirevolution 1830, so brauchte man nur die Comités des César Moreau herbeizurufen und sie in die Büreaus des Ministeriums zu versetzen; alsbald würde Alles wieder in Gang kommen. Uebrigens befinden sich auf der Liste der Mitglieder jener Comités die achtbarsten Leute von Paris, sogar manche in der Staatsverwaltung und dem gelehrten Stande berühmte Namen. Legen alle diese Herrn wirklich Hand ans Werk, so muß doch etwas Gutes zu Tage gefördert werden. Nachdem Moreau von den vielen Mitgliedern und von dem vielen Gelde der neuen Industrieakademie gesprochen hatte, nahm der Generalsekretär, Juchereau de St. Denis, der auch wirklich ein General ist, das Wort, sprach rühmlich von den Arbeiten und Leistungen der Gesellschaft und schloß mit dem Wunsche, die Regierung möchte sich die Kolonisation von Algier herzlich angelegen seyn lassen und dort dem brodlosen Theile der Pariser Bevölkerung eine Aussicht eröffnen. Er meinte, kein Land sey als Kolonie so bequem für Frankreich gelegen, als dieses, und die meisten Kolonialprodukte könnten dort leicht und vortheilhaft gebaut werden. Dann sprach ein zum Ackerbaucomité gehöriges Mitglied über die in dieses Fach einschlagenden Mittheilungen, welche die Gesellschaft im Laufe des vorigen Jahres erhalten hatte, und worin auch von einem neuen Pfluge die Rede war. Es vergeht fast kein Jahr, ohne daß von einem neuen Pfluge Meldung gethan wird. Dann sprach Jemand mit vieler Zierlichkeit und Geläufigkeit von einer neuen Lampe, und wußte diesen im Grunde geringfügigen Gegenstand auf einen höhern Standpunkt zu stellen, indem er bemerklich machte, daß den Reichen in Hinsicht bequemer und schöner Lampen nichts zu wünschen übrig bleibe, für wohlfeile und gute Lampen der ärmern Klassen aber noch wenig gesorgt sey.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Mai.

(Beschluß.)

Veiths Wiedergeburt.

Noch verdient hier ein Ereigniß angemerkt zu werden, das gewiß Keinen, der die Kunst, und namentlich die Kunst des Landschafters, mit Liebe umfaßt und ungewöhnliches Talent zu schätzen weiß, kalt und gleichgültig lassen wird. Der durch das Zarte und Seelenvolle seiner meisterhaften Landschaftszeichnungen und Kupferstiche berühmte hiesige Künstler Veith litt schon seit einer Reihe von Jahren an einer düstern Stimmung, worein ihn zum Theil der Gedanke versenkt haben mochte, daß ihm seine künstlerische Kraft verloren gegangen sey. Daß Kunstkenner diese Ansicht nicht theilten, bezeugten die mancherlei Aufträge, welche er zu Zeichnungen und Kupferstichen von allen Seiten erhielt. Allein in dem Wahne, außer Stande zu seyn, die gerechten Erwartungen der Besteller zu befriedigen, lehnt er, ohngeachtet seine ökonomische Lage ihm das Gegentheil anräth, plötzlich jede Arbeit dieser Art von sich ab und überläßt sich ganz dem, einem so ausgezeichneten Mann gewiß zehnfach drückenden Gefühle, in seiner sonst mit so voller Liebe betriebenen Kunst auch gar nichts weiter leisten zu können. Eine Folge davon ist, daß er sich von der Welt völlig losmacht, um ein wahres Einsiedlerleben zu führen. Da kommt aber ein sehr zudringlicher Auftrag zu Fertigung einer Zeichnung. Umsonst sind alle Vorstellungen dagegen; der arme Mann ist genöthigt, sich demselben zu unterziehen. Veith entwirft die Landschaft. Je tiefer der, der Sache ganz Entfremdete in sein neues Werk hineingeräth, desto freundlicher fühlt er sich von der ihm sonst so treuen, lieben Gefährtin, der Kunst, angesprochen; und so kommt denn, ihm selbst ganz unbegreiflich, nach und nach eine köstliche Zeichnung zu Stande. Hievon und vom einstimmigen Lobe der Kenner ermuthigt, versucht er sich bald nachher auch wieder im Kupferstechen. Sein Mißtrauen gegen ein Gelingen in diesem Kunstzweige ist noch größer wegen der schon seit langer Zeit eingetretenen Schwäche seiner Augen. Doch auch dieses Hinderniß wird durch Fleiß und Liebe zur Sache besiegt. Mehrere Blätter sind fertig und so gelungen, daß sie das Mißtrauen in die so oft bewährte eigene Kraft ihm ganz wieder benommen zu haben scheinen. Sollte sein schon ziemlich vorgerücktes Lebensalter nicht einen bösen Strich durch die recht tröstliche Rechnung machen, so ist in diesem Manne der Kunst ein Stern neu aufgegangen, den die Wolke des Trübsinns und der Muthlosigkeit schon so gut wie völlig ausgelöscht hatte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 119:
Laben, leben, loben, lieben.

Quadrat-Räthsel.

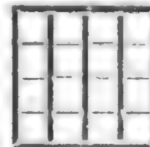
Es stehen drin um o und r
Vier Kaiser Eines Namens her;
Vier weitere Wörter, sie reimen auf Wort;
Noch ein paar Paare, das reitet fort.

Die auf Wort reimen, die haben nicht recht,
Doch die fort reiten, die traben nicht schlecht;
Was schadet es, daß ich sie englisirt!
Rechts stehet und links, was ihr verliert.

Die Kaiser alle, sie leben nicht mehr,
Auch ihr Jahrhundert ist ferne sehr,
Doch ihr erlauchter Name ziert
Den jüngsten König, der kaum regiert.

Es sind nur drei Buchstaben dabei,
Auch sind's zwölf Wörter und doch nur drei;
Das erste von vorne gerad wie von hinten,
Im zweiten von hinten das dritte zu finden.

Im folgenden Netze
Da fing ich sie, setze
Mit Kunst und Geschick du sie wieder hinein,
Und Oedipus sollst du, der zweite, mir seyn.



J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Mai 1833.

Mancher, von solchem Beweise geführt und solcherlei Beispiel,
Lehrete, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes
Wehn' und ätherischer Hauch.

Virgil.

Ueber das Empfindungsvermögen der Insekten oder Kerfe. *)

Das Lebenssystem der Kerfe, dieser kleinen, merkwürdigen Geschöpfe, ist in allen seinen größern Formen vollkommen analog dem der höhern Thiere. Die Empfindung und Wahrnehmung geschieht mittelst Nerven und eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes derselben; das Athmen der Luft ist entschieden vorhanden, und diese wird durch einen besondern Apparat aufgenommen und ausgetrieben; die Ernährung geschieht durch einen Magen und Därme; das Analogon des Blutes, welches durch diese Organe gebildet wird, dringt in alle Theile des Leibes, und aus ihm werden verschiedene eigenthümliche Substanzen abgesondert; Fortpflanzung und eine Paarung zwischen den Geschlechtern hat Statt durch besonders dazu geeignete Organe, und endlich ist Bewegung vorhanden in Folge der Wirkung von Muskeln. Einige dieser Funktionen gehen übrigens auf eine Art vor sich, welche der der höhern Thiere so ungleich ist, daß man sie bei dem ersten Anblick für die Wirkung ganz besonderer Prozesse ansprechen möchte. Obschon z. B. die Kerfe Luft athmen, so nehmen sie dieselbe doch nicht durch den Mund auf, sondern durch kleine Löcher an den Seiten des Leibes; statt Lungen, haben sie ein System von Luftgefäßen, welche in das Unendliche verästelt sind und zu jedem Theil und Organ ihres Leibes gehen; und obschon sie durch eine von dem in den Bauch gekommenen Futter bereitete Flüssigkeit ernährt werden, so ist doch diese Flüssigkeit, ungleich dem Blute der Wirbelthiere, weiß, und die Art, wie sie an die verschiedenen Theile des Systems gebracht wird, liegt fast gänzlich im Dunkeln.

Wir theilen hier Einiges über die Empfindungsorgane der Insekten mit.

Das Nervensystem der Thiere ist eines der wunder- und geheimnißvollsten Werke des Schöpfers. Seine breiartige Substanz ist das sichtbare Medium, wodurch das regierende Princip seine Befehle den verschiedenen Leibesorganen zusendet und sie augenblicklich bewegt; sie scheint aber nur der Leiter eines höhern Prinzips zu seyn, worauf die Seele und der Wille unmittelbar wirken können. Dieses Prinzip ist übrigens noch nicht entdeckt, sondern blos durch seine Wirkungen bekannt. Das System, von dem wir reden, kann daher als die Grundlage und die Wurzel des Thieres angesehen werden, als das Centrum, von dem alle seine Kräfte und Verrichtungen ausgehen.

*) Aus dem lezten Band der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Einleitung in die Entomologie, von W. Kerby, herausgegeben von Oken.

Die Beschaffenheit des Nervensystems der höhern Thiere ist im Allgemeinsten bekannt; namentlich, daß es in zwei Hauptabtheilungen zerfällt: das System der Hirn- und Rückenmarksnerven und das sogenannte, vorzüglich in den Eingeweiden wurzelnde Gangliensystem. Die Nerven der Insekten nun gehören im Allgemeinen dem Ganglientypus an. Das kleine oben auf der Speiseröhre liegende Gehirn gibt einen doppelten Nervenstrang ab, der sich durch den ganzen Körper durchzieht; unterwegs bildet er in Zwischenräumen Knoten, die in vielen Fällen der Zahl nach mit den Leibesringen übereinstimmen, und schickt Nervenpaare aus, deren Verzweigungen zu allen Theilen des Leibes laufen.

Ist nun das, was wir das Hirn der Kerfe genannt haben, das sensorium commune dieser Thiere auf dieselbe Art, wie bei den warmblütigen Thieren? Diese Frage muß man mit Nein beantworten. Bei den leztern ist das Hirn der allgemeine Mittelpunkt, worauf mittelst der Nerven und des Rückenmarkes alle Empfindungen des Thieres geleitet werden, und worin alle Wahrnehmungen endigen. Die Nerven und das Rückenmark sind nur die Straßen, worauf die Empfindungen wandern, und wenn ihre Verbindung mit dem Hirn auf irgend eine Art am Genick abgeschnitten wird, so wird der ganze Rumpf des Thiers gelähmt, zum augenscheinlichen Beweis, daß das Organ, womit es fühlt, das Hirn ist. Weit entfernt, daß dieses der Fall bei den Kerfen wäre, kann man ihnen vielmehr den Kopf abschneiden, und dennoch fährt der übrige Leib fort, länger Beweise des Lebens und der Empfindung zu geben, als der Kopf; beide Stücke leben nach der Trennung fort, und bisweilen noch ziemlich lange; das größte Stück lebt am längsten, bewegt sich, geht und fliegt sogar gelegentlich, und zwar Anfangs eben so hurtig ohne den Kopf, als wenn es denselben noch hätte. Lyonet erzählt, daß er Bewegung im Leibe einer Wespe gesehen habe drei Tage, nachdem er vom Kopf abgesondert war; daß eine Raupe sogar einige Tage nachher noch lief, und daß, wenn man das kopflose Thier berührte, es dieselben Bewegungen machte, als wenn es noch ganz wäre. Dr. Shaw hat beobachtet, daß, wenn man Scolopendra electrica entzweischneide, die Hälften fortleben und selbst vierzehn Tage lang kraftvoll bleiben; und merkwürdig ist dabei, daß der Schwanztheil immer den Kopftheil um zwei oder drei Tage überlebt. Das Sensorium commune der Kerfe wohnt daher nicht, wie bei den warmblütigen Thieren, im Hirn allein, sondern auch im Rückenmark, und darauf stüzte sich auch wahrscheinlich Linné, als er den Kerfen das Hirn absprach, und dieses blos als den ersten Knoten des Rückenmarks betrachtete. Man hat Grund, das Nervensystem der Kerfe für ein Mittelding zu halten, welches beide Nervensysteme der höhern Thiere mit einander verbindet, und so wird es sich auch zeigen, wenn wir seine Verrichtungen betrachten.

Der gelehrte und scharfsinnige Physiolog Virey nimmt an, der Bau des Nervensystems der Kerfe sey bloß ein Knotensystem, und mithin dem sympathischen System der Wirbelthiere analog, und baut auf diese Annahme eine Theorie, welcher offenbar durch Thatsachen widersprochen wird. Weil die Kerfe, wie er nach Cuvier denkt, nicht mit einem wirklichen Hirn und Rückenmark begabt sind, so hält er es für eine nothwendige Folge, daß sie auch keinen Verstand, kein Gedächtniß, keine Urtheilskraft und freien Willen haben, sondern in jeder Hinsicht blos durch Instinkte und selbstthätige Antriebe geleitet werden; daß sie des Unterrichts unfähig sind und keine Manieren oder Geschicklichkeiten erwerben können zu denen, welche sie vom Instinkt oder von der Natur haben. Dieser Schluß würde sicher und nothwendig folgen, wenn ihr Nervensystem vollkommen dem sympathischen Nerven der warmblütigen Thiere entspräche. Ziehen wir aber die Verrichtung in Betracht, welche dieses System bei den Kerfen zugestandenerweise ausübt, so dürfen wir sehr ernstlich an der Richtigkeit dieser Annahme zweifeln. Es geht in diesen Thieren das fragliche System nicht allein zu den Ernährungs- und Reproduktionsorganen, was die Hauptverrichtung des großen sympathischen Nerven bei den Wirbelthieren ist, sondern unterhält auch durch die gewöhnlichen Organe eine Verbindung mit der Außenwelt, und erhält Ideen von den Dingen, was bei den Wirbelthieren eine Verrichtung des Hirnsystems ist; von demselben Mittelpunkt gehen auch die Kräfte aus, welche auf den Befehl des Willens die Gliedmaßen in Bewegung setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Dame im Wohlthätigkeitsausschuss.

(Fortsetzung.)

Der unglückliche junge Mann fühlte sich aufs Grausamste gedemüthigt. Dieser Portier kannte ihn gut; denn Fombreuse gab in dem Hause, wo er diente, Unterricht in der Mathematik. Didier war keineswegs bösartig; ganz unabsichtlich, nur um der Formalität Genüge zu leisten, hatte er den Mann mitgenommen. Er fand das ganz natürlich, und es fiel ihm nicht ein, daß er einen Menschen vor Bekannten um seine Ehre gebracht habe. Der Portier seinerseits stand gedankenlos da, er kümmerte sich um nichts als um das Zwanzigsousstück, das er mit dem Gange vier Treppen hoch verdiente, und natürlich mußte das ganze Quartier von seinem Profit in Kenntniß gesezt werden.

Während Didier sein Protokoll auffezt, erzählen wir, wie der arme junge Mann dazu kam, den Erben des Grafen von Vlergy tausend Franks schuldig zu werden.

Der Graf von Vlergy, der Vater der Mademoiselle Octavie, die den Bankier M** geheirathet, hatte in hohen, reich besoldeten Aemtern sein großes anererbtes Vermögen noch bedeutend vermehrt. Aber noch mehr als durch Titel und Reichthum glänzte er durch wissenschaftlichen Ruhm; er war eines der berühmtesten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, und stand überhaupt in jeder Hinsicht sehr hoch unter seinen Zeitgenossen. Das Fach, dem sich Fombreuse ausschließlich gewidmet hatte, war just dasselbe, dem der Graf seinen wohlverdienten Ruf in der gelehrten Welt verdankte. Dieser Umstand, und namentlich einige interessante Abhandlungen, die Fombreuse der Akademie vorlegte, hatten den alten Herrn auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht. Er suchte selbst mit ihm in Verbindung zu kommen, und nicht lange, so stand der junge Mann mit dem Akademiker in den freundschaftlichsten Verhältnissen; sein Hotel stand ihm jeder Zeit offen, und wenn hin und wieder der Sohn und die Töchter des Grafen ihm mit vornehmer Kälte und herabsehendem Stolze wehe thaten, so war er dagegen immer sicher, aus dem Munde des Vaters die gütigen Worte, das ermunternde Lob zu hören, die so unschätzbar sind in einem Alter, wo es oft nur Eines Wortes bedarf, um einen in seinen eigenen Augen zu erheben und ihn für das Gute und Schöne zu begeistern.

Nicht lange, so sollte eine positive Wohlthat Fombreuse wo möglich noch inniger verpflichten. Die Stelle eines Hülfslehrers an einem Pariser Kollegium wurde vakant, und der Graf verschaffte sie seinem Schützling. Das Einkommen war zwar nicht groß, allein nebst dem Ertrage einiger Privatstunden sezte es Fombreusen in Stand, seiner alten Mutter ein gemächliches Leben zu verschaffen und die Studien, die er einmal zu seinem Lebenszweck gemacht hatte, fortzusetzen. So waren denn, vorerst wenigstens, seine bescheidenen Wünsche vollkommen erfüllt, da schreckte ihn ein Unglücksfall aus seiner Ruhe auf und stürzte ihn in die grausamste Verlegenheit. Er war unvorsichtigerweise Bürge geworden für einen unwürdigen Freund, der ihn im Stiche ließ, wodurch sogar seine Freiheit gefährdet wurde. Er kämpfte den schmerzlichsten Kampf; vergeblich sann er auf Mittel und Wege, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, seine Hauptbemühung aber ging dahin, dem scharfen Auge der Mutter seine Unruhe zu verbergen; da brachte man ihm einen Brief. Er erkennt die Hand des Grafen von Vlergy, mit dem er in freundschaftlichem Briefwechsel stand, er erbricht ihn, und man denke sich seine Gefühle, als er einen Bankzettel von tausend Franks und folgendes Schreiben fand: „Einer unserer gemeinschaftlichen Freunde macht mich mit der Verlegenheit bekannt, in welche Sie zu viel Zutrauen und Edelmuth gestürzt hat. Wegen einer elenden Geldsumme darf ihre Ruhe nicht gestört werden, dürfen Studien nicht leiden, die für Ihre Laufbahn, wie für die Wissenschaft selbst von Wichtigkeit sind. Nehmen Sie die Inlage, ich weiß, Sie brauchen just so viel, und ich schätze mich glücklich, Ihnen die Kleinigkeit anbieten zu können. Betrachten Sie es nur als ein Anlehen; Sie zahlen die Summe heim, so bald sie es im Stande sind. Aber annehmen müssen Sie dieselbe, soll ich es Ihnen anders verzeihen, daß Sie mich mit Ihrer Verlegenheit nicht bekannt gemacht haben."

Wer vermöchte zu schildern, was in Fombreuses Seele vorging? Durchdrungen von Dankbarkeit, aber fest entschlossen, das Anerbieten nicht anzunehmen, eilt er in das Hotel des Grafen. Er dankt ihm mit Thränen in den Augen, er will ihn durchaus vermögen, das Ueberschickte zurückzunehmen; aber der Graf dringt mit solcher Güte und Freundlichkeit in ihn, er schont dabei das Ehrgefühl des jungen Mannes mit solcher Zartheit, daß Fombreuse endlich sich gefangen gibt, aber mit einer ausdrücklichen Bedingung: er will einen Schuldschein ausstellen und sich verbindlich machen, die Summe innerhalb eines Jahrs zurückzuerstatten. „Gut denn!" sagte der edle Greis lächelnd. Fombreuse sezt sich und schreibt den Schein. „Wissen Sie wohl, Fombreuse," sagte der Graf, indem er das Papier in ein Portefeuille steckte, daß „diese drei Zeilen Sie um Ihre Bibliothek, ja um Ihre Freiheit bringen können?" Er schüttelte dem jungen Mann beim Abschiede herzlich die Hand und lud ihn auf den folgenden Tag zum Frühstück ein.

Das Jahr verstrich; Fombreuse hatte zu Tilgung seiner Schuld auf den Ertrag eines geometrischen Handbuchs gerechnet; allein die Zeitumstände hatten dem Buchhändler gar zu ungünstig geschienen. Am Tage, da sein Schein verfallen war, ging Fombreuse zum Grafen und entschuldigte sich in großer Verlegenheit. „Was!" sagte der Alte, „Sie denken noch an die Kleinigkeit! Herr Fombreuse, ein für allemal, sprechen Sie nicht mehr davon, wenn wir gute Freunde bleiben sollen."

Drei Jahre verflossen, in denen Fombreuse sich zwar wenig Geld, aber desto mehr Ehre erwarb und in der Achtung der Gelehrten, besonders aber seines Patrons, des Grafen, immer höher stieg. Bezahlen konnte der arme junge Mann immer nicht, und er wagte es nicht mehr, seiner Schuld gegen seinen Wohlthäter Erwähnung zu thun. Da starb der Graf von Vlergy plötzlich und hinterließ seinem Sohn und seinen Töchtern, die den Bankier M** und den General Maugrand geheirathet hatten, ein unermeßliches Vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Industrieakademie.

Das Lampenwesen ist in Paris ein sehr wichtiger Artikel. Ganze Magazine sind voll von den elegantesten und kostbarsten Lampen aller Art, und mehrere Besizer von Erfindungspatenten werden durch den Absaz der von ihnen erfundenen Lampen reich. In den Sälen der Begüterten gehören die großen Lampen in Gestalt von Säulen oder Urnen zur nöthigen Zierrath und bilden die Hauptbeleuchtung; es läßt sich keine schönere und zweckmäßigere Beleuchtung denken. Es gehört aber auch eine eigene Person zur Besorgung derselben, und man erstaunt, wenn man diese Lampen näher betrachtet und ganze Uhrwerke und andere mechanische Vorrichtungen in denselben wahrnimmt. Daher kosten solche Lampen auch mehrere hundert Franken. Für die mittlern Klassen hat man in den lezten Jahren ebenfalls ziemlich elegante Lampen erfunden, die zwar nicht wohlfeil, aber sehr zweckmäßig sind und lange dauern. Ob es nun möglich sey, für die Aermern, besonders für die Arbeiter, eine Lampe zu erfinden, die wenig kostet und doch ganz gut ist, lasse ich dahin gestellt. Nach der Beschreibung, die der so zierlich redende Herr von der neuen Lampe des Herrn Savelingue entwarf, ist diese ein Meisterstück; allein den zierlichen Beschreibungen läßt sich nicht immer trauen. Diese Lampen sollen nämlich 75 Procent weniger kosten, als die Carcelschen (freilich die theuersten von allen), nur für ⅛ Sous Oel in der Stunde verbrennen und für die Arbeiter den Vortheil haben, daß sie keinen Schatten werfen, indem der Oelbehälter nach Belieben überall, oben so gut, als unten, angebracht werden kann. Es war ein Modell dieser Erfindung neben dem Präsidenten aufgestellt. Ob sich aber das Ganze so verhält, wie es der Redner so hübsch ausmalte, kann ich nicht wissen. Uebrigens hat man schon längst wohlfeile Lampen, die, wie mich dünkt, so ziemlich Alles leisten, was man von ihnen fordern kann. Es geht aber in Paris mit den Lampen, wie mit den Oefen. Beständig werden neue Sparöfen erfunden; sie kommen aber so hoch zu stehen, daß die Ersparniß verloren geht. Will man sich wärmen, so muß man nothwendig Holz oder ein anderes Brennmaterial nehmen; der Ofen mag so künstlich eingerichtet seyn, als er will, eine gewisse Quantität Brennmaterial ist unentbehrlich; ebenso das Oel in der Lampe. Allerdings läßt sich durch künstliche Vorrichtungen das Verfliegen der Wärme und des Lichts verhindern und der Brenn- oder Lichtpunkt mag besser angelegt werden; weiter kann aber die Kunst nicht gehen. Nach dieser Rede über eine neue Lampe, die ein außerordentlich spezieller Gegenstand für eine so hochfliegende Gesellschaft war, trat ein anderes Mitglied auf und lieferte eine geschriebene Uebersicht über die neuesten Fortschritte in den mechanischen Künsten. Dieß hatte eigentlich mit dem Zwecke der Sizung, der doch kein anderer seyn konnte, als das Publikum mit den Leistungen derselben bekannt zu machen, gar nichts zu thun; denn alle die Fortschritte, wovon der Berichterstatter sprach, waren nicht in-, sondern außerhalb der Industrieakademie geschehen. Indessen war diese Uebersicht doch interessant. Besonders fiel mir auf, was der Vorleser von einem neuen lithographischen Verfahren sagte, durch welches man Drucksachen auf den Stein übertragen und zu 1500 Exemplaren vervielfältigen kann. Mich dünkt, nach der Buchdruckerkunst ist dieß eine der wichtigsten Erfindungen, und man sieht nicht ab, wie künftighin die Verbreitung von Drucksachen gänzlich verhindert werden kann, wenn Drucker und Lithographen sich dieselbe in den Kopf sezen. So lange noch ein einziges Exemplar vorhanden ist, kann Niemand dafür stehen, daß nicht eines Tages 1500 Exemplare davon wie aus der Luft regnen. Gute Schriften werden nicht leicht untergehen können, und die Auflagen werden sich ohne große Kosten erneuern lassen. Hoffentlich wird diese Erfindung den Nuzen haben, daß sie die Herabsezung der Bücherpreise befördert. Da jedoch Alles seine gute und seine schlimme Seite hat, so wird eben diese Erfindung die Verlagsspekulationen unsicher machen; denn wer steht dem Verleger dafür, daß nicht an mehreren Orten zugleich lithographische Abdrücke seiner mit vielen Kosten gedruckten Verlagswerke erscheinen? Ich weiß übrigens nicht, ob dieses Verfahren wirklich zu dem Grade von Vollkommenheit gediehen ist, daß es dem Buchhandel nüzen oder schaden könnte. Man erzählt blos, es werde auf unvollkommene Weise im Auslande auf den Abdruck französischer Journale angewandt, und zwar im Kleinen. Als alle diese Vorlesungen zu Ende waren, trat César Moreau wieder auf und schritt zur Vertheilung der Preise. Die Industrieakademie hat nämlich Gold-, Silber- und Erzmedaillen unter diejenigen zu vertheilen, welche der Gesellschaft am meisten eingeschickt und mitgetheilt haben. Sogar die Mitglieder der Akademie werden belohnt, wenn sie hübsch fleißig gewesen sind, und der General Juchereau und Herr Jullien empfingen so gut ihre Medaillen aus den Händen des Präsidenten, als die andern. Da nun aber diese Mitglieder auch zur Ertheilung der Preise mitstimmen, so folgt daraus, daß die Akademie eigentlich sich selbst belohnt; ich begreife daher wohl, wie sie in Zeit von zwei Jahren über 50.000 Franken hat ausgeben können, wie César Moreau berichtete; sie hat, wie es scheint, viele fleißige Mitglieder zu belohnen gehabt. Wenn nur nicht die Herrn Akademiker so fleißig werden, daß die Kasse leer wird! Während der Sizung wurde unter dem Publikum eine Ankündigung einer periodischen Schrift für das Volk: Encyklopädie der nüzlichen Kenntnisse, verbreitet, das Bändchen oder Heft zu sechs Sous. Freilich sollen hundert dergleichen Bändchen erscheinen, was dann den Preis der Volksencyklopädie auf dreißig Franken bringen würde; für die arbeitenden Klassen wäre dieß aber eine bedeutende Summe. Es kann jedoch ein Jeder dasjenige aus diesem Encyklopädiechen sich anschaffen, was ihn zunächst angeht, und da wäre denn die Auslage gering. Es werden berühmte Mitarbeiter namhaft gemacht, als Baron Larrey, J. Cloquet, Dulaure, Lelewel, Lemercier u. a. Vielleicht geht es aber hier wie mit hundert andern literarischen Unternehmungen in Paris. Die großen Namen stehen in den Ankündigungen, aber damit hat es sein Bewenden, und die berühmten Leute, die so leichtsinnig ihren Namen hergeben, bekümmern sich weiter nicht um die Sache. Den Verlegern selbst ist wenig daran gelegen, ob die Herrn wirklich mitarbeiten oder nicht, wenn das Publikum nur durch ihre Namen gelockt wird. Uebrigens ist diese Encyklopädie nüzlicher Kenntnisse eine der vielen Unternehmungen, die seit einigen Jahren in Paris entstanden sind, um die Wissenschaften unter den arbeitenden Klassen zu verbreiten. Es kann nicht fehlen, daß man am Ende den Zweck erreicht. Das von seiner Arbeit lebende Volk in Frankreich, besonders die geschickten Handwerker, sind im Allgemeinen glücklich zu nennen und die unabhängigsten Leute, die es gibt. Bekommen sie nun auch noch wissenschaftlichen Unterricht, so wüßte ich nicht, was ihnen noch fehlte und was sie noch zu wünschen hätten, da sie sonst alle Rechte anderer Bürger genießen, es sey denn, daß man sie weniger mit Abgaben drückte und die Frucht ihres Fleißes so wenig als möglich antastete.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 28. Mai 1833.

Die Nachtigall klagt bang im Blüthenschatten,
Wie um den Liebling die verlaßne Braut;
Der Abendstern blickt auf die Veilchenmatten,
Blaß, wie der Schmerz auf Sarkophage schaut.

Matthisson.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle;
Dort, an des Lenzes grünem Sterbepfühl,
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren;
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen,
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

N. Lenau.

Ueber das Empfindungsvermögen der Insekten oder Kerfe.

(Fortsetzung.)

Daß die Kerfe Gedächtniß und mithin ein wirkliches Hirn haben, ist außer allem Zweifel, wie auch, daß sie so viel Verstand und Beurtheilung haben, daß sie im Stande sind, die Erfahrungen zu benutzen, die ihnen die Sinne liefern. Was sollen ihnen die Augen, die Sinne des Gehörs, Geruchs und Gefühls u. s. w. nützen, wenn sie nicht dadurch gelehrt werden, was sie zu thun und zu lassen haben? Und werden sie auf diese Art belehrt, so müssen sie hinlänglich Verstand haben, es zu begreifen, und so viel freien Willen, daß sie im Stande sind, darnach zu handeln. In Bezug auf die Behauptung, daß sie keiner Belehrung fähig seyen und keine neuen Gewohnheiten erwerben können, sind zu wenig oder gar keine Versuche gemacht, welche ausdrücklich den Zweck hätten, dieses zu erfahren; vielmehr findet man einige wohl beglaubigte Thatsachen aufgezeichnet, aus welchen zu folgen scheint, daß Kerfe einige Dinge gelehrt werden können, und daß sie Gewohnheiten erwerben, welche nicht vom Instinkt herkommen. Sie könnten kaum aus ihrem wilden Zustande genommen und gezähmt worden seyn, wie es so allgemein mit den Bienen und hin

und wieder mit den Ameisen und Wespen geschehen ist, wenn sie sich nicht einigermaßen von den Gewohnheiten ihres wilden Zustandes entfernt hätten. Die merkwürdigste Geschichte für unsern Zweck ist die von Pelisson, welcher, in der Bastille eingesperrt, eine Spinne zähmte und sie lehrte, auf den Ton eines Instrumentes zu kommen, um ihr Futter zu holen. Ein Handwerker zu Paris fütterte auch 800 Spinnen in einem Zimmer, welche so zahm wurden, daß sie, so bald er hereintrat, um ihnen gewöhnlich, aber nicht immer, eine mit Fliegen bedeckte Tafel zu bringen, unmittelbar zu ihm herunter kamen, um ihr Futter zu holen.

Ich muß Ihre Aufmerksamkeit auf einen Umstand leiten, der besondere Beachtung verdient: ich meine den allmählichen Wechsel im Nervensystem, während das Kerf seine Verwandlung erleidet, so daß die Zahl der Rückenmarksknoten fast durchgängig in der Fliege geringer ist als in der Larve. Es kann darüber kein vernünftiger Zweifel obwalten, daß eine der Hauptabsichten bei diesen Veränderungen darin besteht, das Nervensystem den veränderten Verrichtungen des Thiers in seiner neuen Lebensstufe anzupassen. Sind aber diese Veränderungen, wie Virey vermuthet, auch bei der merkwürdigen Verschiedenheit im Spiel, welche gewöhnlich zwischen den Instinkten der Larve und der Fliege Statt hat? Um diese Frage zu beantworten, muß zuerst die sinnreiche Darstellung angeführt werden, womit dieser Physiolog seine Ideen hierüber beleuchtet. „Um besser die Wirkung des Instinktes zu begreifen," sagte er, „laßt uns das Kerf mit einer Handorgel vergleichen, in der eine Walze verschiedene, auf ihrer Oberfläche bezeichnete Weisen darstellt und, indem sie während ihres Umlaufs die Pfeifenclaves berührt, alle Töne eines Gesangs hervorbringt. Soll eine andere Weise folgen, so muß die Welle um eine Kerbe hin- oder hergeschoben werden, damit andere Noten auf die Claves treffen. Nehmen wir nun an, daß die Natur auf ähnliche Art gewisse Bestimmungen oder Noten in einer bestimmten Reihe dem Nervensystem und den Knoten der Raupe, wodurch sie allein lebt, eingeprägt habe, so wird sie nach einer gewissen Reihenfolge handeln und so zu sagen die ihr eingegrabene Weise singen. Verwandelt sie sich in einen Schmetterling, so wird das Nervensystem, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleich der Welle um eine Kerbe ausgezogen, und stellt nun die Noten einer andern Weise oder eine andere Reihe von instinktmäßigen Handlungen dar, und das Thier wird eben so vollkommen unterrichtet und im Stande seyn, seine neuen Organe anzuwenden, wie es die alten zu brauchen wußte. Die Verhältnisse bleiben dieselben; es ist immer das Spiel des Instruments."

Diese Vergleichung ist ohne Zweifel beim ersten Anblick sehr treffend und scheinbar; aber eine genauere Untersuchung wird meines Erachtens zeigen, daß sie, wie so viele andere metaphysische Schlüsse, wenn eingebildete Analogien entschiedenen Thatsachen untergeschoben werden, daß sie, sage ich, nur bei einer oberflächlichen Ansicht genügt und die Prüfung nicht besteht. Um seinen Satz zu beweisen, glaubt Virey leicht zeigen zu können, daß jedesmal, wenn eine Aenderung im Instinkt der Kerfe bei ihrem Uebergang aus dem Larven- in den Fliegenzustand Statt habe, auch eine entsprechende Veränderung im äußern Bau des Nervenstranges sich finde. Dieß ist aber keineswegs immer der Fall, namentlich bei den Wanzen und Heuschrecken nicht. Eine vollkommene Heuschrecke z. B. erhält die neuen Instinkte, ihre Flügel zu brauchen, die weiten Züge zu unternehmen und, wenn es ein Weibchen ist, seine Eier an einen passenden Ort zu legen, ohne daß mit seinem Nervensystem eine Veränderung vorginge. Wenn nun solche auffallende Aenderungen im Instinkte vorgehen können, ohne eine merkliche Aenderung im Bau des Nervenstranges, so ist es wider die Regeln der philosophischen Induktion, die Instinktsveränderung in andern Geschlechtern auf diese Veränderung des Nervenbaus zu schieben, wo sie sich findet. Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß diese Veränderung gar nicht mit dem Instinkte zusammenhängt, sondern sich nur auf die merkwürdigen Aenderungen in den Organen der Sinne und der Bewegung bezieht, welche in der Larve und in der Fliege bei gewissen Ordnungen vorkommen? In einer Raupe sind die Gestalt des Körpers, die Füße, Augen und andere Sinnorgane auffallend von denen der Fliege verschieden, während, mit Ausnahme der Flügel, eine vollkommene Heuschrecke sich wenig von ihrer Larve unterscheidet, so daß wir vernünftiger Weise keine entsprechende Veränderung, wie im Nervenstrang der Falter, bei den Gattungen der Netzflügler erwarten können, wo auch wirklich keine Statt hat.

Die Schlüsse gegen Vireys Theorie bekommen eine große Verstärkung, wenn wir uns zu den höhern Thierklassen wenden, welche bei jeder Nachforschung über die Natur des Instinkts immer streng im Auge behalten werden müssen; denn ihre Vermögen, obschon oft weniger vollkommen als bei den Kerfen, sind doch von derselben Art, und müssen daher auch denselben allgemeinen Gesetzen folgen. In einer jungen Schwalbe z. B. sind nicht alle Instinkte zu gleicher Zeit entwickelt, so wenig als bei den Kerfen. Der Instinkt zum Wegziehen erscheint erst einige Monate nach ihrer Geburt, und der zum Nestbau noch später. Wir haben aber nicht den geringsten Grund zu glauben, daß diese neuen Instinkte auf Aenderungen im Bau des großen sympathischen Nerven oder irgend eines andern Theils des Nervensystems folgen. Geben mithin diese merkwürdigen Veränderungen im Instinkte der höhern Thierklassen vor sich, ohne eine sichtbare Aenderung

in den Nerven, was kann man für wesentliche Gründe angeben, daß es sich in der Klasse der Kerfe nicht eben so verhalte?

Ich zweifle überhaupt ernstlich an der Möglichkeit, nur die verschiedenen Instinkte z. B. einer Biene, oder die ungewöhnliche Entwicklung neuer, unter besondern Umständen, aus blos mechanischen Gründen genügend erklären zu können. Aber auch zugegeben, daß man augenscheinlich beweisen könnte, jeder Instinkt hänge von sekundären Ursachen ab, würde dieses uns über die wesentliche Natur des Instinktes etwas lehren? Wir wären allerdings einen Schritt weiter, aber wir hätten nur die Welt auf eine Schildkröte gesezt, und der Instinkt bliebe seinem Wesen nach, das wir doch eben zu entdecken wünschen, ein Geheimniß wie zuvor; gerade so, wie wir beweisen können, daß die Sinne auf den Geist wirken, ohne daß dieses das geringste Licht auf die wesentliche Natur desselben wirft, den wir auch als unergründlich anerkennen müssen, als wollte er uns Demuth lehren und uns vor der eitlen Einbildung bewahren, daß, weil es uns erlaubt ist, einige Geheimnisse der Natur zu entdecken, wir auch einmal im Stande seyn werden, in ihr innerstes Heiligthum zu dringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Dame im Wohlthätigkeitsausschuss.

(Fortsezung.)

Es war ein großer Verlust für den Staat und die Wissenschaft, aber der härteste Schlag für Fombreuse. Im tiefsten Schmerze begleitete er die Leiche seines Gönners zur lezten Ruhestätte und gab seinen kleinen Beitrag zu dem Opfer, das dem Andenken des Verstorbenen von beredten Lippen dargebracht wurde.

Unter den Millionen, welche der Graf von Blergy seinen Kindern hinterlassen, fand sich leider der Schein für tausend Franks, den der arme Mathematiker unterzeichnet. Zwei Monate nach des Grafen Tod las eben Fombreuse in einer Erholungsstunde die Briefe, die ihm der Selige geschrieben, und gedachte mit Rührung der Güte, die er von dem hochstehenden Manne genossen, da kam seine Mutter von einem Spaziergange nach Hause und gab ihm einen Brief, den sie bei dem Portier gefunden. Fombreuse erbricht ihn, liest und traut kaum seinen Augen. Der Brief enthält eine „gerichtliche Aufforderung, auf Requisition des Herrn M** und der übrigen Erben des Grafen Blergy, in kürzester Frist, zu Vermeidung weiteren exekutorischen Verfahrens, die Summe von tausend Franks, in Gemäßheit eines am 5ten Januar 1829 unterzeichneten, als am 1sten Januar 1830 zahlbar ausgestellten Schuldscheins, mit den dreijährigen Zinsen zu bezahlen." Was nun kam, weiß man bereits: wie Didier die ersten Schritte that, wie man Fombreusen seinen Gehalt zurückbehielt, wie er in Folge davon um seine Stelle kam und endlich auf M**s Anordnung seine Effekten mit Beschlag belegt wurden.

Wir haben Herrn Didier verlassen, wie er in Fombreuses kleinem Zimmer sein Protokoll aufsezte. Der unglückliche junge Mann stand mit gekreuzten Armen im Fenster und sah ihm zu; eine unheimliche Ruhe, eine Art krampfhafter Resignation war über ihn gekommen, und kein Zug in seinem starren Gesicht verrieth den Sturm der Gedanken, die sich in seinem Kopfe jagten. Er stellte bittere Betrachtungen an über die eisernen Gesetze der Gesellschaft, die einem Menschen das Recht gaben, um einer geringen Geldsumme willen ihn um Ehre, guten Ruf, Ruhe, ja um seine ganze Zukunft zu bringen. „Ja," dachte er bei sich, „kommt einer in Versuchung, aus einer großmüthigen Hand etwas anzunehmen, er sehe wohl zu, ob der Wohlthäter nicht Sohn, Tochter, Tochtermann hat, die ihn beerben und nach dem Tode desselben ihm die Rechnung machen. Dachte er seinem Namen durch nützliches Streben einst Geltung vor der Welt zu verschaffen, so schleppen sie diesen Namen in den Koth des Civilgerichts und geben ihn einem Schreiber Preis, der auf Zahl und Umfang seiner Prozeßschriften spekulirt; sie posaunen seine Dürftigkeit durch die ganze Stadt aus, sie setzen seine ärmliche Fahrniß Stück für Stück in die Zeitungen, sie versteigern sie auf öffentlichem Platze, und Abends gehen sie auf den Ball und veranstalten eine Lotterie zum Besten der Armen." Nur Eines tröstete Fombreuse in seiner Verzweiflung: eine innere Stimme sagte ihm, wenn dieser Handel Jemanden mit Schmach bedecke, so sey dieß nicht er, sondern jener Besitzer von Millionen, jenes eitle, müßige, von Gold strotzende Weib, die ihm seinen armseligen Tisch, seinen Stuhl, sein Bett wegnahmen, ihm, einem fleißigen Menschen, und warum? weil er der Freund ihres Vaters gewesen war und weil an einer Erbschaft von sechs Millionen ein paar Thaler fehlten.

Allermittelst waren Didier und sein Gehülfe mit dem Inventarium des kleinen Studierzimmers und einer kleinen daran stoßenden Küche fertig geworden. Jezt wollte der Huissier das Zimmer der alten Frau betreten, aber Fombreuse nahm ihn beim Arm und sagte ruhig: „Bleiben Sie hier weg, ich bitte Sie; meine Mutter ist krank und schläft." Didier blieb auf der Schwelle stehen, steckte nur forschend den Kopf hinein und diktirte halblaut das Inventarium, während ihn der Hund mit blitzenden Augen hütete. Indessen war die alte Frau wach geworden, und da sie in ihrem mit alten Vorhängen versehenen Bette Jemanden halblaut sprechen hörte, so dachte

sie bei sich: „Guter Sohn! er ist schon an der Arbeit und überliest, was er geschrieben.“ Als sie sich aber völlig ermunterte, wurde sie inne, daß es nicht ihres Sohnes Stimme sey; sie horchte und hörte: „Eine alte Mahagonikommode mit einer Marmorplatte; eine Pendeluhr von Bronze; zwei alte, mit Seide beschlagene Lehnstühle —“ Die arme Frau stieß einen lauten Schrei aus und wurde ohnmächtig. Fombreuse sprang ihr bei, und während er sie wieder zu sich zu bringen suchte, brachte Didier sein Protokoll vollends zu Stande.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Ich bringe heute, freilich etwas spät, meinen Bericht über die bairisch-griechischen Angelegenheiten zu Ende. Es ist mir aber einmal, wie schon früher bemerkt, daran gelegen, ein treues Bild des ganzen Hergangs zu geben, da die deutschen Blätter, wenn sie ja etwas darüber gaben, das Meiste aus hiesigen Journalen entlehnten, und der Gegenstand hat ja überhaupt ein höheres, als das augenblickliche Interesse.

Da die nach Griechenland bestimmten Truppen, welche hier durchzogen, nicht auf einmal kamen und hier rasteten, so vervielfältigten sich die kriegerischen Schauspiele, und Scenen eigener Art boten sich abermals dem ans Alltägliche gewöhnten Auge dar. Offiziere und Soldaten wurden geehrt, jene durch Bälle, Feste, Punsch- und Lustparthieen, diese durch freie Bewirthung, durch's Quartiergeld auf die Hand, durch milde Gaben ꝛc. Der französische Gesandte, die französische Galanterie nicht verläugnend, gab den Offizieren des Regiments Otto ein glänzendes Fest; König Otto beschenkte die Mannschaft. Bankiers, Kaufleute, Bräuer, Bäcker, Lohnkutscher ꝛc. wurden in den öffentlichen Blättern aufgefordert, auch hier mit einander zu wetteifern, und diejenigen, welche dieser Aufforderung nicht entsprachen, wurden gerügt, beim Namen genannt, mit Fingern gewiesen. Es ist bekannt, wie die nach Griechenland ziehenden Baiern in Tyrol und in andern österreichischen Ländern empfangen und gefeiert wurden. Militär- und Civilbehörden, Bauern und Bürger wetteiferten auch dort, um ihnen, kann man wohl sagen, Rosen auf den Weg zu streuen. Das ist einer der erfreulichsten Züge in dieser Geschichte. Die Tyroler vergaßen den bedauernswürdigen, eben so traurigen, als lächerlichen Haß, und erinnerten sich, daß sie Deutsche und daß die Baiern ebenfalls Deutsche sind. Dennoch gab es hier der kleinlichen Seelen genug, die an den brüderlichen Gesinnungen der Tyroler ein Aergerniß nahmen und mit giftigem Leumunde allerhand dagegen eifernde und geifernde Gerüchte auszustreuen suchten. Neben jenen Truppenzügen und noch lange hernach dauerten die Feierlichkeiten und Festlichkeiten wegen König Ottos Thronbesteigung fort. Sie fanden nicht blos in München, sondern in allen Theilen des Königreichs statt, und ihr Widerhall allein vermochte einen schon anders zu stimmen, wenn man auch nicht Theil daran nahm. Städte, Märkte, Staatskollegien, Körperschaften wünschten dem jungen Könige und seinem königlichen Vater Glück, sey es durch Adressen, sey es durch Deputationen. In den Kirchen wurden Tedeum gesungen, wurde vom Himmel eine lange, glückliche, segenreiche Regierung für Otto erfleht. Die Studenten brachten ihm einen imposanten Fackelzug; die Dichter brachten ihm Oden, Lieder und ganze Heldengedichte dar; die Großen bezeigten ihm ihre Freude auf eine sinnvolle, entsprechende Weise. Die vielen Gesellschaften, die Gesellschaft des Frohsinns, der Flora, der Stahlschützen, und wie sie alle heißen, veranstalteten mehr oder minder sinnreiche Festproduktionen, vorzüglich die erstere. Sie hatte Alles dazu eingeladen, was München Ausgezeichnetes besizt. Ihre Säle, aufs Prächtigste geschmückt und beleuchtet, waren zu einem feenhaften Garten geworden, wo sich die schönsten der schönen Münchnerinnen und die seltensten Blumen und Pflanzen der hiesigen Treibhäuser widerspiegelten und das Auge entzückten. Mädchen in griechischem Kostüm und in den verschiedenen Trachten der baierischen Kreise streuten Blumen im Tanze, als die Könige und die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen erschienen, um das Fest mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Gedichte wurden gesprochen und gesungen, und auch ein griechisches Nationallied kam zur Ausführung. Ein Theater war errichtet worden, und es erschienen darauf allegorische Bilder aus der Gegenwart und aus der Zukunft, aus Deutschland und aus Griechenland, auch lustige Scenen und Gestalten; denn es war ein Fest des Frohsinns. Neben all diesen Festen und Feierlichkeiten nahm noch viel Anderes die Aufmerksamkeit in Anspruch und gab Anlaß zu mannigfaltiger und lebhafter Unterhaltung. Ein Bierbräuer mit vielen Knechten eilte den Truppen voraus, damit er die Blicke derer erfreue, die das reizende Griechenland nur durch das Bierglas anschauen und dann bedenklich die Achseln zucken, wenn sie sehen, daß die Orangen nicht in Geländen von Hopfen glühen. Mehrere Studenten ließen sich als Gemeine für den griechischen Militärdienst anwerben, wahrscheinlich in der Hoffnung, somit ihr versäumtes Griechisch leichter nachzuholen. Mehrere Handwerker sprachen ebenfalls davon, nach Hellas zu ziehen. Geistliche, katholische und evangelische, wurden eingesegnet, um in der weiten Ferne für die Seelen der Söhne des Vaterlandes zu sorgen, und Manches wurde bestellt, angeordnet und abgeschickt, was zur Kultur in Griechenland beitragen sollte, unter andern zur Kultur der Kartoffeln. In vielen Werkstätten war man mit Verfertigung von Uniformen, Wagen, Sätteln und Zäumen beschäftigt, und die Bank und das Haus des Herrn von Eichthal waren in beständiger Thätigkeit. Die Hofdienerschaft, die Leibärzte ꝛc. des jungen Königs wurden ernannt und seine Ausstattung sezte Viele in Bewegung. Denkmünzen und griechisches Geld wurden geprägt. Man beeilte sich, das Porträt König Ottos zu vervielfältigen. Schön zeichnete und lithographirte es Hanfstängel, Stieler malte es in seiner Manier, Richter aus Koblenz hatte es schon sehr treu gemalt. Heß wurde beauftragt, den Einzug in Nauplia zu malen, und schickte sich daher auch zur Abreise an. Zur Errichtung einer Hofbuchdruckerei in Griechenland sollten aus einer hiesigen Gehülfen abgeschickt werden. Die Werbung für den griechischen Militärdienst und die Kleidung und Exercirung der Freiwilligen beschäftigten nicht wenig die Neugierde. Eine neue Zeitschrift erschien unter dem Titel: „Der Kurier aus Griechenland.“ Mehrere Offiziersgattinnen folgten ihren Männern in den Süden oder wollten ihnen folgen, mitunter gegen Willen und Lust ihrer Gemahle, was dann der buntesten und unterhaltendsten aller Chroniken reichen Stoff darbot.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Mai 1833.

— Alles ist schief,
Nichts grad in unsrer häßlichen Natur,
Als offne Büberei; drum sey verwünscht,
Gesellschaft, Festgelag und Leutgedräng!

Shakespeare.
Timon von Athen.

Die Dame im Wohlthätigkeitsausschuss.

(Beschluß.)

Zwei Tage darauf ging Fombreuse mit seinem Hund weinend hinter einem Leichenwagen her, der auf den Kirchhof vom Mont Parnasse fuhr.

Segensreich für die Armen war die Nacht des ersten März 1833. In einem der schönsten Hotels des neuen Athens war eine herrliche Zimmerreihe prachtvoll aufgeschmückt für den großen philanthropischen Ball, von dem wir früher gesprochen, und wobei Madame Octavie eine der Patroninnen war. Eine lange Wagenreihe brachte alle Leute comme il faut in Paris an diesen Zauberort. Die Adelsaristokratie reichte der Geldaristokratie brüderlich die Hand, und das gemeinsame Gefühl für Menschlichkeit, der allgemeine Wohlthätigkeitssinn erschlossen alle Herzen. Der Reichthum, die Mannigfaltigkeit der Kostüme neben der herrlichen Dekoration der Zimmer und der strahlenden Beleuchtung bildeten ein wahrhaft zauberisches Fest. Alle Nationen, alle Zeitalter hatten hier ihre Repräsentanten im buntesten Gemische. Marquisinnen aus dem achtzehnten Jahrhundert, Herzoginnen aus dem fünfzehnten, Abbés, Mousquetaires, Pilger, Paschas, Ritter, Edelfrauen, Schweizerinnen, französische Gardisten, Schiffer und hochländische Häuptlinge, und hundert andere Masken drängten sich bei rauschender Musik durch die taghell beleuchteten Säle. Ja, es war ein Schauspiel, bei dem man für die Gutthätigkeit schwärmen lernte und den Himmel segnete, daß es Nothleidende gibt.

Madame Octavie hätte durch ihre Schönheit, ihre Diamanten, und durch ihr himmlisches Odaliskenkostüm alle Blicke auf sich gezogen, wäre auch nicht die rosenfarbige Schleife, ihr Amtszeichen als Patronin, Jedermann ins Auge gefallen. Sie war die Königin des Festes, auf welchem sich auch ihr Gemahl, als Troubadour, ihr Bruder, der Graf, in der reichen Tracht eines Höflings Heinrichs II. und ihre Schwester, die Baronin Maugrand als Chinesin, mit ihrem Mann, als Mandarin, auszeichneten. Leztere zwei Anzüge, welche eigens aus China verschrieben und über alle Begriffe prächtig waren, hatten zwanzigtausend Franks gekostet. Kann man aber zu viel thun, wenn es sich von einem Feste zum Besten der Armen handelt!

Auf einmal entsteht an einer Thüre des Saals eine unruhige Bewegung; man drängt sich um eine Maske in der abentheuerlichsten Tracht, welche eben angekommen ist. Es war ein als Bettler verkleideter Mann mit einem Schnappsack; überall an seinem Leibe, auf Brust, Rücken, Armen, Beinen sah man beschriebene Papiere angeklebt. Herr und Frau M** waren unter den ersten, welche neugierig der geheimnißvollen Maske entgegentraten, und sie lasen auf einem großen Stempelbogen, der die ganze Brust des Mannes bedeckte, was folgt:

„Beschlagnahme. Den 6ten Februar 1833. In Gemäßheit eines dto. 15ten Januar d. J. von dem Handelsgericht des Seinedepartements zu Paris gefällten, in der Form collationirten, gezeichneten und registrirten Spruchs, und auf Requisition des Herrn Amadäus Ludwig Maria v. M**, Bankiers, und Frau Octavie Adelaide v. Blergy, dessen Gemahlin, wohnhaft zu Paris, Straße Taitbout; des Herrn Grafen Anastasius v. Blergy, Requetenmeisters, wohnhaft zu Paris, Straße des trois-frères; des Herrn Ludwig Hippolyt, Baron v. Maugrand, Generalmajors, und Frau Euphemie Genovefe v. Blergy, dessen Gemahlin, wohnhaft zu Paris, Platz Vendome, insgesammt Erben des Herrn Peter August Grafen von Blergy, Staatsministers, Pairs von Frankreich ꝛc. ꝛc. — habe ich Johann Michael Didier, Huissier bei dem Gericht erster Instanz des Seinedepartements zu Paris, wohnhaft Straße Louis-le-grand, den Herrn Friedrich Julian Fombreuse, Licentiaten der Wissenschaften, wohnhaft zu Paris, Straße Guenegaud Nr. 13. in seiner Behausung mündlich, zu wiederholten Malen, im Namen des Königs, des Gesetzes und der Gerechtigkeit aufgefordert: die den Requirenten schuldige Summe von tausend Franks Kapital, fällig seit dem 1ten Januar 1830, mir, als dem Inhaber der Beweisstücke, auszuliefern, als wozu er durch besagten Spruch, ohne Präjudiz der Interessen, Sporteln, Gerichts- und Exekutionskosten verurtheilt worden. Auf die wiederholte Weigerung des Herrn Fombreuse, sich vorgenanntem Spruche zu fügen, habe ich unter obigem Datum die Erklärung gegeben, daß ich unverzüglich zur Beschlagnahme der Fahrniß schreiten würde, und sind auch demgemäß in Gegenwart der nachbenannten, von mir zu diesem Zweck mitgebrachten Zeugen, die Gegenstände mit Beschlag belegt und unter die Autorität des Königs, des Gesetzes und der Gerechtigkeit gestellt worden, deren Verzeichniß hier folgt:

1) In einem Zimmer im vierten Stockwerk gegen den Hof ein kleiner Tisch von Nußbaum; ein alter Lehnstuhl mit vergoldetem Holzwerk, mit schwarzem Leder beschlagen; ein kleiner Bücherschrank mit etlichen und sechzig Bänden, theils broschirt, theils gebunden; zwei kupferne Leuchter, eine Lampe dito; zwei Feuerböcke, eine Schaufel, eine Feuerzange; ein kleines Feldbett. 2) In einem kleinen anstoßenden Gemach ein Handfaß, ein kupferner Kessel, etwas Fayence und Töpfergeschirr. 3) In einem dritten Zimmer: eine alte Bettstelle mit vergoldetem Schnitzwerk, zwei Matratzen, zwei Decken und ein Kopfkissen; eine alte Mahagonikommode mit Marmorplatte, eine Pendeluhr von Bronze, zwei alte Lehnstühle, mit Seide beschlagen, ein paar Vorhänge, eine kleine alte Kommode, ein Schrank von Nußbaum, Manns- und Frauenhemden, ein alter Barometer, ein Kupferstich, vorstellend eine heilige Familie. Folgen die Unterschriften."

Auf dem Rücken des Mannes las man: „Aufstreichsverhandlung. — Am 15ten Februar 1833. Auf Requisition des Herrn Amadäus Ludwig Maria v. M** ꝛc. ꝛc. in Folge der Weigerung des Herrn Fombreuse ꝛc., den Requirenten die Summe von ꝛc. zu bezahlen, habe ich mich, in Begleitung des Hrn. Colas, Auktionärs, an alle im Gesetz vorgeschriebenen Orte, Straßen, Plätze und gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Handelsleute begeben, woselbst genannter Colas in meiner Gegenwart geschriebene Zettel, dem anliegenden conform, zu fünf-und-zwanzig Exemplaren angeschlagen hat, und besagten die Anschlagezettel, daß Mittwoch 17ten Februar um Mittag auf dem Platze des alten Chatelet zu Paris die bei Herrn F. J. Fombreuse meinem Protokoll vom 6ten Febr. zu Folge mit Beschlag belegte Fahrniß öffentlich werde versteigert werden. Sporteln: 28 Franks 50 Centimes. Colas. Didier."

Am Hute des Mannes, der mit einem schwarzen Flore umgeben war, stand auf einem Zettel mit großen Buchstaben: „So thut man in der großen Welt Gutes."

Ueber das Empfindungsvermögen der Insekten oder Kerfe.

(Fortsetzung.)

Daß Virey den Instinkt bei den Kerfen für blos mechanisch betrachtete, war die natürliche Folge davon, daß er ihnen jeden Grad von Verstand absprach. Diese Meinung kann aber unmöglich Beifall finden, wenn es Thatsache ist, wie ich vorhin gezeigt habe, daß sie nicht gänzlich alles Verstandes beraubt sind. Was ganz mechanisch ist, muß auch unter ähnlichen Umständen immer auf dieselbe Art wirken. Ein Automat, einmal gehörig gebaut, wird unveränderlich, so lange die Maschinerie in Ordnung bleibt, dieselben Handlungen verrichten, und Des Cartes bildete sich ein, als er seinen berühmten weiblichen Automaten gemacht hatte, auch unwiderleglich seinen Grundsatz bewiesen zu haben, daß Thiere bloße Maschinen sind. Wenn er aber, statt sich den Wildnissen der metaphysischen Spekulation zu überlassen, nüchtern auf Thatsachen geachtet hätte, so würde er gesehen haben, daß der Instinkt der Thiere durch ihren Verstand abgeändert und geleitet werde, daß er mithin nicht als blos mechanisch zu betrachten sey. Obschon der instinktmäßige Antrieb eines leeren Magens einen Hund mächtig bewegt, seinen Hunger zu stillen, so wird dennoch, wenn er gut gezogen ist, die Furcht vor Strafe machen, daß er sich auch die reizendsten Leckerbissen versagt; und auf dieselbe Art wird eine Biene den Honig einer Blume verlassen, wie süß er auch sey, wenn sie dabei gestört wird.

Die Ameisen, womit Bonaparte zu seiner Unterhaltung Versuche auf St. Helena anstellte, stürmten sein Zuckerfaß, wenn es auch gleich von einem Graben mit Wasser umgeben war, wußten aber wohl ihren Instinkt zu bezähmen und abzulassen, wenn es mit Essig umgeben war (Antommarchis lezte Tage Napoleons); und in dem merkwürdigen Fall, den Joseph Banks dem Dr. Leach mittheilte, änderte sich der Instinkt einer verstümmelten Spinne so gänzlich, daß sie aus einem stillsitzenden Weber ein Jäger wurde. Es ist mithin augenscheinlich keine Analogie zwischen streng mechanischen Handlungen und instinktmäßigen, welche, obschon scheinbar von mechanischen Ursachen aufgeregt, fähig sind, durch Verbindung des Verstandes- und Instinktvermögens beschränkt oder abgeändert zu werden, und da wir nicht wissen, wie die Verbindung Statt hat, so ist es offenbar unmöglich, logisch von dem Gegenstande zu urtheilen.

Ich will diese Bemerkungen über die Natur des Instinktes mit einigen Beobachtungen über die Umstände schließen, wo man annehmen kann, daß die Kerse durch den Instinkt, und über diejenigen, wo sie durch den Verstand geleitet zu werden scheinen. Wenn die Biene in ein Feld fliegt, wo es viele Blumen gibt, so wird sie in dem Gebrauch ihrer Sinne durch Verstand geleitet; denn diese sind ihr als Führer gegeben; ist sie angekommen, so leiten sie sie zu den Blumen und setzen sie in Stand, diejenigen herauszufinden, welche die gesuchten Schätze enthalten; ist aber die Entdeckung gemacht, so lehrt sie ihr Instinkt den Nektar auszusaugen und ihre Hinterfüße mit Blüthenstaub zu beladen. Dann sind es wieder die Sinne, welche mit Hülfe des Gedächtnisses sie den Rückweg finden lehren, wo der Instinkt aufs Neue sie zu den verschiedenen Operationen antreibt. Wenn wir demnach diesen Thieren einen gewissen Grad von Verstand zuschreiben, so setzen wir sie keineswegs dem Menschen gleich; denn die wunderbarsten Theile ihrer Oekonomie und die Handgriffe, welche wir nicht nachzuthun vermögen, erkennen wir nicht für die Erfindung der Thiere selbst, sondern als nothwendige Ergebnisse der Vermögen, welche in ihre Konstitution bei der ersten Schöpfung gepflanzt worden sind. Ich wiederhole aber, die bloße Thatsache, daß sie mit den äußern Sinnorganen versehen sind, beweist einen gewissen Grad von Verstand. Denn wären sie in allen ihren Handlungen nur durch Instinkt geleitet, so könnten sie dieselben eben so gut ohne Gesicht, Gehör, Geruch, Gefühl u. s. w. verrichten: da sie aber diese Sinne und ihre Organe haben, so scheint mir nothwendig zu folgen, daß sie auch hinlänglich Verstand, Gedächtniß und Urtheilskraft haben müssen, um dieselben mit Vortheil anzuwenden.

Folgendes ist der Unterschied zwischen dem Verstand des Menschen und dem der Thiere. Ihr Verstand lehrt sie, den Leitungen ihrer Sinne zu folgen und von der äußern Welt einen solchen Gebrauch zu machen, wie es ihre Appetite oder Instinkte verlangen, und dieses ist ihre Weisheit. Der Verstand des Menschen dagegen, dem ein unsterbliches Princip beigemischt und der mit einer Welt in Verbindung ist, die über der steht, welche ihm die Sinne enthüllen, kann mit Hülfe des Himmels diese Sinne bändigen und sie seinen instinktmäßigen Appetiten unterwerfen, so daß sie der Hegemonie oder der regierenden Kraft seiner Natur gehorchen, und dieses ist seine Weisheit.

Wir hängen hier einige Bemerkungen über die Muskelkraft der Kerse an.

Eine der merkwürdigsten Seiten im Leben der Kerse ist ihre ungeheure Muskelkraft, mittelst welcher sie Stellungen annehmen und Bewegungen ausführen können, gegen welche die Locomotionen der höhern Thiere höchst unbedeutend und beschränkt erscheinen. Der Floh, auf den sich natürlich die Beobachtung am leichtesten lenkte, hat in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit seit den ältesten Zeiten auf sich gezogen; er ist eben so merkwürdig durch seine zusammengedrückte Gestalt, wodurch er leicht zwischen den Haaren der Thiere fortschlüpfen, und durch sein elastisches Waffenkleid, womit er dem gewöhnlichen Druck der Finger widerstehen kann, als durch seine Muskelstärke. Mouffet erzählt, ein geschickter englischer Mechanikus, mit Namen Mark, habe eine goldene, fingerslange Kette mit Schloß und Schlüssel gemacht, welche von einem Floh fortgezogen wurde; er hat von einem andern gehört, der an einen goldenen Wagen gespannt war, den er mit der größten Leichtigkeit fortzog. Ein anderer englischer Künstler machte eine elfenbeinerne Kutsche mit sechs Pferden, einem Kutscher auf dem Sitz und einem Hunde zwischen seinen Beinen, mit einem Postillon, vier Personen in der Kutsche und vier Lakaien hinten auf, welches alles auch von einem einzigen Floh gezogen wurde. Latreille erwähnt eines Flohs von mäßiger Größe, welcher eine silberne Kanone auf Rädern zog, die 24mal schwerer war als er selbst, und losgefeuert wurde, ohne daß er dadurch in Schrecken zu gerathen schien. Viele Raupen sind gewohnt, ihren Leib von einem Zweige auszustrecken, wobei sie nur von den vier Hinterfüßen unterstüzt werden, und zwar in einer bestimmten Stellung, bald in schiefer, bald in horizontaler oder senkrechter Richtung, aufwärts oder abwärts, und das Stunden lang. Wir können denken, welch ungeheure Muskelkraft dabei aufgewendet werden muß, wenn wir überlegen, daß der geschickteste Seiltänzer, wenn er auch mit seinen Füßen gleich einem Vogel mit seinen Klauen klettern könnte, nicht im Stande wäre, sich auch nur einen Augenblick in horizontaler Richtung zu erhalten. (Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Apollos Thränen.

Mit welchen Wehn die Seele das Wort gebiert,
Wie bittre Fluth oft badet das junge Kind,
O wüßtet ihr's, mit heil'ger Scheu nur
Hörtet und sängt ihr das Lied des Dichters.

Zum Knechte worden war des Gesanges Gott,
Ein ewig Jahr lang büßt' er den Zorn des Zeus;
Da weint' er schmerzlich: längs dem Ufer
Flossen die Thränen dahin als Bernstein.

Dem stellen Fischer nun mit dem Netze nach,
Unsaubre Hände drehen und bohren ihn,
Den braunen Hals behängt die Bäurin
Sich mit des Gottes versteinter Zähre.

Vermächtniß.

Pflanzt einen Eichbaum über das Grab mir hin,
Der fröhlich rauschend mir in der Ruh' der Nacht
Erzähle, wie von Wald zu Walde
Männlicher Muth und die Freiheit wohne.

Dann duld' ich gerne, daß mir ein Ackersmann
Den Sand der Gruft mit klingendem Pfluge bricht,
Und gern, daß eines Hirten Lämmer
Weiden die Gräser an meinem Grabe.

Doch wehe, weh euch, wenn mir das dunkle Blatt
Mit leisem Seufzen bösere Kunde bringt:
„Noch immer sind wir Eichen fester,
Treuer als Jene, die wir beschatten.

Die Berge stehn noch, aber die Menschen sind
Schon längst gestrauchelt über den eignen Fuß,
Und Freiheit ist nur bei den Vögeln,
Welche geborgen im Laub mir nisten."

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai

(Fortsetzung.)

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

Eine Bibliothek für König Otto wurde gesammelt, eine andere für die Regentschaft. Neugriechische Sprachlehren, Wörterbücher und Karten von Griechenland wurden gesucht, gekauft und bestellt von allen Wißbegierigen, die nach Hellas zogen, und selbst von Vielen, die nicht hinzogen. Alle möglichen Schriften über dieß Land wurden aufgesucht, und da ward denn eine Blöße des gelehrten Deutschlands aufgedeckt, deren wir uns schämen müssen. Es fand sich nämlich, daß die meisten und die besten Schriften der Art französische sind. Täglich werden die Franzosen oberflächlich von den Deutschen gescholten, und täglich müssen doch die tiefen Deutschen sich heraufbemühen, um an dieser französischen Oberfläche zu schöpfen. Wir zählen viele sentimentale Spaziergänger im Morgenland, aber keinen, der Gesichte gehabt hätte, wie Chateaubriand; auch wir hatten Konsuln in den türkischen Provinzen, es fiel aber keinem ein, so zu schreiben, wie Pouqueville. Ich glaube, der Deutschen, welche Volkslieder sammeln, ist Legion, und wenigstens eine ganze Kompagnie davon ist in Griechenland gewesen; doch hat keiner derselben ein Werk zu Stande gebracht, das sich auch nur im Geringsten mit dem Fauriels messen dürfte, der noch dazu nicht einmal in Griechenland, sondern nur unter den Griechen in Triest, Venedig 2c sammelte und, wenn ich mich recht erinnere, als er sammelte, wenig oder äußerst wenig von der neugriechischen Sprache verstand. Ich könnte noch viele andere Namen hersagen, übergebe sie aber, weil sie uns erröthen machen, und bemerke nur noch, daß die beste Karte von Griechenland noch immer die von Lapie, also auch von einem Franzosen, ist. Erfreulich aber war es, so viele Dichter auftreten zu sehen. So wie einem, wenn man des Sonntags in der hiesigen Umgegend spazieren geht, fast aus jedem Bauernhause eine Zitter entgegenklingt, gut oder schlecht, so tönte bei den Feiertagen der griechisch-baierischen Angelegenheiten fast aus jedem Münchner Hause eine Dichterlaute; ein Beweis, daß das Vaterland eine poetische Ader besizt, die freilich nicht immer die Töne, wenn sie auch vom Herzen kommen, zum Herzen führt. Man hat den Gedichten, welche in so großer Menge erschienen, vorgeworfen, es sey nichts Gutes an ihnen, es sey ein bloßes Gelegenheitsgeleier nach Art der italienischen Sonetterei. Dieß Urtheil ist ungerecht und hinkt im Vergleiche. Manchen gut ausgestatteten Vers und selbst manche sinnreiche Strophe könnte ich aus jenen Gedichten hören lassen; was denselben aber hauptsächlich abgeht, das ist die schöne Form, der schöne Gang und der schöne Schluß, deren die italienischen Sonette, bei welcher Gelegenheit es auch sey, selten ermangeln. Graf Platen, der hier den Winter zubrachte, sich aber wenig sehen ließ, hat die Thronbesteigung des Sohnes seines Königs mit keinem Gedichte gefeiert, was Vielen leid thun mag. Der bilder- und sangreiche Monat November schloß mit einer merkwürdigen Festproduktion im Hoftheater, wo unter andern das Lied an Hellas im vierten Jahre ihrer Befreiung, von König Ludwig gedichtet, gesungen, und ein allegorisches Gedicht vom Freiherrn von Poißl, Vergangenheit und Zukunft, vorgestellt wurde. Der schönste Moment darin war dieser: mitten an einem Himmel, der sich düster und schwer über die Gegend von Athen, über trauernde Lorberhaine, verbrannte Olivenwälder, verdorrte Fluren, zerstörte Tempel und über entmastete Schiffe im Hafen gelagert hat, erschien ein Lichtpunkt, Anfangs klein, doch immer größer und strahlender, endlich als ein großer Stern, in welchem König Ottos Bild von der Liebe getragen, vom Glauben und der Hoffnung, von Genien mit den Symbolen der Künste und Wissenschaften, des Waffenthums, der Industrie und des Ueberflusses umschwebt war. Die Bewohner der traurigen Landschaft lebten neu auf bei dieser Erscheinung, und dankten dem endlich gnädigen Himmel; Hellas warf ihren Trauerschleier zurück und zeigte sich wieder in ihrer vorigen Schönheit, die Lorberwälder fingen bei dem Flügelschlage der sich aufschwingenden Fama wieder zu säuseln an, die Olivenwälder zu grünen, die Fluren zu blühen, die zertrümmerten Gebäude erhoben sich von selbst zu ihrer frühern Pracht; auf den Schiffen stiegen Masten mit schwellenden Segeln und flatternden Wimpeln empor, und freundlich zogen in blauen Lüften weiße Wolken. Beim Anblick dieser Verwandlung jauchzten die Männer aus Griechenland, jubelten die Baiern, erschallten Pauken und Trompeten, und die Königin, Ottos Mutter, vergoß Thränen der Rührung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Mai 1833.

Wer in anderer Leute Briefe sieht, ist unbescheidener als der Horcher, und wer sie bekannt macht, schlimmer als der Verläumder.

Diderot.

Einige Briefe von Wieland an Seume.

Voraus vermischte Gedanken über Art und Wesen der Briefe, veranlaßt durch die gegenwärtige Sammlungssucht.

Das Wort geheim zu halten, das unter Siegel mit der Post durch die Welt geht, hat sich von jeher jede Regierung beflissen, welche mit Liberalität den Zügel führt. Durch die Magie der hermetischen Schrift sollten die Bande der Geselligkeit um Welttheile geschlungen werden. Betrübte Zeit, wo die Staatsbehörde sich in das Innere der Familienkreise einzudringen ermächtigt, und jeder Briefkasten einen der Löwenrachen zu St. Marco vorzustellen scheint! Das Wort ist frei, und der Brief ists, wo er an die Stelle tritt. Das mündliche Wort verfliegt, das schriftliche bleibt. Und doch scheint dieser Spruch, wenn er Behutsamkeit dem Schreibenden gebietet, oder als Klugheitsregel die Schrift anräth, nicht gegeben für des Briefwechsels Bereich. Wie Manches hat der Freund dem entfernten Freunde zu vertrauen, das ewiges Geheimniß bleiben sollte! Wie Manches sezt Prämissen einer ganzen Lebensreihe voraus, um verstanden zu werden! Wie mancher momentane Eindruck, mancher Accent der Leidenschaft, manches vorschnelle Urtheil — gesprochene Worte sind es, welche die flüchtige Feder auf dem Papier festhielt, um, eben so geschwind dem Gedächtniß des Empfängers überliefert, wieder zu verschwinden. Es gibt Briefe, Geheimnisse, die mit der Familie sterben sollten, gewisse Anekdoten, Einfälle, Ansinnungen, Pläne, welche in jedem andern Lichte falsch erscheinen, als in dem augenblicklichen Blitzstrahl des Wetters, das sie hervorrief. Wie es physische Verrichtungen gibt, welche die Lebensökonomie des Menschen bedingt, die man gewiß nie vors Publikum bringt, sollte man nicht auch dergleichen in moralischem Sinne annehmen können, welche vorbereitend, durchgehend, vermittelnd wirken, und doch, wie sie das Animalische in der Menschennatur sichtbar machen, nicht vor das Publikum gehören? Wenn die Kunst, sey es die bildende oder die redende, Scenen des Lebens, Parthieen des Darstellbaren ausschließt, welche die Harmonie unterbrechen; wenn wir das Beendete, nicht aber immer den Hebel, das Resultat, nicht immer die Prämissen sehen mögen: so wird auch bei Briefen (oft schon vom Briefsteller zum Scheiterhaufen verdammt) nicht jederzeit taugen, das ganze Gewebe des Lebens vor Augen zu bringen, mit dem ganzen Heer kleiner Schwachheiten, Unbesonnenheiten, bunter Handlungen, ungeeignet für den offenen Lebensmarkt. Leichtsinn gibt das vertraute Wort Preis, macht die Grundsätze der Freundschaft zweifelhaft, indem er ungeweihten Blicken Blößen aufzudecken scheint. Der Leichen auswühlenden Hyäne gleicht die unbarmherzige Hand des die Brieftaschen Verstorbener Plündernden. Warum wird auch so oft das Zerreißen eines Briefs ge-

boten, als weil dieser die Stelle von Worten vertrat, die keinen Zeugen vertrugen? weil Mißbrauch vermieden werden sollte mit solchen, aus dem Lebensbuche gerissenen Blättern, wo die andere Hälfte vielleicht nur im Gedächtnisse des Empfängers lebt, als des geheimen Dolmetschers des empfangenen Sendschreibens? Wenn es nun auch Briefe gibt, welche der Briefsteller selbst zum offenkundigen Zeugnisse seiner Denkungsart, seines Humors, zum Depositarium seiner erworbenen Erfahrungen, Ansichten, Meinungen, Kenntnisse, zur Gallerie geschichtlicher Ereignisse bestimmte, wie sie uns Cicero, *) Plinius, Seneca, und in neuerer Zeit Muretus, Lipsius, Sidonius rc. gaben, wo die Absicht der Veröffentlichung, die Natur der brieflichen Schrift die harpokratische Pflicht des Empfängers aufhebt: verschuldet nicht der Herausgeber gewöhnlicher Briefe ein der Brieferbrechung ähnliches Vergehen? Briefe, geschrieben unter der stillschweigenden Voraussetzung der Verschwiegenheit, arglos, absichtslos, sie enthalten oft Urtheile, Situationen, Wünsche, Ausgeburten der Zeit, sind auf morscher Grundlage aufgebaut, verrathen Schwachheiten, welche durchgekämpft werden müßten, um den Charakter zu läutern; aber die Schatten sind so dunkel, das Bild wird so grell. Ein schöner Freundschaftsdienst, welcher es profanen Augen enthüllt!

Daß die folgenden Briefe Wielands nicht unter die Kategorie der vorbemeldeten gehören, wiewohl sie, nicht zur Publicität bestimmt, im Pulte ruhten, zeigt ihr Inhalt. Solcher Zauberspiegel, die, wo du sie hinstellst, eine andere Seite des Menschen kund thun, welcher die Feder führte, eine andere dessen, an den sie gerichtet waren, wird man nicht gern missen wollen. Gibt es bessere Belege zu dem milden Sinn des Briefstellers, seiner Empfänglichkeit, überall das Gute und Schöne zu ergreifen, zu seiner Jovialität, freundschaftlichen Dienstfertigkeit? Zugleich erkennen wir die Stellung eines durch Kunst und Wissen hochgebildeten Mannes gegen ein edles Fürstenhaus, wie die durch Klugheit, Urbanität, Mäßigung und Gewandtheit erzeugte Läuterung eines freien Sinnes. Derselbe Spiegel zeigt uns Seumes Ebenbild, seine an Cynismus grenzende Vernachläßigung des Aeußern, ans Ungerechte streifende Spottsucht, Zerfallenheit mit sich, Sprödigkeit gegen das Schicksal, stolzes Mißtrauen bei männlicher Biederkeit und energischer Tiefe. Daß aber den geistreichen Dichter seine Zeitgenossen höher stellten, da mit seinem Namen Amerika und Kosziusko sich verbanden, wiewohl er dort der brittischen Parthei des Mutterlandes diente, in Warschau als Führer der Igelström auf russischer Seite stand, Kriegslorbeeren aber nie seine Stirn umwanden; daß seine Pilgerschaft nach Syrakus damals mehr bewundert werden konnte, da es noch keine Cochrane, Kummer, Westphal gab, und daß er schwerlich selbst auf klassischen Ruhm Anspruch gemacht haben wird, glaubte ich zu bemerken der Wahrheit schuldig zu seyn.

Leipzig, 15ten Mai 1833.

C. A. Michaelis.

(Der Beschluß folgt.)

*) In einem Brief an seinen Bruder, (im zweiten Buche) verräth er uns sehr launig dessen Neigung zu lavaterisiren, aus den Schriftzügen die Gemüthsstimmung, Geschäftsdrang, Zorn, sonstige Stimmung herauszulesen, gesteht seine bequeme Mode, den ersten besten Stummel zum Schreiben zu ergreifen, und gelobt an, künftig die Rohrfeder besser in der Dinte weichen zu lassen und sich des gar zu glatten Papiers zu enthalten. (Calamo in atramento temperato, charta etiam dentata res agetur.) Wer kennt nicht des großen öffentlichen Redners jezuweilige schüchterne Verschämtheit aus seinem: Epistola non erubescit?

Ueber das Empfindungsvermögen der Insekten oder Kerse.

(Beschluß.)

Bradley versichert, er habe einen Hirschschröter einen Stab, der anderthalb Fuß lang und einen halben Zoll dick war, forttragen und damit mehrere Ellen weit fliegen sehen. Einige Kerse haben das Vermögen, Druck bis auf einen bewundernswürdigen Grad auszuhalten. Nehmen Sie einen gemeinen Roßkäfer in die Hand und drücken Sie dieselbe aus allen Kräften zu, so werden Sie finden, mit welch wunderbarer Stärke er widersteht, und daß Sie kaum im Stande sind, ihn zu überwältigen und in der Hand zu behalten. Die Larve von Elophilus tenax ist ein noch viel überraschenderes Beispiel von dieser Kraft, zu widerstehen; als ein Bewohner schlammiger Pfühle wurde sie bisweilen mit dem Wasser in Papiermühlen gebracht, wo sie, seltsam genug, nach Linné den ungeheuren Druck, welcher der darum liegenden Breimasse gegeben wurde, ohne Beschädigung aushielt. *) Fast eben so merkwürdig ist der Zustand der äußersten Erschlaffung, in welchen die Muskeln einiger Larven fallen, wenn ihre Lebensäußerungen unterbrochen werden, so wie die neue Spannung, welche sie bei der darauf folgenden Wiederbelebung gewinnen. Bonnet unterbrach das Leben der Raupe von Sphinx ligustri durch langes Untertauchen, drückte sie dann zwischen den Fingern, bis sie ihre walzige Gestalt gänzlich verloren hatte und so flach und schlaff geworden war, wie der leere Finger eines Handschuhes; dennoch wurde dieselbe Raupe in weniger als einer Stunde wieder so derb, so walzig, kurz so wohl, als wenn sie nie eine so rohe Behandlung erfahren hätte.

Es ist ein Glück, daß große Thiere, besonders schädliche, keine so große Muskelkraft besitzen, wie die Kerse.

*) Die Geschichte mit der Muckenlarve beruht auf einem Irrthum. Reaumur sagt nur, daß sie, in der Papiermasse schwimmend, den Stampfen ausweiche, was wohl ganz natürlich zugeht.

Oken.

Ein Maikäfer würde verhältnißmäßig sechsmal stärker seyn, als ein Pferd, und wäre der Elephant, wie Linné bemerkt, nach Verhältniß so stark wie der Hirschschröter, so würde er im Stande seyn, Felsen auszureißen und Berge zu ebnen. Wären der Löwe und der Tiger so stark und hurtig für ihre Größe, wie die Sand- und Laufkäfer, so könnte ihnen nichts durch Vorsicht entgehen und nichts durch Stärke widerstehen. Könnten die Viper und die Klapperschlange mit der Schnelligkeit und der Stärke des Julus und der Scolopendra sich bewegen, wer könnte ihrem giftigen Bisse entgehen?

Diese wunderbare Stärke der Kerfe entspringt ohne Zweifel aus einer besondern Eigenthümlichkeit in dem Bau und der Anordnung ihrer Muskeln, hauptsächlich aus der außerordentlichen Kraft ihrer Zusammenziehung, welche durch die Ausdehnung ihres Athemprozesses aufgeregt wird; denn Thiere, welche wenig athmen, wie die Küchelchen im Ei, haben sehr wenig Zusammenziehungskraft in ihren Muskeln. Um einigen Begriff von diesem außerordentlichen Zusammenziehungsvermögen in den Kerfen durch Thatsachen zu erhalten, ziehe man den Stachel einer Biene oder Wespe mit seinen Muskeln, welche an starken Knorpelplatten hängen, aus, und man wird finden, daß sie noch lange Zeit ihre Pfeile verschießen, und fast eben so kräftig, als wenn sie durch den Willen des Thiers bewegt würden. Einen noch außerordentlichern Fall von Reizbarkeit zeigt die Pumpe oder das Saugwerkzeug der Schmetterlinge. Wenn dieses Organ, welches das Kerf wie eine Uhrfeder einrollen oder ausstrecken kann, gleich nachdem das Thier aus der Puppe geschlüpft ist, abgeschnitten wird, so fährt es fort, sich auf- und abzurollen, als wenn es noch immer am Kopfe hinge, und wenn es drei oder vier Stunden lang sich zu bewegen aufgehört hat, so fängt es dieselbe Bewegung wieder an, so bald man es berührt. Diese überraschende Reizbarkeit und Zusammenziehbarkeit der Muskeln hängt ohne Zweifel mit dem besondern Bau der Pumpe zusammen, welche aus einer unendlichen Zahl horniger Ringe besteht, worauf wahrscheinlich viel mehr Muskeln wirken als auf den Rüssel des Elephanten. Die Bewegung hört erst auf, wann die Muskeln trocken und steif geworden sind.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Bemerkungen über den täglichen Schlaf der Kerfe. Daß Kerfe, die gewöhnlich so rastlos beschäftigt und in Bewegungen nach allen Seiten begriffen sind, Zwischenzeiten von Ruhe nöthig haben, scheint keines Beweises zu bedürfen. Wir sehen einige, die nur am Tage erscheinen, andere nur in der Nacht, andere wieder nur zu gewissen Stunden, was zu dem Schlusse führt, daß, wenn sie sich der Thätigkeit und der Erscheinung entziehen, es geschehe, um sich der Ruhe und dem Schlafe zu überlassen. Der Maikäfer fliegt nur des Abends; treffen Sie ihn zu einer frühern Tageszeit auf einem Baume ruhend, so werden Sie ihn ganz still und bewegungslos finden, die zusammengefalteten Fühlhörner an die Brust gelegt. Wir können zwar nicht sagen, daß sie ihre Augen geschlossen haben; denn da ihnen die Augenlieder fehlen, so kann sich dieses Zeichen des Schlafs bei ihnen nicht finden. Geht ferner ein Schmetterlingssammler in den Wald, um Motten zur Tageszeit zu fangen, so findet er sie oft an Flechten, welche die Nordseite der Baumstämme bedecken, ganz ruhig sitzen mit zusammengeschlagenen Flügeln und Fühlhörnern, ohne alle Bewegung, ohne seine Annäherung und ihre Gefahr zu bemerken. Einige haben indeß behauptet, daß der Seidenwurm, außer wenn er sich häutet, ununterbrochen Tag und Nacht fresse und mithin nicht schlafe; allein die Richtigkeit dieser Aussage unterliegt, sowohl nach Analogie, als nach Beobachtung, großen Zweifeln. Malpighi berichtet, daß diese Raupen zweimal des Tages eine und die andere Stunde ganz unbeweglich bleiben, mit dem Kopfe nach unten, als wenn sie schliefen. Andere Larven haben lange Unterbrechungen in ihrem Fressen: die sogenannten Spannenmesser stehen stundenlang ganz bewegungslos von einem Zweige ab, an dem sie blos mit ihren hintern Bauchfüßen hängen, und die Processionsraupen machen nur des Nachts ihre Züge aus den Nestern, indem sie den Tag in Ruhe und Unthätigkeit zubringen. Huber sah oft Bienen, wenn sie durch ihre Anstrengung ermüdet zu seyn schienen, selbst in der Mitte des Tages, mit dem halben Leib in eine leere Zelle kriechen und daselbst eine halbe Stunde oder länger ganz ohne Bewegung verbleiben, als wenn sie schlummerten, und Nachts zeigen sie sich regelmäßig im Zustand einer schlafähnlichen Stille.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Graffs althochdeutscher Sprachschatz. Aufstellung alter Gemälde.

Der Doktor Graff aus Königsberg, gegenwärtig hier, kündigt eine Unternehmung an, welche die Theilnahme des gelehrten Publikums in Anspruch nimmt und sie in vollem Maße verdient. Seit zwölf Jahren beschäftigt sich dieser Gelehrte mit Anfertigung eines Lexikons der althochdeutschen Sprache, in welchem, unter dem Titel: Althochdeutscher Sprachschatz, die ursprüngliche Bedeutung und Form unserer heutigen Wörter, so wie der schwesterliche Zusammenhang des ganzen deutschen Sprachstamms mit den ihm verwandten ältern Sprachen durch eine vollständige Sammlung aller von den frühesten Zeiten an bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts uns aufbewahrten Wörter, Redensarten, Wortbildungen und Flexionen nachgewiesen werden soll. Allein zu diesem Behuf ist er, unterstützt durch den Minister von Altenstein, drei Jahre gereist und hat in den Archiven, Bibliotheken und Klöstern Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Schweiz die ältesten deutschen Sprachdenkmäler durchsucht. Das Werk, nach den Andeutungen im Prospekt, ein Riesenwerk deutschen Fleißes, ist nun fertig, und es fehlt nichts, als — ein Verleger. Der Verfasser ist kein unbekannter

Mann in seinem Felde, seine „Diutiska“ hat ihn den Sprachforschern dringend empfohlen, er ist königlicher Regierungsrath, Professor an der Königsberger Universität, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, ihn hat das Ministerium aufgemuntert und unterstüzt, Gelehrte, wie Benecke, Bopp, Böckh, Grimm, von Humboldt, interessiren sich lebhaft dafür, Grimm hat längst drucken lassen: ein umfassendes Glossar des althochdeutschen Sprachvorraths gehört zu unsern dringendsten Bedürfnissen, und doch — hat sich kein Verleger dazu gefunden! So sieht der Verfasser sich zum Selbstverlage gedrungen und hat den Weg der Subscription eingeschlagen. Allein über 600 Subscribenten gehören dazu, um nur die Kosten zu decken, und sechs bis sieben Jahre soll es dauern, bis das Werk im Druck vollendet ist. Dazu scheint mir der Verfasser es auch darin zu versehen, daß er auf seine Hand die Subscriptionslisten in die Welt schickt, ohne das Medium buchhändlerischer Versendung und Anmeldung. Müßte eine solche zwölfjährige Arbeit deutscher Emsigkeit, deren Bedürfniß anerkannt ist, für deren Werth und den Geist, in dem sie angefertigt, die Proben reichlich sprechen, aus Mangel an Theilnahme liegen bleiben, welche Aussicht für wissenschaftliche Unternehmungen in Deutschland!

Daß man keinen Sinn mehr habe für die **Kunst**, oder besser, keinen Beutel dafür, klagt ein Anderer, der eben hier eine kleine **Ausstellung von alten Gemälden** veranstaltet und keine Käufer dafür gefunden hat. Ein geborner Grieche aus Wien, Bejanowski, wenn ich nicht irre, mit Namen, ist der Eigenthümer dieser Sammlung, welche allerdings schäzbare Werke einzelner Niederländer und Italiener enthielt, die auch billig die Bewunderung aller Kenner auf sich zog. Aber Kenner haben selten Geld, und die Geld haben, sind jezt selten Kenner. Man spricht noch vom Ankauf einzelner unter diesen Stücken fürs Museum; die frondirende Satire bezweifelt es aber wieder, indem vielen gerühmten Sachen des Museums die neue Nachbar- und Brüderschaft schaden könnte, und ein Staat müsse doch darauf sehen, daß seine Leute bei Ehren bleiben. Dem Eigenthümer wird es weniger schaden, wenn seine Hoffnung zu Schanden wird, hier etwas loszuschlagen, denn er ist ein reicher Mann und will nur gern bald aller seiner Effekten los werden, um in sein regenerirtes Vaterland zurückzukehren, als es unsern Kunstfreunden verdrießlich war, die Ausstellung, nachdem ihre Eröffnung kaum bekannt geworden, wieder geschlossen zu finden. Der Grieche mag nicht ganz mit Unrecht über Kabale klagen, indeß abseiten der königlichen Akademie, welche die längere Aufstellung in ihren Sälen verweigerte, der nicht unerhebliche Grund angegeben wird, daß diese Räume nur für die lebendige Kunst bestimmt seyen, und wenn einmal zu Gunsten eines Kunsthändlers eine Ausnahme gemacht sey, jeder künftige dasselbe fordern könne. Unter den Niederländern zeichnete sich vor Allem ein Tilborgh aus, ein großes charakteristisches Stück, kühner hingeworfen freilich, als geschickt ausgeführt, aber ein Stück, welches allen Respekt für den hier wenig bekannten Meister einflößte. Auch ein excellenter Werner würde für unser Museum eine ebenso schäzbare Acquisition geworden seyn, als mehrere niederländische Frucht- und Blumenstücke. Unter den Italienern, die man kaum Zeit gewann, zu würdigen, war eine venetianische Perspektive von Canaletto, die ihres Gleichen sucht. Im Freimüthigen findet sich ein sehr gründliches und mit Argumenten ad hominem schlagendes Verzeichniß der Hauptbilder dieser Sammlung von Arth. Müller. Die hiesigen Maler sind freilich nicht ganz damit zufrieden, da der Referent, mit einigen erheblichen Hinweisungen auf den Pinsel der Alten, bescheidene Zweifel erhebt, ob schon jezt alle Versuche der Neuern, besonders bevor sie die Zeitlaufe der Farben überstanden, canonisirt zu werden verdienten. (Der Beschluß folgt.)

München, Mai.

(Beschluß.)

Die bairisch-griechischen Angelegenheiten.

König Ottos Abreise war auf den 6. December festgesezt. Das Volk versammelte sich nun in den Tempeln, um ihm Glück auf seinen Weg vom Himmel zu erflehen. Die Gemeinde ließ ebensovielmal hundert Gulden, als er Jahre zählte, unter die Armen vertheilen. Mehrere Bürger brachten ihm zum Andenken Kunstwerke dar, und der Magistrat von München überreichte ihm zwei prächtige, sinnig verzierte Krystallpokale aus den Glasfabriken im baierischen Wald an der Grenze von Böhmen. Diese und ähnliche Geschenke bewährten die Frömmigkeit und die Vaterlandsliebe der Baiern, ihren Sinn für kräftiges Streben nach schönem Ziele, und daß die Baiern von ächtem deutschem Stamme seyen, das bewährten sie durch das Geben von Pokalen. Die griechischen Gesandten reisten gleich nach ihrem Könige ab. Sie hatten noch zuvor das Kommandeurkreuz des Civilverdienstordens der baierischen Krone und goldene, mit Brillanten und dem Bildnisse des Königs Ludwig geschmückte Dosen empfangen; ihre Adjudanten hatten vom Könige Brillantringe erhalten. Mehrere Wagen begleiteten sie eine Strecke weit. Sie werden sich Münchens gewiß immer mit Freude erinnern. Das hiesige Klima schien ihnen keineswegs aufzufallen; sie sagten, im Peloponnes sey es fast eben so; das heißt wahrhaftig galant seyn! Doch gaben sie ihrer Aussage einen Schein von Wahrheit, indem sie hier nie über Kälte klagten und immer, Kolliopulos ausgenommen, ohne Mäntel gingen. Nach ihnen verließen uns die Mitglieder der Regentschaft, zum Theil mit ihren Familien. Während des ganzen Decembers reisten fast täglich größere oder kleinere Schaaren ab, die Dolmetscher, die der Regentschaft Angehörigen, die Kompagnie der Ouvriers mit Steinhauern und Maurern, Architekten, Maler, die Leute mit Pferden und Gepäck 2c., und endlich am 15ten Januar erfolgte der Abmarsch der griechischen Freiwilligen unter dem Zulauf des Volks. Wie die Abschiedsscenen waren, kann man sich denken, da es einem Zuge galt, der über Alpen und Meere ging; doch gab es mitunter auch manche, die eher lustig anzusehen waren. Aber höchst ergreifend war der Abschied und die Abfahrt des jungen Königs gewesen. Festlich gekleidet, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und mit feierlichen Chören wollten ihm die Bewohner der Hauptstadt das Geleit geben; die Königin war aber schon zu tief bewegt; sie verbat sich jeden Ausdruck, der sie noch mehr hätte erschüttern können. Stille also ging die Abfahrt vor sich. König Otto saß zwischen seinen Eltern im offenen Reisewagen, gleich seinem Vater mit entblößtem Haupte, begleitet, in andern bedeckten Wagen, von seinen Geschwistern und seinen Reisegefährten. Langsam fuhr er durch die schweigenden, bis zu Thränen gerührten Menschenwogen. Er nahm mit schmerzlichem Lächeln Abschied von der Stadt, in der er geboren und erzogen war, er fühlte das Beben seiner betrübten Mutter, und eine unbeschreibliche Blässe lag auf seinem Antlize. Plözlich erbrausten dumpf die Wogen des Volks. Es drängte sich ungestüm an den Wagen und weinte und segnete den fernhinziehenden Jüngling. Jezt will es Monumente errichten da, wo er Abschied nahm von seinem Vater (im Dorfe Perlach) und von seiner Mutter (an der Pulbacher Brücke), und eine Kapelle auf einem Hügel beim Grenzdorfe Kiefersfelden, wo er Abschied nahm von seinem Vaterlande. L.......k.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände

Freitag, 31. Mai 1833.

Es ist mir so, als müßt' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.
Uhland.

Gedichte von Hesper.

Lebensmüde.

Wann brechen diese Bänder?
Wann fallen die Gewänder
Vom heißen Herzen ab?
O langer Trost der Wehen,
Wann beugst du meinem Flehen
Den kühlen Palmenzweig herab?

Es wird mir bang und bänger,
Die Schatten werden länger,
Die Wimper zieht so schwer.
Wenn dieses Kreuz der Wege
Ob meinem Antlitz läge,
Mir ist, daß Alles leichter wär'.

Ich stand und wollte warten,
Wie draußen an dem Garten
Ein Bettler steht und lauscht.
Da blühen volle Rosen,
Wo frohe Menschen kosen:
Er lehnt am Gitter hin und lauscht.

Du hattest mir's versprochen,
Und hast dein Wort gebrochen,
Daß ich umsonst geweint,
Gerungen und geduldet:
Was hat ein Herz verschuldet,
Dem seine Seele nicht erscheint?

Ich achte diese Gaben;
Doch was ich sollte haben,
Macht allen Reichthum arm.
Mein Leben stand dir offen;
Nun schlummert Wunsch und Hoffen
Und sehnsuchtmüde fällt der Arm.

Nun du, Vollendungsstunde,
Wann fließt von deinem Munde
Das Wiegenlied der Ruh?
O komm, du süße Stunde!
Die Eine tiefe Wunde
Drückt nur der Kuß der Erde zu.

Am Rheinfall.

Fürchterlicher Strom, wie ist dir,
Daß du dich vom Felsen jagst?
Ist's, daß du, dein selber müde,
Zürnend gar nicht leben magst?

Ach, in deinem grünen Spiegel
Grüßt' ich meiner Kindheit Bild;
Weh' daß ich dich nun begreife,
Da du dich zerschlagen willst!

Auge, laß die Thräne fallen,
Laß sie gehn den Strom hinab —
Sieh hinaus: sich unverloren
Steht er auf aus seinem Grab.

Und in still gewundner Strömung
Zieht er seine sichre Spur:
Felsenschloß und Rebenhügel
Hemmet nicht und spiegelt nur. —

Glaub' an dich! Dem innern Drange
Widerstrebe nicht, mein Geist!
Stürze dich getrost hinunter,
Wenn es dich hinunter reißt.

Tiefre Fluth will tiefer fallen,
Doch verschäumen will sie nicht.
Tod wird frischer Puls des Lebens,
Trübung heitert das Gesicht.

Verbotne Früchte.

Wenn ich am Rebberg wandeln geh',
Da quellen dunkle Beeren,
Und allen Segen, den ich seh,
Will uns der Herbst bescheeren.
Er leert sein Füllhorn ohne Neid;
Allein im Hüttchen steht nicht weit
Der Wächter auf der Lauer —
Die Trauben sind noch sauer.

Und steh' ich oben an dem Haus,
Im Vollmondglanz mich labend:
Ein holdes Mädchen schaut heraus
Und flüstert: guten Abend!
Der Mond küßt ihren rothen Mund,
Da blüht es wie ein Rosenbund —
Ich darf kein Röschen pflücken,
Muß sacht beiseite blicken.

Ach diese liebe, arge Welt
Neckt nur mit allem Schönen.
Die Beeren sind in's Netz gestellt,
Man soll sich dran gewöhnen.
Wenn's nur der Mond so frei nicht trieb'!
Und willst du doch, du frommer Dieb,
Noch einmal Küsse saugen,
Erst blende mir die Augen!

Landschaft.

In tiefer Felsenkrümme rauscht
Der Waldbach ungestüm;
Aus Gartenbäumen lieblich lauscht
Ein Dörfchen über ihm.

Und wilde Wälder, einsam Grün,
Gebüsche kraus und weich,
Von Hügeln über Hügel ziehn,
Der Vögel lustiges Reich.

Die Birkenfähnlein wiegen und wehn
Hochflatternd über der Schluft;
Als eine silberne Veste stehn
Die schweigenden Alpen in Duft.

Und Sonnenglanz und blühender Schall
Und lichte Blumen verstreut,
Und Lieb' und Leben überall
Und Frühlingtrunkenheit.

Das schau' ich hier vom Fenster aus,
Als wär's mein eigen Land;
Das kluge Töchterlein vom Haus
Erklärt mir's mit der Hand.

Einige Briefe von Wieland an Seume.

1.

Guten Morgen, lieber Seume! Ich käme gern selbst, um zu sehen, wie Sie sich befinden; aber bis etwa die Sonne über den Nebel Meister wird, darf ich mich nicht in die feuchte Luft wagen. Die Großfürstin will Sie schlechterdings sehen und sprechen. Ich habe mein Möglichstes gethan, Ihr die Lust dazu vergeben zu lassen: aber es half Alles nichts; so wie Sie gehen und stehen, und wenn der Vater der Cyniker selbst ein Antinous gegen Sie wäre, kurz und gut, der Engel von einer russischen Kaisertochter hat sein Paulownisches Köpfchen aufgesezt und will. Was ist also zu thun? Ich kann Ihnen nicht zumuthen, bevor Sie zur Prinzessin Karoline gehen, zu mir zu kommen, um etwa Abrede mit Ihnen zu treffen. Also nur ein paar Zeilen, was Ihr zeitiger Gegenwille ist. Adio.

Den 11ten Mai.

W.

2.

— Wäre ich im Besitz von Merlin's Zauberstab und könnte mit einem Schlag desselben ein griechisches Theater, Attische Zuhörer und von Sokrates gebildete Schauspieler aus der Erde aufsteigen lassen, so stehe ich dafür, Ihr Miltiades sollte, troß Allem, was selbst seine Bewunderer an ihm auszustellen haben, eine sehr schöne Wirkung auf den Brettern thun.

Das Nämliche möchte ich Ihnen von Ihrer grausenhaft wahren und schrecklich schönen Philippica, wenn Sie einen Sosier zu ihr fänden, nicht versprechen. Ich danke dem Himmel für die Gewißheit, daß Sie, vorausgesezt er wisse, was er drucken ließe, in allen fünf Welttheilen keinen so verwegenen Muttersohn finden werden. Und wäre es möglich, daß sich einer fände — o mein theurer Freund, welches Gute könnten Sie sich versprechen, dem Menschengeschlecht durch die Aufstellung und Bekanntmachung eines so entsetzlichen, schauderlichen, einem nur

halb menschlich fühlenden Leser alle Haare auf dem Kopf emporstarren machenden Gemäldes unsrer Zeit verschafft zu haben? Wahrlich, die Ehre, unsern Marcus Tullius selbst in der riesenhaften Stärke, womit Sie mit Ihrer aus Furienschlangen geflochtenen Geißel auf die großen und kleinen Sünder in und außer Deutschland ohne alle Barmherzigkeit lospeitschen, ganze Parasangen hinter sich zu lassen, und von Welt und Nachwelt für den strengsten Zuchtmeister des freilich leider! tief gesunkenen Menschengeschlechts anerkannt zu werden, würde durch Ihr fruchtloses Märterthum zu theuer erkauft seyn. Und im Grunde — ich kann es dem einzigen Mann von Marathon, der vielleicht noch in der Welt ist, nicht verdenken, daß er seinem, durch den Anblick und das aufs Höchste gereizte Gefühl aller Thorheiten und Erbärmlichkeiten, aller Greuel und Abscheulichkeiten unsrer Zeiten und des unendlichen Elends, das dadurch über die mißhandelte, herabgewürdigte und an einem langsamen physischen und moralischen Martertode verschmachtende Menschheit in apokalyptischen Zornschaalen ausgegossen ist, zusammengepreßten Herzen auf diese Weise Luft zu machen gesucht hat; aber im Grunde ist dieses Gemälde — mit aller seiner Wahrheit im Einzelnen — gleichwohl, aus dem rechten Stand- und Gesichtspunkt betrachtet, nicht wahr, und kann es nicht seyn, wie Sie selbst, so bald Sie sich auf jenen Standpunkt stellen, so gut und besser als ich einsehen müssen. Also nichts weiter über diesen Punkt, als daß ich Ihre Stärke in der Sprache Ciceros und Juvenals bewundere, und daß es mir unendlich Leid thun sollte, wenn der Fasciculus observationum et conjecturarum etc., welchem Sie diesen prologum galeatum vorzusetzen gedachten, den Freunden der ächten Literatur, wie klein auch ihre Zahl seyn mag, deßwegen vorenthalten würde, weil sich kein Verleger noch Drucker ohne offenbare Lebensgefahr entschliessen kann, sie mit dieser Vorrede in die Welt zu fördern.

*

Ich erinnere mich nicht, in welchem öffentlichen Blatt ich ein Morbona betiteltes lateinisches Gedicht von Ihnen angekündigt fand, welches eine Danksagung an die Natur und Ihren Arzt für Wiederherstellung Ihrer Gesundheit enthalten soll. Denken Sie sich selbst die Freude, die mir diese Ankündigung machte, und wie ungeduldig ich diesem Gedicht selbst entgegensehe. Große und kaum erträgliche körperliche Qualen machen auch die Leiden der Seele schärfer und brennender. Befreit von jenen, wird sich, wie ich hoffe, auch Ihr Geist und Gemüth erheitern und sänftigen. Ueber N. kann ich Ihnen blos mündlich sagen, wie ich denke und warum ich so denke. Vielleicht ergibt sich diesen Sommer dazu eine Gelegenheit. Für jezt bitte ich Sie blos, mich auf den Couverten der Briefe, womit Sie mich etwa gelegenheitlich begünstigen und wodurch Sie mir immer eine wahre Freude machen, mit dem Ritter zu verschonen. Lassen Sie es bei dem altbergebrachten Hofrath bewenden, der, um mich dem Postbriefträger kenntlich zu machen, mehr als hinlänglich ist. Leben Sie wohl, lieber, theurer Einziger! Mir ist leid um die Menschheit und um unser Vaterland, daß Sie einzig sind. Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen und bleiben meiner aufrichtigen Verehrung und Ergebenheit auf immer versichert.

Weimar, den 10ten April 1809.

Wieland.

3.

Weimar, den 10ten Januar 1810.

Nein, mein innigst verehrter Freund, von mir haben Sie nicht zu besorgen, daß ich einen Mann, wie Sie, unter der Last eines so grausamen Schicksals mit Ciceronischen oder Senecaischen Consolationen heimzusuchen fähig sey. Einiger Trost für mich selbst ist, daß Sie mich würdig halten (und gewiß bin ich es, dem ernstlichen Willen nach), mich unter Ihre Freunde vom engern Ausschuß zu zählen. Nur, bester Seume, vergessen Sie nie, daß diese Freunde berechtigt sind, von Ihnen zu erwarten, daß Sie den edeln Stolz einer gerechten Selbstschätzung nicht weiter gegen sie treiben werden, als Sokrates gegen seinen Freund Kriton. Einige Stellen Ihres lezten Briefs würden mich ängstigen, wie sie mich schaudern gemacht haben, wenn ich Ihnen nicht Muth und Seelenstärke genug zutraute, zu dem stoischen Hülfsmittel nicht eher zu greifen, bis Sie gewiß sind, daß kein anderes übrig ist. Von dem Erfolg des Briefs, den Sie der Kaiserin Mutter in Petersburg zu schreiben gedenken, muß dieß wenigstens nicht abhängen. Indessen scheint es mir wohlgethan, wenn Sie den Versuch machen, ob auf diesem Wege eine wenigstens erträgliche, Ihren körperlichen Umständen angemessene Lage zu erhalten sey. Für das Mittel, Ihr Schreiben an die Kaiserin Maria sicher gelangen zu machen, lassen Sie mich sorgen. Unsere Frau Großfürstin hat viele Gnade und Gefälligkeit für mich, und ich hoffe ohne Mühe von ihr zu erhalten, daß Sie Ihr Schreiben (von welchem es schicklich wäre, eine Duplicata beizulegen) in einem von ihr selbst an ihre Frau Mutter einschließt.

Ich will Klingern nicht von allem Vorwurf freisprechen. Wenn er nämlich ein Höfling geworden ist, so ist es (wenigstens der Schein davon) vielleicht dem Umstand zuzuschreiben, daß sein ehemaliger Kredit aus Ursachen, die ihm wahrscheinlich mehr Ehre als Schande machen, bei Hofe sehr gefallen seyn soll. Was er Ihnen von Veränderung der Zeiten, Personen und Umständen in P. angedeutet hat, ist leider nur allzuwahr. Der Doktor Harbauer (ein Elsäßer), der Ihnen diesen Brief überbringt und Ihnen seine Hochachtung zu bezeugen wünscht,

ist nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als Mensch im edelsten Sinne des Worts einer der vorzüglichsten und besten jungen Männer, die ich kenne. Er geht jezt nach Petersburg, wo er sich (doch nur auf zwei Jahre) als Hausarzt bei einem russischen Fürsten engagirt hat. Er würde sich eine Freude daraus machen, wenn er Ihnen dort zu irgend etwas gut seyn könnte, und ich bitte Sie, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen, als ob er schon lange Ihr Freund wäre.

Ich werde zufällig genöthigt, hier abzubrechen.

Wenn Sie sich entschließen können, mir einen Brief an die Kaiserin Maria anzuvertrauen, so bitte ich Sie, mir eine kleine Skizze Ihrer Lebensgeschichte und Schicksale, zum Behuf dessen, was ich unsrer Großfürstin davon zu sagen nöthig haben werde, beizulegen.

Adio, verehrter Freund, ich bin und bleibe, dum spiritus hos regit artus, von ganzem Herzen

Ihr Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Raupachs neuestes Lustspiel. Gesellschaftlicher Charakter der Jahreszeit.

Raupach hat vor Thoresschluß, d. h. vor Einbruch der bösen Zeit, wo die Sonne und das grüne Feld den Theaterdirektoren ins Handwerk pfuschte und das Publikum zu sich lockte, ein Lustspiel vom Stapel laufen lassen, das sehr anspricht. Es ist ein noch nicht Dagewesenes, denn erstens hat es einen lateinischen Titel: „Mulier taceat in ecclesia,“ und zweitens ist es gar kein Stück, sondern nichts als ein geistreicher Dialog, mühsam in drei Akte gezerrt, und doch macht es großen Effekt, wozu eben sowohl das Interesse am Stoff und seiner Behandlung und das sehr gute Spiel, als manche Bezüglichkeiten das Ihre beitragen. König Heinrich der Achte, unliebenswürdigen Andenkens, hat nicht übel Lust, seine lezte Gemahlin, die Katharina Parr, welche zufällig eines natürlichen Todes gestorben ist, richten und des unnatürlichen Todes seiner Gemahlinnen, das heißt durch das Richtschwerdt, sterben zu lassen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sie einige eigensinnige Zweifel an der Zweckmäßigkeit seiner ausgeschriebenen acht Glaubensartikel hat; denn der König ist der größte Theolog seines Reiches, und Alle sollen glauben, was er für Glauben hält, obschon er — nämlich Raupachs Heinrich — einmal hinwirft, daß es ihm selbst doch nicht ganz recht seyn würde, glauben zu müssen, was ein Dritter ihm verschriebe. Katharina oder Käthchen, wie ihr Heinrich sie schilt oder liebkost, der der Narr zu spät das Warnungswort zugerufen: Mulier taceat in ecclesia! hat die Grille, daß sie nicht gern auf dem Schaffot sterben will, und sie sezt deßhalb ihr Mundwerk in Bewegung, dem guten Heinrich conversationsweise zu beweisen, wie sehr sie seine neue Liturgie liebt, wie sie sich nur bemüht, das ihr Dunkle darin klar zu kriegen, wie es höchst thörigt sey, wenn ein Weib über dergleichen Dinge mitspreche, und wenn sie es thue, sey es nur, um den lieben Heinrich zu unterhalten und zu hören, wie er seine Gründe entwickele, und — dabei zu profitiren. Die weibliche Schlauheit siegt, die Eitelkeit des königlichen Theologen schwillt und seinem Käthchen ist vergeben, oder vielmehr, er hat vergessen, daß er den Befehl contrasignirt, sie in den Tower zu sperren, und das Donnerwetter des Wütherichs fährt auf die willfährigen Executoren seines Befehls, wobei denn einige Lustspielmomente abfallen. Nebenher geben eine nichtssagende Liebes- und einige nur punktirte papistische Intriguen, so daß der ganze Schwerpunkt des Poems auf der Beschwatzungsscene ruht, welche auch in der That vortrefflich ausgearbeitet ist. Die Deutungen können verschiedenartig seyn; manches Erlebte und uns nah Angehende findet hier verwandte Anklänge, wenn auch in ganz anderer Art und ohne daß der Dichter es so gemeint haben mag. Raupachs Verdienst bei diesem Drama liegt für mich in der Art, wie er bei dem düster schwülen Hintergrunde sein Stück doch so heiter gehalten hat, daß es Komödie genannt werden kann. Und dabei hat er doch nicht, wie der Franzose gethan hätte, den geschichtlichen Ton willkührlich verlezt und erfunden. Es ist das Zeitgemälde der trüben, blutigen Zeit, aber so leise ist der Dramatiker darüber hingefahren, daß kein verlezender Anblick das Auge trübt. Diese Enthaltsamkeit hätten nicht viele gelehrte Dichter. Es war ein blutiger Sumpf, dessen im Sonnenstrahl anmuthig schillernde Oberfläche er zeigte, ein Tritt hinein und der faulende Morastgeruch hätte die ganze Atmosphäre verpestet.

Der Sommer, der eben, nach langem Kampfe, mit Macht hereinbricht und das junge Grün des Thiergartens in Staubwolken sich entfalten läßt, stellt sich sehr neuigkeitslos an. Es scheint sich nichts regen zu wollen, was einen zornigen oder freudigen Enthusiasmus weckte. Man hat nicht Lust, das Edikt eines unserer Minister, welches da erklärt, daß alle Burschenschaften Burschenschaften seyen, weder mit der Laune, noch dem Groll zu commentiren, zu dem es wohl sonst aufgefordert hätte, noch will die Ankunft einer Prima Donna, die, ein Berliner Kind, durch Spanien im Triumphgespann gezogen und, nachdem sie als Waisenkind Berlin verlassen, heimkehrt mit Pferden und Wagen, einer französischen Gesellschafterin, einem italienischen Kammermädchen und einem spanischen Bedienten, den Quecksilbergeist in Bewegung setzen. „Es thut's halt nicht mehr,“ sagt der Wiener. Man beschäftigte sich lieber mit der Chronique scandaleuse eines unserer ersten Advokaten, der auch eines der ersten und glänzendsten Häuser macht. Weil er einige Wochen über die angegebene Zeit ausblieb, ließ ihn das Gerücht durchgehen, in der ersten Woche nur wegen seiner Schulden, in der zweiten war er schon mit zwei Tänzerinnen und Pupillengeldern entwichen, in der dritten mit 2 bis 400,000 Thalern und ich glaube vier Tänzerinnen bis Amerika. Die Summe seines Deficits wäre gewiß bis in die Millionen gewachsen, wenn er nicht unvermuthet, in der Mitte der dritten Woche, zurückgekehrt wäre, wohl entschuldigt wegen seines Ausbleibens durch nicht vorhergesehene Unfälle, aber nicht ganz ohne Schaden; denn es drängte nun Alles auf ihn ein mit Forderungen, die sonst ruhig ihre Zeit abgewartet hätten, und der Jurist hatte, wie eine Bank, die man sprengen will, alle Hände voll zu thun, um sich Luft zu schaffen. Die Moral der Sache ist: welche Mittel hat der Mann, um sich gegen ein Gerücht zu schüzen?

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nr. 125:

T	A	A	T
A	O	R	A
A	R	T	A
O	A	A	O

Beilagen: Literaturblatt Nr. 55 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Juni 1833.

Meiner Treu! wir, die wir mit Witz gesegnet sind, haben viel zu verantworten. Wir müssen necken, wir können's nicht lassen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Der Bibeldieb.

Eine Novelle.

Herr von Waldensee, obwohl er sonst nie etwas zu versäumen hatte, bedauerte doch heut in dem Augenblick, wo er sich endlich zum Aufstehen entschloß, mehr als je, daß er wieder einmal die rechte Zeit verschlafen. Drüben im Dorfe schlug es bereits acht Uhr, und er hatte wenigstens eine halbe Stunde früher zur Bewillkommung den Brautleuten und Hochzeitgästen entgegenreiten wollen, die er an dem heutigen Tage hier auf seinem Landsitz erwartete. Es war der Hochzeittag seines jungen, hoffnungsvollen Neffen, der sich heute mit der liebenswürdigen Pflegetochter des ältern Bruders des Herrn von Waldensee zu vermählen im Begriff stand. Herr von Waldensee aber hatte es sich durchaus nicht nehmen lassen wollen, daß das schöne Fest dieser Verbindung auf seinem heiter gelegenen Landgute, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt war, gefeiert würde, und man sah ihn bereits geraume Zeit zuvor mit den ämsigsten Zubereitungen beschäftigt, um sich bei dieser Gelegenheit als würdigen Festgeber zu zeigen.

„Und nun muß mir doch das Unglück begegnet seyn, daß ich heute, gerade heute wieder zu spät aufgestanden!“ rief der dicke Herr, indem er sich von seinem Kammerdiener ankleiden ließ, mit so vielem Unmuth, als ihm sein behagliches Naturell nur immer erlaubte. Er schalt sogar seinen Kammerdiener mit mäßigen Vorwürfen aus, daß er ihn nicht stark genug gerüttelt und geschüttelt habe, und dieser entschuldigte sich mit der großen Liebe zu seinem Herrn, die ihm alle Gewaltthätigkeiten beim Wecken unmöglich mache.

„Das ist rührend! Der Mensch liebt mich so sehr, daß meine eigene Schande dabei herauskommt! Aus Liebe läßt er mich liegen und Raum und Zeit verschlafen! Habe ich mir darum in meiner Jugend mit Metaphysik den Kopf zerbrochen, um in meinem Alter an Raum und Zeit zu Grunde zu gehen? Den Raum bis Kunersdorf habe ich verschlafen, denn bis dahin wollte ich den jungen Brautleuten entgegenreiten; und auch die Zeit habe ich verschlafen, denn die Zeit ist nun zu kurz, um den Raum noch gemächlich zu Ende reiten zu können!“ so sprach Herr von Waldensee, und wollte eben über die Grenzen der menschlichen Kraft wehmüthig seufzen, als er noch einmal herzlich gähnen mußte. Dann ließ er sich mit Wohlgefallen den feinen blauen Frack mit den goldbesponnenen Knöpfen anlegen, in dem er heut als Brautführer der schönen Wilhelmine prangen wollte.

„Aber, so wahr ich lebe, da sind sie schon!“ fuhr er, in neuer Verzweiflung ans Fenster eilend, fort. „Die Kutschen fahren vor, Herrn und Damen steigen aus, ich

höre schon meinen Bruder, den langen steifen Major, mit seinen Sporen die Treppe heraufklirren, der junge Richard schwazt schon im Vorzimmer und die Braut stirbt vor Verlangen, daß ich ihr endlich die schönen Hände küsse. Mensch, und ich habe immer noch die vermaledeite Schlafmütze auf dem Kopfe! Kerl, Hinze, Kammerdiener, bist Du schon wieder aus Liebe zu mir blind? Höchst liebevoller Kerl, bedenke doch die schwere Verantwortung, die Du dermaleinst auf Dich ladest! Du hast mir ja den Frack angezogen und noch nicht einmal die Nachtmütze abgenommen!“

Es klopfte jezt stark und zu wiederholten Malen an die Thür. „Herein!“ rief Herr von Waldensee zögernd, als sein Bruder, der Major, bereits eingetreten war und ihn mit einem militärisch strengen: „Was ist das, Herr Bruder?“ begrüßte. „Das ist die Schlafmütze, Herr Bruder!“ entgegnete Waldensee und suchte die Vorwürfe, die er fast immer aus dem ernsten Munde des Majors zu hören gewohnt war, dießmal in einer recht feurigen Umarmung zu ersticken. „Das ist ein böses Omen am Morgen einer Hochzeit!“ versezte der Andere verdrießlich. „Bruder, könntest Du Dir doch endlich einmal ein wenig militärische Promptitüde zu eigen machen!“ — „Noch in meinen alten Tagen soll ich das, Herr Bruder?“ lächelte der Andere. „Nein, mein guter gestrenger Major, da nehme ich mich lieber heut ganz harmlos zusammen und figurire aus alter Lustigkeit selbst mit der Schlafmütze als Ceremonienmeister, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Und wo sind denn nun die jungen Leute, wo ist die Braut, der Bräutigam, wo sind die Hochzeitgäste?“

Er eilte, so wie er war, fort, um die Angekommenen in dem Gesellschaftssaal, wo sie sich bereits versammelt hatten, aufzusuchen, während ihm der Major kopfschüttelnd dahin folgte. „Allerseits Hochzuverehrende, meinerseits herzlich Begrüßte!“ begann Herr von Waldensee, indem er in den von festlich geschmückten Herrn und Damen erfüllten Saal trat, und unter tiefen Verbeugungen die Schlafmütze abzog und mit zierlicher Reverenz schwenkte. „Verzeihung, holde Braut, daß ich noch nicht ganz im Kostüm auftrete; aber ich wollte mich Ihnen zeigen, wie ich bin. Wer nicht im Nothfalle selbst mit der Nachtmütze in die Schranken zu treten wagt, der verdient selbst eine zu heißen.“ — „Vortrefflich, Herr Oheim, vortrefflich! Ihr seyd und bleibt doch ein aufgeweckter Mann!“ rief sein Neffe, ein hochgewachsener, blühender Jüngling, indem er grüßend zu dem Alten herantrat. „Ein zu spät aufgeweckter Mann heut, wolltest Du sagen!“ entgegnete dieser und umarmte ihn. „Ja, das hast Du sagen wollen, Spottvogel, Herzensjunge, ich kenne Dich von Alters her, Du hast gute Einfälle. Aber Du bist heute Bräutigam, und darum sollst Du selbst Deinen leiblichen Onkel zum Narren haben dürfen; nur zu!“ — „Das Recht darf sich ein Bräutigam wohl am allerwenigsten nehmen,“ entgegnete Richard lachend. „Wenn es auf einer Hochzeit Narren gibt, ist der Bräutigam sicherlich immer der größte darunter. Entweder ist er närrisch verliebt in seine Allerschönste, und dann hat er den Narren in seinem zärtlichen Herzen schon mit auf die Welt gebracht; oder er ist *nicht* närrisch verliebt, und dann ist er wieder ein Narr, daß er in diesem Falle Hochzeit macht; oder er ist auch nicht einmal geliebt, und alsdann ist er der buntscheckigste Narr, den es nur geben kann, denn dann hat seine Allerschönste selbst ihn zum Narren. Summa Summarum, ein Bräutigam sollte sich immer mit einer Narrenkappe versehen, wenn er seine liebe Närrin zum Altar führt.“

Einige Schritte von dem jungen Mann entfernt stand die Braut, ein schönes, ernstes Mädchen, mit dunkeln schwarzen Augen und schwarzen Locken, aber auffallend blassen Wangen. Sie fuhr bei den Worten Richards mit der Hand zuckend nach dem Busen, gerade an die Stelle des Herzens, als empfände sie dort einen geheimen Schmerz davon, und in ihrem Auge zerdrückte sich eine verstohlene Thräne, die ihr schnell, ehe sie die Verrätherin bergen konnte, über das Gesicht herunterfloß und auf dem weißen Brautkleide einen feuchten Fleck sichtlich hinterließ.

Niemanden schien es aufzufallen, daß über Wilhelminens Stirn in den heitern bräutlichen Myrtenkranz ein befremdendes Cypressenblatt sich mit eingeflochten hatte. Der Bräutigam sezte nach gewohnter Weise seine übermüthigen Scherze mit dem lustigen Onkel fort, die Gesellschaft begann allmählig gesprächig zu werden, die Chokolade wurde präsentirt, man schwazte, lachte und unterhielt sich, aber die Braut stand still und einsam in der geräuschvollen Freude da.

(Die Fortsezung folgt.)

Die sogenannten Silberglocken.

Auf gar manchen Thürmen hängen sogenannte *Silberglocken*, und die Tradition sagt gewöhnlich, dieselben verdanken den hellen, silberreinen Klang der besonders großen Menge von Silber, welche der Glockenspeise beigemengt worden; denn beim Guße der Glocken eine gewisse Quantität Silbers in den Schmelzofen zu bringen, war überhaupt ziemlich allgemeine Sitte im Mittelalter. Diese in Dingen der Art so seltsame Zeit brachte es indessen, unseres Wissens, doch nie zu einer Glocke von einigermaßen bedeutender Größe, welche ganz oder doch größtentheils aus jedem edlen Metall bestanden hätte. Sie hätte auch gar zu sehr Gefahr gelaufen,

vorkommenden Falls das Loos jener silbernen Apostel zu theilen und, statt von hoher Glockenstube mit lauter Stimme die Frömmigkeit und Prachtliebe ihrer Stifter zu verkünden, in alle Welt zu gehen und in tausend gemeinen Taschen zu klingeln. Ein geringer Zusatz von Silber aber, etwa ein Pfund auf den Centner Metall, konnte auf den Klang keinen Einfluß haben, und das Metall war nutzlos und unwiederbringlich vergeudet. Schon früher fiel es nun hin und wieder auf, daß man in sogenannten Silberglocken nichts von diesem Metall fand, da doch die Chemie Mittel besizt, die kleinsten Quantitäten desselben zu entdecken. Die Erklärung, welche der Chemiker Girardin in einer der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Rouen vorgelegten Abhandlung von diesem Umstande gibt, scheint uns plausibel und lustig zugleich, und wir theilen sie daher mit.

Auch zu Rouen befindet sich eine uralte, viertehalb Fuß hohe cloche d'argent. Der Maire, neugierig, ob ihr eigenthümlicher Klang wirklich von der Menge des darin enthaltenen Silbers herrühre, wie der Volksglaube wollte, veranstaltete vor Kurzem eine Analyse des Metalls. Girardin fand, daß es beinahe ganz nach den noch jezt gebräuchlichen Verhältnissen zusammengesezt ist. Die Glocke besteht aus einem Gemenge von Kupfer, Zinn, fast zwei Procenten Zink und etwas Eisen. Da das Zink erst von Paracelsus, der 1541 starb, entdeckt wurde und die Glocke unzweifelhaft weit älter ist, da ferner das Zink erst seit etwa hundert Jahren in den Gewerben angewandt wird, so kam dasselbe sicher nur zufällig, dem Kupfer beigemengt in die Glockenspeise. Von Silber aber war keine Spur zu entdecken. Die Glocke besteht aus 71 Theilen Kupfer und 26 Theilen Zinn, und die heutigen französischen Glocken sind gewöhnlich aus 78 Theilen Kupfer und 22 Theilen Zinn zusammengesezt. Sehr wahrscheinlich enthält überhaupt keine alte Glocke, so wenig als die neuen, Silber. So viel ist aber gewiß, daß beim Glockenguß ziemlich viel Silber zugesezt wurde, um den Klang recht hell und rein zu machen, und der Glaube an diesen Nutzen jenes Metalls hat sich bis auf unsere Zeit fortgepflanzt. Wie kommt es nun, daß, troz dem, die alten Glocken just zusammengesezt sind wie heutzutage, wo man die edlen Metalle besser zu Rathe hält?

Es ist allgemein bekannt, daß man seit den ältesten Zeiten die Glocken förmlich tauft. Von jeher drängten sich hochstehende oder besonders gottesfürchtige Personen zu der Ehre, Pathenstelle bei dem Täufling zu vertreten; aber nicht zufrieden mit dieser Auszeichnung, brachten sie als augenfälligen Beweis ihrer Freigebigkeit oder ihrer Gottesfurcht das Silber dar, womit man, nach dem allgemeinen Glauben und nach der Versicherung der Glokkengießer, der zu gießenden Glocke einen schönen Klang zu geben gedachte. Sämmtliche Damen von Stande im Sprengel wollten bei diesem nicht sowohl aus Pietät, als aus Eitelkeit gebrachten Opfer nicht zurückbleiben, und kamen jede mit einem Stück Silbergeräthe angezogen, so daß häufig eine ungeheure Menge verarbeiteten Silbers in der Werkstätte, wo der Guß vor sich gehen sollte, zusammengebracht wurde. Die Geber und Pathen wurden nun allerdings aufgefordert, das Silber, das sie dargebracht, eigenhändig in den Ofen zu werfen; sie thaten es auch mit wichtigen, selbstgefälligen Mienen; obgleich aber die Glocken auf diese Weise vor hundert Zeugen gegossen wurden, war nachher in ihnen so wenig eine Spur von Silber zu finden, als in dem Metall, das die Gießer vorher in Fluß gebracht hatten. Woher kam dieß? Daher, daß die Arbeiter ein Vorurtheil, das ihnen trefflich zu Statten kam, zu nützen verstanden.

Das Loch oben auf dem Ofen, durch welches man das Silber hineinwarf, ist gerade über dem Feuer, und dieser Theil des Reverberirofens, wie Jedermann weiß, der einmal einen solchen Schmelzofen gesehen hat, neben dem Herd, wo das Metall selbst geschmolzen wird, angebracht. Durch dasselbe Loch, durch welches man das Silber in den Ofen warf, bringt man auch das Brennmaterial hinein, und alles Silber fiel, statt in den Guß, in das Feuer, schmolz und rann unten im Aschenhause zusammen, wo es der pfiffige Gießer holte, sobald die heilige Handlung vorüber und die Werkstätte wieder leer war. Kurz, die alten Gießer brachten, wie man sieht, Horazens Spruch: vulgus vult decipi, decipiatur! sehr glücklich in praktische Anwendung. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß die alten Glocken in ihrer Komposition so wenig Silber haben, als die neuen. Auch ist, man mag sagen, was man will, der Klang bei jenen um nichts schöner, als bei diesen, und nur den heutigen Glockengießern darf es leid thun, daß eine so kostspielige Komödie abgekommen ist.

Treues Gesinde.

Dein Blick hat mir an's Herz gerührt:
Da sind die Riegel aufgesprungen,
So wie die Hoffnung das verspürt,
Die Freude, die Lust,
Da sind aus der Brust
Sie eiligen Laufes entsprungen.

Und nur der Kummer blieb zurück;
Der sizt und wiegt sein Haupt und summet:
„Laß fahren hin das luft'ge Glück!
Die Sorge, die Reu,
Die bleiben dir treu
Und singen, wenn alles verstummet.“

Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Deutschland, Mai.

Das Seebad bei Helgoland.

Wer eines Originalseebades bedarf und am Genusse einer ätherischen Atmosphäre sich erquicken will, versuche das kraftvolle Nordseebad der pittoresken, einst dänischen, jezt brittischen Felseninsel Helgoland. Beides wird er da lauter und rein, mit keiner Zugabe süßen Wassers aus der Mündung benachbarter Flüsse und keinem Zuschusse schwerer Landluft gemischt finden. Es wird alljährlich am 28sten Juni eröffnet und mit dem 15ten September geschlossen. Während der Zeit kann man die Ueberfahrt dahin in bequemen Paketbooten, wöchentlich viermal von Hamburg, zweimal von Bremen und einmal von Cuxhafen, und eben so oft den Rückweg machen. Nach Verschiedenheit der Distancen zahlt man dafür ein Fährgeld von 5 — 4 und 3 Thalern. Die sehr erfahrnen und eben so höflichen, zu Abholung der Kurgäste und Fremden an diesen Plätzen stationirten Helgolander Schiffer wissen Ebbe und Fluth so umsichtig zu benutzen, daß man die überaus interessante kleine Seereise — von Cuxhafen und vom Bremer Hafen ab zehn geographische Meilen — wenn Aeolus guter Laune ist, oft in weniger als fünf Stunden zurücklegt. Besonders auf den zum erstenmale dahin gehenden Fremden machen der imposante Anblick der aus der unabsehbaren Ebene des Oceans, auf eine Höhe von 180 Fuß majestätisch erhobenen Felseninsel, der Geschützdonner des ihn empfangenden Ehrengrußes, der fröhliche Jubel der am Strande in zahlloser Menge versammelten Insulaner und ein ansprechendes, musikalisches Willkommen einen unbeschreiblichen Eindruck. Seine nächste Sorge, unter 6 — 700 auf Unter- und Oberlande befindlichen, im englischen Geschmack möblirten Logis sich eines auszusuchen, ist, wenn auch seine Auswahl nicht durch andere Kurgäste, die ihm zuvorkamen, schon etwas beschränkt wurde, bald gehoben. Er zahlt dafür, einschließlich des Morgen- und Nachmittagkaffees, täglich einen Gulden. Das gesellige Mittagsmahl an irgend einer der Tables d'hôte, die, weil jede derselben nur auf die kleine Zahl von 20 bis höchstens 30 Personen eingerichtet ist; sämmtlich vortrefflich sind, kostet einen halben bis einen Gulden, mit Ausschluß etwa beliebter Austern, Hummer und des Weins, der, wie Alles auf Helgoland, sehr billig — die Flasche kostet sechs bis acht gGr. — und doch vorzüglich gut ist. Die Hauptsache, das köstliche, silberklare Bad selbst, nimmt er zu jeder beliebigen Tagesstunde auf dem sichern, sanften Grunde der acht Minuten vom Fuße der Felseninsel entfernten Sanddüne von einer halben Stunde Umfang, und findet entweder an dem südwestlichen oder nordöstlichen Saume derselben, wenn nicht (wie selten) Windstille ist, immer vortrefflichen Wellenschlag. Die an sich schon angenehme gesellschaftliche Ueberfahrt, für die man hin und zurück zwei gGr. zahlt, gewährt noch das einem Badgaste wichtige Vergnügen, daß er bei seiner Ankunft auf der Badeinsel, ohne ermüdet, ohne erhizt zu seyn, und selbst bei drückend heißer Temperatur von der erfrischenden Seeluft abgekühlt, sogleich die erste Vacanz einer Badekutsche zu Abmachung des Haupttagewerks benutzen kann. In zehn bis fünfzehn Minuten ist es vollbracht, und nur von seinem Belieben hängt es dann ab, ob er gleich ins Hauptquartier auf die Felseninsel zurückkehren, oder erst im Pavillon der Badeinsel, in dem sich stets Gesellschaft, Vormittags auch die für die Badesaison von auswärts engagirte Musikbande befindet, eine Erfrischung zu sich nehmen und dann vor der Rückfahrt am dortigen flachen Strande noch eine Promenade machen will, die nach dem Bade sehr behaglich und auf dem kleinen Punkte inmitten eines unermeßlichen Raumes zwischen Himmel und Wasser oft um so interessanter ist, da er bei dieser Gelegenheit nicht selten merkwürdige Seeprodukte antrifft, die von der lezten Fluth ausgeworfen und von der darauf spekulirenden Helgolander Jugend nicht schon weggenommen worden. An Langeweile zu denken oder gar sie zu fühlen, hat der Kurgast auf Helgoland keine Zeit. Der Rest des Tages, der nach dem Bade und nach vollendeter Leibespflege übrig bleibt, verschwindet ihm schnell und sehr amüsant. Die näher prüfende Ansicht des mit den mannigfaltigsten Naturmerkwürdigkeiten versehenen, im Umfang von einer halben Stunde aus dem Ocean hoch emporgehobenen Eilandes, mit seinen fruchtbaren Gärten, Feldern und Wiesen, mit einer Stadt von dreihundert Häusern und bewohnt von einem muntern, gutmüthigen, harmlosen Völkchen von drittehalbtausend Seelen, der nie ermüdende, besonders auf den höchsten Punkten eines Belvedere und des von den Engländern neu und prachtvoll erbauten Leuchtthurms rund umher durch nichts beschränkte Anblick, tief hinab auf das unermeßliche, am fernen Horizont nur von der gewölbten Himmelsdecke begrenzte Meer und auf die unter den Flaggen fast aller civilisirten Nationen zahlreich und nahe vorbeisegelnden oder anlegenden Schiffe — dieß würde Manchem vielleicht allein schon genügen, ihn gegen Langeweile zu schützen. Aber auch zu Vergnügungen anderer Art, unter denen die Jagd auf Seehunde und Seevögel, Scheibenschießen, Fischfang und musikalische Lustpartheieen in die offene See, oder nach dem Pavillon der Badeinsel, oder um die Klippen und den sogenannten riesigen Mönch der Felseninsel die vorzüglichsten sind, hat man im täglichen Wechsel Gelegenheit. Für den lezten Abschnitt dieser eigenthümlichen Vergnügungen pflegen sich die Damen so sehr zu interessiren, daß sie sogar die sonst am Festlande ihnen so viel geltenden Theepartheieen nicht selten ganz in den Hintergrund gerathen lassen. Musikalische Soirées, die sich gewöhnlich in kleine Tanzpartheieen auflösen, und Commerz- oder Hazardspiele für die Liebhaber beschließen die Tagesordnung, vorausgesezt, daß es kein eigentlicher Balltag ist; denn in diesem, wenn nicht alle acht, doch sicher alle vierzehn Tage wiederkehrenden Falle pflegt die Tanzsoirée, wie ein Magnet, immer noch einige Stunden des kommenden Tages anzuziehen, ein Phänomen, das sich jedoch durch die an den Bällen gern Theil nehmende Elite der tanzlustigen Insulaner, namentlich des fast durchgehends ausgezeichnet schönen weiblichen Geschlechts, leicht erklärt. Außerdem tragen auch die während der Badezeit häufigen Besuche Helgolands aus den Bädern der Küsten- und Kusteninseln und von nahen und fernen Orten des Kontinents dazu bei, den dortigen Aufenthalt den Kurgästen angenehm zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

1.

So hingestellt, wird mancher Schwache schwindeln.

2.

Ich wickle alle Kinder aus den Windeln.

3.

Mich wünscht der Kranke, wird die Nacht ihm lang.

Das Ganze.

Vor ihm ist manchem blöden Mädchen bang.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Juni 1833.

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts.

Schiller.

Prolog

bei Aufführung der Braut von Messina,
zu Schillers Gedächtnißfeier auf dem Stuttgarter Hoftheater
am 10ten Mai 1833.

Gesprochen von Karl Seydelmann.

Geduldet wird der Sänger müßig Volk noch stets,
Und noch nicht ganz in dieser sorgenvollen Welt
Verpönt und ausgestoßen ist Sorglosigkeit.
Wer schwer am Reisebündel durch den grünen Wald
Im Schweiße trägt, wer seiner Güter volle Fracht
Zwölfspännig in der Bäume Schatten fortbewegt,
Wer mit dem Wagen fliegend kaum die Zweige streift,
Der Städte Strudel seine Sinne zugekehrt: —
Sie alle lauschen, wenn aus luft'gem Blätterdach
Die Amsel schlägt, wenn schmetternd sich die Lerche hebt.
So wird der Dichter buntes Lied wohl auch behorcht,
Und was man selbst sich nicht mehr Zeit zu fühlen nimmt,
Die erdvergeßne Stimme der Gemüthlichkeit,
Man hört sie jezuweilen gern aus Andrer Mund.
Begnüge nur der Sänger, wie der Vogel, sich
Mit diesem flücht'gen Beifall für sein flüchtig Lied,
Verlange nicht, daß über seinem Sang und Klang
Ihr Tagewerk vergesse die geschäft'ge Zeit,
Und schelte nicht den kurzen Dank Undankbarkeit.
Undankbar ist die Welt nicht, wenn es Großes gilt;
Zwar kommt der Dank für Herrliches oft spät genug,
Und über'm Grabe blühet er den Besten oft.
Nur große Dichter leiden kein so bittres Loos,
Ihr mächtig Wort durchschüttert schnell die Gegenwart
Und tönt in alle Zukunft unverhallt hinaus.
Wie bald war in dem Hohen, dessen Wiege stolz
Das Vaterland den Fremden zeigt, die Wunderkraft
Erkannt, wie bald vernommen sein gewaltig Lied,
Wie bald verklungen jedes schwäch're neben ihm!

Nicht nur dem Sänger lauschte willig jedes Ohr,
Nein, vor dem Seher beugte tief sich jedes Haupt,
Und an dem Götterboten sah man scheu empor,
Der Niegeahntes, Unenthülltes kündete.
Er kam emporgestiegen aus dem dunkeln Schacht
Des stillen Abgrunds, welcher Menschenseele heißt,
Durchwandert hatt' er die verborg'nen Tiefen all,
Der Leidenschaften unbekannte Mütter dort,
Die Urgefühle, durchgeforscht, die schlummernden,
Und was vertragen hätte kein gemeiner Blick,
Ward ihm in seiner Dichterfackel Schein verklärt,
Und das Verklärte führt' er in den Tempel ein,
In dem die Musen solches Priesters harreten.
Da rang des Erdenlebens innerster Gehalt
Empor in mächtig kämpfender Gestaltung sich;

Der Schönheit und der Wahrheit Opfer flammte hoch
Gen Himmel auf, zur Wonne der Unsterblichen.
Und auch der Menschen Auge that sich staunend auf,
Begreifen lehrte seine Kunst das Wesen sie.
Ein solch Geheimniß, das er aufgeschlossen hat,
Soll heute, wo beseelend seine Dichtermacht
In Leben wandeln seines Tods Gedächtniß wird,
Entfalten unser Streben, stark durch seinen Geist.
In jener Dichtung riesenmäßig dehnendem
Hohlspiegel sammelt wachsend Haß und Liebe sich,
Und wirft verstärkt ein übermenschlich Bild heraus.
Doch mangelt reines Ebenmaaß der Größe nie,
Nicht schweift die Gier in wilde Mißbewegung aus,
Nicht mit verzerrter Miene Grinsen spricht der Zorn,
Schön bleibt ein weinend, ein verzweifelnd Angesicht.
Und so entläßt euch selber das Entsetzliche,
Das euch, gemeinverwirklicht, als Gorgonenhaupt
Entgegen starren würde, durch des Dichters Kunst
Befriedet, mit dem Jammerschicksal selbst versöhnt.

Dann, wenn euch seiner Chöre welt-erklärend Wort
Nach Haus entläßt mit langem Seelenwiederhall,
Nicht götterlos ins Leben tretet ihr hinaus,
Ihr glaubet wieder an der Dichtung Wesenheit,
Und ernster geht ihr weltlichem Berufe nach,
Denn euch im Geiste keimet Ueberweltliches.

Gustav Schwab.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Herr von Waldensee hatte sich inzwischen auf kurze Zeit aus dem Saale entfernt und unterdeß die noch fehlenden Zierden seiner Toilette meisterlich zu vervollständigen gewußt. Er kam jetzt erst mit der ganzen ihm eigenen Behaglichkeit zur Gesellschaft zurück, und Jeder mußte es ihm lassen, daß er die schwere Rolle eines munter geschäftigen und nach allen Seiten hin redseligen Wirths trefflich und zur allgemeinen Erheiterung seiner Gäste durchzuführen verstand. Seine natürliche Leibesschwere machte ihn in der Beweglichkeit, deren er sich zu befleißigen suchte, nur um so ergötzlicher. „Kinder!“ rief er laut, indem er sich im Kreise herumdrehte, „mir springt mein altes Hagestolzenherz so vor Freude, als sollte ich selber heut Hochzeit machen. Aber ein großmüthiger Jüngling, wie ich bin, begnügt sich stets damit, nur für Andere Hymenäen zu singen. Wäre ich auch noch ein Mann für Hymen, so fände ich doch vielleicht keine Frau mehr für Hymen. Lustig! Heute ist ein schöner Tag! Heut ist Hochzeit! Ich habe schon nach unserm alten Pfarrer hinuntergeschickt, der die jungen Leute, wie sie es selbst gewünscht haben, heute trauen soll. Er hat sie getauft, er soll sie nun auch trauen! Aber wenn uns Sr. Wohlehrwürden dießmal nur keinen Streich spielen! Der gute Mann ist gestern Abend plötzlich krank geworden, und ich erwarte mit Ungeduld den Boten zurück, den ich auf Erkundigung nach ihm ausgeschickt habe. Doch fort mit allen Sorgen vor der Zeit! Schöne Braut, warum lachen Sie nicht auch einmal?“ — „Du fällst ja heute ganz aus Deinem Charakter, Herr Bruder!“ bemerkte der sich immer gleich bleibende Major, indem er den andern zu einem Zwiegespräch in eine Fenstervertiefung am Ende des Saals mit sich fortführte. „Ich hätte gern jetzt endlich einmal ein vernünftiges Wort über das zukünftige Schicksal unsers jungen Bräutigams mit Dir gesprochen, da wir über diesen Gegenstand noch zu wenig unsere Ansichten ausgetauscht haben. Aber erst warst Du zu träge, um uns, Deinem Versprechen gemäß, entgegenzureiten, obwohl ich gerade darauf gehofft, um, wenn wir dann zusammen vorausgeritten wären, Dir im Vertrauen einige besondere Gedanken zu eröffnen; und jetzt bist Du wieder zu beweglich und fast geckenhaft, als daß man Deiner zu einer ernsten Unterredung habhaft werden könnte. O Herr Bruder! fühlst Du nicht selbst, daß Dir alle Charakterkonsequenz, alle militärische Promptitüde, die dem Manne so Noth thut, gänzlich mangelt?“ — „Dachte ich's doch, Herr Bruder, daß Du auch heut auf Dein altes Lieblingsthema zurückkommen würdest!“ erwiderte ihm Herr von Waldensee, ohne sich aus seiner muntern Laune im Geringsten herausbringen zu lassen. „Dieß ist nun schon seit vierzig Jahren das beständige und fast einzige Thema unserer Unterhaltung, so oft Du aus der Stadt auf das Land zu mir herüberzukommen beliebst. Du bist der ältere Bruder, und es ist etwas Bedeutendes aus Dir geworden. Du bist Major, Du bist sogar Adjutant des Fürsten. Da ärgerst Du Dich immer noch, daß Du aus mir, an dem Du so viel gearbeitet hast, nicht mehr hast machen können, als aus mir geworden ist. Bruder, laß Dir doch endlich die Sorgen vergehen! Ich bin nun einmal mein Lebenlang ein träges Haupt gewesen und bin auch eigentlich viel zu träge dazu, um mich gegen Deine immerwährenden Vorwürfe wegen meiner Trägheit zu vertheidigen. Was Du mir immer von Deiner militärischen Promptitüde vorredest, ist mir nun einmal nicht gegeben, eben so wenig, nach Aemtern und Titeln zu streben. Ich bin nun einmal schlechtweg nichts als Gutsbesitzer, Herr Bruder!“ — „Hättest Du darum in Deiner Jugend Jura zu studiren nöthig gehabt, um nichts als Gutsbesitzer zu werden?“ entgegnete der Andere auffahrend. „Wenn ich, so wie Du, Jura studirt hätte, müßte ich jetzt Minister seyn!“ — „Greife mir meine Jura nicht an, Bruder!“ entgegnete Herr von Waldensee mit Eifer. „Ich habe vornehmlich

das Recht des Besitzes studirt. Darum bin ich blos Besitzer, und zwar Gutsbesitzer geworden. Ich beschäftige mich lediglich mit Besitzen. Beati possidentes! Was kann man auf Erden Schöneres thun, als besitzen? Nur Eines bedaure ich, was noch außerdem aus mir hätte werden können, und was doch nicht aus mir geworden ist." — „Und das wäre, Herr Bruder?" fragte der Major, indem sich seine strengen Gesichtszüge zu einem etwas spöttischen Lächeln zwangen. „Ein Schriftsteller ist eigentlich an mir der Welt verloren gegangen," sagte der Gutsbesitzer mit komischer Würde im Ausdruck. „Wenigstens hatte ich mir immer vorgenommen, einmal ein System der Faullenzerei zu schreiben, das ich ordentlich wissenschaftlich und paragraphenmäßig, in Form eines Handbuches, gewissermaßen als ein humoristisches Recht des Besitzes bearbeiten wollte, aber ich bin eben auch wieder immer zu faul gewesen, um über die Faullenzerei zu schreiben. Was die Welt an meinem Talent eingebüßt hat, hoffe ich indessen an meinem Neffen Richard verwirklicht zu sehen. Der Junge zeigt großen Beruf zum Schriftsteller, man kann es nicht leugnen. Schon als Student arbeitete er an den beliebtesten Zeitschriften mit, und führte seine witzige Rezensentenfeder, wie heut mein Koch unten den hochzeitlichen Bratspieß; ich meine, er ließ die Bücher, die er kritisirte, alle braten an dem lustigen Feuer seines Humors, daß es ein Gaudium war. Der Richard schlägt mir ganz nach, habe ich oft zu mir selbst gesagt, und weil ich den Jungen so liebe, steht es auch bei mir fest beschlossen, ihm einmal mein ganzes Vermögen zu vermachen." — „Jetzt kommst Du endlich auf den Punkt, Herr Bruder, auf den ich Dich eigentlich haben wollte!" fiel ihm der Major ins Wort. „Du weißt, der junge Mann ist noch Referendarius, und es vergeht vielleicht noch viel Zeit, ehe er, ungeachtet meiner einflußreichen Fürsprache bei unserm Fürsten, zu einem einträglichen Posten gelangt. Wir haben nun beschlossen, die beiden Leute zusammenzugeben, weil sie sich durch langen Umgang von Kindheit auf so an einander gewöhnt haben, daß es das Beste schien, ein Ehepaar aus ihnen zu machen. Ich kann jedoch meine liebe Pflegetochter Wilhelmine für jetzt nur mit einer spärlichen Mitgift bedenken. Du weißt, Herr Bruder, ich lebe bei Hofe, ich bin genöthigt, manchen Aufwand zu machen, zu dem Du als bloßer Gutsbesitzer kaum je Veranlassung hast."

In diesem Augenblick wurden die beiden Brüder in ihrer Unterredung unterbrochen. Ein Diener trat zu ihnen heran und überbrachte dem Herrn von Waldensee eine Nachricht, welche diesen plötzlich in die äußerste Bewegung zu versetzen schien. „Ist es möglich, daß ein solches Unglück sich gerade heute ereignen muß!" rief er aus, indem er sich mit Bestürzung zur Gesellschaft wandte. „Denken Sie sich, so eben erhalte ich die Botschaft, daß unser alter Pfarrer drüben gestorben ist! Der Schlag hat ihn gerührt. Friede sey mit seiner Asche! Aber was soll nun aus uns, was soll nun aus unserm Brautpaar in der Geschwindigkeit werden? Die Stunde zur Trauung ist da, die Kirchglocken läuten schon, alle Feierlichkeiten sind vorbereitet, und nun muß — Gott verzeih mir die Sünde! — ich möchte mir weiß nicht was anthun, wenn heute aus der Hochzeit nichts werden sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Luxus in den neuen englischen Wirthshäusern.

Der Luxus und die Kosten, welche gegenwärtig an die Einrichtung der Wirthshäuser zu London verschwendet werden, grenzen wirklich ans Unglaubliche. Jeder Eigenthümer einer solchen Anstalt wetteifert mit seinem Nachbar an Schönheit der Einrichtung, an Verschwendung von Mahagonyholz, von Schnitzwerk, messingenen Verzierungen u. dgl. Das Schnitzwerk einer einzigen Verzierung in dem Grapes-Public-House, welches von einem ausgezeichneten Meister verfertigt wurde, kostete nicht weniger als 100 Pfund Sterling. In Lambs Conduct Street wurden kürzlich drei Wirthshäuser, oder eigentlich besser Branntweinbuden errichtet, und in jedem derselben kam die Einrichtung allein auf beinahe 2000 Pf. Sterl. zu stehen. Welche Masse Branntwein muß getrunken werden, um nur die Interessen eines solchen Kapitals allein gehörig zu decken! (Polyt. Journal.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Mai.

(Verspätet.)

Der deutsche Winter.

Wir haben sehr schlechtes Wetter. Die Luft, selbst wenn kein Wind geht, ist kalt, der Himmel, auch wenn es nicht regnet, ist düster, und oft regnet es, oft geht der Wind und zuweilen hagelt es. Gestern hat es gedonnert, und das war das einzige bedeutende Zeichen, daß wir im Frühling leben; denn das junge Laub, welches an einigen Bäumen und Büschen seine Knospen gesprengt hat, guckt daraus hervor, wie die Leute aus ihren Mänteln, furchtsam und frostig sich schüttelnd, noch den Winter witternd. Es scheint mir daher nicht unnatürlich, wenn ich Ihnen, mitten im Frühling, von unserm Winter spreche. Er war, den Anfang Januars ausgenommen, außerordentlich mild, so daß es mehr regnete als schneite und keine Schlittenfahrten stattfinden konnten. Allein ein deutscher Winter, mag er seyn, wie er will, bleibt immer voll unzähliger Traurigkeiten. Ich hatte seit fünfzehn Jahren dergleichen nicht beigewohnt und konnte mir sie nicht

einmal vorstellen, weil die Erinnerungen aus dem Knabenalter eher einen heitern Anstrich haben. Um so niederschlagender mußten sie nun auf mich wirken. Lezthin bei einem Mittagsmahle saß die zahlreiche Gesellschaft und that fast nichts als essen; sie sprach wenig, sie schien verstimmt. „Es ist heute ein garstiges Wetter!“ sagte nach einer langen Pause der Lebenslustigste unter den Gästen. — „Ja wahrhaftig, ein garstiges Wetter!“ erwiderten die andern und gähnten, und eine neue Pause entstand. — „Wie wär's, meine Herrn,“ sagte jener, „wenn wir die Läden zuschließen und Lichter anzünden ließen? Es würde hier traulicher, gemüthlicher, und wir würden vielleicht lustiger oder gar lustig werden.“ An einem garstigen Wintertage, wenn Alles so stumm und langweilig war, ging mir's wie diesem Herrn: ich hätte auch Alles verfinstern und dann Lichter anzünden mögen, um nur das zu beleuchten, was noch erfreulich war. Die Pappeln an den Straßen standen da wie nasse, aufgesteckte Besen; die vielen Bretter, Balken und Planken an und vor den Häusern hatten eine widerliche Farbe, die Bänke und Tische vor den vielen Schenken und in den Lustgärten waren feucht und schwarz, und ich konnte gar nicht mehr begreifen, wie es einem je da wohl und warm werden und wie doch die Jugend Freude am Schneeballen haben könne. Ueber die öffentlichen Statüen und selbst über manche Brunnen hatte man Schränke gestellt; die Blumen der Zimmer standen, gleich Gefangenen, zwischen den Doppelfenstern und schauten heraus, als möchten sie gerne den Vögeln nachziehen, die auf immer hinweg geflogen zu seyn schienen. Nur die Spatzen und Consorten waren geblieben, um dem lieben Tage den Morgengruß der erstorbenen Erde darzubringen. In den Lüften viele Nebel, Dünste, Wolken und mehr Rauch als gewöhnlich, und eine abscheuliche Menge umherschwärmender, schreiender Dohlen, deren Geschrei jedoch noch etwas Tröstliches hatte, weil es die Abwesenheit der Cholera bezeugte; und dann die dicke, vermummende Kleidung, welche die schönen menschlichen Formen verbirgt oder verunstaltet, und das eilige, oder ängstliche und der Grazie entsagende Einhergehen in den schmuzigen Gassen, und das beständige Schnäuzen und Husten, die Gänsehäute, die rothen, jammervollen Nasen und ihre Thränen! und dazu noch täglich die schwarzen Todtenwagen und ihr trauriges Geleit, welche, dem hiesigen Brauche zufolge, am hellen Tage, und oft von schauerlich blasenden Trompeten begleitet, die Leichname hinaus bringen auf den Friedhof, wo die Gräber so kalt und so erstarrt waren, daß mich die Todten dauerten, daß mir war, als sey aus solcher Erde keine Auferstehung möglich. Dazu kamen noch die häufigen Feuersbrünste, gewöhnlich gleich nach Mitternacht, mit den kreischenden Hörnern, heulenden Glocken und grausenhaft wirbelnden Trommeln, mit dem ängstlichen Fragen aus allen Fenstern, dem Herbeirasseln der Sprizen und Wasserfässer, dem Rennen der Feuerjo! schreienden Leute, dem rothen Kamm auf den Firsten der Wohnungen und dem Wimmern der aus dem Schlaf gerüttelten Echo. Es ist unbeschreiblich, was für einen Eindruck solch ein, in den aus Stein gebauten italienischen Städten fast unbekannter Allarm auf mich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschland, Mai.

(Beschluß.)

Das Seebad bei Helgoland.

In der vorjährigen Saison hatten die Kurgäste das Vergnügen, unter andern das englische Dampfboot William Joliffe in zweimaliger Extrafahrt von Hamburg, das erstemal mit 300, das zweitemal, troz des am Tage vor der Abfahrt eingetretenen unfreundlichen Wetters, durch welches zwei Drittel der Angemeldeten von der Mitreise sich hatten abhalten lassen, mit 100 Passagieren am Bord, auf Helgoland ankommen zu sehen. Unter den Passagieren befanden sich aus den fernsten Gegenden viele Fremde, die bei dem Abgange des Dampfschiffes in Hamburg zufällig anwesend waren und an der Lustparthie um so lieber Theil nahmen, da sie, weil ein Dampfboot die Streke von Hamburg bis Helgoland, auf der Elbe und See 28 geographische Meilen, in der kurzen Zeit von 12 Stunden durchschneidet, schon im Voraus gewiß waren, die höchst interessante Wassertour in drei Tagen hin und her mitmachen zu können. Referent, der früher manche andere Land- und Seebäder besucht, hat in keinem derselben, besonders gegen Nervenschwäche und stechend peinliche Kopfschmerzen, die Wirkung des Bades so sicher, schnell und wohlthätig als dort, und in keinem den Aufenthalt so billig, interessant und kurzweilig gefunden, und erinnert sich nicht, dort jemals die in andern Bädern so häufige Klage über Langeweile vernommen zu haben.

Das Nordseebad Helgoland ist unter den bis jezt gebrauchten Seebädern eines der kraftvollsten. Die meisten Kurgäste aus Deutschland und den angrenzenden nördlichen Staaten müssen den Weg dahin über Hamburg und Cuxhafen machen. Für diese, an ihre Heimath gewöhnlich durch öffentliche oder Privatberufsverhältnisse gefesselt und zum Gebrauche eines Bades fast immer nur auf möglichst kurze Zeit beschränkt, würde ein regelmäßiger, wöchentlich wenigstens einmaliger Abgang eines Dampfboots von dem einen oder dem andern jener Pläze nach Helgoland von großer Wichtigkeit seyn. Bei der sich immer gleich bleibenden Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Fahrt desselben könnten sie über die Zeit, die sie zu der für ihre Gesundheit oft höchst nöthigen Badereise zu erübrigen vermögen, eine genau zutreffende Rechnung machen, was ihnen bei der Ueberfahrt mit einem Segelschiffe durchaus nicht möglich ist. Einem oder mehreren unternehmenden Bewohnern der eben so berühmten, als vielvermögenden Stadt Hamburg, für alles Gute und Großartige im eigenen Gebiete unermüdlich besorgt, aber auch, über dessen Bereich hinaus, großherzig Theil nehmend an der Sache der Humanität, dürfte es nun am leichtesten werden, dem Bedürfniß einer in so vieler Beziehung zweckmäßigen Dampfschifffahrt bald abzuhelfen. Zu desto größerer Versicherung der sehr wünschenswerthen Fortdauer derselben möchten selbst der Erlangung eines Monopols auf eine gewisse Reihe von Jahren keine besondern Schwierigkeiten entgegentreten. Aber auch schon ohne Monopol ist fast nicht zu bezweifeln, daß die Einrichtung, sobald sie zu allgemeiner öffentlicher Kunde gelangt, lohnend seyn wird, da außer den Kurgästen sicher viele andere Fremde dadurch veranlaßt würden, blos zum Vergnügen eine Reise nach Hamburg zu machen, um zunächst das lebhafte Treiben des großartigen Welthandels mit eigenen Augen kennen zu lernen, und dann ihre Lustreise mittelst der interessanten Elbe- und kleinen Seefahrt nach der brittischen Felseninsel fortzusezen. Außerdem würde der Unternehmer, wenn ihm damit gedient wäre, gewiß noch auf den großen Dank des großen Publikums von ganz Deutschland und dessen nordöstlichen Nachbarlanden rechnen dürfen.

Daß eine so einladende Einrichtung wirklich und bald ins Leben treten möchte, wünschen für sich und im Namen vieler andern an Hamburg und Helgoland mit großem Vergnügen zurückdenkenden Fremden mehrere

vorjährige Helgolander Kurgäste.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände

Dienstag, 4. Juni 1833.

Que tes grands noms, que tes exploits,
Tes souvenirs de tous les âges,
Viennent se confondre sans choix
Dans mes regrets et mes hommages,
Comme ces temples abattus,
Comme les tombeaux et les ombres
De tes Césars, de tes Brutus,
Se confondent dans tes décombres.

Delavigne.

Bonstetten an Johannes von Müller.

Rom, am 14ten Febr. 1774.

Auf der Höhe des Quirinals habe ich Ihren Brief gelesen. Warum waren Sie nicht bei mir in den herrlichen Gärten des heiligen Vaters, in den schattigen Laubgängen, wo Einem Rom zu Füßen liegt und sich vor dem Blick ausbreitet! Hier habe ich gelesen, mit welchem Zeichen der Achtung Ihr Vaterland Sie und dadurch sich selbst ehrt. Die Manen Cäsars und der Scipionen haben diesem Schritt des Senats von Schaffhausen ihren Beifall zugewinkt. Machen Sie sich dieser Auszeichnung und dadurch Ihrer selbst würdig. Ihr Genie kann Alles erreichen, es genügt aber nicht, die Segel nach dem Winde auszuspannen, man muß auch ein Steuerruder haben. Dieß hat mir immer gefehlt, Ihnen aber wird es nicht abgehen; Sie müssen ein charmantes und doch leichtes Werk schreiben, es ist Ihnen dieß expreß vorbehalten. Ich meine, eine Reise durch Italien; wir besitzen nicht Eine, selbst keine mittelmäßige. Woltmann hat La Lande abgeschrieben. Studiren Sie Geographie und Antiquitäten, ohne jedoch ins Einzelne einzugehen; schaffen Sie sich Styl an und lassen Sie Postpferde kommen; überdieß ein Bischen naturwissenschaftliche, ein Bischen Kunstkenntnisse. Wo aber meine Reise beginnen? Warum sind Sie doch nicht bei mir! Die ganze übrige Erde verdient nicht bereist zu werden, wie Italien. Das Land von Venedig bis Rom ist ein herrlicher Garten. Die Lombardei von Mailand nach Venedig halte ich für das am besten angebaute Land in Europa. In England, selbst in der Schweiz (oberhalb Valeyres) stößt man auf Wüsten. Ich weiß durchaus nicht, warum die Reisebeschreiber bisher immer gesagt haben, das Land sey entvölkert und schlecht angebaut. Das venezianische Land und der Kirchenstaat sind gut angebaut, aber es fehlt ihnen an Gewerbfleiß, der den Wohlstand vermehrt. Seide und Wolle gehen roh aus dem Land, und die Italiener sind so gefällig, beide als Stoffe verarbeitet wieder von dem Ausland zu kaufen. Mir ist's, als habe die Natur den Gewerbfleiß in den Norden, die Faulheit aber in den Süden gesetzt, um die Armuth mit der Arbeit auszugleichen. In Faenza fand ich die Einwohner auf dem Platz versammelt, um einem Turnier zuzusehen, das da der Adel gab. Bei Ancona sah ich Wälder von Oelbäumen mit blühenden Mandelbäumen vermischt. Loreto ist voll Erinnerungen aus dem eilften und zwölften Jahrhundert. Zwischen Macerata und Foligno zieht sich der Weg zwischen steilen, aber nicht hohen Bergen hin. Hier war ich nicht wenig erstaunt, in dem Gebirg ein Lied fast ganz nach der Melodie unseres schweizerischen Kuhreihens singen zu hören; auch alle meine Postillone sangen es. Es ist, als wenn diese Musik von der Gebirgsnatur

selbst und von ihren wilden Gegenden gelehrt würde. Nach Foligno ist keine schöne Stadt mehr, denn Terni, Narni, Otricoli, Castellano sind nur ein Haufen alter Häuser, die zusammenfallen. Die Ruinen aus der Römerzeit sind wunderschön; so spricht der Aquädukt von Spoleto zu dem Gemüth, als lebten die alten Herrn der Welt noch. In Terni lebt kein Tacitus mehr, wohl aber Mönche und Bettler. Je mehr man sich Rom nähert, je unbevölkerter und menschenarmer wird das Land am Ende, dicht bei der Weltstadt erscheint es wie die Wüste Arabiens. Apropos, die Hügel Roms sind nicht höher als unser Haus in Valeyres unten vom Weingarten an. Sie, mit Ihrem gefühlvollen Gemüth, Sie würden vor Entzücken schaudern bei dem Anblick „des tombeaux de Caton et des cendres d'Emile." Was wirkt hier nicht Alles wundervoll zusammen! die Mischung moderner Palläste mit den Ruinen des alten Roms, die noch immer den Menschen und den Jahrhunderten trotzen, zwischen ihnen die pompösen Ceremonien der Religion, die ohne Waffen die siegreiche Stadt der Cäsarn unterworfen hat, auf deren Gebeinen Pabst, Kardinäle und Mönche wandeln; dazu ein herrliches Klima und eine selbst in ihrer Verlassenheit schöne Natur. Hier, bei Rom, möchte ich mich mit Ihnen, lieber Freund, ergehen. Bei jedem Schritt trifft man auf Trümmer und Ruinen, in den Gehölzen des Albanerbergs und an den Strömen; alles stimmt zu Grabesgefühlen, die zu dem großen Grab passen, auf dem man wandelt. Tausende von Generationen sterben nach einander und werden zu Staub, während die Natur immer dieselbe bleibt und dadurch den vergänglichen Menschen in Erstaunen sezt. Und erhebt man sich zu dem Gedanken an das Weltall, so zeigt sich in dessen unendlicher Mannigfaltigkeit doch eine Einfalt und eine Einförmigkeit unter allgemeinen Gesetzen. Hier verewigt sich Alles, hier zeigt sich die sittliche Welt so unbeweglich wie die physische; hier ist des Menschen Gedanke so unwandelbar als die Blumen seines Gartens. Diese Ideen haben mich im Amphitheater von Verona so lebhaft ergriffen, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach. Lieber Freund, wir sind nicht gemacht zum Erkennen, sondern zum Genießen. Man muß Horaz folgen, der zur Freundschaft und Liebe führt. — Ganganelli ist der Sohn eines Arztes und wurde geboren in einem ganz kleinen Dorf, Namens St. Arc-Angelo, bei Savignano, nicht weit von Cesena; er will nichts von Verwandten wissen; obgleich 67 Jahr alt, scheint er doch nur 60. — Ich kann den Gedanken nicht aufgeben, einmal Rom mit Ihnen zu besuchen. Es ist eine neue Welt für mich; denken Sie nur, lieber Freund, daß Sie in Rom allein alle die Kenntnisse benutzen und genießen können, die Sie sich von den Alten erworben haben. Lesen Sie also schnell wieder die Alten durch und führen Sie dann den Plan aus, den wir im Gehölz von Valeyres entworfen haben. Mir entschlüpft die Welt, und ich liebe sie nur noch, weil sie für Sie gemacht ist. Meine Unwissenheit schlägt mich nieder; ich suche eine Wüste, wo ich mich endlich der Freundschaft und den Wissenschaften hingeben kann. Peinlich ist mir das Gefühl, daß mir noch so viel zu lernen übrig ist, und ich fühle die Zeit schwer, die ich verloren habe. — Ich bin erst seit vorgestern hier, und morgen schon reise ich nach Neapel. Es gehören Jahre und ein Kopf wie Haller und Winckelmann dazu, um Alles zu sehen; die Zeit ist so kurz, wir sind so vergänglich. — Vorgestern fuhr ich gegen drei Uhr Nachmittags aus meinem Gasthof; es war der lezte Tag des Pferderennens. Die Nachkommen der Cato und Appius waren alle in einer Straße versammelt, die über eine halbe Stunde lang ist. Auf den Fußbänken standen Reihen von Stühlen; in der Straße fuhren dichtgedrängt mehrere tausend Masken in Wagen, Weiber mit Schellen und Blumen behangen, Männer wunderlich als Frauen gekleidet; mit einem Wort, mir war's, als sähe ich die Bewohner von allen Narrenhäusern der Welt. Nach dem Pferderennen, wo die Pferde frei ohne Reiter laufen, zündet man Lichter auf der Straße an, und ein fürchterlicher Schrei tönt von einem Ende der Straße zum andern, wie einst bei den Bacchanalien des alten Roms. Jeder Römer hält ein Wachslicht, ein Talgstümpfchen oder eine Laterne angezündet, und sucht dabei, gleich wilden Thieren, die fürchterlichsten Töne auszustoßen. Ueberall finden Sie Spuren von dem leidenschaftlichen Volk, das, auf seine Gesetze gestüzt, so viel Großes gethan hat. Aber die Religion, durch die es zum zweiten Male über die Welt herrschen wollte, hat die Catos in Harlekins und Pierrots verwandelt. — Am folgenden Tag ging ich auf den Quirinal, wo jezt der Pabst wohnt. Ich sah ihn, wie er in seiner Kapelle auf dem Thron saß und da Asche an die Kardinäle und Prälaten seines Hofs austheilte. Nach dieser Ceremonie legten die Kardinäle ihre goldenen Kleider ab und zogen andere an, zum Zeichen ihrer Buße. Alle diese Ceremonien werden mit großer Kälte vorgenommen, und knüpften sie sich nicht an etwas Ehrwürdiges, so könnte man sie für einen langweiligen Spaß halten.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine hatte sich Herrn von Waldensee, während er zu sprechen begonnen, mit gespannter Miene genähert. Die eben vernommene Todeskunde schien einen wunderbaren Eindruck auf das blasse Mädchen zu machen. Ihr Busen hob sich heftig auf und nieder, und dem schönen geistreichen Auge entstürzte bald ein Strom von Thränen, die sie jezt nicht mehr zurückzuhalten sich bemühte. Ihr

eigenes Leid, das ihr geheim in der Seele ruhte, schien jenen Anlaß von Außen begierig aufzunehmen, um allen verborgenen Schmerzen auf einmal freien Lauf lassen zu können, und so mochten diese Thränen, welche dem Andenken des Pfarrers, ihrers ehemaligen Lehrers, flossen, mehr noch einem heimlichen Gefühl des eignen Herzens gelten. So thauen oft an fremden Schmerzen die eignen innersten unwiderstehlich auf, und das verschwiegenste Leid in uns wird gesprächig, wenn es sich in die Klage über einen andern, nicht selten ferner liegenden Gegenstand verstecken darf. „Am heutigen Tage Thränen, Minna?" fragte Richard, indem er seinen Arm um die liebenswürdige Gestalt schlang und die Bewegte durch tändelnde Liebkosungen zu trösten suchte. „Ich muß gestehen," fuhr er in seinem muntern Tone fort, der immer zugleich etwas Uebermüthiges an sich hatte, „so sehr ich den guten Pastor Loci bedaure, so kommt mir die Sache doch in diesem Augenblick mehr komisch vor, und sie könnte eher auf meine Lachlust wirken, als daß ich in sentimentale Thränen zerfließen sollte." Sie entwand sich schnell seinem Arm und trat einige Schritt von ihm zurück. „Diese theure Hand," sagte der junge Mann, indem er ihr lächelnd folgte und sie bei der Hand faßte, „dieses theure, beneidenswerthe Händchen ist dennoch mein, und wenn alle Pastoren dieser Welt der Schlag rührte. Aber unsere Liebe, Minna, ist nicht von dieser Welt, und darum sind wir ja in der unsichtbaren Kirche unsrer Gedanken längst getraut und haben in klingenden Küssen die Kopulationsgebühren dem Gott der Liebe entrichtet. Dein Herz war der Altar, Dein Händedruck war der Küster, der die Kerzen darauf angezündet, Dein Wort: ich liebe Dich! war die Predigt, der Keiner andächtiger zugehört, als ich; folglich sind Prediger und Küster eigentlich schon abgefunden, und es war nur eine Art von Pleonasmus, daß wir uns heute noch einmal trauen lassen wollten, um uns dieser für den zierlichern Styl des Lebens nothwendigen Redefigur doch auch zu bedienen. Nun ist es freilich ein seltsames Unglück, daß heute plötzlich der Tod unsern Pleonasmus mit rother Dinte durchstreichen mußte, wie ein mürrischer Magister ein fehlerhaftes Exercitium. Aber wir wollen uns durch diesen kuriosen Querstrich nicht schrecken lassen. Was meinen Sie, meine Freunde, wenn ich mich mit meiner Wilhelmine, gleichsam dem tückischen Schicksal zum Trotz, dennoch von dem todten Pfarrer kopuliren ließe? Sie staunen Alle, Sie sehen mich verwundert an, einige der holden Damen drohen mir mit dem Finger, und selbst Onkel Waldensee schüttelt dießmal seinen gutmüthigen Kopf. Nun, könnte es nicht die Scene eines phantastischen Nachtstücks werden, wie kaum ein Hoffmann, wenn er noch lebte, oder unter den neuesten französischen Teufelsschriftstellern, die ich so lieb habe, ein Balzac sie glänzender erdacht haben würde? Haha! Wir gingen in die Kirche, ließen uns den alten todten Pastor auf die Kanzel stellen, und mein Vetter Bernhard dort, der ja der Bauchredekunst mächtig ist, hielte uns aus dem Munde des Erblaßten heraus eine Trauungspredigt comme il faut. — Doch ich höre auf, dieß Bild weiter auszuführen, da meine Braut mich schon längst deßhalb zürnend ansieht; aber eine Hochzeit, denke ich, muß es auf jeden Fall heute geben, schon um Onkel Waldensee's willen, dessen gebratene Hasen und Rebhühner nicht vergebens nach uns geschmachtet haben dürfen. Ist daher nicht etwa einer der Herrn Geistlichen aus der Umgegend sogleich bereit, das heilige Werk an uns zu vollziehen, so schlage ich allen Ernstes vor, verkehrte Welt zu spielen, die ja so eigentlich die einzig interessante Welt ist, das heißt: wir feiern heute in allem Jubel das Hochzeitfest, zu dem wir einmal zusammengekommen sind, wir verzehren des Onkels Braten und trinken seinen Wein, wir lachen, scherzen und sind lustig, und wenn ich dann mit meiner Minna nach der Stadt zurückgekehrt bin, lassen wir uns dort zur Nachfeier vom Superintendenten Iltis trauen."

Während einige seiner umstehenden Freunde geneigt schienen, die kühne Phantasie des jungen Mannes, die er selbst immer in seinen Reden zum Besten zu geben bezweckte, zu bewundern, hatte ihm dagegen Wilhelmine mit immer steigendem Unwillen zugehört. Nachdem er geschwiegen, richtete sie ihr großes, ausdrucksvolles Auge mit einem unbeschreiblich stechenden Blick auf ihn. Man sah ihr an, daß sie jetzt den Augenblick gekommen fühlte, wo sie sich aussprechen wollte und mußte; aber die eigene heftige Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, hinderte sie noch daran. Endlich trat sie mit schwankendem Schritt in die Mitte der Versammlung und sagte, zitternd vor Schmerz und Aufregung: „Die heutige Feier, zu der wir uns Alle so festlich geschmückt haben, soll und wird nimmer begangen werden! Gott bestärke mich in diesem Entschluß, der mir im jetzigen Augenblick klar geworden, und den ich hiemit offen und feierlich bekenne! Ich werde, ich will nie die Seinige werden! Andere Ansichten, andere Meinungen, andere Grundgedanken des Lebens trennen uns hierhin und dorthin in ewiger Ferne. Er hat sich heut, ihr habt es Alle vernommen, ausgesprochen in seiner gewohnten, übermüthigen Art des trivialsten Scherzes, wie er von einem ehelichen Bündniß denkt. Ich habe immer andere, ernstere, auf Gott gebaute Ansichten von der Ehe gehabt, und erkenne einen Wink des Himmels darin, daß der plötzliche Tod meines geliebten Lehrers diese Verbindung, die er segnen sollte, noch zur rechten Stunde aufgehalten hat."

In diesem Augenblick klang es wie ein heller springender Metallton auf dem Fußboden des Zimmers. Es war der goldne Verlobungsring, den sie sich, während sie gesprochen, vom Finger abgestreift hatte. „Verzeihe mir,

Vater, ich kann nicht anders! ich muß gegen Deinen Willen handeln!" rief sie und stürzte sich halb ohnmächtig in die Arme des Majors, der sich vor Erstaunen über die ganze Scene noch nicht zu sammeln vermocht hatte. Sie verbarg ihr weinendes Gesicht an dem Busen ihres väterlichen Beschützers. Da drang ebenfalls ein seltsamer klingender Ton in ihr Ohr, der einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie aufschrack und sich umblickte. Sie sah einen zweiten Ring neben dem ihrigen auf dem Boden liegen. Es war der Richards; der Jüngling hatte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit von sich geschleudert. „Meine Verachtung hat denselben Klang, wie die Deinige! Klang und Klang sind sich begegnet und einander nichts schuldig geblieben," rief Richard aus. Seine sonst so hellen, muntern Gesichtszüge hatte plötzlich eine dunkelrothe Gluth überzogen, die ihm ein völlig verändertes fremdes Ansehen gab. „Ach!" rief Wilhelmine und hielt beide Hände vor die Brust, wie von krampfhaften, zuckenden Schmerzen befallen. Dann eilte sie, wie eine Fliehende, mit lauten, durchdringenden Seufzern durch den Saal, ergriff die Thür und war, nachdem sie noch einmal einen Blick auf Richard zurückgeworfen, verschwunden. Unbeschreiblich war die Verwirrung und Bestürzung der übrigen Gesellschaft. Man rannte durcheinander, fragte, bedauerte, erschöpfte sich in Vermuthungen, bis sich endlich Alle zur Thür drängten, um der entflohenen Braut zu folgen. „Das sind wunderliche Leute!" sagte Herr von Waldensee, der zulezt den Saal verließ. „Hätte ich das gewußt, wäre ich nicht einmal so früh aufgestanden. Die schöne Zeit dauert Einen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Der deutsche Winter. Die Frauenkirche.

Was mich ebenfalls Ungewöhnliches empfinden ließ, worüber vielleicht Mancher lächeln mag, das war der Wind, wenn er sich in den menschenleeren Gassen erging, auf eine mir unerhörte, ganz eigenthümliche Weise brausend, so sonderbar, so geisterhaft heulend und wimmernd. Alles dieses Unheimliche oder Schauerliche zusammen machte, daß die Gespenstergeschichten, die ich in meiner Jugend mitanhören mußte und die ich schon lange vergessen hatte, wieder in mir auflebten, daß ich fast an Gespenster glaubte. „Mamma!" rief eines Tages ein italienisches Mädchen, das mit seinen Eltern im Spätherbste aus Italien herüber gekommen und seitdem immer still und nie lustig gewesen war; „o Dio!" rief es, klatschte in die Hände und jauchzte. Die Mutter, betroffen ob der plötzlichen Freude des Kindes, eilte aus dem Nebenzimmer herbei, und da stand das schwarzgelockte Kind wie in Extase, der kleine Busen bebte und die großen schwarzen Augen glänzten feucht vor Freude, und hindeutend auf die sonnig schimmernden, mit nackten Reben berankten Fenster, rief es: „e tu non vedi? guarda, guarda! come in Italia!" (siehst du denn nicht? o sieh doch! gerade wie in Italien!) Die Mutter hatte noch nicht verstanden, was das Kind wollte, als es blaß wurde und wie eine Bildsäule dastand, noch immer auf das Fenster deutend, aber mit schon schlaffem Arme und mit unbeschreiblicher Wehmuth im schwimmenden Auge. Eine dunkle Wolke war über das schöne Sonnenlicht gefahren, und wieder düster und trauernd hing das italische Gewinde am nordischen Fenster. Gleich diesem Kinde hätte ich jauchzen mögen, wenn an dem starren Winterhimmel die Sonne wieder einmal erschien und die Wolken lichtete, daß die Lüfte wieder zu blauem Himmel wurden und die Wolken darinnen schifften wie mit schimmernden Segeln, und den Schnee hinwegzuführen schienen in die Schluchten des Hochgebirgs. Dann saßen die Bewohner Münchens schaarenweise, stundenweit um ihre Stadt herum in den blätterlosen Lustgärten und schmückten dieselben und freuten sich; dann ersezten im Schloßgarten die Bilder seiner Arkaden die Farben der schönen Jahrszeit und predigten vom Süden. Am meisten aber vergaß man den Norden im englischen Garten; wie schön ist es hier selbst im Winter! Wie der Winter hier, wo der einheimische Baumschlag durch die Mischung mit exotischem veredelt war, von seinem nordischen Aussehen verlor, so verlor er von demselben in den Gassen, deren Gebäude nach südlichem Style aufgeführt sind. Bei diesen schien die Luft reiner, das Licht wärmer, und schaute man an ihnen hinauf, so sah man keinen Schnee, keine Schornsteine und keinen Rauch, so sah man gleich den Himmel, welcher, mochte er seyn, wie er wollte, doch immer schöner war, als langweilige, lange, spitze, mit Schnee, Rauch, Schornsteinen, Kapuzenfenstern, Katzen und Nachteulen ausstaffirte Dächer. München ist platt, seine neuen größern Gebäude liegen größtentheils versteckt, seine Thürme, die sich alle durch ein wunderbar barockes Wesen auszeichnen, sind zerstreut, und diejenigen seiner ältern, wirklich großartigen Gebäude, welche Massen bilden könnten, thun es eben deßwegen nicht, weil ihre Dächer Scheuerdächer sind, die in der Ferne wie dünne, einförmige Schlagschatten in der Luft stehen. Dieß ist vorzüglich bei der Frauenkirche zu bedauern, welche aber troz dem ein herrlicher Tempel genannt und mit Recht unter diejenigen gezählt werden kann, deren Bau der Teufel zu verhindern suchte. Der Teufel, erzählt die Sage, nachdem er sich ihrer Gründung und Ausführung vergeblich widersezt hatte, hoffte, wegen ihres leichten und lustigen Aussehens, sie endlich mit Hülfe des Windes über den Haufen zu werfen. Er beschied daher den Wind zu sich an den Haupteingang der Kirche, und der Wind kam und harrte seiner Befehle. „Warte," sprach der Teufel, „ich will erst hinein gehen und sehen, wo du am besten ankommen kannst." Gesagt, gethan. Der Teufel stand nun zwischen den beiden ersten Pfeilern des Mittelschiffs, da, wo noch heutzutage das Zeichen eines Fußes zu sehen ist, und schaute sich um und sah nirgends ein Fenster, wie man denn auch in der That daselbst wegen der Pfeilerreihen keines sehen kann, wiewohl es so viele und so hohe Fenster am Gebäude gibt, daß dasselbe nur ihretwegen aufgeführt scheint. „Pah," sagte der Teufel und lachte weidlich, „ein Tempel ohne Fenster! Das ist ja kein Tempel, das ist wohl nichts anders, als ein Bierkeller, den sich die Münchner bauen wollten und den wir weislich stehen lassen wollen." Und er verschwand und ließ den Wind lange auf sich warten. Der Wind wartete sehr lange, denn er wartet noch bis zu dieser Stunde, und daher kommt es, daß um die Frauenkirche beständig der Wind geht. Man würde ihn aber vertreiben, wenn man seine Schlupfwinkel um dieselbe zerstörte, indem man die häßlichen Häuser und Häuschen, welche sich fast bis in die Kirche hineindrängen, niederrisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Juni 1833.

O Thierli; wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol der, wonis alli nährt.

Hebel.

Die Tarantel.

Die Tarantel ist bekanntlich eine große Spinne, welche daher ihren Namen hat, daß man sie früher in der Nähe von Tarent am häufigsten beobachtet haben mag; sie kommt aber im ganzen südlichen Europa vor. Eben so bekannt ist es, welch fabelhafte Krankheiten ihrem Biß zugeschrieben wurden, die durch Musik und Tanz geheilt werden sollten. Aber die Notizen eines in Spanien reisenden Naturforschers über ihre Lebensweise, namentlich ihre Bauten, möchten nicht uninteressant seyn.

Die Tarantel hält sich am liebsten an offenen, trockenen, ungebauten, der Sonne ausgesezten Stellen auf. Wenigstens im erwachsenen Zustande lebt sie in einem unterirdischen Raume, einem wahren Bau, den sie sich gräbt. Diese Bauwerke des Thiers sind bisher von den Forschern meistens sehr unvollständig und unrichtig beschrieben worden. Der cylindrische, oft einen Zoll im Durchmesser haltende Gang erstreckt sich über einen Fuß tief in den Boden, ist aber nicht, wie Viele behauptet haben, durchaus senkrecht. Der Bewohner des Baus gibt sich zugleich als gewandten Jäger und geschickten Baumeister zu erkennen. Er hatte nicht nur in der Tiefe einen Versteck anzulegen, wo er sich den Verfolgungen seiner Feinde entziehen konnte, es sollte zugleich eine Warte werden, wo er auf seine Beute lauern und blitzschnell auf sie losfahren konnte. Die Tarantel hat für Alles gesorgt: das Loch geht allerdings Anfangs gerade abwärts, aber vier, fünf Zoll unter der Oberfläche biegt sich der Gang rasch um und läuft eine kleine Strecke horizontal fort, worauf er wieder die senkrechte Richtung abwärts verfolgt. Am Anfang dieser Biegung sizt die wachsame Spinne auf der Lauer und läßt ihre Hausthüre nicht einen Moment aus dem Auge. Hier sah ich, als ich die sogleich zu beschreibende Jagd auf diese Thiere anstellte, ihre Augen gleich Diamanten funkeln und wie Kazenaugen im Finstern leuchten. Ueber der obern Mündung des Baus findet sich in der Regel eine Röhre aufgesezt, welche durchaus das Werk der Tarantel ist und deren kein Beobachter Erwähnung thut. Diese Röhre, ein wahres architektonisches Werk, erhebt sich gegen einen Zoll über die Fläche des Bodens umher und hat nicht selten zwei Zoll im Durchmesser, ist also weiter als der Gang selbst. Lezterer Umstand scheint von der Spinne darauf berechnet, daß im Moment, wo sie ihre Beute fassen will, ihre Krallen gehörigen Spielraum haben. Diese Röhre besteht hauptsächlich aus trocknen, mit etwas Lehm verbundenen und so kunstreich über einander gelegten Holzstückchen, daß sie ein aufrecht stehendes Gerüste bilden, das im Innern einen hohlen Cylinder vorstellt. Vorzügliche Festigkeit erhält dieses Vorwerk dadurch, daß es innen mit dem eigenen

Gespinst des Thiers bekleidet ist. Dieses Gewebe sezt sich durch den ganzen Bau fort und schüzt den Laufgraben trefflich vor dem Einsturze, hält ihn rein und erleichtert der Spinne das Erklimmen ihrer Feste.

Ich habe oben zu verstehen gegeben, daß diese Bastion am Bau nicht beständig vorkommt. Häufig habe ich Tarantellöcher beobachtet, wo sich keine Spur davon fand, sey es nun, daß sie zufällig von den Elementen zerstört wurde, sey es, daß die Spinne die Baumaterialien nicht überall findet, möglich sogar, daß sich der Bausinn im Thiere erst dann vollständig entwickelt, wenn es physisch und intellektuell zur vollen Reife gelangt ist. In den meisten Fällen habe ich aber dieses Vorwerk beobachtet, mit dem das Thier mehr als Einen Zweck erreicht: einmal sichert es dadurch seine Höhle vor Ueberschwemmung und dagegen, daß fremde, vom Wind getriebene Körper hineinfallen und am Ende das Loch verstopfen; es dient ihm aber auch gleichsam zu einer Falle für sein Wild, indem es einen Vorsprung bildet, der die Mücken und andere Insekten einladet, sich darauf zu setzen. Indessen auch abgesehen davon, sind die Listen dieses gewandten, unermüdlichen Jägers und Räubers unerschöpflich.

Wir geben jezt eine kurze Beschreibung der wirklich unterhaltenden Jagd auf die Tarantel. Die beste Jahrszeit dazu sind die Monate Mai und Juni. Als ich zum erstenmal die unterirdischen Behausungen der Spinne entdeckte und mich überzeugte, daß sie bewohnt seyen, weil ich das Thier im ersten obersten Stockwerke seiner Behausung lauern sah, hielt ich es, um desselben habhaft zu werden, für das Beste, ihm geradezu auf den Leib zu gehen und es aufs Aeußerste zu verfolgen. Stundenlang grub ich mit einem Messer, um das Thier in seiner Höhle zu fangen; ich wühlte den Boden einen Fuß tief und zwei in der Breite auf, ohne die Tarantel zu bekommen. Ich wiederholte den Versuch bei andern Löchern, aber immer ohne Erfolg. Ich hätte Haken und Spaten haben müssen, befand mich aber zu weit von Menschenwohnungen und noch dazu in Spanien. Ich mußte demnach meinen Angriffsplan ändern und nahm meine Zuflucht zur List. Ich bewegte einen Grashalm mit einer kleinen Aehre vorne an der Mündung des Baus hin und her; bald sah ich, daß die Spinne dadurch aufmerksam und lüstern wurde; sie näherte sich gemessenen Schrittes der Aehre, ich zog dieselbe sachte zurück, häufig machte sie dann plözlich einen Saz aus ihrem Versteck heraus, und ich verstopfte im selben Augenblicke das Loch und schnitt ihr den Rückzug ab. Dann zeigte sich die Tarantel jedesmal sehr bestürzt, ihre Versuche, mir zu entkommen, waren sehr linkisch, und ich manövrirte sie endlich in eine Papierdüte hinein. Manchmal merkte sie die List oder war wohl auch nicht hungrig; dann blieb sie unbeweglich an ihrer Thüre sitzen, und über ihrer Geduld ging mir die meinige aus. In diesem Fall brauchte ich folgende Taktik: ich überzeugte mich von der Richtung des Höhlengangs und stieß dann ein Messer mit Gewalt schief in den Boden, so daß ich dem Thier dadurch den Rückzug abschnitt; selten mißlang mir dieß. Auf diese Weise fing ich zuweilen fünfzehn Taranteln in einer Stunde. Baglivi erzählt, die Bauern in manchen Gegenden Italiens ahmen, um die Tarantel zu fangen, vor ihrem Bau mittelst eines Haferrohes das Summen einer Fliege nach.

So häßlich, ja wild die Tarantel beim ersten Anblick erscheint, besonders wenn man sich vor ihrem Stich fürchtet, so leicht ist sie zu zähmen, und ich selbst habe eine gegen ein halbes Jahr lang lebendig erhalten. Sie gewöhnte sich sehr bald an ihren Glaskerker und nahm mir nach kurzer Zeit die Fliegen ab, die ich ihr reichte. Sie saugte dieselben nicht, wie die andern Spinnen, blos am Kopfe aus, sondern verschlang sie ganz und warf nachher nur die zerbröfelten harten Theile wieder aus. Nach dem Fressen puzte sie sich gewöhnlich, d. h. sie bürstete mit den vordern Füßen ihre Fühlfäden und Kiefer ab und blieb dann eine Zeitlang unbeweglich sitzen. Mehrere kleine Reisen, die ich damals unternahm, gaben mir Gelegenheit zu der Beobachtung, daß das Thier neun Tage und wohl noch länger fasten kann.

Zum Schluß beschreibe ich noch einen Zweikampf zwischen zwei Taranteln. Ich sezte zwei erwachsene kräftige Männchen in ein weites Glasgefäß. Nachdem sie mehrmals, einen Ausgang suchend, im Ring herumgerannt waren, nahmen sie, wie auf ein gegebenes Zeichen, eine kriegerische Stellung an. Zu meiner Verwunderung sah ich, wie sie sich gravitätisch auf ihre Hinterbeine stellten und so einander ihre Brustschilde zukehrten. Nachdem sie sich so gegenseitig zwei Minuten beobachtet und ohne Zweifel drohende Blicke, die den meinigen entgingen, gewechselt hatten, stürzten sie zugleich gegen einander, umkrallten sich mit ihren Beinen und suchten sich mit den Haken ihrer Kinnladen zu treffen. Da trat, sey es nun, weil sie erschöpft waren oder weil es so Kampfsitte bei ihnen ist, ein Waffenstillstand ein, die Kämpfer ließen ab und entfernten sich etwas von einander. Es fiel mir dabei ein, daß auch bei den sonderbaren Kämpfen der Katzen dergleichen Ruhepunkte eintreten; aber nicht lange, so stürzten die Taranteln noch wüthender als zuvor auf einander los; nachdem der Sieg lange geschwankt, erhielt endlich die eine einen tödtlichen Streich auf den Kopf, stürzte und wurde sofort vom Sieger aufgefressen. Schon Baglivi gedenkt dieser Arachnomachie; er beschreibt sie zwar nicht näher und sagt nur: wenn zwei Taranteln eingesperrt werden, bringe die eine die andere um und verzehre sie; dieß reicht aber hin, meine Beobachtung zu bestätigen.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Der Mittag war herangekommen, die Sonne brannte ungewöhnlich schwül auf die Sommerlandschaft nieder. In der ganzen Umgegend des Landsitzes herrschte eine tiefe Stille, und man vernahm keinen Laut von den Hochzeitgästen drinnen. Von der Landstraße her kam ein Mann in eilendem Lauf herangeschritten, dessen Aeußeres einen auffallenden Anblick darbot. Eine große hagere Greisengestalt, in einen zerlumpten grauen Rock gekleidet, ohne Kopfbedeckung, das flatternde gebleichte Haar frei den Lüften zum Spiel überlassend, glich er in der scheuen Hast seiner Bewegungen, mit der er sich näherte, einem unglücklichen Flüchtling, den sein Schicksal unstät ins Weite getrieben. Vor dem Landhause des Herrn von Waldensee, das einsam und abgesondert von dem übrigen entfernteren Theile des Dörfchens lag, hielt er wie erschöpft still, als überlege er, ob er einen Ruh- und Zufluchtsort hier suchen und finden dürfe. Seine Kräfte schienen ihm den Dienst zu versagen, er wankte und lehnte sich einen Augenblick an die Hausthür, um sich von der Ermattung, die ihn sichtlich befiel, zu erholen. Er seufzte schwer, und über sein von langem Unglück durchfurchtes Antlitz schlich in plötzlicher Erblassung die Anwandlung einer Ohnmacht. Von starker Natur, schien er jedoch wieder zu sich selbst zu kommen und seines Zustandes mächtig zu werden. „Habe ich nicht Ursache, mich zu freuen?“ sagte er leise vor sich hin. „Ich bin meinem Kerker entronnen, mag es auch mit mir stehen, wie es will. Ich athme wieder frei, die göttliche Freiheit trägt mich wieder durch Feld und Thal, durch Stadt und Dorf, ich kann mich berauschen im Duft der Wälder, ich kann jauchzen mit den Vögeln in den Lüften. Nur eines trübt die Wonne, frei zu seyn, und quält mich flüchtigen Sohn des Unglücks unabweislich; — dieß ist der fürchterliche Hunger.“

Er sah sich spähend nach allen Seiten um und öffnete endlich zögernd die Hausthür. Niemand ließ sich blicken noch hören, das ganze Haus stand wie verödet. Er schritt schüchtern weiter über den Flur, hoffend, daß ihm Jemand begegnen werde, den er um eine milde Gabe, um Erquickung in seiner Noth ansprechen könne. „So weit hat mich mein Schicksal niedergedrückt, daß ich zum Bettler geworden bin!“ stöhnte er in sich hinein; „aber ich bin frei!“ Er wagte es endlich, an eine Thür zu klopfen, und da Niemand ihm antwortete, dieselbe zu öffnen. Er trat in ein kleines Vorzimmer, das durch eine Glasthür zu einem anstoßenden Gemach führte, in welchem er eine junge Dame, mit Lesen beschäftigt, erblickte. Ueberrascht, wie es schien, blieb er stehen und zauderte noch, seine Anwesenheit zu verrathen. Das lesende Mädchen hatte ihn indeß nicht wahrgenommen; den schönen Kopf auf den Arm gestützt, war sie in das Buch, das vor ihr lag, wunderbar vertieft, und in ihren ernsten Gesichtszügen malte sich wehmüthige Andacht. Es wogte ihr der jugendliche Busen in schnellen, lebhaften Schlägen auf und nieder; sie weinte, sie faltete ihre Hände über dem Buche zusammen und preßte, sich niederbeugend, die Stirne schmerzlich darauf. Jetzt stand sie auf und verließ durch eine gegenüberstehende Thür das Zimmer.

Ihr hätte der Flüchtling gern alle seine Bedrängnisse gestanden und Hülfe und Theilnahme von ihr begehrt. Ihre Erscheinung zog ihn zutrauensvoll an, er wollte ihr nachgehen und trat, muthiger geworden, in das Zimmer, das sie eben verlassen hatte. Das Buch, in dem sie gelesen, lag noch aufgeschlagen auf dem Tisch. Er blickte rasch hin: es war die Bibel. „Ach! treffe ich dich hier, Freund in der Noth, Stern in der Nacht, Stimme der ewigen Hoffnung!“ rief der unglückliche Mann bewegt und hob das heilige Buch empor, das prächtig in schwarzen Sammt eingebunden war. „Du gemahnst mich, wie eine alte Liebe den Treulosen, der wild und wüst abgeirrt war in alle Labyrinthe des Lebens. Mich ergreift wieder einmal eine unbezwingliche Sehnsucht nach dir und dem Gott in dir. Sonst war es mein Beruf, aus dir das Heil zu verkündigen, aber dein Wort verklang in der glühenden Wüste meines leidenschaftlichen Herzens. Ja, mein Herz ist zur Wüste geworden!“ Er schlug zitternd einige Blätter um, sein Auge blieb betroffen auf einer Stelle haften. Er las mit gebrochener Stimme: „Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste!“ — „Ist es möglich?“ rief der Erschütterte aus. „Will dein Wort mich wieder suchen? Will es in dem Augenblick, wo ich die Wüstenei meines eigenen Herzens empfinde, an die Stimme des Predigers in der Wüste, welcher der Verkündiger des Heilandes war, mich mahnen? Ja, des Herrn Predigt thut Wunder in der Wüste der Herzen, und kann wohl auch das meinige, so alt und öde es ist, wieder befruchten und aufblühen lassen im Frühling seiner Liebe. Ja, nur einen Thautropfen der Liebe in mein ödes Herz, und neue, bessere Keime wird es wieder treiben! Ich trat wie ein armer Bettler in dieß Haus, um irdische Speise zu suchen, und der Reiche oben im Himmel bietet mir hier von seiner Speise dar. Sie soll mich sättigen und erquicken, sie soll mein Almosen seyn, an dem ich zehre.“

Er nahm die Bibel, ohne in seiner Aufregung zu bedenken, daß sie ihm nicht gehöre, und verließ damit das Zimmer. Draußen angekommen, lenkte er seine wankenden Schritte den Gebüschen zu, welche in einiger Entfernung das Landhaus umgaben. Hier streckte er sich hinter einem

Hollunderstrauch ins Gras nieder, schlug getröstet lächelnd die Bibel auf und las das Evangelium des heiligen Johannes, aus dem jene Stelle unwiderstehlich in seine Seele gedrungen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Die Anbetung von Cornelius.

Seitdem ich die Frauenkirche in ihrem Triumphe gesehen habe, mache ich allerhand Wünsche für sie. Es war in jener heiligen Zeit, wo der Hahn, bei dessen Morgengruß jeder schweifende und irrende Geist in sein Revier entfleucht, die ganze Nacht durch, damit kein Geist umhergehe, singt und wo nur der dumme Wind noch auf den Teufel wartet. Auf dem Dultplatze waren Buden aufgeschlagen und eine Dult (Markt) wurde gehalten, aber winterlich stille, wie es die Jahrszeit mit sich brachte. Keine schwebenden Seiltänzer, keine fliegenden Kunstreiter, keine Savoyarden mit nach der Vielle tanzenden Affen und Hunden, keine Parmesaner mit Bären, Affen und andern seltsamen Thieren waren gekommen, keine Spielleute aus Tyrol, keine herumziehenden Hanswurste und Pulcinelle, keine kreischenden Bänkelsänger. Freudenvoll, aber nicht lärmend sollte die Zeit seyn, und Jedermann nur stille sich freuen im Herzen. Die Buden standen in einem Walde von buntgeschmückten, flimmernden Christbäumchen. Die Christnacht kam und da stand die Frauenkirche, von außen angesehen, in ihrem Triumphe. Sie schien vielmehr zu schweben, so leicht, so wunderbar luftig erschien sie im sanften Mondlichte, als wären ihre Wände nicht mehr von Stein, als wären sie blos mysteriöse Schatten neben ihren hohen Fenstern. Die Fenster standen in Gluth und ihre farbigen Bilder waren wie belebt, wie heilige Geschöpfe aus der Geisterwelt. Die Thürme verloren sich in wundersam beleuchteten Dünsten, und es war mir, als seyen sie luftige Mastbäume, umschwebt von geisterhaften Segeln, als sey das ganze Gebäude ein magisches Schiff, das sich aus den Lüften niedergelassen mit dem Christkinde, und das Gewölbe dröhnte vom Sange der Priester und von den flötenden Orgeln, und aus allen Gegenden der Stadt strömte das Volk herbei, das Kind Gottes zu grüßen und anzubeten.

Dieß bringt mich auf den diesen Winter von Cornelius gemalten Karton zur Anbetung, die er in der neuen, noch nicht vollendeten Ludwigskirche a fresco malen soll. Ich sage einige Worte über die einzelnen Gestalten und Gruppen dieses erhabenen Kunstwerkes. Gott Vater ist wahrhaft außerordentlich, und meines Wissens noch von keinem Künstler so aufgefaßt und dargestellt worden. Er ist der ewige, allmächtige Gott, aber Jehovah, der Furchtbare, der Leichterzürnte, der Gesetzgeber, der nur die Massen beachtet, der Richter, der nicht auf die einzelnen Theile schaut, wenn er die Massen belohnen oder bestrafen will. Man sieht bei seinem Anblick, daß er zu hoch über den Menschen steht, daß er aus sich selbst heraustritt, wenn er sich zu denselben herabläßt, daß er Mensch werden mußte, um nicht so gerecht, um minder streng zu seyn, um menschlich zu fühlen, und daß nur dieses sein anderes Ich, welches wir Sohn Gottes nennen, das Werk der Versöhnung mit Milde und Langmuth vollbringen, daß nur dieser Sohn Gottes der Erwecker der Todten seyn kann und der Richter der Auferstandenen seyn muß, wenn wir hoffen wollen, in das Himmelreich einzugehen. Der heilige Geist schwebt auch hier in Gestalt einer Taube; ihn ebenfalls als einen Greis abzubilden, wie mehrere Künstler gethan, kommt mir eben so ungereimt, als störend vor. Christus, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, ist hier nicht das Lamm Gottes, oder ein göttlich strahlendes Wunderkind, das nach den Geschenken der Magier wie nach Spielsachen greift. Er hat vom Kinde nichts als die Gestalt, er hat seine Windeln abgestreift und thront auf dem Schooße Maria's, vollkommen seiner Gottheit und seines Berufes bewußt, und erinnert an den Spruch des Evangelisten: „Ihn ehrt Gott, von Menschen nimmt Er nicht Ehre. Ehe Abraham war, war Er.“ (Joh. 8. 54. 58.) Die heilige Maria scheint nicht sowohl eine menschliche Jungfrau, als eine göttliche Frau, als die Mutter des menschgewordenen Gottes. Reinheit, Zärtlichkeit, Sanftmuth sezt man an ihr schon voraus; was aber in ihr vorherrscht, das ist das Erhabene der zur Himmelskönigin erhobenen Sterblichen. Die Engel, gestaltet und gekleidet gleich denen von Filippo Memmi, bilden dem Gott Vater eine wunderschöne Glorie, und bei ihnen kann man sehen, wie trefflich Cornelius einen gegebenen Raum auszufüllen, wie er mit wenigen Figuren die Idee von einer unzählbaren Menge zu geben weiß. Tausendmal Tausend, heißt es im Daniel, dienten ihm, und zehnhundertmal Tausend standen vor ihm. Wer die Engel in der Anbetung von Cornelius sieht, dem fällt nicht ein, sie zu zählen, womit er übrigens bald fertig seyn würde, sondern er stellt sich diese tausendmal Tausende vor. Dasselbe läßt sich vom Gefolge oder dem Trosse der Magier sagen, welcher bewaffnet hinter einem Hügel hervor mit Kameelen und Rossen rc. heranzieht. Die Magier selbst haben keine Kronen, sondern Diademe auf; der aber unter ihnen, welcher zuerst vor dem neugebornen Weltenkönige niederkniet, legt ihm statt des Goldes eine goldene Krone zu Füßen. Es ist kein Mohr darunter; warum nicht, will mir nicht recht einleuchten. Der Evangelist wußte selbst nicht, woher eigentlich die Magier kamen, und sagt schlechthin: aus dem Morgenlande. Bei dieser Ungewißheit der Herkunft hätte sich Cornelius immer eine poetische Lizenz erlauben und einen Mohren machen können, um so mehr, als dieß schon gäng und gäbe und charakteristisch ist. Die Hirten, oder das arme Volk, können, als Gruppe betrachtet, zu dem Schönsten gezählt werden, was man noch dieser Art gesehen hat. Unter ihnen spielen einige auf dem Dudelsack und der Flöte, und es ist rührend anzusehen, wie diese armen Leute glauben, daß mitten unter dem Sange und dem Harfenspiele der Engelchöre der Heiland noch ihren Pfeifen und Dudelsäcken ein wohlgefälliges Ohr leihen werde. Der Stall endlich; er steht, zwei Stufen hoch, in der Mitte und besteht aus vier Pfählen oder Säulen mit einem Dache darüber. Das Oechslein und das Eselein sind natürlich auch darinnen zu sehen, sonst wäre es ja kein Stall. Ich habe den Karton von Cornelius nicht beschreiben wollen; ich wollte nur auf das Neue der Auffassung darin aufmerksam machen. Die Anbetung ist schon zu tausendmalen von Künstlern dargestellt worden; allein entweder glich sie einer abentheuerlichen Zigeunerscene in einem Stalle, oder einem einfachen und einseitigen Bilde, das man nach einer zarten, sinnigen Legende gemacht hatte. Cornelius aber ist der erste, welcher ihr volle Bedeutung verlieh und sie in Einklang brachte mit der Größe des unter den Menschen erschienenen Gottes. Cornelius wird hierin viele Nachahmer haben, denn sein Bild wird fortan für dergleichen zur Norm dienen; allein er wird von Niemanden in dem Reichthume, der Harmonie und der schwellenden Rundung des Gusses seiner Komposition leicht erreicht werden, wenn er auch in einzelnen Theilen derselben, in Kleinigkeiten, von Manchem übertroffen werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Juni 1833.

Der Funke der Liebe verlischt nie, weder unter tausend Thränen, noch unter dem Schnee des Alters, noch unter der Asche des Geliebten. Er verlischt nie, und wenn es keine ewige Liebe gibt, so gibt es gar keine.

Jean Paul.

Eines Lebens Entfaltung.

Es hat einst eine Zeit gegeben,
  Da ich allein in meiner Brust
Geführt ein Eremitenleben,
  Verträumt den Schmerz, verträumt die Lust;
Und dieser Träume Spukgestalten
  Hab' ich geliebt vor Allem heiß,
Und um sie ewig festzuhalten,
  Gebannt in des Gedichtes Kreis.

Und als ich derzeit krank gelegen,
  Und dringend winken sah den Tod,
Da konnte mir das Herz bewegen
  In weiter Welt nur Eine Noth:
Daß mir mein allzufrühes Scheiden
  Selbst Tassos schmerzlich Glück geraubt,
Zu kaufen für des Lebens Leiden
  Den Kranz um das entschlaf'ne Haupt.

Darauf ist eine Zeit gekommen,
  Da ich hinausschritt in die Welt;
Die Nebel waren still verschwommen,
  Der Busen weit und aufgehellt;
In ebner Ruh wollt' ich genießen,
  Was vielbewegt das Leben beut,
Und fühlte kaum den Samen sprießen,
  Den es in jede Seele streut;

Bis zweier Augen schwarze Sonnen
  Gereift den Baum der Leidenschaft,
Daß er das theure Bild umsponnen
  Mit wilden Ranken, fieberhaft:
Doch der zu üppig ausgeschlagen,
  War im Erblüh'n dem Tode nah,
Und statt die goldne Frucht zu tragen,
  Stand er verwelkt und öde da.

Als drauf verwaist mein Herz gelegen,
  Wie dürres, brach es Haideland,
Auf dem nicht Sonnenschein, noch Regen
  Den Keim, den er befruchte, fand,
Da hat ein Freund mir neuen Samen
  Bedächtig in den Grund gelegt,
Und selbst die Pflanzen, die da kamen,
  Mit treubesorgter Hand gepflegt.

Die stiegen auf zu andern Bäumen,
  Zum Früchtewald voll Saft und Kraft: —
O, hätte Gott aus diesen Räumen
  Den Gärtner nicht so schnell entrafft!
Das hat des Waldes Mark empfunden,
  Im Schmerz ist abgelebt das Laub,
Und manche Frucht ward hohl gefunden,
  Des gier'gen Kummerwurmes Raub.

Und wenn ich tief jezt in mich schaue,
Mein' ich des Winters Bild zu sehn,
Wie über eine schnee'ge Aue
Die hohlen Stürme pfeifend wehn:
Ich kann nicht sehn, woher sie kommen,
Ich kann nicht sehn, wohin sie ziehn;
Sie haben Gluthen fortgenommen,
Doch schärfer brennt des Frostes Glühn.

Begraben schlummert unter'm Eise,
Was einst der Frühling mir gebracht,
Die Bilderpracht, die Sangesweise
Verbleicht, verstummt in tiefer Nacht; —
Des Sommers heiße Liebesflamme
Glänzt kalt, wie fernes Nordlicht, jezt;
Des Freundes Leiche lehnt am Stamme,
Deß Frucht im Herbste mich gelezt.

„Doch klage nicht! was hilft das Klagen?
Schließ tief den Rest im Busen ein,
Den du vom Einst davongetragen,
Reliquien im Heil'genschrein;
Wenn du dich dann in stillen Stunden
In ihrem Anschau'n fromm versenkst,
Hast du die Wunderkraft empfunden,
Eh' du an Wunder glaubst und denkst.

„Und warum Wunder denn verneinen?
Vergissest du Judäa ganz,
Wo man in tiefer Nacht erscheinen
Den Stern sah und der Engel Glanz?
Damals war auch die Welt erfroren,
Die Form erstarrt, der Geist zerspellt,
Und doch hat jener Frost geboren
Christus, die Blüthenpracht der Welt!"

Mein Freund! mein Freund! der so gesprochen,
Das war nicht ich, das warest du,
Der noch einmal das Schloß gebrochen,
Das mir der Zukunft Thor schloß zu.
In ihrer Ferne seh' ich leuchten
Als Schutzgeist deiner Seele Schein; —
Und wie das Auge Thränen feuchten,
Ziehn auch die alten Träume ein.

Und selig grüß' ich altes Lieben,
Deß Gluth sich wunderbar gemehrt,
Dieweil sie tief versteckt geblieben,
Wie Kohlen in des Meilers Herd:
Die Flamme will jezt Alles fassen,
Was Erd' und Himmel in sich birgt;
So will ich sie denn walten lassen,
Bis löschend sie der Tod erwürgt!

Johannes Fallati.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit saß Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in dem großem Gesellschaftssaal allein. Die alten Herrn unterhielten sich mit ihrem Lieblingsspiel, einer Partie Schach. Die Hochzeitgäste waren, nach jener unglücklichen Wendung der Verhältnisse, bereits sämmtlich wieder in die Stadt zurückgefahren. „Du spielst heut entsetzlich schlecht!" sagte der Major verdrießlich. „Keine Freude so, mit Dir zu spielen. Ich bitte Dich, wo hast Du Deinen Kopf? Hättest Du Deine Figuren nur mit etwas mehr militärischer Promptitüde ins Feld geführt, Du würdest mir längst haben Schach bieten können." — „Ich bin heut zu schachmatt dazu, Bruder!" entgegnete der Andere, indem er sich eben mit seinem lezten bewegbaren Springer festrannte. „Ich bin dumm, völlig dumm, weil ich noch nicht habe daraus klug werden können, was die Capricen unsrer beiden Brautleute zu bedeuten haben sollen. Siehst Du, Bruder, das geht mir mehr im Kopf herum, als Dir, wie es scheint, weil Du vor lauter militärischer Promptitüde noch nicht zum Mitleiden mit den jungen Leuten gelangt bist. Mir thun sie leid, und ich muß wissen, wie ihnen noch zu helfen ist. Obwohl ich nichts als ein bloßer Gutsbesitzer bin, will ich doch alle meine Kräfte aufbieten, um das wetterwendische Volk wieder mit einander zu versöhnen. Ich weiß, sie haben sich in der Stille noch immer eben so lieb, wie seit Jahren; Sie müssen sich auch noch besitzen. Ich will ihnen zum Besitz verhelfen, so wahr ich selbst von Gottes Gnaden bloßer Besitzer bin! Sie sollen von Hymens Gnaden Besitzer ihrer beiderseitigen werthen Personen werden." — „Schach der Königin!" rief der Major. „Laß das junge Volk laufen mit seinen vermaledeiten Grillen. Sey beim Spiel! nimm Deine Königin in Acht!"

Herr von Waldensee deckte sich, so gut er konnte. Dann fuhr er, während der Andere über seinen Gegenzug nachdachte, zu sprechen fort: „Der närrische Kerl, der Richard, hat der schönen Wilhelmine auch Schach geboten. Ich hätte das nie gedacht; ich glaubte immer, der Junge würde bei seinem sanguinischen Temperament sich als den nachgiebigen Theil beweisen. Aber ich muß Alles wissen, sie sollen mir Beide beichten. Darum habe ich die jungen Leute um diese Stunde mit einander herbestellt; wir wollen uns hier zu einem Kriegsgericht über sie konstituiren und unser Brautpaar in den Belagerungszustand erklären. Wir wollen auf dem strengen Wege Rechtens Jeden verhören, was er gegen den Andern hat; sie sollen es sich ins Gesicht sagen, das hilft, meiner Treu! Ein ausgesprochener Haß verdünnt sich bei guten Menschen am Ende zu

einer Nadelspitze, womit sie sich nur noch schäkernd in die Finger stechen. Aber mach' doch kein so böses Gesicht, Bruder Major! Unsere Parthie Schach spielen wir darum immer weiter, und ich werde gleich anfangen, mich höllisch gegen Dich zur Wehr zu setzen."

In diesem Augenblick ließ sich im Nebenzimmer eine Geige vernehmen, die in schrillenden Tönen, wie sie ein altes Instrument von sich zu geben pflegt, einen beliebten neumodischen Walzer spielte. Die beiden Alten horchten verwundert auf. Die Musik schwieg wieder, die Thür öffnete sich und Richard trat lachend und grüßend zu seinen Oheimen in den Saal. „Warst Du der lustige Musikant?" fragte ihn Herr von Waldensee. „Gottloser, ich dachte, Du würdest mit Trauerkantaten angeseufzt kommen zu dieser ernsten Stunde." — „Ich fand Deine alte halbzerrissene Geige drinnen an der Wand, Onkel," sagte Richard. „Da fiel mir ein, daß ich heut einmal zum bösen Spiel gute Miene machen müsse, und nahm das Ding herunter, um mir in meinem verunglückten Bräutigamszustande etwas Lustiges aufzuspielen. So machte ich denn eigentlich nicht sowohl zum bösen Spiel gute Miene, als vielmehr zur bösen Mine gutes Spiel. Und wo ist denn unsre Wilhelmine, unsre gute Mine, die mir so böse mitgespielt hat? Ich glaubte sie schon hier, und war auf die böse Miene gefaßt, mit der ihre Anklage gegen mich vorgebracht werden würde. Warum zögert sie so, auf den von Onkel Waldensee anberaumten Termin hier zu erscheinen? Bereitet sie sich vielleicht erst noch durch ihre Morgen-, Mittags- und Abendlektüre in der Bibel dazu vor, um mir dann mit rechter Salbung die Fehler, wegen deren sie mich haßt, zu Gemüthe führen zu können? Nun wohl, ich mache, wie gesagt, zum bösen Spiel gute Miene, und zur bösen Mine ein möglichst gutes Spiel." Jetzt wurde die Saalthür leise aufgemacht, Wilhelmine trat zögernd und mit zur Erde gesenkten Blicken ein. Sie hatte den Brautkranz aus dem Haar gethan und allen glänzenden Schmuck abgelegt, den die beabsichtigte Festlichkeit des Tages ihr aufgedrungen hatte. In ihrer vereinfachten Erscheinung hatte die geistig zarte Gestalt etwas Rührendes gewonnen, das durch ihr jetziges, verschämtes Auftreten sich noch mehr erhöhte. „Schach der Königin!" rief der Major, ohne auf die Angekommene zu achten, seinem Mitspieler von Neuem zu. „Du kannst Deine Königin nicht mehr retten!" — „Meine Königin ist gestürzt!" klagte der Andere in seiner komischen Weise, warf die Figuren über den Haufen und sprang auf, indem er sich Wilhelminen mit galanten Kratzfüßen näherte und sie bewillkommte. „Meine Königin ist gestürzt!" sagt er zu dem ernsten schweigenden Mädchen verbindlich. „Aber Sie, noch vor Kurzem die Herzenskönigin des Tages, strahlen uns zum Trost, und ich bin der Meinung, Ihre Sache, deren Anwalt Sie selbst jetzt sein sollen, steht so gut, daß es nur eines Wortes von Ihren Lippen bedarf, um sich aus dem Schach zu ziehen und uns Alle." Sie stand sinnend da, sie erröthete in tiefdunkeln Farben. Jetzt schien sie sich zu fassen und sprechen zu wollen. Doch zuvor wandte sie ihr Auge noch einmal scharf und prüfend im Kreise umher, ihre Blicke suchten den Jüngling. Richard hatte sich in den Hintergrund des Saals zurückgezogen und stand dort, mit dem Rücken an ein Fenster gelehnt, indem er mit spöttischem Lächeln vor sich hinschaute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Die Feuerwerke im Mausoleum Augusts.

Der Sommer ist in Rom in jeder Hinsicht die todte Jahrszeit. Die hiesigen Einwohner wissen sich freilich darein zu schicken: sie theilen nämlich den Tag in drei Theile ein, verschlafen den einen, geben den zweiten müßig und arbeiten im dritten wenig. Aber die Fremden, besonders die Deutschen, welchen diese römischen Künste nicht geläufig sind, langweilen sich über die Maßen; denn die erschreckliche Hitze macht ihnen sowohl die Natur, als die Kunst unzugänglich. Und wo Abends hin? Will man auf den Pincio gehen, so stoßen die Römer einen Schrei des Entsetzens aus und beschwören einen, an die aria cattiva zu denken. Aber auf dem Treviplatze kann man doch, von der Frische der einzig schönen Fontaine angeweht, ein Stündchen im Kühlen zubringen? Um Gotteswillen, heißt es da, wollen Sie sich an dem feuchten Orte das dreitägige Fieber holen? So bleibt nichts übrig, als links, außerhalb des Volksthors, am Ufer der Tiber bis zur Mollebrücke einen Spaziergang zu machen. Da erbleichen die Gesichter gar vor Entsetzen; „wie," schreit einem dieser oder jener römische Freund entgegen, „soll Ihnen der verpestete Brodem, den der von der glühenden Sonne zum Sieden gebrachte Fluß Abends, nach Untergang derselben, ausdünstet, auf der Stelle den Tod zuziehen?" — „Aber wohin denn Abends?" — „Auf den Corso, um die schöne Welt zu sehen." — „Und um sich rädern zu lassen, oder die Beine, oder den Hals zu brechen, nicht wahr?" — „Oibò! Man muß die Sachen nehmen, wie sie sind. Wir haben freilich keinen Prater, keine elysäischen Felder, keinen Hyde-Park, nicht einmal den großen Teich zu Altenburg; aber der Corso ersezt uns das Alles. Die Straße ist freilich finster, aber daher eben so vortheilhaft für die verblühten Gesichter, die incognito fahren, als für die blühenden, welche sich trotz dem bemerkbar machen können; sie ist schmal, aber um so geschickter, bei'm Stocken der Wagen den Geliebten außen und die Geliebte drinnen in Rapport zu bringen und einen Händedruck zu vermitteln; sie ist auch halsbrechend für die Fußgänger wegen der Ungleichheit und häufigen Einschnitte des erhöhten Trottoirs; aber was haben diese auf dem Corso zu suchen in den Stunden, wo die hohe, höchste und allerhöchste Noblesse daselbst spazieren fährt?" — So steht denn im Sommer, außer dem Spaziergange auf dem Corso und dem Theater, dem Fremden kein anderes Vergnügen zu Gebote, als Sonntag Abends die Feuerwerke im Grabmale des Augustus in der Via di Ripetta. Diese Unterhaltung ist unstreitig die angenehmste, welche man von dergleichen Spielerei erwarten kann.

In Innern des Grabmals, eines vollkommenen Zirkels, sind in die Mauern, welche bekanntlich bis zur Hälfte ihrer vormaligen Höhe noch aufrecht stehen, in der Mitte bedeckte Logen gebrochen; unten ist der Raum mit einer amphitheatralisch laufenden, vierfachen Reihe steinerner Sitze, oben aber mit einer offenen Gallerie versehen. Das ganze Gebäude, besonders die Logen, werden vortrefflich erleuchtet, so daß die Damen, welche hier im vollen Putze erscheinen, so deutlich wie bei'm Sonnenlichte gesehen werden können. Ein Theil des innern Raums ist, zum Behufe des Feuerwerks, mit einer Umzäunung versehen, außerhalb welcher das Publikum, das weder in den Logen, noch auf der Gallerie, oder auf den steinernen Bänken Platz nehmen will, spazieren gehen kann. Eine Stunde nach Untergang der Sonne (un' ora di notte) beginnen die beiden ziemlich stark besezten Orchester, von denen eines aus bloßer Harmonie besteht, abwechselnd die in Italien am meisten beliebten Opernstücke zu spielen. Die Exekution ist eben nicht brillant, läßt sich aber anhören und nimmt sich überhaupt in dem offenen Gebäude recht gut aus. Am meisten werden Rossinische Sachen gespielt. Während der Musik beschäftigt sich das Publikum auf verschiedene Weise; ein Theil, der kleinere, hört der Musik zu, ein anderer conversirt, ein dritter, die Damen, wirft sich in die Brust, denn dieß, und nicht kokettiren, ist die Passion eines römischen Frauenzimmers aus der höhern Klasse, ein vierter, die römischen und auswärtigen Petits-Maitres, tragen ihre Person zur Schau. Nach einem Stündchen schweigt die Musik, das Zeichen zum Anfang des Feuerwerks wird gegeben. Augenblicklich, denn die Römer sind große Liebhaber von dieser Belustigung, hört die Conversation, das Repräsentiren und die Selbstschaustellung auf. Die Herzhaftesten unter dem Publikum, welches im leeren Raume steht, besonders aber die Damen, pflanzen sich absichtlich auf den Fleck hin, wo das Feuerwerk beginnt, um sich das Ansehen von Unverbrennlichen zu geben und den Feuerregen in großen Güssen auf sich herabströmen zu lassen; die Zuschauer in den Logen und auf den Sitzen strecken die Hälse weit vor, um jedes Fünkchen recht einzunehmen. Das Blitzen und Donnern des Feuerwerks fährt nun ohne alle Unterbrechung fort, denn die Römer sind in diesem Punkte eben so heißhungrig, wie die Pariser. Diese gar zu übermäßige Eile, welche den Zuschauer zu keiner Reflexion, zu keiner Vergleichung, zu keinem Urtheile, also auch zu keinem Genusse kommen läßt, welche ihm überdem nebst dem ungeheuren Geräusche fast das Bewußtseyn raubt, ist die Schattenseite dieses so licht- und prachtvollen Schauspiels, welches nirgends, weder in der Masse, noch weniger in der erstaunlichen Menge, Verwickelung und Zusammensetzung der reizendsten Bilder und Figuren seines Gleichen haben dürfte. Außer der Eile, mit welcher das Feuerwerk abgebrannt wird, trägt noch der Rauch, dem keine Zeit gelassen wird, um aufsteigen und abziehen zu können, zur Verminderung des Vergnügens bei. Nichtsdestoweniger bleiben diese Feuerwerke unter allen Schauspielen, welche blos zu den Sinnen sprechen, das reizendste, welches man sich denken kann.

(Der Beschluß folgt.)

München, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Die Münchner Bälle.

Ich kehre nun wieder zu meiner Schilderung des hiesigen Winterlebens zurück. Der Karneval begann und glich sich so ziemlich von einem Ende zum andern. In den Gassen herrschte er nicht; da errieth man ihn blos, bei Tag an den Maskenbuden, bei Nacht an dem beständigen Gerassel der Berlinen und Fiaker und an dem Rauschen der Musik aus fast allen Häusern. Ueberall wurde getanzt, und man könnte sagen, nichts als getanzt, wenn nicht ebenfalls viel dabei gegessen und getrunken worden wäre. Die Münchnerinnen tanzen vortrefflich, namentlich die deutschen Tänze, und die Münchnerinnen sind schön. Sie haben im Durchschnitt dunkles, oft schwarzes Haar, liebenswürdige Augen, eine gesunde Farbe und ein lebensfrohes Aussehen. Die Münchner Fräulein sind liebenswürdig; man sagt, sie seyen auch gesprächig und redselig; aber den Fremden weihen sie nicht sobald in ihre Redseligkeit ein, selbst nicht beim Tanze, selbst nicht im Karneval. „Es ist zwar ungeschickt,“ sagte ein Fremder, der eben mit seiner Tänzerin nach einer Tour in dem großen Saale neben mich in den Kreis zu stehen kam, „es ist zwar ungeschickt, wenn man mit Ihnen tanzt, sich über die allzugroße Schnelligkeit des Taktes zu beklagen; aber scheint Ihnen nicht, mein Fräulein, daß man angenehmer für sich und für die Andern tanzen würde, wenn es langsamer ginge?“ Das Fräulein, noch mit dem Athem kämpfend, verzog den Mund, ich weiß nicht, ob um zu lächeln oder um zu sprechen. Der Fremde hatte Recht; man tanzt hier den Walzer wie toll, wie ausgelassen, so daß die Tänzer nicht zum Bewußtseyn des Vergnügens gelangen und die Zuschauer selten eine anmuthige Bewegung zu sehen bekommen. Daran mögen die hiesigen Spielleute am meisten schuld seyn. Sie spielen wohl größtentheils österreichische Walzer, aber nicht wie die österreichischen Musikanten. Diese fühlen, was sie vortragen; man sieht ihnen an Händen und Füßen, am ganzen Leibe an, daß sie den Bewegungen der Tänzer folgen, daß es ihnen däucht, als schweben sie selbst auf dem Tanzboden, und zwar so, wie es das Gefühl will, welches sich in den verschiedenen Phrasen ihrer Musik ausspricht. Die hiesigen aber sitzen da auf ihren Tribünen und kratzen und blasen in die Luft hinein, kümmern sich wenig um den Tanz und eilen drauf los, damit sie ja recht bald ans Ende kommen. „Es ist jammerschade,“ fuhr der Fremde fort, „daß diese Musikanten so den herrlichen Wiener Strauß heruntergeigen. Man sollte meinen, aus einem Walzer von Strauß ließe sich eine ganze Oper machen. Wie wunderschön ist dieser Uebergang!“ — Das Fräulein lauschte der Musik, um zu hören, was es für eine Antwort ertheilen solle. „Lieben Sie die Musik, Fräulein? Sie sind gewiß musikalisch?“ — Antwort: „Ein Bischen.“ — „Wahrscheinlich Pianoforte, Guitarre, und Sie singen wohl auch dazu?“ — Antwort: „Ja, o nein.“ — Das Fräulein wurde verlegen und sah sich, glaube ich, nach der Mutter um. Mein anderer Nachbar, ebenfalls ein Fremder, bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um sich mit seiner Tänzerin zu unterhalten, und stimmte alle möglichen Motive an, selbst die alltäglichsten, um sein gnädiges Fräulein für die Unterhaltung zu beleben und zu interessiren; er sagte eine Menge schöner, aimabler Sachen, wahre Blumenknospen der Rede, die nur das gnädige Fräulein mit einigen Worten aus ihrem zauberischen Munde anzuhauchen gebraucht hätte, um sie aufblühen und duften zu machen; allein das Fräulein sagte nichts als ja und nein und mitunter oh! und es entstand jedesmal eine lange, peinliche Pause, während welcher die rhetorischen Blumen des galanten Fremdlings in ihren Knospen verwelkten. Die hiesigen Bälle fangen schon um sieben Uhr an und hören schon gegen ein Uhr nach Mitternacht auf. Auf ihnen ist der Speise- und Weinzettel des Wirths eine wesentliche Sache. Andere Länder, andere Sitten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Juni 1833.

S'ist grausenhaft! Das Bildniß starrt mich an,
Und rechts und links folgt mir sein todter Blick.

Byron.

Ueber die Richtung des Blickes in einem Porträt.

Von Dr. Lilienthal.

Das Alltägliche verliert in der ernsten Wissenschaft nicht minder, wie im Leben, durch die den Geist erschlaffende, immer gleiche Anregung an Reiz, und schwächt durch zu große Nähe das Interesse, welches uns bei entlegenern Objekten zum tiefer eindringenden Forschen führt. Darin liegt der Grund des Befremdens, wenn wir von außen her oder durch eigene Reflexion auf Neues, das uns immer schon nahe lag, hingewiesen, oder wenn über bekannte Erscheinungen uns Fragen vorgelegt werden, die wir längst uns selbst hätten machen können. Dieß, glaube ich, wird der Gedanke seyn, der bei dem zu behandelnden Gegenstande jedem Leser sich aufdringt. Jeder kennt das Auffallende bei dem uns anschauenden Porträt, die scheinbare Bewegung nämlich der Augen nach der beliebig geänderten Stellung des Betrachtenden; nicht Alle aber werden es beachtet haben, daß auch der vom Beschauenden in jeder Richtung abgewendete Blick mit der Ortsveränderung jenes gleichmäßig sich bewege, und daß überhaupt alle perspektivisch gezeichneten, über der Bildfläche hervorragenden Theile scheinbar eine gleiche Wendung annehmen. Nur in der Ausführung und den dort sich bietenden Schwierigkeiten wird der Gegenstand Aufgabe für den Maler, die Erklärung desselben fällt ganz der Mathematik, oder, wenn man will, dem mathematischen Theile der Kunst, der Perspektive, anheim. Daß die Sache aber nicht von Allen so angesehen, und mehr in das Gebiet der Kunst gezogen worden, beweist ein Aufsatz des 1828 verstorbenen ausgezeichneten Physikers Wollaston, den derselbe in die phylosophischen Transaktionen einrückte, und der im Auszuge in dem Edinb. Journ. of sciens. Nr. VII. p. 177. erschien, ferner eine Notiz über denselben Gegenstand von Raymond in der Genfer bibliothèque universelle. Nov. 1828. *)

Wir wissen, daß unsere Sinne zur Auffassung der Gegenstände und ihrer mannigfaltigen Eindrücke einzeln nicht genügen, daß sie gegenseitig sich unterstützen und ergänzen, und erst der Gesammteindruck zweier oder mehrerer uns eine, vielleicht noch nicht wahre, aber in so fern richtige Vorstellung gewährt, als alle mit gesunden Sinnen Begabte ein gleiches Urtheil fällen. Namentlich sind es die Täuschungen des Gesichts, die jeden Augenblick berichtigt werden müssen, und deren wir uns doch nicht immer erwehren können. Nur für die scheinbare Größe z. B. liegt der Maaßstab im Auge, die Schätzung der

*) Wir haben diesen Aufsatz im Morgenblatt mitgetheilt, s. Nr. 25. 1829.

wirklichen hängt von noch andern Bedingungen ab: den entferntern Gegenstand halten wir für kleiner, als er ist, wenn nicht die bekannte Entfernung selbst oder andere Umstände unser Urtheil berichtigen. Bei einem horizontal vor uns stehenden viereckigen Tische erscheint die entferntere Seite kürzer, als die vordere, und wir sehen kein Rechteck, sondern ein Trapez. Daß wir in diesem Falle, wie überhaupt bei kleinern Entfernungen, das Richtige zu sehen glauben, kömmt daher, weil wir unser Urtheil aus der Kenntniß, die wir schon früher hatten, unbewußt ergänzen, obschon es mit einiger Anstrengung immer gelingt, von jener Berichtigung zu abstrahiren und die Vorstellung fest zu halten, welche wir durch das Auge allein bekommen. Dieses gehört daher mit zur Uebung des Malers, der uns die Gegenstände so zeichnen soll, wie sie, von seinem Standpunkte aus gesehen, dem Auge erscheinen. Eine Allee, in der die gegenüberstehenden Bäume alle in gleicher Entfernung gezeichnet sind, halten wir für unrichtig, weil zwei solche Reihen in der Natur zusammenzulaufen scheinen; die nicht als Rechteck gezeichnete Seite eines Gebäudes gibt uns keine der Natur widersprechende Vorstellung, wenn die Verschiebung der Winkel und Verkürzung der Seiten ganz nach der Lage des Auges aufgenommen wurde.

Von anderer Art aber ist die Täuschung, welche bei unserer Frage ins Spiel kommt, und die bei perspektivischen Zeichnungen überall sich darbietet. Denken wir uns ein Gebäude mit der eben angeführten Verschiebung so vorgestellt, daß die ganze vordere und die von unserer Stellung aus benannte rechte Seite desselben sichtbar sind, so sehen wir dieses und nicht mehr und alle Linien in fast gleicher Lage zu einander, ob wir gerade vor, links oder rechts vom Gemälde stehen. Das Gebäude in der Natur könnte aber nur dann dieselbe Ansicht uns gewähren, wenn es unter gleichem Winkel mit uns sich drehte; denn bei der festen Stellung wird bald die eine, bald die andere Seite verdeckt, und entgegengesetzte treten statt ihrer hervor. Wir machen daher, optisch getäuscht, den Schluß, jene Zeichnung habe sich mit uns gleichmäßig gedreht, weil nur, wenn sie sich drehe, dieselbe Seite sichtbar bleiben könne. Die Abbildung einer Halle, in die wir hinein sehen sollen, läßt noch die hintersten Säulenkanten sichtbar hervortreten. Diese aber sehen wir auch, wenn wir unsere Stellung vor dem Gemälde beliebig verändern. In der Wirklichkeit würde dieses nur dann der Fall seyn, wenn der Säulengang sich drehte; wir glauben daher diese Wendung am Gemälde wirklich zu sehen. Ganz gleich ist die Täuschung bei allen Theilen des Gemäldes, die so gezeichnet sind, daß sie aus der Bildfläche hervorzuragen scheinen, und zwar ganz nach Verhältniß ihres Hervortretens, so daß die mehr in die Bildfläche fallenden Theile weniger, und die ganz in ihr liegenden Linien gar nicht sich drehen. Daher wird die Totalansicht eines Gemäldes durch die Stellung des Beschauenden nicht gestört; eine von Westen aufgenommene Zeichnung bleibt stets westlich, auch wenn man an die Ostseite derselben tritt. Weil aber die einzelnen Dimensionen, von verschiedenen Seiten und Entfernungen gesehen, gleich den wirklichen Gegenständen scheinbare Verkürzungen erleiden, und weil, wie eben erörtert, die scheinbare Drehung nicht bei allen Theilen gleichmäßig geschieht, so ist der Punkt, von welchem aus der Maler zeichnete, der einzige, um das Gemälde in seinen einzelnen Theilen richtig aufzufassen, und eine Stellung unter sehr kleinem Winkel mit der Bildfläche wird die meisten Theile verzerrt erscheinen lassen. Weniger ist dieses der Fall bei dem Zurücktreten in gerader Linie, weil dann die verschiedenen Dimensionen sich gleichmäßiger verkürzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Ich soll sagen, warum ich heut, und, wie es scheint, so plötzlich die erste Ursache der Trennung einer lange gehegten und vorbereiteten Verbindung wurde,“ so begann Wilhelmine mit zitternder Stimme und senkte, während sie sprach, ihr Köpfchen wieder schüchtern auf die Brust herab. „Meine Pflicht ist wohl, Ihnen, meine väterlichen Freunde und Beschützer, deren Wunsch diese Verbindung war, Rechenschaft zu geben von dem, was ich that; aber wie ich es unternehmen, wie ich es aussprechen soll, weiß ich selbst nicht in diesem Augenblick. Und was habe ich denn gethan? Ich habe mein Gefühl walten und entscheiden lassen, ich habe der innern Stimme gehorcht, die mir so oft das Rechte gerathen hat. Es war ein Irrthum, daß er und ich für einander bestimmt seyen. Die lange Gewohnheit des täglichen Umgangs hat diesen Irrthum erzeugt, die Selbsttäuschung hat ihn gepflegt und groß genährt, das gegebene Wort schien ihn unwiderruflich gemacht zu haben. Er war zu einer Fessel für uns geworden, an der sich unsre widerstrebenden Herzen heimlich wund rieben, ohne es sich selbst gestehen zu wollen. Ein geborner Widerstreit der Naturen tritt zwischen uns beide. Richard ist heiter und ausgelassen, ich bin ernst und traurig; er verlezt leicht in seiner übermüthigen Laune, ich werde leicht verlezt. Er scherzt, wo ich weine, er spottet, wo ich Andacht empfinde, er höhnt, wo ich liebe. Mit einem Wort: er ist ein neumodischer Humorist. Ja, diese Richtung, der er sich erst in den lezten Jahren so entschieden und gänzlich hingegeben, ist es gerade, die uns für immer von einander entfernt hat. Ich kann sie nicht ausstehen,

es ist ein feindlicher Ton in mein Ohr, der bis ins Herz hinunter mir lähmend nachgellt. Es ist nicht der Welthumor, wie er in großen Dichtern den menschlichen Geist wunderbar hebt und beflügelt, es ist ein Worthumor, ein kleinlicher, mit sich selbst kokettirender Worthumor, dessen einzige Grundlage die innere Eitelkeit ist, in brillanten Wendungen auf Kosten des tiefern Ernstes des Lebens glänzen zu wollen. Richard will immer glänzen, wo er blos wahr seyn sollte, und sein eigenes Gefühl, wenn es innig in ihm wach wird, läßt er verschäumen im Sprudel klingender Wortspiele, mit dem er es überschüttet. Er kann nichts einfach sagen, er muß den Ausdruck der Seele durch einen gesuchten Witz entstellen. So hat er selbst in die Stunden der Liebe das blitzende Gift seines Spottes geträufelt. Er flattert, er schwärmt, er ironisirt, wo ich ein wahres, erfreuendes, gedankenwechselndes Gespräch mit ihm begehre, und ergeht sich in satirischen Luftsprüngen und Ausfällen, mit denen er mir, sich selbst unbewußt, das Herz blutig sticht. Und wäre dieß nur eine vorübergehende Richtung, nur ein leichter Anflug vom satirischen Zeitgeist bei ihm, so würde es die alte treue Neigung, den Zug der lieben Gewohnheit in mir nicht haben zurückdrängen können. Aber ach, nein, er will diese Richtung, deren athemlose Gereiztheit er für Begeisterung hält, zur Grundlage des ganzen Lebens nehmen, und darauf fortbauen und fortwandeln, um sich einen Ruhm damit zu machen in der Welt! Er hat nicht nur in der lezten Zeit sein Dichtertalent, dessen ich mich sonst immer so erfreute, zum Träger der bloßen Satire herabgewürdigt und zerblasen, er hatte auch die Absicht, ich weiß es, gleich nach unserer Vermählung seine bürgerliche Amtslaufbahn aufzugeben, um sich blos mit der Herausgabe eines satirischen und humoristischen Journals, wie sie jezt Mode sind, zu beschäftigen. Er wollte lediglich als Journalist leben und wirken!" —

Hier wurde die Sprechende von einem lauten Gelächter des Herrn von Waldensee unterbrochen, dem dieß so komisch däuchte, daß er nicht umhin konnte, seine Belustigung zu erkennen zu geben. Richard aber stampfte vor Zorn mit dem Fuße und war über und über roth geworden, während der Major grollend ausrief: „Was? kein Amt, keine Staatskarriere? Journalist will der Junge werden, nachdem er schon bis zum Regierungsreferendarius vorgerückt? Habe ich darum meinen Einfluß bei dem Fürsten für ihn verwendet?"

„Ich weiß es zu bestimmt, und dieß hatte ich gerade am meisten gefürchtet," fuhr Wilhelmine, nachdem sie einen Augenblick Athem geschöpft, ermuthigter fort. „Ich sah die Träume von unserm künftigen häuslichen Glück, die meinen Brautstand fröhlich umgaukelt hatten, dadurch zerstört, sah einen fremden, unheimlichen Geist die stille Pflanzstätte der Hoffnung zertreten, auf der ich mir das Bild ehelichen Lebens und Wandels in meinen süßesten Gedanken auferbaut hatte. Ich betete oft zu Gott, daß er ihn seinen wahren Beruf besser erkennen lassen möchte. Ich konnte dieß nicht als gemäßen Wirkungskreis des Mannes achten. So trug ich meinen geheimen Kummer hin bis auf den heutigen Tag, immer hoffend und immer wieder verzagend, und hatte nie den Muth, den Schein der Vereintheit, den wir uns einmal vor der Welt gegeben hatten, in seiner innern Unwahrheit aufzudecken. Ich hätte mich ihm auch gegeben mit dem Schmerz der Abneigung in der Brust, und das zitternde Ja auf der Lippe, würde ich das innere Nein auf ewig im zuckenden Krampf des Herzens zu verschließen gestrebt haben. So wäre ich eine Heuchlerin geworden; aber ich hatte mich selbst zum Opfer meiner Heuchelei bestimmt, denn ich würde daran bald, bald unterlegen seyn. Doch es war anders beschlossen. Gerade heute, an diesem Tage der Schmerzen und des Festes, mußte ihn seine Laune treiben, mehr als je seinen mir so verhaßten und herzzerdrückenden Humor spielen zu lassen; gerade heute, wo ich ganz von Seelentrauer durchbebt an seinem Arm hinwanke, muß ich ihn wieder nicht anders hören, als witzelnd, stichelnd, humorisirend, und in der ganzen schimmernden Ausgelassenheit seiner dornigen Manier."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Beschluß.)

Die Feuerwerke. Rom und Venedig.

Die Menge schöner, junger Gesichter und Gestalten, in ihrer originellen Bildung, Form und Haltung, der ausgesuchte Putz aller anwesenden Damen, von der Herzogin an bis zur Lastträgerin herab, der nicht nur in den untern Klassen besondere Eigenthümlichkeit hat, sondern sich auch in den großen Toiletten durch sehr unterscheidende Nüancen bemerkbar macht, der heitere, sternenbesäete Himmel, den kein Wölkchen trübt, die Kühle des Abends, welche, obgleich es immer noch sehr warm ist, gegen die Gluth des Tages sehr absticht und stärkend auf Geist und Körper einwirkt, das Andenken an den Ort, an welchem man sich befindet und wo man, mit einiger Phantasie, die Schatten aller hier in Asche begrabenen Kaiser mit ihren Familien, von August an bis auf Hadrian herab, der sich ein neues Mausoleum, die jezige Engelsburg, erbaute, auf und ab spazieren sehen kann, endlich die Vortrefflichkeit des Feuerwerks — alles dieses zieht selbst den sinnigern, kältern Theilnehmer dergestalt an, daß man sich mit wirklichem Verlangen nach dem Sonntag Abend sehnt. Der Mäßigkeit des Preises haben es die Unternehmer zu danken, daß das ungeheure Lokal, welches, sagt man, über fünftausend Personen fassen kann, jeden Abend gedrängt voll ist.

Es ist bekannt, daß unter allen gebildeten europäischen Völkern, das spanische etwa ausgenommen, die Römer, und nach ihnen die Neapolitaner, am natürlichsten handeln, denken und leben. Sind ihnen die Wohlthaten der höhern

europäischen Kultur fremd geblieben, so haben sie auch die Gebrechen derselben nicht kennen lernen. Da dieses Volk mehr unter freiem Himmel, als hinter Mauern lebt, ist ihm, so zu sagen, die Natur zur andern Natur geworden: es nimmt sich die Dinge aus der ersten Hand. So ißt der Römer die Gemüse- und Salatgattungen roh und hält, wenn er durstig ist, seinen Mund unter eine Brunnenröhre. Ist es daher zu verwundern, wenn er das natürliche Licht dem künstlichen vorzieht, mit der Sonne aufsteht und mit der Sonne zu Bette geht? Daher die sonderbare Erscheinung, und dieser Eigenthümlichkeit wollte ich hier eigentlich Erwähnung thun, daß die Wirths- und Kaffeehäuser, sogar die Straßen, im Sommer sowohl, wie im Winter, eine oder höchstens zwei Stunden nach Einbruch der Nacht völlig leer sind, so daß man glauben sollte, die ganze Stadt sey ausgestorben. Außer dem natürlichen Gefühle, der Nacht sowohl, wie dem Tage ihr Recht widerfahren zu lassen, mag der Mangel an gesellschaftlichem Leben unter den untern Volksklassen vorzüglich Schuld daran seyn. Da die Römer, statt mit der Arbeit, die sie nicht lieben, den ganzen Tag mit far conversatione hinbringen, wo sollte ihnen am Abend die Lust herkommen, sich, gleich dem Nordländer, dem diese Erholung von seiner Anstrengung während des Tages unentbehrlich ist, durch gesellschaftliche Zusammenkünfte zu erheitern? In dieser Hinsicht sind die Römer wirklich die Antipoden der Venetianer: leztere stehen auf, wann erstere zu Bette gehen. Es ist bekannt, daß ein Kaffeehaus in Venedig (das Florianische auf dem Markusplaze), so wie ein paar Speisehäuser weder Tag noch Nacht geschlossen werden, die übrigen aber bis zwei oder drei Uhr offen bleiben. Erst um zehn Uhr füllen sich die Theater, und ereignet es sich dann und wann, daß die Vorstellung um eilf oder halb zwölf Uhr schließt, so ist das ganze Publikum in Verlegenheit; einer sieht den andern an, Niemand weiß, wo er hin soll. Auch die gemeinste Handlangerfamilie geht Sommers bis zwei, drei Uhr auf den Straßen oder den öffentlichen Plätzen spazieren und kauert sich Winters in der Küche um den Herd herum, wo etwas Feuer brennt und überdem auch der Kohlentopf, der bei den Italienern dieselbe Stelle vertritt, wie der Muff ehemals bei den Nordländern, aus einer Hand in die andere geht. Es gibt venetianische Gelehrte, welche noch heutiges Tages (obgleich die Sitte der Nachtschwärmerei daselbst jezt bedeutend nachgelassen hat) bis um zehn Uhr Abends arbeiten, dann bis sechs Uhr in Gesellschaft oder auf dem Florianischen Kaffeehause zubringen, hierauf sich zu Bette legen und Nachmittags gegen zwei oder drei Uhr aufstehen und ihre Geschäfte beginnen. Uebrigens schläft ein Venetianer gerade halb so viel, als ein anderer Europäer. Kommt das vielleicht daher, weil er weniger Bewegung hat, als dieser? Das weiß ich nicht. Eben so wenig hat es mir gelingen wollen, dem eigentlichen Grunde dieser Nachtschwärmerei auf die Spur zu kommen. Die Hitze kann nicht Veranlassung dazu gegeben haben, denn im mittäglichen Italien ist es noch heißer, als zu Venedig; überdem herrscht die Nachtschwärmerei daselbst nicht allein im Sommer, sondern auch im Winter. Einige haben mir einen scheinbaren Grund angegeben: die Posten seyen nämlich ehemals, als der venetianische Handel noch über die ganze Erde geherrscht, um acht Uhr Abends, als der gewöhnlichen Tageszeit, wo sich die Meereswinde zu sezen pflegen, abgegangen, folglich habe der Kaufmannsstand, das heißt, so ziemlich sieben Achtel des ganzen vormaligen Venedigs, bis zu dieser Stunde gearbeitet und sich dann erst der Erholung und dem Vergnügen hingegeben. Mich dünkt, zu dieser materiellen Veranlassung mag noch eine geistige hinzugekommen seyn, welche eben so mächtig gewirkt hat: der Venetianer, alles Spazierengehens und Genusses in der freien Natur und im Grünen beraubt, mußte, wie es noch jezt im Winter den Einwohnern von London geht, am Ende ganz aufhören, am Tageslichte, welches ihm keine Natur beschien, weil keine Natur vorhanden war, Geschmack zu finden, dagegen aber der Nacht, während welcher er ein künstliches Licht über sein gesellschaftliches Leben zu verbreiten wußte, vorzugsweise gewogen werden.

München, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Maskenbälle. Alexander.

Während des Karnevals sind auch die Kaffee-, Wein- und Bierhäuser besuchter. Unter ihren Gästen erblickt man dann auch anständige Bürgerfrauen; auch Masken besuchen sie, doch stille und stumm an den Gästen vorübergehend. Im Hoftheater waren mehrere Maskenbälle; das Haus war zu einem magisch beleuchteten und verzierten Saale umgestaltet. Rings herum tanzten maskirte und kostümirte Paare den Walzer; mitten bewegten sich maskirte und nicht maskirte Frauen und Männer, und oben in den Logen blühte ein brillanter Frauenflor. Das Ganze gewährte einen bezaubernden Anblick, und der Zauber hatte etwas sonderbar Mysteriöses wegen der heimlichen, abentheuerlichen Gestalten, die im Walzer auf Strömen von Musik umherrauschten. „Bist du auch da?" — „Ja, ich bin auch da." Diese Worte erschallten beständig aus dem Gebrause wie das Kreischen von Vogelschwärmen. „Bist du auch da?" sprechen nämlich die hiesigen Masken, wenn sie an einem vorbigehen, und man antwortet ihnen: „Ja, ich bin auch da." Man denke über die Frage und über die Antwort nach! — Von den Leistungen unserer Bühne während und vor dem Karneval enthalte ich mich zu sprechen, da ich mich noch nicht recht in die Deklamation unserer Schauspieler und in ihre Vorstellungsweise hineingefunden habe, und sie mehr von ausländischem, als deutschem Standpunkte aus beurtheilen, also Mehreres für schlecht, was hier für gut gilt, ansehen würde, oder umgekehrt, wenn man will. Allein über den berühmten Alexander kann ich nicht umhin, hier unverholen meine Meinung zu sagen. Monsieur Alexander gab auch hier seine Kunststücke, mit denen er die Welt entzückt. Auch hier ging er bei den Künstlern herum und sammelte für sein Album, für sein Medaillenkabinet und überhaupt für seine Raritätensammlungen. Er versteht sich vortrefflich darauf, die Leute zu bitten und sie etwa auch durch Freibillets zu überreden. Er ist ein charmanter Mann, und ist seine Liebhaberei keine Industrie, so lobe ich ihn wegen seines Kunstsinns, und ist sie auch wirklich nichts anders als Industrie, so bewundere ich sein savoir faire. Wer thut, was nicht Jedermann thun kann, sobald es ihm frommt und Andern nicht schadet, gilt mir für einen ausgezeichneten Mann. Alexander wurde als eine unerhörte Erscheinung angekündigt, als ein Wundergeschöpf, dem selbst der große Goethe auf die Stirne geschrieben hatte: dieß ist ein außerordentliches Genie. Die Deutschen, die, wie Frau von Staël sagt, stundenlang in steigender Entzückung eine Briefadresse von Goethe anschauen und dabei empfinden, als gingen ihnen Lichter aus andern Welten auf, als sprudelten um sie herum Quellen von Geist und von Witz, was mußten die Deutschen nicht erst bei'm Anblicke Alexanders empfinden, auf dessen Stirne Göthe den Stempel der Unsterblichkeit gedrückt hatte?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Juni 1833.

Der einz'ge Fleck auf seiner Tugend Glanz
Ist scharfer Witz, vereint mit derbem Willen;
Die Schärfe schneidet und der Wille will,
Daß nichts verschont sey, was ihm unterkommt.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Heut zum ersten Mal," fuhr Wilhelmine fort, „steigt mir der Zorn darüber auf, und alle Gefühle der Braut verwandeln sich an des Bräutigams Seite in einen immer deutlicher werdenden Haß. Da kommt die erschreckende Kunde vom Tode meines verehrten Lehrers, dieses würdigen Mannes, dessen Unterricht ich einen so unschätzbaren Theil meiner Bildung und die stärkende Kraft des wahren Glaubens verdanke, und der unsere Verbindung durch sein heiliges Wort hatte bestätigen sollen. Richard spottet, Richard höhnt und witzelt, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Empfindungen seiner Braut. Jezt hielt ich mich nicht länger mehr, und Ihr hörtet das schneidende Wort aussprechen, Ihr hörtet den Ring klirrend niederfallen, der mich tödtlich am Finger brannte. Ach, und so schied uns sein unglückseliger Hang zur Satire auf ewig! dieser unglückselige Hang, dieses witzige Geistreichthun, dieses gezwungene, absichtliche Scherzen, diese halbgeniale Gedankenliederlichkeit, vor der nun einmal meine Natur sich in Ekel auflösen könnte! Ich gehöre zu den einfachen Seelen, die sich in keine gekünstelte und geschraubte Lebensansicht hineinzerren lassen mögen. Er gehört zu den maliziösen Geistreichen unserer Zeit, die kein anderes Lebensglück kennen und erstreben, als Effekt zu machen. Ich habe mich offen ausgesprochen, ich erwarte mein Urtheil, aber mein Schmerz ist unendlich!" Sie trat zurück und warf sich erschöpft in das Sopha, mit einem lauten schreienden Seufzer ihr Gesicht in den Händen verhüllend.

Da kam Richard in die Mitte des Saals hervorgeschritten und schickte sich an, seine eigene Vertheidigungsrede zu halten. „Ich muß mit einem alten Erfahrungssatz anfangen, den mir hoffentlich Jeder zugeben wird," so begann er sein Plaidoyer. „Dieß ist kein anderer als der, daß Niemand aus seiner Haut heraus kann. Was unsere schöne Wilhelmine in ihrer eben beendigten feierlichen Rede gesagt hat, erinnert mich daher an das bekannte Sprichwort: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" Ich soll meine Fehler ablegen, ich soll meinen Charakter ändern, ich soll meine Natur umstimmen. Wie soll ich mir aber den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen? Wie soll ich meinen Charakter ändern, ohne meinen Charakter zu vernichten? Wie kann ich meine Natur umstimmen, ohne eine Unnatur an mir selbst zu begehen? Sie macht es mir zum Vorwurf, daß ich zu den neumodischen Humoristen gehöre. Wie aber, wenn ich ihr eben deßhalb neumodisch erschiene, weil sie selbst nur allzu altmodisch ist? Aber nein, auch sie gehört zu den Neumodischen, oder, wenn ich so sagen darf, zu den neumodischen Altmodischen;

sie gehört zu den Frommen, zu den Pietisten. Darum ist mein heiteres Naturell ihr so zuwider, darum gilt ihr jeder harmlose Scherz, jedes lustige Wortspiel für einen Greuel, für eine himmelstürmende Gottlosigkeit, darum schreit sie mich aus als einen Spötter. Nicht mein Spott ist es, sondern ihre Prüderei, die ihr mein Wesen feindlich erscheinen läßt. Ihre Prüderei ist so krankhaft, daß sie sich selbst bis auf die Grammatik erstreckt und gewisse Wörter und sogar Wortformen aus unserer Sprache verbannen möchte, um nicht davon gereizt zu werden. Jedes derbe, einigermaßen körperhafte Wort vermag sie so zu stören, daß sie das Gespräch wie außer sich abbricht und für den ganzen Abend stumm wird. Und ich habe es mir gerade zur Aufgabe gesezt, dieser verhaßten, naturwidrigen Prüderie unserer Zeit, die im Leben wie in der Literatur immer mehr um sich greift, mit allen Waffen der Polemik entgegenzuarbeiten. Wir leiden heutzutage wahrhaft kläglich daran. Die Prüderie hat sich mit dem sogenannten guten Ton verbündet und dadurch zu einer Macht unter uns erhoben, die alles Groteske, Naturkräftige, Kernhafte, das unser Leben und Streben erfrischen könnte, allmählig aus der Welt verschwinden zu lassen droht. Alles soll jezt glatt, damenhaft, salonsmäßig, gesellschaftlich seyn. Nun gut, nichts leichter als das! — aber was soll dabei herauskommen? Eine engherzige Verknöcherung der Poesie, der Sprache, der Sitte! Unsere Poesie, unsere herrliche deutsche Sprache, wird sie nicht auf diesem Wege bald alles Eisen verlieren, allen Metallklang einbüßen und um ihre bezeichnendsten Kernausdrücke ärmer werden? Man scheut ja jede Aufregung als unanständig, und die Deutschen werden bald nur eine kastrirte Mädchenschulenliteratur zu ertragen im Stande seyn. Ach, ach, pfui der Schande über unsern germanischen Stamm! Ich erlebe es noch, daß unser ganzes Daseyn wie eine reinlich aufgetragene Stickerei aussieht, die aus den keuschen Händen einer ehrbaren alten Jungfer hervorgegangen ist. O ihr großsinnigen Alten, mit der Naturkräftigkeit eures Lebens, mit der Unbefangenheit eurer Sitten, mit der Nakheit eurer Statuen! Bei uns muß sich das Schönste verhüllen, weil die kleinen Seelen sich schämen, wenn sie es sehen; es sind Leineweberseelen. Venus Anadyomene darf nicht ohne Kattunschürze vor ihnen erscheinen; sie sind prüde, und sie werden prüde seyn; sie herrschen in der Gesellschaft. Bald wird selbst der ärgste moralisch zerrüttete Roué nicht mehr umhin können, sich, unbeschadet seines Charakters, ebenfalls dieser Prüderie zu befleißigen, um nur salonsmäßig zu bleiben. So hat z. B. nach seinem eigenen Geständniß der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen den Werther nie ganz gelesen, weil ihn das idyllische Roznäschen, das gleich zu Anfang darin figurirt, davon zurückgeschreckt hat. Dieß kann ich dem Verstorbenen — oder man sollte ihn lieber den Abgestorbenen nennen — wohl noch eher verzeihen, da hier allerdings der physische Ekel zu unmittelbar mit ins Spiel zu treten vermag. Wollte man nur nicht die sittlichsten Sachen von der Welt, wie z. B. die „Beinkleider," die auch in der englischen Decenz nicht anders als die Unaussprechlichen, die inexpressibles, genannt werden, befeinden! Mein Gott, was soll man am Ende anfangen, wenn man die nächsten, naivsten, unschuldigsten Bedürfnisse vor Schaam nicht mehr auszusprechen wagen darf! Werden wir diese verruchten Tugendhaftigkeiten wohl noch einmal wieder los werden? Sind aber die Prüden so streng, sollte man auch gegen sie anfangen streng zu seyn. Prüde Damen sind gewöhnlich in Gesellschaft die eifrigsten Strickerinnen. Dieß ist eine Beobachtung, die sich mir fast immer bestätigt hat. Nun ist mir schon an sich nichts verhaßter als ein Strickstrumpf; aber ich möchte dann auch behaupten, daß Stricken in Gesellschaft eigentlich unsittlich sey. Findet man in Gedichten, die das Leben malen, so viel Unsittliches heraus, so kann es entgegengesezten Falls auch nicht schwer werden, das Stricken als unsittlich nachzuweisen, besonders wenn ein Damenstrumpf gestrickt wird. Ja, fürwahr, das Stricken ist in Gesellschaft sehr gefährlich und unsittlich, und mich wundert, daß die Prüden nicht schon selbst darüber erschrocken sind. Und die schöne Wilhelmine ist auch immer in Gesellschaft eine so eifrige Strickerin gewesen. O, und doch ist sie mir aufsäzig! Aber ich wollte mich gegen ihren Vorwurf der Spötterei vertheidigen, und seht! ich bin selbst sogleich wieder ins Spotten hineingerathen. Ich müßte ein schlechter Spötter seyn, wenn ich es nicht so gemacht hätte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Richtung des Blickes in einem Porträt.

(Fortsetzung.)

Wenden wir diese Bemerkungen auf ein Porträt an. Der Maler zeichne ein Antlitz so, daß dessen linke, ihm zur rechten Hand liegende Seite ganz sichtbar, die rechte dagegen großentheils verdeckt sey, während das Auge des Sitzenden unter einem Winkel von etwa 15° links vom Maler gerichtet, also auch der Zeichnung durch die Lage des ganzen Augapfels eine gleiche Richtung des Blickes gegeben ist; in diesem Fall wird an dem Beschauer, welche Stellung zum Gemälde er auch nehme, das Porträt stets unter jenem Winkel von 15° an der linken Seite vorübersehen, und während er im Halbkreise um das Porträt geht, der Blick und das ganze Gesicht, unter demselben Winkel abgewendet, ihm durch den Halbkreis folgen; die Ursache davon

ist keine andere, als jene früher erörterte optische Täuschung. Auch das den Beobachter stets anschauende Porträt enthält nichts Neues oder Besonderes. Der Maler läßt den Sitzenden ihn ansehen, und bringt beide Augen in dieser Lage auf die Leinwand, oder zeichnet er frei aus der Phantasie, so gibt er beiden Augenaxen eine convergente, den ihn anblickenden lebenden Augen gleiche Stellung; und es bedarf keines besondern Kunstgriffes, um einem Porträt den verfolgenden Blick zu geben. Auch hier sind es nicht blos die Augen, welche uns folgen, sondern der ganze Kopf dreht sich scheinbar durch einen gleichen Bogen, jedoch mit jener oben angeführten, nach Verschiedenheit des Hervortretens sich ergebenden Modifikation. Wir wollen diesen Fall zum leichtern Verständniß des Folgenden noch näher erläutern. Wenn Jemand uns anblickt, so ist je nach der Stellung des Auges zum Gesichte das Weiße des Apfels mehr oder weniger verdeckt, und nur beim direkten Blicke eines uns Gegenüberstehenden, bei der centralen Stellung des Auges, sind zu beiden Seiten gleiche Theile des Weißen sichtbar, und Pupille und Iris erscheinen kreisförmig, während diese beim schrägen Anschauen elliptisch werden und das Weiße an der zugekehrten Seite mehr verdeckt ist. Eine von allen möglichen Stellungen sey gewählt, so wird, wenn wir im Kreise umhergehen, und der Anblickende den Kopf ohne relative Veränderung der Augen zum eigenen Gesichte gleichmäßig dreht, uns im Blicke und Gesichte nichts verändert erscheinen. Da nun bei dem in dieser bestimmten Lage gezeichneten Porträt für jede beliebige Stellung des Betrachtenden nichts sich ändert, so machen wir, optisch getäuscht, den Schluß, das ganze Porträt habe sich mit uns gewendet und sey uns gefolgt. Hiebei aber nehmen wir sehr deutlich die Verschiedenheit in der Größe der Drehung einzelner Theile wahr. Man betrachte z. B. eine Gruppe, in welcher ein Kopf im Anblick eines horizontal in der Bildfläche liegenden Gegenstandes gezeichnet ist. Von einer andern Stellung aus gesehen, scheint uns Kopf und Blick gewendet und nicht mehr auf jenen Gegenstand gerichtet, weil derselbe sich nicht in gleichem Maaße drehen konnte, ein genügender Beweis, daß wir uns nicht auf dem zur richtigen Auffassung des Gemäldes erforderlichen Punkte befinden. Daß aber auch dann die Richtung des Blickes im Porträt nicht geändert, und derselbe uns zu verfolgen scheint, wenn wir vom Gemälde aus in gerader Linie uns entfernen, hat seinen Grund in etwas Anderem. Bei dem Anschauen richten wir die Augen selten auf einen bestimmten Punkt im Gesichte des Andern, sondern wir fixiren entweder abwechselnd eines der Augen, den Mund u. s. w., oder wir richten (und dieß ist das Gewöhnliche) beide Augen so nach dem Andern, daß die Augenaxen hinter demselben zusammenlaufen, wodurch von keinem Punkte ein genaues und scharf begrenztes, von allen aber ein gleichmäßiges Bild in unserm Auge entsteht. Bei dieser Stellung nun kann ein Vor- oder Rückwärtsgehen von einigen Fußen das Urtheil des Angesehenen nicht ändern, und er wird glauben, von uns noch immer angesehen zu werden, weil, um wenige Fuß hinter einander liegende Punkte zu fixiren, die Convergenz der Augen kaum merklich zu- oder abnimmt. Aehnlich den lebenden Augen ist die Richtung derselben bei einem selbst kleinen Porträt, und nur, wenn die Spitze des Augenaxenwinkels weit vor oder hinter uns läge, würden die Augen uns nicht mehr anzusehen scheinen.

So weit nun wäre die Sache, wie es mir scheint, einfach und klar. Wollaston aber zeigt ein paar vom berühmten Porträtmaler Lawrence ausgeführte Köpfe, und hat für dieselben andere, bis zu den Augen hinaufreichende Untertheile, so daß, wenn diese übergedeckt werden, Augen und Stirn bleiben, Nase, Mund u. s. w. aber eine von der frühern ganz verschiedene Lage haben, und nun sehen wir, nicht wenig überrascht, daß die Richtung jener unverändert gebliebenen Augen eine andere geworden ist, entsprechend der übergedeckten neuen Unterhälfte. Man ist, wie Wollaston mit Recht bemerkt, beim ersten Anblicke dieser gegen alle Erwartung eintretenden Veränderung des Blickes geneigt, irgend einen Betrug bei dieser Erscheinung anzunehmen. Bei dem einen Porträt ist das Antlitz nach unserer Linken abgewendet und die Augen sind nach uns selbst gerichtet; bei dem übergedeckten, neuen Untertheile aber liegt das ganze Ensemble rechts, und in einer aufwärts gehenden Richtung nach der rechten Hand, nicht nach dem Beschauer hin, liegt nun auch der Winkel der Augenaxen. Die Richtigkeit des interessanten Experimentes ist unläugbar; daraus aber, weil eine andere untere Hälfte denselben Augen eine andere Richtung gibt, den Schluß zu machen, daß die Lage der übrigen Gesichtstheile, die allgemeine Stellung des Antlitzes unser Urtheil über die Richtung des Blickes bestimme, heißt einen Fehler zum Gesetze erheben. Schon darum, weil bei lebenden Augen unser Urtheil von der Lage der Nase u. s. w. ganz unabhängig ist, muß man annehmen, daß jene Theile bei Porträts keinen größern Einfluß auf unsere Vorstellung und Entscheidung über die Richtung der Augenaxen haben können. Wir beurtheilen die Richtung des Blickes nur nach der Lage des Auges, indem wir durch Uebung genau genug die Stelle, an der beide Augenaxen zusammenlaufen, zu finden, und selbst, wenn das eine Auge durch die Nase verdeckt ist, aus der normalen Lage des andern den zweiten Schenkel des Winkels zu ergänzen wissen. Zu dieser Bestimmung dienen uns namentlich das Weiße im Auge und die scharf begrenzten Theile der Iris und Pupille.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Mai.

(Beschluß.)

Alexander. Fest der Metzgerzunft.

Fast bang vor Erwartung der großen Dinge ging ich ins Theater. Alexander erschien und vervielfältigte sich, und redete bald in der Gurgel, bald im Kopfe, bald im Bauche, bald vorne im Munde. Er travestirte sich mit vieler Schnelligkeit, er machte mehrere Stimmen nach; doch sie reduzirten sich nur auf zwei, die ganz von einander verschieden waren; die andern waren alle ebenso unnatürlich, als leicht kennbar; er spielte die Rolle von mehreren Personen, die aber alle Karrikaturen waren. Die Bühne blieb natürlicherweise oft leer, die Handlung war schleppend und gleich nach den ersten Scenen trat eine peinliche Langeweile ein. Also wäre Alexander wenig oder gar nichts? Alexander ist ein guter Bauchredner, und als solcher macht er artige Kunststücke; er ist auch ein guter Schauspieler, und als solcher ergözt er zuweilen; allein ich habe schon bessere Bauchredner gehört und schon viel bessere Schauspieler in Potiers Manier gesehen, und so wie diese mich mehr als er ergözten, so überraschten mich jene viel mehr als er, weil sie mich nicht mit einer schnörkelhaften Einfassung langweilten. Alexander ist ermüdend, und zwar so sehr, daß man oft gerade da gähnt, wo er sonst Lachen erregt hätte. Wie er sich nun einmal als Künstler zeigt, gehört er zu den sogenannten Tausendkünstlern, die reisen müssen, um ihrer Kunst den Schein der Neuheit zu erhalten, die man ein paarmal sehen kann, selbst ein andermal wieder, wenn man ihnen nach Jahren auf einer Messe begegnet, von denen man aber nie mit jenem Enthusiasmus spricht, mit welchem man nur wahrhaft große oder selbst nur ausgezeichnete Künstler beehrt. Wenn man im Auslande über den Enthusiasmus lacht, den man in deutschen Blättern an Alexander verschwendet, so möge man hier mit erfahren, daß diese Verschwendung nur in den deutschen Blättern stattfindet. — Am Faschingsdienstage ziehen hier die Lehrlinge der Metzgerzunft, welche freigesprochen und Knechte werden, zu Pferde und in einem eigenen Kostüm in der Stadt herum, steigen dann an ihrer Schenke ab, ziehen ihre Oberkleider aus, werfen rohe Kalbfelle um, trinken tüchtig, erscheinen dann wieder vor dem Publikum auf dem Schrannenplaz (Hauptplaz), besteigen das Becken des sogenannten Fischbrunnens, machen allerhand Bocksprünge auf dem schmalen Rande desselben, hören eine Rede, die einer aus der Zunft an sie hält, leeren noch viele Gläser Wein, bringen manches Lebehoch und werfen sich endlich in das volle Brunnenbecken, von wo aus sie nun den sich hinzudrängenden Gassenjungen Nüsse und Aepfel vorwerfen und die Naschlustigen tüchtig mit kaltem Wasser überschütten. Eine unschuldige, bestialische Freude! Glücklicherweise war heuer das Wetter schlecht und zeigte sie in ihrer ganzen Häßlichkeit. Unsere guten alten Zeiten mögen schön gewesen seyn, da fast alle Gebräuche, die sich aus ihr herschreiben, einen so rohen Charakter haben, als kleideten sich alle in rohe, zottige Kalbfelle. Es thut mir leid, daß ich den Karneval nicht schöner geschlossen habe; ich wollte der Natur treu bleiben. Die Fasten kamen nun und gingen ruhig zu Ende bis in die stille Woche. Von dieser, vom Frühling und von manchem Andern das nächstemal.

L........s.

Auflösung der Charade in Nr. 131:

Hochzeittag.

Quadrat-Räthsel.

Den reichsten Zug, den Ein Netz fassen kann,
Den hab' ich heut' in diesem Netz gethan:

1	2	2	1
3	1	6	5
3	6	1	5
1	4	4	1

Mit sechs Buchstaben sind zwölf Wörter drin,
Und alle deutsch, und alle gut von Sinn;

Und jedes stülpst du gleich Polypen um,
Vier bleiben, was sie sind, acht ändern um.

Doch zwei von diesen setzen Knospen an
Am lezten Glied, was ich nicht hindern kann.

1. 2. 2. 1.

Viel Füße hat mein Instrument; es kehrt
Sie himmelwärts, so lang die Ruhe währt.

1. 3. 3. 1.

Wer mich zum Maaß der Menschengröße macht,
Mit allem Recht wird der oft ausgelacht.

1. 4. 4. 1.

Dem Schmiede nöthig; seht ihr nicht, wie's glüht,
Und gleich dem Dichtergeiste Funken sprüht?

1. 5. 5. 1.

Spaziergang rückwärts, aber ohne Fuß,
Nicht weil sie gerne will, nein, weil sie muß.

3. 1. 6. 5.

Der Seele nöthig; meine Verse sind
Es für Gedanken mir, du schmückst's, mein Kind!

3. 6. 1. 5.

Du bist es mir, sind's meine Räthsel dir;
So hab' ich dich, bist du auch fern von mir.

5. 6. 1. 3.

Reis' in die Schweiz, du findest solche Stadt,
Die ihren eignen See zum Nachbar hat.

5. 1. 6. 3.

Einst in der Priester, Krieger, Henker Hand,
In Metzig, Holzstall, Küche jezt verbannt.

4. 6. 1. 2.

Ein Held ist, wer ihn über sich erhält;
Der soll der schwerste seyn in aller Welt.

2. 1. 6. 4. 4. suche mir im Wald;
Wo Rehe sind, da findest du sie bald.

4. 1. 6. 2'. hat manch unsichtbar Loch;
Kannst du filtriren, nenne mir sie doch.

2. 6. 1. 4. 4. trüben Trank hinein,
Bald wird er klar, wie dir mein Wörtchen seyn.

Jezt weißt du Alles, weißt noch nichts vielleicht
Vom reichsten Netz, wozu das Deutsche reicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. Juni 1833.

In Sturm und Wetter arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.

Hebel.

Zwei Lieder von Béranger.

Verdeutscht von Adelbert von Chamisso.

Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich „betrunken“ schelten,
Mir recht! sie lassen mich in Ruh.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht:
Ja, eilt nur, eilt zu euren Festen,
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal.
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zulezt noch auf ein Hospital;
So viel des Elends gibts im Volke,
Man kommt euch nirgends mehr hinein.
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch seyn.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
Mein Brod verdienen will ich ja —
Geh' betteln! hieß es, Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrie'n mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu;
Ich will den Reichen doch nicht fluchen,
Ich fand in ihren Scheunen Ruh.

Ich hätte freilich stehlen können,
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens mir am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer aller Orten steckte
Die Polizei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du Gottes Sonne bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb und bürgerliches Band?
Was euer König, eure Kammern?
Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euern Mauern
Der Fremde Herr zu seyn gemeint,
Der Fremde, der mich reichlich speiste,
Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
Wie ich das Licht der Welt erblickt;
Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen,
Und euch im Tode nicht geflucht.

Die rothe Hanne, oder das Weib des Wildbiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erstgebornen,
Der fast entkleidet, baarfuß friert.
Den Vater haben sie gefangen,
Er kühlt im Kerker seinen Muth.
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein;
Sie spann und sang und las und nähte,
Ein herzig Kind, und schmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war sie froh und wohlgemuth!
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
Versprach ihr einst ein bessres Glück;
Ihr rothes Haar, das ward verspottet,
Der reiche Freier trat zurück;
Es kamen andre, gingen wieder:
Sie hatte ja kein Heirathsgut.
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Ein Taugenichts war schnell entschlossen:
Ich nehme dich, blond oder roth;
Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förster macht mir keine Noth.
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Deß Sprüchlein uns zusammenthut.
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Sie sprach nicht nein, mit sanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Brust,
Und drei Mal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bittrer Lust.
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend frisch gesundes Blut.
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt: ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater seyn;
Sie lächelt, ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefang'ne frischen Muth.
Sey Gott du mit der rothen Hanne!
Der Wilddieb sizt in sichrer Hut.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Bedenken denn auch die Leute," fuhr Richard fort, „die uns so gern des Spottes anklagen, ob sie nicht wirklich durch ihre Albernheit unsern Spott verdient haben, und ob derselbe nicht immer noch der mildeste Grad der Bestrafung war? Spott ist die genialste, und deßhalb die am wenigsten rohe Waffe der Polemik. Darum ist unsre Zeit bei weitem genialer, als jede frühere in Deutschland, weil sie sich auf die edle Waffenkunst des Humors und der Satire am glänzendsten versteht. Wenn wir anfeinden wollen, spotten wir, wir humorisiren, und der leichte Duft von spielender Poesie, der immer noch über der Satire gaukelt, mildert zugleich den Stachel, mit dem wir Wunden schlagen. Der Philister, der Pedant weiß nicht zu spotten, und seine grobe Cyklopenpolemik mit plumpen Schmiedefäusten geht geradewegs auf Todschlag aus. Spott kann tief verwunden, aber er macht eine Polemik nie gemein, sondern hält sie immer noch in poetischer Sphäre. Grobe, überernste Polemik macht jedes Verhältniß, das sie berührt, sogleich gemein und zerstört es dadurch für immer; sie treibt durch ihre Gewaltsamkeit die lezten warmen Funken aus dem Gegenstande aus, während der Spott durch seinen blitzenden Zündstoff immer feurig reizt; denn wie oft verstecken sich nicht noch hinter den Dornen seiner Rede die Rosenblätter des Eros? Unter den biederben Deutschen ist es aber lange Sitte gewesen, nicht anders als mit jener Cyklopenpolemik gegen einander zu streiten. Darum ist so viel ehrbare Gemeinheit in ihren literarischen Fehden. Ich habe nun gesagt, was ich denke, mein Fräulein! Da das holde Fräulein selbst so gelehrt, kritisch und reflektirend ist, daß sie über die Zeitrichtungen urtheilt, so wird sie nun auch zu beurtheilen wissen, ob ich anders hätte sprechen können, als ich gesprochen habe. Sie ist überhaupt viel reflektirender als ich, und ich glaube, das hat uns oft gegen einander verstimmt. Sie will über die Zeitrichtungen reflektiren, während ich selbst nur genug damit zu thun habe, eine Zeitrichtung zu seyn. O über das gelehrte Fräulein!" —

Wilhelmine war von ihrem Sitz aufgesprungen, sie hob die gefalteten Hände hoch empor gen Himmel und schluchzte. „Hörst du es, gütiger Gott, wie er wild mich höhnt, er, den ich liebe?" rief sie wie aus tief gebrochenem Herzen, mit thränenerstickter Stimme, und schwankte zur Thüre hinaus. Im Forteilen zerriß ihr Gewand, das sie hastig zwischen die Thüre und den Pfosten einklemmte. Der Stern der Liebe sank über den Häuptern der beiden sich Mißverstehenden immer ferner in die Nacht zurück. In ihren Lehnstühlen saßen die beiden Alten und schnarchten; Die langen Reden der jungen Leute hatten sie eingeschläfert.

Aus den Gebüschen zur Seite des Landhauses trat der unglückliche Mann wieder hervor, dessen Erscheinung in dieser Gegend uns vor Kurzem kundgeworden war. In seinen Mienen glänzte eine stille Freude, eine wunderbare Stärkung schien sich über die ganze Gestalt ergossen zu haben. Sein zerfallenes, hülfsbedürftiges Aeußere kontrastirte seltsam mit der schimmernden Verklärung in seinem Blick, der eine edle Fassung aussprach. Noch hatte ihn keine Nahrung, deren er so sehr bedurfte, erquickt, und doch schritt er aufrechter und gekräftigter einher, als zuvor. Er hielt die Bibel in seiner Hand und lächelte. Er wandte sich wieder nach dem Hause zurück, von wo er das heilige Buch mit sich genommen. Ein schöner sonniger Tag stand am blauen, wolkenlos ruhenden Himmel. Vom Giebel der Villa begrüßte eine muntere Wachtel mit frohlockendem Schlag den armen Flüchtling. Dießmal schien er jedoch nicht unbemerkt geblieben zu seyn. Noch ehe er sich der Schwelle des Hauses genähert, hörte er plötzlich Stimmen hinter sich flüstern. „Er ist es!“ wurde gerufen; „Alles trifft zu!“ Er blickte hinter sich, und sah in der Ferne einige Männer stehen, die ihn mit Aufmerksamkeit beobachteten. Sie schienen ihn schon seit einiger Zeit belauscht zu haben. Er wollte schnell in das Haus entschlüpfen, aber man war schon näher gekommen, man rief ihm mit drohenden Worten zu, stehen zu bleiben und sich zu ergeben. Er zauderte unschlüssig, ob er dem Zuruf folgen oder die Flucht ergreifen solle, die ihm seine erschöpften Kräfte unmöglich zu machen schienen. Schon sah er sich jedoch von zwei starken Leuten ergriffen, die ihn mit Geschrei festhielten, während ein Anderer, auf dessen Befehl sie gehandelt hatten, langsam und bedächtig herangeschritten kam. Dieß war der Amtmann aus Waldensee, ein kleiner wohlgenährter Mann von pfiffigem Aussehen, welcher den Verhafteten jezt prüfend in Augenschein nahm. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, in das er abwechselnd einen Blick that, um, wie es schien, Vergleichungen hinsichtlich der vor ihm stehenden Person anzustellen. „Er ist es!“ sagte er endlich mit wohlgefälliger Miene, indem er das Zeitungsblatt, das einen Steckbrief enthielt, zwischen den Händen rollte. „Freund, macht nur keine Umstände, wir haben Euch erkannt. Ihr seyd der ehemalige und wegen schlechter Streiche abgesezte Prediger Halden.“ Der Unglückliche antwortete nicht. Er stand einen Augenblick in Gedanken versunken, in seinen Zügen arbeitete ein ungeheurer Schmerz. „Ihr seyd von der Festung entsprungen!“ fuhr der Amtmann in zuverläßigem, seiner Sache gewissen Tone fort. „Ueberliefert Euch mir nur gutwillig; an ein Entkommen ist doch nicht zu denken. Eure Personalität ist in allen Zeitungen genau beschrieben, und Ihr seht überdieß Euerm Aeußern nach so aufrichtig aus, daß man Euch gern auf den ersten Blick für einen aus dem Zuchthause Entsprungenen gelten läßt. Uebergebt Euch daher den Händen Eurer Obrigkeit, die ein Recht auf Euch hat.“ Der Arme seufzte tief auf, er ließ sprachlos seine Blicke in die Ferne schweifen, aber nirgendsher schien Rettung zu hoffen. „Kurz war der Traum der Freiheit,“ flüsterte er in sich hinein. „Die Rache verfolgt den Sünder, selbst wenn er wieder gut wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Richtung des Blickes in einem Porträt.

(Beschluß.)

Daß die Richtung eines einzigen Auges schwieriger aufzufinden sey, und daß unser Urtheil bei Schielenden ganz irregeleitet werden könne, weiß Jeder. Auch bleiben wir oft in der Dämmerung und überhaupt bei schwacher Beleuchtung in unserm Urtheile zweifelhaft, weil das stärker beschattete Weiße unsere Entscheidung mehr von der schwerer zu erkennenden Lage der Iris und Pupille abhängig macht. In solchen Fällen nehmen wir die Lage der übrigen, deutlicher hervortretenden Gesichtstheile allerdings zu Hülfe, weil wir wissen, daß Jeder bei größern Wendungen des Blicks den Kopf in gleicher Richtung zu drehen pflegt; doch dient dieses nur zur Stütze des Urtheils und gibt überall keine sichere, schnelle Entscheidung. Hierin finden wir nun auch die Erklärung jenes, diesem Ausnahmsfalle ganz analogen Experiments. Nur da, wo die Lage des Augapfels unsicher ist, wie bei den grau in Grau gezeichneten oder mit Oelglanz überzogenen Augen eines Porträts, nehmen wir die Stellung des ganzen Antlitzes mit auf zur Bestimmung der Richtung des Blicks. Man betrachte solche Gemälde genauer, überdecke etwa den ganzen untern Theil bis zu den Augen mit der Hand, und man wird gestehen müssen, daß die Augen für sich keine bestimmte Richtung haben. Kommt aber Nase, Mund u. s. w. mit unzweifelhafter Lage dazu, so nehmen die Augen für jeden Fall die besondere Richtung scheinbar an, ohne daß darum die übrigen Richtungen nicht noch darin lägen, die man auch mit einiger Anstrengung, selbst bei der abnormen Lage der übrigen Gesichtstheile, in der Vorstellung fixiren kann. Es ist also eigentlich nur ein Fehler in der Zeichnung der Grund jenes überraschenden Experiments, und bei ganz richtig gezeichneten Augen, die eine einzige Richtung haben, kann dieselbe durch andere Untertheile so wenig geändert werden, als es bei lebenden Augen geschieht, wenn man sie fest auf denselben Punkt gerichtet hat, während man den Kopf beliebig rechts oder links, nach oben oder unten wendet, und somit dem Ansehenden immer neue Gesichtslagen darbietet. Unbegreiflich ist es daher, wenn Raymond mit ganz entgegengesezter Ansicht meint, daß jene Täuschung nur bei guten Gemälden stattfinde, da Jeder den Versuch mit

beliebigen Zeichnungen machen und des Gelingens um so gewisser seyn kann, je schlechter die Zeichnung, das heißt, je weniger die Richtung der Augen eine bestimmte ist. Die Unsicherheit des Blicks hat auch Raymond wahrgenommen, legt aber das meiste Gewicht in der Bestimmung unsers Urtheils über die Richtung des Blicks auf die Lichtpunkte im Auge; und doch sind diese nichts Wesentliches, und werden bekanntlich in lebenden Augen nur dann gesehen, wenn einfallendes Licht vom Augapfel nach dem Beschauenden reflectirt wird, so daß sie in der Zeichnung oft fehlen müssen und, ohne die Richtung des Blicks zu ändern, immer fehlen können. Was Raymond über das künstliche, vom Maler geschaffene Licht und dessen Unabhängigkeit von der natürlichen Beleuchtung eines Gemäldes sagt, ist ganz wahr, nur hätte er mehr Gewicht auf die Harmonie beider Beleuchtungen legen müssen, da es allerdings Gemälde gibt, bei denen der Kontrast beider sehr störend auffällt. Sehr zu beachten aber ist eine andere Bemerkung Wollastons. „Solch eine erzeugbare Wirkung," sagt er, „ist keineswegs beschränkt auf die Größe der Abweichung. Ein in Zerstreuung verlorner, nach oben gerichteter Blick kann (durch Ueberdeckung einer andern Unterhälfte) zum Ausdruck neugieriger Schalkheit umgeändert werden in dem schiefen Blicke eines jüngern Gesichtes, welches niederwärts und schräge nach der entgegengesetzten Seite gewendet ist. Das untere Augenlied, welches in der ersten Stellung einen Theil des Augapfels verbirgt, wird in der nachherigen mit Anstrengung gehoben scheinen, und dieses gibt den Anschein eines Lächelns, vorausgesetzt, daß es durch einen entsprechenden Ausdruck der übrigen Gesichtszüge unterstüzt wird." Der Einfluß, welchen eine anders geformte untere Hälfte auf den ganzen Ausdruck, die Seele des Auges und Antlitzes übt, ist schwer zu beschreiben, und höchst überraschend, wie oft das Geistvolle und Persönliche sich abändert und die Augen in ganz neue Beziehung zu dem anders gestalteten Munde und der umgeformten Nase treten. Doch dieses gehört zum Studium des Künstlers, dessen Geschicklichkeit und Gefühl die einzelnen Theile zu dem in der Aufgabe gestellten Gesammteindruck mit Anmuth und Sinnigkeit auffassen und darstellen soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

Leistungen der Akademie.

Am 10ten Januar hielt die Akademie der Wissenschaften die für diesen Tag, zur Jahresfeier ihrer Stiftung, angeordnete öffentliche Sizung, welcher eine zahlreiche und höchst glänzende Versammlung beiwohnte. Selbige ward unter dem Vorsize ihres Präsidenten, des Geheimenraths von Uwarow, durch Verlesung des Berichts für das Jahr 1832 eröffnet. Der beständige Sekretär, Staatsrath Fuß, berichtete zuerst über den gegenwärtigen Zustand der Museen der Akademie. Die Bibliotheken und Naturaliensammlungen haben im Laufe des Jahrs 1832 zum Theil sehr bedeutende Bereicherungen erhalten. Die an die Gouverneurs der verschiedenen Provinzen des Reichs gerichteten Cirkulare, und der Eifer, mit dem der größte Theil dieser aufgeklärten Chefs dem Wunsche der Akademie entgegengekommen ist, geben Hoffnung auf ansehnliche künftige Beiträge. Auch hat der Minister des öffentlichen Unterrichts sich an den Finanzminister mit der Bitte gewandt, daß sämmtliche Forstbeamte eingeladen würden, der Akademie Gegenstände der Zoologie einzusenden. Drei alte, höchst wichtige, diesen Gegenstand betreffende Ukasen wurden vom dirigirenden Senat aufs Neue eingeschärft. Diese in den Jahren 1718, 1762 und 1774 erlassenen Verordnungen schreiben sämmtlichen Gouvernementschefs vor, alles Merkwürdige, was im Fache der Naturkunde oder der Künste aufgefunden wird, an die Akademie einzusenden. Die zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen der ehemaligen Warschauer Universität, welche auf Befehl des Kaisers der Akademie der Wissenschaften einverleibt worden, sind noch nicht aus Warschau angekommen. Das numismatische Museum verdankt ebenfalls der Huld Sr. Majestät eine aus den Doubletten des Warschauer Medaillenkabinets zusammengesezte, reiche Kollektion. Auch einige Sektionen des asiatischen Museums sind ergänzt worden, unter andern durch eine nicht unbedeutende Anzahl alter, unweit der Festung Lori in Grusien ausgegrabener orientalischen Silbermünzen, unter denen Herr Frähn viele seltene und bisher noch unedirte Münzen gefunden hat, die im orientalischen Münzkabinet einen Plaz gefunden haben. Der Druck des ersten Bandes der Memoiren der Akademie, für das Fach der historischen, philologischen und politischen Wissenschaften, ist in diesem Jahre beendigt worden und enthält neunzehn große Abhandlungen. Der Druck des zweiten Theils der Memoiren, für das Fach der mathematischen Wissenschaften, ist der Vollendung nahe. Die Sammlung der Memoiren fremder Gelehrten hält mit den beiden andern gleichen Schritt. Die zwei ersten Hefte des zweiten Bandes sind schon erschienen und enthalten unter andern den Bericht des Herrn Bunge über die auf seiner Reise in China gemachten Sammlungen.

Noch muß eines wichtigen Werkes erwähnt werden, das in diesem Jahre von einem erst kürzlich in die Reihe der wirklichen Mitglieder der Akademie getretenen Gelehrten herausgegeben wurde, nämlich Struve's Bericht über die auf allerhöchsten Befehl von 1821 bis 1831 in den Ostseeprovinzen vollbrachte Breitengradmessung. Hr. Parrot hat in französischer Sprache einen kurzen Umriß seiner öffentlichen Vorlesungen über die Physik des Erdballs herausgegeben; Heß in russischer Sprache den zweiten Band seines Grundrisses der reinen Chemie. Von Brandt ward der Akademie das fünfte Heft des zweiten Bandes seines mit dem Berliner Gelehrten Dr. Ratzeburg herausgegebenen Werkes über die in der Heilkunde angewandten Thiere vorgelegt. Die Akademie gab auf ihre Kosten einen Katalog mit einer kurzen Beschreibung der von Menetries bei dessen Bereisung des Kaukasus bis zu der jezigen Grenze von Persien gesammelten zoologischen Gegenstände heraus. Dieser Katalog enthält die Beschreibung von 29 Gattungen Säugethieren, 176 Vögeln, 40 Würmern, 38 Fischen, 1009 Insekten und 15 Mollusken. Etwa 200 Arten dieser Thiere sind neu. Dem Katalog ist eine interessante Tabelle über die geographische Vertheilung der in demselben genannten Thiergattungen beigefügt, auf welcher bei jeder Gattung der Ort und die Höhe, wo das Thier gefunden worden, angezeigt ist. Auch die Beschreibung von Kupffers Reise nach dem Ural wird auf Subscription bei Engelmann in Paris gedruckt. Sie wird einen Band Text und drei Hefte lithographirter Ansichten des Ural enthalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 11. Juni 1833.

— Die Natur beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfniß, und ungemessene Gaben,
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder.

Goethe.

Ueber die Sinne der Kerfe.

Man möchte glauben, man könne die Sinne der Kerfe mit wenigen Worten beschreiben; wenn man aber findet, daß die Physiologen kaum über diesen Gegenstand einig sind, und man den Nutzen einiger ihrer Organe, die Sinnesorgane zu seyn scheinen, bis jezt noch nicht genügend erforscht hat, so darf man sich nicht wundern, daß der Gegenstand mehr Ueberlegung und Besprechung bedarf, als man beim ersten Blicke glaubt.

Im Menschen finden sich die gewöhnlichen fünf Sinne in ihrer größten Vollkommenheit, obschon in einigen Thieren besondere Sinne vorzüglicher sind. Die Wirbelthiere haben auch im Allgemeinen dieselbe Zahl, jedoch mit einigen Ausnahmen; bei den Wirbellosen aber trifft man sie selten alle in demselben Individuum beisammen. Die Sepien haben keinen Geruch, die Thiere der Muscheln haben weder Augen, noch Ohren, noch Geruch, und die Zoophyten, so wie die noch tiefer stehenden haben nur den einzigen Sinn des Gefühls, welcher aber so äußerst empfindlich ist, daß selbst das Licht darauf wirkt. Nicht so unsere Kerfe. Man hat gute Gründe, anzunehmen, daß diese alle gewöhnlichen Sinne haben. Daß sie sehen, fühlen, schmecken und riechen können, leugnet Niemand. Linné und Bonnet glaubten indessen, sie seyen des Gehörs beraubt; aber zahlreiche Beobachtungen beweisen das Gegentheil. Daß sie in ihrem Larvenzustand hören, beweisen die Thatsachen, welche der leztere Physiolog selbst mitgetheilt hat. Er fand, daß der Ton seiner Stimme augenscheinlich auf einige Raupen wirkte, was er aber, sicherlich ohne Grund, der Zartheit ihres Gefühlsinns zuschreibt. Ein andermal, wenn einige Raupen verschiedener Gattungen sich hurtig bewegten, ließ er eine kleine Schelle klingen, worauf sie plötzlich Halt machten und den Vordertheil ihres Leibs rasch bewegten. Daß sie dieses Vermögen in ihrem Fliegenstande besitzen, wird noch strenger durch Thatsachen bewiesen. Ich beobachtete einmal die Bewegungen eines Apion unter einem Taschenmikroscop: als er mich sah, ging er zurück, als ich ein schwaches, aber deutliches Geräusch machte, so erhoben sich seine Fühlhörner; ich wiederholte das Geräusch mehrmal, und immer mit demselben Erfolg. Ein Harparlus, den ich in der Hand hielt, beantwortete wiederholt den Ton auf dieselbe Art. Ich habe bemerkt, daß Mücken bei plötzlichen und deutlichen Tönen alle ihre Füße bewegten, und Spinnen verlassen ihre Beute und verstecken sich in ihre Schlupfwinkel. Kerfe, welche in Gesellschaft leben, kündigen ihre beabsichtigten Bewegungen an oder versammeln ihre Mitbürger zur Auswanderung durch ein eigenes Gesumme. Brunelli hielt und fütterte mehrere Männchen der gemeinen Heuschrecke in einer Kammer; sie waren sehr munter und sangen den ganzen Tag; aber

das Klopfen an der Thüre machte sie plötzlich still. Durch Uebung lernte er ihr Zirpen nachahmen; that er es vor der Thüre, so antworteten ihm zuerst nur einige ganz schwach, und dann stimmten alle in die Weise ein und sangen aus allen Kräften.

Obschon jedoch die Physiologen größtentheils darin übereinstimmen, daß die Kerse die gewöhnlichen fünf Sinne der Wirbelthiere haben, so herrscht doch eine große Meinungsverschiedenheit über deren äußere Organe. So ist man z. B. darüber in Zweifel, ob die Fühlhörner für den Geruch, das Gefühl oder das Gehör sind, und die Palpen für den Geruch, den Geschmack oder das Gefühl. Obgleich jezt die allgemeinste Meinung ist, daß der Hauptgebrauch der Fühlhörner im Ausforschen bestehe, indem sie als Tastorgane dienen, so gestehen doch die strengsten Advokaten dieser Meinung, daß sie nicht allgemein so angewendet werden. Es scheint mithin, daß, wenn dieses auch eine von ihren Hauptverrichtungen ist, es doch noch eine andere, allen gemeinschaftliche gebe, welche deßhalb ihre Grundverrichtung seyn muß. Es hat bisweilen eine allmähliche Aenderung in den Verrichtungen besonderer Organe statt; allein im Allgemeinen betrifft dieß nur Nebenverrichtungen, und die Grundverrichtung bleibt unberührt. So können wir z. B. sagen, die Grundverrichtung der Füße sey die Ortsbewegung, während die Nebenverrichtung im Gehen, Laufen, Hüpfen, Fliegen oder Schwimmen besteht, je nach den Umständen und der Natur des Thiers. Auf diese Art werden die Vorderfüße der Säugthiere in den Vögeln zu Flügeln, und beide Paare in den Fischen zu Flossen. Dieses scheint ein Gesetz zu seyn, wornach sich die Natur in den meisten Fällen richtet. Es haben daher in den meisten, ich sage nicht in allen Fällen analoge Theile analoge Verrichtungen, wenigstens in so weit es die Grundverrichtungen betrifft. Wenn wir daher über die Verrichtung eines Organs in irgend einem Thiere nicht in das Reine kommen können, so können wir uns oft Aufklärung aus der Analogie mit dem Bau eines solchen Organs in andern Thieren verschaffen, bei denen über die Natur desselben kein Zweifel obwaltet. Wir haben auch in der That von den Verrichtungen der Sinnorgane sogar in den uns am nächsten stehenden Thieren keinen andern Beweis, als den der Analogie: weil wir mit den Augen sehen, mit den Ohren hören u. s. w., schließen wir mit Recht, daß sie dasselbe thun.

Bei der Untersuchung, welches der allgemeinste Nutzen der Fühlhörner der Kerse seyn möge, will ich daher vor Allem sehen, ob in den höhern Thieren irgend ein Theil zu entdecken ist, welcher einige Analogie mit denselben darzubieten scheint; und hiebei ist zu bemerken, daß die Mehrzahl der Organe der Kerse, welche sich hierin von den meisten andern Wirbellosen unterscheiden, bald in dieser, bald in einer andern, bald in vielen Rücksichten wirklich den Organen der höhern Thiere analog ist, und daß die meisten davon dieselbe Verrichtung haben, obschon sie im Bau sehr abweichen. So sind die Analoga der Augen der Wirbelthiere zum Sehen da, die der Kiefer zum Kauen, der Lippen zum Mundschließen, der Füße zum Gehen u. s. w. Auch mit den innern Organen ist dieß der Fall, so daß wir mit Zuversicht behaupten dürfen, alle Kerse zeigen, troz zahlreicher Eigenthümlichkeiten, auffallende Aehnlichkeit mit den Thieren, die ein inneres Skelet haben, und besonders mit den Säugethieren, woraus wir auch mit großer Wahrscheinlichkeit schließen dürfen, daß, wo Thatsachen nicht das Gegentheil beweisen, die Verrichtungen analoger Organe sich mehr oder weniger gleichen, wenn auch der Bau und die Verfahrungsart verschieden ist. Wir behaupten nun, die Fühlhörner der Kerse seyen den Ohren der Wirbelthiere analog. Ihre Zahl stimmt überein; sie gehen ferner auch vom Kopfe aus, und was bei mir das meiste Gewicht hat, so findet sich kein anderes Organ, das man als Stellvertreter der Ohren betrachten könnte, wenn man sie nicht als solche gelten läßt. Bedenken wir, daß der Kopf der Kerse in jedem andern Theil und Organ seine Analogie mit dem der Säugthiere hat, so muß es uns sehr unwahrscheinlich vorkommen, daß jene vorspringenden Organe nicht auch ihre Stellvertreter haben sollten. Gesezt also, die Fühlhörner seyen die Analoga der Ohren, so folgt zwar nicht mit Gewißheit, aber mit Wahrscheinlichkeit, daß ihre Grundverrichtung einigen Bezug auf das Hören haben müsse. Ich sage nicht gerabezu, daß sie hören selbst sey, oder daß die Schwingungen des Tones durch einen zusammengesezten, dem innern Ohr der Säugthiere analogen Bau der Seele mitgetheilt werden, sondern nur, daß sie Bezug auf das Hören habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Bibeldieb.

(Fortsezung.)

Man stand im Begriff, den Gefangenen fortzuführen, als Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in diesem Augenblick aus der Thür trat und sich verwundert der Gruppe näherte. Die beiden Brüder waren, nachdem sie sich aus ihrem harmlosen Nachmittagsschlaf wieder ermuntert hatten, durch den Lärm, der plötzlich vor dem Hause entstanden war, herausgelockt worden. „Was gibt es hier, mein lieber, vielgetreuer Amtmann?“ fragte Herr von Waldensee. „Was habt Ihr da für einen kuriosen Vogel eingefangen?“ — „Einen berüchtigten Delinquenten,

Euer Gnaden," versezte der Gefragte. „Ich habe heut dem Staate einen wichtigen Dienst geleistet. Ich hoffe, man wird mich höhern Orts durch ein Belobungsschreiben zu ehren wissen." — „Einen Delinquenten? — warum nicht gar!" sagte Herr von Waldensee, nachdem er den Verhafteten genau betrachtet. „Seht Euch vor, Amtmann, der Mensch hat ja eine Bibel unter dem Arm! Habt Ihr je in Eurem Leben gesehen, daß Delinquenten mit der Bibel unter dem Arm spazieren gehen? Und zwar ein höchst prachtvoll eingebundenes Exemplar führt dieser Mann da bei sich." — „Wahrhaftig!" sagte der Amtmann, „das war mir entgangen. Er muß sie irgendwo gestohlen haben." — „Pfui, Amtmann, pfui!" entgegnete Herr von Waldensee. „Wer wird von seinem Nebenmenschen gleich das Schlimmste denken! — Zeigt mir Eure Bibel her, Freund," fuhr er darauf, zu dem in der schmerzlichsten Beklommenheit dastehenden Mann gewandt, fort. „Der Einband gefällt mir außerordentlich; Ihr müßt ein guter Mann seyn, da Ihr eine so schöne Bibel habt." Er betrachtete wohlgefällig das Buch, auf dessen Sammtdeckel mit goldgestickten Buchstaben der Name Wilhelminens eingezeichnet stand. Als er dieß bemerkte, stuzte er und rief verwundert aus: „Was ist das? die Bibel gehört ja unsrer Minna!"

In diesem Augenblick zeigte sich Richard in der Hausthür, welchen die auffallende Scene ebenfalls herbeigelockt hatte. „Komm her, ich will Dir etwas geben!" rief ihm Onkel Waldensee zu. „Nimm hier die Bibel; lies in der Bibel Deiner Braut, Du gottloser Junge! Lege sie Dir auf's Herz, werde fromm und gieb sie ihr mitsammt Deinem Herzen wieder zurück!" Richard nahm mit einer gewissen Hast das dargereichte Buch. Er kannte es, er hatte Wilhelminen, wenn er sie besuchte, oft darüber angetroffen, und es war ihm dann immer auffallend erschienen, daß sie es jedesmal eifrigst vor ihm zu verbergen suchte und ihm durchaus nie gestatten wollte, es in die Hand zu nehmen oder einen nähern Blick in dasselbe zu werfen. Er wußte, daß sie ihre Bibel zugleich zu ihrem Tagebuch zu benutzen pflegte und zu dem Ende stets mehrere weiße Blätter darin eingeheftet hatte, auf denen sie ihre geheimsten Gedanken und Geständnisse in sinniger Andacht niederschrieb. Richard schlug jezt das Buch auf, das ihm nun der seltsamste Zufall in die Hände geführt, und fand hinten die Blätter, die von Wilhelminens zierlicher Perlschrift beschrieben waren. Nachdem er einen Blick darauf geworfen, klappte er es schnell wieder zu und ging gedankenvoll mit dem Buch in das Haus zurück, ohne für den weitern Verfolg des gegenwärtigen Auftrittes Interesse zu zeigen.

„Freundchen, Ihr seyd also doch wohl zu dieser Bibel nicht gerade auf dem Wege der Frömmigkeit gelangt," sagte darauf Waldensee zu dem Unglücklichen, gegen welchen der Schein so sehr zeugte. „Mann, Euer Gesicht hatte etwas, das mir Theilnahme einflößte, als ich Euch zuerst sah. Wie habt Ihr Euch nur an einer Bibel vergreifen können? Ist mir doch in meinem ganzen Leben noch kein Bibeldieb vorgekommen!" — Da nahm der Angeklagte, der noch immer von den beiden Gerichtsdienern gehalten wurde, das Wort und betheuerte seine Unschuld. Eine edle Zornröthe flammte auf seinem trauernden Antlitz empor. „So tief sank ich nie!" rief er aus. „Ich bin schuldig, aber nie und nimmer eines Diebstahls!" Er erzählte darauf in kurzen, mit schmerzlicher Hast ausgestoßenen Worten, wie er als ein Hülfesebender, von Hunger und Durst ermattet, in das Haus gedrungen, wie er die Bibel in einem Zimmer gefunden, wie er sie, von der aus schuldbedrücktem Herzen erwachenden Sehnsucht nach dem Heil fortgerissen, auf einen Augenblick mit sich genommen, um dort im Gebüsch das Wort der Gnade zu lesen, und wie er eben im Begriff gestanden, sie an den gehörigen Ort wieder zurückzubringen. Er flehte den milden Sinn des Besitzers des Hauses an, ihm zu vergeben.

„Der Mensch hat Gaben der Eloquenz," sagte Herr von Waldensee; „er besizt eine Stimme, die einem das Herz im Leibe trifft, ich kann ihm nicht gram werden. Er fängt an, mir immer mehr zu gefallen. Wer seyd Ihr eigentlich, guter Mann?" fuhr er fort. „Ihr seyd gewiß nicht der, für den Euch mein Amtmann hält. Vertraut Euch mir nur an, und ich will Euch schon helfen, wenn es in meiner Macht steht." — „Ach!" seufzte der Gefragte, „ich heiße Halden!" — „Sehen Euer Gnaden her, er heißt Halden!" rief der Amtmann dazwischen, und überreichte dem Herrn von Waldensee das Zeitungsblatt mit dem darin aufgeschlagenen Steckbrief.

„Ja, ich bin es!" fuhr Jener fort; „ich bin der unglückliche Prediger Halden! Mein Schicksal ist bekannt: ich wurde als Pasquillant zur Festung verurtheilt. Ich will hier, wo ich in den Mienen eines edlen Mannes so wohlthuende Theilnahme für mich lese, einige Worte über mich sagen, die mich nicht rechtfertigen, aber doch das, was ich verschuldete, erklären sollen. Ein natürlicher Hang zum Spott hat mein ganzes Leben hindurch an mir gezerrt. Das Ernste und Burleske des Lebens berührte sich in mir immer zu schneidenden Gegensätzen, und schon als Knabe konnte ich über die guten Lehren einer alten, schwachen, sterbenden Mutter in demselben Augenblick, wo ich mich über ihr Hinscheiden in Thränen auflöste, unwillkührlich Bemerkungen machen, die Jeden der Umstehenden zum Lachen reizen mußten. Nichts empfinden die Menschen aber übler, als wenn ihnen zur Unzeit das Lachen erregt wird, und so säete ich mir selbst in den Frühling meiner Jugend das Unkraut des Hasses, der mir überall entgegentrat und mich verfolgte. Ich galt bei Allen für einen bösen Buben, und doch hatte

ich Allen eben so oft Beispiele meines weichen, überquellenden Herzens gegeben. Der Spott war naiv in mir, er bildete sich erst später zur Kunst aus und wurde Absicht. Weil Jeder sagte, ich sey böse, fing ich endlich selbst an, es zu glauben, und wurde es; ich wurde es, und fand den einzigen Trost darin, es auf eine pikante Weise mit Witz und Laune zu seyn."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Fortsezung.)

Leistungen der Akademie. Wissenschaftliche Reisen.

Die Zahl der in den Sizungen der Akademie gelesenen Abhandlungen beläuft sich auf sechs-und-vierzig. Der Ausbreitung, welche die Korrespondenz der Akademie hinsichtlich der naturhistorischen Wissenschaften erhalten hat, ist schon oben gedacht worden. Diese Erweiterung der äußern Verhältnisse der Akademie war begründet durch eine allgemeine Maßregel, welche, nach dem Erfolge des ersten Jahrs zu urtheilen, für die Zukunft bedeutende Vortheile verspricht. Die Akademie hatte nämlich die Gelehrten und Literatoren im Innern Rußlands eingeladen, ihr von Zeit zu Zeit Nachrichten über wissenschaftliche und sonstige interessante Gegenstände zu liefern, bezüglich auf Geschichte, Statistik, Völkerkunde, Alterthümer, Naturgeschichte, Physik 2c. Die Akademie hatte dabei den Zweck, der gelehrten Welt die literarischen Arbeiten unserer zahlreichen wissenschaftlichen Männer mitzutheilen, denen es sonst an Mitteln, bekannt zu werden, fehlen dürfte, ferner den Geschmack an wissenschaftlichen Beschäftigungen allgemeiner zu machen, zur genauern Kenntniß unsers ausgedehnten Vaterlandes beizutragen und einen Mittelpunkt für die inländischen Gelehrten in allen, auch noch so entfernten Theilen des Reichs zu bilden. Zugleich hegt sie die Hoffnung, daß dieser von ihr eingeschlagene Weg zur allmähligen Vervollständigung ihrer Museen und der von ihr herausgegebenen Zeitschriften beitragen werde. Zu dem Ende wurden Cirkulare mit Instruktionen für die Sammler von naturhistorischen Gegenständen an die Militär- und Civilgouverneurs, an die Universitäts-Conseils und an die Vorgesezten der verschiedenen Lehrbezirke geschickt. Von dem Minister des öffentlichen Unterrichts, der ähnliche Aufforderungen an die Kuratoren der Universitäten hatte ergehen lassen, erhielt die Akademie eine interessante Uebersicht der im Jahr 1830 in Rußland erschienenen Bücher und Journale; vom Finanzminister, dem Minister des Innern und dem Oberprokuror des heiligen dirigirenden Synods wurden ihr Mittheilungen über den Zustand der Manufakturindustrie im Reiche, über die unter den Kollegien der öffentlichen Fürsorge stehenden Wohlthätigkeitsanstalten, über die Buchdruckereien und Lithographien in Rußland, über die Zahl der Klöster, Kirchen und geistlichen Anstalten eingesandt. Statistische Uebersichten der verschiedenen Gouvernements erhielt die Akademie von den Generalgouverneurs. Dieser Wunsch, die Berührungspunkte zwischen der Akademie und dem Publikum zu vervielfältigen, und besonders eine engere Verbindung der Mitglieder dieses gelehrten Vereins mit wohl unterrichteten Bewohnern der Residenz zu begründen, bewog auch die Akademie, zu ihren gewöhnlichen Sizungen von Zeit zu Zeit alle ihre hiesigen Ehrenmitglieder und Korrespondenten, wie auch eine bestimmte Anzahl fremder Personen, die den Sizungen beizuwohnen wünschten, einzuladen. Diese Versammlungen finden Abends statt, damit die Beamten nicht durch ihre Berufsgeschäfte verhindert werden, daran Theil zu nehmen.

Von den im Jahr 1832 unternommenen gelehrten Reisen erwähnte der beständige Sekretär zuerst Strojews Expedition. Die Forschungen dieses rastlosen Archäographen wurden auch in diesem Jahre mit nicht weniger Eifer und Erfolg als in den drei vorhergegangenen fortgesezt. Die Archive der Stadt Moskwa and der Gouvernements Nowgorod, Pskow und Twer waren diesesmal Gegenstände der Untersuchungen des Reisenden. Die sogenannte Patriarchenbibliothek der alten Hauptstadt und die Sophienbibliothek zu Nowgorod, die über 3000 Handschriften besizt, nahmen die meiste Zeit in Anspruch und gewährten eine reiche Ausbeute. Jezt ist Strojew gesonnen, zur Durchsicht der alten Militärarchive oder des sogenannten Puschkarski Prikas zu schreiten, der wichtige Belege zur ehemaligen Militärverwaltung und Gesezgebung Rußlands verspricht. Die Portefeuilles der Expedition sind besonders reich an einer Menge interessanter Materialien über die slavisch-russische Geschichte und Literatur. Im gegenwärtigen Jahr hofft der Archäograph seine Forschungen im nordöstlichen Theile des europäischen Rußlands zu beendigen. — Der für Rechnung der Akademie reisende Astronom Fuß der Jüngere, der nach seiner Rückkehr aus Peking die Instruktion erhielt, im Jahr 1832 die geographische Lage der im südöstlichen Theile von Sibirien bis zum Zusammenfluß der Schilka und des Argun befindlichen Orte zu bestimmen, nachdem er zuvörderst in Irkuzk seine Chronometer berichtigt und die Schwingungen des magnetischen Cylinders beobachtet haben würde, trat im März seine Reise an. Ueber den Bergrücken des Jablonnoi ging er da, wo die Uda entspringt, besuchte die Nertschinskischen Bergwerke, folgte dem Laufe der Flüßchen Schilka und Argun, dann dem des Amur bis zur Mündung des Oldoja, und sezte von dort seine Reise längs der südöstlichen Grenze von Sibirien bis zu den Ausflüssen der Selenga fort; hierauf wandte er sich nach Norden, verfolgte das östliche Ufer des Baikalsees, ging der Bargusinischen Steppe zu und endigte seine Wanderung in der diesseits des Sees liegenden Grenzfestung Tunka. Die Früchte dieser sechsmonatlichen, gegen 5000 Werst umfassenden Reise sind: die geographische Bestimmung von 50 Orten auf einer Strecke von 20° Länge und 5° Breite, die Beobachtung der Inklination und Deklination der Magnetnadel, wie auch der Anziehungskraft des Magnets an 30 verschiedenen, meistens im westlichen System liegenden Orten; eine fortgesezte Nivellirung der Gegend; fleißige barometrische Beobachtungen auf einer Strecke von 200 Werst längs dem Ufer des Baikal und Versuche über die Temperatur der Flüsse während der ganzen Reise. Fuß Reisegefährte in China, Bunge, besuchte nach seiner Rückkehr aus Peking die chinesische Süngarei und beschäftigte sich im Sommer des Jahrs 1832 mit einer nochmaligen Erforschung des Altai, den er schon früher mit Ledebour und Meyer in botanischer Hinsicht bereist hatte. Der Kürze des vergangenen Sommers ungeachtet, ist es Bunge gelungen, eine bedeutende Anzahl Pflanzengattungen zu sammeln, unter denen sich theils ganz neue, theils in der Flora des Altai bisher unbekannte Spezies befinden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Juni 1833.

Ein Schaaf, das man dem Wolf entrissen,
Läßt gern sich in den Stall verschließen:
Der Mensch, dem böse Lust schon oft geschadet hat,
Wird doch der bösen Lust nicht satt.

Tscherning.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Einen hellen, scharfen Verstand hatte mir die Natur gegeben,“ fuhr der Prediger fort, „meine eigenen Fehler einzusehen, aber auch die meiner Umgebungen. Ich hielt es für genial, mich selbst in meinen Umgebungen zu geißeln. Meine Satiren sind alle Selbstbußen des Spötters gewesen, und in dem Autodafe, das mein Spott anzündete, brannte immer mein eigenes Herz in verborgenen Qualen mit. Mein Vater sagte sich von mir los, ich hatte ihn durch ein ganz unabsichtliches Wortspiel in der ganzen Stadt lächerlich gemacht. Von dem Gymnasium, dem ich in der Residenz als Pensionär übergeben worden, wurde ich ebenfalls bald wieder entfernt, weil ich Lehrern wie Mitschülern ein Stein des Anstoßes war, an dem sich alle rieben. Ich durfte nur lächeln, so gab ich auch schon ein Aergerniß. Es war etwas in meinem Wesen, das unbewußt aus mir herausschlug und vor dessen Folgen ich immer selbst erschrack, weil ich sie nie berechnet hatte. Ich wurde mit Beschimpfung meiner Ehre von der Anstalt entfernt. Da ging ich in mich, und so jung ich auch damals noch war, kam es doch zu einem sehr ernsten und festen Entschluß in mir. Ich beschloß, die tiefste Einsamkeit aufzusuchen und, entfernt von allem Umgang, mich durch ein anhaltendes Selbststudium zur Akademie vorzubereiten. Ich führte es aus, und verlebte so ein Jahr in mein abgelegenes Zimmer mich verschließend, fast ohne auszugehen. Nie war ich glücklicher, als jenes Jahr hindurch, das ich nur mit meinen Büchern, diesen treuesten und zuverläßigsten Freunden, die durch keinen Spott reizbar und verwundbar sind, zubrachte. Mich selbst für geheilt haltend, bezog ich die Universität und erwählte mir die Theologie zu meinem Studium. Ich wollte eine meiner Natur entgegengesezte Richtung einschlagen, um sie gewaltsam zu überwinden, und glaubte, wenn ich mein Leben ausschließlich dem Dienst des Herrn gewidmet, frei zu bleiben von allen Anfechtungen der alten Triebe. Ach, ich bedachte nicht, wie nahe Religion und Spott einander berühren! Indeß erreichte ich ohne bedeutende Störungen und Abirrungen mein Ziel. Ich war Landprediger geworden und im Besiz eines jungen liebenswürdigen Weibes. Man hielt mich allgemein für einen sanften, frommen Mann. Ich predigte, ich tröstete die Leidenden, ich ermahnte die Glücklichen, ich liebte mein Weib, unterrichtete meine Kinder, und war glücklich. Ich war so lang glücklich, bis ich mich über mein Glück zu langweilen anfing. Die ländliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit, die bis dahin meine Freude ausgemacht, meine Natur gemildert hatte, begann mir drückend, unerträglich zu werden. Aus der einförmigen Stille meines abgelegenen Predigerhäuschens lockte mich wieder das bunte Leben in den Farben des Spottes

heraus. Ich begann zu meiner Unterhaltung Satiren zu schreiben, zu denen die politischen Zeitverhältnisse reichen Stoff darboten. Ich ließ sie drucken und der Beifall des Publikums ermunterte mich. Wie viel interessanter schien es mir wieder, mit den Gegensätzen des Lebens keck zu spielen, als in ebener Ruhe, ohne Anfechtung und ohne anzufechten, das Daseyn hinzuträumen. Die verführende Schlange im Paradiese des menschlichen Glücks ist die Unruhe, die uns treibt und uns nicht läßt. Wenn der Engel des Friedens statt der Mohnkörner zuweilen auch Donner und Blitze zu schleudern vermöchte, wir würden länger bei ihm aushalten. Ich wurde wieder wild, ich wurde leidenschaftlicher als jemals. Die Hausgötter auf meinem stillen Familienherde, die sonst so freundlich und segnend auf uns herabgesehen, verhüllten sich weinend, ich zerfiel mit meinem ganzen häuslichen Glück, aber ich achtete nicht mehr darauf. Bald wurde ich wegen einer Schrift, durch die sich eine hohe Person von mir verlezt glaubte, zur Untersuchung gezogen. Meine Gattin starb in Kummer über mich. Ihre lezte Thräne löschte den Brand in meinem aufrührerischen Herzen; ich besann mich wieder, aber es war schon zu spät. Ich wurde meines Amtes entsezt, man riß mich aus der Mitte meiner hülflosen Kinder und führte mich auf die Festung, um meine Unbesonnenheit in vieljähriger Haft abzubüßen. Dort saß ich lange und trauerte dumpf in mich hinein. Kein erquickender Strahl wollte wieder durch meine Seele leuchten. Einige Gesuche um Begnadigung, unmittelbar an den Fürsten selbst gerichtet, blieben unbeantwortet, und in meiner Sehnsucht nach Freiheit schmachteten alle meine Kräfte täglich hin. Ich wäre daran gestorben, hätte sich mir nicht eine Gelegenheit dargeboten, zu entfliehen. Wie froh begrüßte ich die freie Luft, die freie Luft, ohne die ich nie leben konnte! Jezt habt ihr den armen Flüchtling wieder ergriffen und ihn an der kaum entfalteten Schwinge schon wieder festgehalten. Aber ich segne dennoch diese Flucht! Mitten auf dem Wege ist dem Umherirrenden, dem Ermatteten das Wort des Herrn begegnet, und hat ihn gespeist und getränkt, und seine abgewandte Seele auf immer wieder zu sich gelockt. Führt mich jezt getrost wieder zurück in meine Gefängnißmauern, ich will euch folgen und die verdiente Strafe des Gesetzes ganz über mich walten lassen. Ich werde jezt Alles erdulden können, denn ich bin seit einer Stunde wie ein anderer Mensch. Ein starker Trost ist in mir aufgewacht, eine große Zuversicht ist in mir lebendig geworden, eine süße Liebe und Gnade lächelt in meine tiefe Reue hinein. — Führt mich nur wieder fort auf die Festung — denn ich muß ja auch noch den an jener Bibel begangenen Diebstahl abbüßen.“ Die lezten Worte sagte er gutmüthig lächelnd; man hätte ihm daran noch den alten Spötter ansehen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sinne der Kerfe.

(Fortsetzung.)

In den *zusammengesezten* Augen der Kerfe muß das Sehen sehr von dem der Wirbelthiere verschieden seyn, dennoch nennen wir es ohne Bedenken *Sehen*; da aber die Fühlhörner, wie wir sehen werden, eine *gemischte* Empfindung fortleiten, so habe ich nichts dagegen, wenn man ihre Grundfunktion mit *Lehmann* *Aeroskepsie* (Luftforschung) nennt. Ich habe so eben einige Beispiele angeführt, wo der Ton auf die Fühlhörner der Kerfe wirkte; ich will nun ein anderes anführen, das ich beobachtete und das noch viel merkwürdiger ist. Eine kleine Motte ruhte an meinem Fenster, ich machte ein nicht lautes, aber bestimmtes Geräusch; das mir nächste Fühlhorn bewegte sich unmittelbar gegen mich. Ich wiederholte das Geräusch wenigstens ein Dutzend Mal, und es erfolgte jedesmal dieselbe Bewegung dieses Organs, bis es endlich, als der Kerf in Angst gerieth, in seinen Bewegungen heftiger wurde. In diesem Fall konnte es nicht *Gefühl* seyn, denn das Fühlhorn lag an keiner Oberfläche an, sondern war nach der Gegend gerichtet, von der der Ton kam, als wenn es horchte. Wenn Bienen Honig und Blüthenstaub sammeln, so stecken sie zuerst die Fühlhörner in die Blumen, welche sie besuchen; wie ich aber mehr als einmal beobachtet habe, so stecken sie nur die Spitze derselben hinein. Wenn Staubbeutel bersten, oder der Honig ausschwizt, so ist wahrscheinlich ein schwaches Geräusch dabei oder eine Bewegung der Luft in der Blume, welche auf die untersuchenden Organe ohne unmittelbare Berührung wirkt.

Zieht man den *Bau* der Fühlhörner in Betracht, so liefert er uns noch mehr Gründe zu Gunsten der obigen Hypothese über ihre Grundverrichtung. Manche Fühlhörner sind viel *zusammengesezter* in ihrem Bau als andere, bekanntlich bestehen manche aus zahlreichen Blättern. Untersuchen Sie das Verfahren eines mit dergleichen versehenen Thierchens, so werden Sie finden, daß es vor dem Anfang seiner Bewegung die Fühlhörner vorstreckt und die Blätter öffnet; es legt sie aber nicht an Oberflächen, um den Weg zu untersuchen, sondern hält sie blos *offen*, um Kunde aus der Luft einzuziehen. Selbst *einfache* Fühlhörner werden eben so oft auf diese Art angewendet, als zum Berühren. Ich bemerkte einmal eine Gattung Phyrgenen, die auf einem Grasblatte saß; ihre Fühlhörner schwangen, und sie bewegte dieselben in der Luft von einer Seite zur andern, als wenn sie durch Aeroskepsie untersuchen wollte, was um sie vorgehe. *Wollaston* hat eine Bemerkung gemacht, welche so ganz zu unserer Untersuchung paßt, daß ich sie hier vorlegen will. „Da in der Konstitution der Atmosphäre nichts ist, was viel häufigere Schwingungen, als wir

wahrnehmen konnten, verhinderte, so können wir denken, daß Thiere, wie Grillen, deren Kräfte ziemlich da anfangen, wo die unsrigen aufhören, viel feinere Töne hören, als wir kennen, und daß es andere Kerfe gebe, welche nicht hören wie wir, aber so reizbar sind, und einen Sinn haben, welcher Schwingungen zwar von derselben Natur, wie diejenigen, welche unsere gewöhnlichen Töne ausmachen, aber aus so großer Ferne wahrnimmt, daß man von solchen Thieren sagen kann, sie besitzen einen andern Sinn, welcher mit dem unsrigen nur in dem Medium übereinstimmt, durch das er erregt wird, und der möglicherweise von den langsamern Schwingungen, welche wir wahrnehmen, gar nicht berührt wird." Daß Kerfe übrigens nichts mit uns gemeinschaftlich hören, widerspricht den Thatsachen, wenigstens einer Menge derselben. Sie hören unsere Töne und wir die ihrigen; aber ihr Gehör oder ihr analoger Sinn ist viel feiner als der unsrige und empfängt auch die allerschwächsten Schwingungen, welche z. B. andere Kerfe der Luft mittheilen. Frägt man, wie dieses zugeht, so kann man fragen: wissen wir, ob nicht jedes Glied eines Fühlhorns ein acustisches Organ ist, und verschieden in gewissem Sinne von den übrigen? Wir wissen, daß die Kerfaugen in der Regel zusammengesezt sind, und daß sie aus verschiedenen Linsen bestehen; warum könnten ihre äußern Ohren nicht eben so vervielfältigt seyn, so daß sie im Stande wären, mit mehr Sicherheit die feinsten Schwingungen aufzunehmen, welche sie empfinden, obschon sie auf unsere gröbern Organe nicht wirken. Aber außer den Wahrnehmungen, welche die Fühlhörner aus der Luft empfangen, von Tönen, von der Annäherung oder der Nachbarschaft anderer Kerfe u. s. w., sind dieselben wahrscheinlich auch die Organe, womit die Kerfe Veränderungen in der Atmosphäre wahrnehmen und durch gewisse Zeichen den baldigen Witterungswechsel ahnen. Die Bienen besitzen dieses Vermögen in einem bewundernswürdigen Grade. Wenn während der Beschäftigung mit ihren täglichen Arbeiten ein Regenschauer anrückt, so sehen sie ihn vorher und kehren plözlich zu ihren Stöcken zurück, obschon wir noch keine Zeichen davon wahrnehmen. Wandern sie weit von ihrer Heimath und kehren sie erst spät am Abend zurück, so ist es eine sichere Vorbedeutung, daß der folgende Tag heiter seyn werde. Bleiben sie aber in der Nähe ihrer Wohnungen und gehen sie häufig hin und her, so werden bald Wolken und Regen kommen, obschon man keine andere Anzeige von Feuchtigkeit in der Luft hat. Man hat bemerkt, daß auch die Ameisen in dieser Hinsicht vortrefflich begabt sind; obschon sie täglich ihre Larven herausbringen, um sie zu sonnen, so werden sie doch nie von plözlichen Schauern überfallen. Es ist bekannt, daß vor einem Regen zahllose Kerfe in unsere Häuser kommen; dann verläßt die Stechmücke ihre unedlere Beute und greift uns in unsern Häusern an.

Die Fühlhörner scheinen also für die Wirkung der elektrischen und anderer in der Luft zerstreuten Flüssigkeiten berechnet zu seyn; diese mögen in gewissen Zuständen und Verhältnissen die Annäherung eines Gewitters, oder Schauers, oder eines Regenwetters anzeigen und so auf diese Organe wirken, daß das Kerf im Stande ist, einen baldigen Wechsel mit Sicherheit anzukündigen; wir kennen wenigstens kein anderes Organ, welches eher dieses Vermögen haben könnte. Nach Allem, was hier gesagt worden ist, werden Sie gern zugeben, daß die allgemeinste Grundverrichtung der Fühlhörner eine Sinnesverrichtung ist, die dem Hören entspricht, oder wenigstens demselben analog ist, und denselben Zweck erreicht; vielleicht eine Art Mittelding zwischen Gehör und Gefühl. Bei einigen mag übrigens, wie man bei den Crustaceen gefunden, ein Hörorgan im gewöhnlichen Sinn am Grunde der Fühlhörner liegen, welche leztern dann wie das äussere Ohr wirken, die Töne sammeln und zu einem solchen Organe fortleiten können.

Daß manche Fühlhörner gleichsam als eine Nebenverrichtung durch Tasten untersuchen, wird allgemein angenommen, und ich brauche mich daher über diesen Punkt nicht weiter auszulassen, will aber untersuchen, ob die Kerfe nicht ein anderes Organ besitzen, welches zu diesem Sinn insbesondere bestimmt ist. Vorher muß ich jedoch einige Bemerkungen im Allgemeinen darüber machen. Von allen unsern Sinnen ist das Gefühl der einzige, welcher nicht auf besondere Organe beschränkt, sondern über den ganzen Leib zerstreut ist; bei den Kerfen, welche meist mit einer verhärteten Kruste bedeckt sind, ist es wahrscheinlich, daß sie nur mit solchen Theilen fühlen, wo die Nerven mit einer dünnern Oberfläche bedeckt und der äußern Einwirkung ausgesezt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Bälle. Konzerte.

Die tanzreiche Winterzeit hat man im Frühjahr mit einigen Bällen beschlossen, die einen besondern Charakter hatten. Einer wurde von dem sonderbaren Dichter Alexander Dumas gegeben. Es sollen an 800 Personen gegenwärtig gewesen seyn; vermuthlich hat das Gerücht einige Hundert hinzugesezt; denn wie könnte die Wohnung eines Dichters, der sich noch nicht wie Scribe bereichert hat und noch nicht wie Goethe Staatsminister geworden ist, 800 Personen aufnehmen, besonders in Paris, wo Jeder nicht mehr Plaz hat, als er eben zu seiner Wohnung bedarf! Dumas hat viele Freunde unter den Künstlern. Diese hatten es übernommen, seine Wohnung zu dem bevorstehenden Feste auszuschmücken.

Die Wände wurden mit Phantasiestücken bemalt; die berühmtesten jungen Maler legten frisch Hand ans Werk, und im Verlauf von wenig Tagen war Dumas Wohnung zu einer bleibenden Kunstgallerie umgeschaffen. Dafür machten auch die Künstler einen bedeutenden Theil der Ballgesellschaft aus. Dumas spielte den Hausherrn mit der Grandezza eines reichen Gutsbesizers oder eines Bankiers, bei dem Könige und Kaiser Geld aufnehmen. Es ging in der Dichterwohnung sehr flott her. Zulezt wurde die Anfangs sehr stille Gesellschaft doch etwas lärmend, und die Künstler wurden so gut gelaunt, daß man ihre Spässe schon von Weitem vernehmen konnte. Uebrigens fand sich auf diesem Balle eine sonderbare Vereinigung von Kostümen zusammen, phantastischen sowohl, als historischen, besonders aus dem Mittelalter. Einen andern sonderbaren Ball hatte man ausgedacht, nämlich einen republikanischen, auf welchem die merkwürdigen Personen aus der Zeit der Republique française dargestellt werden sollten; die Polizei hintertrieb dieses Projekt, weil ihr bange war, die Republik bald noch anders verwirklicht zu sehen. Ich für meinen Theil bedaure es, denn man hatte sehr schöne Sachen zu diesem republikanischen Balle ausgedacht und schon manche Vorbereitungen getroffen. Für dieses Jahr sind nun wohl alle diese Charakterbälle zu Ende. Dagegen haben wir noch als Nachzügler des Winters manche Konzerte, besonders die des Musikkonservatoriums, oder eigentlich die Liebhaberkonzerte, ferner die von Fétis veranstalteten Konzerte für alte Musik, endlich Chorons Gesangkonzerte. Seit der Julirevolution hat Chorons Schule für Kirchengesang die Unterstüzung, die sie zuvor vom Hofe bekam, verloren. Troz dem läßt der thätige Direktor den Muth nicht sinken und fährt fort, nach wie vor seine Schule für geistlichen sowohl, als weltlichen Gesang zu halten. Man verdankt ihm das Wiederaufleben mancher schönen Gesangstücke aus der ältern italienischen Schule, welche längst vergessen waren, weil in Frankreich sich wenig Gelegenheit darbietet, geistliche Musik aufzuführen. Ich begreife nicht, warum die Regierung für Chorons Schule nichts mehr thut, denn sie ist offenbar eine der nüzlichsten musikalischen Anstalten in Frankreich. Auch die Geistlichkeit sollte sie unterstüzen, da die Schüler Chorons immer zur Hand sind, wenn in einer Kirche ein feierliches Hochamt gehalten werden soll. Leider hat aber die französische Geistlichkeit wenig Sinn für schönen Kirchengesang, und glaubt, es gehöre mit zum Wesen der katholischen Kirche, den alten barbarischen Chorgesang unverändert beizubehalten. Die einzige Veränderung, welche sich seit einigen Jahren mehrere Pfarrer erlaubt haben, ist, daß sie statt des den Gesang leitenden Serpents ein neues Instrument gebrauchen, welches mit dem Fagot viel Aehnlichkeit, aber eine Oeffnung wie das Waldhorn hat; man kann es als eine Vereinigung dieser beiden Instrumente ansehen; auch ist es bei einigen Regimentern eingeführt. Dieses Instrument hat einen nicht so rauhen Ton, als das Serpent; der Kirchengesang wird indessen dadurch nicht viel angenehmer. Die Geistlichkeit fürchtet aber nun einmal den weltlichen Gesang als eine gefährliche Neuerung, und brummt lieber nach der alten Weise. — Der italienischen Oper sind wir im Sommer beraubt, indem der Kontrakt mit den Sängern stets mit Ende des März zu Ende geht, worauf denn die Hauptsänger sich sogleich nach London begeben. Auf diese Art ist es möglich, die beiden am besten zahlenden Hauptstädte mit den ausgezeichnetsten Virtuosen zu versehen; das Publikum steht sich gut bei dieser Einrichtung und die Virtuosen noch besser. Was sie hier weniger bekommen, wird ihnen in London ersezt; dagegen haben sie hier mehr Vergnügen, mehr Wetteifer, mehr Anerkennung.

(Die Fortsezung folgt.)

Petersburg, Mai.

(Fortsezung.)

Neue wissenschaftliche Forschungen.

Es ist bekannt, daß der östliche Theil von Rußland an fossilen Knochen von Thieren, die jezt nur noch in der heißen Zone gefunden werden, reich ist, und in dieser Hinsicht, was die Geologie betrifft, fast für die wichtigste Gegend der Welt gelten kann. Es wäre interessant, zu wissen, ob nicht auch im westlichen Theile der Besizungen Rußlands Reste von Thiergattungen der Urwelt sich vorfinden, als Zeugen von Veränderungen des Klimas, die in Folge von Erdrevolutionen unserm Planeten seine jezige Beschaffenheit gegeben haben. Es hieß, Liefland, und besonders die Gegend um den See von Burtnek im Wolmarschen Kreise, enthalte dergleichen Ueberreste, ja der Naturforscher Ulprecht habe wirklich fossile Knochen, welche der Beachtung werth seyen, entdeckt. Um sich davon zu überzeugen, trug die Akademie ihrem Mitgliede Parrot auf, daselbst Nachforschungen anzustellen. Die am Ufer des Burtnekschen Sees gefundenen Gegenstände bestehen in einer bedeutenden Anzahl Zähne, in Bruchstücken von Knochen und Madreporen. Man fand sie theils im Wasser auf den flachen Ufern des Sees, theils in einer Entfernung von fünf bis sechs Faden von demselben auf trockenem Lande. Parrot lieferte auch einen genauen Plan des Sees, nebst Bezeichnung der Oertlichkeit der Fossilien, und beschäftigt sich gegenwärtig mit ihrer chemischen Analyse. Da die Akademie findet, daß dieser für die Geologie so anziehende Gegenstand neue Untersuchungen verdient, so hat sie Parrot aufgetragen, den Apparat zur Hervorziehung der Gegenstände aus dem Wasser zu bestellen und die Arbeiten mit dem nächsten Sommer zu beginnen, indem man hofft, auf größere Fragmente von Gerippen zu stoßen, an denen es zu erkennen seyn wird, welcher Thiergattung sie angehören. — Lessing, ein junger Naturforscher aus Berlin, der im vergangenen Sommer hier eintraf, um auf eigene Kosten eine wissenschaftliche Reise nach Sibirien anzutreten, hatte der Akademie seine Dienste auf den Fall angeboten, daß dieselbe ihm Aufträge zur Bereicherung ihres naturhistorischen Museums ertheilen wollte. Die Akademie ging in diesen Vorschlag um so bereitwilliger ein, als ihr Lessing, der schon durch mehrere botanische Schriften der gelehrten Welt bekannt ist, von den ausgezeichnetsten Berliner Gelehrten empfohlen worden, und stand nicht an, ihm 1000 Rubel jährlich als Gehalt auszusezen, wobei sie ihm einen Schüler des zoologischen Laboratoriums mitgab und sich Ansprüche auf einen Theil seiner mitzubringenden Sammlungen vorbehielt. — Eine zweite willkommene Gelegenheit, welche die Akademie zur Erweiterung der Kenntniß von der physischen Bildung unsers Vaterlandes nicht vorbeiließ, war die geographische Reise Feodorows, eines Schülers von Struve, nach Westsibirien. Der Hauptzweck dieser von der Universität zu Dorpat vorgeschriebenen Expedition ist die astronomische Ortsbestimmung verschiedener Punkte von Orenburg und Katharinenburg östlich bis zum Jenisset. Um auch in andern Hinsichten von dieser Expedition Nuzen zu ziehen, hat die Akademie Feodorow aufgetragen, sich zugleich mit magnetischen Beobachtungen abzugeben, und ihn zu diesem Ende mit einem vollständigen Apparat zur Bestimmung der magnetischen Bildung der von ihm zu bereisenden Orte versehen. Aus Obigem erhellt, daß die Arbeiten des jüngern Fuß und Feodorows genau zusammenhängen, sich gegenseitig ergänzen und zur Bereicherung und Bestätigung unserer geographischen Kunde von Sibirien beitragen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Juni 1833.

Die Insekten sind gleichsam kleine Modelle der sogenannten höhern und größern Thiere; bei der Ausführung im größern Maaßstab mußte aber die Natur vielfältig vom Modell abweichen.

Buffon.

Ueber die Sinne der Kerse.

(Beschluß.)

Es ist hiemit nicht gemeint, daß die Kerse mit ihren bedeckten Theilen gar nicht fühlen könnten; denn wir fühlen hinlänglich zum Gehen, obschon unsere Füße mit den dicken Sohlen der Schuhe bedeckt sind, und so werden auch wohl die Kerse durch die Kruste ihrer Füße zum Zwecke ihrer Bewegungen hinlänglich fühlen. Ueberdieß sind die Punkte, welche mit einer dünnern Haut bedeckt sind, oft sehr zahlreich, so daß das Gefühl, wenigstens im passiven Sinn, ziemlich allgemein über ihren Leib zerstreut seyn mag; das aktive oder ausforschende Gefühl aber ist auf wenige Organe beschränkt, auf die Fühlhörner, die Palpen und die Arme. Die beiden leztern will ich nun näher untersuchen. Ueber den Nutzen der Palpen hat man verschiedene Meinungen vorgebracht. Die früheste Meinung und diejenige, wovon sie ihre Namen Palpen oder Fühler erhalten haben, ist, daß sie Organe des aktiven Gefühls seyen, und dieses scheint mir auch die richtigste und wahrscheinlichste Meinung zu seyn. Cuvier, der allein eine Menge aufwiegt, ist dieser Ansicht beigetreten. Folgende Beobachtungen dienen derselben zur Bestätigung. Wenn die Kerse gehen, so werden bei den meisten die Palpen häufig oder vielmehr ohne Unterbrechung auf die Oberfläche angelegt, worauf sie sich bewegen. Außerdem daß sie gewöhnlich viel kürzer sind als die Fühlhörner, sind sie auch besser geeignet, das Kerf durch die dunkeln und gewundenen Labyrinthe zu leiten, durch welche sie oft kriechen müssen, ohne daß sie die Fühlhörner anwenden können. Die Arme oder die Vorderfüße einiger Kerse sind auch Organe des aktiven Gefühls und werden zum Abputzen des Kopfes, zum Graben, zum Ausbessern ihrer Wohnungen und dergleichen gebraucht.

Ein anderer Sinn, dessen Organ ungewiß ist, ist der des Geruchs, und darüber sind sehr verschiedene und widersprechende Meinungen im Umlauf. Christian glaubte, die Kerse riechen entfernte Gegenstände mit ihren Fühlhörnern, und nahe mit ihren Palpen. Beim ersten Blick ist eine der vernünftigsten Meinungen die von Baster, der auch Cuvier seinen Beifall ertheilt hat: daß nämlich die Luftlöcher sowohl die Organe des Geruchs als des Athmens seyen. Weil wir mit den Nasenlöchern zugleich athmen und riechen, so schließen sie, daß weder die Fühlhörner noch ein anderer Theil am Kopfe der Kerse zum Geruch diene, weil keiner der Sitz des Athmens ist, und daß da, wo keine Luft eingezogen wird, überhaupt kein Geruch stattfinden könne. Bei den höhern Thieren mußte das Geruchsorgan sich näher am Munde befinden, weil sie größer sind als ihr Futter, bei den

Kerfen ist es gleichgültig, wo dieser Sinn seinen Sitz hat, da bei ihnen das Umgekehrte stattfindet, indem ihr Futter größer ist als der Leib, ja dieser oft sogar in jenem steckt. Obschon nun diese Gründe ein bedeutendes Gewicht haben, so gibt es doch andere, die meines Erachtens dieselben mehr als aufwiegen und es wahrscheinlich machen, daß der Sitz dieses Sinnes im Kopfe sey, entweder an seinem gewöhnlichen Orte, nämlich am Ende des Theiles, den ich Nase nenne, zwischen ihr und der Unterlippe, oder unter diesen Theilen. Daß die Nase dem so genannten Theile der Säugethiere entspricht, sowohl in der Lage als in der Gestalt, muß jedem einleuchten, der ein Kerf betrachtet, und wenn wir ferner den Zusammenhang in Betracht ziehen, welcher zwischen dem Sinne des Geruchs und des Geschmacks stattfindet, wie nothwendig es ist, daß sich der eine in der Nähe des andern finde, und daß sich dieses bei allen Thieren, wo wir diese Organe mit Gewißheit kennen, wirklich so verhält, so werden wir uns überzeugt fühlen, daß der Beweis aus der Analogie ganz zu Gunsten der Nase und es mithin sehr wahrscheinlich ist, daß der fragliche Sinn daselbst seinen Sitz habe. Es ist leicht zu erachten, daß ein fliegendes Kerf sicherer zu seinem Gegenstande geführt werde, wenn es mit dem vordern Theile des Leibes riecht statt mit dem hintern, und daß ein fressendes es eben so zur Auswahl seines Futters bequemer finden werde. Was den Grund betrifft, daß der Geruch nothwendig die Athemöffnung begleiten müsse, und daß da kein Geruch seyn könne, wo die Luft nicht eingeathmet wird, so scheint er mehr zu behaupten, als unsere Kenntniß dieser Thiere erlaubt, denn die Organe der andern Sinne sind, obschon sie den unsrigen entsprechen, in ihrem Bau so verschieden, daß die Analogie auch einen Unterschied dieser Art in dem Sinne des Geruchs erwarten läßt. Ueberdieß begleitet der Geruch nicht unveränderlich die Athemorgane, selbst nicht bei höhern Thieren. Wir athmen mit dem Munde, riechen aber nicht damit.

Ich will nun einige Thatsachen anführen, welche zu beweisen scheinen, daß die Gerüche von einem Organ in der Nachbarschaft des Mundes, das wahrscheinlich mit der Nase zusammenhängt, aufgenommen werden. Huber stellte, um den Sitz des Geruches bei den Bienen zu bestimmen, folgende Versuche an. Diese Thiere verabscheuen unter allen am meisten den Geruch vom Terpentinöl. Er näherte nach und nach allen Punkten des Bienenleibes einen damit gesättigten Haarpinsel. Hielt er ihn an den Bauch, an die Brust oder an den Kopf, so blieb er vom Thier unbeachtet. Dann näherte er einen ganz feinen Haarpinsel den Augen, den Fühlhörnern und dem gerade ausgestreckten Rüssel, ohne irgend eine Wirkung zu bemerken. Richtete er ihn aber gegen die Höhle des Mundes über der Einfügung des Rüssels, so fuhr das Thierchen augenblicklich zurück, verließ sein Futter, schlug die Flügel, lief sehr unruhig herum und würde davon geflogen seyn, wenn er den Pinsel nicht entfernt hätte. Darauf fing es an zu fressen, wurde aber der Versuch wiederholt, so gab es ähnliche Zeichen von Mißvergnügen zu erkennen. Majoranöl brachte dieselbe Wirkung hervor, und zwar noch schneller und sicherer. Wann die Bienen nicht mit Fressen beschäftigt waren, so schienen sie noch empfindlicher für den Eindruck dieses Geruchs zu seyn, und zwar in größerer Entfernung. Diese Versuche beweisen unbestreitbar, daß das Organ des Geruches bei den Bienen — und es ist kein Grund vorhanden, warum andere Kerfe nicht denselben Gesetze folgen sollten — seinen Sitz in oder nahe an dem Munde und über dem Rüssel habe.

Daß die Kerfe schmecken, hat noch Niemand bezweifelt; einige haben die Palpen für dieses Sinnorgan gehalten; da sie aber eine Zunge haben, so darf man mit Cuvier schließen, daß eine ihrer Hauptverrichtungen im Schmecken des Futters bestehe.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

„Schade um den Menschen!" rief Herr von Waldensee mitleidig aus, und schien nachzusinnen, was er für den Unglücklichen thun könne. „Auf ein Wort, Herr Bruder!" sagte jezt der Major, indem er ihn bei Seite nahm. „War sein Name, den er nannte, nicht Halden?" — „So nannte er sich," entgegnete Waldensee. „Aber, mein Gott, Bruder! was ist Dir denn auf einmal widerfahren? Du siehst ja ganz alterirt aus und hast sogar die Farbe gewechselt. Kennst Du den Mann? Und warum interessirt Dich sein Name so?" Der Major, der in der That schon seit einiger Zeit in sichtlicher Unruhe dagestanden, zog jezt ein Papier aus der Tasche, faltete es hastig aus einander und starrte dann lange mit tiefsinniger Miene darauf hin. „Ich Esel!" sagte er endlich mit komischer Wuth und schlug sich verbrießlich vor die Stirn, während sein Bruder laut zu lachen anfing. „So habe ich Dich nie gesehen, so lange ich denken kann!" rief Herr von Waldensee. „Wahrhaftig, das muß etwas Außerordentliches zu bedeuten haben!" — „Sieh her!" sagte der Major mit stotternder Stimme, indem er dem Andern das Papier zeigte. „Das ist eine ganz verzweifelte Geschichte, man könnte des Teufels darüber werden. Hier ist die Begnadigung jenes Predigers Halden. Das Faktum ist schlechterdings nicht abzuläugnen. Vor ungefähr vierzehn Tagen hat sie unser gnädigster Fürst mir, seinem getreuesten Adjutanten,

der sonst immer seine Befehle auf das Pünktlichste zu vollziehen pflegte, eingehändigt, um sie der betreffenden Behörde zur Ausfertigung zu übergeben. Der Mensch hatte von seiner Festung aus ein Gedicht an den Fürsten gerichtet, das demselben so wohl gefiel, daß er ihn zu begnadigen beschloß. Aber was geht es mich an, warum er ihn begnadigt hat? Genug, er hat ihn begnadigt und hat mir selbst, wie gesagt, den Begnadigungsbefehl in die Hände gegeben. Aber ich ließ ihn — o ich könnte rasend werden! — ich ließ ihn in der Tasche stecken und vergaß nachher in der fatalen Zerstreuung, welche die Anstalten zur heutigen Hochzeit verursachten, wieder daran zu denken. Ich vergaß wieder daran zu denken, und so blieb die Begnadigung in der Tasche stecken und der Mensch auf der Festung. Niemand wußte sonst darum. Erst jezt, da ich den Namen Halden höre, fällt mir die Sache ein, und nun muß auch noch gerade dieser Halden, zu meinem wahren Skandal, vor der Zeit davonlaufen, ehe seine Begnadigung aus meiner Tasche wieder ans Tageslicht gekommen war. Jezt werden sie ihn wieder zurückbringen, er selbst hat seine Sache verschlimmert, und es wird nun mißlich seyn, etwas für ihn zu thun. Ich aber bin zeitlebens blamirt, wenn dieser mein grober Disciplinarfehler dem Fürsten zu Ohren kommt! O, wie konnte ich so zerstreut seyn um einer Hochzeit willen, aus der nicht einmal etwas geworden ist!"

Herr von Waldensee hatte ihm verwundert zugehört. „Ist es möglich, Herr Bruder!" rief er dann und schlug wie in scherzhaftem Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen. „Das hast Du Dir bei Deiner vielgerühmten militärischen Promptitüde zu Schulden kommen lassen können? Ei, wer hätte das gedacht, Bruder Major, daß ich, der ich ein bloßer Besitzer bin, obwohl durchaus kein Besitzer der militärischen Promptitüde, dieß noch einmal an Dir erleben würde! Indeß hat Dich die Sache ordentlich lebendig gemacht, und es ist das erste Mal in diesem Leben, daß ich Dich so viel hinter einander habe sprechen hören, wie in diesem Augenblick. Darum wünschte ich den Handel, bei meiner Seele, nicht ungeschehen." — „Vielleicht läßt sich doch noch Alles machen!" sagte der Major, der, an der Unterlippe nagend, in tiefen Gedanken da stand. „Warum wird es sich nicht machen lassen?" entgegnete der lustige Waldensee. „Jezt wollen wir handeln, Herr Bruder; troz meiner Gutsbesitzerträgheit wollen wir uns beide in unserer militärischen Promptitüde zeigen. Wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, damit dieser arme Halden, der bis jezt blos in Deiner Tasche begnadigt war, auch außerhalb derselben es wird. Du weißt, der Mann gefiel mir gleich beim ersten Anblick außerordentlich, und ich habe nichts Anderes im Sinne, als ihn hier auf meinem Besitzthum statt des heute verstorbenen Werner zu meinem Prediger zu machen." — „Dem stände nichts im Wege," versezte der Major, „da in dem Begnadigungsdekret seine Wiederanstellungsfähigkeit bemerkt ist." — „Und stehenden Fußes müssen wir handeln, Herr Bruder, mit rechter Promptitüde," fuhr Waldensee fort. „Ich reite sogleich zum Superintendenten in der Nachbarschaft, um über die neue Besetzung meiner Pfarre mit ihm zu sprechen." — „Und ich reite sogleich zum Kommandanten der Festung hinüber," fiel der Major ein, „um über den unerhörten Fall mit ihm Rücksprache zu nehmen, daß er einen seiner Verbrecher noch kurz vor der Begnadigung davonlaufen läßt. Er muß den vertrackten Steckbrief in den Zeitungen widerrufen lassen." — „Was meinst Du, Herr Bruder," bemerkte Waldensee, „wenn wir in der Geschwindigkeit wieder einen neuen Pfarrer für den zur Unzeit Verstorbenen anschaffen? am Ende ließe sich unser junges Brautpaar doch noch trauen." — „Das wäre vernünftig," sagte der Major. — „Darum laß uns auf der Stelle handeln!" rief Herr von Waldensee dringend. — „Auf der Stelle laß uns handeln!" wiederholte der Major mit entschlossener Ruhe. — „Heda, Amtmann! Ihr wißt doch, daß der Mann dort begnadigt ist?" rief darauf Waldensee mit frohlockender Stimme, indem er zu den Andern wieder herantrat. „Hier seht Ihr den Begnadigungsbefehl des Fürsten." — Der Amtmann warf einen zweifelhaften Blick auf das Papier, wagte jedoch aus Ehrerbietung gegen seinen Gutsherrn keine Bemerkung, und entfernte sich endlich mit seinen beiden Begleitern, die auf seinen Wink den in Haft Genommenen wieder frei ließen.

Halden hatte vor Erstaunen und ungewisser Freude noch keine Worte finden können. „Menschenkind! Ihr seyd ja begnadigt!" rief ihm Waldensee zu, und hätte den Unglücklichen, der ihn nicht begriff, vor Wonne fast umarmt. „Ihr sollt mein Pfarrer werden! Wahrhaftig, das sollt Ihr! Die Schafe hier in Waldensee haben Euch arretiren wollen, und ich mache Euch nun zum Seelenhirten dieser Schafe. Kommt nur gleich mit ins Haus; erholt Euch, seyd getrost, eßt erst etwas, und wir wollen dann das Weitere mit einander besprechen."

Der Major hatte sich schon entfernt, um sein Pferd satteln zu lassen, und Waldensee eilte ihm jezt nach ins Haus. Halden folgte mit einer Thräne des Dankes im Auge seinem neuen Beschützer, den ihm das Glück so unverhofft zugeführt hatte. Bald sah man die beiden Brüder mit verhängtem Zügel nach verschiedenen Seiten der Landstraße davonreiten. Der eine ritt zum Kommandanten der Festung, aus welcher Halden entflohen war, der andere zum Superintendenten, um die Bestätigung für den neuen Pfarrkandidaten einzuholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Fortsezung.)

Arbeiten der Akademie und der ökonomischen Gesellschaft.

Die Akademie hat mit Vergnügen bemerkt, daß ihr Vorschlag hinsichtlich der Herausgabe einer vollständigen russischen Flora durchgehends mit dem größten Beifall aufgenommen worden ist. Von allen Seiten erhält sie Briefe von inländischen Botanikern, die mit einander wetteifern, um entweder an der Herausgabe der Flora selbst, oder am Pflanzensammeln Theil zu nehmen, und man kann jezt des Fortganges dieses wichtigen Beginnens gewiß seyn. — Zur Preisbewerbung für das Jahr 1833 ist dieselbe Anzahl von Schriften eingegangen, wie im vergangenen Jahre, nämlich eine mathematische, drei historische, drei über die Theorie der schönen Künste, zwei statistische, zwei über die Theorie der russischen Sprache, eine juridische und eine medizinische.

Nachdem der beständige Sekretär den Jahresbericht beendigt hatte, verlas der Akademiker Struve eine Abhandlung über die „Doppelsterne,“ und der in diesen Tagen zurückgekehrte Georg Fuß einen Bericht über seine wissenschaftlichen Beobachtungen in China und im asiatischen Rußland. Hierauf machte der beständige Sekretär die von der Akademie für die Jahre 1834 und 1835 aufgegebenen Preisfragen bekannt. Die Bewerbungsschriften können in russischer, deutscher, französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt seyn und müssen von den anonymen Verfassern „an den beständigen Sekretär der Akademie“ vor dem 1sten August 1834 eingesandt werden. Der Preis beträgt hundert holländische Dukaten und wird in der am 10ten Januar 1835 zu haltenden öffentlichen Sizung zuerkannt werden. Die gekrönte Abhandlung ist Eigenthum der Akademie und wird auf deren Kosten gedruckt.

Am Schluß des vorigen Jahrs hielt auch die kaiserliche freie ökonomische Gesellschaft ihre öffentliche Sizung zu Vertheilung der von ihr zuerkannten Preise. In dem dießjährigen Programm der von dem Grafen Kuschelew-Besborodko zur Bewerbung für das Jahr 1833 und die folgenden ausgesezten Preise heißt es: „Die kaiserliche freie ökonomische Gesellschaft beschränkt ihre Wirksamkeit und ihre Sorgfalt nicht auf irgend eine Lokalität, sie interessirt sich mit gleicher Wärme für das Gedeihen der gewöhnlichsten Getreidearten im Gouvernement Archangelsk, wie für die Verbesserung des Weinbaues in den transkaukasischen Provinzen und am südlichen Abhange der Berge der Krimm, für den Seidenbau, wie für die Zucht tropischer Gewächse. Alles, was zur Vervollkommnung des Landbaues und der Gewerbsthätigkeit in unserm weiten Vaterlande beitragen mag, liegt innerhalb des unserm Vereine vorgezeichneten Wirkungskreises. Daher ist bei der Wahl der in diesem Jahre vorzuschlagenden Preisaufgaben auf die Einführung einiger nüzlichen Gewächse besonders Rücksicht genommen.“ Die aufgestellten Preisfragen sind: über die Zucht des Theebaums, des Krapps, über die Pflanzung der Rhabarber, über eine verbesserte Methode der Oelbereitung aus Hanf- und Leinsaamen, über verbesserten Getreidebau, über Verbreitung des Kartoffelbaus, über Apfelweinbereitung, historische Untersuchungen über einige vaterländische Industriezweige, Ergänzung der Bewerbungsschrift, die Flora der Umgegend Petersburgs betreffend, über die ausgezeichnetste Schrift aus dem Gebiete der Landwirthschaft oder der Gewerbkunde. Für die beste Schrift über irgend einen der genannten Gegenstände, so wie für genügende Beantwortung einer der im Programm aufgestellten zwei-und-zwanzig Preisfragen, sind goldene Medaillen im Werth von zehn und dreißig Dukaten ausgesezt. Die Beantwortungen können in russischer, deutscher oder französischer Sprache abgefaßt seyn. (Die Fortsezung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Paganini. Fremde Schauspieler.

Paganini gab im Frühjahr nur ein einziges Konzert, und kehrte dann, wie seine singenden Landsleute, nach London zurück, obschon er dort in den Zeitungen oft den Vorwurf des Geizes und der Habsucht vernehmen muß. Zulezt ist es doch so arg geworden, daß er sein Stillschweigen hat brechen müssen, um ungerechte Beschuldigungen zu widerlegen, die seiner Ehre zu nahe traten. Auch hier hat es daran nicht gefehlt. Besonders hat man dem großen Künstler vorgeworfen, daß er sich mehrmals geweigert habe, zum Besten eines Unglücklichen in einem Konzerte aufzutreten und zu wohlthätigen Darstellungen mitzuwirken. Es kommt hier oft vor, daß Benefizvorstellungen zu wohlthätigen Zwecken gegeben werden, und gewöhnlich gelingt es den Unternehmern, die Mitwirkung einiger großen Künstler dafür zu gewinnen. Es kostet den Künstler ja so wenig, eine Arie zu singen oder ein Stück auf einem Instrumente zu spielen, und er kann dadurch zuweilen einer großen Noth abhelfen. Je berühmter aber der Virtuose, desto öfter werden auch dergleichen Anliegen ihm vorgetragen, und wollte er allen Gehör geben, so müßte er sich zulezt ganz unentgeldlich hören lassen. So mag denn auch Paganini mit dergleichen Bitten überlaufen worden seyn, und da er sich einmal zum Grundsaze gemacht zu haben scheint, nicht zu oft sein Talent zu produziren, so mag er jene ihm unbekannten Bittsteller ein für allemal abgewiesen haben. Im Grunde kann ihm dieß Niemand übel nehmen, und es wäre unbescheiden, mit Gewalt von Künstlern ein Almosen fordern zu wollen, das man sonst dem guten Willen der Geber völlig anheim stellt. Nur hätte Paganini bedenken sollen, daß sich der fremde Virtuose durch ein wenig Gefälligkeit einen guten Ruf in dem Lande, wo er auftritt, verschafft, und daß er selbst dadurch den Zuspruch des Publikums bei seinen Leistungen vermehrt. — Die Konzerte im Konservatorium zeichneten sich dießmal durch nichts vor denen der vorigen Jahre aus. Beethovens Symphonien, die man sonst wenig in Paris zu hören bekommt, wurden wieder vortrefflich aufgeführt, mitunter auch einige gute Singstücke aus ältern Opern. — Von deutschen Schauspielen und deutschen Opern ist dieses Jahr in Paris nichts zu hoffen. England hat sie in Anspruch genommen. In Paris ist eine solche Ueberladung an Schauspielen aller Art, daß jezt schwerlich eine fremde Truppe ihr Glück hier machen würde. Die englische Truppe hat dieß neulich auf ihre Kosten erfahren. Vor einigen Jahren war eine englische Schauspielergesellschaft sehr gut aufgenommen worden; besonders hatte Miß Smithson den Parisern wohl gefallen; sie war sogar eine Lieblingsschauspielerin des hiesigen Publikums geworden; aber damals war sie mit andern talentvollen Schauspielern umgeben, und die ausgezeichnetsten Künstler der englischen Bühne traten nach und nach in Paris auf. Miß Smithson hat nun etwas unvorsichtig geglaubt, sie könne es allein wagen, ein englisches Schauspiel in Paris anzulegen. Sie hatte sich also mit einigen mittelmäßigen Schauspielern auf den Weg gemacht und war hier aufgetreten. Die ersten Versuche mißlangen; sie miethete eine kleinere, minder kostspielige Bühne; auch hier ging es schlecht; zulezt hatte sie das Unglück, ein Bein zu brechen; nun fiel ihr ganzes Unternehmen; die Truppe versank in Armuth und Elend, und es mußte ihr mit einer Benefizvorstellung ein wenig aufgeholfen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Juni 1833.

Shylok. — Gewinn ist Segen, wenn man ihn nicht stiehlt.

Shakespeare.

Die Börse.

Kommt einer als Fremder nach Paris, und ist er Künstler, so ist sein erster Gang ins Louvre oder nach St. Germain l'Auxerrois, wenn es noch steht; der Naturforscher begibt sich in den Pflanzengarten, der Gelehrte in die Sorbonne und die Bibliotheken; dem bloßen Neugierigen sind die Theater, die Spaziergänge am wichtigsten; ist aber einer zufällig bloßer Rentier, oder ein Stück von einem Finanzmann, oder Badaud im höchsten Grad, so fragt er zuerst nach der Börse.

Der Handel ist uralt, die Börse aber mit ihrem Spiel ist eine neue Erfindung. Nach Frankreich insbesondere wurde sie aus der Fremde eingeführt, gleich der Buchdruckerei und der Dampfmaschine, mit denen sie in mehr als Einer Hinsicht Aehnlichkeit hat. Die Börse ist in der Sphäre der materiellen Interessen, was die Presse in der moralischen und intellektuellen Welt ist. Im sechzehnten Jahrhundert gab es noch keine eigentliche Börse in Europa, sondern nur Handelscomptoirs. Fast zu gleicher Zeit, um das Jahr 1690, trat das Wechselwesen zu Amsterdam und zu London ins Leben. England erholte sich eben von seinen innern Kriegen und sein Handel nach Indien nahm einen außerordentlichen Aufschwung. Mit den ersten Wechselbriefen traten nothwendig die Agioteurs, und mit dem ersten Anlehen die Spieler auf. Law war der eigentliche Typus des spekulativen Krämergeistes, der damals über die Engländer gekommen war. Der verschmitzte Schotte, dem es zu Hause zu enge wurde, kam bekanntlich nach Frankreich herüber und errichtete, unter den Auspizien des Regenten, zu Paris, in der in dieser Hinsicht völlig jungfräulichen Stadt, eine Börse. Damals war noch von keinem prachtvollen griechischen Tempel die Rede; die Spekulanten schlugen in der schmutzigen, ungesunden Straße Quincampoix unter freiem Himmel ihr Lager auf. Die Geschäfte wurden kurzweg und mündlich abgemacht, und der Bukel eines kleinen ausgewachsenen Kerls, der dadurch historisch geworden ist, war der Schreibtisch, auf welchem die Wechsel ausgefertigt wurden. Erst in unsern Tagen ist die Agiotage geregelt und organisirt worden. Noch entkleidet von den Formen des Anstands, an denen es jezt Gottlob! nicht fehlt, mußte das unordentliche Wechselwesen in der Straße Quincampoix einem Gimpel vom Lande als eine plumpe, gemeine Beutelschneiderei erscheinen, und troz der furchtbaren Sittenverderbniß, die unter der Regentschaft herrschte, wurde, wer sich auf diesem Wege bereichert hatte, von der Seite angesehen. Dank den in ein System gebrachten Formen der Agiotage, kann man heutzutage auch an der Börse mit Ehren reich werden. Auch die Kunst hat sich diesen moralischen und intellektuellen Fortschritten der Zeit angeschlossen; früher gab sie sich nur mit den

Petites-maisons der großen Herrn, der Abbés und Komödiantinnen ab; dazwischen, wie in Freistunden, stellte sie hin und wieder ein großartiges Monument hin, eine Kolonnade des Louvres, einen Invalidendom, eine Genovefenkirche und dergleichen; aber in unsern Tagen hat sie eine moralischere, und zugleich praktischere Richtung, da baut sie eine Börse und schmückt sie mit allen ihren Wundern. Blicken wir indessen zurück auf die Anfänge des Börsenspiels, wer hätte ihm je diese glänzende Zukunft geweissagt! Laws System ging in einem allgemeinen Bankerott unter; dieß machte aber dem Börsenspiel keineswegs ein Ende; nein, ganz im Gegentheil, wenn es bisher nur eine Mode gewesen war, so wurde es jezt eine Sitte, und man brauchte es nur noch förmlich zu einem Institut zu erheben. Dieß geschah im Jahr 1724, wo die Börse offiziell ins Leben gerufen und Wechselplatz getauft wurde. Die Wechselagenten kamen um ein Uhr Mittags in einem Flügel des Hotels Mazarin zusammen. So blieb es bis auf die Revolution; aber in der Schreckenszeit wurde die Börse, wie alles Große, verfolgt, zertrümmert; man jagte sie aus ihrem Pallast, wie Ludwig XVI. aus Versailles und den Tuilerien. Die Mißhandelte flüchtete sich in die Kirche des petits-pères. Die alten Christen verwandelten die Basiliken, die Börsen und Bazars der Römer, in Kirchen; in der Revolution war es umgekehrt: die Wechsler und Wucherer wählten eine Kirche zu ihrem Sammelplatz. Der Troß der Rentenkäufer und Verkäufer trieb sich im Hauptschiff und den Nebenschiffen umher; die Schreiber saßen im Chor, die Wechselagenten in der Sakristei und ihr Syndikus da, wo sonst der Priester stand. Bonaparte, der Wiederhersteller aller Gottesdienste, verwies den Geldkultus unter die hölzernen Gallerien im Palais royal. Endlich, als Ludwig XVIII., nach dem Moniteur, wiederum den Thron seiner Väter bestiegen hatte, wurde der Grundstein zu einem Tempel gelegt, der in seinen gigantischen Verhältnissen an das Parthenon erinnert, zu dem Tempel, wo allein noch ein Gott verehrt wird, der Gott des Gelds. Der Tempel steht einmal, also laßt uns hineintreten.

Wer die Börse als bloßer Beobachter besucht, wie wir, thut gut, wenn er sich nicht gleich in das Gedränge der Rentenkäufer und Verkäufer begibt; ehe man sich ans Einzelne macht, muß man einen Ueberblick gewinnen und steigt daher zuerst ins obere Stockwerk, auf die Gallerien. Von hier, wo auch das schöne Geschlecht Zutritt findet, unterscheidet man leicht die verschiedenen Farben der Handelswelt unten und kann deutlich auseinanderhalten, was unten durchaus verschwimmt. So begibt sich der Reisende, der zum erstenmal nach Paris kommt und sich in der Riesenstadt sogleich etwas zu orientiren wünscht, auf einen der Höhepunkte, die sie beherrschen; von hier kann er mit ziemlicher Sicherheit aus den Umrissen der Häuser auf die Sitten und die Lebensweise der Bewohner in den verschiedenen Stadttheilen schließen. Gegen Westen ziehen sich lange, geräumige Straßen mit zierlichen Häusern hin; leichte Fuhrwerke rollen über das Pflaster und eine müßige Menge schlendert hin und her. Dieß ist das Quartier, wo Reichthum und Muße herrschen, die Chaussee d'Antin und die Vorstadt St. Honoré. Gegen die Mitte der Stadt drängen sich die Häuser dicht zusammen; die Straßen erscheinen tief-schwarz, so enge sind sie, so dick ist das Menschengewühl darin. Gegen Mittag werden die Häuser immer noch höher, die Straßen noch enger; es sind nur noch schmale Pflasterstreifen, die von einem Platz zu einem Garten, von einer Kaserne zu einer Kirche führen; dort ist das Gebiet der alten großen Häuser, der in Kollegien und Seminarien umgewandelten Klöster, es ist das pays latin. Gegen Ost endlich sind der Straßen, und eben so der Einwohner, weniger; dieß ist das Marais, wo die Häuser Mausoleen gleichen, so daß dieses Stadtviertel als eine unmittelbare Fortsetzung des Kirchhofs Père la Chaise erscheint, an den es stößt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Richard war mit der Bibel Wilhelminens in ein einsames Zimmer gegangen und hatte sich dort mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit in die Lektüre der handschriftlichen Blätter vertieft, welche dem Buche von der Hand der Besitzerin beigefügt waren und eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf ihn ausübten. Je länger er las, je mehr schien er sich in einen sinnenden Ernst zu verlieren, wie er auf der lachenden Stirn des Jünglings sonst selten oder nie Platz nahm. Es gährte in ihm, sein Busen hob sich schneller und heftiger. Ein Aufsatz von Wilhelminens Hand beschäftigte ihn so stark, daß er ihn wieder und wieder las und sein starr auf das Blatt gerichtetes Auge nicht mehr davon abwenden konnte. Es waren besonders folgende Stellen, die ihm wunderbar ins Herz drangen:

„Die Liebe ist heiter, aber sie wurzelt tief im Ernst, wie der Glaube in Gott. Religion und Liebe kennen nur einen Feind: das ist der Spott. Das schüchterne Täubchen, die Liebe, vergeht und stirbt schon vor Angst, wenn es den Stoßvogel nur von Weitem auf sich niederschießen sieht."

„Ich habe immer ernst seyn müssen, wenn ich wirklich etwas seyn sollte. Darum bin ich auch ernst in der Liebe gewesen, und habe ernstlich geliebt. Ja, ich liebte ihn mit dem ganzen Ernst meiner Seele, und meine Seele war andächtig in der Liebe. Die Liebe ist deßhalb so

ernst, weil sie so tief ist. Die Liebe ist immer in Gedanken, und hat viel zu denken und zu sinnen. Darum verwundert sie sich oft selbst, daß sie nicht leicht und lustig seyn kann, und sie ist doch so glücklich!“

„Ich bin ihm zu ernst gewesen, weil er meinen Ernst mißverstanden hat. Er verstand nicht, daß mein Ernst die Liebe war. So griff er das in mir an, was eigentlich ihm gehörte. Mein Ernst, mein Tiefsinn, meine Gedanken gehörten ihm. Er hat sein eigenes Besitzthum durch seinen Spott verwüstet. Aus dem Ernst wird Haß, wenn aus der Liebe Spott wird; aber hat sich kein heimlich blühendes Blümchen der Treue für ihn noch gerettet? Ach, das Blümchen der Treue kann nie ganz vertrocknen im weiblichen Herzen, aber es verhaucht in der Stille sein unbemerktes und verachtetes Daseyn.“

„Oder bin ich vielleicht die Schuldige, die den flatternden Jugendscherz zu scharf an ihm empfand? Habe ich da spitze Pfeile an ihm gesehen, wo sein poetischer Muthwille nur die tändelnden Schmetterlingsfühlhörner herauskehrte? Habe ich ebenso seinen Scherz mißverstanden, wie er meinen Ernst? O Gott, die Menschen verkennen einander oft gerade in dem Punkt, wo sie sich am innigsten zu berühren im Begriff stehen! Ach, glückliche Tage friedlicher Liebe, ihr seyd kurz gewesen, und doch denke ich ewig an euch zurück! Ich will mich selbst anklagen, ja, ich will mich anklagen, daß ich nur in der friedlichen Liebe glücklich zu seyn vermag, und ihm, dem neckenden, unruhigen Geist, der nur durch beständige Raketenfeuer das Fest der Liebe zu feiern meinte, möge es ihm ferner wohl gehen! Gott lasse ihn immer glücklich seyn, während ich fern und still in zurückgezogener Einsamkeit ihn nie vergessen, aber stets vermeiden will! Sein Ungestüm hat zu rauh in das Saitenspiel meiner Seele eingegriffen, und die zerrissene Saite des Gefühls wird nun ewig in zitternden Klagetönen nachbeben. Er hat sich eine Musik zerstört, die nie aufgehört haben würde, ihn mit ihren freundlichsten Tönen durchs Leben zu geleiten. Meine beste Musik, meine schönsten Stunden waren sein. Jetzt tönt Alles Schmerz, doch ich bete und weine zu Gott und seiner Gnade!“

Richard war aufgesprungen; in der heftigsten Bewegung flogen alle seine Pulse. Er drückte die Stirn in die Hand, als wolle er sich auf sich selbst besinnen, und durchschritt mit leidenschaftlicher Hast das Zimmer. „Was habe ich gethan!“ rief er aus, indem er die Bibel wieder empornahm und lange und unverwandt auf die Schriftzüge der geliebten Hand blickte, welche jene Worte eingezeichnet. Eine große Thräne entstürzte seinem Auge und benezte das Blatt. Es schien sich ein bedeutender Entschluß in ihm loszuarbeiten. „Ich unbesonnener Thor! ich Narr meines Witzes!“ fuhr er fort. „Wie konnte ich den kostbarsten Schatz meines Lebens meinem spielenden Witz zum Opfer bringen! Gott weiß es, ich habe nie aufgehört, sie zu lieben; aber weil ich sie so liebte, neckte ich sie und ließ es mir nimmer träumen, daß mein Scherz einen Stachel in sich verschließen könne. Nun habe ich an dem Stachel meiner Reden mein eigenes Glück aufgespießt! Sie ist so hold, so gut, so verehrend, würdig! Weisheit und Schönheit thronen im sinnigen Verein auf ihrer Mädchenstirn; wie Urania war mir ihr seelenvolles Wesen oft erschienen. Ach, was habe ich an ihr verloren! — Aber soll ich sie denn wirklich verloren haben?“ sprach er weiter, und schien von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken wie erheitert und ermuthigt. „Ist mir in diesen Zeilen ihrer Hand nicht ein Trost geblieben, an dem ich mich festzuhalten und wiederaufzuerbauen vermag? Ihre Klagen, ihre Vorwürfe hier fallen mir schwer aufs Herz und erleichtern es mir doch auch wieder. Ich sehe ein, was ich gegen sie verschuldet, aber ich sehe zugleich, wie es nicht unmöglich ist, meine Schuld wieder zu tilgen. Ja, ich will hin zu ihr, ich muß mich ihr aussprechen! Sie soll den alten, ergebenen, treugesinnten Freund finden, der ganz so werden will, wie ihr ernster Sinn es immer verlangt hat. Minna, meine Minna, ich will ein Anderer werden, ich will ganz Dein werden! Nimm mich auf, Du Traute, in Deinen Ernst, in Deinen schönen Ernst, den heiligen, unter dessen mildem Schatten ich fortan immer an Deiner Seite den Lebensweg gehen will. Kein satirisches Journal will ich herausgeben, wie Du gefürchtet hast; ich stehe von allen Planen ab, die Dir mißfallen. Ich will mich ändern, ich will an mir arbeiten. Werkthätig, häuslich, praktisch will ich werden, meine juristische Laufbahn streng verfolgen, ein tüchtiges Amt gewinnen und von der modischen Journalisterei ablassen. Ich hoffe, Du sollst noch einmal mit mir zufrieden seyn, meine Minna! Mit Dir, Du meine ernste Muse, glücklich zu seyn, ist mehr als das Flitterglück eines leicht zu erhaschenden Scherzes. Ich gehe, Dich zu suchen. Ich weiß, Du wirst den Reuigen, der wieder in Deine Arme flieht, nicht von Deinem Herzen zurückstoßen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Ackerbaugesellschaft in Odessa. Neue Straße im Ural.

Im Januar fand in Odessa die Vertheilung der von der dortigen Ackerbaugesellschaft ausgesezten Preise an diejenigen statt, welche die vorzüglichsten Getreidegattungen angebaut haben. Für den Anbau des weichen Getreides erhielt den ersten Preis Lobri, Gutsbesitzer in Cherson, den zweiten der Graf Edling, den dritten der Baron Renaud; für den Anbau des harten Getreides den ersten der Staatsrath Swetschin, den zweiten Graf Edling, den dritten Baron Renaud. Die beiden ersten Preise bestehen in silbernen Vasen, jede im Werthe von 500 Rubeln, die zweiten in silbernen Pokalen von geringerm Werthe. Diese wohlthätige Maßregel der Gesellschaft

hat, da sie nicht durchgängig bekannt ist, der Erwartung noch nicht ganz entsprochen, und die Zahl der Preisbewerber war nur gering. Doch ist zu hoffen, daß die Gutsbesitzer durch größern Wetteifer im nächsten Jahre ihre Ueberzeugung von der Nützlichkeit eines Aufrufs an den Tag legen werden, der nur ihren und des Landes Vortheil bezweckt. Sehr passend bemerkt ein hiesiges russisches Blatt in Beziehung auf Ehrenpreise, daß selbige nicht als eine Bezahlung, sondern als eine ehrende Anerkennung des Würdigsten gelten sollen. Vor etwa zwanzig Jahren berechnete der selige Kotzebue, Jemand, der die sämmtlichen ersten Preise der wissenschaftlichen Preisfragen aller Vereine in Europa in einem Jahre gewänne, hätte dann noch nicht so viel, als der Tänzer Duport in Einem Monat durch Springen verdiente.

In Folge der Vorstellungen des Ministers des öffentlichen Unterrichts ist zur Aufmunterung für diejenigen, die sich der Jugendbildung in höhern wissenschaftlichen Fächern widmen, festgesezt, daß die ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Universitäten, die 25 Jahre vorwurfsfrei ihr Amt bekleidet haben und als „Emeriti" Pension erhalten, im gelehrten, wie in jedem andern Fache, wenn sie solches wünschen, fortdienen können und dabei ihre Pension zugleich mit dem Gehalte des Postens beziehen, auf dem sie verbleiben. Nach dem Tode solcher Pensionäre bleibt der Familie diese Pension.

Das von den Zweigen des Ural nach allen Richtungen durchschnittene Gouvernement Orenburg besizt so außerordentlich wenig Verbindungsstraßen, daß es den Bewohnern mancher in dem östlichen Theile gelegenen Städte und Ortschaften beinahe ganz unmöglich ist, nach dem Westen des Gouvernements zu gelangen. Ein so wesentlicher Uebelstand, der besonders dem Absaz fremder Waaren hinderlich ist und vorzüglich der Industrie der Bewohner des östlichen Theils des Gouvernements schadet, die sich ausschließlich dem Handel mit den Völkern des innern Asiens widmen, entging nicht der Aufmerksamkeit der Oberbehörde. Vor zwei Jahren bereits erhielt ein Offizier vom Generalstabe den Auftrag, die Gegend zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob es möglich sey, mitten durch das Gouvernement, von Osten nach Westen, eine Handelsstraße anzulegen. Indem dieser Offizier die in der Mitte des Orenburgischen Gouvernements gelegene Stadt Sterlitamak zur Basis des Projekts annahm, fand er, von hier ausgehend und von allen Seiten die genauesten Nachrichten über die Beschaffenheit des Landes einziehend, daß es nicht unmöglich sey, bis Werchne-Uralsk eine Kommunikationsstraße in gerader Linie, welche eine Länge von 255 Werst haben würde, anzulegen. Die Bevölkerung dieses Gouvernements ist indeß sehr gering und bietet wenig Mittel zur Ausführung des Projekts dar; der Tagelohn ist sehr hoch, und nach den dort üblichen Preisen würde der Bau der Straße über eine halbe Million Rubel kosten. Dagegen zählt das Gouvernement unter seinen Bewohnern ungefähr 160,000 Baschkiren, deren Abgaben sehr unbedeutend sind und die, das Bedürfniß des gesellschaftlichen Umgangs nicht kennend, ihr geschäftloses Leben in völligem Müßiggange hinbringen. Von diesen Leuten hat die Regierung 18,000 mit 750 Pferden und Wagen, gegen einen Lohn von 52 Kopeken täglich für einen Jeden, beim Bau der Straße angestellt, die, von Sterlitamak bis Werchne-Uralsk gehend, im Laufe eines Jahrs vollendet werden wird. Schon im vorigen Jahre hat die Arbeit angefangen, die Baschkiren sind mit der ihnen gegebenen Beschäftigung sehr zufrieden, und die längs der Straße ansäßigen Einwohner haben laut ihre Dankbarkeit für diesen, ihrer Industrie so nützlichen Plan zu erkennen gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Noth der Schauspielunternehmer.

Mit den Schauspielunternehmungen sieht es in Paris und London kläglich aus, und es haben sich manche Kapitalisten furchtbar verrechnet. Weil einige Schauspiele gute Geschäfte machten, haben sie gedacht, es müsse eine hübsche Sache seyn, eine Truppe zu leiten, und in dieser Voraussetzung ist ein Schauspiel nach dem andern angelegt worden, ohne daß man bedachte, daß die Zahl der Zuschauer dieselbe geblieben ist und sich nur vertheilt, so daß jezt fast kein Schauspiel mehr seine Rechnung findet. Das Publikum hat sich zerstreut und reicht nicht mehr hin, die Säle zu füllen, es sey denn bei besonders reizenden Darstellungen. Sogar das Théâtre français, welches als das eigentliche Nationaltheater angesehen wird, leidet an diesem Ungemache und befindet sich in so übeln Umständen, aller Zuschüsse der Regierung ungeachtet, daß wahrscheinlich der Staat bald um neue Hülfe wird angesprochen werden müssen. Die alte klassische Parthei meint, dieß sey die Schuld der Romantik, welche alle möglichen Abscheulichkeiten auf die Bühne gebracht und den Zuschauern Abscheu vor den Darstellungen eingeflößt habe. Dieß muß aber doch wohl nicht der Grund des Verfalls seyn; denn wenn ächt klassische Stücke aus der sogenannten guten alten Zeit gespielt werden, so sieht es furchtbar leer im Saale aus. Darin haben die Klassiker recht, daß sie behaupten, die romantische Schule habe das Publikum an schreckhafte Darstellungen gewöhnt, und jezt gehöre eine gewaltige Dosis Schrecken dazu, um die Zuschauer aus ihrer Gleichgültigkeit herauszureißen. Was ist aber nun zu thun, um die Schauspiele vom Untergange zu retten? Erstlich bin ich überzeugt, daß, wenn die Zeit der Ruhe völlig wieder hergestellt ist und Handel und Wandel wieder blühen, das Publikum auch mit mehr Lust und Eifer die Schauspiele besuchen wird, als jezt. Schauspiele sind ein etwas kostbares Vergnügen, obschon man in Paris jezt dergleichen für alle Abstufungen des Vermögens besizt, von 6 Sous im Parterre an bis zu 3½ Franken. Je mehr Wohlstand im Lande herrscht, desto mehr werden auch die Schauspiele besucht werden. Die Spekulanten sind aber so unvorsichtig, daß sie mehrere Schauspiele gerade zu der Zeit angelegt haben, da Handel und Gewerbe ins Stocken geriethen waren und das Publikum mehr an Revolutionen, als an den Bühnen Antheil nahm. Zweitens wird sich wohl allmählig Alles ins Gleichgewicht sezen, ohne daß es deßhalb eines Einschreitens von Seiten der Regierung bedürfte. Können sich so viele Schauspiele neben einander nicht halten, so werden einige von selbst eingehen; ein Aufhebungsbefehl wird dazu gar nicht vonnöthen seyn. Der Operndirektor Veron, welcher allerlei erfindet, um das laue Publikum zu reizen, hat neulich etwas Nagelneues ausgesonnen; er hat nämlich den vornehmen Liebhabern des Theaters angeboten, in der Ballscene seiner großen Oper „Gustav, König von Schweden," maskirt mit aufzutreten und vor den schaulustigen Parisern unbekannt vorbeizugaukeln. Dieß gefiel einigen müßigen Herrn und Damen; es traten wirklich einige angesehene Personen auf; allein der Eine fiel auf die Nase, der Andere verlor seine Geistesgegenwart vor so vielen auf ihn gerichteten Blicken; die karlistischen Blätter spotteten über die Herablassung der jezigen Hofleute, welche mit Komödianten sich vertraut machten; dieses traf und die Liebhabermasken verschwanden bald wieder von der Bühne, obschon einige dem Operndirektor gewogene Journale seinen Einfall allerliebst gefunden hatten.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Juni 1833.

Nur der vermag, wie Titus einst, zu rufen: ich gewann den Tag!
Wer einen süßen Mund berührt, an einen schönen Arm gestreift.

Platen.

An Aglaja.

Schlittenfahrt.

Im raschen Schlitten saß ich ihr zur Seite,
Ein Schleier barg das liebliche Gesicht;
Noch kannt' ich sie, noch kannte sie mich nicht,
Und fremd umringten uns die andern Leute.

Unfühlend, ob es fröstelt' oder schneite,
Verhüllt' ich Mund und Ohr im Mantel dicht,
Und bald entführte der gesell'gen Pflicht
Den stummen Träumer Phantasie ins Weite.

Es schnaubt das Roß, die wilde Peitsche knallt,
Und schauerlich aus schneeverbrämten Tannen
Dröhnt es gedoppelt wieder und verhallt.

Hellknirrend zog der Nachen seine Gleise,
Und Wald und Anger, Dorf um Dorf entrannen,
Ein wirthlich Haus vollendete die Reise.

Ueberraschung.

Des warmen Raumes trauliches Umfangen
Belebte leicht die spröden Zung' und Mienen;
Ein muntres Blut umröthete die Wangen,
Man warf die Pelze weg, die Pellerinen.

Nun stand sie da in jugendlichem Prangen!
So rollt ein Schmetterling, wenn angeschienen
Vom Frühling ihm die Winterfesseln sprangen,
Den bunten Flügel auf und schwankt im Grünen.

Und wie der Duft ihn gaukelnd weiter trägt,
Von Kelch zu süßerm Kelche hingezogen,
So schwebte sie vor meinen Augen hin.

Von Flötenton und sanftem Horn erregt,
Umschrieb sie wechselnd in des Tanzes Bogen
Mir einen Zauberkreis um jeden Sinn.

Der Tanz.

O Ziel der Wonne, nur zu bald verflossen,
Da ich sie selbst umschlang mit diesem Arm,
Die herrliche Gestalt im frohen Schwarm
Der Paare wiegend, Hand in Hand geschlossen!

Wie ihrem Auge, niegetrübt von Harm,
Der reinsten Freude sanfte Gluth entsprossen,
Wie durch die Hülle, die sie eng umgossen,
Das holde Leben höher schlug und warm!

Hervorgelockt von äußrer Töne Regung,
Schien ihres Wesens eigne Melodie
Frei zu entblühn in reizende Bewegung;

Und hingerissen in des Wohllauts Fluthen,
Folgt' ich der Zauberin, empfand nur sie,
Das höchste Glück in flüchtigen Minuten.

Hesper.

Der Bibeldieb.

(Fortsetzung.)

Richart eilte fort mit schnellbeflügelten Schritten, wie Einer, dem ein neuer Stern des Glückes aufgegangen. Er fand Minna nicht im Hause, und begab sich hinunter in den Garten. Hier durchstreifte er alle Gänge, spähte in jeder Laube, auf jedem heimlichen Rasenplätzchen nach, wo die Geliebte hätte verweilen können. Das Herz klopfte ihm stürmisch vor Ungeduld, sie zu finden. Freude und Furcht, ihr wieder zu begegnen, stritten in ihm abwechselnd; aber sie war nirgends zu ersehen. Er war bis zum äußersten Ende des Parks gelangt, wo, hinter schattigen Gebüschen verborgen, das silberhelle Wasser eines Bassins sprudelte und zu einem kühlenden Bade einlud. Der heiße Sommernachmittag, das vergebliche Umherirren, die in ihm vorgegangene Aufregung hatten den Jüngling ermattet. Er setzte sich sinnend am grünen Rande des Bassins nieder und schaute in die leise rauschende Fluth hinunter. Bald begann er sich zu entkleiden, um sich durch ein Bad, das ihm hier so anmuthig geboten wurde, zu erfrischen. Er verbarg seine Kleider im Gebüsch und stieg in den freundlich winkenden Quell hinab.

Inzwischen hatte Halden im Hause auf Veranstaltung seiner neuen Gönner Gelegenheit gefunden, sich nach den langen Entbehrungen und Mühsalen, die er zu erdulden gehabt, wieder zu erquicken und seinen erschöpften Kräften Stärkung und Erholung zu Theil werden zu lassen. In der zufriedensten Stimmung über die günstige Wendung seines Geschicks, von Dank gegen den milden Lenker aller menschlichen Verhältnisse und von heitern Aussichten in die Zukunft erfüllt, hatte er sich darauf ebenfalls um diese Stunde zu einem Spaziergang in den Garten aufgemacht. Er war, in seelenfrohen Gedanken hinschlendernd, zu der Stelle gelangt, wo Richard im Bassin badete. Halden, der den Badenden nicht wahrnehmen konnte, sah im Vorübergehen die Kleider desselben im Gebüsch liegen. Er blieb lächelnd stehen und betrachtete die Kleider, indem er sich seines eigenen kümmerlichen und entwürdigenden Anzuges, in dem er sich noch immer befand, dabei erinnerte. Seine Wohlthäter hatten in ihrem Eifer, seine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, noch vergessen, von dieser Seite her für ihn zu sorgen, und waren fortgeritten, während der arme Halden noch die Kleider an sich trug, in denen er seinem Gefängniß entflohen war. „Will mein Schicksal seine gute Geberlaune gegen mich heut bis ins Spaßhafte fortsetzen?" sprach er scherzend zu sich selbst und hob die gefundenen Kleider auf, von denen er sich nicht zu erklären wußte, wie sie hieher gekommen seyn mochten. Es war der stattliche Bräutigamsrock Richards, den er mit wohlgefälligen Blicken in seinen Händen hielt. „Dieser Anzug wäre für mich wie gemacht und käme gerade zur rechten Zeit, um mein zerrissenes Kostüm zu ergänzen. Wie wäre es, wenn ich dem Wink des scherzenden Zufalls folgte, der mich heute noch mit einer neuen Garderobe ausstatten will?"

Indem er so stand, sah er plötzlich den Gang herunter eine junge Dame herbeikommen, welche sich dieser Stelle zu nähern schien. Es war Wilhelmine. Er erkannte mit freudiger Ueberraschung die Besitzerin jener Bibel in ihr, deren Fund ihm beim Eintritt in dieß Haus so bedeutungsvoll geworden war. Aber es schien ihm seltsam, jezt mit den fremden Kleidern in der Hand von ihr gesehen und betroffen zu werden. Er trat deßhalb schnell, ehe sie ihn noch gewahr werden konnte, in eine Seitenallee zurück, und verbarg sich dort, bis sie vorübergegangen seyn würde.

In demselben Augenblick entstieg die schöne Gestalt unsers Richards dem Bade. Von den jugendfrischen Gliedern das Naß der Welle abschüttelnd, sprang der Jüngling gekräftigt und erheitert hervor und trällerte in der besten Laune ein Liedchen. Aber wie erstaunte er, als er, eilend sich anzukleiden, seine Kleider nicht mehr an dem Platze fand, wo er sie hingelegt, da Halden in der Hast, sich zu verbergen, sie mit sich genommen hatte. Nackt, wie er war, ängstigte ihn die Lage, der er sich durch einen ihm unerklärlichen Zufall ausgesezt sah, Anfangs nicht wenig. Nachdem er das Gebüsch durchsucht, wagte er endlich, da er Alles ringsum still fand, sich mit dem Oberleib in die Allee hinauszubiegen, um hier eine Spur von seinen entwendeten Kleidern zu entdecken. Wie erschrak er aber, als er Wilhelmine dicht vor sich erblickte. Sie schrie laut auf bei seinem Anblick, und sein Fuß wurzelte wie der eines Erstarrenden unbeweglich fest an der Erde. Unseliges Verhängniß, das den Liebenden eine solche Wiederbegegnung bereitete! Die Verwirrung, die Schaam, das Entsetzen, das sich Jedes der Beiden in diesem Augenblick bemächtigte, war gleich groß und unbeschreiblich; es war die peinlichste, unerträglichste Scene, die sich erleben läßt. Wilhelmine hatte beide Hände fest vor die Augen gepreßt, als sie die unverhüllte Büste des Jünglings so vor sich sah. Das Haupt hing ihr tief herunter auf die Brust, von den Wangen glühte eine brennende Schaamröthe in dunkelflammendem Scharlach, ihr ganzes Wesen schien tief in seinem innersten Grunde zu erzittern. Sie glaubte, er habe ihr das zum Hohn gethan, sie hielt sich überzeugt, daß es seine Absicht gewesen, sie noch auf diese Weise zu verspotten, nachdem er sich von ihr getrennt, nachdem er in seiner lezten Rede, in der er sich heut gegen sie ausgesprochen, ihr die zu strenge Sittlichkeit ihres

Charakters zum Vorwurf hatte gereichen lassen. Ach, sie wußte nicht, was seitdem in ihm vorgegangen; sie wußte nicht, mit welchen Gefühlen er ihr jezt gegenüber stand.

(Der Beschluß folgt.)

Die Börse.

(Fortsetzung.)

Just so ist es nun auf der Börse: da unten am Parket steht der Trupp der eigentlichen Spekulanten, unter denen die Commis herumwandeln; an den Seiten, und in ungleich lichtern Reihen, ergehen sich die Kapitalisten, die auf eine Chance lauern, die hohen Handelsherren, die sich nur selten, und gleichsam nur des Ceremoniels wegen, hier blicken lassen; noch weiter hinten, unter den offenen Gallerien, sizt der bescheidene Rentier, den Stock zwischen den Beinen, den Elfenbeinknopf am Mund, mit einem Gesicht, nachdenklich und selbstzufrieden zugleich; manchmal liest er seine Zeitung, doch meistens schwazt er mit seinem Nachbar, und von Zeit zu Zeit bricht er dann ab und erkundigt sich bei einem vorübergehenden Bekannten, wie die Rente und die Stadtobligationen stehen. Blickt man recht aufmerksam ins Gewühl, so kann man die raschen Evolutionen einiger Individuen mit geschäftiger Miene verfolgen, die sich durch die Gruppen winden; dieß sind die eigentlichen Plänkler der Börse, ein eigenthümliches Geschlecht, das nicht viel für sich spekulirt, sich aber desto mehr mit den Spekulationen im Allgemeinen abgibt. Der eigentliche Repräsentant, der Prototypus dieser zahlreichen Insassen der Börse ist der Mann dort, der drei, vier Gruppen zugleich zuhört; sein Ohr ist beständig gespizt, sein Blick ist fein und in den Augenblicken, wo ihm der Athem ausgeht, sehr unruhig; seine Manieren sind angenehm, fast diplomatisch. Was eigentlich das Gewerbe dieses Mannes ist, wie und wovon er lebt, das kann man so eigentlich nicht sagen. Niemand weiß, daß er je etwas anders getrieben hätte, als was er hier treibt, und Jedermann muß gestehen, daß dieses Geschäft nichts weniger als einträglich ist. Der Mann erscheint einem auf den ersten Blick bald als Handelsmann, bald als Papierhändler, bald als Rentier, und doch darf man ihn nur sprechen hören, um sich zu überzeugen, daß er keines von allen ist. Er diskurirt über alle möglichen Operationen, so unpartheiisch, so ohne alles Interesse, ohne alles Vorurtheil, daß man wohl sieht, er gibt sich selbst nie mit dergleichen ab. Seine Kenntnisse und sein Gedächtniß im Börsenwesen sind wirklich erstaunlich; er weiß Alles, was je auf der Börse vorgefallen ist, ich will nicht sagen, seit sie besteht, aber doch seit er herkommt, und dieß ist immerhin eine schöne Zeit. Er ist ein wahres wandelndes Memorandum, ein Tagebuch von Fleisch und Bein, eine Sammlung von Börsenanekdoten, ein Inventarium von kleinen Börsengeschichten, besonders aber von Zahlen. Wundert sich einer vor ihm über ein plötzliches Steigen oder ein fatales Sinken der Course, so zuckt er unfehlbar verächtlich die Achseln; wer sich über etwas der Art verwundern kann, muß noch nicht oft dabei gewesen seyn. Ist derjenige, der die Bemerkung gemacht hat, allein bei ihm — ein sehr unwahrscheinlicher Fall — so würdigt er ihn gar keiner andern Antwort; steht aber ein Dutzend Personen umher, so zieht er die Gelegenheit bei den Haaren herbei und tischt eine vollständige Abhandlung über den öffentlichen Kredit und sein Verhältniß zur Politik auf. Zuweilen wird es ihm sogar so gut, daß er ins Detail eingehen kann, und dann werden nacheinander Says und Beethams Ideen, die Systeme von Ricardo und Malthus durchgesprochen und Villèles Finanzverwaltung mit der des Baron Louis verglichen; ja, Nationalökonomie und Verwaltungstheorie, das ist eigentlich seine Sache, und er äußert bei jeder Gelegenheit, sein Vater habe ihn zum Advokaten oder zum Soldaten bestimmt gehabt, aber das Temperament sey Sieger geblieben; er sey einmal ein geborner Finanzmann, und wolle als solcher sterben.

Das Leben, das in manchen andern Städten durch die Mannigfaltigkeit der Kostüme und die Sprachverwirrung in die Handelsplätze kommt, vermißt man allerdings an der Pariser Börse. Es ist hier nicht, wie in London, Livorno, Lissabon, wo man den Europäer neben dem Asiaten, den Negozianten aus den Vereinigten Staaten mit dem Handelsmann aus Alexandrien, und den kupferfarbenen Ostindienfahrer Arm in Arm mit dem Schwarzen von St. Domingo sieht. Im Aeußern ist hier Alles einförmig; aber wie groß sind die Kontraste in anderer Hinsicht! Wie käme der diplomatische, kosmopolitische Bankier, dessen prachtvolle Behausung die Palläste der Könige verdunkelt, die an seiner Tafel Platz nehmen — wie käme dieser große Herr je anderswo mit dem kleinen Krämer aus der Straße St. Denis zusammen! Was hat der Geldwechsler aus dem Palais royal mit dem Pair von Frankreich gemein, der zugleich Mitglied der ackerbauenden Gesellschaft, Literator, vielleicht sogar Künstler, auf jeden Fall aber Akademiker ist? Nur auf der Börse können sich solche Extreme berühren und sich auf Augenblicke in demselben Ideenkreise bewegen. Die Börse ist wohl der einzige Ort in der Welt, wo jene Chimäre der Gleichheit sich wenigstens augenblicklich verwirklicht. In der Kirche, im Schauspielhause sind die Menschen nach Stand und Vermögen geschieden, in der Börse ist von alle dem keine Rede. Der Diplomat, der Künstler, der Bürger, der große Herr, der Handelsmann — sobald sie den Fuß über die Schwelle der Börse setzen, hören sie auf, es zu seyn. Hier gilt kein Rang, keine Hierarchie mehr, hier gibt es nur Leute, die Geschäfte machen, und Müßige, eine zweite, wunderliche Klasse von Geschäftsleuten. In dieser großen

Babel verschmilzt rein Alles. Jener, fast in Lumpen gekleidete, erbärmliche Kerl redet den Bankierminister an, und der gnädige Herr antwortet ihm. Kämen Chateaubriand, Humboldt, Talleyrand hieher, sie müßten sich mit jenem Kommis oder Mäkler unterhalten. So sah ich neulich einen der berühmtesten Elegants aus der Chaussee d'Antin ein paar Worte mit einem Achtziger aus der alten Tempelstraße wechseln, der noch Monsieur de Voltaire sagt, à l'oiseau royal frisirt ist und noch das französische Kleid trägt. Beim Eintritt in diesen ungeheuern Bazar läßt jeder seinen Charakter, seine Ideen, seine Bildung, sein Ich vor der Thüre, und nimmt, wenn er weggeht, Alles wieder zu sich, wie seinen Stock oder Regenschirm.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Beschluß.)

Eröffnung der Grabhügel bei Kertsch.

Bei Eröffnung der Kurgane (Grabhügel) in der Gegend von Kertsch fand man im vorigen Jahre zwei kostbare Denkmäler aus alter Zeit, nämlich zwei schöne Gräber, von denen das eine im sogenannten goldenen Hügel (Sototoi-Kurgan) entdeckt wurde und wegen seiner außerordentlichen Größe, das andere aber wegen seiner vorzüglichen Wandgemälde merkwürdig ist. — Schon seit undenklichen Zeiten war es bei den Einwohnern von Kertsch-Jenikale ein Volksglaube, den vielfache Traditionen zu bestätigen schienen, daß im sogenannten goldenen Hügel unermeßliche Schätze des Alterthums vergraben liegen, eine Vermuthung, in der man noch mehr bestärkt wurde, als man im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in der Nähe jenes Platzes mehrere Gräber entdeckte, welche einen großen Vorrath goldener Geräthschaften enthielten. Dieser von der Stadt etwa vier Werst entfernte Kurgan zeichnet sich durch seine ungewöhnliche Größe aus. Er krönt die vom Berge Mithridates nach Westen sich abdachende Anhöhe, wie die prachtvolle Kuppel ein ungeheures Gebäude. Den ganzen Kurgan umgab früher ein Riesenwall, dessen kolossale Steine ohne Mörtel zusammengefügt waren, ein wahres Cyklopenwerk; jezt besteht nur noch ein kleiner Theil dieses Bollwerks, das Uebrige wurde während der Belagerung der Krimm zerstört. Unten hat der Hügel einen Durchmesser von 40 Faden, seine durch frühere Nachgrabungen etwas verminderte Höhe beträgt noch gegen 10 Faden; er besteht ganz aus Schutt und Bruchsteinen, daher die Arbeit des Oeffnens desselben sehr langsam vorrückte. Nachdem man sich durch den Schutt gegen Ost durchgearbeitet, kam man auf große Stücke eines weichen Steins; zulezt zeigte sich ein Mauerwerk, das eine Art Vorhalle oder den Eingang in das Grab bildete. Das Gewölbe, welches an zwei Seiten Absätze hatte, war auf der Nordseite eingestürzt. Der Eingang war 9 Faden lang, 1½ Faden breit, gegen 4 Faden hoch und zur Hälfte mit Erde verschüttet; den obern Theil stüzten starke Balken, die jedoch durch die Länge der Zeit fast ganz verwittert waren. In der Vertiefung erblickte man den Eingang in das Grab selbst, welches eine Art von rundem Saale bildete, mit einem in konischer Form auf Absätzen ruhenden Gewölbe. Der innere Raum des Grabes hält 3 Faden im Durchmesser, die Höhe bis zum Gewölbe beträgt 1½ Faden und 6 Faden mit dem Gewölbe, das mit einer harzigen, dunkelvioletten Masse bedeckt ist. Dem Eingang gegenüber befindet sich eine Thür, die nach dem Mittelpunkt des Kurgans führt, aber mit Bruchsteinen verschüttet ist. Im Innern fand man mehrere aus dem Gewölbe gebrochene Steine, Stücke von angefaultem Sargholz und Todtengebeine zerstreut, ein Beweis, daß schon früher hier Nachsuchungen angestellt worden. Eine Kupfermünze von Mithridates III. ist das Einzige, was man in der Vorhalle dieses großen Grabmals fand. Einige Tage später wurde auf der Westseite des goldenen Kurgans ein anderes, 6 Faden tief gelegenes Grab von ganz gewöhnlicher Form, Dimension und Bauart entdeckt. Außer dem goldenen Kurgan, der durch seinen Umfang und seinen gigantischen Bau sich vor allen in der Gegend von Kertsch befindlichen alten Grabhügeln auszeichnet, liegt neben dem Berge Mithridates, dicht an dem Graben, ein anderer, durch seine Größe und regelmäßige konische Form merkwürdiger Kurgan. Seine nach Norden und Osten gerichteten Seiten bestehen aus großen Felsenstücken, die übrigen sind von Schutt aufgeworfen. Hier wurde mit den Nachgrabungen der Anfang gemacht. Nachdem man etwa 2 Faden tief gegraben hatte, zeigten sich Vasenscherben, dann Krüge von einer besondern Form; diese waren eine Elle hoch, wohl verschlossen und enthielten Todtenasche, kleine goldene Kronen, Opfergeräthe und andere Sachen. Die kaum sichtbaren griechischen Inschriften bezeichnen die Namen der Verstorbenen, deren Asche die Krüge enthalten. Nachdem der Kurgan von einer Seite untersucht worden war, fing man auf der Südwestseite an zu graben; eine sehr deutliche Erhöhung an derselben versprach eine lohnendere Ausbeute. Wirklich fand man auch bald zwei Platten eines weichen Steins mit menschlichen Figuren und Inschriften in griechischer Sprache: „Ermis Fanna, freue dich, und Philothais und Philon's Sohn, freuet euch." Bald darauf stieß man auf das mit einer Vorhalle versehene Grab. Leider war dasselbe auch schon früher durchsucht und der Fußboden sogar beschädigt. Dieses 1½ Faden lange, 1 Faden breite und 1 Faden und ½ Arschien hohe Grab ist aus einem weichen Steine erbaut und hat ein nur an zwei Seiten mit Absätzen versehenes, mit Kalk beworfenes und angestrichenes Gewölbe. Ueber der Thür sieht man eine männliche Figur mit einem Blumenkorbe in der Hand, von schöner Zeichnung, und an der gegenüberstehenden Mauer die Abbildung zweier Pfauen, die aus einer Vase trinken; etwas weiter unten ist der Kampf der Pigmäen mit den Kranichen abgebildet; an den Seitenwänden sieht man Vögel auf Baumzweigen und über ihnen Arabesken und Blumenguirlanden. Alles Uebrige ist mit Rustiken bedeckt. Der größte Theil der Zeichnungen hat sich erhalten, nur Einiges davon ist mit der Stuckatur abgefallen.

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nr. 137:

e	a	a	e
l	e	i	d
l	i	e	b
e	s	i	e

Buchstabenräthsel.

Mit meinem Ersten bin ich grün,
Doch mach' ans grau ich blendend weiß,
Und nimmst du mir mein Erstes kühn,
So werd' ich bleich und kalt wie Eis.
Doch nimmst du auch mein zweites Zeichen,
So find'st du zwei Geschwisterleichen
Wohl unter mir zu Wöbbelin.

H. F. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Juni 1833.

Was wir nur irgend festlich angestellt,
Kehrt sich von seinem Dienst zu schwarzer Trauer,
Die Hochzeit wird zum ernsten Leichenmahl,
Und alles wandelt sich ins Gegentheil.

Shakespeare.

Der Bibeldieb.

(Beschluß.)

Noch hatte Richard, stumm und sprachlos dastehend, sich nicht von der Stelle bewegen können. Es trieb ihn zu fliehen, es trieb ihn, sich zu verbergen, er hätte sich in den Erdboden einwühlen mögen, um tausend Meilen tief unter demselben fern von dieser Scene, fern von dieser Stunde zu seyn. Aber sein Fuß hielt ihn noch immer wie gebannt, es hielt ihn die Betrachtung des Zustandes, in den er Wilhelmine versezt sah, staunend gefesselt. So war sie ergriffen, so hatte sie alle Haltung, ja alle Aehnlichkeit mit sich selbst verloren, daß es unglaublich schien und eine steigende Besorgniß für sie erregte. Indem er so noch ihr gegenüber stand, glaubte sie in ihrer Täuschung, daß er sich an ihrem Anblick, an ihrer schmerzlichen Verwirrung weide. Noch einmal seufzte sie laut und schneidend auf, wie aus gebrochenem Herzen; dann, ohne die Hand von den Augen zu lassen, stürzte sie fort ins Gebüsch, um der Gestalt ihres Freundes, von dem sie sich feindlich verfolgt glaubte, zu entrinnen.

Erst im Gebüsch schlug sie den vor Schaam fast erblindeten Blick wieder auf. Da sah sie sich dicht am Rande des Quells. Es war derselbe, in dem Richard gebadet hatte. Sie stuzte, sie schauderte beim Anblick des Wassers, das sie in seinen Spiegel hinunterzulocken schien. Sie sann nach, sie lächelte irr und geheimnißvoll, und streckte dann die Arme verlangend aus nach der flüsternden Welle hinunter. „In deinen Tiefen, kleine Welle, muß ich mich verbergen!“ rief sie aus. „Ich kann von nun an doch die Augen gegen Niemanden mehr aufschlagen. Birg du meine Schmach auf ewig in den Schleier deiner grünen Fluth! Laß alles Leid des schweren ängstlichen Lebens untertauchen in dir, und spiele dann froh mit deinen leichten Bläschen über ein armes Mädchen hinweg!“

Richard, obwohl ihm ein Unglück ahnete, hatte ihr doch nicht zu folgen gewagt, aus Furcht, sie noch mehr zu verschüchtern. Jezt hörte er einen rauschenden Schlag im Wasser; es war etwas gefallen, die Woge, die es empfangen, hatte dumpf geschäumt und gebraust, und ein sterbendes, bald verhallendes Ach! ließ sich weinend dazwischen vernehmen. Er stürzte wehklagend hinzu, er fand die Geliebte auf der Welle schwimmend, noch mit dem unglücklich gesuchten Tode im Kampf begriffen. Sie ruderte, wie ein sterbender Schwan, auf der Fluth, welche wie aus Mitleid zögerte, das schöne Opfer in ihr Grab hinabzuschlingen. Er sprang hinunter, ergriff sie mit starken Armen, drückte sie mit der lezten Liebesinbrunst an sich und trug sie an das Ufer hinauf. Hier warf er sich laut seufzend über den noch einmal zusammenzuckenden Körper hin, der unter seinen Küssen allmählig erkaltete.

Das gebrochene Auge blickte ihn noch wie zürnend an; der verblichene Mund schien sich bebend zu sträuben gegen die Liebkosungen, die ihm der von Schmerz und Liebe hingerissene Jüngling ausdrückte, um ihm gleichsam durch die Leidenschaft seiner Verzweiflung wieder Lebensgluth einzuhauchen. Erst später kam Friede und sanfte Ruhe in einem leuchtenden Lächeln über das Antlitz der Todten heraufgezogen. Sie lag lang ausgestreckt auf dem Rasen; die schönen Glieder flossen, wie Wasserlilien, von dem Naß über, das sie ertränkt hatte. Es schien der lezte Thränenthau zu seyn, der so hervorquoll und in dem ihr hingeschiedenes Leben um sich selbst weinte. Der in der Nähe befindliche Halden war zuerst herbeigeeilt, um sich bei dem schrecklichen Ereigniß hülfreich zu erweisen. Nachdem der verständige Mann selbst mit der Todten die ersten gewöhnlichen Rettungsversuche angestellt, um sie wieder ins Leben zurückzurufen, rannte er fort, um wirksamere Hülfe herbeizuholen. Richard blieb bei seiner entseelten Freundin zurück.

Nichts konnte herzzerschneidender seyn, als den Jüngling anzusehen, wie er dasaß neben der Todten und sie unbeweglich anstarrte. „So hast Du enden müssen, Geliebte!“ klagte er in abgebrochenen Lauten, indem er sie noch einmal in seine Arme nahm. „Grausam war das Geschick, es hat Dich mir unversöhnt entrissen! Du hast meine wiedergeborne Liebe nicht mehr vernommen, und gerade als sie sich Dir wieder ans Herz werfen wollte, verkanntest Du sie, erschrackst, verzweifeltest und starbst Du! Ach, das war heut der Tag, der unser Hochzeittag seyn sollte! Meine Braut, Du kannst jezt nicht mehr Nein! sagen zu unserer Hochzeit, nicht mehr Nein und nicht mehr Ja! Auf Deiner Lippe ist die süße Rede gestorben, die Weisheit Deiner Zunge schweigt. Alles schweigt und ist todt! Aber die Hand kannst Du mir noch reichen, Deine theure, kostbare, schneeweiße Hand! Sie hindert es nicht, daß ich sie ergreife, daß ich sie tausendmal zärtlich drücke! Doch Deine schneeweiße Hand ist kalt, zu kalt für den Feuerdruck der Liebe! In diesen schönen Fingern liegt jezt ein entsetzliches Geheimniß verborgen. Je länger ich sie in meiner Hand drücke, je mehr fühle ich an ihnen das Geheimniß des eisigen Todes schaudernd heraus. Durch das Paradies Deines Leibes schleicht der kalte Wurm der Zerstörung hin und frißt Deine Blüthen. O, ich kann Dich nicht mehr sehen! Uralte, schwarze, räthselhafte Nacht der Welt, aus der wir kommen und in die wir gehen, sinke auch auf mein Auge herab! Ich schließe mein Auge, legt mich nur gleich mit ihr in die Gruft! Ach Minna, Minna, Du hast mein Scherzen nicht leiden können, mein Humor war Dir immer verhaßt; jezt könnte ich mich recht in Deine Gunst einschmeicheln, wenn Du noch lebtest, denn nun wird ja nie wieder ein Scherz über meine verarmte Lippe kommen! Kein Scherz wird tönen, kein Glück wird genossen werden!“

Noch spät am Abend kehrten Waldensee und der Major von ihren kleinen Reisen zurück. Sie hatten ihre Geschäfte glücklich beendigt, und der spaßhafte Onkel Waldensee trat nach seiner Weise mit lärmender Freude ins Haus, um die frohe Botschaft zu verkündigen, daß sein neuer Liebling Halden sein Pfarrer geworden sey. Der Uebergang seiner harmlosen Lustigkeit in das bitterste Leid war unbeschreiblich schmerzlich, als er in dem ersten Zimmer, das er betrat, sogleich Wilhelminens stille Leiche erblickte. — .

Halden wurde bald darauf Pfarrer auf dem Dörfchen Waldensee. Seine Antrittspredigt war eine Todtenpredigt. Er sprach über dem Sarge Wilhelminens die schönsten, ergreifendsten Worte des Herzens, welche die Klage um das edle Mädchen laut werden lassen konnte. Den armen Richard kannte man nicht mehr. Der sonst so lebhafte und von Muthwillen wie begeisterte Jüngling wurde vor der Zeit alt und lebensmüde. Sein einziger Trost war jene Bibel der Geliebten, die als ein theurer Nachlaß in seinen Händen geblieben war. In dieser Bibel las er Tag und Nacht, jede Stunde sah man ihn mit ihr beschäftigt. Ueber ihren Blättern träumte, dachte, weinte und betete er. Den von Wilhelminens Hand eingeschriebenen Aufsatz las er sich oft mit heißen Thränen wie seinen Bußpsalm vor. Er wurde ein wahrhaft frommer Mann; aber nie sah man ihn wieder scherzen und lächeln, und nur das einzige Mal lächelte er schmerzhaft in sich hinein, als ihm einfiel, daß er einst seiner Wilhelmine die Frömmigkeit zum Vorwurf hatte gereichen lassen.

Theodor Mundt.

Die Börse.

(Beschluß.)

Auf der Börse herrscht allerdings blos Eine Leidenschaft, eben die Göttin, deren Zauberstab hier die Menschen gleich macht, aber lächerliche Charakterzüge lassen sich deßhalb hier dennoch fast so viele beobachten als Individuen. Im verflossenen Jahrhundert hieß es: lächerlich, wie ein Finanzmann; dieß ist nun heutzutage zwar kein Sprichwort mehr, aber nichts destoweniger richtig. Man kann unbedenklich behaupten, vier Fünftheile der Menschen, die sich an der Börse bereichert haben, gehören jenem Mittelschlag zwischen dem Bürgerstand und dem Pöbel an; was waren sie? kleine Krämer, kleine Mäkler, Leute, die so unter der Hand Geschäfte aller Art treiben, und siehe da, über ein Kleines sind es große, schwere Leute geworden, kraft der Regel de tri und des in infinitum angewandten

Satzes: 4 und 4 macht 8 und 4 macht 12, 3 davon bleiben 9. Dem muß so seyn in einer Zeit, wo das Geld nicht mehr blos Mittel, sondern noch viel mehr Zweck ist, und wo man nicht mehr fragt: wer ist der und jener? hat er Verstand, Charakter ic.? sondern nur: was hat er? — Treten wir ein wenig zu dem wohlgenährten Mann, der sich da unter die Kolonnade hingepflanzt hat, wie ein Geldfaß, und dessen Gesicht so selig lächelt. Seit etwa zehn Jahren versucht er sein Glück an der Börse, den Grund zu seinem Vermögen hat er aber anderswo gelegt. Da sagte er noch nicht: Leute wie ich, da beobachtete er bei seinen sämmtlichen Operationen weislich das Incognito; sein Gewerbe war höchst einfach, und doch möchten demselben wenige seiner Neider gewachsen seyn. Er war der Liferant, der gute Geist ruinirter junger Leute aus guten Häusern, der Kanz, der hübsche Frauenzimmer in das Haus eines hohen Gönners oder guten Freundes spedirte, der ordinäre Helfershelfer des Kaufmanns, der bei sehr viel Haben und noch mehr Soll jenes gerne den Gläubigern aus den Klauen gebracht hätte. Schnell ist die Saat seiner Gutherzigkeit gereift: seine Dienstwilligkeit hat ihn bereichert, während sie diejenigen, denen er gefällig war, um das Ihrige brachte. Noch ein Umschwung des Glücksrads, und er ist Millionär; dann denkt er ernstlich daran, ein Ehrenmann zu werden und Pair von Frankreich; dann bringt er den Marquistitel in seine Familie, läßt ein Wappen auf seinen Kutschenschlag malen und spricht: meine Leute, mein Hotel, mein Schloß. Schade, daß er sich mit diesem Vermögen, das ihm sonst Alles verschafft hat, nicht auch andere Manieren hat verschaffen können; dann möchte es ihm eher gelingen, den Leuten Sand in die Augen zu streuen; so aber blickt überall der Wucherer durch, und bei dem Gold, womit er sich behängt, denkt man fataler Weise nur daran, daß es gestohlen Gut ist.

Diese Sucht, mehr seyn zu wollen, als ein reicher Kanz, ist die habituelle Schwachheit der Börsenmänner, nur mit gewissen Nüanzen und Abstufungen. Es gibt welche, die davon befessen sind, ohne viel zu haben. Sie haben so viel von Millionen sprechen hören, daß sie sich am Ende einbilden, selbst welche zu besitzen. Durch vielfältiges Spekuliren und durch den Umgang mit gewandten, glücklichen Spekulanten haben sie sich die Manieren derselben angewöhnt. Es ist aber wohl zu merken, daß, wer an der Börse den Reichen spielt, es selten ist.

Weiterhin treffen wir einen, der die Laufbahn erst beginnt, qui commence à se lancer. Begegnet er dem genügsamen Rentier, so spricht er: „Fünftausend Franks jährlich zu verzehren! eine hübsche Summe! Bei Ihrer Lebensweise kommen Sie so sehr gut aus.“ Diese Lebensweise kritisirt und taxirt er nun umständlich, und das Resultat ist, daß der gute Mann sich einschränken könne und müsse; er aber verzehrt in einem Monat so viel, als jener in einem Jahr, und meint, er habe lange nicht genug. — Da kommt ein Dritter: er war voriges Jahr noch Notarsgehülfe oder Wildpretschreiber; seitdem hat er sich an die Börse gemacht, wie und weßhalb, gleichviel, und hat angefangen zu operiren. Er miethet sein Pferd auf den Tag, sein Kabriolet auf den Monat und hält einen Lohnbedienten. Noch hat er erst die Aussicht, reich zu werden, aber aus Taktik spielt er zum voraus den reichen Mann, und wie er auftritt, schätzt man ihm dreißigtausend Livres Renten. Gestern noch grüßte er einen unterthänig, heute wirft er einem auf zwanzig Schritte sein Bonjour an den Kopf, morgen sieht er einen nicht mehr an.

So wenig alle Komödianten auf dem Theater, so wenig sind alle Spekulanten an der Börse. Eine große Klasse derselben lockt indessen die Hoffnung hin, gewisse Geschäfte machen zu können, die mit dem Wechselgeschäft und den öffentlichen Fonds rein nichts zu thun haben. Sie wissen gar gut, daß auf der Börse mehr als irgendwo jene Neulinge zu finden sind, welche um jeden Preis einmal ihr Glück versuchen wollen und denen auf der Stirne geschrieben steht: „an mir ist ein Fang zu machen!“ Ferner sind da zu finden die Projektenmacher, die Erfinder aller möglichen Verbesserungen, die eben im Cours sind; es gibt deren, die davon sprechen, eine ganze Hemisphäre zu revolutioniren, und zwar mittelst eines Anlehens, das man der oder jener Republik in der neuen Welt zu rechter Zeit verschafft. Völlig ungebeten sucht der Mann einen für diese Anleihe zu interessiren, für welche Brasiliens Minen und Perus Schätze verpfändet sind; auf Abschlag fordert er conversationsweise hundert Franks, bekommt er sie nicht, zwanzig Franks, und am Ende hundert Sous; denn zu Mittag essen muß er einmal, und wäre es nur im Interesse der künftigen Revolution.

Die eigentlichen Wucherer haben auf der Börse nichts zu schaffen: wird daselbst Wucher getrieben, so geschieht es im Großen. Wohl begegnet man daselbst hie und da einem jener Spekulanten, deren Gewerbe vor den Gerichten bis jetzt noch keine Gnade gefunden hat, jener honetten Handelsleute, die auf Schmuck und Silbergeschirr, kurz auf Faustpfand leihen, und zwar aus purer Gefälligkeit; aber in ihrem eigentlichen Element sind sie hier nicht.

Hat man einmal die Börse etwas studirt, so bemerkt man zwei auffallende Physiognomien, zwei scharf geschiedene Charaktere: das eine Gesicht ist bleich, offiziell, kalt, in strenge Falten gelegt: es gehört dem Wechselagenten an; aus dem andern spricht Pfiffigkeit, Keckheit, reges Leben; der Beobachter denkt sich viel dabei, der Besitzer selbst aber denkt desto weniger: es ist der Mäkler. Der Mäkler ist eine ganz dramatische, poetische Figur, und dieser Sosias des Wechselagenten verdiente einen besondern Artikel.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Neue literarische Erscheinungen.

Zu den neuesten und interessantesten Erscheinungen in unserer Literatur gehört eine Uebersetzung von Goethes Faust in Prosa, aus der Feder eines talentvollen jungen Advokaten Namens Hayward, welcher sich schon früher an einem Werke unsers Savigny versucht hat. Die Uebersetzung, obgleich nicht fehlerfrei, ist sehr genau und zeugt von der Vertrautheit des Verfassers mit dem Reichthum beider Sprachen. Doch verließ er sich bei dem schwierigen Unternehmen nicht ganz auf sich selbst, sondern wandte sich an alle seine Freunde, sowohl hier, als in Deutschland, die ihm dabei mit Rath und Aufschlüssen an die Hand zu gehen vermochten, unter andern an Jakob Grimm und W. von Schlegel. Daher sind auch die Anmerkungen, welche die Uebersetzung begleiten, besonders zum Verständniß des Technischen dem Engländer sehr nützlich. In einer vortrefflichen Einleitung rügt Hayward die Fehler früherer, sowohl französischer, als englischer Uebersetzer, besonders des Lord Gower, und zwar sehr schonungslos. — Von Mistreß Austin wird in ein paar Tagen ein Werk über Goethe erscheinen, wozu Falks Buch die Grundlage bildet, das aber die Verfasserin mit so vielen Anmerkungen über Goethes Zeitgenossen, deutsche Philosophie u. s. w. begleitet hat, daß das kleine Buch bis zu drei Duodezbänden angeschwollen ist, weßwegen ich fürchte, daß es unser Publikum nicht sehr anziehen wird. — Nie ist wohl der Grabstichel so häufig gebraucht worden, um die Werke alter und neuer Maler- und Zeichenkunst unter dem großen Publikum zu verbreiten. Einer unserer thätigsten Verleger in dieser Art von Werken ist Jones, dessen National-Gallery und neue Auflage der Hogarthschen Zeichnungen besonders alle Aufmunterung verdienten. Drei vortreffliche Stahlstiche der anziehendsten Werke mit erklärendem Text für einen Schilling! Auch der gelehrte Drucker Valpy hat sich einigermaßen auf dieses Fach geworfen. Es erscheint jezt bei ihm eine neue Auflage von Shakespeares Werken in 15 Duodezbändchen, nach dem besten Text und mit guten Anmerkungen versehen; die Hauptsache dabei sind aber 170 Kupferstiche, nach denen skizzirt, welche Boydells Prachtausgabe zieren. Der Band kostet nur vier Schillinge. Acht Bände sind bereits erschienen. In derselben Manier gestochen hat Valpy auch eine Sammlung der in unserer Nationalgallerie enthaltenen Gemälde angekündigt, und zwar zu drittehalb Schillingen das Heft von zwölf Kupfern. Barbers Ansichten der schönen Insel Wight sind auch sehr brav gestochen und ausnehmend wohlfeil. Wo ich nicht irre, haben die meisten hiesigen Kunsthändler Einrichtungen getroffen, wodurch ihre Verlagsartikel von allen guten Handlungen in Deutschland zu den englischen Preisen zu beziehen sind. — So eben habe ich eine Auswahl von Goethes lyrischen Gedichten erhalten, welche ein englischer Gelehrter und Geistlicher, Namens Hawtrey, blos zum Geschenk an seine Freunde hat drucken lassen. Die Vorrede sowohl, als einige der Ueberschriften sind zwar nicht fehlerfrei, aber erstere ist gewiß so gutes Deutsch, als ein Nichtdeutscher, der nicht in Deutschland gewesen ist, schreiben kann. An einer Stelle heißt es; „Jedoch däucht es mir, daß man auf dem (das) kaum bedeckten Grabe (bedeckte Grab) des erhabensten Genies unsers Jahrhunderts kein schöneres Opfer werfen könnte, als einen in seinem Dichtergarten, mit Hinsicht auf die Sittlichkeit, sorgsam gepflückten Blumenkranz.“ — Im lezten Stück von Frasers Magazin befindet sich ein merkwürdiger Aufsaz über Goethes Faust, und in dem eben erschienenen ein Porträt von Thomas Carlyle, mit einer höchst lächerlichen Skizze in dem eigenthümlichen Deutsch-Englisch dieses größten aller Bewunderer Goethes.

Paris, Juni.

Aufmunterung der Kunst sonst und jezt.

Schönes Frühlingswetter, drei Viertel der Pariser Bevölkerung unter dem Einflusse der Grippe, eines leichten Nachspiels der Cholera, empfindsame legitimistische Aeußerungen der altroyalistischen Tageblätter über die Tugenden der Herzogin von Berry und einige, oder vielmehr manche dramatische Novitäten, dieß wäre summarisch das Wichtigste, was man im gegenwärtigen Augenblicke aus Paris melden könnte. Politik abgerechnet. Mit der Kunstausstellung ist Alles vorbei; die 3300 Stücke sind in der Eile beschaut, beurtheilt und bekrittelt worden; einige Künstler haben Belohnungen erhalten, andern hat man ihre Produkte abgekauft, was auch eine Belohnung ist, bei andern hat man Bestellungen gemacht; Alles dieses hat einige zufrieden gestellt und manche andere unzufrieden gelassen. Man behauptet, man habe dem Verdienste zu wenig, der Mittelmäßigkeit zu viel gegeben; dieß ist möglich, und so lange es menschliche Schwächen gibt, werden die Gewandten immer auf Kosten des Verdienstes ihren Vortheil zu erhaschen wissen. In einem Lande wie Frankreich, wo die öffentliche Meinung sich beständig vermittelst einer freien Presse äußert, hält dieß freilich etwas schwerer, als da, wo Alles schweigen muß, wenn die Obern handeln; wenigstens schleicht hier eine Ungerechtigkeit selten ungerügt durch. Allein zuweilen lenken die Gewandten sogar die Presse zu ihren Gunsten und lassen sich als die Verdienstvollsten preisen. Die karlistischen Blätter, welche bei jeder Gelegenheit eine Vergleichung zwischen jezt und sonst anzustellen pflegen, konnten nicht genug die Freigebigkeit der vormaligen Regierung in Vergleich mit der Knickerei der jetzigen rühmen, und wußten schön zu schildern, wie zuvor Künste und Wissenschaften reichlich aufgemuntert und belohnt worden seyen, wie Karl X. am Ende der Ausstellung mit seinem ganzen Hofe erschienen sey, sich die Künstler habe vorstellen lassen, ihnen huldreiche, verbindliche Worte gesagt und die Fülle seiner Gnaden über sie ausgestreut habe, was denn freilich in jenen Zeitungen sehr hübsch lautet, im Grunde sich aber auf leere Ceremonien beschränkte. Was nun die Aufmunterungen der Künstler betrifft, so mögen sie freilich damals reichlicher ausgefallen seyn; allein das Geld dazu kam nicht sowohl aus der Tasche des Königs, als aus der des Volks, und da die Geistlichkeit großen Einfluß ausübte, so ließ sie auch auf Kosten des Staats viele Gemälde verfertigen. Dieß kam allerdings der Kunst zu Statten; allein es ist eben nicht zu bedauern, daß sich diese Verhältnisse verändert haben, sollte auch die Kunst oder vielmehr der Künstler etwas dabei zu kurz kommen. Auch wurden diese königlichen Belohnungen selten unbedingt ertheilt. Unter Napoleon konnten die Künstler nur dann auf Belohnung hoffen, wenn sie Schlachten und rühmliche Züge dieses Herrschers darstellten. Unter den Bourbons konnte der Künstler nur durch andächtige Gesinnungen oder Schmeicheleien die Quelle der Gnaden auf sich hinlenken. Jezt, da der Gnaden weniger sind, bleibt er sich selbst und seinem Genie mehr überlassen, oder muß sich nach dem Geschmacke des Publikums richten, das freilich auch nicht ohne Launen und Vorurtheile ist; aber im Ganzen ist er doch unabhängiger. Man klagt darüber, daß die Regierung die Kunstgegenstände nicht theuer genug bezahlt habe; aber erstlich gab es kein großes Meisterwerk darunter, und zweitens brauchten ja die Künstler die angebotenen Preise nicht anzunehmen, wenn sie ihnen nicht anstanden. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Juni 1833.

Thu' dich auf, du weite Pforte zu dem reichen Ungarland!

Flemming.

Ein Ausflug nach Ungarn.

Ob es wohl jedem Reisenden so geht, wie mir? Ich fühle jedesmal eine Art von Beklommenheit, wenn ich irgend eine Landesgränze überschreite. Woher kommt dieß nun wohl anders, als daß man bei den Mauthlinien mit Mißtrauen behandelt und nicht selten, gleich einem Diebe, untersucht und nicht eher weiter gelassen wird, bis die Reiseeffekten durchstöbert sind und die Identität der Person durch Reisepaß und Dokumente dargethan ist? — Ungarn, obgleich zur österreichischen Monarchie gehörig, ist doch für die übrigen Provinzen dieses Reichs abgesperrt, weil es seine eigene Verfassung hat und nach dieser sich in keiner Weise in das österreichische Zollsystem fügt. Daher wird auch alles, was außer den nothwendigsten Effekten der Reisenden nach Ungarn geht, oder von dort kommt, verzollt, und man bewacht die Grenzen gegen dieses Land so streng, wie die gegen fremde Staaten.

Ich kam von Wien, aus dem heitern und gemüthlichen Leben des Süddeutschen. Wer hat sich wohl dort, möchte er zum ersten oder zum hundertsten Male als Fremder dahin kommen, nicht gleich heimisch und behaglich gefühlt? Selbst vorurtheilsvolle Tadler werden da bekehrt. Der Norddeutsche kommt gewöhnlich mit dem Wahne dahin, es fehle hier die höhere geistige Bildung, und tritt daher mit einiger Anmaßung auf. Wie bald aber wird er beschämt, wenn er Zutritt zu gebildeten Gesellschaften gewinnt und da sieht, wie anspruchlos man ist, und wie man mit wissenschaftlicher Bildung so wenig prahlt, daß man sie nur als ein Accidens betrachtet, welches dem, der über dem Pöbel steht, ganz in der Ordnung zukommt. Es fallen freilich von der Scheidewand, welche bisher noch immer das südliche und nördliche Deutschland trennte, die Trümmer fortwährend, aber dennoch sieht man noch nicht ganz über dieselbe hinaus. Wenn man jedoch bedenkt, was darin seit zwei Dezennien geschehen ist, so liegt die Zeit nicht mehr gar fern, wo diese Scheidewand ganz gefallen seyn wird.

Freundlich winkt, bis gegen Hainburg hin, der hohe Stephansthurm dem Scheidenden und erhält die Rückerinnerung an die Freuden der Hauptstadt. Ich fuhr mit einem Lohnkutscher, deren von Wien im Sommer täglich mehr denn zwanzig nach Presburg fahren. Eine Fahrt der Art gehört zu den gemischten. Oft hat man gute, oft schlimme Gesellschaft. Mich traf das glückliche Loos der erstern. Ein Oekonomieverwalter aus Wolfsthal, dem Grenzorte zwischen Oesterreich und Ungarn, ein in seiner Art recht gebildeter Mann, sodann ein paar ungarische Gespanen (ebenfalls Oekonomieverwalter) trugen zur Unterhaltung auf dem Wege Vieles bei. Ersterer war besonders mit den geschichtlichen Merkwürdigkeiten

der Gegend ziemlich vertraut, und er machte mich auf alle die Plätze aufmerksam, wo einst Römer- und in späterer Zeit Türkenlager gestanden hatten. Solcher sind hier sehr viele. Ein großes Denkmal, welches die Türken bei Petronell, vor Hainburg, errichtet haben sollen, fällt besonders in die Augen. Es ist ein ziemlich hoher konischer Berg, den eine Armee dieser Morgenländer in ihren Turbanen zusammengetragen haben soll, und zwar als Mausoleum eines hier gefallenen Hauptanführers. Der Berg besteht wirklich aus lauter Schutt, wie mehrere Nachgrabungen bewiesen haben, während alle andern nahe liegenden Anhöhen Felsen sind, mit wenig Erde bedeckt. — Hainburg deutet, besonders in der Bauart seiner Mauern und Thore, auf ein hohes Alterthum. Die Stadt selbst ist unfreundlich, und nur der hinter ihr liegende Berg mit seinen Ruinen gibt ihr Reiz. So steil dieser Berg auch ist, so sind an demselben doch Anlagen zu Spaziergängen und mehrere Lusthäuschen angebracht. Die jezt in Trümmern liegende, ehemalige Burg beherrschte den Eingang aus Ungarn nach Deutschland, der hier ziemlich eng ist und daher mit geringen Streitkräften gesperrt werden konnte. Auf der einen Seite neben der Burg eine Gebirgskette, auf der andern die Donau, ist dieser Paß vielleicht nicht über tausend Schritte breit. Das Thal ist romantisch und dehnt sich über die Grenzscheide hinaus mehr denn eine halbe deutsche Meile. Es bildet den freundlichen Vorhof zu dem schönen Ungarn. — Hat man die Mauthlinie, welche aus Oesterreich hinaus bei weitem weniger belästigt, wie aus Ungarn herein, im Rücken, so geht es auf der Ebene fort, bis man bei einer Krümmung, welche die Straße bildet, zuerst das Schloß von Presburg und bald darauf auch die Stadt zu Gesichte bekommt. Nicht lange, so ist man an der Schiffbrücke, welche über die, hier auf eine kurze Distanz vereinigte Donau führt. Oberhalb und unterhalb dieser Brücke ist der Strom in eine Menge Arme gespalten.

Ungünstig ist der Eindruck, den Presburg auf den Fremden dadurch macht, daß die wenigsten seiner Straßen gepflastert sind. Nun wird in dieser Stadt verhältnißmäßig, und besonders zur Zeit des Landtages, so viel gefahren wie in Wien, begossen werden aber die Straßen nie; man denke sich daher den Staub. Dieser war auch in der That, da es gerade sehr trockenes Wetter war, so arg, daß ich etwas Aehnliches noch nie gesehen hatte. Es ist wörtlich wahr, daß man auf dreißig Schritte Entfernung keinen Gegenstand deutlich erkannte und alles nur wie in einem dichten Nebel erblickte. Zu dieser Unbequemlichkeit kommen noch die schlechten Gasthöfe. Ich war in dem, seinem Rufe nach besten eingekehrt, und fand ihn elend; was ist da von den andern zu erwarten! Eins aber muß ich dennoch rühmen: es ist die prompte und freundliche Bedienung, so wie der gute und nicht theure Tisch. Bei diesen Vorzügen übersieht man zum Theil die schmutzige Einrichtung der Zimmer.

Mein erster Gang war durch die Stadt und dann auf den Schloßberg. In Ruinen liegend, bildet das Schloß einen grellen Gegensatz zu den reizenden Umgebungen des Berges, trägt aber gerade dadurch zum romantischen Eindruck bei. Erst vor 16 Jahren brannte es, wie man mir sagte, durch Bosheit, nach Anderer Behauptung, durch Fahrlässigkeit ab. Doch wer könnte sich hier Zeit nehmen, lange das zerstörte Schloß anzusehen, wo tausend Reize darum buhlen, den Blick auf sich zu ziehen. — Die Sonne war im Scheiden, als ich den Gipfel des Berges erreichte. Rechts von dem Berge, der die Ruinen bei Hainburg trägt, tauchte sie in die, mit blauem Dufte bekleideten Fluren Oesterreichs. Wie eine große, hochglühende Fackel leuchtete sie nach Ungarn herüber. Welch ganz andere Gefühle weckt ein Sonnenaufgang auf dieser Höhe! Da wälzt sich die blutrothe Kugel über die unabsehbaren Ebenen herauf. In weiter Ferne scheint ihr ein Bollwerk (die Neutraer und Honter Bergkette) entgegengedämmt zu seyn; aber sie überspringt es wie einen Strohhalm und gießt ihre Gluth über das Land. So stürzten in den frühern Jahrhunderten die Heere der Barbaren über die goldnen Auen und verwüsteten sie so, daß noch heute die schrecklichen Spuren überall grell zu sehen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Naturgeschichtliches aus dem Reiche des Vesuvs.

Nicht weit vom Cap Uncino, einer Landzunge, die bei Torre dell' Annunciata im Königreich Neapel in die See vorspringt, war schon lange eine Stelle aufgefallen, wo etwa 80 Fuß vom Ufer Luftblasen aus dem Wasser aufstiegen. Im Junius 1831 beobachtete der Obrist Robinson diese merkwürdige Erscheinung und sah sich dadurch veranlaßt, daselbst am Fuß eines ins Meer abfallenden Felsens von Tuff, dessen Schichten hier die Küste bilden, einen artesischen Brunnen bohren zu lassen. Nachdem man eine 9 Fuß mächtige Schichte von sandigem Letten und ein 9½ Fuß mächtiges Bett von Geschieben durchbohrt hatte, sprang gewaltsam eine 4½ Zoll im Durchmesser haltende Wassersäule empor. Es wurden noch drei weitere Bohrlöcher niedergetrieben; bei den drei ersten war der Grund des Wassers eine sehr harte Lavaschichte; bei dem lezten hingegen stoß es über ein mit Lavastücken und vulkanischer Asche gemischtes Thonlager. Lezteres ist wahrscheinlich das natürliche Bett des unterirdischen Stroms. Das zu Tage

kommende Wasser ist lau, ganz klar, von angenehmem Geschmack und mit kohlensaurer Luft übersättigt. Es besitzt bedeutende Heilkräfte, die sich bereits an vielen Personen, die deßhalb im vorigen Jahr nach Torre dell' Annunciata kamen, erprobt haben. Durch eine 4½ Zoll im Durchmesser haltende Röhre sprang Anfangs das Wasser fast 16 Fuß hoch; es sank allmählich auf etwas mehr als 9 Fuß, auf welcher Höhe es sich sofort erhielt. Der Wasserstrahl ist so mächtig, daß er nicht blos kleine Gerölle, sondern auch Stücke von Lava und Tuff bis zu der Schwere von zwei Pfunden mit herauf reißt.

Zur Fassung der Quelle und zur Einrichtung von Bädern mußte man die Schichte Tuff über der Quelle um 18 Fuß abheben. Nachdem man die obersten Schichten, bestehend aus verschiedenartigem harten, compakten vulkanischen Gestein, gegen 16 Fuß tief abgenommen hatte, fand man verschiedene runde, zum Theil verkohlte Holzstücke. Man hielt Anfangs diese Trümmer für die Wurzeln eines Baums, der früher hier gestanden hatte und durch die Spalten des Gesteins durchgewachsen war. Als man aber später ein großes Stück Tuff mit Pulver wegsprengte, fand man einen noch aufrechtstehenden Cypressenstamm, der außen verkohlt, innen aber noch durchaus erhalten war. Der Stamm maaß 6 Fuß 2 Zoll im Umfang und war etwa 4 Fuß hoch; durch die Mine wurden oben etwa 3 Fuß davon abgerissen.

Eine Cypresse von dieser Stärke mußte zum wenigsten hundert Jahre alt seyn, als sie von der Steinmasse bedeckt wurde, die nach Schichtung und ganzem Verhalten ganz analog derjenigen ist, welche über Herkulanum liegt. Man schließt daher gewiß mit vollem Rechte, daß sie auch derselben Zeit angehört, oder vielmehr, daß sie just von dem Ausbruch herrührt, der alles Land südlich vom Vesuv unter einem gewaltigen Regen vulkanischer Stoffe begrub. Die Cypresse steht in einer dünnen Schichte Dammerde, worüber sich verschiedene Schichten von vulkanischem Tuff lagern; sie steht jetzt 25 Fuß über der Meeresfläche, 32 Fuß über dem Grunde desselben und 14 Fuß vom ehemaligen äußern Rande des Tuffsteins. In derselben Schichte, in der die Cypresse steht, findet man eine Menge Landschnecken, ferner Fragmente von Ziegeln und Töpfergeschirr, die unzweifelhaft römischen Ursprungs und denen, die man in Pompeji und Herkulanum findet, durchaus ähnlich sind. Wie schon bemerkt, ist der äußere Theil der Cypresse verkohlt, aber innen, dem Mark zu, ist das Holz ganz unversehrt, während die Holzstücke, die man in Pompeji und Herkulanum findet, sogar die mächtigsten Balken, durchaus verkohlt sind. Es kommt dieß wohl von nichts Anderem her, als daß die Cypresse, da sie von der vulkanischen Masse bedeckt wurde, im vollem Wachsthum war und somit der Hitze der Lava auf einen gewissen Grad durch ihre Lebenskraft widerstand, während das todte, bearbeitete Holz durchaus verkohlt wurde. Man hat den antiken Baum an der Stelle, wo er entdeckt wurde und wo er einst fröhlich seine Zweige ausbreitete, stehen lassen, und wenn er jetzt nicht mehr das Gestade schmückt, so betrachtet ihn dagegen der Wanderer mit einem eigenthümlichen Gefühle von Interesse und Ehrfurcht.

Heimfahrt.

Schaukelt mich, ihr grünen Wellen,
Spielend nach der Heimath zu!
Wo die sanftern Hügel schwellen,
Ruht die Liebe, lockt die Ruh.

Lebet wohl, ihr kalten Höhen,
Felsenstirnen öd' und wild;
Mild wie Geister der Erinn'rung,
Leuchte fernher euer Bild!

Warum in dem niedern Hüttchen
Lebt der Aelpler stillvergnügt?
Weil das treuste Weib ein Bübchen
Lächelnd auf den Armen wiegt.

Nicht an Bergen, nicht an Thälern,
Nicht an Osten, nicht an West
Hängt die Seele und der Segen,
An den Menschen hängt er fest.

Denn die Erd' ist allerwegen
Liebevoll sich selber gleich,
Aber Liebe gibt den Himmel,
Und den Himmel gebt ihr euch.

Gaukle, Schifflein, durch die Wellen,
Dank dir, holde Schifferin!
Und der Lufthauch schwelle das Segel
Ans geliebte Ufer hin.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Prozeß wegen eines Reliquienkastens. Ladvokat.

Unter den vorigen Regierungen haben David, Gérard, Gros ungeheure Belohnungen für ihre Werke bekommen; dieß waren aber auch sehr große Gemälde, die jahrelange Arbeit erfordert hatten und auf Bestellung verfertigt worden waren.

wodurch also die Regierung gegen den Künstler eine Verbindlichkeit eingegangen hatte. Vielleicht hat sie auch einige dieser Kunstwerke über den Werth bezahlt. Hiemit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß die jezige Regierung sich in einzelnen Fällen nicht hätte freigebiger zeigen können und sollen. An dem Namenstage des Königs beklagte man sich, daß dießmal die freien Schauspiele nicht unter die öffentlichen Lustbarkeiten aufgenommen worden waren. Das Volk ist es einmal gewohnt, bei öffentlichen Festen, besonders an dem Feste des Königs, freies Schauspiel zu bekommen; es war daher sonderbar, daß man ihm dießmal die übliche Lustbarkeit vorenthielt. Es wurde hernach in den Zeitungen erklärt, wie dieß zugegangen; die Stadt Paris habe nämlich früher sich mit den Schauspieldirektoren abgefunden; es sey ihr dieß aber zu theuer zu stehen gekommen, und dergleichen. Wer aber auch die Schuld zu tragen hat, so viel ist gewiß, daß es eine unkluge Maßregel war. – In England weiß man nichts von freien Schauspielen, und bei dem ungestümen Charakter des englischen Pöbels würde es nicht rathsam seyn, ihm einmal die Schauspielhäuser zu überlassen. Es fällt ihm auch nicht ein, so etwas zu verlangen; in Frankreich aber gehört das freie Schauspiel seit langer Zeit zu den öffentlichen Lustbarkeiten; deßhalb ist es eine unüberlegte Neuerung, dasselbe aufzuheben. Freilich kommt der Jahrestag der Pariser Julirevolution heran, und alsdann kann die Regierung den Fehler wieder gut machen. Diese Revolution hat einen sonderbaren Prozeß zur Folge gehabt, der jezt bei dem hiesigen Civilgerichte anhängig ist und wiederum den berüchtigten und schon hinlänglich geplagten Erzbischof de Quelen dem Publikum ins Andenken bringt. Einige Zeit vor jener Revolution nämlich, als die Geistlichkeit bei Hofe so mächtig geworden war, daß sie Vieles wagen konnte, hatte der Erzbischof von Paris von dem Hofgoldschmiede Odiot einen prächtigen Reliquienkasten machen lassen, um die Gebeine des heil. Vincenz von Paula darin aufzubewahren. Zwar erhob man Zweifel über die Aechtheit dieser Gebeine; allein der Erzbischof wollte sie nun einmal für ächt gelten lassen, und vielleicht waren sie es auch wirklich. Zwar behauptet jezt der Erzbischof, er habe den silbernen Kasten nicht bestellt, sondern Odiot habe selbst das Verlangen gegen ihn geäußert, eine wichtige Goldschmiedearbeit für eine Kirche in Paris zu übernehmen, worauf ihm der Erzbischof vorgeschlagen habe, er solle einen silbernen Reliquienkasten verfertigen, und zwar mittelst der Beiträge der Gläubigen und frommen Seelen. Dem sey, wie ihm wolle, so viel scheint gewiß, daß, wenn der Erzbischof auch den Kasten nicht ausdrücklich bestellt, er wenigstens die Sache eingeleitet und den Reliquienkasten in Empfang genommen hat. Er zweifelte damals keineswegs, daß die Beiträge reichlich einkommen und den 62,000 Franken kostenden silbernen Kasten völlig bezahlen würden, zumal er einen Hirtenbrief erscheinen ließ, worin den frommen Schafen diese Beisteuer dringend anempfohlen wurde. Der Kasten wurde ein Meisterstück der Pariser Kunst; man ließ ihn bei der öffentlichen Kunstausstellung sehen, der Erzbischof nahm ihn in Empfang, es gingen viele Gelder ein, endlich wurde eine Prozession veranstaltet, um die Gebeine des heil. Vincenz von Paula nach dem Lazaristenkloster zu bringen. Man mochte hier nicht wenig stolz darauf seyn, eine so prächtige Châsse zu besitzen, und der Erzbischof that sich nicht wenig darauf zu gute, eine seit der Revolution nicht gesehene Feierlichkeit veranstalten zu können. Der Kasten war aber noch nicht bezahlt, als die Julirevolution ausbrach, welche so manchen Leuten einen Strich durch die Rechnung machte. Dem Erzbischofe wurde der Pallast verwüstet, und er hielt es für rathsam, sich zu verstecken; mit seinem Einflusse bei Hofe war es vor der Hand ganz aus. Odiot ward wegen seiner Zahlung besorgt und forderte seinen Reliquienkasten wieder, von dem Niemand geglaubt hätte, als er so feierlich durch die Straßen von Paris getragen wurde, daß er je einen Prozeß veranlassen könne; da aber Odiot schon Geld auf Abschlag erhalten hatte, so ward ihm, wie es scheint, das Eigenthum bestritten. Er hielt sich daher an den Erzbischof und verklagte diesen als seinen Gläubiger. Jezt muß also Herr von Quelen entweder zahlen, oder beweisen, daß er nicht zur Zahlung angehalten werden kann und daß ihn die Sache des Reliquienkastens nichts mehr angeht. Sein Anwalt Hennequin, der die meisten Angelegenheiten der Altroyalisten vor Gericht vertheidigt, suchte ihn in diesen Tagen von aller Schuld zu befreien; er behauptete, wie oben gesagt worden, Odiot habe zuerst den Wunsch geäußert, eine große Arbeit zu übernehmen; der Erzbischof habe ihm blos den Rath gegeben, einen Reliquienkasten zu verfertigen, und zwar auf Subscription; das Weitere gehe ihn nichts an, da er gar keinen Vertrag mit dem Goldschmiede eingegangen, ein Abbé habe die Sache der Subscription geleitet, der Erzbischof habe sich damit nicht abgegeben. Dagegen behauptet der Anwalt Odiots, der Erzbischof müsse für Alles stehen, indem er die Arbeit in Empfang genommen und darüber später zu Gunsten der Lazaristen verfügt habe. Ob die Subscribenten bezahlt haben oder nicht, kümmere den Goldschmied wenig, denn er habe es nicht mit ihnen, sondern mit Herrn von Quelen zu thun. Eigentlich liegt die ganze Schuld an der Julirevolution; denn wenn diese nicht so unverhofft gekommen wäre, so würde weder Herr von Quelen, noch Odiot wegen der Zahlung besorgt gewesen seyn. Der Erzbischof würde bei Hofe und bei den reichen Hofleuten der Vorstadt St. Germain, und im Nothfalle bei den Ministern auf Abschlag des Budgets die Gelder eingetrieben haben. Gewiß hat der Erzbischof mehr als einmal, wo nicht ausgerufen, doch gedacht: maudite révolution! Die Richter haben ihren Ausspruch in dieser Sache noch nicht gethan. Gewiß würde Herr von Quelen sehr böse werden, wenn er das Vergnügen, den silbernen Reliquienkasten in einer feierlichen Prozession den Lazaristen zu bringen, jezt, da die Gnadenquelle für ihn versiegt ist, so theuer bezahlen müßte. — Noch einer Tagesbegebenheit muß ich zum Schlusse erwähnen. Ladvocat, der berüchtigte Buchhändler, ist von seinen Gläubigern ins Schuldnergefängniß gesezt worden. Sein Livre des cent et un hat ihm nicht wieder auf die Beine geholfen, obschon dieses bändereiche Werk bedeutenden Absaz gehabt haben muß. Er hat auch den Einfall gehabt, eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel cent et une nouvelles Nouvelles anzulegen, wozu ihm wieder die angesehensten Schöngeister in Paris Beiträge liefern sollen. Allein es steht zu befürchten, daß die hundert Erzählungen ebensowenig Gedeihen in seine Buchhandlung bringen werden, als die hundert Aufsäze über Paris und als Schiller und Shakespeare und die andern berühmten Schriftsteller, deren Namen sonst an dem großen Hotel prangten, das er auf dem Kay gemiethet hatte, aber hernach gegen eine bescheidene Wohnung in einer dunkeln Straße vertauscht hat. Zum Glück ist er der Mann nicht, der sich über solchen Kleinigkeiten graue Haare wachsen läßt, und eben, da man vernimmt, er size in St. Pelagie, kündigen die Zeitungen auch an, daß er das Manuscript und Verlagsrecht des neuen Trauerspiels C. Delavigne's für 3000 Franken an sich gekauft habe.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Juni 1833.

Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Sternen an.
Schiller.

Menippa und Meliocha.

Die Unsterblichen verleihen Gaben,
Manchen mancherlei, nach ihrer Weisheit.
Ihrer Gaben reichste Fülle aber
Ward Orions Töchtern, die das Lied preist.
Sie beschenkte mit der Züge Anmuth,
Mit der Form des Wuchses Aphrodite,
Pallas mit der Gabe stillen Fleißes,
Der die Palme jeder Kunst erobert,
Und Urania, die höchste Göttin,
Gab den Glücklichen die höchste Gabe:
Mit den Menschen menschlich zu empfinden.
Durch der Götter unerforschten Willen
Ward Aonien, der Holden Heimat,
Von der schrecklichsten der Eumeniden,
Von der Pest mit unheilvollen, schwarzen,
Breiten Schwingen furchtbar überschattet,
Und es fielen Menschen, Dörfer, Städte.
Hin nach Delphi sandten die Bedrängten,
Von dem Seher Trost und Rath zu forschen.
Und Apollon sprach:
„Wir Götter zürnen.
Opfert uns zwei eurer Jungfrau'n. Lebt dann!“
Tief bekümmert kehrten heim die Boten,
Tief bekümmert hörte sie das Volk an;
Welcher Vater wird die Tochter tödten,
Welche Mutter wird ihr Kind verlassen?
Niemand mochte sich der That erkühnen.
Zu Orions Töchtern, als sie eben
In schuldlos-vertraulichen Gesprächen,
Still bemüht, ein Priesterkleid zu wirken,
In der häuslich-engen Kammer saßen,
Drang der Schmerz und Wehklang ihrer Brüder,
Drang auch des Orakels bittrer Ausspruch.
Und sie sprangen auf von ihren Sitzen,
Sah'n einander in die nassen Augen,
Und ihr Arbeitszeug mit Hast vernichtend,
Und den untern Göttern dreimal rufend,
Gleichen Sinnes und auf gleichen Antrieb,
Faßten sie die Dolche ihres Vaters
Und durchbohrten sich die treuen Herzen.
Also ward Aonien gerettet. —
Aber als die Seelen beider Jungfrau'n
Sich dem Thron der untern Götter nahten,
Winkten Pluton und Persephoneia:
Und die schattenhaften Hochgestalten,
Von den Dünsten tiefer Nacht getragen,
Hoben sich empor, und immer höher,
Immer höher, immer lichtbegabter,
Bis sie endlich an den Raum des Himmels,
Wo die schönen, goldnen Sterne glänzen,

Wo Orions väterlich Gestirn auch
Goldne Töchter sanft anschimmernd grüßte,
Mildes Licht ausströmend, hingelangten.
Und dort sind, dort wandeln sie noch immer,
Unsre Sprache nennet sie Kometen.
Sie erscheinen nur nach manchen Jahren,
Lichtumflossen der erstaunten Erde,
Selten, wie die ruhmeswerthen Thaten,
Die sie in der Sterne Kreis versezten.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Blickt man vom Presburger Schloßberg in dem ganzen Halbzirkel von Süden durch Westen herum bis nach Norden, so sind hundert Bilder an einander gereiht, von denen Eins das Andere immer an Schönheit, reinem Farbentone und entzückenden Reizen zu überbieten scheint. Im Süden eine weit gedehnte Ebene, mit grünenden Gebüschen übersät, im Westen ein Bergzug, dessen einzelne Kegel wie Wachposten eines großen Heeres da stehen. Unter diesen spielt der von Hainburg nicht die schlechteste Rolle. Am Fuße des Standpunktes schmettert der Schlag der Nachtigallen auf den Donauinseln. Bis auf diese kamen im Jahre 1805 die Franzosen als Feinde. Glücklicherweise rettete der baldige Friede die Stadt vor feindlichem Einfalle. Gegen Nordwesten rücken die Hügelreihen näher und die Farbenmischung erscheint reiner und lieblicher. Da ziehen sich Weingelände zwischen Gebüschen und Aeckern hin; dort ragen, wie Schwäne auf grüngefärbtem wogenden See, Land- und Winzerhäuser hervor; unten im Thale regt sich das Leben so wie in den Weingärten. Und nun blickt man in die weiten Ebenen gegen Osten. Da ziehen sich viele Silberbänder durch den grünen Grund. Es sind die Arme der Donau, mit welchen sie hier einen breiten Landstrich umklammert. Wie ein großer Park liegt die meilenlange Insel Schütt vor uns. — Ich fand in der Ansicht der Donau und der sie beherrschenden Gegend eine große Aehnlichkeit mit der bei Straßburg. Wie dort der Rhein auch vielarmig das Land umfaßt, so thut es hier die Donau. Mit den herrlichen Auen des Elsasses, die sprüchwörtlich der Garten von Europa genannt werden, können sich die schönen Fluren Ungarns dreist in Vergleich stellen. Aber die Täuschung des Vergleiches schwindet, wenn man das rege Leben in den vielen, so dicht gesäten Ortschaften des Elsasses vor sich aufgethan sieht, wenn man von der hohen Civilisation, von welcher man in Straßburg — meine Phantasie stellt mich auf den Münster — umgeben ist, angenehm berührt wird, und nun aus diesem Traume durch die slavischen und magyarischen Laute eines Soldatenhaufens plötzlich geweckt wird. Zweimal, wo ich den Schloßberg bestieg, fand ich nur diese Gesellschaft, und es scheint hier wie in Breslau zu seyn, wo das gebildete Publikum auch das schönste Belvedere, die Taschenbastion, nicht besucht, weil es ein Tummelplatz des gemeinsten Pöbels geworden ist.

Durch den Koth windet man sich zur Höhe des Schloßberges, und durch den Koth kommt man wieder hinab in die Stadt. Ich meine hier den physischen und moralischen Koth. Zwei ungepflasterte Gassen ziehen sich am Berge hinauf. Sie sind meistentheils von Trödeljuden und Lustdirnen bevölkert. In größerer Zahl dürfte wohl keine Stadt in Europa, im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, solche bejammernswerthen Geschöpfe beherbergen, wie Presburg. Ist es das ungarische warme Blut, oder die Gewerbefreiheit dieses Landes, was den Schlüssel zur Auflösung dieser Erscheinung gibt?

Die Stadt ist während des Landtages sehr lebendig und geräuschvoll. Mehr denn 100 Abgeordnete, von denen die Meisten reich und wohlhabend sind, lassen während ihres Aufenthaltes, der dießmal wohl fast ein Jahr dauern dürfte, nicht wenig aufgehen. Da nun die Stadt selbst von keiner bedeutenden Größe ist, so zeigt sich dieß Leben überall. Ziemlich öde aber muß sie besonders im Sommer seyn, wenn kein Kavalier hier wohnt und sie nur auf ihre Einwohner und das wenige hier garnisonirende Militär beschränkt ist. Am meisten Leben fand ich auf den mit Alleen eingefaßten Spaziergängen und am Ufer der Donau, welche hier längs der Stadt einen recht schönen Quai bildet. Noch reger würde am leztern Orte das Leben seyn, wenn mehr Schifffahrt auf diesem Strome wäre. So aber ist, außer dem nach Pesth gehenden Dampfboote, nur eine geringe Kahnfahrt zu bemerken.

Einen eben nicht erfreulichen Anblick gewährte mir das auf gesegneten Fluren weidende elende Rindvieh. Die Eigenthümlichkeit, und man kann sagen Schönheit seiner Race ging in dem jammervollen Ansehen dieser Thiere verloren. Ihre Farbe ist bläulich weiß; alle haben überaus lange, gleich Hirschgeweihen emporstehende, sehr spitze Hörner. Im guten Zustand muß eine Heerde der Art, die hier nicht selten mehrere hundert Stück zählt, nicht allein an sich selbst schön aussehen, sondern auch der Gegend einen eigenthümlichen Reiz geben. Das vorige Jahr hatte durch seine Dürre einen sehr geringen Graswuchs gewährt und auch sehr nachtheilig auf die Getreideernte eingewirkt. Dazu kam noch das für jene Gegenden so ungewöhnlich spät eintretende diesjährige Frühjahr, wo zu Ende Aprils die Vegetation sich erst sehr gering zeigte. Die Bauern in Ungarn grenzen noch nahe an die Nomaden. Was ihnen die Natur an Futter

für ihr Vieh von selbst gewährt, das benützen sie, sind aber dabei nicht ängstlich für die Zukunft bedacht. So mögen sie vorigen Sommer den sparsamen Graswuchs meistentheils als Weide aufgezehrt haben. An den Anbau von Futterkräutern denken sie noch wenig oder gar nicht. Es mag sich daher das Elend, welches ich dieses Frühjahr sah, wohl oftmals wiederholen, ohne daß es die Menschen klug und für die Zukunft vorsichtiger macht.

Zur Beschwerlichkeit der Reise tragen die vielen Bettler bei, welche in Ungarn überall an den Straßen lagern und wirkliches oder nachgeahmtes körperliches Elend zur Schau tragen. Unendlich viel und mit Unermüdlichkeit ist bereits von den österreichischen Polizeibehörden gegen dieses Uebel gearbeitet worden. Obgleich in vielen Gegenden fast ausgerottet, kehrt es doch in andern immer wieder. Als sollte man eine Ursache so vieler Armuth gleich sehen, begegnet man auf den Straßen stets Wallfahrern, die bis in die entferntesten Gegenden ziehen, dabei die wenigen Kreuzer, welche sie sich etwa erspart haben, verthun und oftmals mehrere Wochen ausbleiben, ihre Zeit verlieren und ihr Hauswesen vernachläßigen. Diese Wallfahrten sind untersagt, und doch ziehen die Pilger zu Schaaren mit Gesang und Lärm durch Wien und selbst durch die Hofburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Physikalische Miszellen.

Nutzen des Barometers zur See. — In einer Abhandlung über die Schifffahrt zwischen England und Ostindien schreibt ein englischer Seemann, Namens Dalrymple, die Geschwindigkeit, mit der man heutzutage nach Indien reist, vorzüglich dem Gebrauch des Seebarometers zu.*) Vor fünfzig Jahren noch rechnete man im Durchschnitt ein halbes Jahr auf die Ueberfahrt von England nach Indien; jezt kommt es häufig vor, daß dasselbe Schiff in acht Monaten den Weg hin und zurückmacht, und manchmal hat man in London nach sechs Monaten durch ein Schiff Antwort auf einen Brief gehabt, den ein anderes nach Indien gebracht hatte. Früher versäumte man nie, um nicht plötzlich von Windstößen befallen zu werden, bei Nacht die Segel einzureffen; viele treffliche Seeoffiziere refften ihre Segel jeden Abend mit Sonnenuntergang doppelt ein. Jezt ist das Vertrauen, das das Seebarometer dem aufmerksamen Beobachter seiner Bewegungen einflößt, so groß, daß man bei Nacht mit so vielen Segeln fährt, als am Tage, und mittelst dieses trefflichen Instruments — so nennt es der Engländer — sieht man sich in Stand gesezt, das System zu befolgen, das er vorschlägt, nämlich kurz vor einem Windstoß einzureffen, aber rasch alle Segel wieder aufzusetzen, sobald die größte Gewalt des Sturms gebrochen ist. — Er führt zum Beleg seiner Aussage folgendes Beispiel an. Ein Schiff der ostindischen Kompagnie hatte nicht weit von Macao in einem Sturm seine Masten verloren, und war in Whampoa eingelaufen, um sich aus eigenen Mitteln wieder segelfertig zu machen. Als es, mit vielen Passagieren am Bord, zur Zeit der Passatwinde nach England zurückfuhr, zeigte der Barometer unter 16° südlicher Breite und 90° östlicher Länge von Greenwich auf schlimmes Wetter. Der Kapitän traf dem zu Folge seine Vorkehrungen und rüstete sich, so gut er konnte, auf den drohenden Sturm. Er brach aus und dauerte sechs-und-fünfzig Stunden in einem fort. Das Schiff verlor Alles, mit Ausnahme des Fokmasts und des Bogspriets; man mußte alle Kanonen und einen Theil der Ladung über Bord werfen, alle Anker kappen und endlich in Kalkutta einlaufen, woselbst das Schiff, als ferner untauglich, auseinander genommen wurde. Hätte man die Warnung des Barometers, das auf 26 Zoll 11 Linien fiel, übersehen oder derselben nicht geachtet, so wäre das Schiff ohne allen Zweifel mit Mann und Maus untergegangen. — Aber wohl nirgends in der Welt kann man sich auf das Instrument sicherer verlassen als im Striche des Caps der guten Hoffnung. Fällt hier das Quecksilber rasch, so kündigt dieß ganz bestimmt Windstöße aus Nordwest an, und zwar häufig, so lange das Wetter noch völlig heiter ist; diese Warnung darf nie verabsäumt werden. In der südlichen Hemisphäre steigt das Quecksilber mit den Südwinden und fällt mit den Nordwinden. Wenn der Wind nach einem Sturm leicht aus Südost geht, so hält sich das Barometer gewöhnlich hoch; es fällt aber bedeutend, wenn sich der Wind, auch ohne vorangegangenen Sturm, nach Nordost dreht. Lezteres rührt blos vom Temperaturwechsel her, weil die Nordwinde dort wärmer sind als die Südwinde, die aus den beeisten Regionen des Südpols kommen. Wenn das Quecksilber noch fortwährend fällt, nachdem sich der Südwind festgesezt hat, kann man mit Bestimmtheit Sturm erwarten.

Ein Phänomen beim Metallschmelzen. — Die folgende, in Italien gemachte Beobachtung ist interessant und verdient wiederholt zu werden. Wenn man in einem Tiegel ein Gemische von Blei und Zinn schmilzt, den erkalteten Metallklumpen, der naturgemäß die Kegelform des Tiegels angenommen hat, herausnimmt, mit gewöhnlicher Dinte auf die metallische Fläche, welche mit

*) Man nennt so ein Barometer, das mittelst eines an ihm, wie an der Boussole, angebrachten doppelten Hängewerks, troz des Schwankens des Schiffs, beständig in vertikaler Richtung gehalten wird.

den Wänden des Tiegels in Berührung war, etwas schreibt, das Stück Metall wieder in den Tiegel bringt, noch einmal schmilzt und wieder erkalten läßt, so findet man wieder die alten Buchstaben darauf. Man kann das Experiment verschiedene Male wiederholen, sogar das geschmolzene Metall rütteln, die Buchstaben kommen immer wieder zum Vorschein. Es scheint dieß daher zu rühren, daß die äußere Fläche des Metalls aus einer sehr dünnen Schichte, einem Häutchen von Oxyd besteht, das nicht mit schmilzt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Die zurückgekehrten Waisenkinder. Ein neues Stück von Raupach. Neue Opern.

Zwei Berliner Kinder sind zurückgekehrt und machen so viel Aufsehen, wenn auch nicht wie die verlornen Geschwister Elsler, doch wie ein verlorner Sohn. Sie sind zwar auch in aller Herren Reichen gewesen und haben versucht, wie es aussieht im Land Italien, in Frankreich, Spanien und Belgien, aber darum haben sie doch nichts mit einem verlornen Sohn gemein; denn erstens sind sie nicht Söhne, sondern Töchter, und haben nichts verloren, sondern gewonnen, Ruhm und Geld. Man hatte — die Jahre werden nicht gezählt — an zweien Waisenkindern eine schöne Stimme wahrgenommen. Da man dazumal ausrechnete, wie viel Geld fremde Sängerinnen kosten, kam man auf den Gedanken, daß man die Waare billiger haben könnte, wenn man sie sich zu Hause selbst bereitete, und die beiden Waisenmädchen wurden aus dem Waisenhaus genommen, in eine Schule gethan, und das königliche Hoftheater und das kurmarkische Pupillenkollegium theilten sich in die Vaterschaft und Vormundschaft der beiden guten Mädchen, die übrigens zufällig noch wirkliche Väter hatten, die aber als Invaliden, wie man meinte, nicht zu dem Posten taugten. Es wurde an ihnen gezogen und erzogen, und als sie zum erstenmale die Bühne betraten, betrachtete das ganze Berliner Publikum sie gewissermaßen als seine Kinder. Aber vor Kindern hat man keinen Respekt; es hieß: das sind die Waisenkinder, sie haben recht hübsch gesungen; aber es kam nie weiter, als daß man sagte, aus denen kann doch noch einmal etwas werden. Der geheimnißvolle Lustre, der eine Erscheinung aus der Fremde umgibt, wenn sie mit Ruf ankommt und plötzlich sich zeigt, ging ihnen ein für allemal ab, und es hieß schon, nachdem man sie lange genug gesehen: die werden hier auch nicht weiter kommen. Dieß nahm sich die eine, Dlle. Carl, zu Herzen, eclipsirte sich und kam nicht wieder. Man schrie Anfangs über große Undankbarkeit, aber bald meinte man, sie habe doch nicht so übel gethan, da sie hier nun und nimmer etwas lernen könnte. Die andere, Dlle. Hoffmann, folgte ihr, leider etwas spät. Der verdachte man es nun gar nicht, sondern wünschte ihr nur, sie möchte früher die Ketten der Dankbarkeit zerrissen haben. Jezt nach langen Jahren, nachdem ihr Ruf so gewachsen, daß man auf das bloße Gerücht alle in contumaciam wegen Ausreißens ergangenen Urtheile gegen sie kassirt und sie sogar gebeten hat, doch herzukommen, ist eine, die Carl, erschienen, das fortgelaufene Waisenkind mit einer französischen Gesellschafterin, einem belgischen Kutscher und einem spanischen Bedienten. Ihr Bildniß in hundert Lithographien ging ihr voraus und ihre eigene Erscheinung hat in dem unbekannten Spanien so viel Lustre bekommen, daß sie hier so gut wie eine fremde Sängerin, oder vielleicht noch besser auftreten konnte. Sie hat sehr angesprochen und Alles verspricht ihr für die Folge einen noch glänzendern Succeß. Doch hat sie die Bühne noch nicht betreten, sondern sich nur in Konzerten hören lassen. Ueber Dlle. Hoffmann, die zur selben Zeit aus Italien zurückgekehrt ist, hat sich das Urtheil noch nicht so entschieden. Die Zeit des Theaterenthusiasmus ist jedoch allüberall vorüber. Haben doch schon — und das nenne ich ein glückliches Omen — die Tänzerinnen Elsler der Kasse des Theaters so vielen Schaden gebracht, daß es sich in der größten Verlegenheit befände, wenn nicht die Hülfe hier von anderwärts herflösse.

Ich muß Ihnen schon wieder — aber ich kann wirklich nicht dafür — von einem neuen großen fünfaktigen Drama von Raupach melden, das seine diesjährige Saison beschließen soll. Es heißt „Cromwell Protector“ und ist eine Art Fortsezung der Royalisten desselben Autors. Cromwells Manen werden sich nicht bei dem Dichter bedanken für die Art, wie er diesen ausgezeichneten Regenten, der doch aller Wahrscheinlichkeit nach kein abgefeimter Intrigant, sondern ein Fanatiker war, der sich selbst betrog, aufführt. Raupachs Cromwell ist zwar ein Mann, der es versteht, zu regieren, aber ein radikaler Schuft. Göttliches ist nichts in ihm und nur etwas über ihm beherrscht ihn, der Aberglaube. Die Gestalt mag psychologisch wahr seyn, aber die große historische ist sie nicht. Die Verfasserin des Buccanier hat ihren Protector anders aufgefaßt, ohne daß ich darum sagen will, sie habe recht. Davon abgesehen, ist das Drama auch an sich nicht viel; es enthält nur interessante Scenen und Aufzüge, die gar zu locker aneinander hängen, während die Royalisten doch eine Handlung haben. Es soll ein drittes Stück diesen Cyklus beschließen, Cromwells Tod, was, wie wir vernehmen, schon fertig ist, aber erst im Herbst an die Reihe kommen soll.

Eines paar Opern, großer und neuer, ist auch Erwähnung zu thun. Die eine ist von Wolfram, „Schloß Candra,“ die andere „Hans Heiling“ von Marschner, Text von dem Schauspieler und Sänger E. Devrient hier. Es sind zwei deutsche Opern und theilen das Loos aller ihrer Geschwister. Sie werden sehr gelobt und sehr protegirt von allen Anhängern der deutschen Musik, aber das sind nicht die lauten, tonangebenden Stimmen und nicht die Wächter bei den Feuersignalen. Die Theilnahme bleibt mehr intensiv, man beweist sich mehr, daß es gut ist, als daß es schlagend wirkt. Die andern machen oft viel Geschrei und wenig Wolle, aber sie haben die Sinnlichkeit der großen Masse für sich; sie wissen, was wirkt und schlägt im Augenblick. Auch sind sie sonst um die Mittel nicht sehr verlegen. Doch ist der Beifall, den die Wolframsche Oper erhielt, ziemlich allgemein, wozu die glückliche Behandlung des bekannten Stoffes im Text viel beiträgt. Es ist dießmal Komponist und Dichter ein und dieselbe Person. Die Marschnersche Oper laborirt an einem Text, dem es an Fleisch und Bein gebricht; doch arbeitet sie sich auch zur Anerkennung durch.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Juni 1833.

> Es gibt Punkte, wo die dämmernde Geschichte aus einem räthselhaften vorgeschichtlichen Daseyn sich zu entwickeln anfängt, wo die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forscher sich begegnen. Nur mit Scheu nähert sich der Geschichtsforscher dieser Gegend der verschlossensten Mysterien des Geschlechts.
>
> Steffens.

Geologische Grillen.

Zweiter Artikel. s. Nro. 101.

Der Ursprung seines Geschlechts ist für den Menschen ein ewig peinigendes Räthsel. Zwar wird ihm das Geheimniß seiner Schöpfung, wie aller Urgrund des Daseyns, ewig ungelöst bleiben; aber ein unabweisliches Gefühl treibt ihn, sich mit schmerzlicher Lust immer tiefer in die Vergangenheit des Geschlechts zu versenken. Doch nur zu bald gelangt er an die Stelle, wo alle Sage verhallt und wo der Naturforscher dem Historiker sein Geschäft abnimmt. Wenn es aber schon dem leztern nur mit vieler Mühe und auch so oft kaum gelingt, das Völkerchaos der Urzeit zu lichten und die wirre Poesie der Anfänge der Geschichte in verständliche Laute zu übersetzen, so wirft die die Oberfläche des Planeten fortwährend umwühlende Natur dem erstern die Blätter, auf denen er lesen will, noch viel krauser durcheinander.

Die Mehrzahl der Forscher scheint sich in der neuesten Zeit in der Ueberzeugung zu vereinigen, daß der Anfang der jetzigen Weltära wenige Jahrtausende hinaufreicht, daß, seitdem das jetzige Profil des Festlandes besteht, seit die jetzigen Ströme angefangen haben, ihre Rinnsale zu graben und die Trümmer der Gebirge den Niederungen und dem Meere zuzuführen, nicht viel über vierzig Jahrhunderte verflossen sind. In diese Zeit ungefähr fallen die gemeinschaftlichen Sagen fast aller Völker von einer großen Fluth, welche den größten Theil der Lebendigen vertilgt habe. Die scheinbar von einander sehr abweichenden, aber durch tiefere Geschichtsforschung sinnreich vereinigten chronologischen Systeme verschiedener Völker und andere historische Spuren setzen die Erscheinung des Menschen auf der Erde — mit welchem Recht, erhellt freilich nirgends — nicht weiter als sechstausend Jahre hinauf. Fällt nun jene Sündfluth, welche im Angedenken so vieler alter Völker lebt, mit jener allgemeinen Fluth zusammen, die sichtbar die lezte große Veränderung auf unserm Planeten hervorgebracht, mit jener Fluth, die auf dem größten Theil der bis jezt durchforschten Erde die Mammuths und Mastodonten, die Hyänen und Höhlenbären unter Lehm und Sand begraben, zugleich aber eine tropische Vegetation hoch gegen Norden hinauf vernichtet hat? Bejaht man diese Frage, so war also der Mensch Zeuge dieses großen Ereignisses, so erlebte sein Geschlecht jene merkwürdige Veränderung des Klimas in der nördlichen Hälfte der Erde. Darüber nun sind die Gelehrten keineswegs einerlei Meinung; wie man sich aber auch jene Frage beantworte, so verliert sich für uns der Ursprung des Menschengeschlechts in der Nacht des Erdelebens.

Daß über diesen Gegenstand und alle damit zusammenhängenden Fragen noch große Sprachverwirrung in der

Wissenschaft herrscht, kann einen nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Fortschritte der Geologie einerseits, und die Ausbildung der vergleichenden Anatomie andernseits den Naturforscher erst seit ziemlich kurzer Zeit in Stand setzen, die Rolle des vorhistorischen Historikers der Menschheit mit einigem Erfolg zu versuchen; bei dem Eifer aber, womit dieser neue Zweig der Archäologie bearbeitet wird, läßt sich voraussehen, daß das neunzehnte Jahrhundert, wenn es nur nicht an einem Winkelmann fehlt, über das Verhältniß des Menschen zu einer Natur, welche nicht mehr ist, vielfältig Licht verbreiten wird.

Man mag sich das Geschlecht als Zeugen einer oder mehrerer Fluthen denken, seine Geburtsstunde so weit zurück oder vorwärts datiren als man will, die so viel verhandelte Frage: gibt es fossile Menschenknochen? reducirt sich zunächst offenbar auf diese: gibt es unverwerfliche Zeugnisse, daß der Mensch zu der Zeit jener Fluth, welche, wie gesagt, die lezte große Umwälzung der Erdoberfläche charakterisirt, welche den Boden der Thäler mit dem sogenannten ältern Diluvium ausgefüllt und jezt unbekannte Thiergeschlechter begraben, daß der Mensch damals schon existirt hat, daß er Zeitgenosse jener gewaltigen Pflanzenfresser und Würger gewesen ist, welche vor Kurzem von uns in dem ersten Artikel dieses Aufsatzes geschildert worden sind? Cuvier und seine Schule haben bekanntlich alle Menschenspuren, welche man als solche Zeugnisse geltend zu machen suchte, hartnäckig als apokryph verworfen und sie in die Jeztzeit verwiesen. Während aber schon früher einige auffallende Entdeckungen, und vorzüglich der merkwürdige Fund von Menschenknochen bei Köstritz, den Forschern Zweifel in diese apodiktische Behauptung des großen Mannes eingeflößt hatten, so ist es durch neuerliche Beobachtungen, namentlich in Höhlen des südlichen Frankreichs, so ziemlich zur Gewißheit geworden, daß wirklich Menschenknochen mit Resten jener antediluvianischen Thiere unter Verhältnissen vorkommen, die keinen Zweifel übrig lassen, daß sie neben und mit einander begraben worden sind. Seitdem man diese Ueberzeugung gewonnen hat, muß man auch wieder mehr, als unter der Herrschaft des bisherigen Unglaubens an die Contemporaneität des Menschen mit dem Mammuth und seinen Gesellen geschehen ist, auf die mannigfaltigen Erzeugnisse uralter menschlicher Kunstfertigkeit aufmerksam werden, die man hin und wieder, oft unter sehr auffallenden Verhältnissen gefunden hat. Dieselbe wissenschaftliche Scheu, welche, eingedenk der Mißgriffe, die von einer frühern, nach Zeugen der Sündfluth begierigen Forschung begangen worden waren, die Anerkennung wahrer fossiler Menschenknochen hinausschob, hatte auch jene unzweideutigen Spuren der Menschenhand unbedenklich in die jetzige Zeit verwiesen, und sich häufig weit mehr Mühe gegeben, ihr oft höchst auffallendes Vorkommen aus gegenwärtig wirkenden Kräften und Zufällen zu erklären, als der alte Scheuchzer aufgewandt, um einen Riesensalamander zu einem Menschen zu stempeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Einige Meilen von Presburg begegnete ich einem ungarischen Husarenregimente. In hohem Grade interessant war mir die Physiognomie dieser Krieger. Da war auch nicht ein Gesicht, das nicht martialisch ausgesehen hätte. Die langen, schwarzen Schnurrbärte, die feurigen Augen, das feste Sitzen zu Pferde, wo Mann und Roß wie zusammengewachsen erscheinen, die feurigen Thiere, an denen man beim Schall der Trompete fast jede Muskel sich bewegen sieht: in der That, man vergißt über diesem Anblicke die Bestimmung einer solchen Schaar und bewundert sie als eine herrliche ästhetische Erscheinung. Gegen ein solches ungarisches Nationalregiment, wenn es in Parade aufmarschirt, sind alle andern Husaren schwache Nachahmungen. — Wer sollte aber wohl glauben, daß diese Söhne des Mars, welche so mit Leib und Seele Soldaten zu seyn scheinen, nur durch Conscription in die Regimenter gebracht und bei ihrer Einziehung wie schüchterne Thiere eingefangen werden müssen? Mir ward dieß wenigstens versichert und mit Beispielen belegt. — Wer sollte ferner, wenn er den ungarischen Bauer zu Hause, oder überhaupt in seinem Leben und Treiben sieht, in ihm einen solchen Husaren sehen? Und umgekehrt, wer könnte in dem netten, gut gekleideten und meistentheils schönen Husaren den schmutzigen, zerlumpten, mit einer rauhen Kutte behangenen Bauerburschen wieder erkennen? — Der Korporalstock ist ein hartes, aber leider bewährtes Mittel zur Civilisation. Wer wollte ihn aber wohl im Allgemeinen dazu empfehlen? Das enge Zusammenleben der Menschen und die Zunahme der Bedürfnisse befördern sie eben so sehr. Findet man für Ungarn die Mittel zur schnell steigenden Bevölkerung, so hat man auch die zur vermehrten Kultur und Civilisation gefunden.

Ich muß hier einen Zug aus dem Nationalcharakter des Ungarn anführen, weil er zur Erklärung mancher hier vorkommenden Erscheinungen dienen kann. Der wirkliche Ungar (Magyar) besizt einen gewissen Troz, man könnte ihn Nationaltroz nennen. Er fügt sich in seine Verhältnisse, weil er fühlt, es müsse so seyn; aber stets sieht man ihm an, daß er sich in seinem Innern nie erniedrigt. Ich bin ein Ungar! sagt bei ihm eben so viel, als wenn der Franzose sagt: ich bin ein Franzose! Wer ihm in diesem Gefühle zu nahe tritt, läuft, wenn er nicht durch

Stand oder Macht geschützt ist, Gefahr, persönlich angetastet zu werden. Einzelne Aufstände, so unter andern die während der Cholera vorgekommenen, haben dieß bewiesen. In dieser Zeit versammelte einmal ein Oberbeamter die Bauern einer Herrschaft, um sie wegen nicht geleisteter Schuldigkeit zur Rede zu stellen. Sie ließen ihn ruhig ausreden, alsdann trat der Gemeindevorstand hervor und sagte: „Herr! Sie haben uns zwar bewiesen, daß wir unsere Frohne abthun müssen; wir werden uns derselben auch nicht entziehen, aber sie erst leisten, wenn wir unsere Felder bestellt haben.“ (Die große Sterblichkeit hatte bedeutende Verzögerungen veranlaßt). Nun berief sich der Beamte auf das Gesetz, nach welchem sie allwöchentlich regelmäßig mehrere Tage zu frohnen hatten, ließ einige, welche unbefugt mit dem Ortsvorstande vorgetreten waren, mit Arrest bestrafen, und siehe da, die Bauern legten sich zum Ziele, weil sie sich überzeugten, daß ihre Ehre in keiner Art kompromittirt sey, da der Beamte nur nach dem Gesetz gehandelt habe. — Begegnet man auf der Straße einem Bauernfuhrwerke, so gibt sich der Führer wenig Mühe, auszuweichen, und man würde, wollte man ihn hiezu zwingen, sich Thätlichkeiten aussetzen. Wie ganz anders ist hierin der Slave. Von weitem weicht er jedem aus, den er für höhern Standes hält, und nimmt seine Mütze schon in großer Entfernung ab, was der Ungar nur selten thut. Slowaken (Slaven) sind es auch, von welchen mir einst ein Beamter sagte: „Wenn der Bauer widerspenstig ist, so haut man ihn, dann schreit er; ist es aber vorbei, so ist er wieder ruhig.“ Man muß dieß freilich nicht ganz wörtlich nehmen, kann aber doch daraus den Schluß ziehen, daß der Bauer dort noch auf einer elenden Stufe in der menschlichen Gesellschaft stehe. Diese Slowaken findet man in den meisten nordwestlichen Comitaten. Sie sind ohne Zweifel Einwanderer aus Polen und Mähren.

Ich sprach so eben von der Cholera. Sie hat in Ungarn furchtbar gewüthet. Ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung soll sie, wie man mir versicherte, hinweggerafft haben. An manchen Orten starb ein Fünftheil und man brachte die Leichen bis zu zwanzigen in Gruben, die man dann verschüttete. Die Lage des Landes, meistentheils Ebenen, von Flüssen und Bergen eingeschlossen, die vielen Landseen, das warme Klima und dann die Unreinlichkeit und die ungeregelte Lebensweise des Volkes waren lauter Ursachen, wovon eine immer die andere begünstigte.

Wenn ich nun in Beschreibung meiner Reise fortfahre, so bemerke ich zuvörderst die schöne Lage von Lanschitz. Der Ort ist auf einer Anhöhe gelegen, welche die hier nach allen Seiten sich weit hin dehnende Ebene beherrscht, und die Aussicht von dem Schlosse ist vortrefflich, besonders da diese Ebene nicht kahl ist, sondern überall von Bächen und in der Nähe von einem Donauarm durchflossen wird. An den Ufern dieser Bäche sind Gebüsche von Laubholz, die so zu sagen von Nachtigallen wimmeln. Ueberhaupt trifft man diese reizenden Sängerinnen in Ungarn überall in großer Menge, und wo man geht, tönt Einem ihr Schlag entgegen. Von hier aus nähert man sich dem Neutraer Gebirge immer mehr, und der blaue Dunst, der es, wenn man aus Presburg fährt, noch umhüllt, wird immer durchsichtiger.

Die Wirthshäuser auf dem Lande haben in Ungarn viel Aehnlichkeit mit denen in Frankreich. Tritt man zur Thüre des Hauses hinein, so befindet man sich in der Küche, welche zugleich Hausflur und Gesellschaftssaal ist. Zu beiden Seiten derselben sind Zimmer für Gäste. Werden diese Gasthäuser von Deutschen gehalten, so sind sie ziemlich reinlich und man bekommt zur Nothdurft Speise und Trank. Viele aber sind jetzt, wie in Polen, im Besitze von Juden. Sieht es da auch ziemlich sauber aus, so entdeckt ein scharfes Auge doch bald den, mit diesem Volke in einer Art von Wahlverwandtschaft stehenden Schmutz. Noch schlimmer aber findet man es, wo ein Slawak oder ein Magyar den Wirth macht. Da ist man denn immer sehr froh, wenn man das Haus bald wieder verlassen kann. Jede Reise, gehe sie auch durch paradiesische Gegenden, wird dennoch verleidet, wenn man auf derselben schlechte Gasthöfe findet. Dieß ist nun in Ungarn gar zu häufig der Fall. Man entschuldigt dieß damit, daß die Gastwirthe, wegen der gar zu großen Gastfreundschaft der Gutsbesitzer, die und da auch der Pfarrer, nur selten anständige Gäste zu bewirthen bekommen, und daß es sich daher nicht lohnt, sich besser, wie bisher, einzurichten. Die Sache läßt sich hören; denn in der That ist diese Gastfreiheit in Ungarn so groß, daß jeder Reisende, der Anspruch auf Bildung macht und nicht zu den untern Volksklassen gehört, ohne Weiteres vor einem Schlosse — hier Kastell genannt — oder bei einem Pfarrer vorfährt, um da zu übernachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Neue Vaudevilles.

In diesen Tagen kündigte das Vaudeville an einem Abend vier Stücke an, wovon mir auch nicht ein einziges bekannt war. Ich wollte die Vorstellung nicht versäumen. Zuweilen beginnt das Vaudeville eine halbe oder drei Viertelstunden vor der gewöhnlichen Zeit, um nicht allzu spät zu enden. Dießmal aber hatten die vier angekündigten Stücke in Allem nur vier Aufzüge; also brauchte ich nicht zu sehr zu eilen. Der Saal war sehr voll, was in jetziger Jahreszeit und bei den vielen Schauspielen in Paris etwas nicht sehr Gewöhnliches ist. Zwar ist das Vaudeville keines von den größten Schauspielhäusern, indessen faßt es doch über 1200 Menschen. Zuerst wurde Madame Duchatelet von Ancelot und einem Gehülfen gegeben. Ancelot ist jetzt einer der thätigsten Schauspieldich-

ter in Frankreich. Er hat bei dem großen Théâtre français seine dramatische Laufbahn angefangen und sich hernach zu den kleinern Theatern herabgelassen, weil hier seine Produkte schneller aufgeführt und von einer größern Menge beklatscht werden. Leider hat er in der lezten Zeit die Chronique scandaleuse des 17ten und 18ten Jahrhunderts als Quelle ausgebeutet und manches Unsaubere daraus hervorgezogen, um es dem lüsternen Publikum in neuer Gestalt aufzutischen. Zwar ist sein Vortrag ziemlich züchtig, auch versäumt er nicht, etwas Moral einzuflechten, allein die unsittlichen Handlungen bleiben doch stehen. Nun ist freilich ein Theaterdichter eben nicht verbunden, blos Tugenden auf die Bühne zu bringen, denn sonst müßte ja das Trauerspiel beinahe ganz eingehen; allein er braucht auch eben nicht alle schlüpfrigen Gegenstände aus der Zeit skandalöser Regierungen hervorzusuchen, um dadurch ein übersattes Publikum zu reizen und zu stacheln. Ein solches Gemälde einer verdorbenen Zeit, nämlich der Regierung Ludwigs XV., ist auch das Vaudeville Madame Duchatelet. Diese Frau war eine der merkwürdigen Personen jener Zeit; sie studirte Leibnitz und Newton, machte Verse, oder ließ sich von Dichtern Verse zueignen. Voltaire wohnte bei ihr und Saint-Lambert wurde gut von ihr aufgenommen. In der Dichtersprache hieß sie die divine Emilie, und sogar der König von Preußen sagte ihr in Versen sehr schmeichelhafte Sachen. Unter den Personen ihres Geschlechts galt sie jedoch nicht für eine so göttliche Person, und Mad. du Deffand schildert sie in ihren Briefen als ein häßliches, mißgestaltetes, schnippisches Weibchen; allein Damen lassen einander nicht immer Gerechtigkeit widerfahren. Ancelot hat das zweideutige Verhältniß der Dichter zu dieser Mathematikerin schildern wollen. Voltaire und Saint-Lambert befinden sich in ihrem Schlosse und dichten für sie ihre schönsten Verse, sind aber auf einander etwas eifersüchtig; um die Herren vollends unruhig zu machen, wird die bevorstehende Ankunft des Marquis Duchatelet angekündigt, der von dem Aufenthalte Voltaires bei seiner Frau etwas munkeln gehört hat, was ihm sehr mißfällt. Voltaire sieht kein anderes Mittel, um den eifersüchtigen Ehemann zu besänftigen, als daß er dessen Eifersucht von sich ab- und auf Saint-Lambert lenkt. Er verlangt von der göttlichen Emilie, sie solle sich in Saint-Lambert ganz besonders verliebt stellen. Das will die zärtliche Frau nun zwar nicht; allein Saint-Lambert, ein Dragoneroffizier, geht etwas rasch mit seinen Liebeserklärungen zu Werke; dieses energische Wesen mißfällt der Marquisin nicht sehr, und die Sache gelangt wirklich so weit, daß der Marquis bei seiner Ankunft wohl Recht hat, eifersüchtig zu werden und Voltaire um Verzeihung bittet, ihn im Verdacht gehabt zu haben. Voltaire ist über den guten Erfolg seiner List entzückt und bittet Saint-Lambert, nun abzureisen, da er die Güte gehabt, das Gewitter von seinem Haupte abzulenken, und die Marquisin sich so gut dabei verstellt habe, daß der Marquis auch nicht den geringsten Verdacht auf ihn, Voltaire, habe. Saint-Lambert hört mit Entrüstung, daß die Marquise seiner gespottet habe, und will losbrechen; die Marquise besänftigt ihn mit vieler Mühe und bewegt ihn zur Abreise. Alles dieses ist nur eine eitle Tändelei; es ist aber ziemlich witzig dargestellt. Uebrigens läßt der Dichter es im Dunkeln, ob Voltaire wirklich von der Marquisin geliebt worden. Es ist nur von Freundschaft die Rede; auch Voltaire in seinen Briefen spricht nur von inniger Freundschaft; allein der böse Leumund behauptet, daß es dabei nicht sein Bewenden gehabt habe. Nach diesem im Grunde unbedeutenden, aber mit witzigen Epigrammen gewürzten Vaudeville ward ein anderes von Ancelot gegeben, Reine, Page et Cardinal, eigentlich ein Schauspiel, das aber, mit einigen Liedern verbrämt, als Vaudeville durchgeschwärzt wurde. Auch hier war die Eifersucht wieder die Haupttriebfeder, und dießmal war der Eifersüchtige ein Kardinal und der geliebte Gegenstand eine Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Herr Cerf. Die Fontaine im Lustgarten.

Unser anderes Theater geräth etwas in Stockung. Es fehlt an Neuigkeiten, ohne die es durchaus hier einmal nicht geht. Man wirft dem Herrn Cerf vor, der noch immer, man begreift nicht wie, die Direktion führt, daß er mit allerhand jugendlichen, aus Winkeltheatern verschriebenen Liebhaberinnen ordinärer Sorte, die ihm gefallen, die andern Liebhaber, nämlich seines Theaters, verscheuche. Es will dem Manne einmal nicht gelingen, was seine Vorgänger oft durchgesezt, irgend eine Actrice zur Puppe des Publikums zu stempeln. Es möchte freilich ein Problem seyn, wenn dieser Direktor nach seinem Geschmack wählt, daß ein halb gebildetes Publikum ihm folgt. Man ist mit ihm unzufrieden, daß er allmählig die ältern beliebten Mitglieder der Gesellschaft gehen läßt, ja man wirft ihm vor, er bringe es durch sein Betragen geflissentlich dahin, daß sie gehen müssen, eine Beschuldigung, die wohl zu weit geht. Obwohl es Niemand in Berlin in den Sinn kommen wird, Herrn Cerf als einen liebenswürdigen Mann zu loben, so geht doch wegen Ungezogenheiten kein Schauspieler aus einem guten Kontrakt. Jezt ist auch viel Gerede darüber, daß er Herrn von Holteis fernere Gastdarstellungen hintertrieben und gegen ein Engagement gewesen, das von einem großen Theile des Publikums gewünscht wird und sich nach dessen leztem Reussiren von selbst zu machen schien. Wenn dem Manne wirklich das Theater gehört, so weiß ich nicht, was das Publikum dagegen einzuwenden hat. Es ist sehr natürlich, daß Jemand, der ein solches Institut nicht durch einen überwiegenden Geist beherrscht, sondern durch zufällige Umstände an der Spitze steht, wie man populär sagt, die Leute gern unter seiner Fuchtel hat. Deßhalb macht sich die Entfernung solcher Mitglieder, die sich das nicht gefallen lassen, wie von selbst, und freilich ist bis auf die Komiker Beckmann und Schmelka jezt so ziemlich alles fort, was auf eine künstlerische Selbstständigkeit Anspruch macht und ehedem zur Blüthe des Theaters gehörte. Daß nun Herr Cerf Herrn von Holtei noch weniger als die fortgetriebenen oder fortgegangenen Mitglieder in seiner Nähe wünscht, ist ebenso erklärlich, und wahrscheinlich dächte ich an seiner Stelle ebenso. Keine Autorität, auch mit bessern Ressourcen, als dieser Theaterdirektor, duldet gern eine geistige Ueberlegenheit neben sich, was wir auch außerhalb der Theaterwelt täglich erleben. So meint man, er möchte sich auch gern seiner ersten Sängerin, der Dlle. Hähnel, entledigen, weil sie ihm eine zu vornehme Natur sey. Dieß, wie vieles Andere, mag ein leeres Gerede seyn; aber leer ist es auch im Theater, das ist ein Faktum.

Die Fontaine im Lustgarten springt nicht mehr in einem geraden Strahl in die Wolken, sondern vertheilt sich in einem angenehmen Sprizregen nach allen Seiten hin. Da der Strahl als Säule nichts Bedeutendes war, so ist diese Umänderung nur eine Verbesserung. Es geht nichts Großes verloren, und es entsteht dafür ein angenehmes Spielwerk für die Kinder. Dieß ist außer den Theatern das bedeutendste neue Schauspiel in diesem heißen Frühling, dessen ersten Maiaugusttagen indessen schon wieder kalte Tage und Frostnächte gefolgt sind.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 21. Juni 1833.

Das Land ist schön und gütig wie der Himmel;
Doch — —

Schiller.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Man findet es ganz in der Ordnung, daß in den meisten herrschaftlichen Schlössern eine Menge Zimmer zur Aufnahme von Fremden eingerichtet und wie in den Gasthöfen mit Nummern bezeichnet sind, und daß gleich bei Ankunft eines Reisenden die Bedienung da ist, welche dem Herrn die Zimmer und seiner Equipage Platz im Hofe und in den Ställen anweist. Wollte man solche Hospitalität in Deutschland oder andern dicht bevölkerten Ländern ausüben, so würde sie eine Menge Unbequemlichkeiten und Kosten verursachen. Dieß ist aber in Ungarn weniger der Fall, und zwar abgesehen davon, daß man einmal die Einrichtung im Hause schon hat, deßhalb, weil alle Lebensbedürfnisse in diesem Lande überaus wohlfeil sind.

Im raschen Laufe treibt die Waag ihre trüben Gewässer der Donau zu. Da wo ich sie bei Serede überschritt, macht sie die Grenze zwischen dem Presburger und Neutraer Comitate. Ihre Ufer sind hier flach, zwar mit Gebüsch umgeben, aber wenig romantisch. Mehr sollen sie es höher hinauf, besonders im Trentschiner Comitate seyn. Aus diesem werden Holzstämme und Holzwaaren auf dem Flusse herabgeflößt und meistentheils im Presburger Comitate verkauft.

Die Schönheit des Landes nimmt zu, wenn man die Fluren zwischen der Waag und der Neutra durchreist. Ein Boden, so reich wie die Marschländereien an der Ost- und Nordsee, von einem milden Klima begünstigt, müßte überall mehr denn zehn- und zwölffältigen Ertrag bringen, wenn er, wie jene, kultivirt wäre. Aber dieß trifft man nur selten; der Bauer ist nicht freier Besitzer seiner Grundstücke, und muß zudem einen großen Theil seiner Zeit mit seinem Vieh auf Frohnen verwenden. Da fehlt es denn am Hauptantrieb, und er gewöhnt sich, weil er doch sieht, daß er wenig vor sich bringt, leicht an ein wüstes Leben. So erklärt es sich denn, daß man seine Gründe fast überall schlecht bestellt findet. Mit den herrschaftlichen könnte dieß freilich anders seyn, und ist auch wohl schon vieler Orten bei weitem besser; aber was großen Nachtheil bringt, das ist die viele Abwesenheit der Besitzer. Es gibt deren, welche kaum das Ganze ihres Besitzthums, geschweige denn die Details und die Grenzen desselben kennen. So ist denn Alles den Beamten überlassen; unter diesen aber gibt es so manche recht eigentliche Miethlinge. — Man wirft vielen Besitzungen vor, daß sie so wenig eintragen; das ist aber durchaus nicht im Allgemeinen der Fall, denn allerdings bringen sie nicht allzuviel in die Kasse des Herrn, aber dabei verhungern die Beamten nicht. Indessen nehmen viele Gutsbesitzer die Sache zu scharf, besolden ihre Beamten

schlecht und behandeln sie mitunter gleich den niedrigsten Dienern. Können sie da wohl auf treue Dienste und auf Männer von wahrem Ehrgefühl Anspruch machen? Die Unbekanntschaft so vieler, besonders der großen Gutsbesitzer — der Cavaliere — mit ihrem Besitzthum rührt daher, daß sie meist außerhalb Ungarn leben und ihre Einkünfte dort verzehren. Dieß hat nun, neben dem indirekten Nachtheile, der dadurch entsteht, daß sie nicht zuweilen mit eigenen Augen nachsehen, noch den direkten für das ganze Land, daß ungeheure Summen, welche, im Lande verzehrt, diesem zu Gute kommen und zu dessen Flor beitragen würden, für dasselbe verloren sind.

Der Besitz ist übrigens in Ungarn in dem, was man Herrschaften nennt, ungeheuer. Es gibt deren, die größer sind als ein kleines deutsches Fürstenthum. Besonders gilt dieß von den untern Comitaten. Zwei bis dreimal hunderttausend Joch zu 1600 Quadratklaftern bilden dort sehr häufig den Flächenraum eines solchen Besitzthums. Freilich ist davon der kleinste Theil angebaut und das meiste liegt als Hutweide und dient zur Zucht von Schlachtvieh, das man ins Ausland treibt. Wie herrlich ließen sich auf diesen Besitzungen Kolonien anlegen!

Paradiesische Gegenden haben die Umgebungen der Gran aufzuweisen. Aeußerst romantisch sollen ihre Ufer in den Gebirgen seyn, und ein lebendiges Treiben an ihr in den Bergstädten des Solienser Comitats stattfinden. Ich überschritt sie bei Seleß und bestieg die hinter ihr liegenden Höhen der Honter Gespannschaft. Hier geht der Weinbau an, der, je weiter man an der Donau hinab kommt, immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Wiesen und Auen, anmuthige Gehölze, Dörfer mit weißen, weitleuchtenden Kirchen rechts und links und vor und hinter mir, unten im Dunste Gran an der Donau, darüber hinaus Gruppen und Züge von Bergen — alles war, als sey es nach einem gewissen Plane so hingestellt, um dem Beschauer einen Genuß zu gewähren, wie ihn kein Menschenwerk jemals geben kann. In dieser Gegend von Ungarn scheint das Land stark bevölkert, wenigstens stärker wie anderwärts. An der Gran hinauf und hinab reiht sich fast Ortschaft an Ortschaft, und auf den etwas höher liegenden Ebenen über sie hinaus ragen die Dörfer, da sie meist etwas hoch liegen, eins über das andere hervor. Blickt man freilich etwas länger und genauer hin, so bemerkt man wohl die weiten Zwischenräume und die großen Strecken des fruchtbaren Landes, welche zwischen den Dörfern liegen. Durchreist man die Gegenden und hat, wenn man einen bewohnten Ort verläßt, eine, oft wohl auch zwei deutsche Meilen zu fahren, ehe man wieder einen erreicht, so wundert man sich in der That, wie noch so vieles Land bebaut seyn kann; denn es scheint, als müsse es dazu an Menschenhänden fehlen.

Ich traf eines Tages über Mittag mit mehrern Reisenden und Einheimischen zusammen. Das Gespräch lenkte sich bald vom Allgemeinen auf einen besondern Gegenstand. Er betraf den Zustand der Kirche in Ungarn. Bekanntlich sind hier alle Religionspartheien geduldet, und obgleich sich die Mehrzahl der Einwohner zu der katholischen Kirche bekennt, so ist sie doch nur in der Meinung der Priester die herrschende, indem das Volk, besonders aber die Mittelklassen desselben, viel zu frei denkt, um anders Glaubende zurückzusetzen oder ihnen gar die Seligkeit abzusprechen. Im Laufe der Unterhaltung, welche ziemlich lebhaft wurde, kamen wir auch auf die Juden. Allen einträglichen Handel sollen sie an sich reißen, und besonders in neuerer Zeit auch die Ernten und Gasthäuser von den Herrschaften pachten. Zu verwundern ist es freilich nicht, wenn dieses Volk in einem Lande, wo noch so viel Trägheit und Indolenz herrscht, mit seinem Talente, besonders im Kleinhandel und Schacher richtig und glücklich zu spekuliren, gute Geschäfte macht.

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Seit man sich neuerdings, trotz der Kriterien, welche namhafte Gelehrte, wie Bukland, für die Fossilität der Knochen aufstellen, überzeugt hat, daß der Begriff ein nur relativer ist, daß Gebeine, die ganz offenbar der großen Diluvialperiode angehören, von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit sind, was namentlich die Menge des noch darin enthaltenen thierischen Stoffs betrifft, je nachdem sie unter diesen oder jenen Verhältnissen gelagert, besonders je nachdem sie mehr oder weniger tief begraben sind — seitdem ist die Untersuchung noch schwieriger und verwirrter geworden, weil sich im einzelnen Fall oft durchaus nicht bestimmt entscheiden läßt, ob ein Knochen enthaltendes Gebilde dem neuern oder dem ältern Diluvium angehört, und weil sich zwar viele in der großen Fluth zu Grunde gegangenen Thiere, deren Knochen sich etwa mit Menschenknochen zusammenfinden könnten, aber durchaus nicht alle von den jezt lebenden spezifisch unterscheiden. Der Hauptgrund, warum sogar die der Periode ihrer Bildung nach verschiedenen oberflächlichsten Formationen, nämlich die verschiedenen Arten des aufgeschwemmten Landes oder Diluviums, oft nicht gehörig getrennt werden können — wodurch eben die hier in Frage stehende Untersuchung so verworren wird — liegt darin, daß auch nach jener allgemeinen Katastrophe das Antlitz der Erde fortwährend bedeutenden lokalen Veränderungen unterworfen gewesen

ist. Man weiß, daß sich noch jezt, unter gewissen Umständen, namentlich auf dem Boden von Seen und am Gestade des Meers festes Gestein, besonders Kiesel- und Kalkerde bildet; sehr häufig mögen allerdings Geräthschaften in früherer oder späterer historischer Zeit auf diese Weise tief unter die Oberfläche des Bodens gekommen seyn und so ein Alter simuliren, das sie weit nicht erreichen; zuweilen scheint man indessen doch darin die Skepsis zu weit getrieben zu haben. Anschwemmungen der Flüsse können, als ein zu bekanntes und zu konstantes Verhältniß, kaum zu groben Irrthümern Anlaß geben. Was aber hier vorzüglich in Betracht kommt, wenn von Unterscheidung wahrhaft antediluvianischer Menschenreste von solchen die Rede ist, die der Jeztzeit angehören, das sind die lokalen, indessen für den betreffenden Landstrich gewaltigen und verheerenden Fluthen, welche früher oder später, seit das Menschengeschlecht sich auf der neuen Erde verbreitet hat, in Folge des Durchbruchs von Binnenseen eintraten, die beim Aufsteigen der Gebirge oder als Ueberbleibsel der großen Fluth in weiten, oft ungeheuern Kesseln und Becken stehen geblieben waren und nach und nach ihre bald mächtigern, bald schwächern Dämme zernagten. So führt Diodor von Sizilien den Durchbruch des schwarzen Meers in den thrazischen Bosporus als ein, freilich sehr weit zurückliegendes geschichtliches Faktum an. Der Engländer Clarke fand in der Krimm mehrere hundert Fuß hoch über dem jetzigen Spiegel des schwarzen Meers einen Ring zur Befestigung der Schiffe eingemauert, und die Inschriften, die man in Südamerika hoch oben an der völlig unzugänglichen Felswand eingegraben sieht, lassen sich auch nicht wohl anders erklären, als daß einst ein See fast zu jener Höhe aufgestaut gewesen. So gab es Allem nach eine Zeit, wo die Elbe den Thalkessel von Böhmen, durch den sie sich jezt im Verein mit der Moldau als ein Silberband schlängelt, hoch angefüllt und sich, weit entfernt vom See, dem sie entsprungen, über das damals noch vereinigte nördliche Sandsteingebirge als ein hoher Wasserfall herabgestürzt hat in die darunter liegende Ebene. Das lockere Sandsteingebirge wurde vom Wasserfall fortwährend abgespült und ausgewaschen, so daß er jedes Jahr dem Becken des Sees näher rückwärts rückte, bis endlich die Wand der Gewalt des hochaufgestauten Wassers wich, zerrissen wurde und nun die ganze Wassermasse mit einer Gewalt, von der der jetzige Mensch auf seiner pacificirten Erde keinen Begriff mehr hat, sich in die Ebene hinabstürzte. Dieses Ereigniß scheint unter den vielen ähnlichen, deren Spuren wir bemerken, in Europa wenigstens eines der spätesten zu seyn; denn man denkt wohl mit Recht dabei an die Cimbrische Fluth, welche nach den Berichten römischer Schriftsteller in das Jahr 614 der Stadt Rom fällt. Aehnliche Bassins wie die Elbe füllte sichtbar einst der Rhein, oberhalb die Niederung von Schwaben, unterhalb den Thalgrund zwischen Schwarzwald und Vogesen.

Ein augenscheinliches Beispiel, wie sich vor Jahrtausenden die Binnenmeere der alten Welt entleert haben, sehen wir im jugendlichern Amerika vor uns, da, wo im Norden des Landes noch ungeheure volle Wasserbecken übereinander liegen. Der Niagarafluß, der bekanntlich die Seen Erie und Ontario verbindet, stürzt sich, wie einst die Elbe, über eine hohe Felswand herab. Noch vor wenigen Menschenaltern befand sich der Wasserfall bei dem Städtchen Leviston, jezt ist er bereits gegen acht Meilen weiter gegen den Eriesee hinaufgerückt, und rückt, da das Gestein ziemlich locker ist, mit jedem Jahre weiter hinauf. Noch hat er bis zu diesem See etwa 18 Meilen zurückzulegen; durchbricht dieser endlich den immer schwächer werdenden Felsendamm gewaltsam, so entleert er sich plözlich in den 300 Fuß unter ihm gelegenen Ontario und hinterläßt ein trockenes Becken, durch dessen Tiefe sich der Fluß schlängelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Ueber das vorgebliche Zurückkommen des Mittelstands.

Man hat zu keiner Zeit so allgemein und laut wie in den lezten Jahren über Stockung des Handels und der Gewerbe, und demzufolge über den Nothstand und das Elend des industriellen Theils der brittischen Bevölkerung geklagt; allerdings mögen auch manche Klagen bei der starken Volkszunahme und der daraus entstehenden größern Konkurrenz derjenigen Individuen, die Arbeit und Gewinn suchen, nicht ganz ungegründet seyn; allein es ist sehr zu bezweifeln, daß es damit so arg sey, als es manche Zeitungen uns glauben machen möchten. Ueberhaupt kann es keinem aufmerksamen Beobachter der Zeitereignisse und der politischen Literatur entgehen, daß es in allen Ländern an Uebertreibungen und geflissentlich unrichtiger Darstellung der Lage der Dinge nicht fehlt, und daß man diese, nach der Farbe, zu der man sich bekennt, entweder in ein vortheilhaftes Licht sezt oder in Schatten stellt. Dieserhalb muß man nur mit Mißtrauen die Klagen über den traurigen Zustand dieser oder jener Volksklasse, oder das Anpreisen der glücklichen Lage, in welcher sich dieselbe befindet, aufnehmen und als Wahrheit betrachten, und wo möglich durch Thatsachen der wahren Beschaffenheit der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

In keinem Lande der Welt, Holland vielleicht ausgenommen, ist der Mittelstand so vermögend und wohlhabend, wie in England; während auf einer Seite der Adel und die Klasse der Banquiers und Handelsleute unermeßliche Reichthümer besizen, andererseits die untere Volksklasse im schreiendsten Gegensaze nicht das Geringste, oft nicht einmal eine Schlafstätte als Eigenthum in Anspruch nehmen kann, bildet jener Mittelstand den eigentlichen Kern der Gesellschaft; denn von ihm aus erhält die niedere Volksklasse Arbeit und Lohn, durch seine Industrie werden die Werkstätten belebt, die Kanäle, Flüsse und Meere mit Schiffen bedeckt, und durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes alle Welttheile in Verbindung gesezt.

Durch seine wichtige Stellung, als belebendes Prinzip des Handels und der Gewerbsamkeit, müssen alle Ereignisse auf

den Mittelstand zurückwirken, und auf den Wohlstand desselben je nach ihrer verschiedenen Natur einen wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß ausüben. Sind daher die Umstände von der Art, wie man behauptet, daß der Absatz der englischen Fabriken und Manufakturen sich in dem Maaße vermindert, um den Arbeiter brodlos zu machen und die allgemeine Volkswohlfahrt zu erschüttern, so muß nothwendig auch der Mittelstand in seinen Vermögensumständen zurückkommen. Wäre dieses der Fall, dann würde auch die Zahl derjenigen Personen abnehmen, die einen Theil ihres ersparten Vermögens in den englischen Staatspapieren angelegt haben. Vergleicht man aber die dem Parlament vorgelegten Dokumente über die Vertheilung der Staatseffekten im Jahr 1832 mit derjenigen des Jahrs 1828, so findet man eine Zunahme von beinahe 5200 Personen, was denn doch unbestreitbar einen vergrößerten Wohlstand anzudeuten scheint. Wir wollen nunmehr auf den Grund der beiden Berichte an das Parlament, vom Jahr 1828 und 1832, die Richtigkeit unserer Ansichten durch Zahlen zu beweisen suchen. Im Jahr 1828 zählte man 85.151 und fünf Jahre später 87.176 Inhaber von englischen Stocks, die halbjährig fünf Pfund Sterling als Dividende erhielten, was die geringste Zinserhebung ist. Die Zahl der Personen, welche zehn Pf. Sterl. empfingen, hatte sich von 42.167 auf 44.648, und die der Staatsgläubiger, welche fünfzig Pf. Sterl. erhielten, von 97.673 auf 98.305 in den vorgenannten Jahren erhoben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die große Mehrzahl dieser 230.000 Fondsinhaber dem Mittelstande angehören; wenn daher seit fünf Jahren die Zahl der Inhaber von fünf Pfund sich um 2022, die der zu zehn Pfund um 2181 und der zu fünfzig Pfund um 632, in Summa um 5135 Individuen vermehrte, so hat der Wohlstand dieser Klasse seit den lezten fünf Jahren sicher nicht abgenommen, vielmehr scheint gerade das Gegentheil stattgefunden zu haben.

Dagegen ist die Zahl der Stocksinhaber, welche höhere Dividenden erhielten, außerordentlich in Abnahme gerathen, wie wir in der Kürze zeigen werden. Es war nämlich die Zahl der Inhaber von hundert Pfund Zinsen im Jahr 1828 25.822, und 1832 nur noch 25.641; die von 200 Pfund hatten sich in dieser Zeit von 15.046 vermindert auf 14.701, die von dreihundert Pfund von 9812 auf 4195, die von fünfhundert Pfund von 3076 auf 2827, die von tausend Pfund von 1501 auf 1367, die von zweitausend Pfund von 486 auf 417, und nur die Klasse über zweitausend Pfund hatte sich von 152 auf 174 Inhaber erhoben, worunter jedoch 101 öffentliche Gesellschaften befindlich sind, welche jene hohen Zinsen gemeinschaftlich erheben. Diese Gesellschaften, welche allein von den großen Stocksinhabern ihr Vermögen vergrößerten, gehören gewiß zum Mittelstande, und beweisen somit auch hier den zunehmenden Wohlstand dieses Theils der englischen Bevölkerung. Da nun die Zahl der Inhaber bedeutender Stocks sich im Ganzen um 1295 vermindert, dagegen die der Inhaber der Stocks von fünf bis fünfzig Pfund Zinsen um 5135 Individuen zugenommen hat, so entsteht die Frage: ob diese größere Vertheilung des Eigenthums nicht zur Schlußfolge berechtige, der Wohlstand müsse in neuerer Zeit allgemeiner geworden seyn? Wollte man auch den möglichen Fall als Einwand geltend machen, daß nämlich in Folge der angeblichen Stockung des Handels und der Gewerbe die Kaufleute und Fabrikanten ihre Kapitalien aus dem Geschäft herausgezogen und solche einstweilen in den öffentlichen Fonds angelegt haben, so würde dadurch nichts weiter als eine vielleicht momentane Handelsstockung bewiesen und keineswegs eine Abnahme des Wohlstandes dargethan, da das Kapital nicht verzehrt ist und blos auf eine andere nützliche Weise angelegt wurde.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Reine, Page et Cardinal von Ancelot.

Zu dem Stücke Reine, Page et Cardinal hat Ancelot wiederum die Chronique scandaleuse den Stoff geliefert. Es wird nämlich erzählt, der Kardinal Richelieu habe nicht allein den schwachen König Ludwig XIII. gelenkt, sondern habe auch die Königin lenken wollen, und eine leidenschaftliche Liebe zu ihr verspürt, auch deßhalb mit England Krieg angefangen, um den schönen Gesandten Buckingham, welcher der Königin besser als der Kardinal gefiel, von dem französischen Hofe zu entfernen. In dem Ancelotschen Schauspiele wird uns der ganze Hof Ludwigs XIII. mit vielem Glanze vorgeführt. Die Kostüme der Schauspieler waren sehr kostbar; nur hätte der Kardinal nicht in seinem Kirchenornate erscheinen sollen. In diesem Ornate hat er wahrscheinlich keine Liebesintriguen angesponnen. Die Königin besizt eine von Cardillac, dem aus Hoffmanns Erzählung bekannten sonderbaren Goldschmiede, aufs Schönste gearbeitete Gürtelspange; er besizt noch eine völlig gleiche, die er aber um keinen Preis ablassen will. So erzählt im Anfange des Stückes ein Page der Königin, und diese anscheinend gleichgültig hingeworfene Aeußerung wird in der Folge höchst bedeutend. Der Kardinal bezeigt sich gegen die Königin sehr höflich und gefällig, erklärt sich aber nicht deutlich und wird daher von Anna von Oesterreich auch nicht verstanden. Buckingham gefällt ihr, aber dieser Gesandte steht auf dem Punkte, sich zu verheirathen und nach England zurückzukehren. In einer Unterredung mit ihm kann sie ihm ihre Zuneigung nicht verhehlen. Der Herzog wird so entzückt darüber, daß er sein kostbares Geschmeide aus dem Fenster wirft, damit an diesem Tage ein Glücklicher mehr in der Welt seyn möge, derjenige nämlich, der diese kostbaren Sachen finden werde. Vielleicht war es damals nicht Gebrauch, das Gefundene zurückzugeben. Die Königin gibt ihm zum Andenken ihre kostbare Gürtelspange, und der verliebte Buckingham verspricht, sie beständig ihr zu Ehren zu tragen. Abends gibt Anna einen Ball. Der Kardinal bemerkt die goldene Gürtelspange an Buckinghams Kleidung und sucht sich in den Besiz derselben zu sezen, was ihm durch Hülfe der Braut des englischen Gesandten gelingt. Zwar versucht die Königin, welche seine List erfährt, ihn durch glatte Worte zu bewegen, die Spange herauszugeben, als Beweis seiner gepriesenen Ergebenheit und Zuneigung. Der schlaue Kardinal bemerkt sogleich, worauf sie abzielt, und weicht der Bitte oder dem Befehle aus, macht dagegen den schwachköpfigen König eifersüchtig und beredet ihn, er solle seine Gemahlin auf eben diesem Balle fragen, was aus ihrer Gürtelspange geworden sey. Sie müsse dann verlegen werden, der Kardinal wolle dem Könige sagen, wie er zu dem Besitze des Geschmeides gelangt sey, und der schwache König werde den englischen Herzog schimpflich wegweisen und mit England brechen. Weiberlist geht aber noch weiter als geistliche List. Der Königin getreuer Page hat endlich von Cardillac die andere völlig gleiche Spange erhalten; er überreicht sie der Königin auf dem Balle, und als der König sein furchtbares Verhör beginnt, zeigt die Königin die vielbesprochene Spange vor und bringt dadurch König und Kardinal zum Verstummen. Hiemit fällt der Vorhang. Bekanntlich ist es Ancelots Manier, seine dramatischen Stücke mit einem unerwarteten Ausgange zu beschließen, ohne die sonst üblichen moralischen Schlußworte. Dieses Schauspiel ist gut geschrieben und läßt sich wohl ansehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Juni 1833.

> Wenn ich auch mein Fragen und Forschen nach der Geschichte der sichtbaren Welt nur auf diese Erde beschränke, so erschrecken mich selbst hier, im väterlichen Hause, die Fußstapfen einer Vorwelt, von deren alten, längst ausgestorbenen Geschlechtern kein noch überlebender Nachkomme, keine Urkunde der Mitlebenden die Geschichte kennt.
>
> G. H. Schubert.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Wissenschaft fand in neuerer Zeit Gelegenheit, dieses Verhältniß am Durchbruch eines durch Zufall entstandenen Sees im Kleinen zu studiren. Ein Gletscher hatte im hintern Bagnethal in der Schweiz den Lauf eines Baches gehemmt und sein Wasser hoch aufgestaut. Als nun der so gebildete See im Jahr 1818 seinen Damm plötzlich durchbrach, entstand eine Fluth, welche das ganze Thal weithin verheerte und mit Trümmern bedeckte. Nach Escher von der Linth, der diesen Durchbruch beobachtete, wurden Felsblöcke von mehreren tausend Quadratfußen cubischen Inhalts mehrere tausend Fuß weit fortgerissen. Escher hat die bei dieser Fluth beobachteten Verhältnisse sehr glücklich zur Erklärung einer Erscheinung benuzt, welche lange Zeit als ein unauflösliches Räthsel die Naturforscher gequält hatte, nämlich der unzähligen, zum Theil ungeheuren Felsblöcke, welche weit weg von ihren ursprünglichen Lagerstätten in allen Vorthälern der Alpen hoch hinauf an die Seiten derselben geworfen sind und die ganze nördliche europäische Niederung von Holland bis hinauf an die Newa und rückwärts bis an den Harz bedecken. Nachdem früher die verschiedensten, zum Theil seltsamsten Hypothesen zu Erklärung dieses Phänomens aufgestellt worden waren, hat Escher dargethan, daß diese Steinmassen nur von ungeheuren Wasserfluthen herrühren können, welche einerseits aus den Thälern der Hochalpen, andernseits aus den scandinavischen Gebirgen hervorgebrochen sind.

Man hat von jeher in Europa und anderswo, zum Theil tief in der Erde, die mannigfaltigsten Geräthschaften, oft unter Verhältnissen gefunden, welche auf jeden Fall auf ein sehr bedeutendes relatives Alter hinweisen. Leider aber ist bei sehr vielen Gegenständen der Art, welche in den Sammlungen zerstreut sind, die nähere Kunde von den geologischen Verhältnissen, unter denen sie entdeckt wurden, verloren gegangen, und da, wie wir eben gesehen haben, die Oberfläche der Erde, seit der jetzigen Existenz des Menschen auf derselben, abgesehen von unbedeutendern Modifikationen, durch eine sehr verbreitete Ursache lokalen Umwälzungen ausgesetzt gewesen ist, so können neuere menschliche Gebeine und Werke der Menschenhand zum Theil bedeutend tief verschüttet worden seyn. Sind daher nicht alle Umstände des Fundes von Sachkundigen konstatirt, so wird man im einzelnen Fall nie entscheiden können, ob solche Ueberbleibsel blos von alten Ureinwohnern der Länder in der jetzigen Weltära herrühren, oder einem Geschlechte zuzuschreiben sind, das von der jetzigen Schöpfung durch eine wirkliche Katastrophe getrennt ist, welche die Erdoberfläche durchaus umgewandelt hat. Lezteres

aber ist es vorzugsweise, was uns interessirt; wir möchten gern wissen, ob der Mensch Zeitgenosse jener Mammuths und Hyänen war, die einst da, wo jetzt die Zwergeiche verkümmert, unter Palmen wohnten; und kaum hat uns dieß die Wissenschaft gewiß gemacht, kaum haben wir einen Knochensplitter in der Hand, der unverwerflich Zeugniß gibt von einer frühern, unterdrückten Auflage des Menschengeschlechts, so treibt uns die Neugier, von Art und Sitte des frühern Geschlechts aus Werken seiner Hand etwas zu erfahren, und der ärmlichste Nagel würde hier zu einem Anker für die irre Phantasie. Just weil der antiquarische Naturforscher keine Aussicht hat, ein antediluvianisches Pompeji zu entdecken, hat das Inventarium von uralten, wenn auch armseligen Zeugnissen menschlicher Kunstfertigkeit einen so mächtigen Reiz, denn wir wissen ja nicht, welche Bedeutung künftige Forschung dem einen oder dem andern derselben geben kann. Bevor wir daher einige Ideen über das Verhältniß des Menschengeschlechts und seiner natürlichen Verschiedenheiten zu den neuesten Revolutionen der Erde entwickeln, wollen wir aus dem bis jetzt zusammengebrachten Museum von Werken der Menschenhand, deren Alter zu jener Grenze hinaufsteigt, mit deren Recognoscirung gerade gegenwärtig die Forschung beschäftigt ist, die Hauptstücke aufführen. Interessant möchte die Uebersicht auf jeden Fall seyn, obgleich in der wunderlichen Sammlung fast Alles noch ungeordnet, ungedeutet neben und durcheinander liegt, und es vielleicht kaum einer spätern Zukunft vorbehalten ist, die Schätze zu numeriren, mit Etiquetten zu versehen und gewissermaßen ein herkulanisches Museum der antediluvianischen Kunst zu ordnen.

Eine große Rolle spielen in unserm Museum Schiffsgeräthschaften, und in den meisten Fällen erscheinen sie allerdings nur als Zeugen jener Durchbrüche von Binnenseen und anderer Veränderungen der Erdoberfläche, wie Einbrüche des Meers und dergl., welche so weit rückwärts fallen, daß sich die Erinnerung daran ganz oder größtentheils im jetzigen Geschlechte verwischt hat. Buffon erzählt einem alten geographischen Buche nach, daß auf dem Gebirge Estrella in Portugal Maste, Segelstangen, Anker und andere Schiffstrümmer gefunden worden seyen. Noch befinden sich auf jenem Gebirge drei kleine Seen, welche für die Ueberreste einer alten, großen eingeschlossenen Wassermasse gehalten werden. Bei Tungern im Limburgischen, fünfzig Stunden vom Meere, findet man Ringe zur Befestigung der Schiffe. Im ganzen Bereich des bothnischen und finnischen Meerbusens stößt man oft weit im Lande auf Schiffsgeräthschaften, Anker, Ringe und dergl. Zu Trollhätta in Schweden fand man bei Gelegenheit eines Schleusenbaus oberhalb der Wasserfälle, mehr als sechzig Fuß über dem Niveau des untern Flusses, Anker nebst einem Boot, welche hier sichtbar auf altem Meeresboden lagen. Bei Helsinsborg stieß man beim Ausgraben des Bodens hoch über dem Meeresspiegel auf einen eingerammten Pfahl, an dem Glieder einer eisernen Kette und Reste eines Fahrzeugs hingen. Bei Chatam in England wurden siebzehn Fuß unter dem Boden Anker, und in Lincolnshire acht Fuß tief Kähne aus Holz gefunden, dergleichen in England nicht wächst. Auch zu Montauban stieß man tief in der Erde auf Anker, und im Jahr 1542 soll gar im Kanton Bern beim Bergbau sechshundert Fuß unter dem Boden ein Schiff mit vielen Menschengerippen, vermoderten Segeln und einem Anker entdeckt worden seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Beschluß.)

Wen sein Beruf im zeitigen Frühjahre in Ungarn zu reisen zwingt, der ist wahrhaft zu beklagen. Es gibt freilich gebaute Straßen, aber sie sind so wenig kunstmäßig angelegt, daß sie bei großer Nässe zu Sümpfen werden. Und dann die Landwege, auf einem so überaus fetten und tiefen Boden! Sieht man selbst nach der Abtrocknung solcher Wege die Löcher und Rinnen, die sich auf ihnen ausgewühlt haben, so begreift man nicht, wie es möglich ist, daß irgend ein beladenes Fuhrwerk hier durchzubringen war. Ganz in Uebereinstimmung mit diesen Wegen sind die Brücken, deren es bei den vielen Bächen und Gräben eine Menge gibt. Gewöhnlich sind sie voller Löcher oder drohen doch überall den Durchbruch. Es gehören ungarische Pferde dazu, um ohne Gefahr über dieselben zu kommen. Wie behend und gelenk, und dabei wie ausdauernd diese Thiere sind, ist, wenn man es nicht selbst sieht, unglaublich. Ich ward eine Strecke von acht deutschen Meilen von solchen Pferden in 5½ Stunden, und zwar auf nicht sonderlich gutem Wege geführt. Ohne ein einziges Mal anzuhalten, ging es stets in gestrecktem Trabe, und ich mußte dem Kutscher nur immer zurufen, nicht so rasch zu fahren. Es kommt vor, daß man mit diesen Pferden zwanzig deutsche Meilen in einem Tage fährt, und dabei nur einmal anhält. Dieß haben ungarische Oberbeamte schon mehr als einmal gethan. Eine ungarische Meile beträgt anderthalb deutsche, und doch rechnet man bei Reisen in der Regel eine Stunde auf eine solche Meile.

Den Anblick des schönen Landes entstellen in vielen Dörfern die elenden Hütten, welche gleich Schwämmen aus der Erde gequollen zu seyn scheinen. Aber noch widerlicher wird man von den auf freiem Felde liegenden, mit keiner Einzäunung umgebenen Begräbnißplätzen

berührt. Da geht denn Vieh aller Art darüber, wühlt die Erde auf und zerstört die wenigen hölzernen Kreuze, welche hier, wie überall, Pietät oder Ostentation den Beerdigten als Denkmäler sezt. Dieser große Uebelstand findet aber hier nicht allein Statt; ich fand ihn auch in dem so stark bevölkerten Odenbruche, in der sonst so civilisirten Mark Brandenburg. Es gehört wahrlich schon ein Grad von Barbarei dazu, wenn man die Todten so wenig ehrt, daß man nicht einmal ihre lezte Ruhestätte vor so niedriger Entweihung schüzt.

In den Städten von einiger Bedeutung wimmelt es in Ungarn von Advokaten. Mit Recht kann man sie hier zu den sieben Plagen zählen. — Was machen sie aber in einem Lande, wo die Rechtsgrenzen dadurch so streng gezogen sind, daß Freie und Leibeigene genau ihren Kreis kennen, in welchem sie sich bewegen dürfen? — Rechtsstreitigkeiten gibt es überall, und gerade in Ungarn, wo das Volk noch so wenig gebildet ist, läßt sich demselben leicht der Kopf verrücken, wo es denn sein wahres Recht verkennt und es da sucht, wo es nicht liegt. Dazu kommt noch die Unbestimmtheit mancher Verhältnisse; die, bei so weitem Umfange der Besitzungen, leicht zu verrückenden und strittig zu machenden Grenzen; die durch die Einwanderer von so vielen Völkerschaften mitgebrachten Gebräuche und Institutionen; der hohe Begriff von der Freiheit, welche die Konstitution einem Theile der Nation gewährt 2c. Mir ward versichert, die Rechtspflege in Ungarn sey von der Art, daß Keiner, welcher einen Prozeß über einen Gegenstand von nur einiger Bedeutung anfängt, und wäre er auch noch in seinen Jugendjahren, das Ende desselben zu erleben hoffen darf. Unwillkührlich wird man dabei an den Gang der Prozesse erinnert, welchen sie ehemals in den deutschen Provinzen nahmen.

Zwei Hauptgegenstände der Verhandlungen des gegenwärtigen ungarischen Landtages sind: die Freistellung der Bauern, d. h. der Antrag, sie zu wirklichen Besitzern der Grundstücke zu machen, die sie jezt nur als Nutznießer inne haben, und dann die Einführung der ungarischen (magyarischen) Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen. Ersterer unterliegt einer Menge von Schwierigkeiten. Theils fehlt es den Bauern gänzlich an Mitteln, um eine auch nur geringe Ablösung ihrer Frohne bieten zu können, und theils ist ihre geistige Bildung noch so gering, daß sie eine solche Wohlthat noch gar nicht ganz zu würdigen verstehen. Dieß gibt sich freilich mit der Zeit, und die Freiheit hat auch die Bildung in ihrem Gefolge. Was die Ablösung der Frohne betrifft, so ist sie, um den Bauer in den wirklichen Besitz seiner Grundstücke zu setzen, nicht sobald unbedingt nothwendig, indem ja auch in Deutschland dieselbe noch in mehreren Provinzen besteht, während die Verpflichteten doch im vollen erb- und eigenthümlichen Besitze ihrer Grundstücke sind. Der Fleißige und Verständige, welcher die Wohlthat, die ihm jene Freistellung gewährt, gehörig zu schätzen und zu benutzen versteht, wird sich alsdann bald die Mittel erwerben, wodurch er zur völligen Freiheit gelangen und den Betheiligten entschädigen kann. — Hinsichtlich der ungarischen Sprache ist es dem Landtage, wenn seine Mitglieder Sinn für wahre Nationalität haben, gar nicht zu verargen, wenn er sie bei allen öffentlichen Verhandlungen, anstatt der bisher dabei gebrauchten lateinischen, eingeführt wissen will. Damit braucht noch gar nicht der Zwang verbunden zu seyn, daß die verschiedenen, in Ungarn angesiedelten Volksstämme diese Sprache auch unter sich aufnehmen müßten. Immerhin mögen sie unter einander die von ihren Vorfahren ererbte Mundart beibehalten; aber sie müssen, haben sie irgend mit dem Oeffentlichen etwas zu thun, neben ihrer Muttersprache der ungarischen mächtig seyn. — Dieser an sich guten und auf den Nationalgeist des Volks hinwirkenden Sache wird aber jezt schon durch unkluge Eiferer geschadet. Schon haben sich Debatten in ungarischen Tageblättern erhoben, bei welchen jene Eiferer es streng tadeln, daß man nicht schon überall, besonders aber in der Mitte von Ungarn, nur magyarisch spricht, und es allen als ein Verbrechen anrechnen, welche sich in deutscher Sprache ausdrücken. — Dieß ist aber gerade der unrechte Weg, den man einschlägt. Nur mit Ruhe und Mäßigung bewirkt man Ueberzeugung, wo aber diese fehlt, da wird kein Eifer etwas ausrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Vive le divorce!

Nach Reine, Page et Cardinal gab man eine Posse: Vive le divorce! von zwei mir noch unbekannten Verfassern, Robert und Laurencin; vielleicht sind dieß nur angenommene Namen, wie es oft der Fall ist. Bei einer Posse muß das Talent des Schauspielers das Meiste thun; so war es auch hier. Das Stück ist übrigens ganz in dem freien Tone geschrieben, der jezt in Paris auf der Bühne herrscht, besonders auf den kleinern Theatern, und schildert eben keine musterhaften Sitten. Ein 50jähriger Junggesell, der es sich hat einfallen lassen, sich in eine Demoiselle de Comptoir in einer Lesebude des Pont-neuf zu verlieben und sie zur Frau zu nehmen, wird von dieser sehr schnöde behandelt, weil sie ihn für langweilig und alt hält, und mit Hülfe ihrer Zofe macht sie den armen Mann ganz unglücklich, wozu noch kommt, daß ein Vetter dieser jungen Frau von ihr mit besonderer Vorliebe behandelt wird und sogar in ihrem Hause wohnt, wogegen alles Ereifern und Zürnen des Ehemanns nichts hilft. Dieser verwünscht daher zehnmal im Tage den Pont-neuf, auf welchem ihm zuerst seine Frau das Herz gestohlen hatte. Das Amt der Demoiselles de Comptoir gewährt in Paris eine nicht unbedeutende Aussicht für Frauenzimmer. In manchen

Buden, Laden und Magazinen halten nur Damen das Comptoir, und meistens sind Frauenzimmer Inhaberinnen der Lesekabinette. Die Kosten der Einrichtung eines solchen Instituts sind bald bestritten. Ein Frauenzimmer, das sonst keine Aussicht hat, miethet eine kleine Bude, sezt einen Tisch und ein Duzend Stühle hinein, kauft sich am Morgen die eben erschienenen Zeitungen, verschafft sich einige neue Romane oder sonstige Novitäten und erwartet nun die leselustigen Kunden. Ist die Inhaberin schön und gefällig, so trägt dieß natürlich zum Anlocken der Leser bei. Leider aber gibt es der Lesebuden so viele und bei der erstaunlichen Konkurrenz muß der Preis des Eintritts so bedeutend herabgesezt werden, daß ein solches Unternehmen, wofern es nicht durch besondere Umstände begünstigt wird, nur geringen Gewinn abwirft, zuweilen auch wohl Verlust nach sich zieht. Will die Dame nicht selbst den Vorsiz führen, so sezt sie eine Demoiselle de Comptoir an ihre Stelle, und diese muß sich dann mit einem kümmerlichen Lohne begnügen; allein sie wird dadurch bekannt, und mit demüthigen Manieren gelingt es ihr manchmal, das Herz eines von der Zeitung zu ihr herüber schielenden Lesers zu erobern und einen Mann zu bekommen. Dieß ist denn auch die Geschichte der jungen Ehefrau in der Posse Vive le divorce. Bernard Léon spielt den in Harnisch gerathenen, von Frau und Zofe verspotteten Ehemann auf sehr komische Weise. Einem vom Lande gekommenen Freunde, Perrucheau, den er seit seiner Junggesellenzeit nicht gesehen hat, vertraut er das Geheimniß seines Hauskreuzes an und bereitet ihn auf den schlechten Empfang vor, den er von seiner bitterbösen Frau zu gewärtigen habe. Natürlich ermangelt er nicht, hiebei wieder den Pont-neuf zu verwünschen. Er möchte gern seinen Freund in seinem Hause beherbergen; allein er sieht vorher, daß ihn seine Xantippe zur Thüre hinausweisen wird. Alles dieses kündigt er dem lieben Freunde zuvor an, damit dieser über nichts mehr erstaune, wenn das Ungewitter losbreche. Während beide Freunde ausgegangen sind, benachrichtigt die Zofe ihre Gebieterin, es stehe eine schreckliche Nachricht in der Zeitung, man wolle nämlich die Ehescheidung wieder einführen. „Die abscheulichen Männer!“ sezt sie hinzu; „man sieht es wohl, daß sie es sind, welche die Geseze machen.“ Diese Nachricht wirkt wie ein Donnerschlag auf die Frau. Sie sieht ein, daß ihr Mann sogleich von diesem Geseze Gebrauch machen und sie verstoßen werde, wobei sie wohl vergißt, daß nach dem französischen Geseze, wenigstens nach dem vorherbestandenen, entweder von beiden Seiten die Ehescheidung wegen gänzlicher Unverträglichkeit verlangt werden, oder daß einer der beiden Ehegatten die schlechte Aufführung des andern beweisen muß. In einer Posse wird die Sache aber nicht so genau genommen. Aus politischer Klugheit beschließt die Frau, sogleich andere Saiten aufzuziehen und gegen den Mann gefällig zu werden, damit er sie nicht verstoße. Als daher die beiden Freunde zurückkommen und Perrucheau sich selbst präsentirt, da der Ehemann aus Furcht vor einem Ungewitter ihn nicht zu präsentiren wagt, ist jener ganz entzückt über die liebenswürdige Art, womit er empfangen wird, wendet sich verwundert an seinen Freund und meint, er habe ihn zum Besten gehabt. Der Ehemann, der seine Frau wohl zu kennen glaubt, zweifelt aber nicht, daß es bald losbrechen werde; allein es bricht nichts los, und zum erstenmale seit der Heirath wird er geliebkost; Freund Perrucheau muß im Hause wohnen, dagegen soll der Vetter Charles noch heute wegziehen. Der arme Mann ist ganz entzückt; nun belehrt ihn zwar Freund Perrucheau, der die Zeitung auf dem Tische gefunden und gelesen hat, die Ehescheidung sey an der Tagesordnung. Der Ehemann aber freut sich höchlich, daß die bloße Ankündigung einer Motion in der Deputirtenkammer solch eine Revolution in dem häuslichen Wesen hervorgebracht habe. Hiemit schließt die Posse.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 145:
Bleiche, Leiche, Eiche.

Doppel-Räthsel.

Zwei stattliche Gegner in offenem Feld,
Sie theilen sich in die Beherrschung der Welt;
Sie kämpfen um weites und breites Gebiet,
Nie ruht ihr Streit, ob er oft sich entschied,
Und keinem noch, seit sie sich streiten, gelang,
So sehr er auch rang,
Daß er auf des andern Thron sich schwang.

Sie schicken ein jeder auf seinem Plan
Dem mächtigen Zweikampf Plänkler voran:
Der Eine sein feines und glänzendes Heer,
Schwarzmäntel der Andre so breit und schwer.
Auch den Herold sendet ein jeder voraus,
Dann kämpft sich der Strauß
Bald nach angefangenem Kampfspiel aus.

So geht um die Wette das mächtige Spiel,
Und unbekannt ist sein endliches Ziel.
Doch fürchte den sonst so friedlichen Kampf,
Wenn ohne Herold in Qualm und Dampf,
Mit Prasseln und Lärm, wie's beiden geschieht,
Man den Einen sieht
Brechen in des Andern eigen Gebiet.

Packt so den Ersten der Zweite, so bebt
Der Boden, es zittert, was da lebt;
Es zuckt entgegen dem Bliz der Bliz,
Und machtlos wird der Sterblichen Wiz.
Dann kocht in den Adern des Zweiten das Blut,
Strömt über in Gluth,
Mörser, ungeheure, donnern mit Wuth.

Wenn aber der Erste den Zweiten schnell
Mit seinem Bildniß erschreckt, wird's hell;
Auch blizt und kracht es, doch Menschenwiz
Wird oft noch fertig mit solchem Bliz.
Sie weisen den ersten zurück mit Kraft,
Heiß wird geschafft:
Aber er hat schon zu viel errafft.

Auch kommt, so weit als die Sonne reicht,
Der Zweite zuweilen und beschleicht
Den Ersten feindlich im offenen Haus.
Die Stunde rechnen die Weisen aus. —
Ein feuriger Mantel, ein Silberschild,
Von Glanze mild,
Wandelt in des Ersten des Zweiten Bild.

Aus Aether gewoben ist Beider Gewand.
Die Sterne sind Einem von ihnen verwandt,
Der heimlich schafft und ins Stille sät,
Was ihm zum Truz der Gegner verräth,
Der auch viel Zweifel in aller Welt
Schon aufgehellt:
Sonne, du bist ihm zum Dienste bestellt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Juni 1833.

— Der Welt beredter Mund
Ruft Euch als einen Mann voll Spottsucht aus,
Voll von Vergleichungen und scharfem Spott,
Den Ihr an jedem Gegenstand verübt,
Der im Bereiche Eures Witzes liegt.

Shakespeare.

Die wilden Indier und die Blumen.

Nach J. Janin.

Janin ist gegenwärtig nicht nur einer der geistreichsten französischen Schriftsteller, sondern auch als Kritiker der bitterste Feind der Richtung, welche die dramatische Kunst in seinem Vaterland genommen hat. Der Verfall des Theaters scheint heutzutage, wie die Cholera, ein Weltübel, und das deutsche Theater ist dadurch zum Schatten, zum Gespenst abgezehrt. Die Deutschen, welche schon vielen deutschen Humor über diesen Gegenstand gelesen haben, unterhält es wohl, zu sehen, wie der Franzose mit diesem Feuerwerk, einer in seinem Vaterland ganz neuen Waare, umgeht. Wenn sie hin und wieder das Licht zu grell, die Farben nicht harmonisch verschmolzen finden, so ist dieß nicht unsere Schuld. Sie haben dabei noch den Vortheil, daß sie auf ein interessantes Schauspiel vorbereitet werden; denn die dramatischen Amerikaner werden es schwerlich versäumen, ein Land zu besuchen, wo man so viel Sinn für das Dramatische hat.

* * *

Unser Bastarddrama hat uns die ganze Woche in Ruhe gelassen, und so habe denn auch ich als ächter müßiger Spießbürger und Lungerer gelebt. Ja, die ganze Woche war ich so recht selig, und bin noch dazu am lezten Tag für meine Mühe belohnt worden, denn in den Tuilerien habe ich mich an den herrlichsten Blumen von der Welt geweidet und in den elysäischen Feldern die gräßlichen wilden Indier auf ihren Thierfellen in der Sonne liegen sehen.

Ich sage es schon lange: das Schicksal des Dramas darf einem keine Sorge machen; es wird damit nimmermehr ein Ende nehmen. Freilich spielt das Drama nicht mehr auf der Bühne, aber dafür außerhalb derselben allüberall, wenn man nur unter Drama ein Schauspiel versteht, wie wir es auf unserm alten Theater hatten, einen Vorgang, wobei Ueberraschung und immer neues Interesse die Einbildungskraft fesseln. Es war von jeher so: kaum wird es auf dem Theater stille, so fängt die Geschichte an, sich laut hören zu lassen. Eine Revolution, die wie vom Himmel fällt, nimmt zuweilen den lange vakanten Platz der Tragödie ein. Gibt es einmal kein Drama in der Woche, siehe, da kommen die Osagen, oder der Dey von Algier, oder Don Petro, oder irgend eine Majestät, die vom Throne gefallen ist und nun die Weltbühne besteigt. Die Wahrheit tritt an die Stelle der Täuschung, die verflogen ist, und der historische Held schlägt sein Rad, wo sonst der Theaterprinz sich brüstete. Auch diese Woche hatten wir kein, selbst noch so armseliges Drama, siehe, da kommt der Kazike des Stamms der Charruas, begleitet von seinem Arzte und seinem Leibgardisten.

Scribe hat kein Vaudeville für Mademoiselle Jenny-Vertpré geschrieben; dafür ist die schöne Guyunuya da, weiland Lieblingsgemahlin des Kaziken Vaimaca, gegenwärtig leider schwerlich mehr als das Kebsweib Senakes, des rohen Kriegers.

Gehen wir zu den Wilden. Sie hausen in den elysäischen Feldern in einem jener, weil das Geld ausgegangen, nur halb vollendeten Gebäude, in einer jener nagelneuen Ruinen, die so trübselig, aber nichts weniger als ehrwürdig aussehen. Hier sind sie, die Helden unseres Dramas, die sich tief aus Südamerika herbemüht, um in der matten Pariser Sonne am Boden zu kauern. Es sind prächtige Schauspieler; zwar nicht höher gewachsen, als unsere Helden vom théâtre français, als unsere schönsten Agamemnons und Alexanders; aber sie sind herrlich gebaut, sind gewandte, treffliche Reiter, unerschrockene Rossebändiger, treulos, faul, rachsüchtig, zuweilen gar Liebhaber von Menschenfleisch, und damit fehlt ihnen nichts, was heutigen Tags zu einem guten Schauspieler gehört. Alles miteinander können sie machen, was man im modernen Drama die Komödianten machen läßt: galloppiren, sich herumsäbeln, Verräthereien begehen, sich rächen, meuchelmorden, rohes Fleisch fressen. Als ich sie so in dem Hofe herumliegen sah, ward mir, offenherzig gestanden, nicht anders zu Muthe, als sähe ich die Exposition eines modernen Trauerspiels. Die Tracht der Wilden war sonderbar, ekelhaft, und sie saßen alle drei höchst feierlich, jeder aber in anderer Haltung am Boden. Der eine, der Kazike, ein dicke, kraftvolle Gestalt, mit majestätischem Fettgesicht und wirrem Haarwuchs, sah, wie er mit gefalteten Händen dakniete, frappant einem der ehrlichen Banditen gleich, wie sie im Melodram auftreten; der zweite, ein dünner, magerer, mißfarbiger, gleich einer Schlange zusammengerollter, verschlagener Wilde, mit schielendem Blick und nichtssagendem Lächeln, erinnerte mich an Coopers Bas de cuire, von dem er die Schädelbildung und Körperhaltung hat; beim dritten, einem muntern, lebendigen, sorglosen Burschen, einem ächten Edelmann mit dem Thierfell auf dem Rücken, der sich behaglich auf den Boden gestreckt hatte, fiel einem unwillkührlich so ein bärtiger, geistreicher Held aus Herrn Alexander Dumas Melodramen ein, so ein Antony, und der Vergleich paßt desto besser, als Tacuabe dem großen Kaziken Vaimaca seine Gemahlin, die Prinzessin Guyunuya, geraubt hat. Und dort hinten im Hofe — dort sitzt sie selbst, Guyunuya, scheu, züchtig, das Haupt auf die Brust gesenkt, niedergebeugt vom Schmerzgefühle der Gefangenschaft, gleich einer trojanischen Prinzessin. Wahrhaftig, Madame Dorval selbst kann in der Stellung nicht mehr Gram ausdrücken, kann den Schmerz nicht wahrer, nicht naiver spielen.

Dieß wären also die Personen, die in unserm Drama spielen, und dieses Drama ist ganz bürgerlich, so wild es darin zugeht, und es ist durchaus nach der Mode, denn um Ein Weib buhlt hier die Leidenschaft aller Männer, es ist ganz nach der Mode, denn der ewige Streit zwischen Jüngling und Greis, zwischen Hagestolz und Ehemann, zwischen geselliger Regel und Natur reproducirt sich auch hier; es ist ein Stück, ganz komplet, ganz nach den Regeln: denn ein lebendiger Strauß tritt darin auf, und die Helden braten Pferdefleisch, und es wird Tabak geraucht, und getrunken, und gebuhlt, und so gut als kein Französisch gesprochen. Seht die Wilden an und sagt dann, ob es sich der Mühe lohnt, Dramen zu machen, wie man sie jezt macht. — Nein, wahrlich, es lohnt die Mühe nicht, da es so weit mit uns gekommen ist, daß uns ein Spektakel für Aug und Ohr genügt, daß wir die dramatische Wahrheit in der wörtlichen Uebersetzung der Natur suchen, nicht, wie sonst, in der ungezwungenen, künstlerischen Auffassung und Darstellung alles Dessen, was in vollen, gewaltigen Tönen aus der Brust des Menschen spricht, seiner Leidenschaften und Bedürfnisse, seines Hasses, seiner Liebe, seines Glaubens. Nein, ohne dem Elephanten, ohne Martins Löwen, Bären und Tiegern und andern dramatischen Helden zu nahe treten zu wollen, es geht nichts über die vier wilden Menschen aus dem Stamme der Charruas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Bei Midleton in Nordamerika wurden aus einem Mergellager menschliche Geräthschaften mit Knochen vorweltlicher Thiere, namentlich Elephanten vermischt, ausgegraben. Bei einem Falle, wie dieser, ist es sehr zu bedauern, daß die Lagerungsverhältnisse der entdeckten Gegenstände nicht besser beglaubigt sind. Desto glaubwürdiger erscheinen, wenigstens für jezt, die Beobachtungen, welche vor kurzer Zeit in den Knochenhöhlen von Poudres und Sauvinarques im südlichen Frankreich gemacht worden sind. Die thierischen Ueberbleibsel in diesen Höhlen gehören sichtbar derselben Zeit an wie die in der bekannten Kirktaler Höhle, deren ungeheuren Knochenschatz der Engländer Bukland, ein Vertheidiger der Cuvierschen Behauptung von der Nichtexistenz fossiler Menschenknochen, so trefflich beschrieben hat. In jenen Höhlen nun liegen neben und unter den zahlreichen Knochen wahrhaft antediluvianischer Thiere, wie Rhinoceros, Bären, Hyänen, unzweifelhaft Menschenknochen und Trümmer von rohem Töpfergeschirr. Bukland hat als Hauptkriterium, wodurch man wahrhaft fossile Knochen von solchen unterscheiden könne, welche, der heutigen Welt angehörend, etwa

zufällig in Felsenspalten gefallen wären und dadurch ein hohes Alter simulirten, den Umstand angegeben, daß fossile Knochen, in Folge des Verlustes thierischer Materie, stark an der Zunge kleben. Alte Menschenknochen aus römischen und gallischen Gräbern haben diese Eigenschaft nicht, wohl aber kommt sie jenen in den süd-französischen Höhlen entdeckten Menschengebeinen gleichmäßig wie ihren thierischen Nachbarn zu. Die mit den Knochen gemischten Topfscherben bestehen aus ungeschlemmtem, grobem Thon und scheinen an der Sonne getrocknet oder bei schwachem Feuer gebacken.

Zu den sehr alten Denkmalen der Menschenhand gehören auf jeden Fall auch die kupfernen Nägel im Kalkstein bei Nizza, ferner die eisernen Schlüssel und Hufeisen, welche im Montmartre bei Paris mitten im Gips, zum Theil achtzig Fuß tief unter dem Boden, gefunden wurden. Im Jahr 1753 entdeckte man tief zwischen den Schichten des Kalksteins ein ehernes Messer, bei Langenstein, zwischen Halberstadt und Blankenburg, eine eiserne Keule in einem Sandsteinfelsen, in der schottischen Grafschaft Midlothian eine 5 Zoll lange, 3 Zoll breite Axt aus reinem Kupfer, welche vier Fuß tief in einer festen, zur Formation des Quadersandsteins gehörenden Thonbank stak, über welcher mehrere Fuß Sand und Rasen hergelagert sind.

Vorzüglich reich an Schätzen der Art scheint das Steinkohlengebirge. Wenn einen einerseits die Weise, wie man sich die Formation der Steinkohle denkt, verführen könnte, den darin eingeschlossenen Werken der Menschenhand ein sehr hohes Alter zuzuschreiben, so wird andernseits dieses Vertrauen, besonders wenn man die nähern Umstände des Funds nicht kennt, sehr durch den naheliegenden Verdacht alten Bergbaus geschwächt. In einem Steinkohlenstück, das im Osterwald über sechzig Fuß tief aus der Erde gezogen worden war, fand man beim Zerschlagen einen ganz verrosteten eisernen Spitzhammer; in den Kohlengruben bei Assenheim in Oberhessen eine eiserne, über einen Fuß lange Nadel mit starkem Knopfe neben Menschenknochen; bei Helmstädt in einem über hundert Fuß tiefen Kohlenflötz einen eisernen Haken; bei Aachen in sehr bedeutender Tiefe einen ganz von Steinkohlenmasse eingeschlossenen, mit Gußeisen gefüllten Topf.

Sehr merkwürdig ist der im Jahr 1788 in einem Kalksteinbruch bei Aix in der Provence gemachte Fund: etliche und fünfzig Fuß tief in einem Kalkstein mit Schaalthierversteinerungen, über welchem noch zehn andere, durch Sandsteinschichten getrennte Kalkflötze, zusammen über vierzig Fuß, mächtig gelagert waren, lagen halbbehauene Holzstücke, Hammerstiele, Keile und verschiedene andere hölzerne Werkzeuge; ferner zusammenpassende Stücke eines alten, mehrere Fuß langen, einen Zoll dicken Bretts. Man glaubt, es sey hier in früherer Zeit ein Schacht gewesen, den nachher das Gestein wieder verschlossen habe, bewiesen ist dieß aber durch nichts. Noch verdient Erwähnung das sichtbar mit der Axt zugehauene Brett, welches nebst andern Holzstücken bei dem alten Vulkan Butaresse in Auvergne unter einem gegen hundert Fuß mächtigen Basaltlager entdeckt wurde, ferner der Haufen eichener Spähne, auf die man im Jahr 1757 beim Brunnengraben in der Mittelmark Brandenburg 160 Fuß unter dem jetzigen Boden stieß; sie glichen ganz den Spähnen, welche beim Schlagen der Bäume abfallen, und waren alle in Stein verwandelt.

Daß der leztere Umstand nichts für ein sehr hohes Alter beweist, weiß man jezt aus mannigfaltigen Beobachtungen. An manchen Orten und unter gewissen Umständen, besonders an feuchten, an Kieselsand reichen Orten, geht die Verwandlung des Holzes in eigentliche Kieselmasse sichtbar sehr rasch vor sich. Man trifft nicht selten Versteinerungen der Art aus den neuesten Zeiten, Pfähle, die in einer erwiesenermaaßen gar nicht langen Zeit ganz oder theilweise versteinert waren, Holzstücke, die, während sie an einem Ende bereits am Stahl Funken gaben, am andern noch brannten. Früher freilich schrieb man dem in Kiesel verwandelten Holz ein sehr hohes Alter zu, und zu welch abentheuerlichen Berechnungen über das Alter der Erde dieser Glaube Anlaß gab, erhellt am besten aus dem, was Kaiser Franz I. Hofnaturforschern begegnete. Franz war ein Freund der Naturkunde, und als man ihn eines Tags auf einen durchaus versteinerten Baumstamm aufmerksam machte, der eben gefunden worden war, wünschte er zu wissen, wie lange wohl ein solcher Baum in der Erde gelegen haben müsse, um in eine solide Steinmasse verwandelt zu werden. Den Naturforschern, die um einen Anhaltspunkt für ihre Rechnung verlegen waren, fiel es endlich bei, daß Trajan unterhalb Belgrad in Servien eine Brücke über die Donau schlagen lassen, deren Reste man noch im Wasser bemerke. Es wurde die Bitte an die türkische Regierung gestellt, in deren Gebiet damals die Brücke lag, einen Pfahl derselben ausziehen zu lassen; das Gesuch wurde gewährt und von der türkischen Besatzung wirklich ein 1 Fuß dicker, 21 Fuß langer Baumstamm ausgehoben und nach Wien geführt. Man fand das Holz in der Mitte noch durchaus unverändert, die äußere Fläche aber etwa einen halben Zoll tief wirklich in Achat verwandelt. Da man nun gewiß wußte, daß der Stamm etwa 1700 Jahre im Wasser gestanden, so schloß man, daß zur vollständigen Versteinerung eines 6 — 8 Fuß dicken Stamms — und deren hat man manche versteinert gefunden — nicht weniger als 2 — 300,000 Jahre erforderlich gewesen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungeduld.

Ach, daß dieser Wirbel käme,
Risse mich vom Boden auf,
In den Flügelarm mich nähme,
Weit hinüber, weit hinauf!

Und wenn Hügel vor ihm zittern,
Er mit Donners Rädern fährt,
Säß' ich oben in Gewittern,
Das Gewölk mein schnelles Pferd.

Kühn der Lüfte Brust umfangend,
Wie Ixion, flög' ich fern,
Zwischen Erd' und Himmel hangend,
Ein hinausgeworfner Stern.

Wollt' in Mondes Hörner greifen,
Wie man an Altären liegt,
In dem goldnen Kahne schweifen,
Den die Wolkenwelle wiegt.

Und auf Höhen und in Gründen
Sucht' ich Einer Sehnsucht Bild.
Soll ich's nie und nirgend finden,
Was den Trieb der Seele stillt?

Von dem höchsten Regenbogen
Schaut' ich aus in alle Welt:
Welt, was du mir vorgelogen,
Welt, wo hast du, was mir fehlt?

Hast du mir dein Gut beschieden,
Zeig' es bald, noch bin ich's werth;
Gieb zum Leben Lebensfrieden,
Eh' mich dieser Drang zerstört.

Aber ist mein Ziel mein Streben,
War mein Lebensrecht mein Tod,
Dann zerbrich, du morsches Leben,
Dem Natur den Kern verbot! —

Ach, zu ungestüme Flügel
Gabst du diesem wilden Geist;
Löse, löse seinen Zügel,
Lös' ihn, oder er zerreißt.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Vaudevilles.

Bald nach der Posse Vive le divorce begann eine andere. Diese hieß Une passion, eine Leidenschaft, und ist auch ein neues Produkt, das jedoch schon beinahe 50mal aufgeführt worden ist. Im Vaudevilletheater werden die Aufführungen nicht gezählt; wird ein Stück gut aufgenommen, so gibt man es fast täglich, und zwar so lange, bis das Publikum sich daran satt gesehen hat. In der Posse Une passion hat Arnal, ein trockner, komischer Schauspieler, die Hauptrolle, nämlich die eines romantisch Verliebten, oder vielmehr eines verliebten Romantikers, der viel neue Romane gelesen, etwas von der sonderbaren Schwäche der verliebten Helden angenommen hat und in eine Dame, die er am Fenster seiner Wohnung gegenüber erblickt, verliebt geworden ist. Nun wohnt aber seinem Hause gegenüber ein jüngst verheiratheter Maler, der einige Schüler und Schülerinnen hat, die sich täglich in seiner Werkstätte üben. Der junge Verliebte begibt sich zum Maler, verlangt Unterricht in seiner Kunst, verspricht dafür Gold, sucht den Gegenstand seiner heimlichen Liebe auf, kann ihn aber nicht finden. Er redet viel verworrenes Zeug, was das Publikum höchlich belustigt; er wird böse und fällt über den Maler her, der den jungen Mann für einen Verrückten hält. Zulezt erblickt er durch's Schlüsselloch seine Geliebte wie immer am Fenster; eine Schülerin, welche den jungen Verliebten mit vieler Theilnahme betrachtet hat, erkennt seinen Irrthum, indem er ein hölzernes, bekleidetes Modell, das dem Maler dient, für ein wirkliches Frauenzimmer gehalten hat. Sie nimmt die Stelle des Modells ein; man will ihn von seinem Irrthum überzeugen und versichert, er habe ein hölzernes Modell vor sich. Dieß gibt Anlaß zu neuem Irrthum, bis sich zulezt die Sache aufklärt und das Ganze mit einer Heirath beschlossen wird. Spielte Arnal nicht so drollicht, so würde sich dieses ungereimte Stück schwerlich so lange auf der Bühne erhalten. Es war schon bald zwölfe, als diese lange Vorstellung zu Ende ging. Die beiden lezten Stücke werden jezt täglich gegeben, und gewiß wird es bald wenige Menschen in Paris geben, von denen nämlich, die Theater besuchen, welche nicht diese beiden Stücke gesehen und dabei herzlich gelacht hätten. Das Vaudeville hat noch zwei andere Stücke, die ebenfalls oft gegeben werden, Faublas, nach dem Roman gleichen Namens, mit etwas weniger Zügellosigkeit, und Ancelots Escroc du grand monde, ein ernsthaftes Stück, über das die Tageblätter ungünstig geurtheilt haben. Ob dieses Urtheil richtig sey, kann ich nicht sagen; man wirft Ancelot vor, er kenne die große Welt nicht, obschon er sich anmaße, sie zu schildern. Er hat doch in derselben gelebt; es wäre aber möglich, daß er die Schilderung ganz verfehlt hätte. Es kann allerdings Schurken in der sogenannten großen Welt geben, so gut als unter den Kleinen, das heißt Aermern; allein sie handeln wohl nicht so, wie, den Berichten nach, Ancelot sie handeln läßt. Der arme Dichter hat sich übrigens mit den Theaterkritikern ganz überworfen. Er hat es einträglich gefunden, aus der Sittenverderbniß der vorigen Jahrhunderte den Stoff zu seinen dramatischen Gemälden zu ziehen; er zehrt, wie man sagt, von der Fäulniß der Vorzeit; dieß wird ihm so herbe vorgeworfen, daß er Ehren halber genöthigt seyn wird, auf diese Goldader zu verzichten und einen andern Erwerbzweig zu suchen. Wenn sich demnach jezt, bei der gänzlichen Theaterfreiheit, die Schriftsteller verirren, so eilt die ebenfalls freie Kritik schnell herbei und weist sie zurechte.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. Juni 1833.

Beschaue dein Inneres. Im Innern ist die Quelle des Guten, eine unversiegbare Quelle, wenn du immer nachgräbst.

Marc Aurel.

Der Dichter an sich selbst.

Des Winters Nordsturm saust durch die Wolkennacht,
Ob ödem Land einholend den trüben Strom:
In Frühlingspracht und Morgenglanz nur
Blüht des erinnernden Geistes Eiland.

Rausch', wilde Schlammfluth, fort durch dein Feldgestad,
Mit Ueberschwemmung decke das Uferland:
Der Kindheit Quell, der Bach der Jugend
Rinnt durch das Blüthengefild der Brust mir.

Heul', rauher Windhauch, schaurig durch Nebelluft,
Den kahlen Baumast drehe, den krachenden:
Auf der Erinnrung duft'gen Zweigen
Schaukeln sich singend vergang'ne Stunden.

Ha! lausch! wie manchfach lautet der Sänger Lied,
Mit süßem Nachhall weckend all einstig Glück;
Buntfarbig schau die tausend Chöre,
Horch! wie sie eifern in Wettgesängen.

Vor allen tönt doch lieblich ein hehrer Klang
Von goldner Frühroths wolk' an mein lauschend Ohr:
Ha! sieh das Kind des Paradieses,
Siehe den Engel der ersten Liebe!

Die Außenwelt füll' ewige Wolkennacht,
Doch heitern Festtag fei'rt das beglückte Herz,
Drinn auf des Morgenroths Gewölke
Seliges singt noch die Himmelstochter.

Doch wehe! rasch hinschwindet das Morgenroth,
Die gold'nen Wölklein dunkeln zum Wetter an:
Draus zuckt der Blitzstrahl schmetternd nieder,
Asch' ist der Liebe krystallen Lustschloß.

Verzweiflungsvoll hält Schreck an der Brandesstatt
In Thränen fest dich klagendes Jammerbild,
Doch deine rothgeweinten Augen
Trocknet mit tröstender Hand die Freundschaft.

Darreicht die Freundschaft, neben dich hingesezt,
Des edlen Rebsafts kummervertilgend Naß,
Zeigt dir des Lebens kühne Laufbahn:
Dring' auf dem Wagen des Glücks zum Preisziel!

Ein Rad zerschellt, wirft nieder dich Lenkenden,
Den Kopf betäubt harttreffend der jähe Sturz:
Lang taumelnd, eigner Hülf' unfähig,
Flieht dich die Freundschaft als selber schuldig.

Dir bleibt getreu stets eine Gefährtin nur,
Hilft auf der Laufbahn fort dir mit kühner Hand:
Unschuldig weiß dich die am Unfall,
Die dich durchschaut nur, — die eig'ne Seele.

Erkennen einst noch wird es die Freundschaft auch,
Daß eigne Schuld nicht nieder den Lenker warf:
Des Glückes Wagenrad zerschellt oft
Noth, die unmeidbare Wegesklippe.

Doch eh zur Einsicht kommend die Freundschaft kehrt,
Ist jene stets treuherzige nahe dir:
Sie, deine angetraute Gattin,
Folget dir ewig in Glück und Unglück.

Der frischen Jungfrau gänzlich noch Gleichende,
Obschon umringt von blühenden Kinderlein,
Reicht eines schöner als das andre
Dar dir beseligtem Liebesvater.

Ha! schau! die Kindlein streicheln mit runder Hand
Des Vaters Stirnhaar, lächeln im Goldgelock;
Ihn küssend mit dem Rosenmunde,
Schlüpfen, die Warmen, ans warme Herz ihm.

Doch hüpfen bald sie unter die Menschen fort,
Dann weilt er einsam bei der Erzeugerin:
Ihr Feuerblick, ihr voller Busen
Winkt ihm noch reichliche Vaterfreude.

J. G. Schultheiß.

Die wilden Indier und die Blumen.

(Fortsetzung.)

Man sage nicht, ich versteige mich in eine geschmacklose Uebertreibung. Uebertreibung? Keineswegs. So sagt mir doch, was thun die Wilden in ihrem Hofraume, was unsere Theaterhelden nicht oft gethan hätten? Seht hier den Kaziken: er sitzt, umnebelt von Branntwein, lustig auf den Trümmern seines Throns, ein muthiger, hart geprüfter Krieger, der sich für ein Stück Pferdefleisch des Tags sehen läßt. Er mochte in seinem Stamme noch so hoch stehen, es mochte noch so viel über ihn ergangen seyn, ist er größer, härter geprüft als Napoleon, der Kaiser, den eure Dramaturgen, zwar nicht für ein Stück Pferdefleisch, doch für ein Beefsteak zur Schau stellen? Der nackte, unbändige junge Bursche dort, dem Liebe und Branntwein über Alles gehen, hat er heißere Leidenschaften, als unsere artigen jungen Herrn, die Weiber entführen, Männer erstechen und vom Morgen bis in die Nacht spielen und trinken? Und nun vollends das weibliche Subjekt! Einzig! herrlich! Die Laster hat sie vorweg mit unsern dramatischen Weibsbildern gemein: gleich unsern Heldinnen ist sie gefallsüchtig und eitel, liebt die Freuden dieser Welt, ist flüchtig und unstät, tritt jeglichem Abentheuer keck entgegen und weiß eben nicht viel von ehelicher Treue; aber sie hat etwas, was jenen Damen fehlt, Gefühl, ein liebendes Gemüth und einen Schmerz. Ja, dieses Weib hat mich tief gerührt. Ich berührte ihren Arm, da gewahrte ich, großer Gott! gräßliche Einschnitte, Narben ohne Zahl darauf. So oft ihr etwas Trauriges im Leben begegnet ist, hat sich die Frau mit eigenen Händen verwundet. Jede dieser Kerben ist das Denkmal eines Schmerzens; sie hat sich eine Kerbe ins Fleisch gerissen, so oft ihr ein Angehöriger starb, sie hat sich einen Finger abgelöst, so oft sie ein Kind verlor. Schon fehlen ihr zwei Finger, bereits zählt sie achtzig Schnitte im Arm, ist aber auch schon achtzehn Jahre alt. Sieht man genauer hin, so bemerkt man auf den Armen der neuen Hekuba zwischen den tiefen Kerben leichte, fast ganz verwischte Ritze; ich stelle mir vor, diese Ritze sind die Geschichte der Liebesschmerzen, der vorübergehenden Leiden, des Eintagskummers; der Nadelstich neben dem Dolchstich, eine Bossuetsche Flammenpredigt neben einem rosigen Liedchen von Marivaux.

Ich frage euch, haben eure Dramen ein solches Weib aufzuweisen? faßt eure Poesie so tiefe Schmerzen? meint ihr, eure Helden haben so viel Charakter und Ausdruck wie diese hier? Eure Helden sind voll Muth, sagt ihr; da seht ihr einen, dem ein Axthieb die Schulter gespalten; sie sind eifersüchtig? aber da ist einer, der für eine weiße Französin, für das ärmlichste weiße Geschöpf, das in einem Chore mitwimmert oder in einem Balletrudel die Beine aufhebt, es mit einem Dutzend Gentlemens aus dem Bois de Boulogne aufnähme; eure Helden sind grausam, blutdürstig? da sitzt einer, Arzt und Krieger in Einer Person, der Pfeile schnitzelt und sie mit seinem Speichel vergiftet; eure Weiber sind voll Gefühl? seht hier eine, die sich mit einem schlechten Messer den Arm zerfleischt, so ruhig, wie wenn eine der eurigen mit dem Fächer fuchtelt. Arme Dramaturgen, denen es der erste beste Mensch, der aus den Ebenen des Uraguay herüberkommt, zuvorthut! So geht es, wenn man die poetische Wahrheit mit der gemeinen vertauscht hat, da muß man darauf gefaßt seyn, vor dem nächsten Besten, wild oder nicht, erscheint er nur in recht liederlichem Aufzug, die Segel streichen zu müssen. Lumpigter, schwärzer, schaamloser, ungläubiger, kurz dramatischer kann man aber nimmermehr seyn als die drei Wilden vom Stamme der Charruas. Sogar zu der Mahlzeit der Wilden, zu jenen abscheulichen schwarzen Fetzen rohen Fleisches, die sie ein paar Minuten lang, an den Spieß gesteckt, gegen das Feuer lehnen und dann einander aus den Händen reißen, fehlt es auf unsern Bühnen nicht an Gegenstücken. Haben wir doch im Gaitétheater Han d'Islande rohes Fleisch verzehren und aus einem Schädel trinken sehen. Was dieses Kapitel betrifft, so habe ich im Zimmer der schönen Guyunuya noch eine Bemerkung gemacht. Dieses Zimmer

besteht aus einem nach allen Seiten offenen Schoppen, und der ganze Hausrath aus einem auf den Boden gebreiteten Teppich. Die Wilden mögen nach der Art, wie man sie logirt, einen schönen Begriff von unserer Kultur bekommen, denn ich bin in ihrer Behausung nur eine einzige Spur davon gewahr geworden; und was meint ihr, was dieß war? ein paar Theaterzettel an der Wand, und auf einem stand in mächtigen Buchstaben der Name auch eines berühmten Liebhabers von rohem Fleische: Shylok.

Und glaubt nicht etwa, daß diese nackten wilden Männer, dieses heimathlose Weib, diese Narben, diese Pfeile, dieses gräßliche Mahl, daß Alles dieß das Drama bilde, von dem ich spreche; nein, sogar durch ihre Geschichte werden diese Wilden dramatische Figuren. Es fehlt ihnen nur an einem Poeten, denn an sich sind sie so dramatisch, so poetisch als Homers Helden. Ja, unser Kazike ist ein ächter Kazike, ein wahres Stammoberhaupt, ein fahrender Monarch, der so wenig nöthig hat, den Hut vor Jemand zu lüpfen, als irgend ein fahrender Monarch in der Welt; und Senake, ist er nicht der sich opfernde Freund des Erlauchten, der in Treue ersterbende, schwermüthige Unterthan, schwermüthiger und gravitätischer als der entthronte König selbst, wie man dieß so oft beobachtet, wenn Throne in Trümmer gehen? Im dritten erblicken wir den jungen Mann, tapfer und ohne Sorge, fröhlich und wohlgemuth, so schlecht auch die Aktien seiner Parthei stehen, denn er ist jung und hat noch einen guten Glauben an das, was die Zeit bringt; aber Guyunuva vollends ist eine ächt poetische weibliche Figur, ein Weib, das im Kampf mit dem Geschick durch Thränen lächelt und sich mit seiner Schwachheit schadlos hält für sein Elend. Sie kommen aus Südamerika, müßt ihr wissen, sind nach blutigen Kämpfen zu Kriegsgefangenen gemacht worden, und Paris ist für den Kaziken der Felsen von St. Helena. Man erzählt sich von ihren Schlachten, von ihrem wilden Muthe; vor einem Jahr wurde fast ihr ganzer Stamm vertilgt, da flüchteten sie sich in die Wüste und nahmen nicht ihr Saitenspiel mit sich, wie der Hebräer, wohl aber die Schädel ihrer Feinde, zum Schmuck ihrer Hütten; und da sind sie denn endlich, flüchtig, verschlagen, weit, weit herüber gekommen, um sich von Monsieur Geoffroi St. Hilaire, dem Liebhaber von Mißgeburten, und Monsieur Dumoutier, dem Phrenologen, einen Besuch abstatten zu lassen. Lezterer packte die Wilden beim Kopf und fingerte mit der größten Kaltblütigkeit an jeglichem seine Eigenschaften, Triebe und Leidenschaften heraus. Sie sind, hieß es, gleichgültig gegen das Leben, grausam, vergeßlich, verliebt, eben nicht sonderlich treu, aber tapfer; wahrhaftig, ein eigentlicher Mensch hätte dabei eifersüchtig werden können!

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

In einem am Ufer des Mississippi bei St. Louis gefundenen, der ältesten Kalkformation angehörenden Block will man neben Versteinerungen Abdrücke menschlicher Füße wahrgenommen haben; so entdeckte man auch im Jahr 1817 im Lande Missouri in einem Kalkblock ähnliche Spuren, mit den charakteristischen Zeichen der indischen Fußbekleidung. Schwerlich wird hiebei Jemand an Abdrücke menschlicher Füße im Schlamm eines antediluvianischen Meeres denken, und man legt wohl auf eine Erscheinung, bei welcher der Gedanke an Naturspiel oder Irrthum so nahe liegt, auch dann noch zu viel Werth, wenn man bei diesen Spuren an die Fußstapfe des sein Heimathland wieder betretenden Ludwigs XVIII. denkt, welche auf dem Quai zu Calais eingehauen ist, nämlich sich vorstellt, als seyen es Kunstwerke, bestimmt, die Landung jener Fremdlinge aus Osten, aus Asien, zu bezeichnen, deren Andenken hin und wieder noch jezt in Amerika lebt.

Von den meisten Resten uralter Bauwerke in Indien, Persien, Egypten, in denen uns der Genius einer grauen Vorzeit in verworrenen Umrissen verkörpert entgegentritt, hat die historische Kritik erwiesen, daß ihr Ursprung von der rückwärts rechnenden Chronologie erreichbar ist. Bei den merkwürdigen Zeugnissen einer alten, wieder verschwundenen Kultur in Amerika, bei jener alten Stadt bei Palenque in Mexiko, bei jenen zahllosen Todtenhügeln am Mississippi, fehlt es uns, weil hier nach wenigen Schritten rückwärts alle Geschichte verhallt, völlig an jedem Haltpunkte. Merkwürdigerweise gilt dieß aber auch von Bauwerken, welche uns auf einem Boden in Erstaunen setzen, auf dem sich vielfältig die historisch wichtigsten Völker bewegten, nämlich von den sogenannten cyklopischen Mauern. Diese Bauten, deren Trümmer man in Italien, besonders von Präneste bis nach Alba, unter der Arena des römischen Kolosseums, im Lande der Argiver, auf Sicilien und bis nach Afrika hinein findet, sind so ungeheure Werke, daß man sie, selbst nach Niebuhrs Ausspruch, nicht wohl einem der Völker zuschreiben kann, welche die Geschichte in jenen Ländern kennt, und doch reicht gerade hier die Geschichte sehr weit hinauf in die Jahrhunderte. Hier drängt sich einem oft das Gefühl auf, als ob die Periode von vier bis fünftausend Jahren, welche die Physik dem Menschengeschlecht zu seiner neuen Verbreitung nach der großen Fluth anweist, fast zu eng wäre, oder als ob jene Denkmale darüber hinausreichten.

Hält man sich demnach auch von der Existenz des Menschengeschlechts zur Zeit der großen Fluth für überzeugt, so fehlt es uns doch zu Beantwortung der Frage,

welcher Art die Völker gewesen, welche damals den anders gestalteten Boden der Erde bewohnt, und auf welcher Stufe der Kultur sie etwa die große Katastrophe überrascht haben möge, auch an dem armseligsten Anknüpfungspunkt. Das Meer, das das jetzige Reich der Sonne von einem frühern trennt, ist so tief und uferlos, daß es noch Wenige gewagt haben, sich darauf einzuschiffen, und hat auch hie und da ein Kolumbus ein Vorgebirge der antediluvianischen neuen oder vielmehr alten Welt mit Jubel begrüßt, so hat es sich beim Näherrücken meistens in Wolken aufgelöst. Der Historiker steht hinter dem Naturforscher vor der fest verschlossenen Pforte und harrt begierig, bis lezterer etwa mit der Springwurzel einer glücklichen Entdeckung sie öffne, bereit, eine charakteristische, wenn auch noch so kleine Thatsache zum Fundament eines luftigen historischen Baus zu machen. Wir werden indessen sehen, daß jene Frage nach Art und Beschaffenheit eines frühern Geschlechts genau mit einer andern höchst wichtigen, bis jezt ebensowenig gelösten zusammenhängt, mit dem Problem des Ursprungs der im jetzigen Geschlechte herrschenden Raçenverschiedenheit. Die neueste im Schwang gehende Theorie über die Umwälzungen des Erdballs verführt uns, über jenem pfadlosen Meere im Luftball der Spekulation aufzusteigen und über die leztgenannte Frage einige Ansichten mitzutheilen. Da wir die Ehre haben, Deutsche zu seyn, mag ihre vielleicht etwas paradoxe Natur weder den Verfasser abhalten, sie von sich zu geben, noch die Leser, sie freundlich aufzunehmen.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Der Bock.

Eines Tages erschien einem Altbayern, wahrscheinlich im Traume, eine Fee. „Du hast mir,“ sprach sie, „ohne es selber zu wissen, einen großen Dienst geleistet; ich komme, Dir ihn zu vergelten, und bin daher bereit, Dir drei Wünsche zu erfüllen; laß hören, was wünschest Du?“ — „Was ich wünsche?“ rief der Bayer; „kann das eine Frage seyn? Bier wünsche ich, und das so viel und so oft ich immer haben mag.“ — „Das wäre Ein Wunsch,“ sagte die Fee; „hören wir den zweiten.“ — „Würstel!“ erwiderte schmunzelnd der Bayer, „Würstel! und zwar ebenfalls so viel und so oft ich immer haben mag.“ — Die Fee, welche bei der ersten Antwort nicht befremdet schien, lächelte bei der zweiten; dann sprach sie aber ernst: „Es bleibt Dir nur noch Ein Wunsch zu thun übrig; bedenke das, überlege ihn!“ — Der Bayer, um besser nachdenken zu können, machte sich eine Pfeife, dampfte höchst tiefsinnig, schaute gen Himmel, schaute auf sein Land, dachte hin und her und dachte lange. „Nun,“ hob endlich die Fee an, „wird's bald? Ich kann nicht so lange warten; ich lasse Dir aber Bedenkzeit; morgen komme ich wieder.“ — „Nein, nein,“ rief hastig der Bayer, „ich hab's schon! Was ich noch mehr wünsche —“ — „Das wäre?“ unterbrach die Fee. — „Noch mehr Bier!“ sagte der Bayer. Die Fee schüttelte erst bedenklich den Kopf, lachte dann laut auf und verschwand, auf ihrem Bocke davon reitend; denn eine bayerische Fee, sagt man, reitet auf einem Bocke. Dieß Mährchen, welches eben sowohl neu, als alt seyn kann, erzählt man sich hier, ohne Arges dabei zu denken, und sezt dann meistens, nach den gewöhnlichen Lobpreisungen des Biers, hinzu, daß der Weinländer hier leicht des Weines vergißt, daß sich der Bayer aber in den besten Weingegenden immer wieder nach seinem Bier sehnt. In der That, noch nie, wie hier von diesem, habe ich von einem Getränke mit einer solchen Liebe sprechen hören. Alles scheint sich hier darauf zu beziehen: als das Schönste auf der Flur gilt das Gerstenfeld, als das Schönste in der Stadt das Bräuhaus, und die Freuden und die Feerien des Lenzes steigen aus Kellern auf, aus den Kellern des Salvators und des Bocks. Lezterer wird zu Anfang des Mai geöffnet. Er soll einmal sehr malerisch gewesen seyn und seinem Ursprunge und seinem Namen entsprechender: ein alterthümlich Gewölbe, mitten in der Stadt gelegen, an den rauschenden Wassern eines Kanals. Er ward aber vor einigen Jahren verbaut und ein anderes, ganz gewöhnliches Lokal dazu eingeräumt. Dieses besteht aus einem kleinen Gemache, aus zwei großen, übereinander gelegenen Sälen, aus einem kleinen Hofe und einigen Lauben oder Arkaden. In dem untern Saale hängt das alte Schild, worauf allerhand sinnvolle, anspielende Wappen und mitten ein stolzer, stoßender Bock mit der Jahrszahl 1519, und diesem gegenüber hat ein altes Weib ihre Bude mit den Bockwürsteln aufgeschlagen. Am Eingange des obern Saals hängt ein Basrelief, von Schwanthaler, glaube ich, in einem Momente der guten Laune, in einem Anfalle der Bockbegeisterung gefertigt, vorstellend den Bock, wahrscheinlich den der Fee, welcher einen Pagen über den Haufen gestoßen hat. Dieser Page, heißt es, lebte im sechzehnten Jahrhundert und war ein Liebhaber von Bier. Er war eines Tages in den Keller geschickt worden, um von einem seltenen Biere ein Glas zu holen, hatte es aber zuvor gekostet, sehr köstlich gefunden und sich betrunken. Als er nun aus dem Keller kam, begegnete er einem Bocke, und der Bock machte sich einen Spaß und stieß ihn über den Haufen, so daß der Page liegen blieb. So fand man ihn, und als man ihn befragte, antwortete er betäubt immer nur: der Bock, der Bock! Daher kommt es nun, heißt es, daß jenes seltene Bier Bock genannt wird bis auf den heutigen Tag. In dem kleinen Gemache befindet sich ein Faß, ein Tisch, ein Glas- und Kruggestell, und daneben ein Zapfer, ein Kassirer und ein Brodschneider, und aus und ein gehen da die geschäftigen Kellner, oder auch diejenigen der Gäste, welche, um schneller bedient zu werden, sich ihr Bier und Brod selber holen. Die Gäste sizen in den Sälen, in den Arkaden, in dem mit Fichten umgrünten Hofe und trinken ihre Halbe, wenn sie wenig oder keinen Durst haben, oder mehrere Halbe, wenn sie von den Durstigen, oder gar fünfzehn, zwanzig bis dreißig Halbe, wenn sie von den Trinkern, oder, wie man sie hier nennt, von den Liebhabern sind, deren es wirklich mehr als einige geben soll. Musikanten stellen sich ein und andere Ergözlichkeiten; lustige Scenen fallen vor oder es werden unter schallendem Gelächter diejenigen erzählt, welche einst im alten Keller vorgefallen sind; auch Grobes und Gröbliches mischt da seine Farben und trägt sie mitunter auf; in jedem Falle aber amüsirt man sich sehr. Ueberdieß wird der Bock von den Aerzten als blutreinigend anempfohlen, und sonach kann man in dem Bockkeller des Guten nie zu viel thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Juni 1833.

Ihr seyd willkommen, tretet ein!
Galante Herrn und schöne Frauen —
Kann die Gesellschaft besser seyn?

Wieland.

Die Schlacht bei Leipzig.

Novelle.

Ein dichter Nebel hüllte die Gärten und Landhäuser um Leipzig in seinen trüben Schleier, kalte Luftzüge verkündeten zugleich mit der Dunkelheit, die sich um eine frühe Abendstunde auf die Gegend lagerte, die Nähe des Winters. Es war der zehnte Oktober, sechs Tage vor der fürchterlichen Völkerschlacht, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, mit seinem Begleiter auf einen von der Straße ableitenden Nebenweg hinlenkte und auf diesem zu einem Landhause gelangte, dessen zierliche Formen nur unvollkommen durch die Hülle der Dämmerung hervorleuchteten. Es wurde angeklopft, Diener mit Lichtern erschienen und der Fremde begab sich ins Haus, indeß sein Begleiter in den Hof einritt; bald darauf erschien ein dritter Reiter, so viel man sehen konnte ein ziemlich starker, untersezter Mann, der sich nur mit Mühe aus dem Sattel hob und mit schwerfälligen Tritten die Treppe hinauf bewegte. Als die Reisenden sich von den glänzend und reich ausgestalteten Gemächern das nächste und einfachste ausgesucht hatten, beschäftigten sie sich, von dem Diener unterstüzt, ihre Kleidung zu ordnen. Der eine dieser Männer war Offizier, wie es schien, von hohem Range, militärische Strenge und Ruhe im kraftvollen, männlichen Antliz; seinem Begleiter sah man seine Stellung als Weltgeistlicher an, wenigstens zeigte er jene behagliche und salbungsvolle Miene, die den Dienern der Kirche eigen zu seyn pflegt im Gegensaz mit den Kindern der Welt, auf deren Antliz sich die Leidenschaften und Kämpfe wiederspiegeln, welche sie während eines unruhigen Lebens verfolgen.

Man war eben mit einigem Gepäck beschäftigt, als der Diener, den der Offizier abgesendet, um seine Ankunft im Hause unten zu melden, in Begleitung eines jungen Menschen von blühendem Aeußern wieder eintrat, der mit den lebhaftesten Zeichen der Freude die Reisenden begrüßte. „Nun willkommen, Viktor!“ rief der Offizier, „wie geht es Ihnen? was sagt die Gräfin, Ihre Tante, zu meiner Ankunft?“ — „Ew. Durchlaucht,“ entgegnete der Jüngling, „meine Tante ist hoch erfreut, und weiß die Ehre doppelt zu schäzen, da wir nicht hoffen durften, so frühe —“ — „Sie wählen Ihre Worte schlecht, junger Mann; sagen Sie statt hoffen fürchten, so schildern Sie richtiger die Gefühle Ihrer Tante; ich weiß, daß meine Ankunft ihr Schrecken verursacht hat.“ Der Jüngling wollte etwas erwidern, doch der Prinz verhinderte ihn daran, indem er zu ihm trat und ihn freundlich auf die Schulter klopfend sagte: „Sie sind gewachsen, Berathal, seitdem wir uns in Wien zulezt gesehen.“ Er stellte den jungen Mann seinem Begleiter vor, indem er rief:

„Lieutenant Bernthal und Canonikus Doktor Welsling." Der Priester sagte: „Ich meine, ich habe Sie schon irgend wo gesehen, junger Herr." — „Vielleicht in Prag," erwiderte Viktor; „ich habe dort ein Jahr studirt, bevor ich mich für den Militärdienst entschied." — „Und was Sie jezt bereuen," nahm der Prinz das Wort, „nicht wahr? es wird eine blutige Probearbeit geben, und da wäre es behaglicher und sicherer auf den Bänken in den Hörsälen der gelehrten Herrn." — „Eure Hoheit belieben zu scherzen!" rief der Jüngling und erröthete hoch; „ich wünschte nicht, für einen schlechtern Unterthan meines Kaisers zu gelten, als diejenigen, welche schon früher das Glück genossen haben, unter dem Befehl Ew. Durchlaucht zu stehen." Der Prinz lächelte; ein Diener der Gräfin erschien und bat den hohen Gast, mit seinem Begleiter herabzukommen, um in Gesellschaft der Familie den Thee einzunehmen. Im Niedersteigen faßte der Fürst vertraulich die Hand des Jünglings und sagte leise: „Nun, Sie danken mir doch, Freund, die Bekanntschaft hier im Hause? Nicht wahr, ein paar so bildschöne Cousinen, die dabei jede eine Million mitbringen, mit denen kann man nicht nah genug verwandt werden? Nur nicht blöde! Alles ist bei Mädchen erlaubt, nur keine Feigheit! Haben Sie sich schon festgesezt, schon etwas gewonnen? Zeigen Sie mir Ihre Auserwählte." — „Ich habe keine," erwiderte Viktor leise. „Sie sind nicht bei Sinnen," war die Antwort; „seyn Sie dreist, sage ich Ihnen, wir haben vielleicht nicht lange Zeit zum Liebäugeln." — „Wenn Ew. Hoheit die Verhältnisse dieses seltsamen Hauses kennten!" — „Welche Verhältnisse?"

Viktor wollte antworten, da gingen die Flügelthüren auf, und aus einer Reihe hellerleuchteter Gemächer trat ihnen die Gräfin entgegen, gefolgt von ihren beiden Töchtern; die dritte, ein Mädchen von kaum zehn Jahren, blieb einige Schritte weiter bei ihrer Hofmeisterin zurück; seitwärts am Kamin, in ehrerbietiger Entfernung zeigten sich zwei junge Offiziere, die ihren Chef, den Prinzen, auf militärische Weise begrüßten. Der Fürst winkte ihnen mit Huld zu, die Art, wie er die Begrüßung und elegante Zuvorkommenheit der Gräfin erwiderte, zeigte den vollendeten Weltmann, der sich bewußt war, einer Familie gegenüber zu stehen, die sowohl im Range als an glänzenden Eigenschaften eine der ersten in der kaiserlichen Residenz war. Nach den einleitenden Worten ließ sich die Gesellschaft um den hellerleuchteten, prachtvoll geordneten Theetisch nieder, und indeß die älteste der Gräfinnen die Tassen ordnete und vertheilte, ging der Prinz auf die Beantwortung der Fragen ein, welche die alte Gräfin ihm stellte. „Wir kennen den Grund Ihres Erscheinens," sagte die noch immer schöne Frau; „verhehlen Sie uns nichts, sagen Sie es gerade heraus, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben. Ist der Kaiser in der Nähe?" — „Er steht nur drei Tagemärsche von hier, und wenn nicht jede Berechnung trügt, so ist unser Zusammentreffen hier um Leipzigs Mauern gewiß." — „Er kommt, er kommt!" rief das kleine zehnjährige Mädchen; „der große Kaiser kommt, ich werde ihn sehen!" Alle Blicke wendeten sich auf die Sprecherin, und diese hielt sich jezt in äußerster Befangenheit hinter der ältern Schwester verborgen. „Sophie!" rief diese, „Du bist sehr unklug, Deine Schwärmerei jezt an den Tag zu legen, denn es ist Jemand hier, der nur zu befehlen braucht und Du wirst sammt Deiner Puppe an den nächsten Baum aufgeknüpft." Die Kleine kam jezt auf der Mutter Ruf herbei und stellte sich dem Prinzen vor, der sie lächelnd und aufmerksam betrachtete. „Sie lieben also den französischen Kaiser, Mademoiselle, unser aller Feind?" Das Kind sah ihn mit seinen großen blauen, offenen Augen an, die Puppe ruhte in ihren Armen, jezt brach sie plötzlich in einen Strom von Thränen aus und hielt die Hand vor die Augen. „Nicht weinen, meine kleine Freundin!" rief der Fürst schmeichelnd; „sagen Sie mir nur, warum Sie den Kaiser so lieb haben." Sophie vermochte nicht zu antworten, sie schmiegte sich schluchzend an die Seite ihrer Mutter und diese mußte ihre Thränen trocknen, ihre Besorgnisse beschwichtigen, indem sie ihr versicherte, der fremde Herr werde sie nicht aufhängen lassen. „Mag er mich aufhängen lassen!" rief die Kleine leise und immer fort weinend; „aber nicht die arme Bella hier, denn die kann doch nichts dafür, daß ich den großen Kaiser lieb habe." — „Weder für Dich noch für Bella ist etwas zu fürchten," sagte die Gräfin; „sey nur ganz ruhig und begieb Dich ins Nebenzimmer, wo Deine übrigen Puppen schon lange auf Dich warten." Die Kleine ging jezt beruhigt, aber noch immer finstre Seitenblicke auf den Prinzen richtend, mit ihrer Hofmeisterin ab. „Diese sonderbare Liebe," nahm die älteste Gräfin das Wort, „haben wir unbewußt selbst der Kleinen eingeredet; sie hat natürlich uns oft vom Kaiser sprechen hören, und wißbegierig und lebhaft wie sie ist, nahmen ihre Fragen über ihn zulezt kein Ende. Als wir ihr eines Tags erzählten, daß sich jezt die mächtigsten Fürsten verbunden hätten, um mit Tausenden von Kriegern, mit Kanonen, Bomben und Säbeln gegen den Kaiser loszugehen, fing sie an auf das Lebhafteste zu weinen und sagte: „Der arme, arme Mann! ist es wohl hübsch, daß so viele Leute über Einen herfallen? Gewiß, nun werden sie ihn gefangen nehmen, ihn martern, und er hat auf der weiten Welt Niemanden, der ihn noch lieb hat und bei ihm bleibt! Gewiß, da will die kleine Sophie ihn nicht verlassen, den armen Kaiser!" Als wir dieses hörten, riefen wir lachend: „Nicht wahr, Du nimmst ihn Dir zum Mann?" — „Gewiß!" sagte die Kleine mit einer fast ängstlichen Herzlichkeit, „wenn er mich nur will; ich habe ihn jezt schon recht von

Herzen lieb.“ Seitdem nennen wir sie nur das Kaiserbräutchen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wilden Indier und die Blumen.

(Fortsetzung.)

Was mich betrifft, als ich sah, wie der Professor die armen Menschen, die nicht wußten, wie ihnen geschah, gleich stummem Vieh explicirte, kommentirte, analysirte, da wurde mir ganz sonderbar bang zu Muthe. Das sind also Menschen! dachte ich; das sind Wesen, die wir lieben, die wir achten sollen, als Unsersgleichen! An ihrer Wiege sollen wir wachen, an ihrem Sarge sollen wir beten! O, da ist Arzenei für Hochmuth und Eitelkeit! Denn ja, es sind Menschen: hört sie sprechen, seht sie lächeln, und wenn ihr sie nicht versteht, so ist es nicht ihre Schuld.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Früher, da Frankreich noch ein christliches Reich war, hätten diese flüchtigen Trümmer eines wilden Stammes das ganze katholische Paris auf die Beine gebracht. Vor allen Dingen wäre da für ihre unsterbliche Seele Sorge getragen worden; die Maitresse des Königs und ein Prinz von Geblüt hätten sich zu Pathen angeboten, und des philosophischen und religiösen Disputats über sie wäre kein Ende gewesen. Ich sehe im Geiste, wie sich Jansenisten und Jesuiten in theologischem Grimm um die vier armen Seelen reißen, und wie sie ihrerseits diesen Eifer der gesammten Christenheit sich zu Nutze machen. Sie beugen das Haupt, die Taufe zu empfangen, und dieß ist doch etwas ganz Anderes, als wenn ihnen jezt Galls Schüler mit der materialistischen Faust hinter die Ohren greift, und am Ende ziehen sie wiederum heim, reichlich gesegnet mit Geld und Gut, überhäuft mit Ehre, gefeiert, besungen und getauft.

Die Wilden haben demnach dadurch, daß der katholische Glauben in Frankreich so gut als ausgestorben ist, viel verloren. Jezt sind sie nichts weiter, als Gegenstände müßiger Neugier; früher wären sie Geschöpfe gewesen, die der Himmel mit Stolz für sich erobert hätte. Wie leer, wie öde ist es auch um sie her, wie zerstreut sind die Blicke des Mitleids und der Theilnahme, die auf sie fallen, wie armselig die Fragen, die an sie gerichtet werden! Und was wird jezt auch aus diesen armen Aristokraten der Wüste? Bei ihrer Ankunft werden sie von der Akademie der Wissenschaften, Herrn Geoffroi St. Hilaire an der Spitze, in Augenschein genommen; sodann begeben sie sich nach St. Cloud oder Neuilly, wenn der Ceremonienmeister die Erlaubniß dazu gibt; hierauf weist ihnen etwa der Direktor der großen Oper eine Loge an, wenn Nathalie ohne Demoiselle Taglioni aufgeführt wird; von da wandern sie zur Porte St. Martin, weiter in den olympischen Cirkus, dann auf einen Tanzboden des untersten Rangs, wo die sonntäglich gepuzte Grisette, der ein Contretanz lieber ist, als alle Wilden in der Welt, sie kaum eines Blicks würdigt; am Ende müssen unsere Südamerikaner froh seyn, wenn sie, wie ihre nördlichen Brüder, die Osagen, nicht im Hospital zwischen zwei barmherzigen Schwestern ihr Leben beschließen. Hier fällt es einem nun recht auf, wie viel das Leben unserer Indier mit dem neuen Drama gemein hat. Unsere Indier wissen nicht, was Glauben und religiöses Gefühl ist; sie handeln, sie bewegen sich, wie es ihnen die Leidenschaft des Moments eingibt, sie sind dem eisernen Fatum unterworfen ihr Lebenlang. Seht, wie sie mit halbgeschlossenen Augen auf ihren Thierfellen kauern: sie vegetiren, leben und schlummern, und geben sich nicht einmal die Mühe zu träumen. Je länger man hinsieht, desto mehr kommen sie einem wie fette, giftige Schwämme vor, die auf dem Miste wachsen, und es wird einem ganz bange bei dem Gedanken. Und doch muß man wieder unwillkührlich diesen Menschen die innige Theilnahme schenken, womit jeder gute Mensch Seinesgleiches umfaßt. Darum schüttelte ich ihnen auch, so herzlich ich konnte, die Hand zum Abschied; sie erwiderten meinen Händedruck und sprachen: a Dios, Senor!

Ich habe natürlich auch den Strauß geliebkost, der, munter, sorglos, naschhaft, wie in der Wüste, und auch schön, wie in der Wüste, im Hof umherrennt; ist es doch eigen, das Thier wird, je näher es der Sonne kommt, klüger und schöner, im selben Verhältniß, in dem der Mensch stumpfer und häßlicher wird. Der Vogel ist sehr artig; ich hatte nichts zum Naschen für ihn bei mir und reichte ihm daher eine Münze; er machte mir auch das Vergnügen, sie nicht auszuschlagen, und ließ sie mit dem Anstand eines civilisirten Menschen, der ein Geldstück einsteckt, in seinem Magen verschwinden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Bock und der Salvator. Der Trauerzapfenstreich.

Der Bockkeller ist nicht der einzige Ort, wo das treffliche, seltene Doppelbier getrunken wird; auch zu Hause wird es getrunken, und besonders noch beim sogenannten Bockschaffler an dem Isarthore. Hier geht man zu einer mit Fichten besezten, niedrigen Thüre ein, durch einen eben so niedrigen,

dunkeln Gang in einen schmalen, winkelhaften Hof, wo man unter einem langen, hölzernen Dache an langen Tafeln zu allen Stunden des Tags lebenslustige Männer und Frauen findet, mitunter recht elegante, und wo eine dicke Harfnerin mit ihren Gesellen die Straußischen Walzer und die Ländler des Zillerthals spielt. Am Frohnleichnamstage muß es noch Bock geben, und sollte er vorher ausgesezt bleiben. Lezteres ist heuer nicht zu befürchten, weil er theurer als gewöhnlich ist (die Maaß kostet neun Kreuzer). Ich hätte übrigens zuvor vom Salvatorbier sprechen sollen, da es früher geschenkt wird. Der Salvator ist ebenfalls ein Doppelbier, dem Geschmacke aber und der Wirkung nach sehr verschieden von dem Bocke, indem er süßlich schmeckt und gleich in den Kopf steigt. Es wird nur so viel davon gebraut, als hinreicht, um allen Bewohnern Münchens Einen, blos Einen lustigen Tag zu machen. Dieser merkwürdige Tag war heuer der Palmsonntag. Da hätte man sehen sollen, wie es auf den Isarbrücken hinüber und herüber wogte! Unaufhörliche, bunte, lustig brausende Menschenströme waren es; und die mächtige Urne, in welche sie sich ergossen und der sie entflossen, das war ein großes, langes Haus in der Vorstadt Au. Unten in diesem Hause ist der Salvatorkeller, und oben in den beiden Stockwerken reihen sich Säle an Säle und Zimmer an Zimmer um große, geräumige Küchen. Nun hätte man sehen sollen, wie jene Ströme in Haus und Garten brausten, wie sie an den Treppen brandeten und in Caskaden herunter rauschten, wie sie schäumten von seltenem Schaume, wie sie kreisten um die lodernden Küchen und die zischenden Würstel zu Tausenden verschlangen. Da hätte man sehen sollen die vielen alten Weiber, Mägde und Kinder mit ihren Krügen, wie sie an der Mündung des Kellers Queue bildeten, wie sie sich da zankten und balgten, damit Ordnung gehalten bleibe, damit man der Reihe nach hinunter in den Keller gelange, um ordentlich für die Familien, Herrschaften und Eltern von dem heilsamen Tranke nach Hause bringen zu können. Ich muß gestehen, ich habe nie etwas Originelleres gesehen, als was damals in der Vorstadt Au vorging. Die, welche das Haus hüten mußten, tranken oder betranken sich zu Hause, und schauten dann aus den Fenstern mit höchst ergötzlichen Mienen in das trunkene Gewimmel auf den Gassen herunter, und die, welche das trunkene Gewimmel in den Gassen ausmachten, schauten gar wunderlich zu den Fenstern hinan, schmunzelten, liebäugelten und versuchten sich in allen Sprachen. Es war ein Zauber, es war, als seyen die vollen Bierfässer und Tonnen des Salvatorkellers verwandelt worden und wandelten nun in Gestalt von Bürgern, Bauern, Soldaten, jungen und alten Weibsbildern unter lustigen Zuschauern herum, singend, hüpfend, tanzend und zuweilen auch, ihrer Natur gemäß, sich wälzend. Das war am Palmsonntage, wo weiland unser Herr den Einzug hielt in Jerusalem. Darauf kam die stille Woche, die settimana santa. Während derselben lud Vieles zu Schauspielen ein, welche erbaulicher und genußvoller gewesen seyn möchten, wäre das Wetter besser gewesen. Oeffentliche Festlichkeiten ohne schönes Wetter sehen aus wie Gemälde in verkehrtem Lichte: die Farben verlieren ihren Schmelz, die Linien ihre Bedeutung, Alles wird Konfusion, und an Illusion ist nicht zu denken. Aber am Abend des grünen Donnerstags schien der Himmel günstiger. Die Regenwolken standen still vor dem Halbmonde, der in einem klaren Felde aufging und wunderschön leuchtete. Da entglühte ein schwebendes Kreuz unter dem erhabenen Gewölbe der Michaelskirche, und von der Orgel ertönte eines der rührendsten Miserere. Wiewohl nun das Kreuz nicht sehr groß war und auch nicht ganz so hing, wie es hätte hängen sollen, und obschon das Miserere nicht gebührlich gesungen wurde, so überlief mich dennoch ein heiliger Schauer jener Gefühle, welche vom Adel der menschlichen Seele Zeugniß geben. Ich kenne überhaupt nichts Rührenderes, selbst ohne an Anderes, denn an seine Form zu denken, als ein schönes Kreuz in malerischem Felde, z. B. auf einem grünen, straußartigen Hügel, über einem einsamen Wasserfalle, oder wo immer an einem Orte, wo die mysteriösen Stimmen der Natur uns ansprechen, so sonderbar im Anklange, so wunderbar widerhallend im Busen, als verständen wir sie, als wären sie Boten aus schönern Welten, als kämen sie, Grüße zu bringen und Grüße und Wünsche mitzunehmen. Um wie viel ergreifender mußte nun nicht der Eindruck von einem Kreuze seyn, das, wie lebendig, auf einem Strome heiliger Musik, im Dunkel eines erhabenen Tempels schwebte, das an den Sanftesten und Liebevollsten der Menschgebornen erinnerte, an den Göttlichen, der den Tod des Kreuzes litt, weil er die geheimnißvollen Stimmen der Natur, die in seinem Busen klarer und deutlicher widerhallten, zu einer göttlichen Sprache gemacht hätte, und als Gewißheit aussprach, was wir nur ahnen können. Bald nach dem Miserere in der Michaelskirche begann auf dem Schrannenplatze vor der Hauptwache der bayerische Trauerzapfenstreich, welcher nur am grünen Donnerstag und Charfreitag gespielt wird. Die Trompeter der Kürassiere bliesen erst eine Art Ouvertüre, welche zu gleicher Zeit, in einer gewissen Entfernung von dem Platze, auch von der Bande der Artillerie geblasen wurde. Der Platz und die Fenster seiner Gebäude waren mit Zuhörern angefüllt; die Regenwolken hielten näher den leuchtenden Mond umlagert, aber gleich den Massen des Volks schienen sie ihren Athem anzuhalten und zu lauschen. Geisterhaft tönte das Spiel der andern Bande verhallend herüber, als gedämpfte Trommelschläge und Terzflötentöne sich in einem Wirbel erhoben und eine Weise anstimmten, die gewiß zu den schönsten gezählt werden kann. Sie ist bald Marsch, bald Tanz, bald Lied, bald heiter, bald schwermüthig; zuweilen gellt sie schauerlich, wie Vagabundenmusik in abentheuerlichem Walde, und dann wiegt sie sich wieder so schwärmerisch süß, so wonniglich munter, und wie grell die Uebergänge, wie verschieden auch die einzelnen Theile klingen mögen, das Ganze scheint sie also zu bedingen, so wundersam eigenthümlich ist dasselbe komponirt. Diese Weise oder dieser Zapfenstreich ist eines von den Dingen, welche im Volke fortleben, stets als neu erscheinen und immer so Alte, als Junge entzücken, die sich aber nicht verpflanzen lassen, sondern leben und sterben mit dem Volke, unter welchem sie entstanden, mit dessen Wesen sie verschmolzen sind. Von dem Hauptplatze aus durchzog der Zapfenstreich verschiedene Gegenden der Stadt, begleitet von dem leisen Gebrause der nachziehenden Menge und von dem sanften Geklirre der überall sich öffnenden Fenster. Als die Flöten und Trommeln schwiegen, da zogen sich die Wetterwolken über dem Monde zusammen, es ward finster und es regnete; aber in allen Häusern hallte gesungen und gepfiffen noch lange die Weise des alten Nationalliedes, des bayerischen Zapfenstreiches, nach. *)

A.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir geben die Briefe, wie wir sie von unsern Korrespondenten erhalten, und glauben in diesem Falle unbedenklich von dem Grundsatze abgehen zu dürfen, nach welchem wir sonst nie ohne Noth einen Aufsatz abbrechen.

D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Juni 1833.

Das menschliche Geschlecht in seiner Versunkenheit ist eine schauerliche Folie für die Kultur desselben.

Jean Paul.

Die wilden Indier und die Blumen.

(Beschluß.)

Ist man weg von diesem Ort, so wird einem ganz sonderbar wohl zu Muthe; ist man jezt doch wieder unter Menschen und tritt aus dem glühenden Himmelsstrich auf Frankreichs Boden, aus der Wüste in die Stadt Paris; man ist los von jenen kupferfarbigen Menschen, die so wild sind, so blutdürstig, eigenmächtig und grausam. Eben noch war man in ihrem Banne, im Bereich ihrer rohen Naturgewalt; mit dem Fuß, den man über ihre Schwelle heraussezt, betritt man wiederum das Reich des allgemeinen Gesetzes und der Gleichheit; ja, du stehst wieder den Mächtigsten gleich wie den Niedrigsten, du befindest dich in einer wohleingerichteten Gesellschaft, und in diesem geselligen Verein herrscht Leben und Regsamkeit, Fleiß und Menschlichkeit, er ist achtungswürdig und geachtet, glücklich und poetisch — manchmal, wenn's Gott gefällt! Da fühlt man ordentlich Respekt vor Allem, was einem unter die Hand kommt; mit Selbstgefühl sezst du deinen Hut auf den Kopf, mit Bewunderung betrachtest du die weiße Wäsche, die du am Morgen angelegt, du bist stolz auf deinen Handschuh, und vor der Uhr, die dir die Stunde weist, möchtest du auf die Knie fallen. Noch einmal, es ist der Mühe werth, hinzugehen, ein ganzes Drama erwartet einen. Nur wenn von Ungefähr auf dem Rückweg dein Pferd mit dir durchgeht, brauchst du eben nicht stolz zu seyn; denn der erbärmlichste Wicht in jenem Stamme wird, völlig nackt, ohne Sattel, ohne Sporen, fast ohne Zaum, in zehn Minuten Meister über den unbändigsten Wildfang. Nun, man muß der Wüste auch etwas lassen, Paris kann doch nicht Alles haben.

Beim Vorbeigehen vor den Tuilerien sah ich die Orangerie offen stehen; man kann sich denken, daß ich hineintrat, wäre es auch nur, um der eben empfangenen Eindrücke vollends los zu werden. Und ich traf es gut. Die Hortikulturgesellschaft hatte just heute ihre prächtigsten, kostbarsten Produkte ausgestellt. Herrliche Blumen! köstliche Sträucher! entzückende Gerüche! Welch mannigfaltige, geistreiche Gruppirung! welche Masse von Gewächsen! und jedes benannt, beschrieben, klassifizirt, jedes inmitten einer Familie, in eine Reihe auf- und absteigender Ahnen gestellt, wahre Gewächse aus gutem Hause, die ihren Genealogisten und Geschichtschreiber haben. Wahrhaftig, erst am Kleinen, an Kleinigkeiten wird die Größe des Menschen offenbar. Es ist immerhin möglich, daß die Wilden, welche wir eben gesehen, eines Tags Brücken über die Ströme schlagen, ihren Kaziken Palläste bauen, sich regelmäßige Gesetze geben; aber wie viel Zeit möchten sie brauchen, bis sie die Rosen hier gruppiren,

die Nelken dort nach der Schattirung sortiren, bis sie diese Tulpen zu bunten Figuren reihen und jene Lorbeeren in Fächergestalt ausbinden? Welch ein Kontrast, mit Einem Schritt aus dem schmierigen, gefräßigen Barbarenthum Amerikas in die sublimirteste Pariser Kultur versezt zu werden! Es war charmant, um so mehr, als man in der Blumenausstellung in der Orangerie der Tuilerien Schaaren von eleganten Damen und Männern aus der großen Welt in bunten Reihen mit den guten, in ihrem Fach so hochgebildeten Gartenkünstlern trifft, welche ihre Frauen hieher führen. Man ergeht sich bei rauschender Musik unter den duftenden Prachtstücken aus den herrlichsten Gärten Frankreichs; es ist ein sehr schönes, einfaches, liebliches Fest, wobei Frankreichs Flora ihre herrlichsten Sträußer windet und die seltensten Blumen mit ihren Händchen streut. Abgesehen von Herrn Geoffroi St. Hilaire, möchte wohl kaum ein Ding in dem großen Paris den Wilden unfaßlicher seyn, als die Blumenausstellung. Es ist nur fatal, daß sie durch höchst geschmacklose Möbeln, durch höchst unnöthigen oratorischen Schnikschnak, und vollends durch ganze Bände in Prosa und Versen über die Blumen, über die Blumensprache, über die Schönheit der Blumen u. s. w. verunzirt wird. Aber, wie schon gesagt, wilden Leuten, die sich so weit herbemüht haben, muß man schon eine kleine Schadenfreude gönnen.

Und so glaube ich denn hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich und Jedermann sehr gut ohne Vaudeville, Tragödie, Melodram, ja sogar ohne Oper seyn kann, wenn nicht gerade Robert der Teufel oder der Maskenball gegeben wird.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Der Prinz lachte herzlich und der Priester sagte: „Wie wird doch alle Politik zu Schanden gegen diese zarte Stimme der Erbarmung.“ — „Ei, ei, ehrwürdiger Herr,“ bemerkte die Gräfin, „Ihr scheint mir auch keine rechte patriotische Farbe zu tragen.“ — „Mag man nun, gnädige Frau,“ entgegnete der Geistliche, „gegen den merkwürdigen Mann sagen was man will, dieses bleibt doch ausgemacht, daß er dem Staat eine feste Form, der Kirche wieder Würde verlieh in einem Zeitpunkt, wo die grausigste Verwüstung herrschte. Es ist am Ende doch ein großes Heil, wenn in einer willenlosen Zeit sich ein Wille zeigt; ist er auch nicht der rechte, so ist es doch einer, der in seinen Zauberkreis andere hineinzieht und bindet.“ — „Sehr wahr!“ rief der Fürst; „doch gegen diesen einen, auf Unheil ausgehenden, hat sich jezt der dreifach stärkere, aufs Heil der Völker gerichtete verbunden, und da öffnet sich wohl eine freudige Hoffnung auf eine Zukunft, der wir vielleicht jezt recht nahe stehen.“ — „Für mich eine schreckbare Aussicht,“ sagte der Priester, indem er die Theetasse hinsezte; „sollte man wohl in diesen glänzend schönen Sälen, bei dieser schimmernden Bewirthung und in dem eleganten Kreise, in dem wir uns befinden, an die Nähe so drohender Ereignisse glauben? Spricht nicht hier Alles Ruhe, ungestörten Frieden und beglückten Lebensgenuß aus? In der That, gnädigste Frau, lassen Sie mich gestehen, daß ich Sie, wenn auch nicht auf der Flucht, doch in den Mauern Leipzigs eingeschlossen glaubte.“ — „Ich flüchte nicht,“ entgegnete die Gräfin, „nicht früher, als bis die dringendste Gefahr mich dazu nöthigt; und was soll ich vollends in der dumpfen Stadt, wo mich tausend blasse Gesichter, mit den fürchterlichen Zeitungsblättern, diesen papiernen Schrecken, in der Hand verfolgen? wo aus den engen, kalten und trüben Gassen Grabeshauch mich anweht und man mit der größten Anstrengung nicht zwei Menschen zusammenbringen kann, mit denen sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt? Hier habe ich Musik, Bücher und meine Kinder, die mich die Unbilden der Zeit und des Wetters vergessen machen.“

Der Kanonikus hatte während dieser Rede mit dem ältesten Fräulein einige Worte gewechselt, und diese wandte sich jezt an die Gräfin: „Wissen Sie, liebe Mutter, etwas von dem Umstand, daß an der Stelle des linken Flügels unsers Hauses früher ein Kloster gestanden hat?“ — „Kein Kloster,“ rief der Geistliche, „sondern eigentlich ein Wirthschaftsgebäude, welches mit dem ehemaligen Kloster der Augustiner zusammenhing.“ — „Darüber müssen Sie sich beim ehemaligen Besitzer dieses Hauses Nachricht verschaffen,“ entgegnete die Dame, „mir ist dergleichen nicht bekannt; doch darf man wissen, warum Sie sich für diesen Umstand interessiren?“ — „Es ist der Grund meines Hierseyns, gnädige Frau; doch freilich kommt mir die Sache etwas seltsam vor, und ich muß fast am Gelingen meines ganzen Vorhabens zweifeln.“ — „Der würdige Herr,“ nahm der Prinz das Wort, „hat mich begleitet, um mir die Stätte anzuzeigen, wo ich gewisse höchstwichtige Papiere wiederfinden kann; nun ist aber ein böser Umstand, daß wir nicht nur nicht die Stelle, wo der Schatz vergraben liegt, sondern nicht einmal das Haus, ja sogar nicht einmal die Gegend kennen, so daß wir im eigentlichsten Sinne des Worts in der Finsterniß herumtappen. Erzählen Sie, geehrter Freund, was Sie über diesen Vorfall wissen, so wie die Geschichte Ihres Abentheuers; ich bin gewiß, daß sie den Damen Spaß macht.“

Die Gräfin, ihre Töchter und die jungen Offiziere vereinigten ihre Bitten, und der Kanonikus nahm endlich das Wort, indem er sagte: „Ew. Durchlaucht nehmen die Sache zu sehr von der abentheuerlichen Seite; ich bin versichert, in der Hauptsache keineswegs irre zu gehen. Es kommt nämlich darauf an,“ wandte er sich gegen die

Damen, „die Stelle wieder aufzufinden, die sich mir mit aller ihrer Eigenthümlichkeit dadurch fest in den Sinn prägte, daß ich als ein Kind von fünf Jahren an dem Platze eine gewaltig derbe Maulschelle erhielt.“ — „Ums Himmelswillen!“ riefen beide junge Damen, „man schlug Sie!“ — „Nicht anders,“ entgegnete der Kanonikus mit einem behaglichen Lächeln; „ich kenne wenig Backenstreiche, die mit solcher Kraft und Genialität geführt wurden; es war der erste empfindliche Schlag, den das Schicksal mir ertheilte, und wenn ich später in der Historie von Backenstreichen las, die hohe Personen empfingen oder austheilten, so regte sich sogleich die lebhafteste Erinnerung, welche meine Wange bewahrte. Sie werden sich entsinnen, meine Damen, daß es eine alte Sitte ist, bei Gründung vorzüglicher Gebäude, oder der Setzung von Monumenten den Kindern der Umgegend heftige Schläge zu ertheilen, damit diese später als alte Männer, wenn jenes Denkmal, oder das Gedächtniß einer dabei vorgefallenen Handlung sich verwischt haben sollte, noch davon zu erzählen wissen. Dazu war auch ich auserlesen worden, und auf meine unschuldige Kinderwange wurde der Brief an die Nachwelt mit fünf harten Griffeln unauslöschlich geschrieben. Jene wichtigen Dokumente, auf deren Auffindung es jezt ankommt, wurden damals von einem großen, angesehenen Manne an einer Stelle in die Erde versenkt, die, wenn ich nicht sehr irre, beim linken Flügel dieses Hauses, und zwar an der linken Hofmauer befindlich seyn muß. Die Stellung des Gebäudes, als ich heute den Ort wieder sah und mich gerade vor die aufgehende Sonne stellte, rief mir mit einem Male das lebhafte Bild aus meiner Kinderzeit so scharf in die Seele, daß ich — es ist komisch zu sagen — schnell nach meiner Wange griff und sie eben geschlagen glaubte.“ — „Seltsam!“ lächelte die Gräfin, „höchst seltsam! und besinnen Sie sich auf die nähern Umstände von jener Zeit her?“ — „Vollkommen, ja ich könnte Ihnen sogar die Blumen zeichnen, die damals, jezt vor fünfzig Jahren, zu meinen Füßen blühten und die ich zertrat, indem die ungeheure Ohrfeige meinen kleinen Körper taumeln machte. Sie können sich, Gnädigste, mein Entsetzen denken: mit andern Dorfbuben herbeigelaufen, stehe ich da und sehe mehrere Männer beschäftigt, ein Kästchen mit Papieren, das man mir zeigt, zu versiegeln und endlich in die Erde zu versenken; indem ich noch gedankenlos hinstarre, so durchbricht der damalige Oberpfarrer, ein Mann, von dessen freundlich sanfter Persönlichkeit ich die schönsten Proben erhalten hatte, plötzlich die Reihe der Menge, und ich sehe den hohen Mann im Sturmschritt, so daß der schwarze lange Rock ihm nachflattert, geradewegs auf mich zukommen; ein Schreck erfaßt mich, doch noch ehe ich fliehen kann, hat er mich erfaßt und seine Rechte führt weitausholend jene fürchterliche Ohrfeige, von der gewiß sogar das Wasser des Lethe mich nicht wieder frei waschen wird. Als der Oberpfarrer einige Zeit nach diesem Vorfalle starb, sah ich seinen Tod als eine mir vom Himmel erwiesene Genugthuung an.“ Man lachte und der Prinz sagte: „Und dennoch werden wir diesem verehrten Manne die größte Dankbarkeit schuldig seyn, wenn es uns gelingt, die Stelle und jene Papiere, an denen mir aus mancherlei Rücksichten so viel liegt, aufzufinden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wellen und Wahn.

Hinüber auf schwankendem Kahne
Gefahren zum sicheren Strand!
Hinüber auf trügendem Wahne
Gefahren zum klaren Verstand!

Wohl haben die gaukelnden Wellen
Des lockenden Zaubers gar viel,
Sie kommen und schmeicheln und schwellen,
Und tanzen im schaukelnden Spiel;

Sie kommen und flüstern und schmiegen
Sich kosend an unseren Kahn,
Wir lassen so gerne uns wiegen,
Süßträumend in lieblichem Wahn.

Wir leihen dem Lied der Sirenen
So willig ein trunkenes Ohr,
Da steigt ein unendliches Sehnen
In unserem Busen empor.

Da hält ein unendlich Verlangen
Das kindische Herz und geschwellt,
Nach dem, was Sirenen uns sangen
Von einer noch schöneren Welt.

Wir wollen die blühenden Räume
Der seligen Insel erspähn,
Wir wollen die fliehenden Träume
Der Kindheit verwirklichet sehn.

Doch raffen wir dann nicht bei Zeiten
Mannskräftig vom Taumel uns auf,
So wird uns das Ruder entgleiten,
Hoch schlagen das Wasser herauf.

Wir werden betäubt und gezogen
Zum kreisenden Wirbel hinab,
Von reißenden, riesigen Wogen
Hinunter ins schäumende Grab. —

O haltet auf schwankendem Kahne
Im Auge den sicheren Strand,
Und fahrt aus dem düsteren Wahne
Hinüber zum klaren Verstand!

Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

Die Schlammbäder in der Krimm.

Ich beginne dießmal bei nahender Badesaison mein Schreiben mit dem Bericht über eines der kräftigsten und interessantesten Bäder im großen russischen Reiche, so wenig ich auch Hoffnung habe, dadurch viele Habitués der böhmischen und Rheinbäder der paradisischen Krimm zuzuwenden.

Der See Sack liegt etwa 18 Werst von der Stadt Eupatoria in der Krimm. Im Juli und August tritt das Wasser des Sees beinahe eine halbe Werst weit von seinen gewöhnlichen Ufern zurück, und dieß ist die Zeit, welche die Kranken benutzen, um sich in dem daselbst zurückbleibenden, äußerst weichen Schlamme zu baden. Diese Schlammbäder verdienen in mancher Hinsicht vorzügliche Beachtung, da viele Beispiele gezeigt haben, daß die Heilkraft des Schlamms nicht selten die Wirkung der berühmtesten Mineralwasser weit übertrifft; auch stehen sie in einem so guten Rufe, daß eine Menge, an den verschiedensten Uebeln Leidender aus der ganzen Krimm und selbst aus den entferntesten Gegenden Rußlands zu ihnen wallfahrten.

Wir haben Beispiele gehabt, wo mehrere von ihren Aerzten aufgegebene Kranke, denen auch die Gesundbrunnen verschiedener Länder keine Linderung verschafft hatten, dieses wohlthätigen Schlammes sich bedienten und vollkommen geheilt in ihre Heimath zurückkehrten. Auget, Kreisarzt von Eupatoria, welcher, von der Behörde beauftragt, den Schlamm des Sacksees medicinisch zu untersuchen, sich daselbst vom Jahr 1828 bis 1830 aufgehalten hat, führt eine Menge Fälle an, wo Personen, die an verschiedenen sehr schweren Krankheiten, besonders an Rheumatismus, Scropheln und jeder Art von Erkältungsübeln litten, gründlich geheilt wurden. Noch ist dieser Schlamm nicht genau chemisch analysirt worden; Auget theilt nur kurz das mit, was er bei den von ihm angestellten einfachen Versuchen gefunden. Der Hauptbestandtheil des Schlammes ist Sand, mit Lehm vermischt; seine übrigen Theile sind Kochsalz und Magnesia in Verbindung mit Schwefeltheilen und Salzsäure. Auch bemerkte Auget die Gegenwart von Schwefel-Wasserstoffgas, das man schon durch den bloßen Geruch, bei der Ausdünstung an schwülen Tagen, erkennt. Der Schlamm ist schwarz, weich wie die geschmeidigste Salbe und fettig anzufühlen; er legt sich leicht, aber fest an den Körper und kann nur mit Mühe abgewaschen werden. Der starke Schwefelgeruch ist dauernd und theilt sich durch das Blut selbst den Ausdünstungen des Körpers mit, ein Beweis, daß dieser Bestandtheil den ganzen Körper durchdringt. In Wasser aufgelöst und innerlich gebraucht, wirkt er abführend. Der Schlamm hat einen salzig bittern Geschmack; getrocknet verliert er seine schwarze Farbe und wird zur weißlichen Masse, deren Oberfläche sich mit kleinen, glänzenden Salzkrystallen überzieht. Durch künstliche Erwärmung verliert er keineswegs seine heilende Kraft, und kann auch, ohne daß er so leicht eine Veränderung erleidet, transportirt werden. Mehrere Kranke, die am See selbst nicht baden konnten, ließen sich den Schlamm nach Eupatoria bringen, wo er, in einer türkischen Badstube erwärmt, ihnen durchaus dieselben Dienste leistete. Selbst während der starken Winterfröste verläugnete er seine Kraft nicht, wenn er in gut geheizten Zimmern angewendet wurde. Die beste Badezeit ist vom 10ten Juli bis zum 20sten August. Wer sich unter freiem Himmel baden will, hat Folgendes zu beobachten: Morgens früh wird eine Grube, etwa anderthalb Ellen tief, gegraben. Wenn sowohl die Grube als auch der ausgeworfene Schlamm von der Sonne gut erwärmt sind, legt man sich um zehn Uhr Vormittags in den Schlamm und bleibt darin bis zwölf Uhr Mittags, indem man sich mit dem herausgeworfenen, von den Sonnenstrahlen erwärmten Schlamm bedeckt. Zum Baden wählt man natürlich einen warmen, heitern und windstillen Tag. Die Zeit, wie lange man im Schlamme liegen muß, ist nicht für Alle gleichmäßig zu bestimmen. Einige konnten es nicht länger als 10 Minuten darin aushalten, andere lagen 2 bis 2½ Stunden; Viele konnten in den ersten Tagen der Kur lange im Schlamme liegen, mußten aber die Zeit im Verfolg der Kur nach und nach abkürzen, mit Andern war es gerade der entgegengesetzte Fall. Vollblütige bekamen sogleich Kopfweh und Schwindel; schwächliche Personen fühlten Druck auf der Brust, Beängstigungen, Uebelkeiten und zuletzt Anwandlungen von Ohnmacht. Auch ist bemerkt worden, daß diejenigen, welche mit nüchternem Magen ins Bad gingen, in demselben nicht so lange bleiben konnten, als solche, die sich nach einem leichten Frühstücke und gelinder Bewegung in den Schlamm legten. Dabei ist während des Gebrauches der Schlammbäder eine gewisse Diät zu beobachten. Zur völligen Heilung und Stärkung der Kranken müssen sie nach beendigter Badekur nach Eupatoria gehen, sich dort im Meere baden und fleißig die türkischen Badstuben besuchen.

Die Regierung hat dafür gesorgt, daß die Kranken am Sacksee die nöthigen Arzneimittel und einen Arzt finden, den sie zu Rathe ziehen können. Zur Bequemlichkeit der Kranken ist am Ufer des Sees ein großes Haus, mit meublirten Wohnzimmern, Küchen, Wagenschoppen und Pferdeställen erbaut; im Schlamme selbst werden drei Zelte aufgeschlagen: das eine für Herren, das zweite für Damen und das dritte für die geringere Volksklasse. Jedes Zelt hat an zwei Seiten einen Korridor mit Kabinetten, in denen die Badenden Bettstellen, Stühle und Gefäße mit warmem Wasser, zum Abwaschen des Schlammes, finden. Für den Fall, daß Regen oder heftiger Wind den Gebrauch des Schlammbades unter freiem Himmel verbieten, ist am Ufer des Sees eine Badstube erbaut, wo man sich zu jeder beliebigen Zeit, am Tage, in der Nacht, bei jedem Wetter und selbst im Spätherbst, im Schlamme baden kann. Seit einer Reihe von Jahren haben an veraltetem Rheumatismus und Gliederreißen leidende Personen diese Schlammbäder mit dem besten Erfolg gebraucht, und bei Krankheiten dieser Art hat sich der Schlamm am wirksamsten gezeigt. Außer dem Gebrauche desselben als Bad für den ganzen Körper, hat auch das Auflegen des gewärmten Schlammes auf die in Folge von Scropheln, Gicht und andern Uebeln entstandenen Geschwülste und Verhärtungen an den Gelenken sich in kurzer Zeit wohlthätig bewiesen. Viele bekamen nach dergleichen Umschlägen einen Ausschlag und kleine Wunden, wodurch die Heilung nur noch befördert wurde. Für den Gebrauch des Schlammes auf diese Weise kann man ihn nach entfernten Orten versenden und dieselbe Portion Schlamm drei und viermal gebrauchen, nur muß jedesmal so viel Wasser aus dem Salzsee zugegossen werden, als davon beim Gebrauch des Schlammes etwa verdunstet. Auch dieses Salzwasser wird in Flaschen verschickt.

Außer dem Sacksee besitzen wahrscheinlich noch andere Salzseen der Krimm denselben heilenden Schlamm; bewiesen ist dieß vom Salzsee Kraßnoje, der ebenfalls einen schwarzen Schlamm hat. Die Sohle der Salzseen hat dieselbe Eigenschaft wie der Schlamm und kann erwärmt und in Wannen zu jeder Jahreszeit gebraucht werden.

Die heilsame Wirkung des Sees Sack bestätigt sich auch dadurch, daß die Einwohner der Krimm schon seit undenklichen Zeiten, von nah und fern, bei chronischen Uebeln dazu ihre Zuflucht nehmen, und der häufige Nutzen, den sie davon haben, wird den Ruf des Seeschlammes auf immer erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Juni 1833.

— Es zeiget sich fest die geordnete Bildung.
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.

Goethe.

Ueber das Einhorn der Alten.

Im ganzen Alterthum, und weit herauf in die neuere Zeit hat bekanntlich der Glaube geherrscht, in Indien und Afrika lebe ein mit gespaltenen Klauen versehenes, also wiederkäuendes, den Antilopen ähnliches Thier, das ein langes, gerades Horn als furchtbare Waffe mitten auf der Stirne trage. Troz der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums, troz der Autorität eines Aristoteles und Plinius, die übrigens das Thier nie selbst gesehen haben, ist das Faktum, daß ein wiederkäuendes Thier ein Horn mitten auf der Stirne, also *auf der Nath* des Stirnbeins trage, nach den allgemeinen Gesetzen der thierischen Organisation von der neuern Naturforschung geleugnet worden, und die Namen Camper und Cuvier haben sich gegen jene beiden Alten in die Wagschale gelegt.

Der Streit schien zum Vortheil der Neuern völlig entschieden, da rührten ihn verdienstvolle Beobachter in neuester Zeit wieder von Neuem auf, so daß es wohl der Mühe werth ist, die Punkte des Prozesses, auf welche es hauptsächlich ankommt, dem Publikum vorzulegen.

Die Hörner und Geweihe, womit die Natur den Kopf verschiedener Säugethiere geschmückt hat, zerfallen ihrer Natur nach in zwei wesentlich verschiedene Klassen: die einen sind unmittelbare *Fortsätze der Stirnknochen*, die andern dagegen sind bloße *Auswüchse der Haut*. Jene wachsen im Allgemeinen zu einer bedeutenden Masse an, namentlich in die Länge, während die leztern nie ein bedeutendes Volumen erreichen. Wir beobachten überhaupt nur an zwei Familien der Säugethiere Hörner und Geweihe, nämlich an den sogenannten Dickhäutern, den *Pachydermen*, und an den Thieren mit gespaltenen Klauen, den *Wiederkäuern*. Die Hörner der leztern gehören durchaus jener ersten Klasse an, d. h. sie sind Fortsätze der Schädelknochen, und zwar der beiden durch eine Nath in der Mitte vereinigten Stirnbeine, und damit immer *paarig*. Die Wiederkäuer selbst aber zerfallen in Absicht auf die Beschaffenheit ihrer Hörner wieder in zwei Abtheilungen. Zu der einen gehören die Giraffe und das große Hirschgeschlecht, das die eigentlichen Hirsche, die Elendthiere, Rennthiere, Rehe als Glieder zählt. Die Hörner dieser Thiere erscheinen in ihrer Totalität als unmittelbare Fortsätze der beiden Stirnknochen, sind innen schwammig, außen sehr fest, bei alten Thieren aber oft durchaus solid und hart wie Elfenbein. Diese Geweihe — dieß ist der populäre Ausdruck für diese Art von Hörnern — sind im jugendlichen Zustand mit behaarter Haut überzogen, welche später verschwindet, sie sind in den bei weitem meisten Fällen verästet, und was sie vorzüglich charakterisirt, sie werden zu verschiedenen Malen im Leben des Thiers abgeworfen und erzeugen sich von Neuem. Die einzige Ausnahme von diesem Verhalten machen die

Hörner der Giraffe, die dadurch als unentwickelte Geweihe erscheinen: sie bleiben nämlich während des ganzen Lebens des Thiers mit der behaarten Haut überzogen und verhältnißmäßig klein, verästen sich nicht und werden niemals abgeworfen. — Wesentlich verschieden von den eben beschriebenen sind die Hörner bei einer zahlreichern Gruppe von Wiederkäuern, nämlich bei den Geschlechtern Antilope, Ziege, Schaaf und Ochs. Diese haben mehr oder weniger lange knöcherne Fortsätze der Stirnbeine, über welche, wie über Zapfen, eine Scheide, das eigentliche Horn, hergestülpt ist. Diese Hornscheide wächst mit dem knöchernen Zapfen während des Lebens des Thiers gleichmäßig fort; diese Hörner werden niemals freiwillig abgeworfen und sie sind zwar oft vielfach gewunden, aber niemals verästet.

Diese Beschaffenheit der Hörner der Thiere mit gespaltenen Klauen ist so durchgreifend und hängt so genau mit ihrer ganzen Organisation, namentlich mit ihrem verhältnißmäßig unvollkommenen Zahnsystem zusammen, daß man sie, der Analogie gemäß, bei allen Wiederkäuern, auch bei solchen, die uns etwa noch nicht bekannt seyn sollten, mit Bestimmtheit voraussetzen kann.

Außer bei den Wiederkäuern, finden sich Hörner, wie gesagt, nur noch in der Familie der Pachydermen, und zwar sehr sparsam; sie scheinen hier auf das Geschlecht des Rhinozeros beschränkt. Da das indische Nashorn blos Ein Horn auf der Nase in der Mittellinie des Körpers trägt, so haben sogar neuere Beobachter in ihm das Einhorn der Alten gesehen und geglaubt, dasselbe sey nur dadurch fabelhaft geworden, daß sie es zu einem wiederkäuenden Thier gestempelt. Die Hörner der Rhinozeros, seyen ihrer mehrere oder blos eines, sitzen mittelst der Haut auf den Nasenknochen, die nicht nur sehr dick, sondern auch innig verwachsen sind und dadurch eine sehr feste Unterlage bilden. Sie sind fest, kegelförmig und werden nie abgeworfen; sie erscheinen als ein bloßer Fortsatz der Oberhaut, und wenn man sie näher untersucht, namentlich quer durchschneidet, findet man, daß sie aus einer Menge zusammengeleimter Haare bestehen.

Sind dieß demnach die einzigen mit Hörnern versehenen Landsäugethiere, so war es zum Voraus so gut als unmöglich, daß es ein Thier mit gespaltenen Klauen geben sollte, das auf der Mittellinie des Körpers und des Stirnbeins ein wahres knöchernes Horn trüge, weil es ja nur dann auf der Nath des leztern Knochen stehen könnte, wenn es etwa aus Fortsätzen der beiden getrennten Hälften desselben bestände, eine Bildung, wovon wir in dem thierischen Organismus auch nicht entfernt ein Beispiel kennen. Nun bemerken wir zwar allerdings bei manchen unserer Hausthiere, namentlich bei Ziegen und Schaafen, eine solche Bildung, aber nur scheinbar. Eines der beiden Hörner geht nämlich verloren, und nun kommt in das andere ein unverhältnißmäßig starkes Wachsthum; es weicht auch von seiner normalen Richtung nach innen ab, so daß es am Ende oft wirklich auf der Mittellinie des Stirnbeins zu sitzen scheint. Dasselbe gilt von manchen Antilopenarten; an dem in Afrika lebenden Oryx hat man es nicht selten beobachtet; eben so an den Antilopen Algazel und Leucoryx. Diese zufällige Verschiedenheit in der Zahl und Richtung der Hörner wiederkäuender Thiere mag zum Glauben an ein Thier mit gespaltenen Klauen, das mitten auf der Stirne ein Horn trägt, den Grund gelegt haben, und somit ist das Einhorn der Alten wahrscheinlich nichts anderes, als eine nur mit Einem Horn versehene Varietät einer Antilopenart. Dergleichen einfache Hörner winden sich zuweilen spiralförmig, und schon Pallas hat die für uns hier wichtige Beobachtung gemacht, daß bei Antilopen, welche ein Horn verloren haben, das übrigbleibende ungewöhnlich lang ist.

Die Erzählungen der Alten vom Monoceros waren demnach sicherlich nicht ganz grundlos, und nichts anderes als Antilopen mit Einem Horn gaben die Veranlassung dazu. Wer weiß auch, ob es nicht im Innern Afrikas noch eine Antilope gibt, welche noch häufiger als der Oryx, das Algazel und der Leucoryx ein Horn abstößt? Diese Eigenheit könnte immerhin so häufig vorkommen, daß man sie für normal und spezifisch ansehen durfte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

In dem Moment wurde das Gespräch durch mehrere Musketenschüsse unterbrochen, welche in nicht geringer Entfernung zu fallen schienen. Vergeblich war es, einen Blick aus dem Fenster zu thun, denn die eingetretene Nacht hatte die ganze Umgegend in tiefe, undurchdringliche Finsterniß gehüllt; nur aus der Gegend von Leipzig schimmerten einzelne Lichter herüber. Leonhard, der Jäger, trat herein und versicherte, daß sich die Zahl der feindlichen Scharfschützen, welche sich seit einigen Tagen im Dorfe gezeigt, heute bedeutend vermehrt habe; mit ihm kam die kleine Sophie gelaufen und schmiegte sich an den Schooß der Gräfin. „Mutter!“ rief sie, „sie fangen an zu schießen; wenn sie nur nicht aus Versehen ihre knallenden Flinten auf Dich oder mich, oder auf Bella richten.“ — „Sey ruhig, mein Kind,“ sagte diese, „wir haben ihnen ja nichts zu Leide gethan.“ — „Sehen Sie!“ rief die Kleine, „sehen Sie, Mutter, Ferdinand, Viktor und Graf Erwin fangen auch an mit Puppen zu spielen, und sogar der fremde Herr ist mit dabei.“ Sie lief an einen Tisch, der mit Landkarten bedeckt war, auf denen die Stellung der Heere durch verschieden bezeichnete Nadeln angegeben war. Als die Gräfin mit ihren Töchtern nun

auch herantrat, machten die Offizieren ehrerbietig Platz, und die erstere rief, einen trüben Blick auf die Karte werfend: „Nun, gnädiger Herr, so machen Sie uns denn bekannt mit dem, was wir zu fürchten haben." — „Sie sehen, Gnädigste," nahm der Prinz das Wort, „hier die verbündeten Heere sämmtlich aufgestellt am linken Ufer der Elbe: hier bei Borne das Korps des Generals Grafen Wittgenstein, das zweite preußische Armeekorps unter Kleist bei Altenburg und Frohburg, das Kosakenkorps des Attaman Grafen Platow bei Lützen, die erste Armeeabtheilung der Unsrigen unter Graf Meerfeldt, die dritte Armeeabtheilung unter Graf Gyulay und unsere Reserve unter dem Prinzen von Hessen-Homburg hier in Penig; die russischen und preußischen Grenadiere und Kürassire stehen bei Chemnitz, das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg ist in Penig. Dort auf dem linken Elbufer vor Dresden, von Schachwitz bis zum Plauenschen Grund steht die polnische Armee, hier bei Aussig das Korps des Generals Grafen Tolstoy." Die Gräfin war mit aufmerksamem Blicke den Erklärungen des Prinzen gefolgt, jezt wurde es ihr vor den vielen rothen, schwarzen, gelben und grünen Knöpfchen bunt vor den Augen, und sie unterbrach die Hinweisungen mit der Bemerkung: „Ich sehe nun vollkommen deutlich, wo unsere Beschützer und Freunde zu finden sind, nun möchte ich aber eben so deutlich den Kaiser und seine Stellung wahrnehmen." Der Prinz lächelte, er gab der Karte eine andere Wendung, und es kamen jezt die feindlichen Truppen zum Vorschein. „Was wir von der Stellung des Feindes wissen," rief er, „ist dieses: den König von Neapel sehen Sie hier an der Elster hinter Cola und Gostewitz; St. Cyr mit dem ersten und vierzehnten Korps hat Dresden und Sonnenstein besezt, in Düben aber, wie man gewiß weiß, ist das Hauptquartier des Kaisers."

Die Schüsse, welche schon früher gehört worden waren, störten auch jezt wieder das Gespräch; Victor war mit dem Jäger hinausgegangen, der Kanonikus beschäftigte sich mit Sophien, ihr Muth einsprechend, und indeß der Prinz mit der Dame des Hauses in den Sälen auf und abging, sezten sich die beiden jungen Gräfinnen ans Pianoforte; man ordnete die Notenblätter, die beiden jungen Offiziere trugen Lichter herbei und Sophie wand sich aus den Armen ihres Freundes, indem sie erklärte, jezt, da Musik gemacht werde, müsse sie nothwendig dabei seyn, um die Notenblätter umzuschlagen. Hersilie, die ältere der beiden Schwestern, zog unter den Musikstücken ein schwerfälliges Heft hervor. „Wieder Gluck?" fragte Josephine, die jüngere. — „Diesesmal nicht," war die Antwort; „es ist die Armida von Jomelli; nimm sie: das Duett zwischen Rinald und Armida muß geübt werden, und dabei bringt uns keine andere Musik so schnell über die vielen Soldaten, Flinten, Angriffsplane und Feldmarschalle, die mir noch im Kopfe stecken, hinüber; schnell, komm und setze dich."

Die Musik begann; Hersilie fuhr in rollenden Tönen über die Tasten hin; ein glänzendes Vorspiel drang kurz und gerundet hervor, dann tönten die Worte Rinalds: caro mia ben, mia vita, deh! non turbar que'rai, in voller, tönender Klarheit und Fülle von den Lippen des Jünglings. Rasche Uebergänge flogen auf dem Pianoforte hinauf und hinab; Josephine war aufgestanden, und in weicher Biegung sich anlehnend, mischte sie sich mit süßen, klagenden Lauten, die so rein und himmlisch ihrem Busen sich enthoben, in die Süßigkeit der männlichen Stimme.

„Herrlich!" rief der Prinz, als das Duett geendet war; er drückte dem jungen Manne die Hand. „Ich weiß nicht," nahm die Gräfin das Wort, „ob Ew. Durchlaucht die alte Musik lieben; wo nicht, so bedaure ich, denn Sie werden in diesem Hause wenig andere, als diese finden; ich selbst muß gestehen, daß Seele, Kraft, musikalischer Gedanke nur bei den Alten zu finden sind, und selbst Gluck ist mir zu neu." Der Prinz stimmte in seiner Antwort bei, und nachdem Beide wieder den Salon verlassen hatten, sagte die Gräfin: „Eure Hoheit sehen dort zwei glückliche Paare beisammen; ich habe den Bewerbungen der beiden braven Offiziere, die der Ehre genießen, unter Ihren Befehlen zu stehen, nicht länger Hindernisse in den Weg legen wollen, besonders da wir ja Alle nicht wissen, ob die nächste Stunde noch unser ist. Hersilie, meine ältere Tochter, ist mit dem Lieutenant Baron Rosenberg, Josephine mit dem Major Grafen Edwin versprochen." — „Gnädige Frau," erwiderte der Prinz, „erlauben Sie mir, meinen Glückwunsch von Herzen abzustatten, mit der aufrichtigen Versicherung, daß Ihre Wahl keine würdigern jungen Männer hätte treffen können; beide sind aus angesehenem Hause, gebildet, talentvoll und mir sowohl als ihrem frühern Obern als Leute von untadelhafter Aufführung und entschiedener Tüchtigkeit bekannt." — „Wenigstens glaube ich sie," sagte die Gräfin, indem sie mit einem Seufzer zur Erde blickte, „als Männer von sittlichem Werth erkannt zu haben, und dieses ist viel in einer Zeit, wo es Mode geworden, ruchlos zu scheinen, wenn man es nicht im Innern schon ist."

Der Prinz heftete jezt seine Blicke auf die Gruppe am Pianoforte und mußte sich selbst gestehen, nie schönere Gestalten gesehen zu haben. Die beiden Jünglinge, schlank und würdevoll von Wuchs, zeigten in ihrer Haltung eben so die hohe Liebenswürdigkeit und Frische der Jugend, als die Feinheit im Umgange der höhern Stände, indeß die beiden Gräfinnen, auf das Einfachste, doch mit dem zierlichsten Geschmack der Mode gekleidet, die Ideale zu verkörpern scheinen, die die vornehme Welt in weiblicher Erziehung aufstellt und welche so oft in Karrikatur verbildet vorzukommen pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Demidowsche Armenhaus. Die Entbindungskunst in Rußland.

Der Kammerjunker Anatolius Nikolajewitsch Demidow hat, beim Antritte seiner Volljährigkeit, das Andenken seines verewigten Vaters durch eine Handlung im Geiste der Scheremetjew, Golizins, Rumjänzows, Demidows und anderer edlen Russen würdig feiern wollen, und in dieser Absicht eine Summe von nicht weniger als einer halben Million Rubel zur Gründung einer philanthropischen Anstalt in dieser Residenz bestimmt, deren Zweck darin besteht, den Unvermögenden durch nützliche Arbeiten zu Erwerbung ihres täglichen Unterhalts Gelegenheit zu verschaffen, ihnen Auswege zu Minderung ihrer Noth zu eröffnen, ohne daß sie ihre Zuflucht zum Betteln zu nehmen brauchen, das stets ein Beförderungsmittel des Müßiggangs und Lasters ist. Diesen Plan Demidows hat der Kaiser bestätigt und die Kaiserin hat geruht, diese, in ihrer Art neue Einrichtung unter ihren Schuz zu nehmen. Am 31sten März erfolgte die Einweihung dieses Armenhauses, für welches das ehemals dem Bankier Rall gehörige Haus an der Moika angekauft worden, in Gegenwart Ihrer kaiserlichen Majestät, der hohen Beschüzerin dieser Anstalt, welche bei dieser Gelegenheit derselben eine jährliche Gabe von tausend Rubeln bestimmte. Das Demidowsche Armenhaus ist für die Armen jeden Standes dieser Hauptstadt zu dem Zwecke errichtet, einem Jeden die Mittel zu geben, sich durch eine, seinen Kräften angemessene Beschäftigung Nahrung und Unterhalt zu verschaffen. Diese Mittel werden den Armen in der Anstalt selbst gereicht, wo sie eine einfache, aber gesunde Kost und außerdem, nach der festgesezten Taxe, eine Geldvergütung für ihre Arbeit erhalten. Dazu sollen die leichtesten Handwerke und die einfachsten Beschäftigungen im Hause eingeführt werden, damit Niemand sich mit Mangel an Geschicklichkeit oder mit Unfähigkeit entschuldigen könne. Als Hülfsmittel bekommen die Armen die nöthigen Werkzeuge. Das Material wird auf Kosten des Hauses angeschafft, oder von Kronanstalten und Privatpersonen hergegeben, um es gegen Bezahlung eines festgesezten Preises verarbeiten zu lassen. Da der Zweck der Anstalt rein ein wohlthätiger ist, so wird auch bei der Verwaltung derselben durchaus auf keinen Vortheil gesehen, sondern Jedem wird der Ertrag der Arbeit, nach Abzug der Kosten für seinen Unterhalt, ausbezahlt. Jeder, der in der Anstalt Arbeit zu erhalten wünscht, wird sogleich angenommen gegen Vorzeigung der nöthigen Scheine über sein Recht, sich in der Hauptstadt aufhalten zu dürfen, damit das Haus kein Zufluchtsort für Landstreicher, verdächtige Leute oder Verbrecher werde. Im Comptoir der Anstalt werden Billette, mit der Unterschrift des Direktors, zu einem Rubel verkauft. Solche können von wohlthätigen Personen eingelöst und den Armen statt der gewöhnlichen Almosen gegeben werden, die oft nur dazu dienen, den schädlichen Müßiggang, diese Quelle aller Laster, zu nähren. Gegen Vorzeigung dieser Billette sollen die Armen in der Anstalt Arbeit und Unterhalt erhalten. Die Armen wählen selbst die Arbeit, die ihren Fähigkeiten und Kräften entspricht; solche, die kein Handwerk erlernt haben, bekommen irgend eine Beschäftigung, die keine besondere Geschicklichkeit oder Uebung verlangt; zugleich wird Jeder mit der Taxe der von ihm übernommenen Arbeit im Voraus bekannt gemacht, damit er wisse, was er zu erwarten hat. Wer in dieser Anstalt Arbeit sucht, muß sich daselbst früh am Tage melden, damit bei Zeiten die Zahl der Armen, für welche man an jedem Tage Speise zu bereiten hat, bekannt sey. Ein Jeder muß übrigens am Tage so viel durch seine Arbeit verdienen, als seine tägliche Nahrung kostet; die Trägen werden ausgeschlossen. Die Armen erhalten eine gesunde und nahrhafte Kost; die Speisen sind dieselben, sowohl zu Mittag, als am Abend, in der Woche, wie an Feiertagen, damit an leztern die Zahl der Besuchenden, in der Hoffnung auf ein besseres Mahl, nicht zu groß werde. Das Kochen und Brodbacken geschieht im Hause und unter der Aufsicht der Hausdienerschaft durch die Armen selbst, denen diese Beschäftigung nach der Taxe als wirkliche Arbeit angerechnet wird. Am Schluß des Tages, nämlich nach dem Abendessen und nachdem die Vorsteher der Anstalt den Werth der verrichteten Arbeit liquidirt haben, verlassen alle Armen das Haus bis zum folgenden Tage. Vom Stifter der Anstalt hängt es ab, einigen Nothdürftigen, je nachdem es der Raum und die Bequemlichkeit des Hauses erlauben, in demselben Wohnung zu geben, was sie ebenfalls durch ihre Arbeit zu vergüten haben. Verschämten Armen, welche durch unglückliche Verhältnisse vom Wohlstande in Armuth versunken und genöthigt sind, ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben, wird die Arbeit in ihre Wohnung geschickt, ohne daß sie nöthig haben, ihre Verhältnisse anzuzeigen. — Wenn ein dem Schuldthurm verfallener Armer seine Zuflucht zu dieser Anstalt nimmt und die verlangte Unterstüzung zur Loskaufung abzuarbeiten verspricht, so wird ihm solche nicht versagt, wenn die Summe nicht 200 Rubel übersteigt; indessen muß er einen oder zwei zuverlässige Bürgen stellen.

Die Entbindungskunst wurde in Rußland, wie bei andern Völkern, früher nur von Frauen, ohne vorhergegangene wissenschaftliche Bildung, empirisch ausgeübt. Erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden hier zu Lande Entbindungsschulen. Die erste studirte Hebamme kam aus Braunschweig nach Rußland im Jahr 1712, um der Gemahlin des Zarewitsch Alexei Petrowitsch beizustehen, als diese von ihrem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Peter II., entbunden ward. Der Name jener Person ist leider in Vergessenheit gerathen. Einer zweiten, einer Frau van Huysen, geschieht später Erwähnung, die im Jahr 1718 sich im Hause des holländischen Gesandten in St. Petersburg befand. Die Gattin eines Kapitäns Engelbrecht in Moskwa, welche die Entbindungskunst in Holland erlernt hatte, wurde auf Befehl der Kaiserin Anna im Jahr 1740 nach Petersburg verschrieben, um bei der Niederkunft der Prinzessin Anna zugegen zu seyn. Wiewohl das Bedürfniß kundiger Hebammen bei dem Kaiserhofe gefühlt ward, so behalf man sich doch im Lande durchgängig mit unstudirten Geburtshelferinnen. Zum Wohle der Menschheit gelangte aber in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Entbindungskunde schnell zu einem hohen Grade der Vervollkommnung. Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth (1757) wurde in Moskwa eine Entbindungsschule gestiftet. Immer mehr hat, von jener Zeit an, die Regierung für diesen wohlthätigen Zweig gesellschaftlicher Einrichtungen gethan, und besonders sind die Verdienste der unvergeßlichen Menschenfreundin, der hochseligen Kaiserin Maria, unschäzbar. Gegenwärtig gibt es nicht nur in den Gouvernements- und Kreisstädten, sondern selbst in Kamtschatka studirte Hebammen. Vor Kurzem hat der Stabsarzt und Accoucheur Wöhrmann, der die Absicht hegte, in Kaluga eine Schule zur Belehrung der Bauerweiber in der Entbindungskunde anzulegen, ein zu jenem, bisher noch unerreichten Zwecke geschriebenes Werk in russischer Sprache herausgegeben, das den Titel führt: „Leitfaden zur Erlernung der Entbindungskunde,“ und von Aerzten sehr gerühmt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Juni 1833.

Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Schiller.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Man ging jezt in den Speisesaal: der Prinz erzählte den Damen die neuesten Begebenheiten aus Wien, und ein buntes Gespräch, in das zulezt alle freudig einstimmten, wogte auf und nieder. Der Kanonikus saß neben seiner kleinen Freundin Sophie, und beide besprachen sich sehr ernst über Felix, den Hofhund, und über den Jäger Leonhard und dessen große Flinte; Viktor hatte an der Gouvernante, einem runden freundlichen Geschöpf mit hochrothen Wangen und glänzenden Augen, offenbar eine ihm sehr zusagende Nachbarin gefunden.

Nach der Abendmahlzeit, als der Prinz mit dem Jüngling allein war, sprachen beide über das Verhältniß im Hause. „Reden Sie frei, lieber Viktor," nahm nach wiederholten Aufforderungen der Fürst das Wort; „welcher Umstand ängstigt Sie hier im Hause, warum wird Ihnen in dieser Familie nicht wohl?" Der junge Mann schien befangen, er wollte sichtlich einer Antwort ausweichen, und als dieses ihm nicht gelang, erwiderte er: „Ich fürchte kindisch zu erscheinen, wenn ich die Gründe meiner Unzufriedenheit Eurer Hoheit vorlege; offen gestanden, ich bin zu gering für diese vornehme Gesellschaft." — „Zu gering?" fragte der Prinz; „stehen Sie nicht an Geburt, an Erziehung ihr ganz gleich?" — „Das Erste wohl, das zweite nicht. Meine Eltern, wie Eure Hoheit wissen, waren einfache, biedere, edelgesinnte Menschen; sie gaben Güte, Offenheit, Vertrauen, und man kam ihnen wieder mit diesen Tugenden entgegen; nach diesen Grundsätzen war auch meine Erziehung eingerichtet, das Daseyn vornehmer Laster, entsetzlicher Verirrungen, die das Blut im Busen erstarren machen, berührte auch nicht im Traume mein Inneres." — „Viktor!" rief der Fürst, „geben Sie Acht, was Sie sagen! solche Beschuldigungen diesem Hause!" — „Es scheint undankbar," seufzte der Jüngling, „und es ist es auch, darum kein Wort weiter, gnädigster Herr; ich will auf keine Weise der Ankläger werden." Er verbarg sein Gesicht, und der Fürst senkte einen Blick voll Theilnahme auf den noch fast knabenhaften Jüngling; dann entließ er ihn unter dem Vorwand, zur Ruhe gehen zu wollen. Allein als jener ihn verlassen, schritt er noch lange im Gemach herum, die eben gehörten Worte erwägend. Er warf seinen Mantel um und trat auf den Vorsprung, der vor den Fenstern angebracht war. Die Nacht zeigte sich besonders finster, und nur der Lichtschein aus einem unten gelegenen Gemach fiel auf ein paar herbstlich entlaubte Bäume; von Zeit zu Zeit fielen Schüsse in der Ferne, dann klang ein einsamer Gesang mit lang ausgezogenen Tönen von unten herauf; eine weibliche Stimme sang das Lied von Hölty:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich,
Mir mein lezter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein eigner kleiner Herd.

Eine Gestalt näherte sich dem Fenster und schien zu lauschen, der Prinz neigte sich herab und erkannte Viktor: das Fenster wurde geöffnet, Worte freundlich und leise gewechselt. „O Marianne," tönte es herauf, „sey gewiß, edles, bestes Mädchen, das Schicksal wird Dir diesen Wunsch gewähren, es wird Dich, es wird mich bald aus dieser beängstigenden Umgebung reißen!" Der Prinz erstaunte, er glaubte die Stimme der Gouvernante erkannt zu haben; der Nachtwind erhob sich, das Fenster wurde zugeschlagen und bald war die Gegend und das Haus in tiefe Finsterniß versenkt.

Am andern Morgen in der Frühe hatten sich der Prinz, der Kanonikus und Viktor mit einigen Dienern in den Garten des Hauses begeben, um hier Untersuchungen anzustellen. Der Geistliche bestand auf seiner frühern Behauptung; nach seiner Angabe fing man an zu graben, nachdem Schutt und allerlei Geräthe vom Platze entfernt worden waren. Es zeigte sich nothwendig, eine Wache aufzustellen; denn sobald das Gerücht von der Grabung im Dorfe erschollen war, hatte sich sogleich eine Menge müssiger Zuschauer sogar von der Straße her eingefunden, die sich nun in Gruppen herumstellten. Der Kanonikus lief hin und her, die gehörigen Befehle zu ertheilen; bald stellte er sich mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang, bald nach Niedergang, bald bückte er sich nieder, um die Größe seiner damaligen Gestalt, als er den Schlag empfangen hatte, wieder anzunehmen, bald bestieg er mit einiger Anstrengung eine Leiter, um von derselben herab einen Ueberblick zu gewinnen. Der Haushofmeister, der die Geschichte mit dem Backenstreich auch gehört, schüttelte bedenklich das Haupt, und nur die Gegenwart des Fürsten vermochte die Arbeiter in der gehörigen Achtung zu erhalten gegen die dicke, sich in steter Lebendigkeit bewegende kleine Gestalt des Kanonikus. Man war noch nicht weit gelangt, als plötzlich Sophie, die auch herausgetreten war, einen heftigen Schrei ausstieß, und in dem Moment zeigte sich dicht vor den Arbeitern ein langer hagerer Mann mit einem verstörten, leichenblassen Antlitze, der mit einem widrigen, tonlosen Lachen auf die Gruppe niedersah. Einer der Diener erhob sich sogleich; indem er dem Ankömmling mit dem erhobenen Spaten drohte, rief er: „Was wollt Ihr hier! fort, oder ich schlage Euch nieder!" Der Wahnsinnige gab einen Laut, gleich einem gescheuchten Thier von sich, zu gleicher Zeit trat hinter den Gebäuden ein breitschultriger, finsterer Mann hervor, der den Unglücklichen, ihn gewaltsam bei der Brust packend, mit sich hinwegzog. Als beide den Platz verlassen hatten, erhob sich die Kleine, welche gleich Anfangs ihr Haupt an den Knieen des Geistlichen verborgen hatte, langsam, und indem sie von Neuem in Thränen ausbrach, rief sie leise: „Das ist mein armer Bruder Julius, mein armer Bruder!" — „Dein Bruder?" wiederholte der Geistliche bestürzt und laut; der Jäger wandte sich bei diesen Worten um, und dem Kinde einen finstern Blick zuwerfend, sagte er: „Was schwazt Ihr da, Fräulein? wer ist Euer Bruder?" Das Mädchen wandte sich weg und weinte nur noch heftiger. Der Prinz und Viktor, die unterdessen abgerufen worden waren, traten jezt wieder hinzu. Es hatten sich schon in diesen paar Stunden wichtige Ereignisse zugetragen, Boten waren angelangt aus dem Hauptquartier, und sowohl der Fürst als auch Viktor und die beiden Offiziere mußten auf das Schleunigste fort. Die Gräfin zeigte sich gefaßt wie immer, sie nahm vom Prinzen die Versicherung, daß er sie von der geringsten entscheidenden Bewegung im Heere in Kenntniß setzen wolle; er versprach, den jungen Gräfinnen ihre Geliebten so bald als möglich wieder zurückzuschicken; zum Schutz der Damen blieb ein Theil seines kleinen Gefolges, an dessen Spitze sich der Jäger stellte, zurück. Der Geistliche empfing von den scheidenden Kriegern den ehrenvollen Auftrag, die verlassenen Damen zu trösten, und wirklich hätte der heitre, behagliche Mann sich diesem sonst so schwierigen Unternehmen vollkommen gewachsen gefühlt, wenn nicht die unglückliche Grabung und deren ungewisses Resultat ihm seine natürliche Unbefangenheit geraubt hätte. Die Berichte, die nach Entfernung der Männer einliefen, fesselten bald die Aufmerksamkeit aller Hausbewohner; sie folgten immer schneller auf einander, und kein Abend verging, wo nicht in den Händen der Frauen fünf bis sechs verschiedene Nachrichten von den jungen Offizieren sich befanden. Es schien immer gewisser werden zu wollen, daß der Kaiser den Verbündeten bei Leipzig eine Schlacht liefern werde; immer enger zogen sich die drohenden Truppenmassen in die Nähe der unglücklichen Stadt, immer drohender traten die Vorboten einer baldigen Schlacht hervor. Die meisten Landhäuser in der Nachbarschaft standen bereits leer; wer irgend fliehen konnte, war geflohen oder hatte sich in die Stadt zurückgezogen, die Landstraße war mit flüchtigen Wagen bedeckt, und zwischendurch erblickte man Reitergruppen und Offiziere, die hin und her sprengten.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Einhorn der Alten.

(Beschluß.)

Für die Möglichkeit der Existenz des wahren Einhorns hat man noch ein Argument vorgebracht, nämlich die Stoßzähne des Narvals (Monodon Monoceros). Aber diese Organe sind wahre Zähne und haben mit den Hörnern der Wiederkäuer lediglich nichts gemein. Die lange, spitze

Waffe des Narvals sizt in der Zahnlade und liegt in der Richtung der Körperachse. Sie steht also nicht auf der Mittellinie des Körpers, auf welcher bei den Säugethieren die außen sichtbaren unpaarigen Organe ohne Ausnahme gestellt sind, sondern seitlich. Diese Anomalie ist übrigens nur scheinbar, und es verhält sich damit ganz, wie mit den einzelnen Hörnern gewisser Antilopen. Der Narval hat nämlich Anfangs zwei Stoßzähne, so gut als die Antilopen zwei Hörner. Diese Zähne sind symmetrisch zu beiden Seiten in den Kiefer eingefügt; der rechte stirbt aber ab und der linke wächst dagegen zu einer Masse an, dergleichen die Zähne bei keinem andern Thier erreichen: er wird halb so lang als das ganze Thier. Es kommt indessen vor, daß beide Zähne aus den Zahnladen treten und zu ziemlicher Länge anwachsen; dieser Fall ist nun zwar der eigentlich normale, aber dennoch bei diesem Thier der seltenste.

Wenn demnach der Stoßzahn eines Meersäugethiers für die Existenz eines Wiederkäuers, der ein einziges Horn mitten auf der Stirn tragen soll, lediglich nichts beweist, so ist wohl anderseits eben jener Mangel an Symmetrie, der dadurch entsteht, daß der eine Zahn des Narvals nicht zur Entwicklung kommt, geeignet, auf die Umstände, unter denen gewisse Antilopenarten als einhörnig erscheinen, Licht zu werfen. So verschieden in Bau und Stellung die Zähne des Narvals und die knöchernen Stirnauswüchse der Antilope sind, so können sie doch analogen Modifikationen unterworfen seyn.

Nach allem Bisherigen darf es uns nicht wundern, daß die Alten, namentlich Plinius und Aelian, fest an die Existenz des Einhorns geglaubt haben, das übrigens keinem je zu Gesicht gekommen ist. Sie wurden wohl um so mehr zu diesem Glauben verführt, weil die altegyptischen Künstler den Oryx gewöhnlich so ganz im Profil darstellten, daß man nur Ein Horn sah, indem das zweite von dem dem Zuschauer zugewandten genau gedeckt wurde. In jetziger Zeit verfährt die rohe Kunst geradeso; so haben nach Sparmanns Bericht die Wilden am Kap der guten Hoffnung auf Felswände Antilopen gezeichnet, die im Profil auch nur ein einziges Horn zu haben scheinen, wie das Einhorn der Alten. Ein Holländer, Namens Cloete, hat behauptet, eine solche Antilope mit Einem Horn sey im Jahr 1791 auf dem Kap geschossen worden, und in der Regierungszeitung von Kalkutta geschieht eines großen, spiralförmig gewundenen Horns Erwähnung, das von einem Einhorn herrühren sollte. Dergleichen Erzählungen gaben der Aussage des Italieners Barthema wieder Werth, der in seiner 1517 herausgegebenen Reisebeschreibung versichert, er habe zu Mekka als große Raritäten zwei Einhörner gesehen, und der Brief, den der Reisende Rüppel am 3ten Mai 1824 von Ambukol aus schrieb, schien es vollends außer Zweifel zu setzen, daß es ein Thier gebe, von der Größe einer Kuh, aber von schlanker Gazellengestalt, das ein langes, gerades Horn auf der Stirne trägt. Dieses Thier soll in verschiedenen Gegenden Asiens unter verschiedenen Namen bekannt seyn; es soll bald **Kilakma**, bald **Hilukma**, andern Orts **Chiro** und **Tropo** heißen. Der Major Latter, der in den Bergen westlich von Nepaul einen Posten kommandirte, hat im Jahr 1824 einen offiziellen Bericht nach Europa geschickt, in welchem er darthut, daß das Einhorn sich im Innern Tibets wirklich findet. Der gelehrte Direktor der Linneischen Gesellschaft zu Bordeaux, Laterade, hat vor Kurzem eine Menge Fakta zusammengestellt, durch welche die Existenz des Einhorns auf den Küsten von Madagascar und in Indien erhärtet werden sollte. Eine ziemliche Anzahl von Naturforschern scheint sich in neuerer Zeit, den obigen Beweisen zufolge, auch wirklich dem Glauben zuzuneigen, daß es ein Säugethier mit gespaltenen Klauen gebe, das, gleich dem Einhorn der Alten, ein Horn vor der Stirne trage.

Da indessen die wenigsten der Beobachter, auf deren Zeugniß man sich dabei beruft, im Stande waren, die Charaktere der Thiere, welche sie für das wahre Einhorn erklärten, wissenschaftlich zu bestimmen, so halten wir uns für überzeugt, daß sie immer entweder das Nashorn mit Einem Horn, das ein Hautorgan ist, oder aber eine Antilope, die ein Horn verloren hatte, oder endlich sogar den Stoßzahn eines Narvals vor sich hatten, der ja früher, seiner übermäßigen Länge wegen, im gemeinen Leben für das Horn des Thiers galt.

Nach allem Bisherigen ist also so viel ausgemacht, daß den Berichten von einem Thiere mit gespaltenen Klauen und Einem Horne in so ferne etwas Wahres, Wirkliches zu Grunde liegt, als manche Antilopen, wie Oryx, Algazel und Leucoryx, häufig ein Horn abwerfen, und es leicht in bis jezt weniger betretenen Gegenden eine Antilope von großem Wuchse geben könnte, bei der diese Abnormität, wie beim Narval das Absterben eines Zahns, zur Regel würde. Daß aber ein Thier mit gespaltenen Klauen je ein einzelnes Horn mitten auf der Stirn, also auf der Nath der Stirnknochen getragen haben sollte, ist nach allen Gesetzen der Analogie äußerst unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich; denn die Thiere mit gespaltenen Klauen oder die Wiederkäuer haben, wie wir gesehen, lediglich keine andern Hörner, als solche, die Fortsätze der Stirnknochen sind; wie sollte nun aber ein solches Horn auf der Mittelnath dieser Knochen sitzen können? Auf der Mittellinie des Körpers können nur Hörner sitzen, welche dem Hautsystem angehören, also Hörner, wie sie manchen Pachydermen, nie aber den Wiederkäuern zukommen. An das wahre Einhorn könnte man also nur dann glauben, wenn die Alten und die Neuern, die für seine Existenz streiten, statt eines antilopenähnlichen Thiers einen Verwandten des Nashorns daraus gemacht hätten. Freilich träte auch dabei wieder eine bedeutende

Schwierigkeit in den Weg: dem Einhorn schreibt man allgemein ein sehr bedeutend langes Horn zu; aber die Hautauswüchse, welche die Hörner des Rhinozeros bilden, erreichen niemals eine irgend bedeutende Länge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Beschluß.)

Der neue Gesezkoder des russischen Reichs.

Ein lang genährter Wunsch aller rechtgesinnten Unterthanen in Rußland ist nun, nach siebenjährigen, ununterbrochenen Bemühungen, durch unsers Monarchen standhaften Eifer und unter seiner eigenen, unmittelbaren Leitung in Erfüllung gegangen. Peters, Katharinas und Alexanders Entwürfe sind jezt unter Nikolais Scepter ausgeführt, die Hyder der Willkühr und arglistiger Fälschung ist für ewige Zeiten in unzerstörbare Fesseln geschlagen worden. Ein Aufsatz in der nordischen Biene enthält einige interessante Notizen über den weisen Gang, der bei der Ausführung dieser Riesenaufgabe beobachtet wurde. Dieß Werk, so groß, so gemeinnützlich und wohlthätig für die Gegenwart, wie für die Zukunft, so gelungen in seiner Ausführung, indem der Monarch für dasselbe den Mann zu finden wußte, dessen Genie im höchsten Grade dieser schwierigen Arbeit gewachsen war, steht über alles Lob erhaben. Nur einige Bemerkungen über die Art, wie das Gesetzbuch sich gebildet hat, mögen hier ihren Platz finden.

Uloschenie (Codex legum) ist eine Sammlung geschriebener, bestimmter Geseze. Geseze, diese nothwendige Bedingung aller bürgerlichen Gesellschaft, sind mit dem ersten Entstehen derselben da, mehren sich nach dem Verhältniß der Ausdehnung derselben, vervollkommnen sich in demselben Maße, wie die Aufklärung des Volks, und bilden endlich ein auf die Geschichte des Volks gegründetes Ganze, welches allen Bedürfnissen seines bürgerlichen Lebens entspricht. Bisweilen wird diese natürliche Ordnung durch äußere Einwirkungen gestört: oft zwingt der Sieger dem Besiegten seine Geseze auf; oft entlehnt ein Volk selbst die Grundlage seiner Geseze von andern gebildeten Nationen; aber Eins wie das Andere kann nur in der Kindheit eines Volks Dauer haben. Auf solche Weise blieb das römische Recht in den Gesezgebungen der barbarischen Völker, die sich auf den Trümmern von Augusts Reich erhoben; dagegen konnte in neuern Zeiten der Code Napoléon sich bei den wenigsten der von diesem Länderstürmer unterworfenen Völker erhalten; denn als sie gezwungen wurden, das Gesezbuch ihres Besiegers anzunehmen, hatten sie schon ihr historisch gebildetes, althergebrachtes Recht, und als sie zur Selbstständigkeit zurückkehrten, kehrten sie auch wieder zu ihren voreltterlichen Gesezen zurück. — Rußlands Gesezbuch nun unterscheidet sich wesentlich von allen Gesezbüchern der neuern Zeit. Die meisten sind, wie gesagt, mehr oder weniger auf das römische Recht gegründet, mehr oder weniger aus fremder Quelle geschöpft. Gleich Justinians Corpus juris ist dagegen Rußlands Gesezbuch der Inbegriff vaterländischer Verordnungen: Alles daran ist russisch, nicht aufgedrungen vom Schwerdte oder der Gnade des Siegers, sondern gewährt von der Weisheit, Sorgfalt und Gerechtigkeit der Monarchen aus dem Hause Romanow. Und dieses Werk verbleibt der spätesten Nachkommenschaft als das dauerndste Denkmal der Regierung Nikolais. Jahrhunderte und Generationen werden vorübergehen, neue Siege, neue Eroberungen werden die Thaten der Vorfahren in Vergessenheit bringen; aber die Strahlen, die das Haupt des Gesezgebers, des Friedenstifters umgeben, der Ordnung und Recht feststellte in Pallästen und Hütten, werden ihr hellglänzendes Licht auch auf die fernsten Geschlechter werfen.

Alle, von der Zeit der Abfassung der Uloschenie des Zaren Alexei Michailowitsch an bis auf den heutigen Tag (von 1649 bis zum 1sten Januar 1832), im Laufe dieser 183 Jahre erlassenen gesezlichen Bestimmungen — die nicht durch die mannichfaltigen Veränderungen, welche die Zeit mit sich brachte, ihre Kraft und Wirksamkeit verloren hatten — wurden gesammelt, nach dem wahren Texte berichtigt, in systematische Ordnung gebracht, nach den Hauptfächern des Regierungs- und Justizwesens in einzelne Rechtsbücher eingetheilt und auf eine klare, gedrängte und befriedigende Weise auseinandergesezt. Sodann wurde jeder Theil historisch entwickelt, und nach der Beendigung im Manuscript derjenigen Oberbehörde, welche über die Erfüllung der darin zusammengefaßten Geseze wacht, zur Prüfung vorgelegt. Nach so geschehener Durchsicht und Berichtigung sämmtlicher Theile wurde der Swod gedruckt, und mittelst allerhöchsten Manifests vom Januar dieses Jahrs dem dirigirenden Senat mit der Vorschrift zugestellt, denselben vom 1sten Januar 1835 an in Kraft treten zu lassen. Im Laufe dieser beiden Jahre werden nun die Behörden, Geschäftsmänner und alle diejenigen, die in dem Falle sind, sich auf Geseze beziehen zu müssen, Zeit gewinnen, sich mit dem Inhalte und der Anordnung dieses Gesezbuchs bekannt zu machen. Außerdem können in dieser Zeit etwaige Mängel, die einmal bei den Arbeiten menschlichen Verstandes und menschlicher Hände unvermeidlich sind, aufgedeckt und verbessert werden.

Auflösung des Doppel-Räthsels in Nr. 149:
Tag und Nacht.

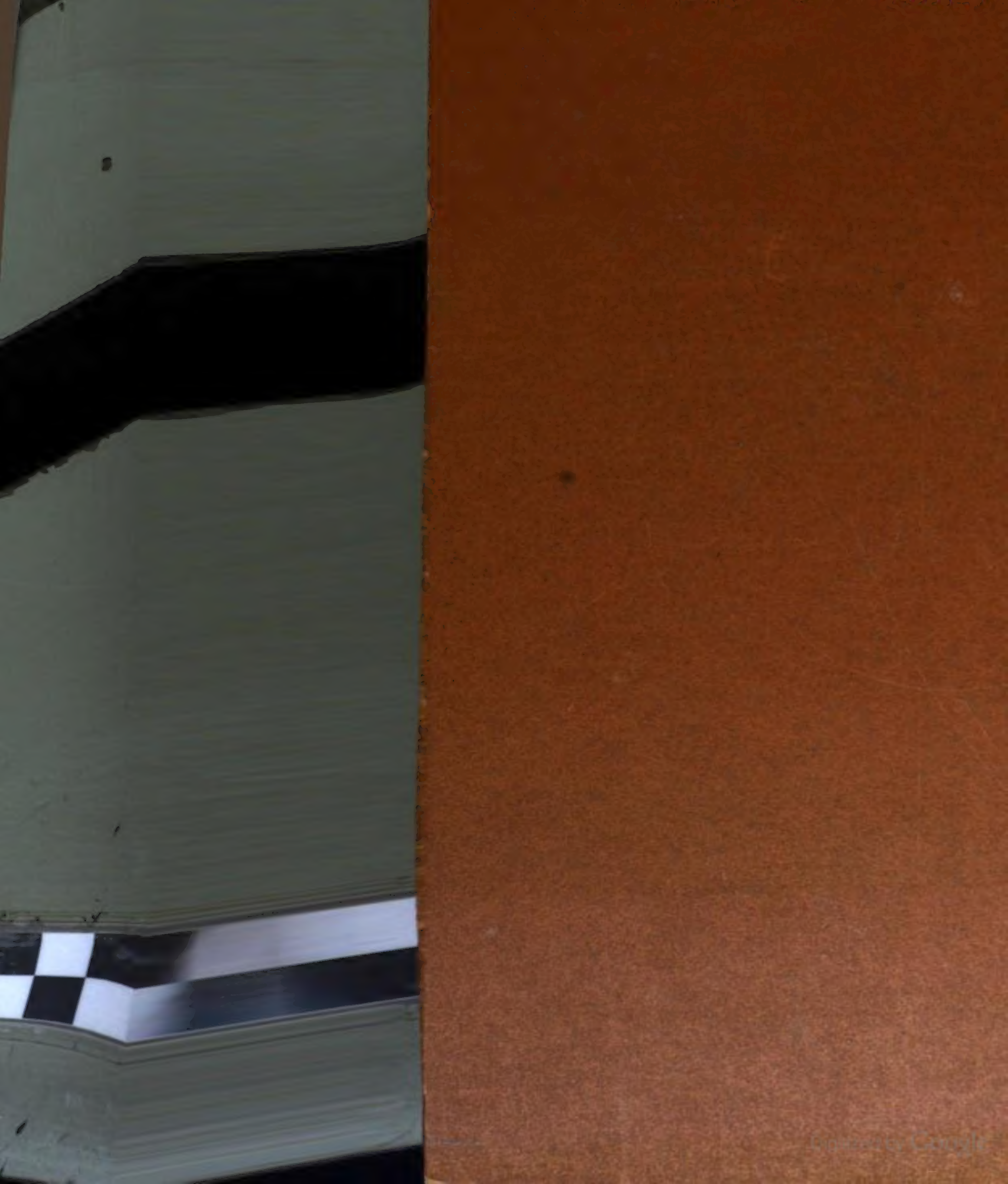
Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14.

Als ein mächtiges Wort mit vierzehn Zeichen erschein' ich,
Aber durch Demuth nur werd' ich ein mächtiges Wort;
Mehre die 4 bis 9, wenn nichts ich sage, ja lüge,
Doch bin ich 4 bis 9 ganz zu zernichten bestimmt.
Nirgend hat man mich gern, wo irgend kahl ich erscheine;
Hört ein Geschichtchen, es sey meine Perrücke für heut.

6 bis 14 weihte dem liebenswürdigsten Mädchen,
Flammen, im Herzen versteckt, schüchtern ein junger Poet.
2. 1. 10. 11. 12. 13, 14. zu erwecken,
Mit 6. 7. 8. 9. hatte sie Venus geschmückt.
Immer war er von ihr in bescheidener Ferne geblieben.
Glücklich saß er einmal neben der Schönsten im Kreis;
Und von der Freundin geneckt, erhob sie sich, diese zu strafen;
Aber als Schlagbaum hielt vor sie den Arm der Poet.
Doch sie drängte den Schlagbaum weg mit des herrlichen Leibes
Kräftigem Druck und rief zornig sich: dummer Gesell!
Ja, er hörte es kaum; ihn hatte der Schatz in dem Arme
Schnell zum himmlischen Chor seliger Götter entrückt.
Sie doch kam schnell sanfter zurück, und begütigend sprach sie
1 bis 14 aus, weil sie gesprochen im Zorn.
Da bekannte auch er, daß 4 bis 11 er gewesen;
Mit 6. 7. 8. 9. lächelte sie und vergab.

J. G. M.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 15 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.